Acerca de este libro

Esta es una copia digital de un libro que, durante generaciones, se ha conservado en las estanterías de una biblioteca, hasta que Google ha decidido escanearlo como parte de un proyecto que pretende que sea posible descubrir en línea libros de todo el mundo.

Ha sobrevivido tantos años como para que los derechos de autor hayan expirado y el libro pase a ser de dominio público. El que un libro sea de dominio público significa que nunca ha estado protegido por derechos de autor, o bien que el período legal de estos derechos ya ha expirado. Es posible que una misma obra sea de dominio público en unos países y, sin embargo, no lo sea en otros. Los libros de dominio público son nuestras puertas hacia el pasado, suponen un patrimonio histórico, cultural y de conocimientos que, a menudo, resulta difícil de descubrir.

Todas las anotaciones, marcas y otras señales en los márgenes que estén presentes en el volumen original aparecerán también en este archivo como testimonio del largo viaje que el libro ha recorrido desde el editor hasta la biblioteca y, finalmente, hasta usted.

Normas de uso

Google se enorgullece de poder colaborar con distintas bibliotecas para digitalizar los materiales de dominio público a fin de hacerlos accesibles a todo el mundo. Los libros de dominio público son patrimonio de todos, nosotros somos sus humildes guardianes. No obstante, se trata de un trabajo caro. Por este motivo, y para poder ofrecer este recurso, hemos tomado medidas para evitar que se produzca un abuso por parte de terceros con fines comerciales, y hemos incluido restricciones técnicas sobre las solicitudes automatizadas.

Asimismo, le pedimos que:

+ *Haga un uso exclusivamente no comercial de estos archivos* Hemos diseñado la Búsqueda de libros de Google para el uso de particulares; como tal, le pedimos que utilice estos archivos con fines personales, y no comerciales.

+ *No envíe solicitudes automatizadas* Por favor, no envíe solicitudes automatizadas de ningún tipo al sistema de Google. Si está llevando a cabo una investigación sobre traducción automática, reconocimiento óptico de caracteres u otros campos para los que resulte útil disfrutar de acceso a una gran cantidad de texto, por favor, envíenos un mensaje. Fomentamos el uso de materiales de dominio público con estos propósitos y seguro que podremos ayudarle.

+ *Conserve la atribución* La filigrana de Google que verá en todos los archivos es fundamental para informar a los usuarios sobre este proyecto y ayudarles a encontrar materiales adicionales en la Búsqueda de libros de Google. Por favor, no la elimine.

+ *Manténgase siempre dentro de la legalidad* Sea cual sea el uso que haga de estos materiales, recuerde que es responsable de asegurarse de que todo lo que hace es legal. No dé por sentado que, por el hecho de que una obra se considere de dominio público para los usuarios de los Estados Unidos, lo será también para los usuarios de otros países. La legislación sobre derechos de autor varía de un país a otro, y no podemos facilitar información sobre si está permitido un uso específico de algún libro. Por favor, no suponga que la aparición de un libro en nuestro programa significa que se puede utilizar de igual manera en todo el mundo. La responsabilidad ante la infracción de los derechos de autor puede ser muy grave.

Acerca de la Búsqueda de libros de Google

El objetivo de Google consiste en organizar información procedente de todo el mundo y hacerla accesible y útil de forma universal. El programa de Búsqueda de libros de Google ayuda a los lectores a descubrir los libros de todo el mundo a la vez que ayuda a autores y editores a llegar a nuevas audiencias. Podrá realizar búsquedas en el texto completo de este libro en la web, en la página `http://books.google.com`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
398026-C
NEU-

8° 1238

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z228363208

Digitized by Google

398026-C
PERIOD.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Zehnter Jahrgang. Erste Hälfte.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1874.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bulwer-Lytton.

Von

Friedrich Althaus.

Unter den englischen Schriftstellern unsers Jahrhunderts nimmt Lord Lytton, oder um ihn vorläufig den Namen zu lassen, unter dem er berühmt wurde und den er den größten Theil seines Lebens hindurch führte, Bulwer-Lytton, in mehr als einer Hinsicht eine eigenthümliche Stellung ein. Sein Ruhm ist so weit verbreitet wie der irgendeines andern berühmten Volks- und Zeitgenossen. Wo Byron und Shelley, Scott, Dickens und Thackeray heimisch sind, erfreut auch der Verfasser von „Pelham" und „Rienzi" sich eines frischen Andenkens, und im allgemeinen herrscht kaum eine Meinungsverschiedenheit über den hohen Rang, der ihm unter den Koryphäen der neuesten englischen Literatur gebührt. Erwägt man jedoch seine Ansprüche näher, so tritt sofort eine Schwierigkeit hervor. Daß Byron und Shelley als Dichter, Scott als Schöpfer des historischen Romans, Dickens und Thackeray als Humoristen und Satiriker Unvergleichliches leisteten, wird ohne erhebliche Widerrede zugegeben. Bulwer dagegen fügt sich keiner solchen allgemeinen Charakteristrung. Selbst wenn man ihn vorzugsweise als Novellisten bezeichnet, ist es nicht leicht, mit wenigen Worten zu sagen, worin die hervorragende Eigenthümlichkeit seiner Leistungen besteht. Was zunächst daran auffällt, ist ihre erstaunliche Vielseitigkeit. Werther'sche Gefühlsromane, fashionable, historische, realistische, sensationelle, mysteriös-phantastische Romane — keine während der letzten hundert Jahre aufgetauchte Abart ist bei diesem fruchtbaren Schriftsteller unvertreten. Und der Eindruck dieser Vielseitigkeit steigert sich, wenn man seine ganze, fast ein halbes Jahrhundert umfassende schriftstellerische Laufbahn in ihrem geschichtlichen Zusammenhange überblickt. Denn Bulwer war nicht blos Romandichter, er war auch Lyriker, Dramatiker, Epiker, Satiriker, Geschichtschreiber, Essayist, Redner. Daß er auf allen diesen Gebieten gleich Vorzügliches geleistet, wird auch von seinen größten Bewunderern nicht behauptet. Aber ebenso wenig darf ihm der Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht werden. Der seltene Umfang seiner Talente und Sympathien wurde vielmehr ergänzt durch einen unermüdlichen Fleiß, einen Ernst des künstlerischen Schaffens, einen edeln Ehrgeiz das Beste zu erstreben und zu leisten, welche allen seinen Schöpfungen unverkennbar aufgeprägt sind und als wesentliche Charakterzüge des Menschen wie des Schriftstellers hervortreten. Selten fand sich wol mit der Begabung eines Arbeiters auf dem Felde der schönen Literatur eine so gründliche classische Bildung, mit dem leichtbeweglichen Geiste des Weltmannes ein solcher Hang

Digitized by Google

zum Idealismus vereinigt. Eine andere Frage ist, ob in den Erzeugnissen dieses so vielseitig und glänzend begabten Geistes jene geheimnißvolle Schöpferkraft sich offenbart, die man Genie nennt, oder ob sie der tiefer liegenden Sphäre angehören, welche dem Talent eigenthümlich ist. In Bezug auf diesen Punkt zeigte die öffentliche Meinung in England selbst sich nach Bulwer's Tode getheilt. Man gestand ihm von allen Seiten den bildenden Geist eines Künstlers zu, versagte ihm aber von mancher die Anerkennung der Inspiration, welche die höchsten Werke des Genius zeitigt. Auch dieser Widerstreit der Meinungen wirft auf Bulwer's Stellung unter seinen Zeitgenossen ein charakteristisches Licht und wir werden später bei der Betrachtung seiner Werke darauf zurückkommen müssen.

Der Gedanke an Bulwer ruft unwillkürlich die Vorstellung einer aristokratischen Abkunft hervor. Ein fashionabler, stattlicher, ritterlicher Grundzug geht durch sein ganzes Wesen und alle seine Schriften. In der That rühmte er sich eines alten, tief in die Anfänge seiner vaterländischen Geschichte zurückreichenden Stammbaums. Die englischen Genealogen verfolgen seine väterliche Abstammung bis zu den Vikingern und Barden Skandinaviens und beweisen, daß der Stammvater der englischen Linie, Turold Bulwer, mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam und durch diesen mit Wood Dalling, dem ältesten Stammgut der Familie Bulwer in Norfolk, belehnt wurde. Mütterlicherseits kam er aus dem sächsischen Hause der Lytton, dessen Verwandtschaft mit den alten Fürsten von Wales sowie mit den Königshäusern der Plantagenets und der Tudors nachweisbar ist. Daß das Bewußtsein einer so langen Ahnenreihe bei Bulwer die Form des Standesstolzes oder sonstiger aristokratischer Vorurtheile annahm, läßt sich nicht behaupten. Vielmehr durfte er vom Anfang seiner Laufbahn an als auffallend frei gelten von Standes- und Volksvorurtheilen und auch in seinen spätern Jahren wurde er nie ein Tory in dem hergebrachten Sinne des Wortes. Aber ganz ohne Einfluß war die Thatsache seiner Abstammung nicht, und bei der Beurtheilung seines persönlichen Wesens und Charakters sollte auch dieser historische Hintergrund einer alten Familiengeschichte nicht aus den Augen verloren werden.

Edward George Earle Lytton Bulwer war der dritte und jüngste Sohn des Generals Bulwer und Elisabeth Barbara Lytton's und wurde am 25. Mai 1805 in Heydon Hall, dem Familiensitze der Bulwer in Norfolk, geboren. Sein Vater war früher Oberst in der englischen Armee gewesen; 1804 wurde er zum General eines der Freiwilligencorps ernannt, welche sich damals, zum Zwecke der Landesvertheidigung gegen die von Boulogne her drohende Napoleonische Invasion in England bildeten, starb aber, erst funfzigjährig, schon drei Jahre nachher und hinterließ seiner Witwe die Sorge für die Erziehung ihrer jungen Söhne. Elisabeth Barbara Lytton, der letzte Sprößling und die Universalerbin der Güter ihrer Familie, war eine Frau von Bildung und Geschmack und übte, wie es scheint, durch ihr warmes poetisches Gefühl und ihre Vertrautheit mit der schönen Literatur Englands einen bedeutenden Einfluß besonders auf die Sinnesweise desjenigen ihrer Söhne aus, der selbst bestimmt war, dieser Literatur zu so hoher Zierde zu gereichen. Als Bulwer im Jahre 1840 die erste Ausgabe seiner gesammelten Schriften veranstaltete, erkannte er in der einleitenden Widmung an seine Mutter diese Verpflichtung dankbar an. „Dein zarter und reiner Geschmack", sagt er, „flößte mir zuerst die Liebe zur Literatur ein, und Du, die meine erste Führerin war, warst auch meine erste Kritikerin. Erinnerst Du Dich noch der Sommertage, die mir so kurz schienen, wenn Du mir die alten Balladen wiederholtest, mit welchen Percy den verfallenden Geist unserer nationalen Muse von neuem belebte, oder die glatten Verse Pope's, oder jene zarten und schönen Gedichte, deren Abfassung Deine eigene frühere Muße verschönte? In diesen frühen Anregungen lagen die Samenkörner der Blumen, welche ich jetzt, so vergänglich

Digitized by Google

sie auch sein mögen, auf einen durch tausend Erinnerungen einer unaussprechlichen Liebe geweihten Altar niederlege."

Gelegenheit, an ihm selbst ihre Kritik zu üben, gab der junge Bulwer, wie er gleichfalls bemerkt, seiner Mutter schon in seinem sechsten Jahre, indem er, angeregt besonders durch die Percy'schen Balladen, die eigenen poetischen Kinderschwingen versuchte. Den größten Theil seiner glücklichen Kindheit verlebte er unter solchen Einflüssen in Knebworth, dem etwa sieben Meilen von London entfernten malerischen alten Landgut der Lyttons in Hertfordshire, der 1811 in den Besitz seiner Mutter gelangte. Später beschrieb er diesen Ahnensitz mit warmen Farben der Erinnerung in dem „New Monthly Magazine"; und als noch später, durch den Tod seiner Mutter, das Erbtheil der Lyttons an ihn selbst überging, wurde während der letzten dreißig Jahre seines Lebens Knebworth von neuem seine wahre Heimat. Den ersten umfassendern Unterricht empfing der Knabe in einer Privatschule bei Brighton; von dort ging er in eine ähnliche Anstalt in Ealing, endlich in eine dritte bei Margate. Wie versichert wird, zeichnete er sich unter seinen Mitschülern früh durch rasche glänzende Lernfähigkeit und ein lebhaftes, feuriges Temperament aus, sowie, trotz einer keineswegs robusten Gesundheit, durch sein Geschick in allen gymnastischen Uebungen und Spielen. Daß er schon damals für seine classischen Studien einen guten Grund legte, läßt sich aus seinen Schriften schließen. Den Drang seiner Seele zu poetischem Schaffen, seine frühe Hinneigung zu der Laufbahn des Schriftstellers bewies er, indem er, kaum den Knabenjahren entwachsen, volle vier Jahre eher als Lord Byron vor ihm, einen Band Gedichte veröffentlichte. „Ismael, an Oriental tale, with other poems" (London 1820), so lautet der Titel dieses Erstlingswerkes, und der Verfasser nennt sich nicht nur mit seinem vollen Namen, sondern bemerkt ausdrücklich auf dem Titelblatt, daß diese Gedichte geschrieben wurden „zwischen seinem 13. und 15. Jahre". In einer poetischen Widmung an Sir Walter Scott rühmt er Scott als denjenigen, der zuerst das Feuer der Dichtung in ihm entzündet; doch sind auch die Einflüsse Byron's und Moore's unverkennbar. So manchen Reminiscenzen man übrigens begegnen und was man immer aussetzen oder belächeln möge, ein lebhaftes lyrisches Gefühl, eine edle Diction und eine auffallende Versgewandtheit sind diesen Knabengedichten Bulwer's nicht abzusprechen. Als authentisches Denkmal seines Denkens und Empfindens und seiner rasch fortschreitenden Entwickelung, in der Uebergangszeit vom Knaben- zum Jünglingsalter, sowie als erste Offenbarung jenes Ehrgeizes, als Dichter zu glänzen, der nie ganz in ihm erlosch, werden sie daher immer von Interesse bleiben müssen, obgleich weder damals noch später eine erwähnenswerthe öffentliche Aufmerksamkeit ihnen zutheil wurde.

Auffallend ist die lange Pause zwischen dem Erscheinen dieses Erstlingsproducts der Bulwer'schen Muse und der Veröffentlichung des zweiten; denn nicht weniger als fünf Jahre verflossen, ehe der jugendliche Schriftsteller einen neuen Band „Gedichte" in die Welt hinausschickte. Daß seine Feder während dieser Zwischenzeit geruht habe, ist kaum anzunehmen. Vermuthlich erging es ihm wie andern jungen Autoren, die in Anfällen von Verzweiflung die geliebten Manuscripte dem Flammentode weihen und nebenbei manches beginnen, was unvollendet bleibt. Thatsache ist, daß wir dem frühreifen Autor des „Ismael" erst in seinem 21. Jahre wieder auf dem Büchermarkt begegnen. Er war 18 Jahre alt geworden, als er (1823), nach Vollendung der nöthigen Vorstudien in den obengenannten Schulen, die Universität Cambridge bezog. Die englischen Universitäten befanden sich, einem Ausdruck des verstorbenen Grafen Derby zufolge, damals noch in ihrer vorwissenschaftlichen Periode, boten aber trotzdem jungen Leuten von Talent mannichfaltige Gelegenheiten zur Auszeichnung. Was Bulwer anging, so spielte er während seiner Studentenjahre in Cambridge unter seinen Commilitonen in mehr als einer Hinsicht eine hervorragende Rolle. Zunächst lernte man ihn kennen als jungen Mode-

Digitized by Google

helden, ein Umstand, der in jenem goldenen Zeitalter der Dandies nicht gering anzuschlagen war und in jedem Falle als Kennzeichen einer Seite oder Phase von Bulwer's Wesen festzuhalten ist. Beau Brummell hatte England bereits in Ungnade verlassen, aber sein Geist lebte in der durch seinen besten Schüler, König Georg IV., beherrschten Gesellschaft fort. König Georg IV. regierte und galt, auch nach dem Staatsprocesse gegen seine Gemahlin, noch immer für den „ersten Gentleman in Europa". Es war dieselbe Epoche, in welcher auch D'Israeli als Dandy glänzte und durch den Roman „Vivian Grey" berühmt wurde. Dandy war daher nicht absolut gleichbedeutend mit Geck. Nicht blos die Affen der Mode, sondern Männer von Geist und Talent ließen sich in der beliebten Verkleidung sehen. Der Erfahrung, welche Bulwer in diesem speciellen Gesellschaftskreise sammelte, waren später mehrere seiner originellsten, amusantesten Romanfiguren zu danken. Dem Ruhme des Dandy fügte er ferner den des Redners hinzu. Cambridge wie Oxford hat seine „Union", d. h. seine studentische Debattirgesellschaft, und wenige Redner dieses studentischen Parlaments hinterließen einen glänzendern Namen als der junge Bulwer. Ganz wie später im englischen Unterhause, nahm er keinen häufigen Antheil an den Debatten. Er sparte seine Kraft für seltene Gelegenheiten auf und blendete seine Zuhörer durch große, sorgfältig ausgearbeitete Vorträge, in denen er eine gründliche Erörterung des Gegenstandes mit schöner Darstellung und rednerischem Feuer vereinigte. In seinen politischen Ansichten scheint er, obgleich etwas später ein eifriger Radicaler, während seiner Studienjahre in Cambridge noch der herrschenden Partei der Tories gehuldigt zu haben; wenigstens wird versichert, er habe, bei einer Debatte über die vergleichsweisen Verdienste der amerikanischen und der englischen Verfassung, der Monarchie und der Aristokratie mit so hinreißendem Talent das Wort geredet, daß der Ruhm seiner Rede sich über die Grenzen der Universität hinaus verbreitet und ihm das Versprechen eines Parlamentssitzes eingetragen habe. In Bezug auf seine Studien sind die Thatsachen von Interesse, daß er mit einigen Freunden den Old Book Club begründete, eine studentische Gesellschaft zur Pflege des Studiums der altenglischen Literatur; daß 1825 seinem englischen Gedichte über „die Sculptur" die vom Kanzler der Universität ausgesetzte goldene Preismedaille zuerkannt wurde, und daß er 1826 seinen Universitätscursus mit der Erlangung eines akademischen Grades schloß. Durch einen Freund, der sich längere Zeit in Weimar aufgehalten, wurde Bulwer auch bereits in Cambridge mit einem andern, seitdem eifrig von ihm erforschten Gebiete des geistigen Schaffens bekannt, mit der neuern deutschen Literatur. Den Einflüssen dieser letztern werden wir später wiederholt in seinen Werken begegnen. Von seiner hingebenden Neigung für die classischen Studien in ihrem weitesten Umfange geben sämmtliche Schriften des Verfassers der „Letzten Tage von Pompeji" ein so eindringliches Zeugniß, daß die einfache Erinnerung daran genügt, um ihren Einfluß auf die Universitätsjahre des Dandy, des Redners und des Dichters Bulwer festzustellen.

Ein kleines Stück Selbstbiographie findet sich in dem Buche „England and the English", an der Stelle, wo Bulwer von dem Tode Lord Byron's spricht. „Nie", bemerkt er dort, „werde ich den eigenartigen betäubenden Eindruck vergessen, welchen diese Nachricht hervorbrachte. Ich stand damals, halb Mann, halb Knabe, gerade in dem Alter, wo die poetischen Sympathien am stärksten sind. Unter den Jünglingen jener Tage hatte bereits eine wachsende Hinneigung von Byron zu Shelley und Wordsworth begonnen. Aber der Augenblick, in welchem wir hörten, er sei dahingegangen, machte ihn sofort wieder ohne einen Nebenbuhler zu dem unsern. Wir konnten nicht glauben, seine glänzende Laufbahn habe ihr Ende erreicht. So viel von uns starb mit ihm, daß die Vorstellung seines Todes etwas Unnatürliches, etwas Unmögliches hatte." Diese Zeilen wurden 1832, acht Jahre nach Byron's Tode, geschrieben, und sie verdienen Er-

Digitized by Google

wähnung nicht blos wegen des directen biographischen Hinweises, sondern wegen der Wärme des Gefühls, mit der sie eins der Bildungselemente in Bulwer's Entwickelungsgange in helles Licht setzen.

Als charakteristisch für jene Epoche seines Lebens muß ferner der Umstand erwähnt werden, daß Bulwer seine Universitätsferien meist zu großen Fußreisen benutzte, und daß er diese Reisen gewöhnlich allein, ohne Begleiter, unternahm. Auf solche Art durchwanderte er als Student allmählich fast ganz England und Schottland, eine Fülle von Erlebnissen und Eindrücken, welche für den künftigen Novellisten von dem höchsten Werthe sein mußten, einsammelnd. Damals freilich hielt er sich noch vor allem zum Dichter berufen, aber die Nachwirkung jener weiten Jugendreisen ist in Form und Inhalt mancher seiner Romane deutlich erkennbar. Die übliche „Große Tour" unternahm er nicht. Dagegen bereiste er, nachdem er die Universität verlassen, einen beträchtlichen Theil von Frankreich, hauptsächlich zu Pferde, und stattete, wie es scheint, besonders Paris einen längern Besuch ab. Seine von so vielseitigen Sympathien bewegte Natur fühlte sich auch durch die Eigenthümlichkeiten des französischen Wesens angezogen, zumal zu einer Zeit, als er sich in dem Charakter des Dandy gefiel. Und wenn Schilderungen französischer Gesellschaftszustände bei den meisten neuern Novellisten Englands eine Rolle spielen, so hat wol keiner das französische Wesen mit so feinem, geistreichem Verständniß dargestellt wie Bulwer. Der Stil keines andern erinnert so auffallend an den leichten glänzenden Fluß der besten französischen Schriftsteller, bei keinem, selbst nicht bei Thackeray, tritt der Esprit so naturwüchsig als belebendes Element hervor. In der That kann man den Einfluß des Studiums französischer Literatur und Geschichte, französischer Lebens- und Denkweise ebenso klar in Bulwer's schriftstellerischer Thätigkeit verfolgen wie die Wirkung der classischen Studien, der neuern deutschen Poesie und Philosophie und der Geschichte, der Literatur und der Gesellschaft seines Vaterlandes. Damals (1826) benutzte er seinen Aufenthalt in Paris, um ein Bändchen Gedichte drucken zu lassen: „Weeds and Wild flowers." Es war, wenn man das Preisgedicht über die Sculptur ausnimmt, nach dem „Ismael" von 1820 seine erste Publication. Aber diese neuen Gedichte traten nicht wie jene frühern unter des Dichters vollem Namen kühn ans Licht; sie waren nur für seine Freunde bestimmt und kamen nie in den Buchhandel. Auch in der Bibliothek des Britischen Museums habe ich kein Exemplar davon auffinden können. Vermuthlich reihte Bulwer einige jener „Wilden Blumen" spätern Sammlungen seiner Gedichte ein; abgesehen davon muß hier die Thatsache genügen, daß sein zweites Jugendwerk wie sein erstes aus einem Bande von Gedichten bestand. Er war damals 21 Jahre alt geworden, aber in Bezug auf seinen Lebensplan offenbar noch zu keinem Entschlusse gekommen. Nach seiner Rückkehr von der französischen Reise, zu Anfang des Jahres 1827, trat er dann als Cornet in ein Dragonerregiment — ein Schritt, der seinen eigenen Glauben an seinen Schriftstellerberuf mindestens als zweifelhaft erscheinen läßt.

Daß der junge Dragoneroffizier aus alter reicher Familie in seiner neuen schönen Uniform stolz und sporenklirrend in der großen Welt Londons auftrat, diese Welt in allen ihren Phasen musterte und manches junge Herz zittern machte, kann man sich denken. Interessanter ist die Thatsache, daß auch unter der Hülle des Dragonerthums der Drang des poetischen Schaffens in seiner Seele nicht erlosch, ja, daß in dieser Seele, neben dem modischen Interesse an den Eitelkeiten der vornehmen Gesellschaft, die sentimentale Schwärmerei eines Werther, die düstere Leidenschaft eines Lara und Manfred Platz fanden. Beweise für diesen Gemüthszustand lieferten zwei dem Jahre 1827 angehörige Werke des Dragoneroffiziers Bulwer, der Roman „Falkland" und das Gedicht „O'Neill the Rebel". Beide erschienen anonym und wurden in die später veranstaltete Sammlung von Bulwer's Werken nicht aufgenommen; aber als Glieder in

Digitized by Google

dem Fortschritt seiner Entwickelung darf man diese Vorläufer „Pelham's" nicht übersehen. So fallen schon in der Vorrede zu „Falkland" verschiedene Bemerkungen als charakteristisch auf, wie wenn der junge Autor erklärt: er habe in dem Charakter Falkland's zur Anschauung bringen wollen, „daß alle Tugend und alle Weisheit ohnmächtig sei ohne die Leitung fester Grundsätze", oder wenn er in Bezug auf den Erfolg seines Romans bemerkt: derselbe sei ihm gleichgültig, „weil er infolge der Bekanntschaft mit den Menschen sich selbst ein Reich gebildet habe, welches ihr Lob nicht erweitern könne und ihr Tadel machtlos sei, zu zerstören". Als literarische Leistung läßt „Falkland" allerdings die ungeübte Hand erkennen. Dennoch offenbart das Werk eine hinreichende Fülle von Talent und poetischem Gefühl, um den Leser bei einem Drama der Leidenschaft zu fesseln, in welchem Nachklänge der Leidensgeschichte Werther's und der Lebensgeschichte Lord Byron's auf eigenthümliche Weise verschmolzen sind. Ganz byronisch, ganz ein Echo „Lara's" und des „Korsaren" ist das Gedicht „O'Neill". Von diesen byronischen Einflüssen abgesehen erregt die dem Gedichte vorgesetzte Widmung Theilnahme. Die betreffende Person ist nur durch Sternchen angedeutet, allein der Inhalt läßt keinen Zweifel, daß Bulwer's nachherige Frau, damals seine Braut, gemeint ist. Im Lichte späterer, sogleich zu erwähnender Ereignisse gelesen, gewinnen die leidenschaftlich begeisterten Worte dieser Widmung eine echt tragische Bedeutung.

„O'Neill" erschien im Juni 1827. Am 29. Aug. desselben Jahres verheirathete sich Bulwer mit Rosina Wheeler, der Tochter eines irischen Landedelmannes, der gefeierten Muse der Widmung zu „O'Neill". Es war eine Heirath aus Liebe, aber die Ehe war keine glückliche. Nachdem eine Tochter und ein Sohn (der gegenwärtige Lord Lytton) geboren waren, führten unheilbare Zerwürfnisse zwischen den Gatten gegen das Ende der dreißiger Jahre eine Trennung herbei. Wen dabei die Hauptschuld treffe, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Als Factum muß nur erwähnt werden, daß auch die Trennung des veruneinten Paares dem ehelichen Zwiste kein Ziel setzte. Bulwer selbst beobachtete ein würdevolles Schweigen; aber seine Gemahlin verfolgte ihn mit unversöhnlichem, von Jahre zu Jahre mehr verbittertem Haß, in verlästernden Romanen und Pamphleten, die dem skandalsüchtigen Publikum reiche Ausbeute gewährten. Noch 1858 erneuerte sie das unerquickliche Thema in dem Romane „The World and his Wife", und aus demselben Jahre werden wir einen biographischen Zwischenfall anführen müssen, durch welchen der Kampf der Feder auf die Bühne des öffentlichen Lebens übertragen wurde. Unter den sprichwörtlich gewordenen unglücklichen Schriftstellerehen war daher die Ehe Bulwer's wol eine der unglücklichsten. Zugleich jedoch muß es als schlagender Beweis für die erstaunliche Elasticität seines Geistes gelten, daß er unter solchen Verhältnissen leistete, was er geleistet hat. Denn seine Schöpferkraft erlahmte nicht unter den häuslichen Leiden, vielmehr erhielt er sich auffallend frei von misanthropischer Verstimmung, huldigte im großen und ganzen consequent einer optimistischen Anschauung, einer idealistischen Auffassung des Lebens. Um die Zeit, von welcher hier die Rede ist, lagen diese Schicksale noch im Schoße der Zukunft. Wahrscheinlich begann auch seine Ehe unter glücklichern Aussichten. Als begleitender Chorus zu den Ereignissen eines großen Theils seiner Laufbahn, als Schriftsteller und als Politiker, dürfen jedoch die angedeuteten Conflicte nicht aus den Augen verloren werden.

Bald nach seiner Verheirathung trat Bulwer aus der Armee aus und zog sich in die abgelegene Einsamkeit eines Landgutes in Oxfordshire zurück. Hier, wie es scheint, reifte in ihm die Erkenntniß seines wahren Berufes. „Falkland" und „O'Neill" waren ziemlich spurlos vorübergegangen; aber der Kopf des jungen Autors steckte voll von neuen Ideen und Planen. Jene wertherisch-byronischen Ergüsse hatten nur eine Seite seines Wesens zur Darstellung gebracht; die Denkweise und der Ton des weltmänni-

Digitized by Google

schen Dandy waren ihm nicht minder geläufig. Durch die angesehene Stellung seiner Familie, und durch seine Reisen hatte er vielfache Gelegenheit gehabt, mit den verschiedensten Gesellschaftskreisen bekannt zu werden; eine ausgebreitete Lektüre hatte ihm diese persönlichen Erfahrungen ergänzt. Schon in Cambridge hatte er einen Roman begonnen, dessen Held ein Dandy war. Während seines Aufenthalts in Paris hatte er die Arbeit daran fortgesetzt. Jetzt nahm er sie von neuem auf, und zu Ende des Jahres 1828 erschien in drei Bänden der Roman „Pelham, or the adventures of a Gentleman", ein Werk, welches den bis dahin unbekannten dreiundzwanzigjährigen Autor plötzlich zu einem berühmten Manne machte. Man hatte während unsers Jahrhunderts in England mehrere ähnliche Fälle erlebt. Lord Byron wachte, seinem eigenen Bericht zufolge, eines Tages nach dem Erscheinen des „Childe Harold" auf und fand, daß er über Nacht ein großer Mann geworden war. Kurz vor der Veröffentlichung „Pelham's" hatte auf ähnliche Weise D'Israeli durch den Roman „Vivian Grey" eine schnelle Berühmtheit errungen, und etwas später sollte Dickens mit den „Pickwick Papers" wie im ersten Anlauf die höchste Staffel des Ruhmes ersteigen. Ein so rasch gewonnener Erfolg ist kein Beweis für den absoluten Werth des Geleisteten. Aber eine ungewöhnliche Leistungsfähigkeit setzt er unter allen Umständen voraus. Bei den genannten Autoren war dies in so hohem Maße der Fall, daß nach der Ansicht mancher Kritiker jene Erstlingswerke zu dem Besten gehören, was sie während einer langen schriftstellerischen Wirksamkeit überhaupt geschaffen haben. Ohne diesem Urtheil in Bezug auf Bulwer unbedingt beizustimmen, glaube auch ich, daß der noch immer fortdauernde Ruhm „Pelham's" vollkommen verdient ist. Im allgemeinen betrachtet, war „Pelham" nichts als einer von vielen fashionablen Romanen, in einer Epoche, die an fashionablen Romanen ungewöhnlich reich war. Sowie man jedoch Vergleiche anstellt, tritt seine Ueberlegenheit über die Masse seiner Mitbewerber glänzend hervor. Der Held ist ein Dandy vom reinsten Wasser, aber sein Wesen erschöpft sich nicht in dieser schillernden Oberfläche. Er ist zugleich ein Mann von Geist und Bildung, dessen Charakter nur der Entwickelung bedarf, um ihn über das Spielen in der Sphäre des Dandythums emporzuheben. Und wenn die Erzählung vor allem die Kreise der fashionablen Gesellschaft abspiegelt, so bleibt sie so wenig innerhalb dieser Kreise haften, daß die durchgehend ironische Haltung des Erzählers gegenüber seinem fashionablen Gegenstande, seine leichte heitere Willkür, sein unbefangenes Eingehen auf die fremdartigsten Verhältnisse vielmehr einen Hauptreiz der Lektüre ausmachen. Hinreißend durch den frischen glänzenden Fluß der Darstellung, ist „Pelham" zugleich fesselnd und unterhaltend durch die ausgebreitete Fülle der Weltkenntniß und die reiche Mannichfaltigkeit der Charaktere, die sich um den Hauptcharakter gruppiren. Nichts verräth in diesen Beziehungen den Neuling. Man glaubt einen Erzähler zu hören, der den besten Theil eines Menschenalters in Welt und Gesellschaft gelebt hat, keinen jungen Mann von 23 Jahren. An den Nebencharakteren wie an dem Helden selbst fällt auf, daß sie vorwiegend complicirter Art sind, psychologisch fein gedacht und kunstreich entwickelt — kurz nicht nach der Schablone gezeichnet, sondern nach dem Leben. Ich erinnere nur an Pelham's Mutter, die meisterhaft dargestellte schöne, frivole Weltdame alten Stils, an den gelehrten und doch nicht pedantischen Citatenmenschen Lord Vincent, an den Epikuräer und Gastronomen Lord Goluseton, an den tölpischen Fuchsjäger Marquis von Chester und dessen gleichgesinnte Umgebung, an den Boxer und Hans Liederlich Lord Dartmoor, an den phrasenvollen, unzuverlässigen Politiker Lord Dawton, an den edeln, kranken Idealisten Sir Reginald Glanville, an die liebevoll gezeichnete, tragische Charaktergestalt des von seiner Frau tyrannisirten, von seinem Gesinde betrogenen, an der Schwindsucht dahinsterbenden Gelehrten Christopher Clutterbuck. Ein anderer Umstand, wodurch „Pelham" die Menge der fashionablen Romane weit hinter

Digitized by Google

sich läßt, ist das entschlossene Ueberschreiten der Grenze, wo die hohen in die mittlern und die niedern Gesellschaftskreise, Rang und Respectabilität in allmählichen Verfall und Verbrechen übergehen. Die Abenteuer Pelham's in dieser zweideutigen Regionen sind mit bewundernswerthem Geschick dargestellt und wetteifern an Interesse noch immer mit den entsprechenden Kapiteln der neuern Sensationsromane, als deren erstes Vorbild sie gelten dürfen, ohne deren Extravaganzen zu theilen. Unter den hierher gehörigen Charakteren wird der Leser den proteisch wandelbaren humoristischen Spitzbuben Job Jonson, den verhärteten Verbrecher Thornton und den verkommenen Literaten Gordon und seinen Club nicht leicht vergessen. Ein eigenes Lob verdienen endlich die Schilderungen aus der pariser Gesellschaft, die mit echt französischem Esprit entworfen sind und in gewissen Charakteren, wie in der Madame d'Anville und der Herzogin von Perpignan, eine Verbindung von porträtähnlicher Naturwahrheit und geistvoller Ironie erreichen, welche meines Wissens in keinem andern Werke der englischen Novellistik übertroffen ist. Daneben scheute der Verfasser sich nicht, auch die Mängel und Lächerlichkeiten seines eigenen Volkes mit scharfer Hand zu geiseln — kurz, der fashionable Roman alten Stils ging in „Pelham" nach allen Seiten über sich selbst hinaus, und Bulwer setzte damit zugleich dem Zeitalter des Dandythums ein glänzendes Denkmal und schüttelte dasselbe, sofern er persönlich unter dessen Einfluß gestanden hatte, der Hauptsache nach von sich ab.

Der Erfolg „Pelham's" war, wie gesagt, ein entscheidender, und wenn noch Zweifel über seine Fähigkeiten oder seinen Beruf in dem Herzen des jungen Autors zurückgeblieben waren, so mußten dieselben vor der fast einstimmigen Anerkennung jenes Werkes wie Spreu vor dem Winde schwinden. Kein neuerer Schriftsteller von Bedeutung hat wol so wenig auf seinen Lorbern geruht wie Bulwer. Seine Arbeitslust schien ebenso unerschöpflich als seine Erfindungsgabe, und umstrahlt von dem ersten Glanze des rasch errungenen Ruhmes, stand er nun in dem Beginne einer schriftstellerischen Thätigkeit, die ebenso sehr in Staunen setzt durch die Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse als durch die Unermüdlichkeit des Schaffens und von jenen frühen Jugendjahren fast ohne Unterbrechung fortdauerte bis an sein Lebensende. Schon während des Jahres 1829 erschienen zwei neue Romane von dem Verfasser des „Pelham": „Der Verstoßene" („The Disowned") und „Devereux", beide vollkommen geeignet, seinen Ruhm zu befestigen. In Stil und Behandlung vielfach an „Pelham" erinnernd, nehmen diese Werke doch neben „Pelham" eine ganz selbständige Stellung ein. Wenn in „Pelham" die freie Ungebundenheit der Abenteuer des wandernden Gentleman einen Haupttheil des Interesses ausmacht, so schildern „Der Verstoßene" und „Devereux" schon die Charaktere der Menschen und die Sitten der Zeit auf der Grundlage eines sorgfältig ausgeführten Planes. Der Autor kommt schon zu dem Bewußtsein seines Berufs als Künstler, er behandelt seinen Gegenstand schon im Hinblick auf Ideen und Zwecke, die er sich bei der Ausübung jenes Berufs zum Ziele setzt. Dieser Gesichtspunkt ist für die Beurtheilung Bulwer's von durchgreifender Wichtigkeit; seine Größe wie seine Schwäche stehen damit im engsten Zusammenhange. Denn wenn etwas ihn unter seinen Zeitgenossen auszeichnet, so ist dies sein Charakter als sorgfältig arbeitender Künstler, und wenn etwas ihm zum Vorwurfe gemacht werden kann, so ist es der Umstand, daß die Ursprünglichkeit des dichterischen Schaffens bei ihm gelitten habe durch eine allzu bewußte Herrschaft der Reflexion und des allegorisirenden Verstandes. Es ist daher von Interesse, den Anfängen eines Zwiespalts nachzuspüren, der sich unverkennbar durch Bulwer's Laufbahn hindurchzieht und das Endurtheil über ihn entscheidend beeinflußt. Die directe Veranlassung dazu bietet die Vorrede zu der zweiten Ausgabe des „Verstoßenen". Dieselbe besteht aus einem satirisch-humoristischen Dialog zwischen Bulwer und Pelham, worin der Autor sich zunächst gegen seine Identificirung mit seinem Romanhelden verwahrt, sodann die Zwecke

Digitized by Google

des vorliegenden Werkes erörtert. Daß Bulwer als Original für Pelham gesessen, galt dem lesenden Publikum jener Tage für ebenso ausgemacht, als daß Lord Byron in Childe Harold's Pilgerfahrt seine eigene Persönlichkeit, seine eigenen Wanderungen geschildert habe. Beide Autoren glaubten dieser Voraussetzung widersprechen zu müssen; nichtsbestoweniger sind die Aehnlichkeiten auffallend genug, um die herrschende Meinung zu rechtfertigen. In Bezug auf Bulwer nahm Alfred Tennyson noch fast zwanzig Jahre später keinen Anstand, ihm als hervorstechenden Charakterzug das Dandythum zuzuschreiben, dem er in „Pelham" eine classische Gestalt verliehen hatte. Wie dem jedoch auch sei, über Bulwer's Ansicht von der Aufgabe des Romandichters kann kein Zweifel obwalten. Er züchtigt die Gier des Publikums nach Sensationen, nach Begebenheiten und nichts als Begebenheiten. Der Roman soll, ihm zufolge, kein blos aufregendes Melodrama sein, nach dem Recept: Lärm, schwarze Locken, Gefecht, Mondschein, ein wüstes Moor, eine Ruine, zwei bis drei witzige Burschen aus dem niedern Leben, ein verführerischer Bösewicht, der sehr blaß ist, und im letzten Act womöglich Gewehrfeuer; ebenso wenig soll er blos amusiren, einer blos zerstreuenden Unterhaltung dienen. Der Roman soll vielmehr einen nützlichen belehrenden Zweck haben. „Die Sitten der Zeit, die Charaktere, welche durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Gesellschaft eigenthümliche Unterscheidungszeichen bekommen, sind die natürlichste, obgleich nicht die edelste Sphäre des Romandichters. Die edelste Aufgabe seiner Kunst ist: den äußern Verhältnissen, welche in jedem Zeitalter wechseln, Bilder jener innern Welt beizufügen, die in jedem Zeitalter dieselbe bleibt und neben zeitgemäßem Schnitt und Kleid etwas von dem Charakter der Seele auszudrücken." „Mein Zweck", sagt er an einer andern Stelle, mit besonderer Rücksicht auf den „Verstoßenen", „war, gewisse auf unser Benehmen einwirkende Dispositionen zu personificiren, und in der Eitelkeit, dem Ehrgeiz, dem Stolz, der Selbstsucht, der Menschenliebe, der Neigung zu sinnlichem und der Neigung zu geistigem Genuß, in den Irrgewinden des Lasters, d. h. der Unwissenheit, auf der Bahn der Tugend, d. h. der Weisheit, die verschiedenen Kanäle anzudeuten, worein die Urquellen des menschlichen Thuns ihre geheime, aber nie versiegende Flut ergießen." Die Gedankenstimmung, aus welcher die meisten Romane Bulwer's hervorgingen, ist hier treffend ausgesprochen. Es ist nicht sowol die wirkliche Welt als solche mit ihrem unendlichen Reichthum an Charakteren und Ereignissen, nicht sowol die Entwickelung bedeutender socialer Probleme, nicht eine wesentlich humoristische oder satirische Auffassung, was ihn bewegt oder anzieht, als vielmehr der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Behandlung daraus entspringender verwickelter psychologischer und philosophischer Probleme, die Schöpfung typischer Charaktere, in welchen das menschliche Streben und die menschlichen Leidenschaften, die reale und die ideale Seite der Menschheit, einen maßgebenden Ausdruck finden. Dieselbe Richtung äußert sich in der Ueberfülle der den Gang der Handlung verzögernden philosophischen Gespräche und Reflexionen. Schon in „Pelham" fallen diese auf; in den spätern Romanen nehmen sie mehr und mehr überhand. Welchem seiner Helden, dem realen oder dem idealen, Bulwer's eigene Sympathie vorzugsweise zugewandt ist, scheint mitunter zweifelhaft. Doch gelingen die realen Helden ihm im ganzen besser. Sir Reginald Glanville tritt nicht mit derselben persönlichen Lebendigkeit hervor wie Pelham, während in dem „Verstoßenen" der Weltmann Clarence Linden in auffallend schärfern Umrissen und frischern Farben gezeichnet ist als der idealistische Philosoph und Gelehrte Algernon Mordaunt. Trotz aller Neigung zu typischen Verallgemeinerungen und den daraus entspringenden Fehlern, kann übrigens Bulwer's Beobachtungsgabe und Weltkenntniß, sein Erzähler- und Darstellertalent nicht anders als glänzend bezeichnet werden. Wie in „Pelham", so führt er auch in dem „Verstoßenen" eine wahre Fülle der verschiedenartigsten Charakter- und Lebenskreise vor, die in allen Farben des Weltsinns und der Leidenschaft,

Digitized by Google

des Humors und des Pathos, des Witzes und der Satire schillern. Wenn das Verhältniß der Charaktere zueinander gelegentlich etwas Schablonen- und Skizzenhaftes zeigt (wie z. B. zwischen dem Bösewicht Craufurd und dem Helden Mordaunt), so fesselt doch das Ganze durch geistreiche Lebendigkeit und künstlerische Ausführung des Planes. Auch geschichtliche Beziehungen werden wirkungsvoll in die Erzählung verflochten. Alles in allem genommen durfte daher „Der Verstoßene" ohne Frage als ein vielversprechender Nachfolger seines berühmten Vorgängers betrachtet werden.

In „Devereux" schlug Bulwer eine neue Bahn ein. Es war sein erster historischer Roman, wesentlich nach Walter Scott'schem Muster gearbeitet, seinem großen Vorbilde freilich keineswegs gleich, aber nichtsdestoweniger von vielseitigem Interesse und entschieden merkwürdig als die Leistung eines vierundzwanzigjährigen Autors, der gleichzeitig als fashionabler Novellist glänzte. Die Ränke der vertriebenen Stuart'schen Königsfamilie während der letzten Zeiten Ludwig's XIV. werden mit großem Geschick dargestellt; der unvermeidliche Gegensatz zwischen dem weltmännischen Helden Devereux und dessen schwärmerisch idealem Nebenbuhler Aubrey erfährt eine feine psychologische Durchführung; meisterhaft endlich ist die Schilderung der fashionablen Gesellschaft von London und Paris, während der Epoche, als Viscount Bolingbroke in England, der Regent Philipp von Orléans in Frankreich ihre Rolle spielten. Nachdem drei solche Werke im Laufe zweier Jahre erschienen waren, hätte man denken mögen, der erste volle Guß dichterischer Kraft habe sich erschöpft und der junge Autor werde eine längere Pause machen. Allein „Devereux" hatte kaum seine Wirkung ausgeübt, als Bulwer, der unermüdlich thätige, die Welt schon wieder mit einem neuen Werke überraschte, dessen Eindruck beinahe demjenigen gleichkam, welchen zwei Jahre früher „Pelham" hervorgebracht hatte. Im Jahre 1830 erschien „Paul Clifford", Bulwer's erster Criminalroman, das berühmte Vorbild einer seitdem in Mode gekommenen und bis zum Ueberdruß bearbeiteten Gattung. Es war ein kühner Sprung von dem fashionablen Heldenthum Pelham's zu dem Heldenthum des Straßenräubers Clifford, und der Verfasser wurde von der Kritik wegen eines so gewagten Unternehmens streng zur Rede gestellt. Man warf ihm vor, er mache das Verbrechen anziehend durch seine melodramatische Romantik, er verwische die Grenzen von Recht und Unrecht durch psychologische Subtilitäten, er suche die öffentliche Sympathie einer Gesellschaftsklasse zuzuwenden, welche derselben unwürdig sei. Später äußerten Männer wie Thackeray sich in ähnlichem Sinne. Und allerdings liegen die Gefahren des heroischen Verbrecherromans für Geschmack und sittliches Gefühl nahe genug. Aber andererseits fehlte es der Darstellung eines solchen Gegenstandes mitnichten an Berechtigung. Es war im Grunde dieselbe Idee, welche Gay in der „Bettleroper", Fielding im „Jonathan Wild" behandelt hatte: ein ironischer Vergleich zwischen denen, welche die Gesellschaft zu ihren Idolen macht, und denen, welche sie aus ihrem Kreise verbannt, eine Satire auf die selbstgefällige Respectabilität, die nur so viel von der Welt sieht, als ihr bequem ist, und ihre Selbstsucht versteckt unter dem Flitterglanz hohler Phrasen. Ueberdies beschränkte der Verfasser sich nicht auf das Gelächter über die humoristischen Situationen, welche aus diesen Gegensätzen hervorgehen. Wenn er seinen Helden mit anziehenden Eigenschaften ausstattet, so hütet er sich doch sehr wohl, das Verbrechen als solches anziehend erscheinen zu lassen. Er weist hin auf seine Quellen in einer vernachlässigten Erziehung und vertritt zugleich seine Ansprüche auf menschliche Behandlung, indem er die nie ganz untergegangene edlere Natur des von der Gesellschaft Ausgestoßenen durch eine reine Liebe aus ihrem Verfall errettet. „Paul Clifford" diente mithin keinem nach bloßen Sensationen haschenden falschen Geschmacke. Eine tiefere Ansicht von den Idealen und den Pflichten der Gesellschaft lag dem Werke als leitende Idee zu Grunde; und diese Ansicht mit so viel Geist und Talent, mit so scharfer psychologischer Analyse und

Digitized by Google

ſolcher Wärme des Gefühls vertreten zu haben, wird Bulwer immer zur Ehre gereichen müſſen.

Dem Publikum gegenüber erneuerte „Paul Clifford" die Erfolge „Pelham's". So zweifelhaft man ſich über die Moral des Romans äußern mochte, man fand ihn unwiderſtehlich intereſſant und las ihn mit Leidenſchaft. Vielleicht war es dieſer glänzende Erfolg, welcher den Verfaſſer ermuthigte, demnächſt in einem andern Charakter aufzutreten, den Lorbern, die er als Novelliſt gepflückt hatte, neue hinzuzufügen, durch ſeine Leiſtungen als Dichter. Seit dem Erſcheinen des „Ismael" hatte Bulwer, wie ſchon erwähnt, mehrere poetiſche Erzeugniſſe veröffentlicht, aber ohne ſich zu nennen. In dem der Veröffentlichung von „Paul Clifford" folgenden Jahre (1831) gab er keinen Roman, aber eine neue Gedichtſammlung heraus, und zwar unter ſeinem Namen. „The Siamese Twins, a satirical Tale of the Times, and other poems" lautete der Titel dieſes Werkes. Er widmete daſſelbe ſeiner Mutter, weil, wie er im Hinweis auf die von dieſer empfangenen frühen Anregungen bemerkte, dies die erſte poetiſche Leiſtung ſei, zu der er ſich mit dem vollen Bewußtſein des Mannes bekennen könne. Wenn bei einem ſolchen Bekenntniß der Schluß nahe lag, ſein Auftreten als Dichter ſei ein ernſt gemeintes, ſo mußte es andererſeits befremden, wenn er gleichzeitig eingeſtand: „er halte ſich nicht für einen Dichter, könne aber nicht laſſen von ſeiner Liebe und ſeiner Neigung zu der Poeſie, die den Charakter veredle und unſere Genüſſe vervielfältige". Wol ohne es zu wollen und zu wiſſen, ſprach Bulwer in dieſen Worten daſſelbe Urtheil über ſeinen Beruf zu dichteriſchem Schaffen aus, welches ſeitdem der Hauptſache nach das Urtheil der Kritik und des Publikums geblieben iſt. Weder die „Siameſiſchen Zwillinge" noch ſeine ſpätern poetiſchen Werke errangen den Erfolg, den er ſich, trotz des Bekenntniſſes, er halte ſich für keinen Dichter, davon verhieß. Liebe zur Poeſie, Drang zu poetiſcher Geſtaltung, den gebildeten Geiſt eines hochbegabten Mannes, dem neben vielen andern Formen auch die poetiſche Form geläufig war, bekunden ſie in hohem Maße. Aber es fehlt ihnen der Hauch der Begeiſterung, die fortreißende Macht des Geſanges, welche allein den Dichter im wahren Sinne des Wortes kennzeichnen. Die „Siameſiſchen Zwillinge" erklärte Bulwer ſelbſt ſchon wenige Jahre nachher für eine „knabenhafte Burleske". Von ſeinen ſpätern Poeſien ſtellte er das Epos „König Arthur" am höchſten, und vielleicht leiſtete er darin das Vorzüglichſte, deſſen er als Dichter fähig war. Doch auch mit „König Arthur" kam er nicht weiter als bis zu dem für eine dichteriſche Leiſtung verhängnißvollen succès d'estime. Ob die Nachwelt günſtiger urtheilen werde, muß dahingeſtellt bleiben. Die einzige Ausnahme von dem Geſagten bilden ſeine Dramen und die ſatiriſch-didaktiſchen Dichtungen „The New Timon" und „Saint-Stephens", mit denen er unzweifelhafte Erfolge davontrug und deren nähere Erwähnung wir uns vorbehalten.

Ebenjenes Jahr 1831 bezeichnete auch den Anfang von Bulwer's politiſcher Thätigkeit. Als erſte Andeutung und Quelle derſelben mag man ſeine obenberührte Theilnahme an den Debatten der Union in Cambridge erkennen. Vielfache Hinweiſungen auf politiſche Verhältniſſe und Perſönlichkeiten finden ſich durch ſeine Romane verſtreut und Charaktere wie Lord Dawton und Sir Reginald Glanville in „Pelham", wie der Republikaner Wolff und der Geſandte Lord Aspeden in dem „Verſtoßenen" beweiſen, mit welch ſcharfer Beobachtungsgabe der vielſeitige Geiſt des Novelliſten auch das Gebiet der Politik durchforſchte. Bedeutungsvolle Zeitereigniſſe kamen hinzu, ſeinem Intereſſe nach dieſer Seite eine entſchiedenere Richtung zu geben. Die Epoche Georg's IV. und des Dandythums ging zu Ende. Die Katholikenemancipation vom Jahre 1829 leitete einen mächtigen politiſchen Umſchwung, ein ſtürmiſches Zeitalter großer Reformen ein. Schon ein Jahr ſpäter (1830) brach die lange Herrſchaft der Tories unter dem Drucke der durch die Julirevolution erregten öffentlichen Meinung zuſammen. Das Verlangen nach einer

Digitized by Google

umfassenden Reform der englischen Verfassung wurde allerorten laut und trat rasch in den Vordergrund der nationalen Interessen. Im März 1831 brachte der Führer des neuen Ministeriums, Graf Grey, seine erste Reformbill vor das Parlament und bei den Neuwahlen, welche im Sommer desselben Jahres der Verwerfung jener ersten Bill folgten, wurde Bulwer als entschiedener Vorkämpfer der Reform zum Parlamentsmitglied für Saint-Ives gewählt. Der Doppelcharakter als Novellist und Politiker, worin er von nun an erscheint, ruft unwillkürlich einen Vergleich mit einem andern berühmten Zeitgenossen hervor, der seine Laufbahn auf ganz ähnliche Weise anfing, sich zuerst als Novellist einen Namen machte, dann, ohne seinen Schriftstellerberuf je ganz fallen zu lassen, als Politiker glänzte: Benjamin D'Israeli. Auch sonst fehlt es nicht an Vergleichungspunkten zwischen beiden Männern, wie, um nur Eins anzuführen, der beiden gemeinsame Uebergang von dem Radicalismus der Jugend zu dem Toryismus des Mannesalters. Aber ebenso klar liegen die charakteristischen Unterschiede zu Tage. Denn während bei D'Israeli die Politik der herrschende Ehrgeiz und die Leidenschaft seines Lebens wurde, denen das literarische Schaffen nur als ornamentale Zugabe diente, fand bei Bulwer ganz das entgegengesetzte Verhältniß statt: er blieb vor allem Autor, warf, trotz seiner vieljährigen Thätigkeit als Politiker, nie seine ganze Kraft in das Streben nach politischen Zielen und zog sich in spätern Jahren aus der politischen Arena fast vollständig zurück in die Einsamkeit des literarischen Schaffens. Seine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, der Ruhm, den er als Redner errang, vermehrten sein Lebensbild durch einen interessanten Zug, gaben seiner so reich ausgestatteten Persönlichkeit frische Ansprüche auf Beachtung; aber eine hervorragende Rolle als Politiker spielte er nicht. Abgesehen von der Thatsache seines Eintrittes in die politische Laufbahn und den mit dieser zusammenhängenden biographischen Daten wird daher die Erwähnung einiger charakteristischen Punkte zur Ergänzung des bereits Gesagten genügen. Was zunächst Bulwer's rednerische Leistungen als Parlamentsmitglied angeht, so hatte er anfangs eine gewisse nervöse Befangenheit zu bekämpfen; nachdem diese sich verloren hatte, machte sowol Stil als Gehalt ihn, besonders während seiner zweiten parlamentarischen Epoche, zu einem glänzenden, wirksamen Redner. In Bezug auf die Gegenstände der politischen Verhandlungen betheiligte er sich bald nach seinem Eintritt ins Parlament als vorgeschrittener Liberaler an den Debatten über die Reformbill; besonders jedoch zeichnete er sich aus, indem er die Interessen der Literatur, der Journalistik und des Theaters unter seine Obhut nahm, Interessen, welche seitdem einen entschlossenen Vertreter an ihm fanden, solange er lebte. Nachdem die Kämpfe um die Reformbill zu einem erfolgreichen Ausgange geführt waren, genoß Bulwer bei den Neuwahlen von 1832 die Auszeichnung, von drei Wahlbezirken als Candidat für das reformirte Parlament aufgestellt zu werden. Er entschied sich für den Bezirk Lincoln, wurde von dieser Stadt gewählt und saß seitdem als Mitglied für Lincoln im Unterhause bis zum Jahre 1841. Seine Theilnahme an den politischen Kämpfen dieses Zeitraumes war keine bedeutungslose. Bei einer später zu erwähnenden merkwürdigen Veranlassung erregte sie sogar allgemeines Aufsehen; jedenfalls verdient sie bei der Würdigung seiner Lebensarbeit gebührende Berücksichtigung. Wie weit jedoch die literarischen Neigungen und Interessen die politischen bei ihm überwogen, erhellt aus dem Hinweis auf seine schriftstellerische Thätigkeit während desselben Zeitraums, die allein genügt haben würde, ein unermüdlich arbeitsames Leben auszufüllen.

Mitten in den politischen Stürmen jener aufgeregten Reformjahre war Bulwer mit der Lösung eines psychologischen Problems und einer künstlerischen Aufgabe beschäftigt, der nichts ferner zu liegen und weniger förderlich scheinen konnte als das unruhige Treiben der Wahlbühne und des Parlaments. Er schrieb den Roman „Eugen Aram", seiner

Digitized by Google

eigenen Ansicht nach eins seiner besten Werke und, was künstlerische Anlage und Durchführung des Planes, Feinheit und Schärfe der psychologischen Analyse und Glanz der Darstellung betrifft, jedenfalls eins der merkwürdigsten. Die Geschichte Eugen Aram's hatte eine thatsächliche Begründung. Aram war um die Mitte des 18. Jahrhunderts Schulmeister in Norfolk gewesen und wurde wegen eines von ihm begangenen Raubmordes hingerichtet. Bei einem Besuche in Norfolk im Jahre 1831 hörte Bulwer verschiedene, im Volksmunde fortgepflanzte Anekdoten über diesen eigenthümlichen Menschen, welche ihn zu weitern Nachforschungen veranlaßten. Aus seinem Interesse an der Lösung des Problems: wie ein an sich edel gesinnter, dem höchsten wissenschaftlichen Streben hingegebener Mensch zu der Begehung eines gemeinen Verbrechens geführt werden könne, ging dann der Roman hervor. Die großen Vorzüge desselben wurden bereits angedeutet. Sein Hauptfehler scheint mir darin zu liegen, daß es Bulwer nicht gelungen ist, die Gestalt Aram's zu wirklich lebendiger Anschauung zu bringen. Unter allen Figuren des Romans ruft der Held den schattenhaftesten unwirklichsten Eindruck hervor. Seine Lebensgeschichte und seine Persönlichkeit sind in verschwimmenden Zügen gezeichnet und die Frage, wie ein solcher Mensch ein solches Verbrechen begehen könne, wird im Grunde nicht befriedigend beantwortet. Dennoch ist es unmöglich, die Kunst der Darstellung nicht zu bewundern. Wie der Schatten des Verhängnisses allmählich über das grüne einsame Thal heranzieht, wo Aram, fern von der Welt, die eine böse That seines Lebens in innerer Läuterung verbüßt; wie hingebende Freundschaft und Liebe ihm zu erblühen anfangen, aber wie es selbst diesen nicht gelingt, das düstere Bewußtsein der Schuld auszulöschen, und wie endlich die Katastrophe unabwendbar über ihn hereinbricht — die ganze Entwickelung der gleichsam mit fatalistischem Zwange einander folgenden Begebenheiten und der daraus entspringenden Stimmungen und Situationen verräth die Hand des Meisters. Vortrefflich ist auch die Malerei des localen Hintergrundes, die vielfach an Scott erinnert, während die durchgehenden Intermezzos der Reflexion, mit ihrem Gemisch von classischen Reminiscenzen und moderner Lebensphilosophie, Nachklänge Fielding's wach rufen. Neben den idealistischen fehlen wie gewöhnlich die realistischen Gestalten nicht, und wie gewöhnlich sind diese (ich nenne nur Corporal Bunting, den Wirth und Kirchenschreiber Dahltrup, den Schurken Houseman und Eugen Aram's Nebenbuhler Walter Lester) mit festerer Hand und schärfern Strichen gezeichnet als jene. Wenn im allgemeinen dieser Roman nicht den anziehendsten Schöpfungen Bulwer's zuzuzählen ist, so gehört er unzweifelhaft zu den bemerkenswerthesten, auch im Hinblick auf die Zeit seiner Entstehung, mitten in einer der aufgeregtesten Epochen der neuern englischen Geschichte.

Als biete die vereinte Arbeit des Novellisten und des Politikers dem rastlosen Thätigkeitstriebe Bulwer's noch keine hinreichende Befriedigung, übernahm er bald nach dem Erscheinen „Eugen Aram's" (1832) auch die Redaction einer Zeitschrift, des bis dahin von Thomas Campbell geleiteten „New Monthly Magazine", und erwies sich durch seine Beiträge zu demselben als geistreichen Essayisten und Kritiker. Seinem Amte als Redacteur entsagte er allerdings schon im August 1833, aber eine Auswahl seiner Beiträge, die 1835 unter dem Titel „The Student" erschien, zeigte, ein wie fleißiger Mitarbeiter er selbst gewesen war. Literarische Kritiken, philosophische Abhandlungen und Dialoge, Reisebilder, satirisch-humoristische Skizzen, in einer Behandlung, in der deutsche Philosophie und französischer Esprit sich auf eigenthümliche Weise durchdringen, wechseln in dieser Sammlung miteinander ab und gestatten interessante Einblicke in einen Geist, dem die Fähigkeit einer raschen und glänzenden Erfassung und Darstellung der umgebenden Welt ebenso sehr eigen ist wie das Forschen nach den dunkeln Abgründen und Geheimnissen des Daseins. Gleichzeitig beschäftigte ihn die Arbeit an drei andern Werken: den socialpolitischen Skizzen „England and the English", und den Romanen „Godolphin" und „The Pilgrims of

Digitized by Google

the Rhine". Die beiden erstern erschienen 1833, das letztere 1834. „England and the English" ist vor allem deshalb von Interesse, weil Bulwer darin in seiner Eigenschaft als Parlamentsmitglied, als zeitgenössischer politischer Denker zur Anschauung kommt. In fünf Büchern entwirft er ein mit seltener Unparteilichkeit ausgeführtes lebensvolles Bild von dem englischen Volkscharakter, von der Gesellschaft und den Sitten, von den Zuständen der Erziehung, der Moral und der Religion, von den Grundzügen der Literatur und der Kunst, der Wissenschaft und der Philosophie und von der politischen Lage Englands. Der sarkastische Ton, die leichte, mit persönlichen Skizzen und Anekdoten vermischte Behandlung erinnert mitunter an Heine. Doch läßt er nicht, wie dieser so oft, seine Leser im Unklaren über seine eigentliche Meinung. Man hat es offenbar mit einem philosophischen Radicalen der dreißiger Jahre zu thun, einem Anhänger Bentham's und Mill's, aber zugleich mit einem Manne von Witz und Phantasie, der die schwachen Seiten seiner Partei kennt und unabhängig genug ist, seine abweichenden Ansichten offen geltend zu machen. Höchst gelungen sind einige den politischen Abhandlungen beigefügte, novellistisch gehaltene Charakterskizzen, Vorläufer, und keineswegs unwürdige Vorläufer, der spätern ähnlichen Leistungen von Dickens und Thackeray. Den Roman „Godolphin" gab Bulwer anonym heraus und bekannte sich erst mehrere Jahre nachher als Verfasser. Er schlug keine neue Saite darin an. „Godolphin" ist wesentlich ein Nachklang von „Pelham", ein Rückfall in den fashionabeln Roman, geistreich, glänzend, wie alles, was Bulwer über diesen Gegenstand schrieb, aber ohne ausgesprochene Originalität. Als völlig eigenthümlich und poetisch zugleich müssen dagegen „Die Pilger des Rheins" hervorgehoben werden. Das Trauerspiel einer romantisch-idealen Liebe, deren jugendliche Heldin hoffnungslos, und doch beglückt durch unwandelbare treue Neigung, an der Schwindsucht dahinwelkt, verwoben mit dem Sommernachtstraum eines Elfenmärchens und rheinischen Sagen und Erzählungen der Gegenden, welche die Liebenden durchwandern, ist mit einer Wärme des dichterischen Gefühls, einer Zartheit der Empfindung und einem echten Pathos dargestellt, deren Eindruck kaum etwas anderes in Bulwer's Werken gleichkommt. Aus dem einfach erzählenden Tone und dem weichen Hauch schwärmerischer Melancholie, der über das Ganze ausgegossen ist, möchte man auf ein zu Grunde liegendes persönliches Erlebniß schließen. Bulwer nimmt zugleich Veranlassung, Resultate seiner Lebensphilosophie zu wiederholen, ähnlich denen die er schon früher in den philosophischen Abhandlungen des „Student" ausgesprochen. Die Erkenntniß des Lebens und seiner unabänderlichen Bedingungen ist ihm hiernach eine tiefschmerzliche. Die Lebensthätigkeit gewährt keinen wahrhaften Trost, höchstens ein Vergessen der Leiden. Der einzige wahre Trost in dem Chaos des Lebens ist ihm der Glaube an die Unsterblichkeit. Aehnliche Aeußerungen kehren in spätern Werken wieder, und es ist unmöglich, neben dem heitern hoffenden Streben die düstere melancholische Anschauung, die der dunkeln Seite des Lebens zugeneigte Betrachtung bei Bulwer zu verkennen. Dennoch war sein Geist zu lebhaft und zu vielseitig, seine Natur zu stark von dem Sinne des Künstlers und des Weltmannes durchdrungen, als daß er nicht immer wieder aus den Tiefen der Melancholie aufgestiegen wäre zu einer hellern Weltansicht. Sein Idealismus trägt ebensowol heitere, hoffende, heroische, als dunkle melancholische Züge. Einige hyperkritische Landsleute haben sich sogar veranlaßt gesehen, ihn zu verspotten als sanguinischen Idealisten, als vertrauensseligen Prediger des Glaubens an die Ideale des Wahren, des Guten und des Schönen — ein Spott, der weder jenen Kritikern zur Ehre gereicht, noch in Bezug auf seinen Gegenstand gerechtfertigt scheint.

Um die Zeit, als „Die Pilger des Rheins" erschienen, befand Bulwer sich in Italien. Am Ende der Parlamentssession von 1833 hatte das Bedürfniß des Ausruhens,

Digitized by Google

nach Jahren fast unausgesetzter Arbeit, sich bei ihm fühlbar gemacht; er hatte die Redaction des „New Monthly Magazine" niedergelegt und war auf Reisen gegangen. Es war sein erster Besuch in Italien. Fast ein Jahr lang blieb er dort, obgleich nicht um blos zu ruhen und zu genießen. Nachdem er Mailand, Venedig und Florenz gesehen, fing er bereits während seines Aufenthaltes in Rom mit wiedererwachender Energie ein neues Werk an; etwas später, in Neapel, begann er ein zweites. Rom begeisterte ihn zu dem Roman „Rienzi", Neapel zu den „Letzten Tagen von Pompeji". Und wenn sein Ruhm schon zuvor nicht blos in seiner Heimat fest begründet, sondern weit ins Ausland gedrungen war, so haben wol keine andern Erzeugnisse seines fruchtbaren Geistes in gleichem Maße dazu beigetragen, ihn weiter zu verbreiten, als diese Denkmale seines Aufenthalts in Italien. Das allgemeine Urtheil hat denselben unter Bulwer's Werken eine hohe, unter seinen historischen Romanen die höchste Stelle angewiesen. Besonders stehen „Die letzten Tage von Pompeji" in ihrer Art noch immer unübertroffen da. Es war eine Wiedererweckung des Alterthums, an welcher der Novellist, der Dichter und der Gelehrte gleichen Antheil hatten. Mit Recht durfte man von diesem Werke rühmen, daß es dem Alterthumsforscher wie der Jugend eine gleiche Quelle des Genusses darbiete. Wenn gelegentlich der Eindruck hervorgebracht wird, als mische eine zu moderne Anschauung sich in die Darstellung der Begebenheiten und Charaktergestalten des antiken Lebens, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß jene Epoche des Alterthums vielfache Analogien darbot mit den Zuständen der gegenwärtigen Welt, während gerade die Kunst, welche das Leben einer untergegangenen Gesellschaft in fremdartiger Umgebung als ein zugleich antik charakteristisches und menschlich anmuthendes schildert, das Talent des Autors in glänzendstem Lichte zeigt und viel von dem Geheimniß seines Erfolges erklärt. Näher auf ein so allbekanntes Werk einzugehen ist unnöthig. Es genügt zu bemerken, daß „Die letzten Tage von Pompeji" fast vollständig inmitten der Umgebung des Vesuvs und der zerstörten Städte geschrieben wurden und bald nach Bulwer's Rückkehr nach England im Jahre 1834 erschienen. Von „Rienzi" hatte er den ersten Band schon in Rom beendet. An die Fortsetzung ging er erst nach der Veröffentlichung der „Letzten Tage von Pompeji". Es war etwa ein Jahr nachher (1835), als er die Welt durch den dreibändigen Roman „Rienzi, or the last of the Tribunes" überraschte. Als düsteres großartiges Bild des römischen und italienischen Mittelalters gibt „Rienzi" seinem berühmten antiken Vorgänger wenig nach. Ein Drama, das in seiner einfachen historischen Gestalt so viele romantisch-phantastische Elemente enthält, kommt auf eine Weise zur Anschauung, die zugleich den geschichtlichen Sinn und das dichterische Gefühl befriedigt und im allgemeinen die dem historischen Roman gebührende, so schwer zu findende Mitte einhält zwischen Poesie und Geschichte. Obgleich an hinreißender Kraft des Interesses den „Letzten Tagen von Pompeji" nicht ebenbürtig, hat sich „Rienzi" daher auch vor allen andern historischen Romanen Bulwer's mit jenem dauernd in die Gunst des Publikums getheilt.

Mitten in die Zeit zwischen der Veröffentlichung beider Romane fiel ein politisches Intermezzo, welches den Autor aus der Geschichte zurückführte in die unmittelbare Gegenwart. Der Tod eines hervorragenden Mitgliedes des liberalen Ministeriums, im November 1834, diente dem conservativ gesinnten Könige Wilhelm IV. zum Vorwande der Entlassung des ganzen Ministeriums und zur Bildung einer conservativen Regierung unter Sir Robert Peel. Man sah in diesem Verfahren mit Recht eine Verletzung des constitutionellen Herkommens, zumal da die liberale Partei, obgleich nicht mehr so mächtig wie nach den Wahlen von 1832, sich noch immer in einer entschiedenen Majorität befand. Da nun überdies das Parlament eben Ferien hatte, bot der Gewaltstreich des Königs Anlaß zu heftigen Debatten in der Presse. Zahlreiche Artikel und Flugschriften

Digitized by Google

erörterten die Lage der Dinge, aber keine rief ein so lebhaftes Aufsehen hervor als Bulwer's „Letter to a late Cabinet Minister on the present Crisis". Der Brief erlebte in kürzester Zeit zwanzig Auflagen und leistete dem entlassenen Ministerium so unverkennbare Dienste, daß, als im April 1835 Sir Robert Peel seinem whigistischen Gegner Lord Melbourne weichen mußte, dieser dem Verfasser des Briefes eine Stelle in der Regierung, als Lord der Admiralität, zur Verfügung stellte. Bulwer schlug das Anerbieten aus, vermuthlich weil Dienst und Gegendienst in einem leicht zu misdeutenden Verhältnisse standen, vielleicht auch, weil er keine Neigung fühlte, seine schriftstellerische Unabhängigkeit den beschränkenden Pflichten eines politischen Amtes zu opfern. Doch vergaß das Ministerium ihm jenen freiwilligen Waffengang nicht. Denn als zwei Jahre später, bei Gelegenheit der Thronbesteigung der Königin Victoria (1837), eine Anzahl von Rangerhöhungen stattfand, wurde Bulwer vor allen andern als Vertreter der englischen Literatur zu einer solchen Ehrenbezeigung ausersehen und in den Baronetsstand erhoben. Diese in der schmeichelhaftesten Form ihm gebotene Anerkennung lehnte er nicht ab. Er verwandelte sich mithin aus Mr. Bulwer in Sir Edward Bulwer, ein Name, unter welchem er (mit dem nach dem Tode seiner Mutter beigefügten Zusatze Lytton) bekannt blieb, bis er gegen das Ende seines Lebens jenen Titel mit dem noch höhern eines Lord Lytton vertauschte.

Nach dem Erscheinen „Rienzi's" verfloß eine für Bulwer ungewöhnlich lange Pause, ehe er wieder mit einem neuen Roman hervortrat. Er mit seinem beweglichen Geiste war, so schien es, müde, so viele Lorbern auf demselben Felde zu pflücken, er wandte sich einer neuen Sphäre des Schaffens zu. In der That kann man die Jahre 1836—40 als diejenige Epoche seiner Laufbahn bezeichnen, in der er vor allem als Dramatiker thätig war, wennschon bei einem so erstaunlich vielseitigen Arbeiter wie ihm andere Arbeiten durch jene Thätigkeit mitnichten ausgeschlossen waren. So veröffentlichte er während desselben Zeitraumes, abgesehen von zwei später zu nennenden Romanen, gleichsam beiläufig ein gelehrtes zweibändiges Geschichtswerk in Taciteisch-Thucydideischem Stil: „Athens, its rise and fall" (1837), wie er selbst bemerkt, die Arbeit vieler Jahre, geschrieben „zur Rechtfertigung des Andenkens des atheniſchen Volkes". Eine besondere Wirkung übte diese Geschichte Athens nicht aus; bei einem Autor wie Bulwer muß sie jedoch, durch den Umfang der gelehrten Studien und die Begeisterung für das classische Alterthum, woraus sie hervorging, immer merkwürdig bleiben. Kein Gebiet des geistigen Schaffens schien seinen Schaffensdrang ganz zu befriedigen. Jetzt, wie gesagt, warf er sich auf das Feld des Dramas und errang auch dort, wenn nicht gleichgroße, so doch unzweifelhafte Erfolge. Schon früher hatte er „Eugen Aram" theilweise dramatisirt. Sein erstes vollständiges Drama: „The Duchess of La Vallière", kam 1836 in London zur Aufführung. Es gefiel nicht und verschwand schnell von der Bühne. Die hauptstädtischen Kritiker meinten, Bulwer sei ohne dramatisches Talent und werde nach dieser Seite nie etwas leisten. Bulwer mit seiner rastlosen Thätigkeit war jedoch zugleich eine jener ausdauernden energischen Naturen, welche der Mangel an Erfolg nicht abschreckt, sondern zu frischer Uebung ihrer Kräfte spornt. Nachdem er 1837—38 die beiden Romane „Ernest Maltravers" und „Alice" vollendet hatte, erschien er 1838 mit dem Drama „The Lady of Lyons" von neuem vor dem Publikum. Das Stück wurde unter Macready's Leitung im Conventgardentheater gespielt und errang den glänzendsten Erfolg. Bulwer hatte diesmal die Vorsicht gebraucht, sich nicht als Verfasser zu nennen, und trat erst mit seinem Namen hervor, als das öffentliche Urtheil die Verdienste seiner Leistung festgestellt hatte. Im Jahre 1839 vermehrte er dann seine Arbeiten für die Bühne durch das historische Drama „Richelieu" und das Schauspiel „The Sea Captain,

Digitized by Google

or the Birthright". Mit dem erstern schlug er durch, das letztere machte Fiasco. Aber für dies Mislingen rächte er sich im folgenden Jahre mit dem Lustspiele „Money", dem gelungensten seiner Dramen und überhaupt einer der besten englischen Komödien der neuern Zeit, der man wol das längste Leben auf der Bühne weissagen darf. Auch die „Lady von Lyons" ist ein Liebling des Publikums geblieben, und „Richelieu" füllt jetzt wieder seit mehrern Monaten allabendlich eins der londoner Theater. Daß Bulwer durch diese Werke einen Platz unter den großen Dramatikern errungen, daß er (mit Ausnahme vielleicht von „Money") Dramen ersten Ranges geschaffen habe, ist mehr als sich behaupten läßt. Allein die Kunst der Anordnung, die Meisterschaft des scenischen Effects, der Witz und Geist des Dialogs, welche ihn unter den Novellisten kennzeichnen, kommen auch in seinen Theaterdichtungen zur Geltung und erheben ihn weit über die Menge zeitgenössischer Mitbewerber um die Lorbern der Bühne. Uebrigens wußte er selbst gut genug, daß seine Hauptstärke nicht auf diesem Gebiete liege. Seine dramatischen Arbeiten bilden eine Episode innerhalb seiner Thätigkeit als Romandichter und die genannten Stücke brachten jene Episode wesentlich zum Abschluß. Elf Jahre nach dem Erscheinen von „Money" schrieb er noch einmal ein Lustspiel für einen wohlthätigen Zweck, und wieder 18 Jahre später ein anderes, das mehr bestimmt war gelesen als aufgeführt zu werden und nie zur Aufführung kam. Weiter erstreckte sein Ehrgeiz als Dramatiker sich nicht. Den Rest seines Schöpfungsdranges verströmte er vor allem in die seit seiner Jugend ihm geläufige Form des Romans.

Wie schon erwähnt, gehörten auch Bulwer's dramatischer Periode zwei Romane an: „Ernest Maltravers" und „Alice". Seinem eigenen Geständniß zufolge waren dieselben hervorgerufen durch die aus Goethe's „Wilhelm Meister" entlehnte Idee einer moralischen Erziehung oder Lehrlingschaft, und zur Anerkennung dessen, was er dem deutschen Genie verdankte, widmete Bulwer diesen Doppelroman „dem großen deutschen Volke, einem Volke von Denkern und Kritikern". Obgleich der Held Maltravers der hochgeborene Sohn eines englischen Baronets ist und seine Erziehung weniger durch theoretische Ausbildung empfängt als durch das praktische Leben, gefiel den Engländern der in diesem Werke zur Schau getragene Universalismus und die mit demselben verbundene Freigeisterei nicht. Den deutschen Leser heimeln sie eben wegen jener unverkennbar deutschen Einflüsse an, während in Bezug auf die Harmonie zwischen Anlage und Ausführung Bulwer gewiß recht hatte, wenn er noch viele Jahre später „Maltravers" und „Alice" seinen besten Schöpfungen zuzählte. Der größten Popularität erfreute sich dagegen sein nächstfolgender Roman, der erste nach den dramatischen Arbeiten der Jahre 1838—40: „Night and Morning" (1841). Bulwer kehrte mit diesem Werke von neuem auf die in „Pelham", „Paul Clifford" und „Godolphin" betretene Bahn zurück und entfaltete auf dem Grunde eines ebenso kunstreich angelegten als entwickelten Planes ein farbenvolles Bild des modernen Lebens, besonders aus den höhern Mittelklassen und der Demi-Monde des Verbrechens, deren fesselndem Einflusse es schwer ist sich zu entziehen. Wahr ist es, „Nacht und Morgen" gehört im ganzen der Gattung der sogenannten Sensationsromane an, doch bedarf es nur einer oberflächlichen Vergleichung mit den spätern massenhaften Erzeugnissen auf diesem Gebiete, um die weite Entfernung wahrzunehmen, welche den Bulwer'schen Roman von jenen trennt. Noch eine andere Begebenheit muß aus diesem Jahre erwähnt werden. Die conservative Reaction, welche 1835 nicht stark genug gewesen war, um sich dauernd zu behaupten, war inzwischen der liberalen Regierung über den Kopf gewachsen und führte endlich 1841 deren Sturz herbei. In den bei dieser Veranlassung stattfindenden parlamentarischen Neuwahlen verlor Bulwer seinen seit 1832 behaupteten Sitz für Lincoln. Mit dieser Katastrophe erreichte die erste Epoche seiner politischen Laufbahn, die liberale, ihr Ende. Nach einer neuen vergeblichen Bewerbung um die

Digitized by Google

Vertretung von Lincoln im Jahre 1847 gelang es ihm erst bei den Wahlen von 1852 wieder, einen Parlamentssitz davonzutragen. Unterdessen jedoch war in seinen politischen Ansichten eine Wandlung vorgegangen. Aus dem liberalen war ein conservativer Politiker geworden. Es wird später erklärt werden, welche Ursachen diesen Umschwung beförderten. Vorläufig ist die Thatsache festzuhalten, daß der Autor Bulwer für einen Zeitraum von 11 Jahren (1841 — 52) der Beschränkungen, welche seine parlamentarischen Pflichten ihm etwa auferlegt hatten, ledig geworden war und sich in voller Freiheit dem schriftstellerischen Schaffen widmen konnte.

Auch ließ er nicht lange auf die Früchte seiner Muße warten. Schon in Jahresfrist nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament (1842) erschien der Roman „Zanoni", das vielgeliebte Werk seines „reifen Mannesalters", wie er es selbst nannte, und der erste von zwei Romanen Bulwer's, die eine Stelle für sich beanspruchen, mit denen er eine vorher nicht betretene neue Bahn einschlug. Man kann sie im Unterschied von ihren Vorgängern als mysteriöse oder Phantasieromane bezeichnen, Lebensbilder, welche den Boden der wirklichen Welt nicht absolut verlassen, aber auf dem Hintergrunde geheimnißvoller übernatürlicher Ideen erscheinen, unter deren Einfluß Wirklichkeit und Magie, Glaubhaftes und Wunderbares sich auf die seltsamste Weise vermischen. Die Ideenwelt, welche Bulwer diesen Romanen zu Grunde gelegt hat und in der er sich offenbar mit einer Seite seiner eigenen Natur heimisch fühlte, ist die Welt der Rosenkreuzer; und ganz naturgemäß wird die Handlung in die Blütezeit dieser geheimnißvollen Brüderschaft verlegt, in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, das Zeitalter der Geisterseher und Goldmacher, der Freimaurer und Illuminaten, der Mesmer und Cagliostro. In „Zanoni" treten zwei Mitglieder des rosenkreuzerischen Ordens auf, der Held Zanoni und sein Genosse Mejnour. Beide haben das Elixir der Unsterblichkeit getrunken und leben schon ein Leben von Jahrhunderten. Aber bei Mejnour hat der wunderbare Trank alles Gefühl für die Menschheit ertödtet; obgleich er nicht stirbt, ist sein Leben ein ewiges Alter, er lebt nur für das wissenschaftliche Denken. Zanoni dagegen lebt die unsterbliche Jugend des Genius, der Schönheit, der Poesie und der Freiheit. Er hat diese gewonnen, weil er sich der selbstischen Begierden entäußerte und ausschließlich dem Wirken für jene Ideale weihte. Die persönliche Liebe zu einem schönen Menschenkinde entführt ihn der Welt seiner Ideen und als Opfer dieser Liebe findet er den Tod. Wie die beiden Hauptgestalten, so sind auch die übrigen Charaktere des Romans, zu denen jene in nähere oder fernere Beziehung treten, Verkörperungen gewisser moralischer und philosophischer Ideen, und der Eindruck des Werkes beruht auf der Wärme des dichterischen Gefühls, mit welcher Idee und Wirklichkeit zu einem lebendigen Ganzen verschmolzen sind. Diese Verschmelzung ist nicht durchweg gelungen. Es fehlt nicht an Stellen, wo der Einfluß von Geisterseherei und Magie auf den Gang der Ereignisse den unbehaglichen Eindruck der Maschinengötter hervorruft, wo die Einmischung des Wunders als störendes Beiwerk empfunden wird. Nichtsdestoweniger übt die Lektüre von „Zanoni" einen eigenthümlichen Zauber aus. Vielleicht in keinem andern Werke Bulwer's ist seine eigentlich poetische Schöpferkraft zu so voller Entfaltung gekommen. Die Ueberfülle der Reflexion verschwindet; Begebenheiten und Schilderungen entspringen wie aus einem umgebenden warmen Element dichterischer Empfindung, glühen von wahrhaft berauschendem Glanz und Leben. Von bedeutender Wirkung ist auch das historische Schlußbild der Schreckensregierung der französischen Revolution, deren Katastrophe zusammenfällt mit der Katastrophe des Romans. Populär konnte „Zanoni" der Natur der Sache nach nicht werden. Auch hatte Bulwer keinen solchen Erfolg im Sinne, als er dies Werk schrieb. Es war ihm ein unwiderstehliches Bedürfniß, seinen Gedanken und Phantasien über die tiefsten Geheimnisse des Menschenlebens Gestalt zu geben, und seiner eigenen Versicherung gemäß würden diese Phantasien

Digitized by Google

ihm ebenso theuer gewesen sein, „hätte er sie eingegraben in die Felsen einer Wüste". Einen kleinern esoterischen Kreis von Bewunderern aber sammelte „Zanoni" um sich. Auch Kritiker, die am schärfsten über den Mangel an Genie in Bulwer aburtheilen, haben in diesem Werke die echte Flamme des Genius erkennen wollen. Mir fiel, als ich vor kurzem „Zanoni" wieder las, der Anklang an Schiller's „Geisterseher" auf. Und gewiß war dieser leider unvollendet gebliebene Roman unsers deutschen Dichters nicht ohne Einfluß auf den englischen Autor, der sich damals viel mit deutscher Literatur beschäftigte. In jeder Beziehung überlegen ist meiner Ansicht nach „Zanoni" dem 20 Jahre später veröffentlichten zweiten Phantasieroman Bulwer's: „A Strange Story", in welchem spiritualistische Visionen, animalischer Magnetismus und groteske Hexen- und Zauberkünste das poetische Behagen und den nicht spiritualistisch voreingenommenen gesunden Sinn beleidigen und abstoßen.

Nach der Vollendung „Zanoni's" warf Bulwer sich mit erneuertem Eifer auf den historischen Roman. Er wählte diesmal einen Gegenstand aus der englischen Geschichte und konnte schon während der Saison von 1843 die Welt mit dem dreibändigen „The last of the Barons" überraschen. Man nahm dieses neue Werk des unermüdlichen Autors ziemlich kühl auf. Als Roman schien es zu gelehrt, als Geschichte zu romanhaft; und allerdings war es Bulwer nicht gelungen, in Ton und Haltung jene glückliche Mitte zu treffen, welche eine durch Sir Walter Scott verwöhnte Welt befriedigte. Im einzelnen leistete er übrigens auch hier Großes, so besonders in der meisterhaften Schilderung der Charaktere König Eduard's IV. und des letzten der Barone, des „Königmachers" Graf Warwick, selbst. Wie Bulwer in der Vorrede verkündigte, war es seine Absicht, mit diesem Werke seine Thätigkeit als Novellist zu beschließen. Vermuthlich empfand er nach den gewaltigen Anstrengungen der letzten sechzehn Jahre, von denen fast jedes durch ein Werk seines Geistes bezeichnet gewesen war, das Bedürfniß des Ausruhens, zumal da die an sich unvermeidliche Abspannung um so fühlbarer werden mußte, als durch seinen Austritt aus dem Parlament eine Ursache der steten Erregung seiner Geisteskräfte, die politische Thätigkeit, fortgefallen war. Wie es scheint, sollten zunächst geschichtliche Studien an die Stelle der novellistischen Arbeiten treten. Pläne zu einer Vollendung seiner „Geschichte Athens", zu einer Geschichte der Zeiten der Plantagenets schwebten vor seiner Seele. Aber noch ehe er mit der Ausführung begonnen, wurden seine Gedanken nach einer andern Seite hin abgezogen. Im December 1843 starb seine Mutter. Bulwer gelangte dadurch in den Besitz des Familiengutes der Lytton, Knebworth, und eines fürstlichen Vermögens, verwandelte sich demnach aus einem Schriftsteller, der nur seinen persönlichen Neigungen lebte, in einen großen Grundbesitzer und trat als solcher in einen neuen Kreis von Pflichten ein. Diese und andere Umstände mochten zusammenwirken, ihn zum Aufgeben jener Pläne zu bewegen und eine längere Pause in seinen schriftstellerischen Arbeiten zu veranlassen. Gewiß ist, daß fast drei Jahre verflossen, ehe er, seiner Ankündigung in dem „Letzten der Barone" zuwider, seine Werke durch ein neues vermehrte. Der Zwischenzeit gehört nur Eine Arbeit an, die 1844 erschienene Uebersetzung von Schiller's Gedichten. Aber die meisten dieser Uebersetzungen waren schon vorher in „Blackwood's Magazine" abgedruckt, bildeten also mehr eine Sammlung früherer Arbeiten, als ein neues Werk. Es war der erste Versuch, die lyrischen Dichtungen Schiller's dem englischen Publikum durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen, und im ganzen ein recht gelungener, ein bisjetzt noch nicht übertroffener Versuch. Bulwer selbst hatte Deutschland seit seinem Ausscheiden aus dem Parlament öfter bereist und brachte besonders von 1844 an zur Stärkung seiner erschütterten Gesundheit einen großen Theil des Jahres auf dem Festlande zu. Wie aus einem 1845 geschriebenen humoristischen Briefe

Digitized by Google

an Harrison Ainsworth („Confessions of a Water-Patient") hervorgeht, versuchte er auch die damals in Mode kommende Wassercur. Offenbar bedurfte er einer längern Muße, eines frischen Wachsthums seiner über Gebühr angestrengten Kräfte, und ärztliche Vorschriften machten ihm das völlige Ausruhen von der Arbeit zur Pflicht. Von welcher Bedeutung diese Jahre der Muße für Bulwer waren, erhellt aus den Werken, welche denselben folgten. Sie bildeten in Wahrheit nicht blos eine Grenzscheide zwischen der ersten und zweiten Epoche seines schriftstellerischen Wirkens, sie waren für ihn auch die Quelle, aus der er eine neue Jugend schöpfte. Wenn man von der Vergangenheit auf die Gegenwart schloß, hätte man denken können, der fruchtbare Autor habe sich ausgeschrieben und bei der Ankündigung in dem „Letzten der Barone" aus der Nothwendigkeit eine Tugend gemacht. Aber inzwischen drängte ein Frühling voll frischer Keime sich in seinem reichen Geiste ans Licht und beruhigt und gereift ging er aus der Krise hervor, um das nur unterbrochene Schaffen mit voller Manneskraft wieder aufzunehmen.

Denn in der Blüte der Manneskraft stand Bulwer um diese Zeit, so viele Jahre auch schon seit der Begründung seines Autorruhmes verflossen schienen. Als er in der Vorrede zu dem „Letzten der Barone" seinen Entschluß, das Feld der Novellistik verlassen zu wollen, kundthat, war er erst 37, als er, nach jener Pause des Ausruhens, von neuem als Schriftsteller auftrat (1846), erst 40 Jahre alt. Uebrigens wurde er auch dann seinem Vorsatze nicht sofort ungetreu. Denn das erste Resultat seiner erneuerten Thätigkeit war kein Roman, sondern ein Gedicht, halb Satire, halb Erzählung, und erschien zudem ohne des Verfassers Namen. Nach dem Titel „The New Timon, a Romance of London" durfte man eine menschenfeindliche Stimmung erwarten, und allerdings herrschte der gedankenvoll melancholische Ton vor. Aber die Verse hatten eine Frische und Kraft, die Satire einen Glanz und eine Schärfe, die Charakterbilder offenbarten in Breite und Tiefe so unverkennbar die Hand des Meisters, daß sofort die allgemeinste Anerkennung das Werk krönte. Man verglich den unbekannten Verfasser mit Dryden und Pope, und manche seiner Verse bewährten ihre Vortrefflichkeit, indem sie unverzüglich in den Besitz des gebildeten zeitgenössischen Bewußtseins übergingen. Als classisch dürfen besonders die oft citirten Stellen über die hervorragendsten politischen Persönlichkeiten jener Epoche, und vor allem über den verstorbenen Grafen Derby, gelten. Ein solcher Triumph mußte für Bulwer keine geringe Genugthuung sein. Es wurde dadurch anerkannt, daß er auch als Dichter etwas zu leisten im Stande sei, und gewiß blieb diese Anerkennung nicht ohne Einfluß auf das Unternehmen einer bald folgenden, noch umfangreichern und ehrgeizigern Schöpfung seiner Muse. Unangenehm war nur ein durch den „New Timon" veranlaßter Waffengang mit Alfred Tennyson, der sich für einen satirischen Angriff Bulwer's durch eine bitter schneidende Erwiderung im „Punch" rächte. Meiner Meinung nach kam diese Tennyson'sche Satire zu spät, d. h. sie war auf den Bulwer jener Zeit nicht mehr anwendbar. Aber interessant bleibt sie trotzdem, theils als Probe dessen, was Tennyson an Invective leisten konnte, wenn er gereizt wurde, theils sofern sie beweist, wie nachhaltig das Andenken an den ehemaligen Dandy Bulwer, oder um mit Tennyson zu reden:

The padded man, who wears the stays,

Who killed the girls and thrilled the boys,
With dandy pathos when you wrote,
O Lion! you, that made a noise
And shook a mane „en papillote" —

noch immer fortlebte. Indeß diese unerfreuliche Episode wurde vergessen und „Der neue Timon" behauptete in der öffentlichen Gunst die einmal errungene Stelle. Nachdem

Digitized by Google

ſo das lange bewahrte Schweigen einmal gebrochen, der ſchöpferiſche Trieb aus ſeiner Ruhe wieder in Thätigkeit übergegangen war, folgte raſch ein neues Werk dem andern. Der nächſte Nachfolger des „Neuen Timon" kam dieſem an Erfolg nicht gleich. Es war ein Roman, der Senſationsroman „Lucretia, or the Children of Night" (1847), der dritte von Bulwer's Criminalromanen und als ſolcher im Grunde noch ſeiner frühern Epoche angehörig. Bulwer hatte die Geſchichte eines kurz vorher gehängten Fälſchers und Giftmiſchers dabei zu Grunde gelegt, und trotz der auch hier bewährten bekannten Kunſt ſeiner pſychologiſchen Analyſe verurtheilte die Kritik faſt einſtimmig die Wahl eines ſo abſtoßenden widerwärtigen Gegenſtandes. Es ſchien, als könne er den Weg aus den altbefahrenen Gleiſen heraus nicht finden, als kehre er, nach der Ankündigung, daß er ſeine Laufbahn als Novelliſt als geſchloſſen betrachte, am Ende noch einmal zu ſeiner Vergangenheit zurück. So unzweifelhaft erfolgreich „Der neue Timon" geweſen war, ſo wenig verhehlte man ſich die Enttäuſchung über dies jüngſte Werk des fruchtbaren Novelliſten. Nicht viel beſſer erging es dem 1848 erſcheinenden hiſtoriſchen Roman „Harold, the last of the Saxon Kings". Bei manchen glänzenden Einzelheiten ſtörten in „Harold" dieſelben Mängel einer zu gelehrten Behandlung wie früher in dem „Letzten der Barone". Der Generation, welche für „Pelham", „Paul Clifford" und „Rienzi" geſchwärmt hatte, war eine neue gefolgt. D'Israeli, Dickens, Thackeray waren die Löwen des Tages geworden, und dem vorherrſchenden Urtheil nach ſchien von Bulwer etwas Neues und Bedeutendes kaum noch zu erwarten. Aber um dieſelbe Zeit, als derartige Urtheile gefällt wurden, war er, der Misgunſt des Publikums gegenüber unbezwinglicher als je, ſchon mit einem andern Werke beſchäftigt, das jene Vorherſagungen auf ebenſo unerwartete als glänzende Weiſe widerlegen ſollte. Ja, reich an Planen wie immer, arbeitete er gleichzeitig nicht an einem einzigen, ſondern an einer ganzen Anzahl von Werken. „Harold" war noch nicht beendet, als er den Roman „The Caxtons" ſchon angefangen hatte, und zugleich mit den „Caxtons" machte das Epos „King Arthur" raſche Fortſchritte. Im Bewußtſein ſolcher noch unerſchöpften Schätze mochte Bulwer die Gerechtigkeit der über ihn gefällten Urtheile wol bezweifeln. Er klagte die Kritik insgeheim der Launenhaftigkeit, des Miswollens an und beſchloß ſie auf die Probe zu ſtellen, indem er ſeine nächſten Werke anonym erſcheinen ließ. So erſchienen während der Jahre 1848 und 1849 „King Arthur" und „The Caxtons", jenes in vier während längerer Zeiträume einander folgenden Abtheilungen, dieſes in zwei Jahrgängen der Monatsſchrift „Blackwood's Magazine". Von dem Epos „König Arthur" war ſchon oben die Rede. Es erregte Aufſehen, fand ſogar begeiſterte Bewunderer, doch der Traum des Dichters, ein neues Nationalepos geſchaffen zu haben, wurde nicht erfüllt. Schon die Wahl des ſagenhaften Gegenſtandes und die reichliche Einmiſchung allegoriſcher, übernatürlicher Elemente mußte dies verhindern. Ueberdies fehlt es der Erzählung bei allem Geiſt an der leichten Heiterkeit der Bewegung, dem Verſe an Schwung und an Muſik. Man erkennt die idealen Intentionen des Dichters, aber er verſteht nicht die große Kunſt, ſeine Kunſt zu verſtecken. Das Ganze hinterläßt aus allen dieſen Gründen mehr einen künſtlichen, als den poetiſch unmittelbaren lebensvollen Eindruck, der im „Neuen Timon" angezogen hatte. Was jedoch dem Epos „König Arthur" verſagt blieb, wurde dem Romane „The Caxtons" in vollem Maße zutheil. Ohne daß man den Verfaſſer ahnte, erregten ſchon die Anfänge dieſes Werkes das allgemeinſte Aufſehen. An Bulwer dachte niemand. Die ganze Auffaſſung und Darſtellung war ſeiner frühern Art zu unähnlich. Man begrüßte das Erſcheinen eines neuen großen Talents, das ſich den Humoriſten des 18. Jahrhunderts in würdiger Weiſe anſchließe. Je weiter der Roman fortſchritt, um ſo lebhafter wurde das Intereſſe. Nach

Digitized by Google

seiner Vollendung war der Triumph vollkommen. Kaum eins von Bulwer's frühern Werken hatte einen so unmittelbaren nationalen Erfolg errungen als die „Caxtons".

In der That war Bulwer mit diesem Werke in eine ganz neue Phase des Schaffens eingetreten. Er, dem man die Gabe des Humors oft so gut als abgesprochen, hatte sich plötzlich als Humorist enthüllt und schilderte Begebenheiten und Charaktere mit einer behaglichen epischen Breite, mit einer realistischen Kraft und Fülle, welche an die Koryphäen des 18. Jahrhunderts erinnerten. Ohne die Beihülfe fashionabler Excentricitäten, ohne sensationelle Romantik, ohne mysteriöse Verwickelungen, wirkte er einfach durch die künstlerisch-liebevolle Darstellung eines Stückes Menschenleben, das er frisch aus den mittlern Kreisen seiner Zeit und seines Volkes herausgegriffen hatte. Durch einige Kritiker wurde ihm die Nachahmung Sterne's zum Vorwurf gemacht. Allein zugegeben, daß Anklänge von Sterne und auch von Fielding, ja von unserm Jean Paul sich in den „Caxtons" und deren Nachfolgern finden, so scheint der Vorwurf der Nachahmung trotzdem ungerechtfertigt. Den Einfluß Fielding's gesteht Bulwer selbst ausdrücklich zu, aber nirgends stört bei ihm die Manier, welche das sichere Zeichen der Nachahmung ist. Im Gegentheil muß es ihm zum Ruhme nachgesagt werden, daß wenige neuere Novellisten und Humoristen sich von jeder Manier so frei erhalten haben wie er. Seine Sprache steht durchweg auf der gebildeten Höhe der Zeit. Mit größerm Rechte könnte man ihm vorwerfen, dieses durchgehende Gleichmaß der stilistischen Kunst thue der Lebendigkeit seiner Darstellung Eintrag. Doch auch dieser Vorwurf ist nur unter mannichfachen Beschränkungen zulässig. Reiner, natürlich anmuthender, freier von allem überflüssigen Reichthum der Worte und der Reflexionen erscheint Bulwer's Stil jedenfalls nirgends als in den Werken dieser zweiten Epoche. Ihr Erfolg gewährte ihm in jeder Hinsicht reichen Ersatz für die vorhergehenden Enttäuschungen. Und kaum war der erste Triumph auf dieser neuen Bahn errungen, als er mit charakteristischer Unermüdlichkeit schon auf dessen Vermehrung durch eine neue Schöpfung bedacht war. Die „Caxtons" erschienen als fertiges Werk im Sommer 1849. Im Winter desselben Jahres, nach längern Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien, fing Bulwer in Nizza „My Novel" an, den umfangreichsten und, alles in allem genommen, wol den vorzüglichsten seiner Romane. Auch „My Novel" erschien zuerst in „Blackwood's Magazine" und zwar vom September 1850 bis zum December 1852. Die schon in den „Caxtons" bewährten Vorzüge traten hier auf einem weitern Gebiet, in größern Verhältnissen zu Tage, und die durchgehende Meisterschaft der Darstellung, die wesentlich heitere wohlwollende Weltansicht, die Abwesenheit der Tendenz, die Fülle des Humors und der Charaktere, vereint mit der vollen unverminderten Kunst der Anlage und Ausführung, schufen ein Werk, das, mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen, seinen Ruhm auf einer neuen Basis fest begründete. Durch Charaktere wie den Squire Hazeldean, den Pfarrer Dale, den Dr. Riccabocca u. a. vermehrte er die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Romangestalten, welche durch ihre Wahrheit und Wirklichkeit ein allgemeines Besitzthum des Volkes werden. Das vor allen andern als „Seine Novelle" von ihm anerkannte Werk sicherte ihm mehr als irgendein anderes den Anspruch auf eine Stelle unter den großen Romandichtern seiner Epoche.

Noch während Bulwer mit „My Novel" beschäftigt war, bewährte er sich in einer andern Eigenschaft, deren Besitz ihm ohne Widerrede zugestanden wird: als wohlwollender, freigebiger Beförderer der Interessen der Literatur und Kunst. Auf seinem Landsitze Knebworth, unter seiner Leitung und unter der Theilnahme von Dickens, Forster, Jerrold u. a. entstand im Spätherbst 1850 „die Gilde der Literatur und Kunst", zum Zwecke der Unterstützung armer unglücklicher Autoren und Künstler; und zum Besten der

Digitized by Google

Gilde schrieb er selbst das Lustspiel „Not as bad as we seem", das dann während des Frühlings und Sommers 1851 von einer Gesellschaft von Schriftstellern und Künstlern, an deren Spitze Dickens stand, in London und den Provinzialstädten mit beträchtlichem Erfolge aufgeführt wurde. Später schenkte Bulwer der Gilde ein Grundstück in der Nähe seines Landsitzes, für die Errichtung von Häusern zur Aufnahme der von der Gilde empfohlenen Künstler und Schriftsteller. Daß er auf weniger öffentliche Weise sein ganzes Leben hindurch ein großmüthiger Freund und Helfer in der Noth war, wurde schon bei seinen Lebzeiten allgemein anerkannt. Bis zu dem Tode seiner Mutter hatte er vorzugsweise von dem Ertrage seiner Schriften gelebt. Seitdem in den Besitz eines glänzenden Vermögens gelangt, hatte er, innerhalb der Kreise, in denen er sich heimisch fühlte, eine großartige Gastlichkeit entfaltet. Und nach dem alten Gesetze, wonach Reichthum Reichthum schafft, trugen nun auch seine Arbeiten ihm von Jahr zu Jahr größere und größere Summen ein. Gewiß darf es als ein Zeichen seiner Popularität gelten und ist an sich eine bemerkenswerthe Thatsache, daß ein Jahr nach der Vollendung von „My Novel" (1853) eine londoner Buchhändlerfirma ihm, für die Bewilligung des Verlagsrechts seiner bis dahin erschienenen Romane auf einen Zeitraum von 19 Jahren, 30000 Pfd. St. zahlte, und daß dieses, anfangs von mancher Seite für gewagt gehaltene Unternehmen sich als eine glänzende buchhändlerische Speculation herausstellte.

Eine andere in die Zeit der Veröffentlichung von „My Novel" fallende Begebenheit war Bulwer's Rückkehr zur Politik. Es war gerade ein Jahrzehnt seit seinem Ausscheiden aus dem Parlament verflossen, als (1851) sein „Letter to John Bull, Esq., on affairs connected with his landed property etc." von neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Haltung als Politiker hinlenkte. Die großen Kämpfe der dazwischenliegenden Jahre, die Kämpfe der Protectionisten und der Freihändler, und vermuthlich seine eigene gleichzeitige Umwandlung in einen großen Grundbesitzer, hatten den ehemaligen Liberalen zu einem Conservativen umgeschaffen, und als solcher legte er nun dem Publikum ein neues politisches Glaubensbekenntniß ab. Bulwer's Brief war, wie jener frühere von 1834, mit dem glänzendsten Talent geschrieben und erlebte in kurzem zwölf Auflagen. Wenn aber der frühere Radicale eine auffallende Kurzsichtigkeit bewies, indem er die verlorene Sache der Protectionisten für die seine erklärte, so war in seinen Auseinandersetzungen andererseits wenig von dem charakteristischen Eifer des Neulings. Wie sein Liberalismus in nicht geringem Maße eine Sache classisch-literarischer Bildung gewesen war und bei aller Entschiedenheit allgemeiner Grundsätze immer einen mehr oder weniger aristokratischen Anstrich bewahrt hatte, so entartete auch sein Conservatismus nie zu den schroffen Einseitigkeiten der conservativen Parteipolitik, sondern bewahrte meist eine mehr oder weniger liberale Färbung. Der „Brief an John Bull" sollte ohne Zweifel seine beabsichtigte Rückkehr ins Parlament anbahnen; und froh über einen so bemerkenswerthen Zuwachs ihrer Streitkräfte, ernannten die conservativen Wähler der Grafschaft Hertford, in deren Mitte der Landsitz Knebworth gelegen ist, ihn bei den Neuwahlen von 1852 zu einem ihrer Abgeordneten. Nach elfjähriger Abwesenheit erscholl so Bulwer's Name von neuem in den parlamentarischen Debatten. Den Sitz für Herdfordshire behauptete er seitdem durch eine Reihe von Neuwahlen hindurch, bis zu seiner Erhebung ins Oberhaus im Jahre 1866. Während dieser zweiten Epoche seiner politischen Laufbahn besonders befestigte Bulwer seinen Ruhm als Redner. Seine Theilnahme an den Debatten wurde erschwert durch eine Anlage zur Taubheit, die sich mit den Jahren stärker und störender ausbildete. Derselben Ursache war auch wol sein aus Mangel an Modulation eintöniger, ermüdender Vortrag zuzuschreiben. Dennoch brachten seine Reden durch Reichthum des Inhalts und Schönheit der Form einen bedeutenden Eindruck hervor, und man hörte ihm stets mit Aufmerksamkeit zu, weil man wußte, daß er nie ohne sorgfältige Vorberei-

Digitized by Google

tung sprach. Besondere Erwähnung verdient seine Haltung in den Verhandlungen über die Abschaffung der Papiersteuer im Jahre 1857, wo er sich, treu seiner alten Opposition gegen die der Erkenntniß auferlegten Lasten (Taxes on Knowledge), von seinen conservativen Parteigenossen trennte und für die Maßregel der liberalen Regierung stimmte. Die größte öffentliche Anerkennung wurde Bulwer's politischer Thätigkeit bei der Bildung des zweiten Ministeriums Derby-D'Israeli im Jahre 1858 zutheil, indem Graf Derby ihn zum Minister für die Colonien ernannte. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich der schon oben angedeutete peinliche Zwischenfall, als Bulwer nach Annahme des Ministerpostens, der constitutionellen Sitte gemäß, vor seinen Wählern in Hertfordshire erschien, um von diesen die Bestätigung seiner Wahl zu erlangen. Die Zwistigkeiten zwischen ihm und seiner Gemahlin hatten während der langen Jahre ihrer Trennung ohne Abschluß fortgedauert; ja, nach einem 1857 von Lady Bulwer veröffentlichten Pamphlet zu schließen*), waren sie ganz vor kurzem bis zur Unerträglichkeit verbittert worden. Bei jener Neuwahl nun veranlaßte Lady Bulwer eine skandalöse Scene, indem sie sich auf die Wahltribüne drängte und dem versammelten Publikum ihre Beschwerden gegen ihren Gemahl vortrug. Die einfache Erwähnung dieser Thatsache im Zusammenhange mit den früher gegebenen Andeutungen genügt, dem hier entworfenen Lebensbilde Bulwer's einen Schatten hinzuzufügen, der ihm nicht fehlen darf. Ohne uns auf weitere Erörterungen des unerfreulichen Gegenstandes einzulassen, sei nur noch das Eine bemerkt, daß es schwer sein möchte, eine überzeugendere Rechtfertigung Bulwer's zu ersinnen als das erwähnte Pamphlet seiner Gemahlin. Trotz ihrer Anklagen wurde er ohne Widerspruch von neuem gewählt und verwaltete dann sein Ministeramt bis zum Falle des Ministeriums im Juni 1859. Er hatte das Glück, während dieser Zeit einige wirklich bedeutende Aenderungen in dem großen Verbande des britischen Colonialreiches durchzuführen, nämlich die Abschaffung des Monopols der Hudsonsbai-Compagnie und die Begründung der Colonien Britisch-Columbia in Nordamerika und Queensland in Australien. Auch hielt er bei Gelegenheit der Debatten über die Reformbill von 1859, deren Verwerfung dem conservativen Ministerium ein Ende machte, eine seiner vorzüglichsten Reden. Von der Niederlegung seines Amtes an bis zu der Bildung eines neuen conservativen Ministeriums im Juli 1866 nahm Bulwer keinen bemerkenswerthen Antheil an den Kämpfen der parlamentarischen Parteien. Man hörte ihn wieder im Juni jenes Jahres in einer großen Rede bei den Debatten über die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone, und nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge hätte er noch einmal ins Amt zurückkehren können, als die Verwerfung auch dieser Bill die Bildung des dritten Ministeriums Derby-D'Israeli veranlaßte. Aber seine Taubheit hatte inzwischen zu bedenkliche Fortschritte gemacht und auch sein allgemeiner Gesundheitszustand war den Anstrengungen eines großen Staatsamtes nicht mehr gewachsen. Statt eines Amtes stellte Graf Derby ihm daher die Pairswürde zur Verfügung, welche Bulwer annahm. Im Juli 1866 verwandelte er sich so aus Sir Edward Bulwer Lytton in Lord Lytton von Knebworth. Als Lord Lytton erschien er seitdem noch öfter im Oberhause, bildete jedoch im ganzen keine Ausnahme von der Regel, der zufolge eine Erhebung zur Pairswürde wie die seine mit einer politischen Inruhestandsetzung als ziemlich gleichbedeutend betrachtet wird.

Nach diesem Ueberblick über die zweite Epoche der politischen Laufbahn Lord Lytton's bleibt uns übrig, das Gesammtbild seines Lebens durch eine Hinweisung auf seine schrift-

*) „Lady Bulwer Lytton's appeal to the justice and charity of the British Public" (London 1857).

Digitized by Google

stellerische Thätigkeit während desselben Zeitraums zu ergänzen. Mit dem Romane „My Novel" hatte er eine Höhe erstiegen, auf der er sich wol behaupten, die er aber nicht überschreiten konnte. Er behauptete sich wesentlich auf dieser Höhe in seinem nächsten Romane: „What will he do with it?", der 1857—58 in „Blackwood's Magazine" veröffentlicht wurde und in Ton, Haltung und Kunst seinen beiden Vorgängern ebenbürtig zur Seite trat. Man hat diese drei Hauptromane seiner zweiten Epoche, weil sie sich um den Mittelpunkt der Familie der Caxtons gruppiren, die Caxton-Serie genannt; und allerdings bilden sie, aus den schon angeführten Gründen, eine Gruppe für sich, die allen andern Romanen Lord Lytton's eigenartig gegenübersteht. Was er während der folgenden 14 Jahre seines Lebens schrieb, war vorzugsweise ein Nachklang schon früher angeschlagener Saiten. Nicht daß er sich wiederholt hätte. Vielmehr lernte er ohne Unterlaß weiter, eignete sich, wie in seiner Jugend, so im vorrückenden Alter, die Interessen und die fortschreitende Bildung der Zeit an, war immer bedacht, sein Bestes zu leisten, und fiel nie der Schwäche anheim, auf seinen Lorbern ruhen zu wollen. Aber mit Einer Ausnahme betrat er keine neue Bahn mehr, leistete nichts mehr, wofür sich in den Werken seiner frühern Zeit nicht ein Seitenstück fände. So erinnerte, zwei Jahre nach der Vollendung des letzten Caxton-Romans (1860), das Gedicht „Saint-Stephens" (eine poetische Charakteristik der berühmtesten englischen Staatsmänner und Redner von der Revolution bis zur Gegenwart) in Form und Behandlung stark an den „New Timon", während der nächste 1861—62 in Dickens' „All the year Round" veröffentlichte Roman: „A Strange Story", das Thema wieder aufnahm, das er schon 20 Jahre früher in „Zanoni" behandelt hatte. „A Strange Story" erregte bedeutendes Aufsehen; wie indeß schon an der Stelle, wo von „Zanoni" die Rede war, ausgeführt wurde, kann ich meinerseits mich den Bewunderern dieses spiritualistischen Romans nicht anschließen. Seit der Vollendung der „Strange Story" verfloß dann fast ein volles Jahrzehnt (1862—71), ehe ein neuer Roman von Lord Lytton erschien. Während der Zwischenzeit war er besonders mit der Sammlung und Herausgabe der zahlreichen Essays beschäftigt, welche die Mußestunden zwischen seinen größern Arbeiten ausgefüllt hatten. Während der Arbeit an den Caxton-Romanen waren, wie er selbst bemerkt, Gedanken über viele Gegenstände in ihm selbst aufgestiegen, deren Behandlung innerhalb der Form eines Romans unzulässig war. Diese veröffentlichte er nun in Form längerer oder kürzerer Essays, unter dem Pseudonym Pisistratus Caxton, zunächst in „Blackwood's Magazine" und veranstaltete dann im Jahre 1863 eine äußerst anziehende Sammlung in zwei Bänden unter dem Titel „Caxtoniana". Gemüthvoll und geistreich, witzig und gelehrt, übersprudelnd von Welt- und Menschenkenntniß, glänzend von den Blüten der Phantasie und den Früchten der Erkenntniß eines langen bewegten Lebens, gehören diese Essays zu Lord Lytton's angenehmsten Schriften. Er setzte darin die Reihe ähnlicher Essays fort, die dreißig Jahre früher unter dem Titel „The Student" erschienen waren, natürlich mit dem nach einem so langen Zeitraume unvermeidlichen Wechsel in Behandlung und Auswahl der Gegenstände. Eine zweite Sammlung von Essays: „Miscellaneous Prose Works", erschien 1868 in drei Bänden. Dieselbe enthielt im ersten Bande eine Auswahl seiner Beiträge zu der „Edinburgh", der „Quarterly", der „Westminster" und der „Foreign Quarterly Review" von 1836—67, theils geschichtlichen, theils literarhistorischen Inhalts; im zweiten Bande die Essays aus „The Student", im dritten einen neuen Abdruck der „Caxtoniana". Außerdem gehören diesem Zeitraume an: „The Lost Tales of Miletus" (1866), eine metrische Bearbeitung antiker Legenden; eine Uebersetzung der Oden und Epoden des Horaz (1869), mit einleitender Charakteristik des Dichters und gelehrten Erklärungen und Anmerkungen; die Komödie „Walpole, or every man has a price" (1869) und eine neue umgearbeitete Ausgabe des Epos „King Arthur"

Digitized by Google

(1870). An Arbeit fehlte es daher nicht, aber das Beste daran war nicht das Neue, sondern das Alte, und zwar vor allem die Essays; denn „König Arthur" gewann auch in seinem neuen Gewande nicht den Ruhm „des am wenigsten vergänglichen Denkmals seiner Thätigkeit", den Lord Lytton sich davon verheißen. Die „Lost Tales of Miletus" und die horazischen Uebersetzungen waren merkwürdig als Beweise des dauernden Einflusses der classischen Studien auf ein langes modernes Schriftstellerleben; seinen dichterischen Ruf konnten sie nicht vermehren. Die Komödie „Walpole" in gereimten Alexandrinern ging fast unbemerkt vorüber. Wenn man alle diese Arbeiten überblickte, mußte der Haupteindruck der sein, daß Lord Lytton aus seiner zweiten Epoche eingetreten sei in die dritte, die des Alters, daß er etwas schöpferisch Neues nicht mehr leisten werde. Doch er, der der Welt schon so manche Ueberraschung bereitet, sollte ihr noch einmal ein Räthsel zu rathen aufgeben. Im Jahre 1871 erschien der Roman „The Coming Race", die Erzählung von einem bei der Sündflut ins Erdinnere geretteten, vor kurzem durch einen unternehmenden Nordamerikaner wieder entdeckten Urvolke, das in seiner Verborgenheit die Probleme, welche die Oberwelt verwirren, schon gelöst hat, im Besitz der wunderbarsten mechanischen Künste und geistigen Kräfte in ewigem Frieden lebt, einst jedoch einer alten Tradition zufolge auf die Oberwelt vordringen und die dort angesiedelten Barbaren unterjochen wird. Das Werk erschien anonym, rief aber sofort das größte Aufsehen hervor und erlebte innerhalb eines Jahres sieben Auflagen. Man rieth auf den Verfasser und nannte unter andern Lord Lytton; dieser indeß brach sein Schweigen nicht und erst nach seinem Tode erhob die Erklärung des Verlegers die Annahme, daß er der Verfasser des „kommenden Geschlechtes" sei, zur Gewißheit. Das Buch steht in dem weiten Umkreise seiner Werke für sich allein. An kunstreicher Anlage und phantasievoller Ausführung seinen besten Schöpfungen vergleichbar, übt es einen eigenartigen Reiz aus durch die zu Grunde liegende durchdringende Satire, wodurch es sich der Gattung der „Utopien" und „Gulliver's Reisen" anschließt. Gewidmet war „Das kommende Geschlecht" „als ein Tribut der Achtung und Bewunderung" unserm Landsmann Max Müller, zum Theil wol wegen des Berichtes über die Sprache des unterirdischen Volkes, der Vril-ya, während zugleich mehr als ein Citat ein eifriges Studium von Müller's Werken bekundet. Daß Lord Lytton trotz des glänzenden Erfolges dieses Romans die Autorschaft bis zuletzt zweifelhaft ließ, muß Befremden erregen. Was aber immer die Ursache sein mochte, seine Productivität nahm seitdem offenbar einen neuen kräftigen Aufschwung. Um dieselbe Zeit, als „Das kommende Geschlecht" erschien, arbeitete er an zwei neuen Romanen: „The Parisians" und „Kenelm Chillingly", die er (hierin glücklicher als seine berühmten Vorgänger Dickens und Thackeray, welche mitten aus der Arbeit an unfertigen Werken abberufen wurden) beide vollendete, ehe der Tod ihn ereilte.

Lord Lytton hatte sich während der letzten Jahre seines Lebens wegen zunehmender Taubheit mehr und mehr aus der großen Welt in die Einsamkeit des literarischen Schaffens und einen kleinen Kreis vertrauter Freunde zurückgezogen. Die letzte öffentliche Veranlassung, bei welcher er in hervorragender Weise auftrat, war das für Dickens, vor dessen zweiter Reise nach Amerika, im Januar 1868, veranstaltete Abschiedsmahl, wobei Lord Lytton den Vorsitz führte. Für ihn selbst wurde diese Feier eine Art von Triumph, durch die ehrenvolle Anerkennung seiner eigenen Leistungen in einer Rede seines Freundes Sir Alexander Cockburn, des Lord-Oberrichters von England. Im Herbst 1872 war er zu einem längern Aufenthalt nach dem Seebade Torquay in Devonshire gegangen. Sein allgemeiner Gesundheitszustand hatte sich jüngsthin gebessert und er war mit der Durchsicht der Correcturbogen zu „Kenelm Chillingly" beschäftigt, als sein altes Ohrenleiden plötzlich die Form einer heftigen Entzündung annahm, die, nach nur vier Tagen der Krankheit, am 18. Jan. 1873 seinem Leben ein Ende machte. Der Roman „The Pa-

Digitized by Google

risians" hatte eben angefangen in „Blackwood's Magazine" zu erſcheinen; der Roman „Kenelm Chillingly" kam zwei Monate ſpäter in drei Bänden heraus.

So endete im 67. Jahre ſeines Alters Edward Bulwer, Lord Lytton, ſeine glänzende Laufbahn. Als charakteriſtiſch verdient eine Verordnung in ſeinem Teſtament Erwähnung, der zufolge er drei Tage lang unberührt auf dem Todtenbette gelaſſen, dann aber von den Aerzten zum Zwecke der endgültigen Feſtſtellung ſeines Todes unterſucht werden wollte, damit er nicht etwa ſcheintodt beerdigt werde. Zu ſeiner Begräbnißſtätte hatte er ſich das Familiengrabmal in Knebworth auserſehen und den Wunſch ausgeſprochen, daß die Feierlichkeit ſtill und ohne Pomp ſtattfinde. Doch die öffentliche Stimme forderte ſein Begräbniß in dem Nationalmauſoleum der Weſtminſterabtei, und in der Weſtminſterabtei, geleitet von Verwandten und Freunden und von den Koryphäen der Politik, der Literatur und der Kunſt, wurde er demnach, am 25. Jan. 1873, in der Saint-Edmunds-Kapelle beigeſetzt. Die endgültige Entſcheidung der Frage: ob Lord Lytton ein Genie oder nur ein ungewöhnlich großes vielſeitiges Talent geweſen, mag der Nachwelt überlaſſen bleiben. Unzweifelhaft iſt, daß er in der Literaturgeſchichte ſeiner Zeit eine der hervorragendſten Stellen einnimmt und ſeinem Volke und allen Völkern ein reiches geiſtiges Vermächtniß hinterlaſſen hat. Die Pairswürde iſt auf ſeinen einzigen Sohn Robert Lytton, der unter dem Pſeudonym Owen Meredith ſeit faſt ſchon 20 Jahren ebenfalls als Dichter und Novelliſt bekannt und ſeit 1849 in der diplomatiſchen Laufbahn thätig war, übergegangen.

Digitized by Google

Die braunschweigische Successionsfrage.

Bis gegen Ende der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts sind, soweit bekannt, Zweifel darüber, wer nach dem Aussterben der ältern Linie des Hauses Braunschweig im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel zur Succession berufen sei, nicht laut geworden.

Herzog Wilhelm von Braunschweig, welcher nach der im Jahre 1830 erfolgten Vertreibung seines Bruders Karl die Regierung ergriffen hatte, ist unverheirathet. Die sonst bei passenden Gelegenheiten an ihn von Deputationen der Stände oder sonstiger Corporationen gerichteten Bitten um standesgemäße Vermählung verstummten allmählich und man gewöhnte sich im Herzogthum an die freilich unliebsame Aussicht, nach dem kinderlosen Absterben des regierenden Herzogs an die in Hannover residirende jüngere Linie des Hauses Braunschweig zu fallen.

Höchstens wurde darüber gestritten, ob, falls der vertriebene Herzog Karl seinen Bruder überlebe, jener die Zügel der Regierung wieder ergreifen könne, ob bis zu seinem Tode eine Regentschaft anzuordnen sei, oder ob, wenn auch Herzog Karl am Leben sei, der König von Hannover sofort mit dem Tode des Herzogs Wilhelm zur Regierung berufen, endlich darüber, ob der derzeit regierende König von Hannover, Georg V., seiner Blindheit halber als successionsfähig anzusehen sei.

Wie bereits bemerkt, blickte man in Braunschweig im allgemeinen gerade nicht mit freudigen Gefühlen in die Zukunft. Die Zustände in Hannover unter dem persönlich höchst achtungswerthen und liebenswürdigen Könige Georg waren, soweit es von außen schien, nicht gerade verlockend, und Reibereien zwischen den beiderseitigen Regierungen, namentlich bei Eisenbahnbauten, dienten nicht dazu, Hannover und seine Regierung beliebter zu machen.

Rücksichtlich der Handels- und Verkehrsverhältnisse waren sich beide Länder ziemlich entfremdet. Braunschweig war mit Ende des Jahres 1841 aus dem Hannover-Oldenburgischen Steuervereine ausgeschieden und dem Zoll- und Handelsvereine beigetreten. Bei seiner zerrissenen und zerstückelten Lage brachte die Errichtung der Zollschranken gegen Hannover der materiellen Nachtheile genug, der Plackereien noch mehr, und diese hörten erst auf, als Hannover endlich mit dem Jahre 1854 dem Zollverein beitrat. Daß es für diesen lange verzögerten Eintritt durch Gewährung des Präcipuums noch belohnt wurde, konnte nicht dazu beitragen, die Stimmung gegen Hannover freundlicher zu machen.

Die religiösen Streitigkeiten in Hannover, die Behandlung der Domänenfrage durch die Regierung, die bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Herzogthums auch hier möglichenfalls in Scene zu setzen war, die Stellung der Beamten in Hannover, die,

Digitized by Google

zwar verhältnißmäßig reich bezahlt, zu königlichen Dienern herabgedrückt wurden, Bedenken angesichts früherer Vorgänge in Hannover, ob das von den Agnaten nicht ausdrücklich anerkannte braunschweigische Landesgrundgesetz werde geachtet und erhalten bleiben — alles war dazu angethan, den Anfall an Hannover in nicht gerade verlockendem Lichte erscheinen zu lassen.

Da tauchten auf einmal unbestimmte Gerüchte auf, welche die Successionsberechtigung des Hauses Hannover als nicht unbestreitbar darstellten. Erst leise, dann immer lauter trat die Behauptung auf, die Ansprüche Hannovers seien zweifelhaft, Preußen habe nähere Anrechte als Hannover. Diese Behauptungen fielen auf gutvorbereiteten Boden und nahmen bald festere Form an. Broschüren, die in den Jahren 1861 und 1862 erschienen, machten das größere Publikum, soweit es sich für die Frage interessirte, mit den Gründen bekannt, die von hüben und drüben ins Gefecht geführt wurden. Die „Successionsfrage" war fertig.

Möglich, daß sie, plötzlich wie sie entstanden war, auch wieder verschwunden wäre; da führte ihr das Jahr 1866 neue Nahrung zu. König Georg von Hannover wurde, in den Krieg mit Preußen fortgerissen, bei Langensalza zur Capitulation gezwungen, sein Land von Preußen annectirt, die königliche Familie depossedirt. König Georg ist nicht zu bewegen gewesen, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen, er betrachtet sich noch heute als im Kriegszustande mit Preußen. Welche Folgen hatten diese Umstände für die braunschweigische Successionsfrage? War mit der Krone Hannovers, die Preußen mit dem Schwerte errungen, auch das Anrecht auf die Regierungsnachfolge in Braunschweig erworben oder blieb dieses Anrecht, wenn es überhaupt existirte, der depossedirten Königsfamilie? Würde, könnte Preußen es in dem letztern Falle zugeben, daß sich im Herzen seines Landes ein selbständiges Herzogthum befinde, dessen Regent, im Kriegszustande mit ihm, Ansprüche auf die incorporirte Provinz Hannover erheben könnte? Was konnte, was sollte Braunschweig thun, um seine demnächstigen Geschicke möglichst sicherzustellen?

An Antworten auf alle diese Fragen hat es nicht gefehlt, nur waren sie leider so verschieden als die persönlichen Anschauungen und die politischen Ansichten derer, die sie gaben, und wenig geeignet, eine allseits befriedigende Lösung herbeizuführen. Die braunschweigische Successionsfrage ist noch eine offene, und wie in frühern harmlosern Zeiten die große Seeschlange auftauchte, wenn es sonst an Stoff für die Reporter fehlte, so überrascht jetzt von Zeit zu Zeit in Pausen politischer Windstille ein „aus den besten Quellen schöpfender" Correspondent die Zeitungsleser mit einer neuen Lösung oder Complication der braunschweigischen Erbfolgeangelegenheit.

Inzwischen ist durch die Gründung des Deutschen Reiches und durch die Stellung, welche Preußen in diesem Staatengebilde einnimmt, die Frage von allgemeinem Interesse geworden und eine objective Darstellung der ganzen Sachlage auch für die geboten, welche nicht Neigung oder Zeit haben, das über die Frage vorhandene literarische Material selbst zu studiren und sich doch ein von den Parteirichtungen der Tagespresse unabhängiges selbständiges Urtheil über die Frage selbst und dasjenige bilden möchten, was zur Lösung derselben bisjetzt versucht worden ist.

Um über den entbrannten Streit und die von den verschiedenen Parteien vorgebrachten Gründe ein Urtheil zu gewinnen, wird eine kurze geschichtliche Uebersicht über die Entstehung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg und die in dem Hause vorgekommenen Erbtheilungen nicht zu umgehen sein.

Der mächtige Heinrich der Löwe war in dem Kampfe mit Kaiser Friedrich unterlegen. In die Reichsacht verfallen, seiner Lehen entsetzt, in seinen Allodialgütern bedrängt, hatte er sich 1182 zu Erfurt dem Kaiser unterwerfen und fußfällig um Gnade bitten müssen.

Digitized by Google

Versuche, sich der frühern Macht wieder zu bemächtigen, hatten keinen Erfolg. Bei seinem 1195 erfolgten Tode hinterließ er außer einer Tochter erster Ehe, die hier nicht interessirt, drei Söhne und zwei Töchter. Von jenen wurde der ältere, Heinrich, durch seine Verbindung mit Agnes, Tochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, der Nachfolger des letztern in der Pfalzgrafschaft und hinterließ bei seinem im Jahre 1227 erfolgenden Tode keine männliche Descendenz, wohl aber zwei Töchter, von denen Irmengart an den Markgrafen Hermann von Baden, Agnes aber an Otto von Baiern verheirathet war.

Der zweite, den Löwen überlebende Sohn Otto ward als Otto IV. Römischer Kaiser, starb indessen schon 1218 ohne Descendenz, während der jüngste der Brüder, Wilhelm, einen Sohn Namens Otto hinterließ, der in der Geschichte als Otto das Kind bekannt, der eigentliche Gründer des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg (im alten Sinne) geworden ist. Nach des Löwen Tode hatten seine Söhne anfänglich die Regierung gemeinsam geführt, dann aber eine Theilung vorgenommen, bei welcher Heinrich — nur dies interessirt für unsern Zweck — Folgendes zufiel: die Güter im Dithmarschen, in Hadeln und dem Lande Wursten, Stadt und Grafschaft Stade, die Besitzungen in den Stiftern Bremen und Verden, die westliche Hälfte des Lüneburgischen mit Celle und Flottwiede, die Güter des welfischen Hauses in Hessen und der Landstrich jenseit der Leine von Hannover aufwärts bis Göttingen mit Eimbeck u. s. w. Ob diese Theilung als sogenannte „Tottheilung" oder als „Nutzungstheilung" bei gemeinsamem Eigenthum anzusehen sei, ist nicht ganz klar und führte bald wichtige Streitigkeiten herbei.

Nach des Pfalzgrafen Heinrich am Rhein Tode wollte Otto das Kind, als einziger männlicher Descendent des Löwen, von den an jenen bei der Theilung gefallenen Ländern Besitz nehmen, wozu er nicht nur als Abkomme Heinrich's des Löwen, sondern auch aus einer feierlichen Erklärung des Pfalzgrafen berechtigt zu sein glaubte, stieß hierbei aber auf Widerstand. Die obenerwähnten Töchter des Pfalzgrafen Heinrich machten Ansprüche auf die ihrem Vater zugefallenen Lande und verkauften diese ihre vermeintlichen Anrechte an den Kaiser Friedrich II., der diese sich ihm darbietende Gelegenheit gern benutzte, um in Norddeutschland festen Fuß zu fassen.

Die hieraus entstandenen Kämpfe interessiren hier nicht. Keinem der Gegner gelang es, entscheidende Erfolge über den andern zu erringen, und beide wurden endlich einem Vergleiche geneigt.

Der damals in Italien weilende Kaiser Friedrich II. berief einen Fürstenrath, welcher die Rechtmäßigkeit der kaiserlichen Ansprüche prüfen sollte, und dieser entschied *gegen* den Kaiser und *für* Otto.

Infolge dessen kam auf dem Reichstage zu Mainz 1235 ein Abkommen zu Stande, welches nach jetziger Auffassung höchst seltsam, den damaligen Anschauungen und dem Zeitgeiste vollständig entsprechend war. Otto übergab dem Kaiser seine freien Erbgüter, der Kaiser verzichtete auf seine Ansprüche und übertrug die verbundenen braunschweigischen und lüneburgischen Lande als Reichslehen auf Otto, indem er ein Herzogthum daraus bildete.*)

Die in den braunschweig-lüneburgischen Landen schon damals vorhandenen Stände gaben zum Abschlusse dieser Uebereinkunft ihre Einwilligung, und am 21. Aug. 1235 ertheilte der Kaiser zu Mainz an Otto die Belehnung mit den Fahnen mit großer Feierlichkeit und Pracht.

*) „Quapropter civitatem de Brunsvich et castrum Luneburch (quod Ottoni proprium, idiomate Teutonico vocatur «Eygen») cum omnibus aliis castris et pertinentiis suis univimus et creavimus inde ducatum et . . . . ipsum ducatum in feudum imperii ei concessimus, ad heredes filios filiasque hereditarie devolvendum." Vgl. Bohlmann, „Denkschrift u. s. w.", S. 80.

Digitized by Google

Das ist die Entstehung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg.

Die alte germanische Idee, wonach Länder mit erblicher monarchischer Regierungsform rücksichtlich der Regierungsnachfolge wie unbewegliche Güter der regierenden Familie betrachtet und demgemäß, mit der einzigen Ausnahme der Bevorzugung der männlichen Erben vor den weiblichen, vererbt wurden, tritt vielleicht selten so deutlich hervor als in der Geschichte des braunschweigisch-lüneburgischen Herzogthums. Demgemäß kommen Theilungen des Landes unter mehrern Miterben sehr häufig vor, und es sind so im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe von Neben- und Unterlinien entstanden, von denen zur Zeit noch zwei existiren. Schon die Söhne Otto's des Kindes, Albrecht und Johann, theilen das Herzogthum und werden dadurch, jener der Stifter der ältern braunschweigischen, dieser der Stifter der ältern lüneburgischen Linie.

In der braunschweigischen Linie wurde schon nach Albrecht's Tode von seinen Söhnen aufs neue getheilt und dadurch die Unterlinie Göttingen, Grubenhagen und Braunschweig gebildet. Braunschweig und Göttingen fielen zwar bald wieder in Eine Hand (Albrecht II.), um aber schon beim nächsten Erbfall wieder auseinandergerissen zu werden.

Nachdem die ältere lüneburgische Linie 1369 ausgestorben war, wurden mit Ausnahme von Grubenhagen und Göttingen die übrigen Besitzungen zwar in der Hand von Magnus II. Torquatus wieder vereinigt, unter dessen Söhnen aber wieder in zwei Theile zerrissen, von denen der eine der mittlern braunschweigischen, der andere der mittlern lüneburgischen Linie zufiel.

Die braunschweigische Linie zerfiel demnächst in die Unterlinien Wolfenbüttel und Kalenberg, die lüneburgische aber unter den Söhnen Heinrich's des Mittlern in die harburger, die braunschweig-celler und die gifthorner Linie, von denen besonders die Linie Braunschweig-Celle von Interesse ist, weil ihr Stifter, Ernst der Bekenner, der jüngste gemeinschaftliche Stammvater der noch jetzt existirenden beiden Linien ist. Seine Söhne bildeten wieder durch Theilung die Unterlinien Dannenberg und Celle. Der Linie Dannenberg fiel später nach Erlöschen der betreffenden Linie Wolfenbüttel, der Linie Celle Kalenberg zu, und da auch Gifthorn (1549), Harburg (1642), Grubenhagen (1596) und noch früher Göttingen (1463) ausgestorben und ihre Besitzungen mit denen der übrigen Linien wieder vereinigt waren, so ist die Familie nach dem Jahre 1642 wieder in zwei Linien vereinigt, die dannenberg-wolfenbüttelsche (neueres Haus Braunschweig-Wolfenbüttel) und die celle-kalenbergische (Haus Hannover), von denen die letztere 1692 die Kurwürde erwarb.

Der Mannsstamm der Linie Braunschweig-Wolfenbüttel steht zur Zeit auf zwei Augen (Herzog Wilhelm, geboren 1806), derjenige der Linie Hannover auf vier (König Georg V. und dessen Sohn Ernst August, geboren 1845).

Zur nähern Veranschaulichung der vielfach verwickelten Verhältnisse der einzelnen Linien zueinander mag die umstehende Stammtafel dienen. Typographische Rücksichten lassen eine Nebeneinanderstellung der einzelnen Verzweigungen nicht zu. Die Stammtafel ist nur in den Partien vollständig, welche für die Successionsfrage oder für die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Linien Wichtigkeit haben.

Digitized by Google

Stammtafel des Hauses Braunschweig-Lüneburg.

Heinrich der Löwe.

Heinrich der Lange, Pfalzgraf am Rhein † 1227. — **Wilhelm der Dicke † 1233.**

Irmengart, verehelicht an den Markgrafen von Baden. — Agnes, verheirathet an Otto von Baiern.

Otto puer **(das Kind)** † 1252.
Gründer des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg.

Albrecht der Große † 1279. — **Johann II. † 1277.**
I. Aeltere braunschweigische Linie. — II. Aeltere lüneburgische Linie.

I. Aeltere braunschweigische Linie.

Albrecht der Große † 1279.

Heinrich der Wunderliche † 1322. — Albrecht II. der Feiste † 1318. — Wilhelm † 1292.
I. A. Unterlinie Grubenhagen. Dieselbe erlischt mit Philipp III. † 1596. — I. B. Unterlinie Göttingen, Erhält Braunschweig. an welche 1292 auch Braunschweig fällt.

Magnus I. † 1369. — Ernst † 1367. Unterlinie Göttingen.

Otto der Quade † 1394.

Ludwig † 1367 ohne Descendenz. — Magnus II. Torquatus † 1373. Demselben fällt 1369 Lüneburg an. — Otto der Einäugige † 1463. Die Linie erlischt.

Friedrich † 1400. — **Bernhard † 1434.** — **Heinrich † 1416.**

III. **Mittlere lüneburgische Linie.** IV. **Mittlere braunschweigische Linie.**

Neben der mittlern braunschweigischen und der mittlern lüneburgischen Linie existiren noch die von der ältern braunschweigischen Linie abgezweigten Unterlinien Grubenhagen und Göttingen.

II. Aeltere lüneburgische Linie.

Johann † 1277.
Dieselbe erlischt 1369 mit Wilhelm mit dem großen Bein.

III. Mittlere lüneburgische Linie.

Bernhard † 1434.

Friedrich † 1478.

Otto † 1471.

Heinrich der Mittlere † 1532.

Otto † 1549. III. A. Harburger Unterlinie Dieselbe stirbt 1642 aus. — **Ernst der Bekenner † 1546.** Stammvater der noch existirenden beiden welfischen Linien. — Franz † 1549. III. B. Unterlinie Giffhorn. Dieselbe stirbt 1549 aus.

Heinrich † 1598. V. **Stifter der Linie Dannenberg.** — **Wilhelm † 1592.** VI. **Stifter der Linie Celle.**

Es existiren nebeneinander die Linien, resp. Unterlinien: Grubenhagen (I. A.), Harburg (III. A.), Dannenberg (V.), Celle (VI.) und Wolfenbüttel (IV. A.).

IV. Mittlere braunschweigische Linie.

Heinrich † 1416.

Wilhelm der Streitbare † 1482. — Heinrich † 1473 ohne Descendenz.

Wilhelm der Jüngere † 1503. — Friedrich † 1495.

Heinrich der Aeltere. IV. A. Unterlinie Wolfenbüttel. — Erich I. IV. B. Unterlinie Kalenberg. Dieselbe stirbt aus 1584. Kalenberg fällt an Wolfenbüttel.

Die mittlere braunschweigische Linie erlischt 1634 mit Friedrich Ulrich. Wolfenbüttel fällt an August den Jüngern († 1666) von der Linie Dannenberg-Hitzacker (V.), Kalenberg an die Linie Celle (VI.).

Digitized by Google

V. Linie Dannenberg.

Heinrich † 1598.

Julius Ernst † 1636. | August der Jüngere † 1666.

August der Jüngere erwirbt 1634 Wolfenbüttel und wird der Stifter des

Neuern Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel.

Rudolf August † 1704. | Ferdinand Albrecht I. † 1687. (Unterlinie Bevern.) | Anton Ulrich † 1714.

Anton Ulrich † 1714.: August Wilhelm † 1731. | Ludwig Rudolf † 1735.

Ferdinand Albrecht II. † 1735. | Ernst Ferdinand.

Karl I. † 1780.

Karl Wilhelm Ferdinand † 1806.

Friedrich Wilhelm † 1815.

Karl † 1873. | **Wilhelm,** regierender Herzog von Braunschweig.

Nach 1634 existiren nur noch die beiden jetzt noch bestehenden Linien Braunschweig-Wolfenbüttel und Celle-Kalenberg (Hannover).

Später noch entstandene Unterlinien der Linie Braunschweig-Wolfenbüttel gehen durch Verschmelzung mit den übrigen Landestheilen bald wieder ein.

VI. Linie Celle-Kalenberg.

Wilhelm † 1592.

Georg,
vertragsweise zum Stammhalter der Familie bestimmt.

Christian Ludwig † 1666. | Johann Friedrich † 1679. | Ernst August, Kurfürst 1692 † 1698. | Georg Wilhelm † 1705. Gemahl der d'Olbreuse.

Ernst August, Kurfürst 1692 † 1698.: Sophie Charlotte † 1705. Erste Königin von Preußen. | Georg Ludwig † 1727, wird als Georg I. 1714 König von Großbritannien.

Georg Wilhelm † 1705.: Sophie Dorothee, verheirathet an Georg I. von Großbritannien.

Georg II. August † 1760.

Friedrich Ludwig † 1751.

Georg III. † 1820.

Georg IV. † 1830. | Wilhelm IV. † 1837. | Eduard, Herzog von Kent † 1820. | Ernst August † 1850. Wird 1837 König von Hannover.

Eduard, Herzog von Kent † 1820.: Victoria, Königin von Großbritannien.

Ernst August † 1850. Wird 1837 König von Hannover.: Georg V.

Beabsichtigten wir eine hauptsächlich unsere eigenen Ansichten begründende Streit- oder Parteischrift zu geben, so würde hier die richtige Stelle sein, einen kurzen Abriß der braunschweigischen Verfassungsverhältnisse in Bezug auf Rechte und Pflichten des Staatsoberhauptes, Succession, Volljährigkeit, Regierungsfähigkeit u. s. w. zu geben; da wir indessen das Hauptgewicht auf eine möglichst objective Darstellung der Streitfrage legen, und bei der Besprechung der einzelnen Gründe und Gegengründe auf jene verfassungsmäßigen Sätze werden eingehen müssen, so erscheint es angemessen, hier von einer allgemeinen Darstellung ganz abzusehen.

Digitized by Google

Wir wenden uns deshalb sofort zu den einzelnen in dieser Angelegenheit erschienenen Schriften. Den Reigen eröffnet:

„Die Regierungsnachfolge im Herzogthum Braunschweig nach dem Erlöschen des braunschweig-wolfenbüttelschen Fürstenhauses" (anonym, Berlin 1861).

Als Gegenschrift erschien dagegen:

Eduard Wedekind, „Hannover und Braunschweig. Beleuchtung und Widerlegung der Druckschrift: «Die Regierungsnachfolge u. s. w.»" (Leipzig 1861).

Gelegentlich wenden sich gegen den Inhalt der erstgenannten Schrift:

1) „Andeutungen über die braunschweigische Successionsfrage von einem braunschweigischen Juristen" (Braunschweig 1861); 2) O. Bohlmann, „Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens an das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel" (Berlin 1861); 3) „Die Successionsfrage im Herzogthum Braunschweig" („Preußische Jahrbücher", 1861, Juliheft); 4) Zachariä, „Zur Kritik der Bohlmann'schen Denkschrift u. s. w." (Separatabdruck der „Göttinger gelehrten Anzeigen" von 1861, Stück 52, Göttingen 1862).

Der Verfasser der uns zunächst beschäftigenden Flugschrift ist für den Anschluß Braunschweigs an Preußen, aber nicht etwa deshalb, weil er Preußen Ansprüche rechtlicher Natur auf das Herzogthum vindicirt, sondern aus politischen Gründen, und hält sich zur Forderung des Anschlusses berechtigt, weil er die als ursprünglich bestehend anerkannten Ansprüche des Hauses Hannover auf die Regierungsnachfolge in Braunschweig durch die Einverleibung Braunschweigs in das vormalige Königreich Westfalen für erloschen ansieht.

Das Königreich Westfalen, so folgert derselbe, sei von allen im Besitze ihrer Regierungsgewalt sich noch befindenden Fürsten des europäischen Festlandes anerkannt. Als sich dasselbe nach siebenjährigem Bestehen im Jahre 1813 aufgelöst, habe allerdings Herzog Friedrich Wilhelm das vormalige Herzogthum Braunschweig in Besitz genommen und es möge auch nicht zu bezweifeln stehen, daß der Herzog sich hierbei „dem leitenden Gedanken nach" auf sein Erbrecht als legitimer Nachfolger des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gestützt habe.

Das vormalige Herzogthum Braunschweig habe aber seine frühere Eigenschaft als solches durch Einverleibung in das Königreich Westfalen verloren und die zum Kriege gegen Frankreich verbündeten Mächte hätten die durch ihre Truppen besetzten Theile Deutschlands, welche eine Zeit lang zu dem Kaiserthum Frankreich und dem Königreich Westfalen gehörten (also auch Braunschweig), als zu ihrem Vortheil erobert angesehen und darüber nach eigenem Ermessen, mehrfach ohne Rücksicht auf die frühern Inhaber, verfügt. Sie hätten demgemäß auch über das Herzogthum Braunschweig verfügen können, und wenn sie nun auch zugegeben, daß Friedrich Wilhelm das vormals braunschweigische Gebiet für sich in Besitz genommen, so habe Braunschweig doch die Eigenschaft eines (von den Verbündeten) eroberten Landes dadurch nicht verloren und deshalb müsse Friedrich Wilhelm als der erste Erwerber des Herzogthums angesehen werden. Sein Besitztitel, die Verleihung durch die Großmächte, sei deshalb ein völkerrechtlicher, nicht mehr der staatsrechtliche des von seinem Vater hergeleiteten Successionsrechtes.

Nun sei es aber erster Grundsatz bei dem Thronsuccessionsrechte deutscher Fürsten, daß solches von dem ersten Erwerber des Landes abgeleitet werden müsse; dieser erste Erwerber sei Friedrich Wilhelm, und da dieser nur zwei Söhne, die Herzoge Karl und Wilhelm hinterlassen habe, so seien diese die alleinigen legitimen Thronfolger und bei ihrem Absterben ohne legitime Regierungserben bliebe es dem zweiten Bestandtheile des Staates, dem Volke, allein überlassen, darüber zu beschließen, welchem Fürsten die Regierung übertragen werden solle.

Der Verfasser wendet sich sodann mit großem Scharfsinn gegen verschiedene voraus-

Digitized by Google

sichtliche Einwände gegen diese Deduction; da sich aber seine Gründe am besten mit den Gegengründen besprechen lassen, so sollen dieselben hier noch unerwähnt bleiben.

Läßt sich nachweisen, daß Friedrich Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig nicht kraft Verleihung der Regierung durch die Großmächte, sondern vermöge seines guten alten Rechtes von seinen Landen Besitz ergriffen, so fällt offenbar die Deduction des Verfassers der Flugschrift in sich zusammen. Hierauf mußten also alle Gegendeductionen gegründet sein und sind sie in der That gerichtet.

Fassen wir die Gegengründe möglichst zusammen.

Die von dem Verfasser der Flugschrift behauptete neue Verleihung Braunschweigs seitens der zum Kriege mit Frankreich verbündeten Großmächte ist eine reine Fiction, die nirgends eine thatsächliche Grundlage hat. Die Verleihung selbst müßte sich doch seitens der Großmächte durch irgendeine Handlung, seitens des Herzogs Friedrich Wilhelm durch eine Annahme der Verleihung documentiren. Von beidem findet sich keine Spur. Daß der Herzog diese Idee nicht gehegt, daß er sich als Herrscher seines Landes aus altangestammtem Rechte stets betrachtet hat, geht aus allen seinen Handlungen, aus allen von ihm erlassenen Actenstücken mit Evidenz hervor. Er hat die Occupation Braunschweigs durch die Franzosen immer nur als einen vorübergehenden rechtlosen Zustand angesehen und war dazu auch völkerrechtlich berechtigt.

Im Jahre 1806 brach der Krieg zwischen Preußen und Frankreich, die bis dahin verbündet gewesen, wieder aus. Preußen war zu diesem Kriege mit andern deutschen Fürsten nicht verbündet, namentlich auch nicht mit dem derzeitigen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; das letztere Land war vielmehr vollständig neutral. Daß sein Regent, der seit langen Jahren als preußischer Feldmarschall in Preußens Armee stand, dessen Heer in diesem Kriege führte, konnte hieran nichts ändern. Wenn deshalb Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig von Berlin aus bereits am 28. Oct. 1806 Braunschweig wegen des von seinem Herrscher Preußen geleisteten Kriegsdienstes zu Frankreichs Händen verfallen erklärte, so kann einer solchen einseitigen Erklärung ein völkerrechtlicher Erfolg nicht zukommen, da nach den Grundsätzen des Völkerrechtes ein Land zu völkerrechtlichem Eigenthum nur durch Abtretung im Frieden erworben wird. Nun ist zwar dem Verfasser der Flugschrift darin recht zu geben, daß hiervon eine Ausnahme existirt, wenn nämlich ein ganzes Land erobert wird, indem mit den Fürsten, welche ihr ganzes Gebiet durch kriegerische Ereignisse verloren haben, Friedensverträge nicht abgeschlossen werden. Aber die Voraussetzung einer Eroberung kann nur nach vorgängiger Kriegserklärung oder nach wenigstens factischem Kriegszustande eintreten, was beides in dem Verhältnisse Napoleon's zum Herzogthum Braunschweig nicht stattfindet. Die Besetzung Braunschweigs durch die Franzosen war deshalb eine völkerrechtswidrige und blieb dies; sie war ein bloßer factischer Zustand, auch wenn Napoleon diesen Grundsatz des Völkerrechts nicht anerkennen wollte, wie es wirklich der Fall war.

Als deshalb Karl Wilhelm Ferdinand am 10. Nov. 1806 zu Ottensen starb, war er zwar factisch nicht mehr Eigenthümer seines Herzogthums, völkerrechtlich aber noch, weil er es nicht abgetreten hatte und es nicht erobert war; sein Recht ging also auf seinen ihn überlebenden, einzig successionsfähigen Sohn, Friedrich Wilhelm, über, und dieser hatte, obwol er seine Regierungsrechte in seinem Lande wegen der Besetzung desselben durch die Franzosen factisch nicht ausüben konnte, das gute Recht, sich als souveränen Herzog von Braunschweig zu betrachten. Als solcher hat er sich auch stets gerirt, und als im Jahre 1809 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, warb er ein Heer und führte, nachdem Oesterreich ihn ausdrücklich als Verbündeten anerkannt hatte, mit dieser Macht den Krieg gegen Frankreich. Als der Waffenstillstand von Znaim, später der Friede von Wien den Krieg beendigte, weigerte sich Napoleon, den Herzog

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm als Verbündeten Oesterreichs anzuerkennen, und wollte ihn nur als General dieser Macht in den Waffenstillstand einschließen. Hierauf ließ sich Friedrich Wilhelm nicht ein, er brach mit seinen angeworbenen Scharen aus Böhmen auf und führte dieselben als unabhängiger deutscher Fürst und Heerführer auf seinem berühmten Zuge quer durch Deutschland über Elsfleth nach England, ergriff auf diesem Zuge am 31. Juli in aller Form Rechtens vorübergehend Besitz von seinem Lande und führte dann als englischer Verbündeter den Krieg gegen Napoleon fort, der ihn zunächst nach Portugal und Spanien, endlich am 22. Dec. 1813 zurück in sein Land führte. Seine Proclamation vom 26. Dec. 1813 spricht nur von seinem „angestammten" Rechte und von der „bisherigen unrechtmäßigen" Regierung, von einer Verleihung der Regierung durch die alliirten Großmächte enthält sie kein Wort.

Dann führt er sofort im Verein mit den Großmächten den Krieg weiter, schließt mit diesen den ersten Pariser Frieden und tritt bei der Stiftung des Deutschen Bundes als selbständiger Pacisceut auf, alles ohne die geringste Hindeutung auf eine eingetretene Novation in seinen Regierungsrechten, alles mit ausdrücklicher oder stillschweigender Beziehung auf sein gutes altes Recht.

Und nun die Alliirten? Welche Schritte sind von ihnen gethan, welche darauf zu deuten wären, daß Friedrich Wilhelm nicht als angestammter Fürst und aus eigenem Recht zurückgekehrt, sondern daß seine Würde aus ihrer Verleihung herrühre? Gar keine! Sollte hier eine neue völkerrechtliche Schöpfung entstehen, so hätte doch irgendeine Kundgebung, sei es im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814, sei es in der Bundesacte, sei es in der Schlußacte des Wiener Congresses sich vorfinden müssen; aber von alledem ist keine Spur vorhanden.

Sofort mit seiner Rückkehr nach Braunschweig organisirt Friedrich Wilhelm seine Truppen und läßt dieselben als Verbündeter der Alliirten zu ihnen stoßen, in dem Friedensvertrage vom 30. Mai 1814 fungirt er — wenn auch nicht namentlich aufgeführt, was nur rücksichtlich Englands, Rußlands, Oesterreichs, Preußens und Frankreichs geschah — unter den Alliirten. Besondere Bündnißverträge waren von den ursprünglichen Alliirten überhaupt nur mit Baiern und Würtemberg geschlossen, alle übrigen wurden mit der allgemeinen Formel aufgenommen, daß sie sich alle Modificationen gefallen lassen müßten, welche die künftige Verfassung Deutschlands nothwendig machen werde.

Bei dem Wiener Congreß, den Braunschweig in Gemäßheit des Art. 6 des Pariser Friedens zu beschicken hatte und dem die endliche Regulirung der Gebietsverhältnisse vorbehalten blieb, traten unter dem Namen eines deutschen Comité anfangs Oesterreich, Preußen, Hannover, Baiern und Würtemberg zur Verhandlung über die künftige Verfassung Deutschlands zusammen, und als diese Neigung bezeigten, sich auf Kosten der Kleinern einzelne Vorrechte beizulegen, war Braunschweig rasch bei der Hand, mit den übrigen Protest zu erheben, und brachte es dann mit den andern endlich auch dahin, daß am 23. Mai 1815 eine allgemeine Conferenz Bevollmächtigter sämmtlicher Staaten zusammentrat, die dann die Bundesacte endlich vereinbarte. Die Bundesacte constatirt einfach das Vorhandensein des souveränen Herzogthums Braunschweig und seinen Eintritt in den Bund, die Schlußacte des Wiener Congresses erwähnt — außer insofern sie die allgemeinen Bestimmungen der Bundesacte in sich aufgenommen hat — weder Braunschweig noch das in derselben Lage befindliche Kurhessen und auch Hannover nur, soweit es sich um neue Erwerbungen oder Abtretung früherer Gebiete handelt. Sie brauchte eine ausdrückliche Anerkennung der Herrscher der genannten Staaten in Beziehung auf ihre alten Besitzungen auch nicht auszusprechen, weil sich dieselbe jure postliminii und da die drei Souveräne die Occupation ihrer Lande nie anerkannt und sich bei keinem Friedensschlusse betheiligt haben, ganz von selbst verstand. Umgekehrt spricht sie eine solche An-

Digitized by Google

erkennung stets da aus, wo durch Friedensschlüsse abgetretene Gebiete an den frühern Besitzer zurückkommen, will aber auch hier keinen neuen Besitztitel schaffen, sondern stellt einfach den alten wieder her.*)

Endlich aber ist die eigentliche Hauptfrage, ob die Besitzergreifung Braunschweigs durch die Franzosen eine völkerrechtlich berechtigte oder nur ein vorübergehender factischer Zustand war, indirect nicht nur hier, sondern unter gleichen Verhältnissen auch in Hannover gerichtlich im letzten Sinne entschieden. War die Existenz des Königreiches Westfalen völkerrechtlich begründet, so hätten die von ihm ausgegebenen Staatsschuldverschreibungen und die von dem Könige Jérôme getroffenen Verfügungen über Staatsgüter von den Nachfolgern in der Regierung respectirt werden müssen; dies ist aber nicht geschehen; die Schuldverschreibungen sind nicht eingelöst, die Domänenverkäufe u. s. w. sind nicht anerkannt worden und die Gerichte haben dies für richtig erklärt.

Wenn hiernach die Behauptung des Verfassers der Flugschrift, Napoleon sei berechtigt gewesen, Braunschweig zu occupiren und demnächst in Westfalen zu incorporiren, nicht als richtig und erwiesen angesehen werden kann, so fallen damit auch die Gründe, welche der Verfasser gegen die Anwendung des jus postliminii seitens des Herzogs Friedrich Wilhelm geltend macht und die ihn, da er eben einen Rechtsgrund für die Regierungsübernahme seitens des Herzogs haben mußte, eben zu der Fiction der neuen Verleihung durch die Alliirten geführt haben. Man kann immer zugeben, daß vielleicht der Schulbegriff des postliminium im vorliegenden Falle nicht vollständig gedeckt wird; immer sind die wesentlichsten Momente der Anwendung desselben vorhanden und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle Betheiligten die Besitzergreifung des Herzogs nur im Sinne des postliminium aufgefaßt haben.

Richtig ist es freilich, daß ein geheimer Artikel des Vertrages von Kalisch die Festsetzung erhielt, Preußen sollte, falls es gelinge, Napoleon zu verjagen, den ganzen Norden von Deutschland mit alleiniger Ausnahme der vormaligen Besitzungen des Hauses Hannover erhalten; richtig auch, daß in dem Vertrage zwischen Preußen und Großbritanien vom 14. Juni 1813 die Verpflichtung Preußens stipulirt ist, dahin mitzuwirken, daß das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel seine frühern Besitzungen zurückerhalte; aber hieraus läßt sich nicht — wie es der Verfasser der Flugschrift thut — folgern, daß die Anwendung des jus postliminii nach der Rechtsanschauung der Paciscenten nicht möglich und die Voraussetzungen derselben nicht vorhanden gewesen seien; es bestätigten diese Stipulationen vielmehr nur die bekannte Thatsache, daß die Großmächte beim Beginn des Krieges sich von der demnächstigen Gestaltung Deutschlands ein anderes Bild gemacht haben, als sich nachher ergab, und daß vielleicht alle Neigung gehabt haben, sich nach dem glücklichen Ausfalle des Krieges auf Kosten der übrigen Fürsten zu bereichern, was später nur an ihrer Uneinigkeit und den widerstrebenden Interessen scheiterte.

Unter gleichen Gesichtspunkt fallen auch einige andere Argumente, womit der Verfasser der Flugschrift seine Ansicht zu beweisen sucht. Wenn Graf Münster erzählt, man habe anfangs auf dem Wiener Congreß durchaus nicht die Absicht gehabt, allen nicht mediatisirten Fürsten die volle Souveränetät zuzugestehen, und der Verfasser nun daraus folgert, weil die nicht mediatisirten Fürsten durch Auflösung des Deutschen Reiches die volle Souveränetät bereits erlangt gehabt, so habe ihnen diese nach der Vertreibung Napoleon's

*) Vgl. Schlußacte, Art. 23: „S. M. le roi de Prusse étant rentrée par une suite de dernière guerre, en possession de plusieurs provinces et territoires, qui avaient été cédés par la paix de Tilsit, il est reconnu et déclaré par le présent article que S. M. ses héritiers et successeurs posséderont de nouveau comme auparavant .... les pays suivants etc."

Digitized by Google

nicht verweigert werden können, wenn sie von Rechts wegen (jure postliminii) ihre Länder hätten zurückverlangen können und nicht vielmehr die Verleihung derselben von der Willkür der verbündeten Großmächte abgehangen habe, so ist dabei offenbar übersehen, daß jene Aeußerung Münster's gar nicht auf Braunschweig, Kurhessen, Oldenburg u. s. w. beschränkt ist, sondern ganz allgemein, also auch von den Fürsten redet, auf die das Argument des Verfassers gar nicht paßt und daß dieselbe sich jedenfalls auf die schon oben erwähnten Versuche der fünf größern deutschen Mächte bezieht, sich durch die Bundesverfassung, durch ein sogenanntes Foedus inaequale gewisse Vorrechte zu sichern, eine Absicht, die hinterher an dem einmüthigen Widerspruche der kleinern Fürsten scheiterte.

Auch die vom Verfasser der Flugschrift lebhaft betonte Protestation Preußens gegen einen Beschluß der zur Ermittelung der Volksmenge in den eroberten Ländern eingesetzten Commission, sie wolle behufs Aufzählung der, Napoleon und seinen Verbündeten gegenüber, eroberten Gebiete u. s. w. .... den Anfang machen mit .... sodann übergehen zum Königreich Westfalen, „sans déroger au principe, qu'on ne saurait regarder comme conquêtes des pays noncédés par le souverain légitime", verliert ihre Bedeutung durch den Wortlaut der Protestation selbst, die lediglich darauf hinausläuft, daß die Commission zur Feststellung allgemeiner, den vorbehaltenen Entscheidungen des Congresses präjudizirender Grundsätze nicht berufen sei. Daß der Congreß sich dann als oberster Areopag gerirt und bei der Vertheilung der Napoleon abgenommenen Länder willkürlich genug verfahren ist in Austheilung von Lohn und Strafe, ändert an den völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Grundsätzen als solchen nichts.

Die Deduction des Verfassers der Flugschrift ist aber auch darin verfehlt, daß sie die ganze Frage lediglich vom braunschweigischen Standpunkte untersucht, während es sich doch offenbar darum handelte, ob die Ansprüche Hannovers und Braunschweigs durch die Einverleibung Braunschweigs in Westfalen ohne weiteres erlöschen konnten, und von diesem Standpunkte aus wird sich nach der bekannten geschichtlichen Lage Hannovers während der Napoleonischen Kriege auch nicht einmal ein Scheingrund dafür finden lassen, daß der Kurfürst von Hannover nach Napoleon's Besiegung durch Novation wieder auf den Thron gekommen sei, da Georg III. als König von England ja fortwährend im Kriege mit Napoleon geblieben ist. Wodurch hätte nun sein Anrecht auf Braunschweig erlöschen können?

Der §. 14 der braunschweigischen Landschaftsordnung lautet folgendermaßen:

„Die Regierung wird vererbt in dem fürstlichen Gesammthause Braunschweig-Lüneburg nach der Linearerbfolge und dem Rechte der Erstgeburt und zwar zunächst in dem Mannsstamme aus rechtmäßiger, ebenbürtiger und hausgesetzlicher Ehe.

„Erlischt der Mannsstamm des fürstlichen Gesammthauses, so geht die Regierung auf die weibliche Linie nach gleichen Grundsätzen über."

Diese Bestimmung soll nach den Ansichten des Verfassers der Flugschrift nur eine Mittheilung enthalten über Rechtsverhältnisse, die man zur Zeit für die geltenden hielt, keineswegs aber einen neuen Titel für das Successionsrecht des königlichen Hauses Hannover, „denn der Irrthum, die unrichtige Voraussetzung, daß das frühere Erbrecht des Hauses Hannover noch bestehe, konnte das erloschene Recht nicht wieder hervorrufen oder ein neues dafür erzeugen".

Für die, welche Hannovers Anrecht als nicht erloschen ansehen, kann es an sich ganz dahingestellt bleiben, welcher Effect dem gedachten Paragraphen zukomme, da sich der Successionsanspruch dann auf ein der Willkür der braunschweiger Fürsten und Stände entzogenes Recht stützt, aber die Deduction der bloßen nachrichtlichen Aufnahme jener Bestimmung in die Verfassungsurkunde Braunschweigs ist dennoch falsch; denn es läßt sich gar nicht bestreiten, daß die letztere im Wege des Vertrages zwischen Fürst und Ständen zu Stande gekommen ist. Als Friedrich Wilhelm 1813 in sein Land zurück-

Digitized by Google

gekehrt war, stellte er die seit uralter Zeit vorhandenen Stände wieder her und mit diesen kam im Jahre 1820 unter vormundschaftlicher Regierung eine neue Landschaftsordnung zu Stande. Ueber diese entständen später Streitigkeiten, da Herzog Karl sie als zu Recht bestehend nicht anerkennen wollte; dieselbe erhielt indessen nach Verjagung des Herzogs Karl unterm 19. Nov. 1830 die Anerkennung des Bundestages, und zwischen einem auf Grund jener Landschaftsordnung zusammentretenden Landtage und der Regierung kam die das Grund- und Verfassungsgesetz des Herzogthums bildende neue Landschaftsordnung von 1832 zu Stande. Aus diesem Vertrage, der allerdings meistentheils an längst Bestehendes sich anschließt, einzelne Bestimmungen herauszugreifen und diese als nur „notitiae causa" beigefügt ansehen zu wollen, widerstreitet der Entstehungsgeschichte des Gesetzes und würde zur rein willkürlichen Auslegung desselben führen. Wodurch die Stände oder die Regierung zur Aufnahme einer oder der andern Bestimmung bewogen sind, ob der Beweggrund irrig war oder nicht, ist für die Geltung des Gesetzes vollständig gleichgültig.

Der Verfasser der Flugschrift hätte aber von seinem Standpunkte aus consequent eigentlich zu einem ganz andern Resultate gelangen müssen. Denn wenn das alte Herzogthum Braunschweig mit seiner Einverleibung in Westfalen rechtsgültig untergegangen und später kraft Verleihung der Großmächte ein neues Herzogthum gegründet ist, so müssen mit dem alten Staate doch auch die Verfassungsnormen desselben erloschen sein. Dann bildet aber die neue Landschaftsordnung — ob die Stände dann rechtmäßig berufen waren oder nicht, braucht hier nicht untersucht zu werden — erst recht die eigentliche constituirende Grundlage der Verfassung, die ja dann ganz von Grund auf neu geschaffen werden mußte, und der citirte §. 14 den allerwichtigsten Punkt der Verfassung, weil er dann die einzige Bestimmung ist, wodurch die Erbfolge regulirt wird. Jene Consequenz aber hat der Verfasser überall nicht gezogen.

Könnte man aber aus dem angezogenen §. 14 für die Successionsrechte Hannovers nichts anderes folgern: das folgt jedenfalls daraus, daß auch damals Regierung und Stände nicht den geringsten Zweifel darüber gehegt haben, daß die Besitzergreifung des Herzogs Friedrich Wilhelm lediglich jure postliminii geschehen sei und daß das Herzogthum Braunschweig auch damals nicht als ein neuer, erst 1813 durch Verleihung der Großmächte entstandener Staat betrachtet sei.

Haben wir damit die Gründe, welche sich der Novationstheorie gegenüber vorbringen lassen — eigene und fremde — dargestellt, so muß auch noch bemerkt werden, daß der Verfasser selbst von dem Durchdringen derselben nicht gerade überzeugt scheint; er selbst nennt seine Gründe „ein Bedenken" gegen das Erbrecht Hannovers und hat dann am Schlusse seiner Schrift noch einige Einreden zusammengestellt, welche sich seiner Ansicht nach der Wirksamkeit des hannoverischen Erbrechtes — selbst wenn dieses anerkannt wäre — möchten entgegenstellen lassen.

Strenggenommen betreffen diese Einwendungen unsere Frage nach der Successionsberechtigung nicht, sie mögen indessen, um alles Material thunlichst vollständig zu geben, kurz erwähnt werden.

Die erste Einwendung, der König von Hannover könne die Regierung nicht übernehmen, weil er nicht im Stande sei, die Bedingungen der braunschweigischen Landschaftsordnung zu erfüllen, stützt sich auf folgende Paragraphen der neuen Landschaftsordnung:

„§. 4. Der Landesfürst wird in dem Patent, durch welches er seinen Regierungsantritt verkündigt .... zugleich bei seinem fürstlichen Worte versichern, daß er die Landesverfassung in allen ihren Bestimmungen beobachten, aufrecht erhalten und beschützen wolle.

Digitized by Google

„§. 13. Der Sitz der Regierung kann, dringende Nothfälle ausgenommen, nicht außer Landes verlegt werden."

Ganz abgesehen davon, daß die Deductionen des Verfassers, wonach diese Bestimmungen der Verfassung mit dem Anfall an Hannover unvereinbar sein sollen, an sich fortfallen dürften und schon deshalb fortfallen müssen, weil zur Zeit des Erlasses der neuen Landschaftsordnung die jüngere braunschweigische Linie in Hannover bereits existirte und das Gesetz, indem es dieser eventuell die Succession sicherte, jene Bestimmungen als vereinbar mit dem Anfall Braunschweigs an die jüngere Linie ansehen mußte, hat diese Einrede seither durch die Entthronung der hannoverischen Königsfamilie jeden Halt verloren und braucht deshalb nicht weiter beachtet zu werden.

Die zweite Einrede bezieht sich auf die bekannte Thatsache der Blindheit des Königs Georg V. Anknüpfend an die allgemeinen Grundsätze des Lehn- und Staatsrechtes über die Regierungsfähigkeit und unter Bezugnahme auf die Bestimmung der „Aurea bulla", Kap. 25, §. 3: „Primogenitus filius succedat, sibique soli jus et dominium competat, nisi forsitan mente captus, fatuus seu alterius famosi et notabilis defectus existat, propter quem non deberet seu posset hominibus principari", sowie auf die im wesentlichen hiermit gleichlautenden Bestimmungen, welche in dem Vertrage des Herzogs Magnus II. Torquatus mit der Landschaft (1376) und dem Familienpactum von 1415 zwischen den Herzogen Bernhard und Heinrich, den Stiftern der mittlern Linien Lüneburg und Braunschweig, enthalten sind, bestreitet der Verfasser der Flugschrift die Successionsfähigkeit des Königs Georg V.

Es hat nun freilich nicht an Staatsrechtslehrern gefehlt, welche in den Vorschriften der „Bulla aurea" ein Specialgesetz für die Kurfürsten sehen und außerdem die Entscheidung, ob ein Fürst wegen körperlichen Mangels regierungsunfähig sei oder nicht, im Einzelfalle lediglich nach den concreten Verhältnissen getroffen und hauptsächlich nur darauf gesehen wissen wollen, ob der Defect seiner Natur nach zur Führung der Regierung untauglich mache, die auch namentlich behaupten, daß Blindheit an sich keineswegs ein absolutes Hinderniß bilde. Es ist auch bekannt, daß in Hannover, wo diese Frage vor dem Regierungsantritte des Königs Georg V. vielfach verhandelt ist, die Entscheidung endlich im Sinne der Regierungsfähigkeit des Königs ausgefallen ist und man sich begnügt hat, die Vollziehung der Unterschrift des Königs durch gewisse Formen zu sichern; allein es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese für Hannover getroffene Bestimmung kein Präjudiz für Braunschweig bilden kann. Es ist auch jedenfalls zuzugeben, daß die Gründe, welche gegen eine Successionsfähigkeit des Königs Georg in Hannover von Dr. Oppenheim in den Weil'schen „Constitutionellen Jahrbüchern"*) vorgebracht sind, durchschlagender Natur und bisher unwiderlegt geblieben sind und daß von einer Succession des Königs Georg in Braunschweig um so weniger die Rede sein kann, als in dem Hause Braunschweig-Lüneburg die Regierungsunfähigkeit wegen körperlicher Gebrechen mehrfach, namentlich noch in neuerer Zeit unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand anerkannt ist, indem die beiden noch lebenden ältern Brüder des nachherigen Herzogs Friedrich Wilhelm schon bei Lebzeiten des Vaters, als wegen körperlicher Mängel zur Regierungsnachfolge unfähig, auf dieselbe verzichtet haben.

Indessen ist es klar, daß, da der König Georg V. einen regierungsfähigen männlichen Erben besitzt, dieser Grund in dem uns beschäftigenden Erbfolgestreite nur von vorübergehender Bedeutung sein und namentlich in dem etwaigen Streite zwischen den Rechtsansprüchen Preußens und Hannovers eine Rolle nicht spielen kann, daß es sich vielmehr bei der ganzen Frage nur etwa darum handeln könnte, ob der König Georg

*) Jahrg. 1843, II, 269.

Digitized by Google

dennoch regierungsfähig sei, ob andernfalls eine Regentschaft für seine Lebenszeit einzutreten habe oder ob sofort beim Tode des Herzogs Wilhelm der Sohn des Königs Georg zur Succession berufen sei. Rechnet man noch dazu, daß bei der Frage nach einer etwa einzusetzenden Regentschaft ferner die Form derselben und die Art der Einsetzung nicht feststeht, sondern nur nach Analogien und allgemeinen Erwägungen festgestellt werden könnte, so ist zwar nicht zu verkennen, daß noch Bedenken genug und Gründe zu unerquicklichen Weiterungen in großer Anzahl vorliegen; es bedarf jedoch hier der weitern Erörterung derselben aus dem oben angegebenen Grunde nicht.

Bald nach der Schrift, welche uns bisher beschäftigt hat, erschien eine neue Broschüre: „Andeutungen über die braunschweigische Successionsfrage. Von einem braunschweigischen Juristen" (Braunschweig 1861). Obwol mit der vorigen Schrift insofern auf Einem Boden stehend, als sie rechtlich begründete Ansprüche Preußens auf eine Regierungsnachfolge in Braunschweig nicht anerkennt, verwirft sie doch, wenn auch nur beiläufig, die von dem Verfasser der frühern Schrift vorgebrachten Gründe und sucht die Entscheidung zwar gleichfalls in einem Erlöschen der Ansprüche des Hauses Hannover, aber aus einem vollständig andern Grunde.

Die Deduction des Verfassers fußt wieder auf dem §. 14 der neuen braunschweigischen Landschaftsordnung, hebt darin hauptsächlich die Worte hervor: „aus rechtmäßiger ebenbürtiger Ehe", und läuft darauf hinaus, daß das jetzige Haus Hannover seine Ansprüche auf die Regierungsnachfolge verloren habe, weil die lebenden Glieder desselben aus einer nicht ebenbürtigen Ehe des Herzogs Georg Wilhelm von Celle abstammten.

In der vom Herzog Wilhelm (gestorben 1592) gestifteten Unterlinie Celle herrschten gegen Ende des 17. Jahrhunderts eigenthümliche Verhältnisse. Nach Wilhelm's Tode waren sieben Söhne vorhanden, und da in der lüneburgischen Linie, wozu Celle als Unterlinie gehört, noch kein die Erbfolge ordnendes Familiengesetz oder eine Bestimmung über Untheilbarkeit des Landes vorhanden war, so übernahm der älteste der Brüder, Ernst, für sich und seine Brüder die Regierung. Indessen drängte sich doch um diese Zeit die Ueberzeugung auf, daß zur Erhaltung der Macht des Hauses eine Bestimmung über die Untheilbarkeit und die Erbfolge nothwendig sei. Es kam demgemäß nach längern Verhandlungen ein Hausgesetz zu Stande, wonach für die Folge eine Theilung des Landes nicht mehr eintreten und jeder künftige Zuwachs an Land für immer mit dem Hauptlande vereinigt werden solle. Als Stammhalter des Geschlechts wurde darauf durchs Los der Prinz Georg bestimmt, die übrigen Brüder, welche der Reihe nach die Regierung übernahmen, gingen standesgemäße Ehen nicht ein, und so waren bei dem Tode des letztlebenden der Söhne Wilhelm's (Friedrich, gestorben 1648) die Söhne Georg's die einzigen Erben.

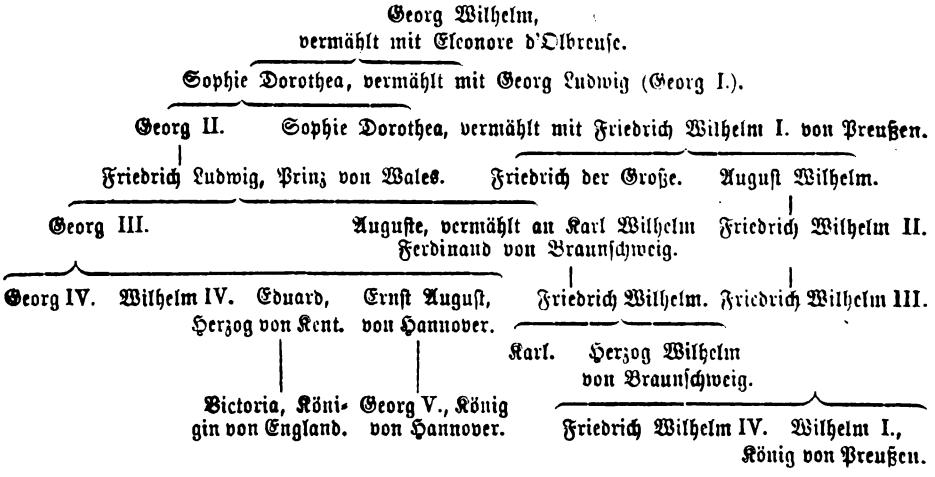
Aber schon Georg hatte ein Testament errichtet, durch welches im directen Widerstreite mit dem obenerwähnten, vom Kaiser bestätigten Hausgesetze eine Theilung seiner Lande angeordnet war. Das Testament führte zu Streitigkeiten unter den Brüdern, infolge deren doch wieder eine Theilung vorgenommen wurde, wonach Kalenberg und Grubenhagen als Fürstenthum Hannover an Johann Friedrich, und nach dessen Tode an Ernst August, Celle aber an Georg Wilhelm fiel. Unter den Brüdern und ihren Vettern aus dem neuern Hause Braunschweig-Wolfenbüttel herrschte wenig Eintracht. Bei dem zwischen Frankreich und Holland ausbrechenden Kriege standen Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel, Georg Wilhelm von Celle und sein jüngerer Bruder Ernst August auf Seite des Kaisers und Hollands, Johann Friedrich aber, der zur katholischen Religion übergetreten war, auf Seite Frankreichs. Für die rivalisirenden Mächte war diese Lage der Dinge zu verlockend, um nicht durch Intriguen aller Art die Zwietracht

Digitized by Google

unter den Verwandten zu befördern oder den Versuch zu machen, den einen oder andern der Fürsten auf die andere Seite zu ziehen. So schreibt man es, ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingestellt, fremden, namentlich französischen Machinationen zu, daß Georg Wilhelm ein Ehebündniß mit einer Französin niedern Adels, der Eleonore d'Olbreuse, einging, mit welcher er eine Tochter, Sophie Dorothea, erzeugte. Der Kaiser, Georg Wilhelm für mancherlei Dienste zu Dank verpflichtet, erhob dieselbe in den Fürstenstand, und da nun Sophie Dorothea mit dem der Linie Braunschweig-Wolfenbüttel angehörenden Prinzen Friedrich August verlobt war, so fürchteten die Brüder Georg Wilhelm's, Wolfenbüttel möge, auf diese Verheirathung gestützt, Erbschaftsansprüche auf Celle und Lüneburg erheben. Nach vielerlei Machinationen und Intriguen wurde schließlich unter den Brüdern unter Zustimmung der Stände ein im Jahre 1680 nochmals bestätigter Erbrecess zu Stande gebracht, durch den festgestellt wurde, daß die Regierung Lüneburgs (Hannover und Celle vereinigt) lediglich auf Ernst August und dessen männliche Descendenz mit Ausschluß der etwa noch erfolgenden männlichen Descendenz Georg Wilhelm's aus der Ehe mit der von allen Agnaten als Fürstin anerkannten d'Olbreuse forterben sollte. Bei diesem Vertrage wurden die Stände ausdrücklich ihres der verabredeten Succession entgegenstehenden Huldigungseides entbunden.

Nachdem Sophie Dorothea's früherer Verlobter Friedrich August vor Philippsburg gefallen war, kam dann eine Heirath zwischen Sophie Dorothea und dem ältesten Sohne Ernst August's, Namens Georg Ludwig, zu Stande, die zwar eine höchst unglückliche Ehe herbeiführte, aber doch die Eleonore d'Olbreuse zur Stammutter der Königshäuser von England, Hannover und Preußen machte, indem eine Enkelin derselben, Sophie Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's I. von Preußen wurde, wie denn nicht minder die jetzige Linie Braunschweig-Wolfenbüttel die d'Olbreuse in den Reihen ihrer Ahnen zählt.

Die Abstammung der einzelnen Regentenhäuser von der Eleonore d'Olbreuse ergibt sich aus nachstehender Stammtafel:



Schon aus dieser geschichtlichen Skizze dürfte sich ergeben, daß die Behauptung der Unebenbürtigkeit der fraglichen Ehe erheblichen Bedenken unterliegen möchte und daß sie jedenfalls auf ein Durchdringen im praktischen Leben nicht zu rechnen hat, da die Legitimität mehrerer der bedeutendsten Regentenhäuser damit zweifelhaft gemacht und der Anfechtung ausgesetzt würde. Aber auch theoretisch dürfte sich die Behauptung keineswegs ohne weiteres aufrecht erhalten lassen. Der Begriff des hohen Adels, auf den bei jener Behauptung Gewicht gelegt wird, steht schon an sich zur Zeit der Reichsverfassung

Digitized by Google

nicht ganz unbestritten fest. Sicher ist es, daß dazu alle Personen und Geschlechter gehören, welche Landeshoheit und Reichsstandschaft besitzen, fraglich, wie es bei den ausnahmsweise vorkommenden Reichsständen ohne Landeshoheit und den Landesherren ohne Reichsstandschaft stehe, es paßt aber die ganze Begriffsbestimmung des hohen Adels in der hier angenommenen Bedeutung ihrer Natur nach nur auf den deutschen Reichsadel. Richtig ist es nun wol auch, daß auch zur Zeit des Reiches bloße Standeserhöhung seitens des Kaisers zur Erlangung des hohen Adels nicht hinreichte, weil eben die Landeshoheit und Reichsstandschaft regelmäßig hinzukommen mußte, daß vielmehr der einzige Erwerbsgrund des hohen Adels die Abstammung aus standesmäßiger Ehe eines Vaters von hohem Adel war. Danach ist also für den Begriff der Ebenbürtigkeit lediglich die Standesgemäßheit der eingegangenen Ehe maßgebend. Kann nun auch nach den Bestimmungen der Bundesacte der heutige Begriff der Ebenbürtigkeit und Standesgemäßheit in den regierenden Familien nicht mehr zweifelhaft sein, so fehlte doch zur Zeit des Reiches eine derartige feste Norm gänzlich und man wird deshalb das Herkommen innerhalb bestimmter Familien und die Anerkennung durch die Agnaten und Familienglieder als das entscheidende Moment für die Frage der Standesgemäßheit und Ebenbürtigkeit anerkennen müssen. Zwar spricht in den altfürstlichen Familien das Herkommen im ganzen gegen die Zulässigkeit der Heirathen mit Personen niedern Adels; es fehlt indessen nicht an Ausnahmen in dieser Beziehung und auch nicht an Rechtslehrern, welche die Zulässigkeit und vollständige Standesgemäßheit von Ehen dieser Art behaupten. Daß der Deutsche Kaiser ursprünglich das unbeschränkte Recht der Standeserhöhung nach seinem Belieben beanspruchte, geht aus den jüngern Wahlcapitulationen hervor, die eine Beschränkung der Kaiser in dieser Beziehung enthalten.*)

Die unten angeführte Stelle beweist evident, daß noch zur Zeit des letzten Deutschen Kaisers der Begriff der Misheirath nicht feststand und daß noch zu dieser Zeit der Kaiser unter Zustimmung der sonst zur Erbfolge Berechtigten Kinder aus einer notorischen Misehe für ebenbürtig und successionsfähig erklären konnte, daß also das entscheidende Moment für die Standesgemäßheit einer Ehe in der That in der Anerkennung der Ehe durch die betreffende Familie unter Zustimmung des Reichsoberhauptes liegt.

Betrachtet man die uns beschäftigende Frage von dieser Seite und fragt nicht, ob Eleonore d'Olbreuse durch die Standeserhöhung den hohen Adel im Sinne des deutschen Reichsrechtes erhielt, sondern ob die Ehe mit ihr als eine standesgemäße und ebenbürtige anzuerkennen ist, so wird man diese Frage nach den oben gegebenen geschichtlichen Daten bejahen müssen. Der Kaiser hat die Ehe in aller Form zu einer ebenbürtigen erklärt, die Agnaten von Georg Wilhelm haben die Befugniß des Kaisers nicht bestritten, vielmehr ihrerseits die d'Olbreuse als Fürstin anerkannt, und haben nur die Folgen dieser Anerkennung, die Successionsfähigkeit der aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder, durch Vertrag ausgeschlossen. Um dann noch jedem Bedenken und jeder Einrede entgegenzutreten, welche diesem Verzichtungsvertrage seitens der Nachkommen Georg Wilhelm's etwa ent-

*) Vgl. Wahlcapitulation Leopold's I. vom Jahre 1658, Art. 44; Wahlcapitulation Karl's III. vom Jahre 1742, Art. 22, §. 4; Wahlcapitulation Franz' II. vom Jahre 1792, Art. 22, §. 4: „Noch auch den aus unstreitig notorischer Misheirath oder einer gleich anfangs eingegangenen morganatischen Heirath erzeugten Kindern eines Standes des Reiches oder aus solchem Hause entsprossenen Herrn, zur Verkleinerung des Hauses, die väterlichen Titel, Ehren und Würden beilegen, viel weniger dieselben zum Nachtheil der wahren Erbfolger und ohne deren besondere Einwilligung für ebenbürtig und successionsfähig erklären. . . . Soviel aber die noch erforderliche nähere Bestimmung anbetrifft, was eigentlich notorische Misheirathen seien, wollen wir den zu einem darüber zu fassenden Regulativ erforderlichen Reichsschluß baldmöglichst zu befördern uns angelegen sein lassen."

Digitized by Google

gegengesetzt werden können, wurde Sophie Dorothea, die einzige Tochter der d'Olbreuse, mit dem einzigen Sohne des Kurfürsten Ernst August, Georg Ludwig, verheirathet.

Die Angelegenheit ist aber nicht einmal von den Fürsten allein geordnet, auch die Stände des Landes haben dabei mitgewirkt und den Vertrag ausdrücklich gutgeheißen, haben auch zu aller Sicherheit, da der von ihnen geleistete Erbhuldigungseid sie auch zu Treue und Gehorsam gegen Georg Wilhelm und dessen Nachkommen verpflichtete, sich dieses Huldigungseides entbinden lassen, soweit derselbe der vertragsweise verabredeten Successionsordnung, welche die Kinder Georg Wilhelm's aus seiner Ehe mit der d'Olbreuse ausschloß, entgegenstand.

Daß dann auch in den übrigen fürstlichen Häusern die Ebenbürtigkeit der Nachkommen der d'Olbreuse nie bezweifelt ist, ergaben die zahllosen Verbindungen der letztern mit fast allen regierenden Häusern Deutschlands, die zum Theil schon jetzt, zum Theil in der nächsten Generation Nachkommen der Eleonore d'Olbreuse auf ihren Thronen sehen oder sehen werden.

Uebrigens erkennt der Verfasser der Flugschrift an, daß im Falle des Durchdringens seiner Ansicht Braunschweig keineswegs die Natur eines gleichsam zur freien Disposition der Landeseinwohner oder der Landesrepräsentation stehenden bonum vacans annehmen, daß vielmehr für den Fall der Ausschließung des Hauses Hannover von der Thronfolge in Braunschweig die subsidiäre Erbfolge der weiblichen Linie zur Geltung kommen werde. Wenn er jedoch, um den Berechtigten zu ermitteln, dabei auf die weibliche Nachkommenschaft des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zurückgehen will, so scheint dabei doch übersehen zu sein, daß die Gemahlin Karl Wilhelm Ferdinand's in directer Linie von Eleonore d'Olbreuse abstammt und deshalb ihren Nachkommen dieselben Einwendungen entgegenzusetzen sein würden, welche nach der Ansicht des Verfassers der Flugschrift die Ausschließung des Hauses Hannover herbeiführen sollen, und daß selbst Karl Wilhelm Ferdinand durch seine Mutter, Charlotte, eine Tochter Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, von der d'Olbreuse abstammt.

Standen die beiden Schriften, die uns bisher beschäftigt haben, insofern auf einem gemeinschaftlichen Boden, daß sie die demnächstige Vereinigung Braunschweigs mit Preußen nur als einen Wunsch betrachten und beide übereinstimmend, bei sonst divergirenden Ansichten, die Ansprüche des Hauses Hannover bestreiten oder wenigstens als bestreitbar und zweifelhaft hinstellen, so nimmt eine Schrift, zu deren Besprechung wir uns jetzt wenden, einen ganz andern Standpunkt ein.

In der „Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens an das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. O. Bohlmann" (Berlin 1861) will der Verfasser „die Fundamente ans Licht ziehen, welche im Sinne des historischen Rechtes die Erhebung von preußischen Successionsansprüchen als rechtlich begründet erscheinen lassen, ebenso die Fundamente der hannoverischen Ansprüche an Braunschweig feststellen und diese gegen jene in wissenschaftlicher Weise sorgfältig abwägen". Zu welchem Resultat er dabei gekommen, zeigt schon der Titel seiner Schrift.

Die Denkschrift, gegen welche sich noch in demselben Jahre Zachariä in Stück 52 der „Göttinger gelehrten Anzeigen" mit ohne Zweifel siegreichen Gründen wendete, hat ihrerzeit ein nicht unerhebliches Aufsehen erregt. Theils lag dieses in der oben bereits geschilderten Stimmung des Herzogthums Braunschweig gegen Hannover, die eine rechtliche Begründung der heimlichen und lauten Wünsche mit Freuden begrüßte, theils darin, daß man — mit Recht oder mit Unrecht — der Schrift einen officiösen Charakter beilegen zu müssen glaubte, da sie vom Verfasser einem der höchsten preußischen Staatsbeamten zugeeignet war.

Digitized by Google

Es wird nicht ganz leicht sein, den Inhalt der verschiedene schwierige Rechtsfragen berührenden Schrift einem weitern Publikum gegenüber ohne übermäßige Breite so deutlich zu machen, daß ein eigenes Urtheil dadurch ermöglicht wird. Indessen wollen wir den Versuch dazu machen mit dem festen Vorsatze, möglichst unparteiisch und objectiv Gründe und Gegengründe anzuführen.

Schon oben in der kurzen Uebersicht der verschiedenen Theilungen des Länderbesitzes des Hauses Braunschweig-Lüneburg ist darauf aufmerksam gemacht, daß bereits die Söhne Otto's des Kindes, des Gründers des Herzogthums, eine Theilung des von dem Vater nachgelassenen Länderbesitzes vornahmen und daß in der von Albrecht dem Großen gegründeten ältern braunschweigischen Linie wieder Untertheilungen vorkamen, wodurch die Unterlinien Grubenhagen, Göttingen und Braunschweig entstanden. Von diesen interessirt uns für unsere Zwecke nur die Linie Grubenhagen, deren Stifter, Heinrich der Wunderliche, bei der Theilung folgende Besitzungen erhielt:

Burg Grubenhagen bei Dassel, die Herrschaften Salzderhelden, Eimbeck, Amelunxborn, Osterode, Duderstadt, Gieboldehausen, Herzberg, Scharzfeld, Bodenstein, Catlenburg und Luttersberg, die Hälfte der Stadt Hameln, ein Drittel der Einkünfte vom Rammelsberg bei Goslar, von den Stiftern Sanct-Blasii, Sanct-Cyriaci und Sanct-Egidii zu Braunschweig nebst den Bergwerken und Forsten zu Clauß.

Heinrich war ein wunderlicher Herr, der sich mit seinen Brüdern nicht vertrug, sodaß bald eine gänzliche Entfremdung unter ihnen eintrat, die sich dann auf die gesammte Linie Grubenhagen während ihres ganzen Bestandes erstreckte. Während zwischen den übrigen Unterlinien der ältern Linie Braunschweig vielfache Erbverträge geschlossen wurden, blieb die Linie Grubenhagen hiervon ausgeschlossen und ist während der ganzen Dauer ihres Bestehens nicht zu den eröffneten Erbschaften zugelassen.

Als in der Mitte des 16. Jahrhunderts Philipp I. von Grubenhagen starb, waren aus der ganzen Linie nur noch drei männliche Erbfolgeberechtigte, Ernst, Wolfgang und Philipp, die Söhne Philipp's I. vorhanden und es war ein baldiges Aussterben der Linie zu erwarten. In Brandenburg regierte damals Kurfürst Joachim II., und dieser wußte es dahin zu bringen, daß ihm Kaiser Maximilian II. am 31. Aug. 1564 eine Exspectanz ertheilte, wodurch Joachim II. und dessen männlicher Descendenz für den Fall des Aussterbens des regierenden Mannsstammes im Herzogthum Grubenhagen die Belehnung mit den grubenhagenschen Besitzungen zugesichert wurde.

Als indessen die Agnaten aus den übrigen Linien der Nachkommen Otto's des Kindes diese Exspectanzverleihung erfuhren, hielten sie sich dadurch in ihren Rechten gekränkt, weil sie auf Grund des ersten Lehnsbriefes von 1235 nach dem Aussterben der Linie Grubenhagen auf die Besitzungen derselben Ansprüche zu haben glaubten. Um nun die brandenburgische Exspectanz aus dem Wege zu schaffen, knüpften sie Verhandlungen mit den Fürsten von Grubenhagen an, und am 13. März 1566 kam ein Vertrag zu Stande, wodurch Ernst, Wolfgang und Philipp von Grubenhagen von den übrigen braunschweigischen Agnaten in die gesammte Hand aufgenommen wurden. Um sich des Schutzes des Kaisers zu versichern, wendeten sich die braunschweigischen Fürsten an diesen und Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel brachte es dann dahin, daß der Kaiser am 14. März 1570 eine Urkunde ausstellte, durch welche sämmtliche damals lebende braunschweigische Herzoge, einschließlich der grubenhagenschen, zu Gesammthändern an den welfischen Landen erklärt wurden.

Nun beschwerte sich Brandenburg beim Kaiser über Verletzung seiner Exspectanz; der Kaiser berief sich darauf, daß die Urkunde vom 14. März 1570 den Vorbehalt enthalte, daß der Inhalt der Urkunde weder dem Kaiser, noch dem Reiche, noch sonst jemand an seinen Rechten schädlich sein solle; um dann aber Brandenburg, das noch andere Be-

Digitized by Google

schwerden zu haben vermeinte, zufrieden zu stellen, ertheilte Maximilian II. an Brandenburg am 10. Juni 1574 eine Exspectanz auf sämmtliche braunschweigisch-lüneburgische Lande für den Fall, daß der Mannsstamm des dortigen Fürstenhauses ganz aussterben sollte.

Als der letzte Herzog von Grubenhagen, Philipp II., im Jahre 1596 mit Tode abging, besetzte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig Grubenhagen. Kurfürst Johann Georg von Brandenburg schrieb nun an diesen, theilte ihm Abschrift seiner Exspectanz von 1564 mit und forderte ihn auf, sich mit ihm darüber zu einigen.

Heinrich Julius erwiderte, der Kurfürst Joachim habe befremdlicherweise ihm, obwol er doch sein Enkel sei, in dem Jahre seiner Geburt durch die Exspectanz sein Erbe geschmälert, er könne deshalb doch wol erwarten, daß aus verwandtschaftlichen Rücksichten Johann Georg auf seiner Forderung nicht bestehen werde. Weitere Schritte unternahm Brandenburg hierauf nicht, auch dann nicht, als Heinrich Julius von seinen Agnaten beim Reichskammergerichte verklagt wurde und dieser Proceß im Jahre 1617 zu Gunsten Lüneburgs entschieden wurde.

Ueber die Theilung Grubenhagens kam es dann unter den lüneburgischen Unterlinien Harburg, Dannenberg und Celle wieder zu Streitigkeiten, die erst nach dem Aussterben der harburger Linie und der mittlern braunschweigischen Linie durch Vergleichs- und Theilungsrecesse beendigt wurden, bei denen die grubenhagenschen Besitzungen an Celle fielen, während Dannenberg, das jetzige Haus Braunschweig-Wolfenbüttel, anfangs durch Geldrenten, dann durch andere Ländereien für seine Ansprüche an den halben grubenhagenschen Nachlaß entschädigt wurde.

Nach Bohlmann's Ansicht ist die brandenburgische Exspectanz auf Grubenhagen noch heutzutage ein gültiger Rechtstitel für Preußen auf das grubenhagensche Gebiet, da dieses sich aber (die Schrift erschien 1861) in Hannovers Händen befinde, „so drängt sich die Frage auf, ob nicht das jetzt zum Aussterben sich neigende Herzogthum Braunschweig als Ausgleichung für das uns (Preußen) seit mehr als zwei Jahrhunderten entzogene Fürstenthum Grubenhagen seinerzeit in Anspruch genommen werden könnte".

Diese Frage ist Bohlmann geneigt zu bejahen, jedenfalls aber soll Preußen nach seiner Ansicht von Braunschweig so viel eintretendenfalls verlangen können, als dessen einstige Quote an Grubenhagen bei richtiger Vertheilung betragen haben würde.

Diese letzte Bemerkung macht auch jetzt, wo Preußen mit Hannover ganz Grubenhagen bereits besitzt, diesen Punkt noch praktisch.

Soll der von Bohlmann hervorgehobene Rechtsanspruch Preußens an Grubenhagen aufrecht erhalten werden, so muß offenbar dargethan werden, daß der Kaiser Maximilian II. zur Ertheilung der Exspectanz von 1564 berechtigt war, daß für den Fall der Bejahung dieser Frage die Exspectanz ungeachtet der 1570 erfolgten Aufnahme Grubenhagens in die gesammte Hand der braunschweigischen Fürsten und der neuen Exspectanzverleihung von 1574 fortbestanden habe, daß dieselbe auch nicht durch die Auflösung des Deutschen Reiches erloschen sei.

In dieser Beziehung argumentirt nun Bohlmann wie folgt. Die Theilungen des ursprünglichen Herzogthums Braunschweig-Lüneburg sind in ihrer Mehrzahl, namentlich was die unter den Söhnen Albrecht's des Großen anbelangt, Tottheilungen gewesen, wodurch der Erbverband mit den übrigen durch die Theilung entstehenden Linien aufgehoben wird und neue Herrscherlinien gebildet werden, in denen die Succession durch die Abstammung von dem ersten Stifter der Linie bedingt ist. Stirbt deshalb eine dieser Linien (im vorliegenden Falle Grubenhagen) aus, so succediren in die Besitzungen nicht die Agnaten der übrigen durch die Theilung entstandenen Linien, sondern die Besitzungen der aussterbenden Linie fallen als erledigtes Lehn an das Reich und den Kaiser zurück. Zwar sei nun, wird weiter gefolgert, in dem Lehnbriefe von 1235, durch welchen das ganze

Digitized by Google

Herzogthum Braunschweig-Lüneburg und damit auch die von diesem abgezweigte Linie Grubenhagen, zum Reichslehn gemacht ist, die Clausel enthalten, das Lehn sei Otto dem Kinde und dessen Nachkommen als „feudum imperii ad heredes filios filiasque hereditarie devolvendum" übertragen; indessen diese subsidiäre Berufung des Weiberstammes nach Erlöschen des Mannsstammes sei durch eine jahrhundertelange Praxis im Welfenhause und durch die Auslassung der betreffenden Belehnungsclausel in den spätern Lehnbriefen während des Bestandes des Lehnsverbandes obsolet geworden; das Recht der welfischen Töchter rücksichtlich der Erbfolge in der eröffneten Lehnsapertur sei untergegangen, dagegen sei die weibliche Erbfolgefähigkeit in der Weise geblieben, als es in der Macht des Kaisers gestanden habe, bei Neuverleihungen, Ertheilung von Exspectanzen und Eventualbelehnungen auch Töchter des welfischen Hauses oder Nachkommen derselben zu belehnen. Hierbei habe dann die abstracte Erbfolgefähigkeit der Töchter als Substrat der Berufung zur Erbfolge gedient.

Als deshalb das Haus Grubenhagen nur noch auf sechs Augen gestanden und sein demnächstiges Erlöschen vorauszusehen gewesen sei, habe der Kaiser das Recht gehabt, ohne Berücksichtigung der Agnaten aus den übrigen welfischen Linien und ohne Berücksichtigung der Erben aus dem Weiberstamme Exspectanzen auf die Ländereien Grubenhagens zu ertheilen und demnächst dieser Exspectanz gemäß nach dem Aussterben des Mannsstammes die wirkliche Belehnung mit dem zurückgefallenen Reichslehn vorzunehmen.

Zwar habe Kaiser Maximilian II. in seiner Wahlcapitulation ebenso gut als alle andern Kaiser seit Karl V. die Bedingung eingehen müssen, „heimfallende Reichslehen, wenn solche etwas Merkliches eintragen, nicht weiter zu verleihen, sondern als Reichsvermögen einzuziehen", es sei aber ein durch Reichsobservanzen festgestellter Grundsatz, daß hiervon eine Ausnahme eintrete, wo die Belehnung oder Exspectanz sich auf ein Verwandtschaftsverhältniß zum ersten Erwerber des Lehns, oder auf besondere Verdienste um Kaiser und Reich stützten und die Kurfürsten stillschweigend oder ausdrücklich ihre Zustimmung dazu ertheilt hätten.

Eine derartige Verleihung sei nun die an Joachim II., es sei deshalb die Exspectanzertheilung eine durchaus berechtigte und habe Joachim resp. dessen Nachfolgern ein Recht auf die Verleihung des Lehns nach demnächstiger, durch Aussterben des Mannsstammes bedingter Apertur gegeben.

Anzuerkennen sei nun zwar, daß die Aufnahme Grubenhagens in die gesammte Hand der welfischen Fürsten und die Anerkennung dieser gesammten Hand durch den Kaiser (1570) den braunschweigischen Agnaten ein Vorzugsrecht auf Grubenhagen insofern gegeben habe, als sie dadurch ein Nachfolgerecht in Grubenhagen erlangt hätten, während die Exspectanz an Brandenburg zunächst nur die Hoffnung auf demnächstige Ertheilung des Nachfolgerechts verlieh, aber der aus der Exspectanz erwachsene Anspruch Brandenburgs sei dadurch keineswegs zerstört, ebenso wenig durch die demnächstige Erwerbung der Exspectanz auf das ganze Braunschweig-Lüneburg. Denn Brandenburg habe hier nicht auf seine frühern Rechte verzichtet, habe sich vielmehr nur durch die Aussicht auf größern Erwerb vorläufig beruhigen lassen, wie ja auch der Nachfolger Joachim's II. beim Aussterben Grubenhagens seine Ansprüche angemeldet habe. Diese seien dann zwar nicht verfolgt, weil Brandenburg dem befreundeten Herzog Heinrich Julius gegenüber nicht unfreundlich habe handeln wollen und später, als Grubenhagen an die Linie Celle gelangt sei, dringender anderer Sorgen halber nicht Zeit und Gelegenheit gehabt habe, seine Ansprüche geltend zu machen; aber erloschen seien jene Rechte nie, auch dann nicht, als mit dem letzten Kaiser der letzte Nachfolger Maximilian's II. in der Reichslehnsherrschaft gestorben.

Digitized by Google

Besonders sei auch noch hervorzuheben, daß der Kaiser die Aufnahme Grubenhagens in die gesammte Hand zwar anerkannt habe, daß aber in die gesammte Hand nur die derzeit lebenden braunschweigischen Fürsten, nicht aber ihre Descendenz aufgenommen seien, und daß deshalb, da zur Zeit des Aussterbens von Grubenhagen von den Gesammthändern nur noch Heinrich von Dannenberg und Otto von Harburg gelebt hätten, nach dem Tode des letztlebenden von diesen (1603) der Anspruch Brandenburgs auch bei Geltung der gesammten Hand existent geworden sei.

Der Anspruch Brandenburgs aus der ertheilten Exspectanz involvire allerdings zunächst nur das Recht, die Belehnung mit Grubenhagen nach dessen Apertur zu fordern; dieser Anspruch sei aber wegen der gemischten Natur des Lehnsverhältnisses nicht ein reines Forderungsrecht, sondern es sei damit auch ein gewisses reales Recht auf das Lehn selbst nach Art etwa einer Staatsschuld in der Weise erworben, daß rechtmäßig erhaltene Exspectanzen auch den Nachfolger des Verleihers verpflichteten. Nun sei aber das verpflichtete Rechtssubject mit dem Untergang des Reiches keineswegs gänzlich untergegangen, es seien vielmehr die durch Auflösung des Reiches souverän gewordenen Landesfürsten, die sich ja auch die Oberlehnsherrschaft über die in ihrem Territorio belegenen Reichslehen vindicirt hätten, in Beziehung auf die vom Kaiser ertheilten Exspectanzen die Rechtsnachfolger des Kaisers.

Ueberhaupt aber könne die Frage, ob die Auflösung des Reiches das Erlöschen der kaiserlichen Exspectanzen herbeigeführt habe oder nicht, auf die Exspectanz Brandenburgs auf Grubenhagen gar keinen Einfluß ausüben, weil ja das Aussterben der grubenhagenschen Linie und damit der Rechtstitel zur Geltendmachung der Exspectanz lange vor Auflösung des Reiches stattgehabt habe.

Wir können auf die Widerlegungen dieser Beweisführung, namentlich, soweit sie juristischer Natur ist, hier selbstverständlich nur ebenso im allgemeinen eingehen als auf die Darstellung der Bohlmann'schen Gründe, stellen aber als für ein größeres, nichtjuristisches Publikum wahrscheinlich am leichtesten verständlich, eine Einwendung voran, welche sich aus dem Verhältnisse der beiden Exspectanzen von 1564 und 1574 ergibt.

Die Exspectanz von 1574 enthält nämlich nach Bohlmann's*) eigenen Angaben folgende für das Verhältniß beider Exspectanzen anscheinend entscheidende Stellen:

„Wir, Maximilian II. . . . . bekennen . . . . öffentlich mit diesem Brief. Nachdem wir hiervor . . . . dem Churfürsten, Marggraf Joachim zu Brandenburg, mit dem Anfall an dem Herzogthumb Grobenhagen Allergnedigst begnadigt. Und sich aber derselber zugetragen, dass . . . . Julius, Hertzog zu Braunschweig . . . . von sein und aller anderen Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg wegen mit den Fürstenthumben Braunschweig und Lünenburg . . . . in Gemeinschaft und versamblet empfangen, dessen sich aber der . . . . Johann Georg, Marggraf zu Brandenburg . . . . bei uns etlicher Maaßen beschwert, mit vermeldung, daß solche gesampte Hand aller Hertzogen zu Braunschweig seiner Lieb an obangeregter Anwartung . . . . etwas präjudicial und nachtheilig fallen wollte, Und darauf gehorsambst vleiss gepetten, Sintemal Sein Lieb gleichwohl gedachter von Braunschweig gesambte Belehnung . . . . ungern widerfechten, Herwider aber auch das unzweifelich Vertrauen zu unns trügen, dass wir Seiner Lieb . . . . wohlerlangte Privilegien . . . . vielmehr zu wahren denn zu schmelern geneigt weren, wir geruechten Seiner Lieb zu genaden und guetem und In Erwegung, dass durch die vorgemelte allen Hertzogen zu Braunschweig und Lünenburg Versamblung, die Sachen dahin kommen, das Sein Lieb oder Ire Erben, wenn Sy unnserer Begnadung an der Hertzogen zu Grobenhagen Lannden etwas genießen solten, nicht allein der Hertzogen zu Grobenhagen, sonnder aller Hertzogen

*) Vgl. „Denkschrift u. s. w.", S. 90 fg.

Digitized by Google

von Braunschweig und Lünenburg und derselben Erben, Thötlichen Abgangg erwarten müessten, mehr gemelte Anwartschaft, allergenedigist zu erweittern, unnd Seiner Lieb .... die Anwartschaft an aller Irer Liebden Braunschweigischen und Lünenburgischen Lannden .... zu bewilligen. Dass wir demnach gütlich angesehen solch Seiner Lieb vleissig pitten .... Und darumb .... (dem) .... Marggraf Johann Georgen .... diese genad unnd Exspectanz gegeben haben, Thuen das hiermit ꝛc. ꝛc."

Aus diesen Worten ergibt sich mit Gewißheit, daß sowol der Aussteller als der Empfänger der Exspectanz von 1574 in derselben eine Entschädigung für die durch die Aufnahme Grubenhagens in die gesammte Hand der übrigen Braunschweiger in weite Ferne gerückte Geltendmachung der Exspectanz von 1564 gesehen haben, und daß in der Annahme der so begründeten erweiterten Exspectanz seitens Brandenburgs ein Verzicht auf die frühere Exspectanz liegt; es ergibt sich aber ferner auch daraus, daß Brandenburg so gut wie der Kaiser gar keine Zweifel darüber hegten, daß nicht nur die in dem Lehnsbriefe von 1570 namentlich aufgeführten Herzoge, sondern auch deren Erben in die gesammte Hand aufgenommen seien. Sollte aber der Verzicht auf die Exspectanz von 1564 nicht in der Annahme der Exspectanz von 1574 liegen, so liegt er doch jedenfalls in der weitern Handlungsweise Brandenburgs, welches bis auf den doch wol irrelevanten Brief Johann Georg's an Heinrich Julius, worin ersterer eine Einigung über seine Ansprüche an Grubenhagen verlangt, nie, namentlich nicht bei dem Streite der braunschweigischen Linien über den Besitz Grubenhagens und ebenso wenig bei dem Wiener Congreß, wo doch die günstigste Gelegenheit dazu war, wieder Ansprüche auf Grubenhagen erhoben hat.

Indessen kann man, so lauten die Gründe der Gegner Bohlmann's weiter, die Frage nach dem Verhältnisse beider Exspectanzen zueinander deshalb ganz dahingestellt sein lassen, weil beide Exspectanzen, als gegen die durch den ersten Lehnsbrief von 1235 dem braunschweigischen Gesammthause verliehenen Rechte verstoßend, schon an sich nichtig sind. Die Grundlage des Successionsrechtes im welfischen Hause ist das durch den Lehnsbrief von 1235 nicht etwa neu geschaffene, sondern bestätigte Haus- und Familienrecht. Braunschweig wurde durch den Lehnsbrief ein feudum foemininum subsidiarium, das durch den Lehnsbrief anerkannte subsidiäre Erbrecht der Töchter ist niemals, weder durch eine ausdrückliche Aenderung des pactum investiturae, noch durch hausgesetzliche Bestimmungen, noch endlich durch entgegenstehende Observanz aufgehoben. Freilich will Bohlmann Gewicht darauf legen, daß in den spätern Lehnsbriefen der Kaiser dieser eventuellen Erbrechte der Cognaten keine ausdrückliche Erwähnung geschieht, allein diese Auslassung ist ohne alle Erheblichkeit, weil sie alle sich auf das ursprüngliche pactum investiturae beziehen und der zu einer Aenderung desselben gehörige animus novandi, für den auch nicht eine einzige Thatsache angeführt ist und angeführt werden kann, bewiesen werden müßte.

Daneben ist es unrichtig, daß die im braunschweig-lüneburgischen Hause vorgekommenen Theilungen als Tottheilungen in dem Sinne zu betrachten sind, daß dadurch die gesammte Hand zwischen den abgetheilten Linien gebrochen wäre oder hätte gebrochen werden müssen; es handelte sich dabei vielmehr lediglich um eine locale oder geographische Abgrenzung der Rechtsausübung, der Regierung und der Landeseinkünfte. Dies wird bewiesen durch den Inhalt und den Charakter der Theilungen selbst, durch eine ganze Reihe von Präcedenzfällen, in welchen das agnatische Successionsrecht der Seitenverwandten zur Anwendung und Geltung gekommen ist, durch die von Zeit zu Zeit vorkommende Wiedervereinigung der einzelnen Theile, durch die in allen Linien zahlreich vorkommenden Hausverträge, in denen dieses gegenseitige Successionsrecht ohne Ausnahme anerkannt wird, sowie endlich dadurch, daß seit dem 16. Jahrhundert die fortdauernde materielle gesammte Hand der sämmtlichen braunschweigischen Fürsten auch seitens des Kaisers und Reiches durch die vom jedesmaligen Senior des Hauses nachgesuchte und empfangene Gesammt-

Digitized by Google

belehnung ihren Ausdruck und ihre Anerkennung findet. Schon unterm 19. Juni 1555 stellte Kaiser Karl V. eine Urkunde aus, daß die im Hause Braunschweig stattgehabten sonderlichen Belehnungen keinen Theil an seiner Gerechtigkeit der Sammtlehen präjudiziren solle, daß der Senior der Häuser Braunschweig und Lüneburg die Lehen für alle empfangen könne, und daß jeder, der bisher eine besondere Belehnung empfangen habe, doch so angesehen werden solle, als ob er in der sambtlichen Lehenschaft begriffen sei, und als 1570 Grubenhagen in die gesammte Hand ausdrücklich aufgenommen wurde, ward diese Erklärung vom Kaiser Maximilian II. wörtlich wiederholt.

Hiernach ist es unzweifelhaft, daß die Bestimmungen des Lehnsbriefes von 1235 die einzig gültige Norm für die Regierungsnachfolge in allen Linien, welche von Otto puer herstammen, abgeben, daß deshalb das subsidiäre Erbrecht der Cognaten fortbestanden hat und daß ebendieses Fortbestehens halber die Exspectanzen von 1564 und 1574, welche das agnatische und cognatische Erbrecht der Glieder des Gesammthauses Braunschweig verletzten, ungültig sind und das aus den Exspectanzen für Brandenburg etwa herzuleitende Recht durch das bessere Recht der braunschweigischen Familienglieder unwirksam gemacht wird.

Endlich aber fehlt es zu allem Ueberfluß zur Geltendmachung der durch die Exspectanzen etwa erworbenen Rechte an einem Verpflichteten. Eine Exspectanz ertheilt nie ein dingliches Recht an einem Gegenstande, sondern nur ein Forderungsrecht gegen den Ertheiler und dessen Nachfolger, und die Analogie, die Bohlmann zwischen dem Rechte des Exspectivirten und dem Inhaber einer Staatsschuld aufzufinden glaubt, ist einmal irrig und daneben noch ohne praktisch brauchbare Consequenz, denn auch das Recht des Staatsgläubigers ist ein rein persönliches, dessen Geltendmachung an das Vorhandensein eines Verpflichteten geknüpft ist, das aber erlischt, wenn von einer Nachfolge in die Staatsgewalt, welche die Schulden contrahirt hat, nicht die Rede sein kann. Mit dem Untergang des Deutschen Reiches erloschen mit dessen Hoheitsrechten zweifellos auch dessen Hoheitspflichten und mit dem oberlehnsherrschaftlichen Rechte des Reiches an die Lehnsparcellen mußte nothwendig auch die gar nicht mehr erfüllbare Pflicht des Reiches zur Belehnung untergehen.

Aus dem Umstande, daß Brandenburg 1699 vom Kaiser mit allen bisher erlangten Rechten und Anwartschaften beliehen ist, wie Bohlmann anführt, ist nicht zu folgern, daß die Lehnsanwartschaft in eine Eventualbelehnung umgewandelt sei, weil ein Recht seinen innern Charakter nicht dadurch ändern kann, daß es zum Gegenstande einer Belehnung gemacht wird.

Nicht besser aber, als mit den Ansprüchen Preußens aus den erwähnten Exspectanzen, steht es mit dem zweiten von Bohlmann für die Ansprüche Preußens hervorgehobenen Grunde. Mit diesem hat es nach den Auseinandersetzungen Bohlmann's folgende Bewandtniß:

In den Successionsverhältnissen der Cognaten im Hause Braunschweig sind mehrere Stufen zu unterscheiden.

Solange die braunschweigischen Besitzungen freies Allod der Nachkommen Heinrich's des Löwen waren, bestand ein gleiches Erbrecht der weiblichen Familienglieder mit den männlichen, mit der einzigen durch das sächsische Recht gegebenen Ausnahme, daß Söhne und Sohnessöhne den Töchtern in der Erbfolge vorgehen. Dieser Grundsatz ist noch bei dem Lehnsbriefe von 1235 und den der Ertheilung desselben vorangehenden Verwickelungen (die wir oben bereits dargestellt haben), klar ausgesprochen und anerkannt. Denn als Otto das Kind die Töchter seines Oheims Heinrich von der Nachlassenschaft ihres Vaters ausschließen wollte, widersetzten sich dieselben und es war gerade eine Folge des

Digitized by Google

dadurch hervorgerufenen Streites, daß Otto seine frühern Allodialgüter als Lehen vom Kaiser empfing.

In dem Lehnsbriefe (siehe oben) macht der Kaiser zwischen Braunschweig und Lüneburg insofern einen Unterschied, als er Braunschweig als feudum datum, Lüneburg als feudum oblatum verleiht und damit ausspricht, daß nur das letztere wirklich Eigenthum Otto's gewesen sei. Indem Otto unter diesen Bedingungen das Lehn annahm, erkannte er den rechtlichen Unterschied zwischen Braunschweig und Lüneburg ebenso wie die daraus zu ziehende Folgerung an, daß nämlich die braunschweigischen Lande dem alten Erbrechte gemäß den Töchtern Heinrich's zugefallen sein würden, die bekanntlich ihre Rechte an den Kaiser verkauft hatten. Nur hierdurch erklärt es sich ferner, wie in den Lehnsbrief von 1235 die subsidiäre Berufung der Töchter aufgenommen ist, indem eben diese Berufung der Töchter, die sich sonst bei Lehen nicht findet, auf das alte Erbrecht derselben zurückweist.

Daß dann im Laufe des fast sechshundertjährigen Lehnsverbandes das Lehnserbrecht der Frauen aus dem Lehnsbriefe von 1235 weggefallen und dieser Wegfall durch Omission der Töchter in den Lehnsbriefen auch seinen äußern erkennbaren Ausdruck gefunden hat, ist bereits oben ausgeführt.

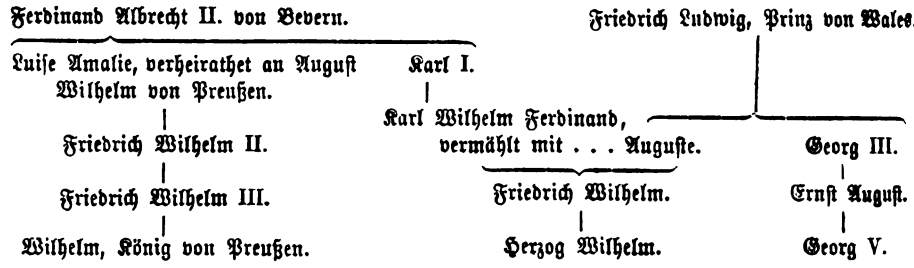
Als aber 1806 das Deutsche Reich sich auflöste und damit der Lehnsverband erlosch, mußte die Allodialerbfolge wieder in ihre Rechte eintreten, und zwar dieselbe, wie sie vor 1235 bestanden hat, denn der ganze Lehnsverband und was aus ihm folgt ist eine bloße Unterbrechung der allodialen Erbfolgeordnung gewesen. Es treten deshalb in Braunschweig jetzt Agnaten mit Cognaten in Concurrenz, da Hannover Erbansprüche auf Braunschweig durch besondere Erbverträge nicht erworben hat, weil die letztern theils nicht alle Linien umfassen, theils durch Erreichung des in ihnen angestrebten Zieles ihre Erledigung bereits gefunden haben, theils auch des lehnsrechtlichen Bandes halber keinen Effect haben konnten, insoweit sie über die Bestimmungen der Lehnsbriefe hinausgingen.

Unter Cognaten und Agnaten entscheidet nun, da es sich beim Aussterben Braunschweigs um Söhne und Sohnessöhne des letzten Besitzers nicht handeln kann, lediglich die Gradesnähe und diese entscheidet im Verhältniß zwischen Preußen und Hannover für ersteres. Denn die agnatische Verwandtschaft des Herzogs Wilhelm und König Georgs wird erst durch Ernst den Bekenner vermittelt und ergibt sich als Verwandtschaft im 17. Grade, während die cognatische Verbindung zwischen Kaiser Wilhelm und Herzog Wilhelm durch Herzog Ferdinand Albrecht II. von der Unterlinie Bevern vermittelt wird und sich als Verwandtschaft im 8. Grade herausstellt.

Zuzugeben ist allerdings, daß noch nähere cognatische Verbindungen zwischen Herzog Wilhelm und andern Regentenhäusern (Dänemark, Weimar, Würtemberg) existiren, aber durch die kaiserliche Exspectanz von 1574 ist Preußen vor der Zwischenschiebung jeder nichtbrandenburgischen Cognatenlinie gesichert. So weit Dr. Bohlmann.

Daß zunächst die ganze Deduction zu Gunsten Preußens nach dem letzten Satze in sich zusammenfällt, wenn die kaiserlichen Exspectanzen von 1564 und 1574 mit der Auflösung des Reiches ihre Gültigkeit verloren haben, wie gegnerischerseits behauptet wird, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, weil dann nach Dr. Bohlmann's eigenem Zugeständnisse andere Regentenhäuser nähere cognatische Verwandtschaftsgrade nachweisen können; sie wird aber auch im Streite Preußens mit Hannover durch nachstehende Verwandtschaftstafel widerlegt:

Digitized by Google



Denn aus derselben ergibt sich, daß die agnatische Verwandtschaft Preußens und Braunschweigs erst durch den Urgroßvater, die zwischen Hannover und Braunschweig schon durch den Urgroßvater der jetzigen Repräsentanten der betreffenden Familien vermittelt wird, und daß also, ganz abgesehen von der agnatischen Verwandtschaft, Georg V. cognatisch näher mit Herzog Wilhelm verwandt ist als der König von Preußen.

Neben diesem durchschlagenden Grunde können die sonstigen gegen Dr. Bohlmann's Ausführungen geltend gemachten rechtlichen Bedenken nur noch ein secundäres Interesse in Anspruch nehmen.

In Zeitungen der verschiedensten Farben ist der Streit weiter geführt, aber, wie danach von selbst anzunehmen, weniger mit rechtlichen Gründen als mit Folgerungen und Beweisführungen, die der Parteigeist eingab. Im allgemeinen darf man indessen wol behaupten, daß durch den ganzen Streit das formale Recht des Hauses Hannover auf die Succession eher bestärkt als erschüttert worden ist und daß die große Zahl derer, die im Herzogthum Braunschweig und außerhalb desselben gegen eine Vereinigung Braunschweigs mit Hannover waren, jetzt mehr die politischen Unzuträglichkeiten einer solchen und die Nothwendigkeit für Preußen betonten, durch den Erwerb Braunschweigs eine bessere Verbindung zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen zu erlangen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß zu dieser Zeit Preußen die früher erworbenen Sympathien in Braunschweig vielfach einbüßte. Der Verfassungsconflict, der sich immer mehr und mehr zuspitzte, ließ mit desto größerer Behaglichkeit auf die ruhigen und geordneten Verhältnisse in dem eigenen kleinen Vaterlande blicken; die Frage, ob es zweckmäßig sei, wenn auch nur durch das kleine Braunschweig, einen Staat zu verstärken, der schon jetzt stark nach dem Absolutismus hin gravitirt; die Stellung Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage wurde hin und her erwogen und selten zu Gunsten Preußens, und wenn auch die Zuneigung zu Hannover nicht zunahm, so befestigte sich doch in dieser Zeit vielfach der Wunsch, die eigene Selbständigkeit möglichst zu conserviren und sich das Gute zu sichern, was man andern Ländern gegenüber entschieden besaß. Wie tief die Misstimmung gegen Preußen damals alle Kreise Braunschweigs ergriffen hatte, bewiesen die Landtagsverhandlungen während des Krieges von 1866, wo sich der Landtag einstimmig zwar zu allen Opfern für Deutschland gern bereit erklärte, aber sich ebenso scharf und entschieden als Widersacher des preußischen Regierungssystems im Innern bekannte.

Das Jahr 1866 veränderte dann die ganze Sachlage.

Auf die Capitulation von Langensalza, auf die Siege Preußens in Böhmen und Süddeutschland folgte bald der Friede zu Nikolsburg und die Besitzergreifung Hannovers durch das Patent vom 3. Oct. 1866, gegen welche König Georg V. am 23. Sept. für sich und seinen rechtmäßigen Nachfolger Protest erhob, mit der Erklärung, daß er niemals auf seine Souveränetätsrechte Verzicht leisten werde. Dieser Erklärung ist der Exkönig bislang treu geblieben, und nach seinem Charakter ist kaum anzunehmen, daß er für seine Person von seiner Erklärung zurücktreten wird.

Digitized by Google

Damit war denn auch die braunschweiger Successionsfrage wieder auf der Tagesordnung, aber der Streit darüber hat nicht mehr den frühern Charakter. Wol streifen die vorgebrachten Gründe und Gegengründe noch hier und da an staats- und völkerrechtliche Fragen, aber die Hauptargumente, mit denen man ins Gefecht zieht, sind doch politischer Natur.

Der Art. 1 des Bündnißvertrages von 1866, welcher folgendermaßen lautet: „Die Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig u. s. w. schließen ein Offensiv- und Defensivbündniß zur Erhaltung der Unabhängigkeit, Integrität und der innern und äußern Sicherheit ihrer Staaten und treten sofort zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Besitzstandes ein, welche sie sich gleichzeitig durch dieses Bündniß garantiren", ist zwar nicht in dieser Fassung in die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 26. Juni 1867 und in die Reichsverfassung vom 16. April 1871 übergegangen, bildet aber nach Art. 2 des gedachten Bündnißvertrages: „Die Zwecke des Bündnisses sollen definitiv durch eine Bundesverfassung .... festgestellt werden ....", die Erläuterung für die allgemeinere Fassung des Eingangsartikel der Norddeutschen Bundes- resp. Reichsverfassung.

Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Braunschweig kein Fürst regieren kann, der den Besitzstand irgendeines andern zum Reiche gehörenden Staates nicht anerkennt, daß also weder der König Georg noch dessen Söhne zur Regierung gelangen können, solange sie an dem Proteste vom 23. Sept. 1866 festhalten und solange sie sich im Kriegszustande mit Preußen befindlich betrachten und geriren. Die Frage kann vielmehr nur die sein, ob sie durch diese ihrem Regierungsantritte sich factisch und rechtlich entgegenstellenden Hindernisse ihr etwa vorhandenes Successionsrecht einbüßten oder ob nur die Ausübung desselben ruht, solange sie in der Nichtanerkennung der Ereignisse von 1866 beharren und welche Rechte für Braunschweig aus diesen Verhältnissen erwachsen.

Man hat die ganze Streitfrage hier und da in der Presse sehr einfach durch die Behauptung lösen zu können geglaubt, daß das Successionsrecht Hannovers in Braunschweig nicht der Person des jeweiligen Familienoberhauptes, sondern der „Krone" anklebe und daß deshalb mit Hannover auch dessen Ansprüche auf Braunschweig übergegangen seien. Andere wieder — und diese Idee hat noch Professor von Treitschke in seinem Herzenserguße „Die letzte Scholle welfischer Erde"*) vertreten — wollen den Erbvertrag zwischen den welfischen Linien deshalb für erloschen ansehen, weil der Vertrag ein gegenseitiger gewesen und die hannoverische Linie nicht mehr in der Lage sei, ihrerseits den Vertrag zu erfüllen; allein die rechtliche Begründung dieser Behauptungen dürfte nach dem zur Zeit noch geltenden Staats- und Privatfürstenrechte Schwierigkeiten haben, die sich nicht durch den Hinweis auf den alten Juristen lösen lassen, von dem Hr. von Treitschke erzählt, daß er unter das rostocker Stadtrechtsbuch gesetzt habe: „Hier hört das rostocker Stadtrecht auf und fängt der gesunde Menschenverstand an."

Will man, wie vielfach zu geschehen scheint — nach unserer Ansicht freilich mit Unrecht — die Erbansprüche Hannovers aus dem Pactum Henrico Wilhelmianum oder irgendeinem andern der zahlreichen Erbverträge und aus diesen Verträgen selbst Folgerungen ableiten, dann darf man in die Verträge keine Ideen und Begriffe hineintragen, die zur Zeit des Abschlusses noch nicht existirten, sondern muß die Verträge im Sinne ihrer Zeit aus den derzeit geltenden Rechtsanschauungen interpretiren. Daß nun aber vor und bis zur Zeit des Pactum Henrico Wilhelmianum (16. Nov. 1535) der Begriff der „Krone" oder des „Staates" in der Bedeutung, in welcher er oben genommen wird, überhaupt nicht existirte; daß auch die derzeitigen Erbverträge lediglich im

*) „Preußische Jahrbücher", 1873, Heft 6, S. 647 fg.

Digitized by Google

Interesse der Fürsten und ihrer Hausmacht abgeschlossen sind, daß namentlich auch die Zuziehung der Stände zu solchen Verhandlungen oder zur nachträglichen Genehmigung derselben nicht nach heutigen Begriffen über die Mitwirkung der Landesvertretung zu beurtheilen ist, bedarf wol keiner weitern Beweisführung. Dazu kommt aber noch, daß das hannoverische Successionsrecht durch jene Verträge schwerlich begründet ist, daß dieselben vielmehr nach der richtigen Auffassung wol weiter nichts als eine Bestätigung des alten Familienerbrechtes enthalten.

Möglich, daß spätere Zeiten im Staats- und im Privatfürstenrecht durchgreifende Umänderungen zu Wege bringen werden. Das jetzige Recht und die jetzigen, auf diesem Rechte basirenden Verfassungen nehmen aber entschieden noch den alten Standpunkt ein, wonach das Recht der Regierungserbfolge bedingt und gegeben wird durch Abstammung vom ersten Erwerber der Krone und nur die Ausübung des Rechtes durch die Successionsordnung beschränkt wird.

Haben wir so das factische und rechtliche Material dargestellt, was die Leser befähigen wird, sich ein eigenes unbefangenes Urtheil in einer Frage zu bilden, die eine eigenthümliche Verkettung der Ereignisse von ihrer rechtlichen Grundlage in vieler Beziehung abgelöst hat und die gerade deshalb, weil die vorhandenen Normen des Rechtes zu ihrer Lösung nicht hinzureichen scheinen, dem Ermessen der Einzelnen bedeutenden Spielraum läßt, so erübrigt uns, im kurzen diejenigen Schritte darzustellen, welche von den zumeist daran Betheiligten bisher geschehen sind, um die Frage zum Austrag zu bringen. Wir glauben hiervon um so weniger absehen zu sollen, als die Beurtheilung dieser Schritte in der Presse auch seitens sonst vorurtheilsfreier Männer uns eine in vieler Beziehung ungerechte und einseitige zu sein scheint. An dem Urtheile derer, die den Streit mit irgendeinem populären Schlagwort abmachen zu können glauben, denen jeder ein „Welf bis ans Ende der Tage" ist, der nicht einstimmt in das gerade geltende Parteigeschrei, kann dem Lande Braunschweig und seinen Vertretern wenig liegen; diesen gegenüber könnte man sich leicht damit beruhigen, daß ihr „Kreuzige ihn, kreuzige ihn" heute gegen diesen, morgen gegen den erklingt. Aber daß ein Land, dessen Bevölkerung stets als ein festes Bollwerk liberaler und nationaler Gesinnungen gegolten hat, von der nationalen Partei in seinen Lösungsversuchen einer Lebensfrage fast einmüthig verdammt wird, kann nicht, wie oft behauptet wird, in seinem mangelhaften Wahlgesetze und den daraus hervorgehenden Vertretern des Landes seinen Grnnd allein haben, denn die eigentlich einflußreichen Mitglieder der Versammlung würden bei jedem Wahlmodus gewählt werden. Dieser Zwiespalt muß tiefer begründet sein und der Grund dazu liegt wol schwerlich allein auf seiten Braunschweigs.

Richtig ist es, daß in Braunschweig — freilich kaum mehr als in den andern Staaten Deutschlands — das eigentlich politische Leben sehr danieberliegt. Man begnügte sich bis vor kurzem gern mit dem ruhigen Genusse des Errungenen und sonnte sich in dem behaglichen Gefühl, den Nachbarn an Freiheit im Innern und in materiellem Wohlstand voraus zu sein. Dazu kam, daß man sich in den Hauptpunkten Eins wußte mit der Regierung und dem Herzog Dank schuldete für die unwandelbare Treue, mit der er zu Recht und Verfassung von jeher gestanden hatte und stand. Aber je mehr man sicher sein konnte, die Landesinteressen von oben herab gewahrt zu sehen, desto mehr war man auch geneigt, der Regierung die Initiative zu überlassen. Was in Preußen und Hannover in harten und langwierigen Verfassungsstreitigkeiten mit den Regierungen erworben war, was auch Kurhessen und manche kleinere Staaten besaßen, geschlossene Parteien mit bestimmten politischen Endzielen, hatte hier nicht aufkommen können, da man mit ein wenig Laviren und gegenseitiger Nachgiebigkeit in der Hauptsache erreichte, was man wollte und für erforderlich hielt.

Digitized by Google

Aber unrecht wäre es, zu behaupten, daß die Braunschweiger an der im Beginn der sechziger Jahre auftretenden Streitfrage nach der demnächstigen Successionsberechtigung im Herzogthum keinen Antheil genommen hätten; wir haben vielmehr bereits oben bemerkt, daß die Streitfrage auf einen gut vorbereiteten Boden fiel und daß man sehr geneigt war, sich von dem guten Rechte Preußens überzeugen zu lassen.

Das tiefe Gerechtigkeitsgefühl, welches, wie dem ganzen deutschen Volke, auch den Braunschweigern innewohnt, mußte indessen bald zur Ueberzeugung führen, daß die Anfechtungen des hannoverischen Successionsrechtes ebenso wenig Aussicht auf ein Durchdringen hatten als die Ansprüche Preußens, wenn diesem nicht noch andere bis dahin unbekannte Rechtstitel zur Seite standen, und so mußte man sich denn wol begnügen, die Zukunft des Landes insofern sicherzustellen, als man dahin strebte, daß Land vor einer directen Einverleibung in Hannover zu sichern und das demnächstige Verhältniß zwischen beiden Ländern auf den Rechtsboden einer Personalunion zu stellen. Auch hierin stand die Regierung, so wenig sie von den Gelüsten eines Anschlusses an Preußen wissen wollte, auf seiten des Landes und bemühte sich durch Verhandlungen mit Hannover, die in den Jahren 1861—63 geführt wurden, die Rechte des Landes zu sichern. Aus diesen Verhandlungen ist ein neuer Staats- und Erbvertrag zwischen den derzeitigen Herrschern von Braunschweig und Hannover hervorgegangen, der, am 3. März 1863 abgeschlossen, im folgenden Jahre vertraulich der Landesversammlung mitgetheilt wurde, dessen specieller Inhalt indessen bisher nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Direct anerkannt ist derselbe — soweit bekannt — von der Landesversammlung nicht, die auch bei seinem Zustandekommen nicht mitgewirkt hat; es hat jedoch, wie die Landesregierung bei spätern Verhandlungen mehrfach betont hat, die Landesversammlung bei dieser Gelegenheit die Anerkennung des Successionsrechtes der jüngern Linie (Hannover) im Princip ausgesprochen. Zu dieser Zeit sanken, wie bereits oben angeführt, die Sympathien mit Preußen, wie fast überall, so auch in Braunschweig, und sowenig man auch damals mit der Vereinigung mit Hannover zufrieden war, sowenig konnte man doch unter dem Drucke der damaligen Lage in Preußen daran denken, für eine demnächstige Vereinigung mit Preußen energisch einzutreten. So zogen sich die Verhandlungen, welche sich an jenen Vertrag knüpften, in der Landesversammlung ebenso wie in dem Ausschusse, dem sie später überwiesen wurden, ohne eigentliches Resultat hin, bis die Ereignisse des Jahres 1866 die ganze Sachlage veränderten. Hätte Preußen zu dieser Zeit ein entschiedenes Wort über seine demnächstigen Absichten mit Braunschweig gesprochen, wahrscheinlich wäre die ganze Successionsfrage schon aus der Welt; aber dies Wort ist damals nicht und seither nicht gefallen, und es ist, soweit hier bekannt, von Preußen nichts geschehen, um seine Stellung zu der Erbfolgefrage nur anzudeuten.

Schon während der Unterhandlungen über die Friedenspräliminarien zwischen Preußen und Oesterreich brachten verschiedene, sonst gutunterrichtete Zeitungen (unter anderm die „Kölnische Zeitung") mit großer Bestimmtheit die Nachricht, es sei stipulirt, daß Braunschweig nach dem Aussterben der jetzt regierenden Linie an Preußen fallen, andere gerade umgekehrt die Nachricht, zum Thronfolger in Braunschweig solle der Kronprinz Ernst August designirt werden, und seit dieser Zeit sind wol selten drei Monate vergangen, daß nicht hier oder dort das Gerücht aufgetaucht ist, auf Basis der Einräumung der Thronfolge in Braunschweig sei eine Einigung zwischen Preußen und dem Könige Georg V. zu Stande gekommen; ja man munkelt sogar hier und da mit Angabe der Quellen, daß seitens dieses oder jenes Gliedes der preußischen Regierung die Idee ausgesprochen sei, man wolle die braunschweigische Successionsangelegenheit in der Schwebe lassen, um eventuell ein Compensationsobject damit in den Händen zu behalten.

Was an allen diesen Gerüchten wahr oder unwahr ist, muß dahingestellt bleiben; Preu-

Digitized by Google

ßens Haltung läßt sich auch sehr wohl anders erklären, allein durch eine auch nur officiöse Erklärung sind sie bisher, so mancher Grund dazu auch vorgelegen haben möchte, nicht beseitigt, und die Möglichkeit der Existenz derartiger Ideen wird auch von Leuten, denen man wahrhaftig nicht nachsagen kann, daß sie gegen Preußen eingenommen seien, nicht geleugnet, ja daß auch Hr. von Treitschke sie nicht in Abrede stellt und eher die Existenz und das Durchdringen derartiger Ideen fürchtet, ist in „Die letzte Scholle welfischer Erde" ausgesprochen und zwischen den Zeilen zu lesen.

Eine solche Politik „der freien Hand" kann nun aber unmöglich ein behagliches Gefühl der Sicherheit in Braunschweig aufkommen lassen, wo man ja nur zu gut weiß, daß man nicht die Macht hat, die eigenen Beschlüsse durchzuführen, wenn nicht Preußen damit übereinstimmt. Braunschweig ist durchweg national; was man vom Welfenthum — in dem mit diesem Worte jetzt verbundenen Sinne — fabelt, ist bis auf vereinzelte Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, eitel Dunst. Wie auf die Frage, ob man die Vereinigung mit Preußen oder fortgesetzte Selbständigkeit vorziehe, die Entscheidung der Mehrheit ausfallen würde: das wissen wir weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten; daß aber alle in Treue zum Reiche stehen und seine Macht und Herrlichkeit nach besten Kräften wahren wollen, ist zweifellos. Das aber wollen die Braunschweiger und das können sie verlangen, daß, wenn ihr Fürst, an dem sie in alter Treue und Dankbarkeit hängen, mit Tode abgehen sollte, ihr Schicksal nicht über sie hinweg entschieden, sondern daß wenn sich die Successionsverhältnisse nicht vorher befriedigend ordnen lassen, ein gesetzlicher Zwischenzustand geschaffen werde, der ihnen ermöglicht, in gesetzlichen Formen ihre Zukunft zu berathen und zu ordnen, ohne daß sie hierin weder von innen noch von außen gestört werden.

Existirte im Deutschen Reiche ein Tribunal zur Entscheidung solcher Conflicte, wie sie nach dem Ableben des Herzogs Wilhelm entstehen können, vielleicht entstehen müssen, wäre der Deutsche Kaiser nach der Reichsverfassung der berufene Richter, man wäre gern zufrieden und einer schweren Sorge überhoben. Da ein solcher Richter, ein solches Tribunal nicht vorhanden ist, so möchte man wenigstens einen Zwischenzustand schaffen, der eine friedliche Austragung der Angelegenheit unter Mitwirkung der gesetzlichen Vertreter des Landes ermöglicht und gewährleistet und zwar nicht mit Ausschluß, sondern unter Mitwirkung des Reiches.

Sehen wir aus diesem Gesichtspunkte, was geschehen ist.

Abgesehen von einzelnen Erklärungen von Bürgerversammlungen, die hier nicht interessiren, ruhte die Angelegenheit bis zum Zusammentritt des Landtages im Jahre 1870.

Am 9. Dec. 1870 stellte der Abgeordnete Müller in der Landesversammlung folgenden Antrag:

„1) Die Landesversammlung wolle beschließen, daß herzogliche Landesregierung zu ersuchen sei, bei dem Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes und auf sonst geeignete Weise zu erforschen, ob die bisher nirgends bestrittenen Mittheilungen der deutschen und ausländischen Presse wahr sind, nach welchen der vormalige König von Hannover, Georg V., mit dem Kaiser der Franzosen nach dessen Kriegserklärung gegen Preußen, beziehentlich den Norddeutschen Bund, im Einverständnisse gehandelt, z. B. eine Gesandtschaft in Paris errichtet, in Frankreich Mannschaften, die sogenannte Welfenlegion gerüstet, die daselbst lebenden Hannoveraner zur Bildung eines der französischen Armee anzuschließenden Freischützencorps aufgerufen, in feindlichen Kriegshäfen Chassepotgewehre zur Armirung dieser Truppen bereit gehalten, auch sein persönliches Eintreffen in Frankreich zur Förderung dieser landesverrätherischen Zwecke in Aussicht gestellt hat;

2) für den Fall, daß die erwähnten Zeitungsnachrichten durch die Nachforschung der hohen Landesregierung nicht widerlegt werden, wolle die Landesversammlung ferner be-

Digitized by Google

schließen: die herzogliche Landesregierung um eine baldigste Gesetzesvorlage zu ersuchen, durch welche die §§. 14 und 26 des braunschweigischen Staatsgrundgesetzes, soweit sie die Regierungsnachfolge des vormaligen Königs von Hannover und seiner Nachkommenschaft im Herzogthum Braunschweig betreffen, ausdrücklich außer Kraft gesetzt werden."

Daß die Landesversammlung auf diesen Antrag nicht eingegangen, dürfte ihr schwerlich zum Vorwurfe gereichen, indem ein praktisches Resultat von demselben nicht zu erwarten stand. Beruhte der Successionsanspruch des Königs von Hannover auf alten Erbverträgen oder auf seiner Abstammung von dem ersten Erwerber des Fürstenthums und der auf Observanz gegründeten Hausordnung, so konnte dieses Recht durch einseitige Beschlüsse der ältern braunschweigischen Linie auch im Einverständniß mit der Landesversammlung durch ein Gesetz nicht umgestoßen werden, am wenigsten aber der Nachkommenschaft des Königs Georg gegenüber. Wußte man nun außerdem von vornherein, daß die Regierung auf den Antrag nicht eingehen werde, so handelte man zweifelsohne praktischer, statt der in der Annahme des Antrages etwa liegenden Demonstration einen Weg einzuschlagen, der möglicherweise zu einem angemessenen Ziele führen konnte. Demgemäß verfuhr die Landesversammlung, indem sie den Beschluß faßte:

„1) Ueber den Müller'schen Antrag zur Tagesordnung überzugehen, dagegen aber

2) die Landesregierung zu ersuchen, mit der Landesversammlung diejenigen Maßregeln zu vereinbaren, welche geeignet erscheinen, bei dem Falle einer Thronerledigung die Interessen des Landes auch insofern zu wahren, daß selbst vorübergehend keine Störung in der Verwaltung eintrete und für die dieserhalb getroffene Vereinbarung die Garantie der Reichsgewalt nachzusuchen."

Die Landesregierung erklärte sich, jedoch mit dem Vorbehalte, daß sie eine Ungewißheit über die Regierungserbfolge selbst nach den klaren Bestimmungen des Landesgrundgesetzes nicht anerkennen könne, bereit, zu dem von der Landesversammlung bezeichneten Zwecke mitzuwirken, und es sind infolge dessen zwischen einer Commission und demnächst dem Ausschusse der Versammlung einerseits und der Landesregierung andererseits Verhandlungen gepflogen, aus denen dann ein Gesetzentwurf entstanden ist. Die Verhandlungen sind zwar vertrauliche gewesen, indessen ist ihr wesentlicher Inhalt bereits in so weiten Kreisen bekannt geworden, daß wir ohne Indiscretion wenigstens das Hauptsächliche daraus mittheilen können.*)

Die Landesversammlung ging bei den ganzen Verhandlungen davon aus, daß sie die Streitfrage, wer der nach dem Tode des Herzogs Wilhelm zur Erbnachfolge Berufene sei, in suspenso lassen und nur dafür sorgen wolle, daß bis zum demnächstigen Austrage dieser Frage im geordneten rechtlichen Wege eine Zwischenregierung geschaffen werde, welche, vom Reichsoberhaupte anerkannt und mit allen Functionen des Regenten ausgestattet, dem Lande Ruhe und Ordnung wahren und den Bestand der Verfassung schützen solle.

Man darf bei der Kritik dieser Ansicht nicht übersehen, daß zu jener Zeit die Rechtsfrage noch verwickelter durch einen Umstand gemacht wurde, welcher oben gar nicht erwähnt ist, weil er inzwischen seine Erledigung gefunden hat. Es handelte sich nämlich neben den angeregten Fragen über die Successionsrechte Preußens und Hannovers, neben der Frage nach der persönlichen Regierungsfähigkeit des Königs Georg und neben den Einwänden, die diesem und seinem Sohne wegen ihrer Stellung zu Preußen entgegenstänben, derzeit auch noch um die etwaigen Rechte des erst vor wenigen Monaten zu Genf verstorbenen Herzogs Karl.

Derselbe war zwar 1830 durch einen Aufstand aus Braunschweig vertrieben, war

*) Hrn. von Treitschke haben, wie aus seinem oben erwähnten Aufsatze klar hervorgeht, die gedruckten Berichte des Ausschusses und der Commission vorgelegen.

Digitized by Google

auch durch einen Familienbeschluß der Agnaten für regierungsunfähig erklärt und sogar rücksichtlich seines Vermögens unter Curatel gestellt; das Verhältniß desselben zum Lande war indessen, da derselbe unverheirathet blieb und deshalb kein dringender Grund vorlag, eine immerhin nicht ganz unbedenkliche Sache mehr als nöthig anzurühren, rechtlich nicht geordnet, namentlich hatte auch der Bundestag das factische Verhältniß wol anerkannt, aber keineswegs ausdrücklich genehmigt.

Wenn nun auch bei dem Alter des Herzogs auf Erzielung von Nachkommenschaft nicht mehr zu rechnen stand, so konnte doch, falls Herzog Karl den regierenden Herzog überlebte, bis zu seinem kinderlosen Tode von einer Erbfolgeberechtigung irgendeines dritten nicht die Rede sein, und es mußte, wenn nicht etwa Herzog Karl nach seines Bruders Tode die Zügel der Regierung selbst wieder ergreifen wollte und seine desfallsigen Ansprüche durchsetzte, eine Regentschaft geschaffen werden.

Mit dieser Ansicht stimmte die Regierung, die nur ihrerseits nicht zugeben wollte, daß über die Person des Erbfolgeberechtigten Zweifel bestehen könnten, im allgemeinen überein, wollte sich aber nicht darauf einlassen, den Deutschen Kaiser durch das Gesetz zur Regentschaft zu berufen, wie solches die Landesversammlung vorgeschlagen hatte. Sie beanspruchte vielmehr, gestützt auf §. 17 des Landesgrundgesetzes, der dem Landesfürsten das Recht gibt, für seinen minderjährigen Nachfolger den Vormund zu bestellen, in Ermangelung anderweiter Bestimmungen der Verfassung für den vorliegenden Fall das Recht der Ernennung des Regenten für den Herzog.

Das Recht hierzu wurde von der andern Seite entschieden bestritten, jedoch glaubte man von der Person des Kaisers als Regenten um so eher absehen zu können, als ja der ganze Vertrag oder das zu erlassende Gesetz unter Garantie des Deutschen Kaisers gestellt werden sollte und deshalb die Personenfrage nicht erheblich genug schien, um ihretwegen dem Lande die Beruhigung zu rauben, die in dem Erlasse des intendirten Gesetzes liegen mußte.

Da indessen über den Wahlmodus eine Uebereinstimmung nicht zu erreichen war, wurden die Verhandlungen einstweilen abgebrochen, bis im Winter 1872 der Landtag wieder zusammentrat. Derselbe stellte sich durchaus zwar auf den Standpunkt seines Ausschusses, hielt es aber doch für wünschenswerth, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, um, wenn irgend thunlich, eine Einigung mit der Regierung herbeizuführen und dem Lande die Beruhigung zu verschaffen, daß nach dem demnächstigen Ableben des Herzogs weder von außen noch von innen Störungen in der Verwaltung des Herzogthums eintreten könnten.

Die neuernannte Commission, welche mit der Regierung unterhandelte, brachte endlich über die allein noch streitige Frage der Ernennung des Regenten einen Vergleich zu Stande, wonach der Regent von dem Landesfürsten im Einverständniß mit der Landesversammlung ernannt werden sollte, während, falls eine Wahl nach bereits eingetretener Thronerledigung vorgenommen werden müßte, die Landesversammlung auf Vorschlag des Staatsministeriums das Wahlrecht haben solle.

Auf dieser Grundlage kam dann das nachfolgende Gesetz zu Stande:

Von Gottes Gnaden, Wir Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w., erlassen mit Zustimmung der Landesversammlung das nachstehende Gesetz:

Um Vorsorge zu treffen, daß im Falle der Erledigung des Thrones des Herzogthums die in der durch die Reichsverfassung verbürgten Selbständigkeit des Landes einbegriffene verfassungsmäßige Verwaltung selbst dann keine Störung erleide, wenn etwa und solange dem Regierungsantritte des erbberechtigten regierungsfähigen Thronfolgers Hindernisse entgegenstehen, wird unter Garantie Sr. Maj. des Deutschen Kaisers verfügt wie folgt:

§. 1. Ist bei Erledigung des Thrones der berechtigte regierungsfähige Thronerbe nach über-

Digitized by Google

einstimmender Ansicht des Staatsministeriums und der Landesversammlung oder deren Ausschusses behindert, die Regierung des Landes unmittelbar zu übernehmen, so tritt eine Regentschaft durch einen Regenten ein, welcher die Regierung mit allen einer Regierungsvormundschaft zustehenden Rechten und obliegenden Pflichten bis zum Regierungsantritte des Thronfolgers zu führen hat.

§. 2. Für den im §. 1 bezeichneten Fall wollen wir im Einverständniß mit der Landesversammlung Se. königliche Hoh. den jetzt regierenden Großherzog von Oldenburg nach eingeholter desfallsiger Zustimmung zum Regenten hierdurch ernennen.

§. 3. Wenn bei noch nicht eingetretener Thronerledigung der ernannte Regent die Regentschaft ausschlägt oder aus irgendeinem andern Grunde die Ernennung unwirksam wird, so werden wir im Einverständniß mit der Landesversammlung den Regenten anderweit ernennen, und zwar aus den regierenden Fürsten der zum Deutschen Reiche gehörenden Staaten.

§. 4. Im Fall dagegen nach bereits eingetretener Thronerledigung eine neue Regentenwahl unter der im §. 3 gedachten Voraussetzung nöthig wird, wählt die Landesversammlung auf Vorschlag des Staatsministeriums den Regenten aus den regierenden Fürsten der zum Deutschen Reiche gehörenden Staaten.

In diesem Falle wird die Wahl durch eine gemeinsame Berathung der stimmführenden Mitglieder des Staatsministeriums und einer von der Landesversammlung zu entsendenden Deputation vorbereitet.

Eine im vorbezeichneten Falle etwa nothwendige Wiederholung der Wahl findet in gleicher Weise statt.

§. 5. Dem Regenten ist unbenommen, mit den Regierungsgeschäften einen Statthalter widerruflich zu beauftragen.

§. 6. Die zur Zeit der Eröffnung der Thronfolge im Amte befindlichen stimmführenden Mitglieder des Staatsministeriums führen ihre Geschäfte fort, bis der Regent eine Aenderung beschließt.

§. 7. Für den Bedarf des Regenten in dem durch die §§. 169 und 170 der neuen Landschaftsordnung von 1832 bestimmten Umfange wird die zur Bestreitung der Bedürfnisse des Landesfürsten vom Reinertrage des Kammergutes verfassungsmäßig vorbehaltene Summe dem Regenten für die Dauer der Regentschaft zur Disposition gestellt.

Urkundlich u. s. w.

Das Gesetz wurde nach stattgehabter Berathung mit allen gegen Eine Stimme angenommen und zugleich beschlossen, herzogliche Landesregierung bei Erklärung der Zustimmung zu demselben zu ersuchen, die Garantie Sr. Maj. des Deutschen Kaisers nachzusuchen.

Publicirt ist das Gesetz noch nicht, in der Presse hat nachher gerüchtweise verlautet, der Großherzog von Oldenburg habe die Uebernahme der Regentschaft zurückgewiesen. Ob dieses der Fall, ist uns nicht bekannt. Die Richtigkeit der Nachricht vorausgesetzt, würde dieser Umstand nach §. 3 die Publication des Gesetzes, sobald dasselbe die Garantie des Deutschen Kaisers erlangt hätte, nicht ausschließen.

Das ist der derzeitige Stand der braunschweigischen Successionsfrage. Möge sie ihre Erledigung zum Nutzen und zur Zufriedenheit des Landes Braunschweig in Eintracht und Frieden finden und möge die Endentscheidung die Sicherheit und Ehre des Reiches wahren für und für!

Das braunschweigische Volk wird in seiner großen Mehrzahl den Zeitpunkt, an dem die Frage praktisch ihrer Lösung entgegengeht, in weiter Ferne wünschen, jetzt und später jedoch seine Liebe und Treue zu seinem Fürsten mit der Gerechtigkeit und dem festen Willen zu verbinden wissen, dem Reiche zu geben was des Reiches ist.

Für das Reich aber mag in dieser Angelegenheit die Mahnung liegen, seine Verfassung mit einem Gerichtshofe zu krönen, der auch in solchen Fällen Recht spricht, wie hier einer vorliegt.

Digitized by Google

Plutonismus und Vulkanismus der letzten Jahre in Deutschland.

Von

Dr. Karl Müller von Halle.

I.

Wenn einer der zahlreichen Eifelvulkane plötzlich wieder Leben erhielte und z. B. der 2134 Fuß hohe Errensberg zwischen Kirchweiler und Dockweiler, oder der 2217 Fuß hohe Goldberg bei Ormond, die höchsten ihresgleichen, wieder ihre Kegelhäupter öffneten, um dem Vesuv gleich Flammen, Lavaschlangen und Rauchsäulen über die umliegenden Plateaux auszuspeien: so würde diese Katastrophe einer für ausgestorben gehaltenen vulkanischen Kraft wahrscheinlich nicht mehr überraschen und erschrecken, als man in Darmstadt überrascht und erschreckt wurde, da sich in der Nacht vom 12. zum 13. Jan. 1869 plötzlich ein Erdbeben fühlbar machte, welches den Glauben an die Unbeweglichkeit und Sicherheit des Baugrundes mit Einem Schlage zerstörte. So sehr hatten wir uns in Deutschland gewöhnt, die plutonische Kraft für exotisch zu halten. Denn obgleich das mächtige Erdbeben von Visp im Canton Wallis am 25. Juli 1856 seine letzten Strahlen noch bis Wetzlar und Koburg ausdehnte, empfand man dieselben doch nur als verirrte Reste einer exotischen Kraft; eine Anschauung freilich, welche auch die Bewohner des Vispthales für sich in Anspruch nehmen konnten. Mit diesem Glauben war es um so mehr vorbei, als sich acht Tage darauf in demselben Darmstadt, am 20. Jan. nachmittags 2½ Uhr, eine neue Erderschütterung kundthat, welche diesmal auch das drei Stunden entfernte Groß-Gerau, wenn auch nur schwach, berührte.

In der That muß ausdrücklich bemerkt werden, daß derjenige, welcher ein Erdbeben zum ersten mal erlebt, nichts weniger als Schrecken fühlt. Gewöhnlich ist es schon vorüber, bevor der Beobachter zum Bewußtsein des Erlebten gelangt, und darum lacht auch der unerfahrene Europäer über die panische Furcht, welche er bei dem Eintritte einer unverhofften Erderschütterung an den kundigern Landesbewohnern, z. B. in Südamerika, bemerkt; aber auch nur so lange, als die Bewegung nicht wiederkehrt. In Darmstadt war es ähnlich in jener Nacht des Januar. „Es war", schreibt Heinrich Becker in der „Natur" vom 10. Febr. 1869, „es war gerade Mitternacht vorüber, eine Minute nach 12 Uhr, als die Erschütterung begann. Draußen war alles still, kein Lüftchen regte sich, die Menschen waren alle zur Ruhe gegangen und selbst die letzten Eisenbahnzüge waren abgefahren. Seit zwei Tagen hatten wir Windstille; nach dem Kampfe der letzten Luftströmungen hatten sich die Wolken gestaut und leichter Nebel bedeckte die Ge-

Digitized by Google

geab. Bei leichtem Hauche aus Osten trat Frost (— 1° R.) ein und das Barometer stand auf 28″; jedes Geräusch war leicht zu vernehmen und zu unterscheiden. Ganz ohne Vorbereitung, ohne jedes weitere Getöse begann die Erschütterung etwa in der Weise, wie wenn schwer beladene Wagen unvermuthet um die Ecke rasseln und das Haus erschüttern. Fenster klirrten, Thüren zitterten und das Haus erbebte. Der Stoß kam von Süden oder SSW. und ging nach Norden. Er erschütterte zuerst die Fenster der Wohnstube der Südseite, und zwar das westwärts gelegene stärker als das nach Osten befindliche, dann die nordwärts gelegene Thür, darauf die Glasthür des Vorsaales, dann verlor er sich nach der Treppe des Hauses, welche der Länge nach von SWW. nach NNO. liegt.“ Die Bewegung ging wagerecht; der Beobachter hörte, wie die Gegenstände der Reihe nach erschüttert wurden, zuerst die Fenster, dann der Tisch, zuletzt die Thür. Er stand vor dem Tische und spürte die Bewegung unter seinen Füßen, und da er mit dem Gesicht nach Westen gerichtet war, so fühlte er, wie die Schwingungen von Osten nach Westen unter seinen Füßen von rechts nach links zogen. Es waren im ganzen drei Stöße, die zusammen etwa sechs Secunden währten, von denen der erste, welcher minder stark war, zwei Secunden, der zweite stärkere zwei Secunden dauerte und der dritte, welcher nach einer Pause von einer Secunde eintrat, nur eine Secunde anhielt und auch schwächer als der erste war. Einige wollten ein Getöse dabei vernommen haben; andere sprachen von einem unterirdischen Rollen, noch andere von einem Knall, der von Süden her gekommen sei. Diese hörten Töpfe auf dem Ofen, Gläser, Teller u. s. w. rasseln; jene fanden die Bettstellen auf ihren kleinen Sockeln verrückt. Vor dem Zeughause hörte die Schildwache ein Häufchen Kanonenkugeln auseinanderrollen; andere wollten sogar vernommen haben, daß die Ludwigsäule wankte. Darin aber kam man überein, daß man die Erschütterung minder stark in der tiefer liegenden Neustadt als auf den Höhen der Altstadt und in dem südlichen Viertel spürte, und schon damals sprach Becker die Vermuthung aus, der Grund möge wol in der geognostischen Beschaffenheit der Bauunterlage zu suchen sein, weil die Neustadt auf einem 50—100 Fuß hohen Sandlager, die Altstadt aber und das Südviertel unmittelbar auf Granitfelsen stehen. Eine Erklärung, die wir uns schon jetzt für später merken wollen.

Am 20. Jan. wiederholte sich in Darmstadt Aehnliches, und diesmal bemerkte man schon eine gewisse Aufregung der Phantasie. Denn nachdem man eine bedeutende Erschütterung um $2\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags wahrgenommen hatte, empfanden Einige neue Vibrationen noch um $7\frac{1}{2}$ und $10\frac{1}{2}$ Uhr abends, während ein anderer eine solche schon um $5\frac{1}{2}$ Uhr abends beobachtet haben wollte. Gewiß ist, daß die erste Erschütterung viele Menschen lebhaft erschreckte, sodaß sie in jedem Zittern des Hauses ein Erdbeben sahen. Das hatte auch seinen guten Grund. Denn offenbar war die diesmalige Erschütterung beträchtlich heftiger als die vom 13. Jan. Erwachsene wurden auf ihren Stühlen emporgeschnellt, Kinder von denselben herabgeworfen. Einige vernahmen ein unterirdisches Rollen, andere ein überirdisches Sausen und Pfeifen. Küchengeschirr raffelte, Schellen erklangen, Mörtel fiel von den Wänden, an den Eisenbahnbauten bei Traisa rutschten sogar die Böschungen herab. Auch diesmal dauerte die Bewegung nur kurze Zeit; nach einigen 4—5, nach andern 8—10 Secunden; selbst die Richtung blieb die alte von Süden nach Norden, doch glaubte man sie noch näher in die Richtung von SW. nach NO. verlegen zu können. Eine Wahrnehmung, die wir uns auch für künftig merken wollen. Groß-Gerau war auch diesmal von dem Erdbeben nur schwächer berührt, und was die Ausdehnung desselben betraf, so ging es längs des granitischen Kernes bis zum Odenwalde nach Aschaffenburg.

Am folgenden Tage, dem 21. Jan., erfolgte in Darmstadt eine neue Erschütterung; die letzte, welche die Darmstädter vorläufig erfahren sollten. Dafür verspürte

Digitized by Google

man eine solche am 19. Febr. zu Heidelberg, am 17. März zu Bonn, am 6. Juni in Sachsen zu Chemnitz und Mitweida, am 22. Juni abermals zu Bonn, am 28. in Dresden und Eger. Am 18. Oct. endlich sollte Darmstadt aufs neue von einem Erdstoße berührt werden, der sich am 20. Oct. wiederholte, während sich schon am 2. Oct. ein Stoß zu Bonn, am 3. Oct. ein solcher zu Koblenz angekündigt hatte. Der Stoß vom 2. Oct. wurde zu Neuwied um 11 Uhr 41 Minuten abends zwei Secunden lang so heftig empfunden, daß nicht nur Fenster klapperten, sondern sogar Gläser auf dem Tische bewegt wurden. Denselben Stoß verspürte man gleichzeitig zu Remagen fünf Secunden lang, indem er sich nach SO. verlor, während man ihn zu Neuwied von West nach Ost beobachtet haben wollte, obgleich genauere Berichte von Remagen nur zwei Secunden und eine Richtung von NO. nach SO. angeben. Der Stoß war jedoch hier so stark, daß Möbel in eine schwankende Bewegung geriethen und manche Leute aus den Betten sprangen, um auf die Straße zu eilen. Aehnliches berichtete man aus Boppard am Rhein, wo der Stoß um 11 Uhr 48 Minuten empfunden wurde. Hier wollte man sogar zwei Erschütterungen wahrgenommen haben, welche sich unmittelbar folgten und in der Richtung von Westen nach Osten oder umgekehrt ausstrahlten, was sich nicht sicher beobachten ließ, weil die Stöße mehr ein rasches heftiges Oscilliren, als abgebrochene Stöße in bestimmter Richtung waren. Die Leute wurden dadurch aus tiefem Schlafe geweckt; um so mehr, da draußen ein heftiges Brausen und Sausen sturmähnlich, aber auch nur zwei bis drei Secunden lang, wüthete. Zu Mehlem hielten sich Leute angstvoll an ihren Bettladen an und das Federvieh fuhr erschreckt und schreiend auf und aus dem Stalle. Zu Oberdollendorf, am Fuße des Siebengebirges bei Königswinter, fühlte man eine von dunkelm Rollen begleitete wellenförmige Bewegung in der Richtung von NNO. nach SSW., wobei leichtere Möbel zum Wanken kamen. In einem Schlafzimmer fiel eine Haarölflasche vom Nachttische, in demselben Augenblicke, wo der Besitzer zu Bett gehen wollte; infolge dessen schwankte derselbe selbst hin und her. Nach der wellenförmigen Bewegung trat eine verticale stoßende Bewegung ein, von einem Rollen begleitet, das dem eines schwerbeladenen Wagens glich. Auf dem Gute Heisterbach wurde dadurch jemand aus dem Bette getrieben, indem er annahm, daß er durch eine unter seinem Bette verborgene Person herausgehoben werde. In Cuchenheim wollte man die Richtung von SW. nach NO. beobachtet haben; sicher aber waren die Stöße von gewaltiger Art. Es ging ihnen ein eigenthümliches dumpfes Brausen voraus, untermischt mit einem donnerähnlichen Geräusche, welches den Eindruck machte, als ob mehrere Menschen auf Strümpfen schnell hintereinander die Treppe hinunterlaufen. Ueberhaupt machte sich das Erdbeben in dem Umkreise von Koblenz, Kruft im Kreise Mayen, Brodenbach a. d. M., Vallendar, Neuwied, Remagen, Mehlem, Königswinter, Oberdollendorf und Bonn mehr oder weniger heftig fühlbar, sodaß die Berichte mehr oder weniger ähnlich den soeben gegebenen lauteten. Man hatte überall Grund, die Schwingungen der Erschütterung für sehr bedeutend zu erklären, was auch daraus folgt, daß man z. B. in Boppard die Betten so stark erschüttert fühlte, als ob ein starker Mann darin von heftigem Fieberfroste hin- und hergeschüttelt würde. So gewaltig aber auch diese Schwingungen gewesen sein mochten, sollten sie doch nur das Vorspiel von viel Größerm werden.

Ich habe schon berichtet, daß bereits am 18. und 20. Oct. leichtere Erdstöße in Darmstadt abermals gefühlt wurden. Am 24. Oct. wiederholten sich dieselben in Groß-Gerau, ebenso am 25., und nahmen am 26. bis 30. Oct. an Heftigkeit zu, sodaß man schon damals Groß-Gerau als den Mittelpunkt von Erdbeben betrachten konnte, deren Schwingungen man östlich bis über Gelnhausen und Aschaffenburg, südöstlich bis über Heilbronn und Stuttgart, nordöstlich bis Hennef a. d. Sieg, bis Remagen am Rhein, bis Wiesbaden, Frankfurt und Darmstadt, südwestlich bis Saarbrücken verspürte. Der

Digitized by Google

heftigste aller Stöße trat aber am 1. Nov., morgens 4 Uhr 10 Minuten, ein. Seit der Nacht vom 26. zum 27. Oct., wo die Stöße heftiger empfunden wurden, zählte man bis zum 1. Nov. zu Groß-Gerau an 200 deutliche Erschütterungen mit unzähligen zitternden Donnern und rollenden Bewegungen, worunter sich sieben heftige Stöße befanden. Am 29. abends begannen die Erschütterungen gruppenweise, und diese Gruppenschwingungen wiederholten sich bis zum folgenden Abend in immer kürzer werdenden Zwischenräumen fünfmal. So heftig sie aber auch sein mochten, hatte man sich doch rasch an sie gewöhnt, da sie nur ein leichtes Zittern und Krachen hervorbrachten, folglich mehr interessant als gefährlich zu sein schienen. Eine andere Anschauung gewann man indeß am 30. Oct., als plötzlich abends 8 Uhr ein Stoß erfolgte, welcher alle Wände und Geräthe in Bewegung setzte. Er versetzte auch die Einwohner in Furcht und Schrecken; um so mehr, da ähnliche Stöße noch um $11\frac{1}{2}$ Uhr und um 1 Uhr nachts wiederkehrten und darauf leichtere Erschütterungen, von Donnern und Rollen begleitet, ununterbrochen bis zum Tagesanbruche aufeinanderfolgten. Auch der 31. Oct. war nicht dazu angethan, den Schrecken zu mildern. Wie des Nachts, so machten sich am Tage um $12\frac{1}{4}$ und $3\frac{3}{4}$ Uhr mittags wieder zwei heftige Stöße fühlbar, die man nur in den benachbarten Ortschaften weniger stark empfand. Schon hatte sich die Bevölkerung von Groß-Gerau durch die häufige Wiederkehr auch an diese Stöße gewöhnt, als um 5 Uhr 20 Minuten abends — es war gerade Sonntag — eine Erschütterung eintrat, welche Schornsteine umwarf, den Bewurf von Zimmerdecken zerstörte und herabwarf, Wasser aus den Gefäßen schleuderte, Lampen und Flaschen auf den Tischen zum Wanken brachte. Der Schrecken, der diese mehrere Secunden andauernde und in wiederholten Stößen wirkende Erschütterung hervorrief, war ein ganz außerordentlicher. Hunde sprangen entsetzt hinter dem Ofen hervor und flüchteten sich zu ihren Herren; Pferde rissen in den Ställen ihre Ketten los und die Bevölkerung suchte die Straßen zu gewinnen. Die hierauf folgende Aufregung war derart, daß viele der wohlhabenden Familien sogleich per Eisenbahn die Nachbarstädte zu gewinnen suchten und die Zurückbleibenden die Nacht größtentheils in ängstlichem Wachen zubrachten. Doch verlief dieselbe milder, als man befürchtete; trotz des ununterbrochen dauernden Rollens und Zitterns der Erdfeste trat gegen 4 Uhr 10 Minuten morgens nur ein einziger bedeutender Stoß ein, aber ein Stoß, welcher durch seine lange Dauer alle übrigen übertraf. Allen Erschütterungen ging ein dumpfes Rollen voraus, das häufig nur von einem leisen Zittern begleitet war, dagegen so oft auftrat, daß man den Geschützdonner eines fernen Gefechtes zu hören glaubte. Die Bewegung der Stöße war eine wellenförmige, größtentheils von West nach Ost bis Nord nach Süd verlaufend und häufig mit einem Rucke abschließend. Der heftigste Stoß hatte zugleich eine aufwärts gehende Bewegung. Er war der Vorbote für noch Schrecklicheres; denn von nun an traten die Beben in immer kürzern Pausen ein. Nachdem sie am 1. Nov. nachmittags leichter und seltener geworden waren, glaubte man sie schon im Erlöschen begriffen, als plötzlich um $11\frac{3}{4}$ Uhr nachts wieder ein sehr anhaltender Stoß an allen Gebäuden rüttelte und die Furchtsamen daraus vertrieb. Das Rollen dauerte die Nacht hindurch, bis gegen $4\frac{3}{4}$ Uhr morgens ein zweiter heftiger Stoß stattfand, dem bis 6 Uhr eine ganze Reihe rüttelnder Beben folgte, die den 2. Nov. nur zu angstvoll einleiteten; um so mehr, da man sich des Jahrestages der Zerstörung von Lissabon erinnerte, welcher ebenfalls ein längeres Donnern und Rollen vorausging. Nun fühlte man ein Donnern, welches in Zwischenräumen von zwei bis drei Minuten eintrat und mit zahlreichen leichten Stößen gemischt war. Am 1. Nov. konnte man noch immer Pausen von einigen Stunden zählen; dagegen kürzten sich dieselben am 2. Nov. auf eine halbe bis eine Stunde ab, so aber, daß die Erschütterungen in der Zeit der Beben immer häufiger wurden. Man zählte bisweilen in einer Stunde über 20. Das alles ließ für die nächste Zeit nichts Gutes

Digitized by Google

hoffen, und in der That brachte der eingetretene Abend sofort einige heftige Stöße. Einer von ihnen, welcher um 6 Uhr 12 Minuten eintrat, erschreckte durch sein plötzliches Einsetzen und seine lange Dauer, indem er sich aus vier rasch aufeinanderfolgenden Stößen zusammensetzte. Doch blieb alles, was man bisher erlebt hatte, hinter einem Stoße zurück, welcher 9 Uhr 26 Minuten erfolgte. Seine Erschütterung war derart, daß der Boden unter den Füßen wankte, Bilder von den Wänden fielen, Spiegel an ihrem untern Rande handbreit von den Wänden absprangen, Hängelampen in großen Bogen hin- und herschwankten, Schiefer und Ziegel auf den Dächern klappten. Dann fielen wiederum eine Menge Schornsteine zusammen, viele Wände bekamen große Risse und große Stücke der Deckenbekleidung fielen herab. Binnen wenigen Minuten stürzte auch die gesammte Bevölkerung auf die Straßen und machte nach dem Schwinden der ersten Bestürzung sogleich Anstalten, um die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Infolge dessen sah man überall Gruppen vermummter Gestalten, welche einen Kreis schlossen, um die frierenden Kinder in ihrer Mitte vor dem naßkalten Winde zu schützen. Auf den freien Plätzen errichtete man Breterwände gegen den Wind für die Mütter mit ihren Säuglingen und die Kranken. Bis gegen 3 Uhr morgens harrte nun alles auf das ängstlichste in dieser wenig beneidenswerthen Situation aus; dann zogen sich die Muthigern, d. h. der größere Theil, in die Wohnungen zurück, um angstvoll auf jeden Ton zu horchen. Nur um 3 Uhr 48 Minuten gab es noch einen heftigen Stoß, der jedoch mit Rücksicht auf die Heftigkeit des frühern verhältnißmäßig ruhig hingenommen wurde. Das Stoßen, Donnern und Schüttern dauerte aber ununterbrochen fort, und nur langsam folgte die Beruhigung des Erdbodens, die schlimmsten Befürchtungen glücklicherweise zunichte machend. Kein Wunder, daß man sich selbst an so außerordentliche und unter Umständen so höchst gefahrvolle Erscheinungen gewöhnte, wie man sich an Gewitter und andere Naturereignisse allmählich gewöhnt, je häufiger sie auftreten.

Es ist wol kaum jemals vorgekommen, daß, soweit unsere geschichtliche Kenntniß reicht, ein nichtvulkanischer Boden so lange andauernde Erschütterungen erfahren hätte wie der von Groß-Gerau. Wir kennen nur ein ähnliches, fern von allen Vulkanen gelegenes Erschütterungsgebiet am Ostabfall des Mont-Cenis bei Fenestrelles und Pignerol seit April 1808, in den Vereinigten Staaten nördlich von Cincinnati zwischen Neu-Madrid und Little Prairie im December 1811 und im ganzen Winter von 1812, endlich im Paschalik Aleppo in den Monaten August und September 1822, wie Humboldt lehrt. Alle diese Punkte der Erschütterung waren aber nicht mehr heimgesucht als Groß-Gerau durch die außerordentliche Fülle seiner Erschütterungen. Am 24. Oct. 1869 begannen sie und pflanzten sich fort bis zum 24. Nov., ohne auch nur einen einzigen Tag auszusetzen. Einen vollen Monat waren die Bewohner den bangsten Erwartungen, der furchtbarsten Nervenaufregung preisgegeben, bis man in der zweiten Hälfte des November ein Erlöschen der plutonischen Kraft annehmen konnte. Allein es scheint fast, als ob die Beben mit jener Kraft in lebhafter Verbindung standen, welche gerade um diese Zeit den Stromboli auf den Liparischen Inseln zu einem lebhaften Ausbruche veranlaßte. Zwar setzten die Beben am 25. und 26. Nov. einmal aus, aber nur um am 27. wiederzukehren. An diesem Tage empfand man aufs neue eine Menge schwacher Stöße, bis am 28. ein einziger heftiger Stoß erfolgte. Gleichzeitig mit ihm, spie der Vesuv Rauch und Asche aus, während sich auch in Calabrien Erdbeben fühlbar machten. Von nun an dauerten die Erschütterungen oder Stöße bis zum 12. Dec. ununterbrochen fort und traten dann in kürzern oder längern Zwischenräumen wieder ein. So am 16. Dec., worauf sich am 26. und 27. Erdstöße nur in Darmstadt oder anderwärts fühlbar machten. Schon konnte man hoffen, daß alles vorüber sei, als sich das neue Jahr von 1870 am 2. Jan. wiederum als ein Bebenjahr ankündigte. Am 6., 9., 14. und 16. Jan. wiederholten

Digitized by Google

sich die Erdstöße und dauerten dann vom 21. fast ununterbrochen bis zum 31. Jan., während sich in den Zwischenpausen Stöße am 15. in Darmstadt, am 17. in Koblenz, am 23. in Kostheim (Odenwaldgebiet) fühlbar machten. Aehnlich verlief auch der Februar; doch hatte Groß-Gerau nur den 21., 22. und 27. als Erdbebentage zu verzeichnen, während der 5. auf Limburg in Westfalen, der 14. und 16. auf Darmstadt, der 19. und 20. auf Mainz fielen. Gleiches wiederholte sich im März, wo Groß-Gerau 16 Bebentage zählte, während ein paar andere auf andere Orte des Rheinlandes fielen. Der April fiel einmal gänzlich aus; der Mai führte nur 6 Bebentage für das Odenwaldgebiet herbei, der Juni 3, der Juli 4, der August 0, der September 5 für Groß-Gerau, der October 6 für dasselbe, der November 1 und der December 6 für denselben Ort. Im Jahre 1871 fallen kaum 30, im Jahre 1872 kaum 20 Bebentage auf das gleiche Gebiet, sodaß das Maximum auf das Jahr 1869 und auf Groß-Gerau fällt. Dieser Ort empfand seit dem 29. Oct. 1869 bis zum 19. Nov. nicht weniger als 189 Erschütterungen und 718 Vibrationen, unter denen am 1. und 2. Nov. 2 Stöße von solcher Kraft vorkamen, daß man wol berechtigt war, sich des Erdbebens von Lissabon zu erinnern. Denn diese beiden Stöße waren zugleich von einem heftigen Sturme begleitet, welcher der ganzen Erschütterung ein um so grauenvolleres Gepräge gab. Selbstverständlich gingen die meisten Beben über Groß-Gerau hinaus; doch wurden sie natürlich anderwärts nicht in gleicher Intensität empfunden, wie auch die Mitleidenschaft der Orte eine sehr ungleiche war.

Eine solche Fülle von Erderschütterungen konnte nicht verfehlen, auch in den weitesten Kreisen die höchste Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen. Es gab damals überhaupt wol niemand, der seinen gesunden Schlaf mit dem eines Groß-Gerauers vertauscht hätte. Diese Art Theilnahme war allgemein. Aber auch die wissenschaftliche stellte sich zeitig ein. Ihr verdanken wir nicht nur die Thatsachen und Schilderungen, welche ich soeben als die Grundlage des Ganzen vorangestellt habe, sondern es fanden sich auch Männer, welche die Mühe nicht scheuten, wissenschaftlich zusammenzufassen, was man seit 1869 in Deutschland, und zwar ganz besonders im Rheingebiete, über die fraglichen Erscheinungen beobachtet hatte. Mehr als je mußte sich ja die Frage nach ihren Ursachen aufdrängen; um so mehr, je mehr noch die Antworten auseinandergingen. Unter diesen Männern steht Ferdinand Dieffenbach, damals in Darmstadt, obenan. Kaum hatten die letzten Vibrationen der Beben ausgeschwungen, so legte er auch sogleich Hand ans Werk, alles zusammenzufassen, was sich über die plutonischen Schwingungen als sicher zusammenfassen ließ, und so entstand denn ein Buch, das an Umfang zwar sehr klein, an Inhalt aber um so reicher ist, nämlich sein „Plutonismus und Vulkanismus in der Periode von 1868—72 und ihre Beziehungen zu den Erdbeben im Rheingebiet. Auf Grund der neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und mit Berücksichtigung von mehr als tausend Erdbeben und Vulkanausbrüchen dargestellt" (Darmstadt 1873) — eine Schrift, die mit nüchternem Geiste, gesunder Kritik, großer Umsicht und außerordentlichem Fleiße auf alles eingeht, was zur Beantwortung der vorigen Frage dienen kann. Da sie zugleich aller aufgestellten Hypothesen gedenkt, so dient sie auch dazu, an ihrer Hand selbständig und erweiternd alles dessen zu gedenken, was literarisch die Ursachen der Erdbeben zu begründen suchte. Sie soll uns darum auch der Leitfaden durch das Labyrinth der fraglichen plutonischen Erscheinungen sein.

Durch diese Nachforschungen erfuhr man erst, daß Erdbeben, welche der gegenwärtigen Generation fast gänzlich fremd geworden waren, im Rheingebiete niemals so selten waren, als es auf den ersten Blick schien. Selbst Groß-Gerau hatte sie schon erfahren. Jakob Nöggerath wies bis zum Jahre 1858 für das Rheingebiet 239 Erdbeben nach, von denen 92 dem laufenden Jahrhundert angehören. In Groß-Gerau erlebte man 1588

Digitized by Google

ein „großes schröckliches" Erdbeben im November, 1785 am 3. und 4. Nov. u. s. w. Auch wäre es sonderbar, wenn es jemals anders gewesen wäre, sofern man sich der außerordentlichen Vulkanität erinnert, welche den Westerwald, den Vogelsberg, den Odenwald, den Kaiserstuhl, die Rauhe Alp und das noch vulkanischere Rheingebiet auszeichnet. Natürlich wird hier das Eifelgebiet darunter verstanden, das man in ein rheinisches und in ein eifeler Vulkansystem gegliedert hat. Die rheinischen Vulkane drängen sich bekanntlich zwischen die untere Mosel und die nntere Ahr, etwa drei Meilen landeinwärts vom Rhein, zusammen, und zwar auf ein kleines Gebiet, das man das Maufeld nennt und dessen Mittelpunkt der Laacherse bildet. Hier befinden sich über 30 vulkanische Kegel, von denen 15 deutliche Krater tragen, deren Höhepunkt zwischen 500—1700 Fuß über dem Rheine liegen. Außer diesen reihen sich noch viele Kegel an, die sämmtlich aus vulkanischem Tuff, Leucitporphyr, Phonolith, Trachyt oder andern plutonischen Gesteinen bestehen und damit ihre vulkanische Natur offenbaren. Das Vulkansystem der Eifel gruppirt sich nicht chaotisch um einen bestimmten Mittelpunkt, wie das rheinische, sondern bildet eine sieben Meilen lange, von SO. nach NW. sich erstreckende Spalte, welche bei Bertrich am Moselthale beginnt und bei Ormond an der nordöstlichsten Spitze der Schneifel endet. Ihre größte Breite übersteigt nicht zwei Meilen; ihre Ufer bilden Grauwacke und Triasgestein, nämlich Kalk und Buntsandstein. In diese Gesteine drängen sich die plutonischen zahlreichen Kegel, welche auf bedeutend erhobenen Plateaux stehen und somit auch eine größere Erhebung als die rheinischen Vulkane erlangen. Diese Erhebung liegt zwischen 1200—2217 Fuß und imponirt um so mehr, als viele der Kegel die deutlichsten Krater auf ihren Scheiteln tragen; sechs von ihnen reichen über 2000 Fuß hinaus, vier über 1800 Fuß. Die meisten bestehen aus Lava, seltener aus Tuff, während der Bimsstein fehlt, der den rheinischen Vulkanen aber zukommt. Hier und da zeigen noch heute bei beiden mächtige Lavaströme, wie bedeutend ehemals die vulkanische Thätigkeit der fraglichen Gegenden war. Selbst Schlammvulkane machten sich unter den Kegeln bemerklich und zahlreiche Explosionskrater bildeten jene merkwürdigen, mit Wasser gefüllten Trichterbecken, welche man an Ort und Stelle als Maare kennt. Daß dieselben aber wirklich vulkanischen Ursprungs sind, bezeugen die vulkanischen Producte, Auswurfstoffe, welche sich in ihrer Umgebung oft massenhaft, selbst als Bomben, Rapilli, Tuff u. s. w. finden. Freilich liegt die Zeit dieser rheinischen Vulkanität längst hinter uns; jedoch nicht so lange, daß sie nicht noch von Menschen erlebt sein könnte. Jedenfalls fiel die Thätigkeit mancher noch in den langen Zeitraum, welcher zwischen der Tertiärzeit und derjenigen liegt, welche die heutige Gestaltung der Rheingegend vollbrachte; in die vorgeschichtliche Zeit allerdings, aber noch in die Zeit, wo, wie wir heute wissen, bereits Menschen in Europa lebten. Aus diesem Grunde können wir die rheinischen Vulkane, wenigstens einen Theil derselben, immerhin verhältnißmäßig neu nennen; und ist dieses nicht abzuleugnen, so kann es auch nicht überraschen, daß die erloschene Thätigkeit plutonischer Kräfte von Zeit zu Zeit wieder erwacht, wenn sie, wie es scheint, auch nicht mehr fähig sind, die alte Intensität aufs neue zu erreichen.

Diese Anschauung ist freilich eine Anticipation; denn sie setzt ja ohne Beweis voraus, daß Erdbeben vulkanischen Ursprungs sind. Doch läßt sich wol auch keine genügendere Deutung finden, und so nehmen auch wir mit Nöggerath und Dieffenbach dieselbe an, während wir damit zugleich Gelegenheit erhalten, die neuern Erdbebentheorien, welche den Vulkanismus als Ursache leugnen, kurz zu erwähnen. Es wiederholt sich dabei der alte Kampf zwischen Neptunismus und Vulkanismus, der schließlich zu Gunsten beider in der Geologie ausgekämpft wurde. Während also eine ganze Reihe von Naturforschern nur plutonische Kräfte als Ursache annehmen, gehen einige andere von der entgegengesetzten Ansicht aus und betrachten die Beben nur als Folge von unterirdischen

Digitized by Google

Bergeinstürzen. So Volger, Bischoff und Uecker. Der letztere war es, der im Jahre 1840 zuerst von einem Zusammensturze von Hohlräumen im Innern der Erde sprach und hiervon die Beben ableitete, welche infolge dieser Einstürze vor sich hätten gehen müssen. Denselben Gedanken faßte dann Volger in Frankfurt auf und dehnte ihn auf alle Erdbeben überhaupt aus. Ganz besonders gab ihm hierzu Gelegenheit das große Erdbeben von Visp im Canton Wallis am 25. Juli 1856, das ich früher schon erwähnte und dessen Strahlen bis Wetzlar und Koburg einerseits, bis Turin und Paris andererseits empfunden wurden. Volger entwickelte seine Ansicht dahin, daß in der Vispgegend bedeutende Gipsschichten in den Gebirgsformationen eingebettet seien und diese durch Auflösung allmählich verschwinden müßten, worauf dann ein Einsturz erfolge, durch dessen Rückstoß ein Erdbeben entstünde. Damit war eine Theorie neptunischer Erdbeben begründet. Der berühmte Geolog Bischoff erfaßte seinerseits diese Ansicht um so lieber und suchte sie um so mehr zu der allein geltenden zu machen, als sie ganz vorzüglich in sein eigenes System paßte, welches die ganze Erdbildung auf chemisch-mechanische Vorgänge zurückzuführen sucht. Mohr in Bonn war hierauf der vierte, der die Theorie nicht nur annahm, sondern sie auch mit neuen Beweismitteln zu stützen suchte. Nach ihm müssen Hohlräume überall da entstehen, wo mineralische Quellen vorhanden sind, welche die Gebirge allmählich auslaugen. Die Quellen von Wiesbaden z. B., sagt er, entführen dem Innern der Erde alljährlich etwa 6 Mill. Kilogramm fester Stoffe, die Quellen von Hamburg etwa ein Viertel Million, die nauheimer Soolquellen sogar an 100 Mill. Kubikfuß. Rechnet man nun weiter, daß z. B. die wiesbadener Quellen bereits den Römern bekannt waren, so würde in Nauheim seit dieser Zeit ein Hohlraum durch Auswaschung entstanden sein, welcher etwa 20000 Mill. Kubikfuß, mit andern Worten einen Würfel von 5849 Fuß Länge, Breite und Höhe umfassen, folglich höher als die absolute Höhe der Schneekoppe sein müßte. Dieser Hohlraum sei zwar mit Wasser gefüllt, das sich mit Salzen sättige; diese verhinderten aber nicht, daß infolge der Auflockerung mehr oder weniger große Felsmassen zeitweise herabstürzten und so im Verhältniß ihrer Mächtigkeit eine Erschütterung der Erde hervorgerufen werde. Natürlich hat eine solche Erklärung viel Annehmliches für diejenigen Gegenden, welche in keiner Beziehung zu vulkanischen Herden stehen. In dieser Beziehung war z. B. das Erdbeben vom 6. März 1872 höchst ausgezeichnet, da diesmal Gegenden berührt wurden, welche diesseit des rheinischen Erdbebengebiets liegen: Frankenwald, Thüringerwald, Fichtelgebirge, Harz, Provinz und Königreich Sachsen, Mark Brandenburg, Erz- und Riesengebirge, Ostbaiern, Böhmen. Daß jedoch auch das letztere in Mitleidenschaft gezogen wurde, muß uns höchst bedenklich machen, die Volger'sche Erdbebentheorie auf das fragliche Beben auszudehnen; denn auch Böhmen kann für sich einen ähnlichen vulkanischen Herd in Anspruch nehmen wie das Rheinland, und die stärkste Erschütterung ging damals gerade in dem Theile vor sich, welcher, wie das Erzgebirge, an Böhmen grenzt. Auch zeigte sich nach den Zusammenstellungen von Professor von Seebach in Göttingen, welcher soeben eine höchst vortreffliche eigene Schrift über dieses seltsame Erdbeben publicirte, daß innerhalb des Erschütterungsgebietes sich eine Ellipse bemerklich machte, deren längere Achse fast von NNO. nach SSW. ging, eine Beobachtung, die wir uns auch für Späteres ebenso merken wollen, wie die Thatsache, daß das eifeler Vulkangebiet eine Richtung von SW. nach NO. einhält. Wie sollte es aber auch möglich sein, ein so ausgebreitetes Erdbeben, wie das soeben bemerkte, auf Schwingungen zu schieben, welche von Erdeinstürzen herrühren! Ja, wer hätte den Muth, eine solche Ursache z. B. für das schreckliche Erdbeben von Lissabon anzunehmen, für ein Beben, welches nach Kant's Berechnung ein Dreizehntel der gesammten Erdoberfläche, nach andern Schätzungen doch 700000 Quadratmeilen weit ausstrahlte! Oder wie sollte es möglich sein, die monate-

Digitized by Google

lang beobachteten Erdbeben von Groß-Gerau auf ebenso oft wiederholte Felsenstürze zu schieben? Unter diesen Umständen müßten ja irgendwo sich doch bedeutendere Senkungen oder Spaltungen auch in der Erdoberfläche als die Folgen von Nachstürzunzen zeigen, und sie haben sich nirgends gezeigt. Es braucht deshalb nicht geleugnet zu werden, daß hier und da wirkliche Bodensenkungen vorkommen, welche vielleicht oder wahrscheinlich nach der Volger-Mohr'schen Theorie entstanden sind; allein niemals sind dergleichen Senkungen wahrgenommen worden, die auch nur im allerentferntesten auf eine Kraft deuteten, welche ein Erdbeben von solcher Ausdehnung wie in dem Bebengebiete von Groß-Gerau hervorrufen könnte.

Zum Ueberflusse haben wol auch die heißen Quellen ein Wort mitzusprechen. Denn wenn auch einige von ihnen nach der Theorie von Grandjean ihre Wärme nur dem chemischen Zersetzungsprocesse verdanken mögen, der sicher in manchen höhern Erd- und Wiesenschichten durch Verrottung von Pflanzen und Thieren vorhanden ist, so können doch nicht sämmtliche heiße Quellen auf ihn zurückgeführt werden, die rheinischen wol am allerwenigsten. Betrachtet man aber diese als das Product eines im Innern der Erde vorhandenen Feuerherdes, so müssen wir mit einem solchen auch vulkanische Kräfte annehmen, welche im Innern der Erde vorhanden sind. Freilich kann man auch wieder an einem Centralfeuer des Erdinnern zweifeln, wenn man überhaupt zu zweifeln geneigt ist; doch zwingen uns sowol theoretische, als auch physikalische Gründe zu seiner Annahme. Zunächst steht es außer allem Zweifel, daß mit der Zunahme der Tiefe auch die Temperatur steigt. In dieser Beziehung hat uns das Geothermometer von Magnus und E. Dunker in dem bisjetzt tiefsten Bohrloche der Erde überzeugende Thatsachen zu Tage gefördert. Dieses Bohrloch befindet sich in dem Dorfe Sperenberg südlich von Berlin. Bei 100 Fuß Tiefe betrug hier die Temperatur, alle Fehler eingerechnet, + 11° R., bei 1000 Fuß + 18,6°, bei 2000 Fuß + 26,4°, bei 3000 Fuß + 34,4°, bei 4042 Fuß Tiefe aber + 38,5° R. Nehmen wir nun diese Thatsache, wie sie ist, so folgt daraus, daß mit noch größerer Tiefe auch die Temperatur eine größere werden muß, weil gar kein Grund vorhanden ist, ein plötzliches Aufhören dieser Wärme vorauszusetzen, bevor der feuerflüssige Zustand der Erde eintrat. Wir stehen folglich vor einer Hypothese, welche uns schon als Dogma gelten kann, und wenn sich Männer wie Laplace, Humboldt, Arago, Bischoff u. a. für sie entschieden haben, so dürfen wir schon mit Vertrauen auf ihr weiter bauen. Auch Dieffenbach bedient sich ihrer, um weitere Erklärungen für die Entstehung von Erdbeben an sie zu knüpfen.

Die glänzendste Perspective, welche ihm daraus hervorgeht, ist folgende, von Paullet Scrope neuerdings aufgestellte. Wie nämlich R. Bunsen lehrte, übt der Druck der starren Erdrinde auf das feuerflüssige Innere einen Einfluß auf dieses aus, welcher die feuerflüssige Materie ebenso und vielleicht noch mehr zur Erstarrung zwingt, als die Abkühlung. Nach Bunsen haben sich auf diese Weise alle plutonischen Gesteine abgeschieden und gebildet. Ist dieses begründet, so liegt aber auch kein Grund vor, eine fernere Erstarrung auf mechanischem Wege leugnen zu wollen. Geht jedoch diese Erstarrung noch vor sich, so müssen die in den festen Aggregatzustand übergehenden Massen einen Druck auch ihrerseits, einen nach außen und einen nach innen ausüben. Der Druck nach außen muß Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche, Bildung neuer Inseln, neuer Vulkane u. s. w. hervorrufen, der Druck nach innen muß die übriggebliebene flüssige Masse gewaltsam zusammenpressen. Infolge dessen muß letztere, sobald sie dem auf ihr lastenden Drucke nicht mehr widerstehen kann, seitwärts ausweichen, muß irgendein Ventil suchen, um ihm zu entweichen. In diesem Falle treibt sie ihre Bestandtheile in jene Schlote, welche mit dem feuerflüssigen Innern in Verbindung stehen und die wir Vulkane nennen; damit beginnt der Ausbruch eines Vulkans. Im ersten Falle werden Erschütterungen

Digitized by Google

der Erdoberfläche, folglich Erdbeben eintreten. Die plutonische Kraft der Erdbeben wäre demnach keine andere als die Kraft, welche aus Druck und Gegendruck einer starren und einer feuerflüssigen Masse hervorgeht. Sie läßt die letztere plötzlich emporschwellen und emporschnellen an die Decke der festen Erdrinde, wodurch die zu Felsen erstarrenden Bildungen nicht nur durch ihr heftiges Anprallen, sondern wahrscheinlich auch durch Zusammenstürzen, durch Zerreißen und Zerklüften aller Art jene Erschütterungen mit rollendem Donner hervorrufen.

Selbstverständlich, so schließt man nun, wird diese Erschütterung da am meisten empfunden werden, wo die Erdkruste am dünnsten ist. Nach theoretischen Gründen sollte das am Aequator vorzugsweise der Fall sein. Denn man weiß ja, daß hier das Erdsphäroid seinen größten Umfang, eine Art Aufbauschung erhielt, als die Erde in ihrem noch weichen Zustande durch die Einwirkung der Schwungkraft auf ihre rotirende Masse überhaupt zu einer Kugelform entwickelt wurde, die ihre Pole abplattete, eine größere Masse aber um den Aequator anhäufte. Trotz dieser Anhäufung, durch welche die größte Intensität der Schwerkraft auf die Aequatorialgegenden fallen müßte, nimmt hier nach Pendelversuchen die Schwerkraft ab und nach den Polen hin zu. Man hat daraus geschlossen, daß, weil das Pendel am Aequator langsamer schwingt, als nach den Polen zu, hier auch die Erdkruste trotz ihrer scheinbar größern Massenhaftigkeit dünner sein müsse als nach den Polen hin, und daß sich die Aufbauschung nur durch größere Hohlheit des äquatorialen Erdinnern erklären lasse. Jedenfalls, sagt man nun, sei es doch höchst auffallend, daß gerade in den Umgebungen des Aequators die vulkanischen Kräfte am thätigsten, die Erdbeben am heftigsten seien. Diese Theorie wollen wir gänzlich dahingestellt sein lassen; denn die Abnahme der Schwerkraft am Aequator kann, wie man weiß, auch dadurch erklärt werden, daß hier die Centrifugalkraft der Schwerkraft oder Centripetalkraft direct entgegenwirkt und so letztere schwächt. Auch besitzen ja selbst die Polarländer noch ihren großartigen Vulkanismus in oft hoch erhobenen Feuerbergen so gut wie die Aequatorialgegenden, und nicht überall sind letztere von Vulkanen begleitet. Daraus folgt von selbst, daß die Ursachen des Vulkanismus an jedem Punkte der Erde gegeben sein müssen und die Erdbeben auch an jedem Punkte derselben auftreten können. Das stimmt auch mit Humboldt's Ansichten überein. „Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der gesammten Erdoberfläche haben könnte", schreibt er im „Kosmos", „so würde man sich sehr wahrscheinlich davon überzeugen, daß fast immerdar, an irgendeinem Punkte, diese Oberfläche erbebt, daß sie ununterbrochen der Reaction des Innern gegen das Aeußere unterworfen ist." „Diese Frequenz und Allverbreitung einer Erscheinung, die wahrscheinlich durch die erhöhte Temperatur der tiefsten geschmolzenen Schichten begründet wird", so setzt er hinzu, „erklärt ihre Unabhängigkeit von der Natur der Gebirgsarten, in denen sie sich äußert."

Man sieht aus dem letzten Satze, wie man noch zur Zeit der Abfassung des „Kosmos" eine gänzlich verschiedene Auffassung zur Erklärung der Erdbeben hatte, obgleich man auch damals allgemein von einem Centralfeuer ausging. Der Grund von einer Erhöhung der Temperatur ist so vag und nichtssagend, daß man sich alles und nichts unter ihm denken kann. Darum ist es wol als ein großer Fortschritt zu begrüßen, wenn wir nun mit Scrope und Dieffenbach eine plötzliche Krystallisation der feuerflüssigen Masse unter hohem Drucke annehmen. Freilich kann man nun fragen: wie kommt es denn aber, daß dieser Act der Krystallisation nicht täglich oder doch häufiger in einem und demselben Erdbebengebiete vor sich geht? Woher diese Periodicität? Scrope antwortet hierauf durch den Hinweis auf die sogenannten übersättigten Laugen- (Lösungen), welche bis auf ihren Krystallisationspunkt eingedampft und hinreichend abgekühlt sind, ohne Krystalle auszuscheiden längere Zeit in ihrem bisherigen Zustande verharren können, während ein

Digitized by Google

geringfügiger Anlaß, ein Stoß, eine Erschütterung, sofort eine massenhafte Ausscheidung von Krystallen veranlassen kann. Damit ist doch ein ganz bestimmter Anhalt gegeben, welchen man mit anderweitigen Thatsachen zusammenhalten, vergleichen könnte. Man weiß ja z. B., daß auch in ganz entgegengesetzter Richtung des Gedankens Wasser sich bis weit unter Nullgrad abzukühlen vermag, ohne zu gefrieren, während dieselbe Flasche mit Wasser dieses sofort erstarrt enthält, wenn man so abgekühltes Wasser im Gefäße in die Hand nimmt. Auch andere Aggregatzustände sind diesem Gesetze unterworfen, und ich möchte um so mehr hieran erinnern, als diese Thatsache auch in Verbindung mit dem Vulkanismus steht. Wasser nämlich verträgt unter sehr hohem Drucke eine höhere Temperatur als 80° R., ohne sich in Dampf zu verwandeln. Wird jedoch eine bestimmte Grenze des Druckes überschritten, oder kommt eine plötzliche Erschütterung in die überhitzte Wassermasse, so tritt die Dampfbildung plötzlich und unter Explosionen ein; der Dampf sucht sich einen Ausweg und zersprengt z. B. in Dampfkesseln deren Wände, sofern er den Ausweg nicht rasch genug findet, oder er entweicht mit Blitzesschnelligkeit aus diesem Auswege und zerschlägt, wenn er z. B. durch hundert nebeneinander und durch Röhren verbundene Gefäße zu schlüpfen hätte, sicher nur das letzte, das hundertste, welches ihm den Ausweg versperrt. Bekanntlich hat Bunsen diese Thatsache zur Erklärung der Geiser und ihrer Periodicität angewendet. Auf einem vulkanischen Herde siedet auf Island das Wasser irgendeines unterirdischen Beckens unter hohem Drucke. Dieses Wasser befindet sich aber unter dem Drucke einer hohen Wassersäule, die hier in einem Schlote steht, welcher sich näher der Oberfläche zu einem Trichter erweitert. Ist nun der Druck dieser Wassersäule von dem siedenden Wasser überwunden, so verwandelt es sich plötzlich in Dampf, und dieser treibt das Wasser der Säule, je nach seiner Kraft, höher oder niedriger aus dem Schlote, bis alle Dampfentwickelung vorüber ist und die Wassersäule ruhig wieder das alte Becken, den Trichter und den Schlot ausfüllt, als ob sie niemals von irgendwelcher Kraft bewegt worden sei. Nur beginnt der Proceß von neuem, sobald die alten Spannungen wieder eintreten und überwunden worden sind und so in infinitum weiter. Ich habe dieses wunderbare und doch so einfache Phänomen zwar nur zur Veranschaulichung des Scrope'schen Satzes angeführt, doch liegt es nahe, es auch auf die Vulkane anzuwenden. Es läßt sich denken, daß die feuerflüssige Masse des Erdinnern sich ähnlich verhalte, wie das siedende Wasser der Geiserbecken, die wir in geringer Anzahl auf Island, zu Hunderten im Norden von Nebraska und Wyoming in Nordamerika kennen. Setzen wir hier statt Wasser eine feuerflüssige Masse, statt der Wassersäule des Schlotes vulkanische Asche oder eine mehr oder weniger erstarrte Lava, statt des Trichters auf der Oberfläche der Erde einen Krater, statt des Wasserdampfes aber eine elastische mineralische Flüssigkeit, d. h. ein Gemisch von flüssiger und dampfförmiger mineralischer Substanz: so ist das Gegenbild in allen Theilen das gleiche. Dann speit der Vulkan wie der Geiser, die Explosionen im Innern der Erde regen sich, je nach der Größe der überwundenen oder noch zu überwindenden Spannung, und alles fällt in die Stille zurück, nachdem der Druck nachließ. Ich will damit keine neue Erklärung an die Stelle der Scrope'schen gesetzt, aber ich will doch darauf aufmerksam gemacht haben, daß in erster Linie wahrscheinlich dieses einfache Bunsen'sche Gesetz wirksam sei. Ebenso wahrscheinlich ist es ja, daß in zweiter Linie neue Krystallisationen unter den von Scrope gesetzten Veranlassungen vor sich gehen. Nur erklären sich nach dem Bunsen'schen Gesetze die rollenden Donner leichter und natürlicher als durch Zusammenstürzungen.

Hierbei wird aber der Zusammenhang zwischen Vulkanismus und Plutonismus als ein so inniger vorausgesetzt, daß wir uns nicht mehr wundern können, wenn man Vulkanausbrüche und Erdbeben nun auch miteinander in Zusammenhang gebracht hat. Der speiende Vulkan ist dann gleichsam nur das letzte, das obenerwähnte hundertste

Digitized by Google

Gefäß, in welchem die Spannung der kochenden Erdmasse ihren Ausgleich und Ausweg sucht. So groß auch oft die Entfernungen sein mögen zwischen dem speienden Vulkane und dem Erdbebengebiete, so hindert doch kein stichhaltiger Grund, einen Zusammenhang anzunehmen. In dieser Beziehung hat Dieffenbach die merkwürdigsten Thatsachen zu Tage gefördert. Es hat das größte Interesse, diesen Synchronismus der Erdbeben so ausführlich als hier schicklich darzustellen:

„Die groß-gerauer Erdstöße waren fast jedesmal mit vermehrter Intensität vernehmbar, wenn anderwärts, sei es in den Tropenländern, in Griechenland, Kleinasien oder dem Kaukasus, große Erdbeben Furcht und Schrecken verbreiteten, oder wenn der Vesuv kräftigere Fumarolen ausspie. Keine einzige der größern vulkanischen Perioden der letzten Jahre ging vorüber, an welcher das Rheingebiet, das wir gleich der Gegend von Karlsbad und Eger, dem böhmisch-mährischen Gebirge bei Josephsthal, Litschau und Plan, den Umgebungen von Komorn und Chemnitz in Ungarn und der Gegend von Kronstadt in Siebenbürgen zu den habituellen Stoßgebieten Mitteleuropas zählen dürfen, nicht theilgenommen hätte."

Gerade während der Monate November und December 1869, wo in Groß-Gerau kein einziger Tag ohne Erschütterungen vorüberging, wurden diese Stöße um so heftiger, sobald anderwärts heftige Erdstöße stattfanden. Aus diesem Grunde betrachtet Dieffenbach die rheinischen Beben nur als einen Reflex einer anderwärts in ihrer vollen Macht sich äußernden vulkanischen Kraft. So folgte dem Erdbeben zu Katschar in Ostindien am 10. Jan. 1869 eine Erderschütterung in Darmstadt am 13. und 20. Jan. Der vulkanischen Periode, die sich mit fortwährenden Erderschütterungen über Chile, Südperu, Guayaquil, Algerien, Griechenland und Italien vom 1. Sept. bis 5. Oct. verbreitete, folgte am 26. Nov. ein gleichzeitiger Ausbruch des Aetna und Colima in Mexico, während am 1. Oct. der Puracé in Neugranada ausbrach und vom 1. bis 5. Oct. heftige Erdbeben in Manila auf den Philippinen stattfanden, die am 2. Oct. mit einem Erdbeben zu Bonn ihren Höhepunkt erreichten. Ferner trafen mit dem Erdbeben in Krain am 29. Oct. zu Groß-Gerau am 30. Oct. vier Erdstöße, am 31. Oct. 55, am 1. Nov. 41, am 2. Nov. 13 Erderschütterungen zusammen. Wenn auch von da ab eine Abnahme der Erschütterungskraft wahrgenommen wurde, so steigerte sie sich doch wieder am 15., 16. und 17. Nov., zu derselben Zeit, wo man auch in Algerien an verschiedenen Orten Erderschütterungen hatte. Dagegen erreichte sie zu Groß-Gerau ihren Höhepunkt vom 28. Nov. bis zum 2. Dec. mit sehr heftigen Erdstößen, während der Vesuv Rauch und Asche spie und am 28. Nov. ein Erdbeben in Calabrien gefühlt, am 1. Dec. durch ein solches die Stadt Oula in Kleinasien zerstört wurde. Als hierauf auch in Oberitalien am 13. Dec. einige Erdstöße eintrafen, zitterten ihnen andere im badischen Oberlande am 14. Dec. nach, und als dann am 15. Dec. der Stromboli seine Eruptionen steigerte, gelangte auch in Europa überhaupt die vulkanische Thätigkeit zu einer größern Kraftentfaltung, um mit der am 28. Dec. stattgehabten Zerstörung von Santa-Maura ihren Abschluß zu finden. Doch ging das Jahr 1869 nicht ohne neue Erdstöße zu Groß-Gerau vorüber: am 26. Dec. trafen seine Erschütterungen mit ähnlichen zu Tiflis, in Californien und Santa-Maura zusammen, während am 28. Dec. Erdstöße in ganz Griechenland, Kleinasien und Unterägypten gefühlt wurden.

Kaum zwei Monate ruhte nun die vulkanische Kraft zu Groß-Gerau. Da brach mit dem 21. und 22. Febr. 1870 eine neue Periode an, und zwar mit dem großen Erdbeben zu Makri, Rhodus, Amphyssa u. s. w. in Griechenland, welchem sich der Ausbruch des Ceporuco zugesellte. Die Erschütterungen zu Groß-Gerau wiederholten sich am 27. Febr. und dauerten bis zum 26. März, und gerade während dieser Periode fanden heftige Erdbeben in Istrien und im Kaukasus statt. Dagegen schloß der Ceporuco seine

Digitized by Google

Eruptionen am 16. März, während der Vesuv um dieselbe Zeit einen erhöhten Grad vulkanischer Thätigkeit entfaltete und auch das griechische Santorin wieder seine Eruptionen eröffnete. Nach einer neuen Ruhe von nur wenigen Wochen fühlte sich Groß-Gerau abermals betroffen durch eine vulkanische Periode, welche durch das Erdbeben von Tibet vom 11. bis 23. April bezeichnet wird. Und wieder nach einer neuen Ruhe steigern sich die Erschütterungen nochmals zu einer Zeit, wo heftige Erdbeben in Guatemala vom 14. Mai bis zum 14. Juni wüthen und gleichzeitig in Japan sowie in Istrien auftraten. Während dieser Periode fühlte man zu Groß-Gerau Erdstöße am 12., 14., 16., 29. und 30. Mai, am 1. und 2. Juni. Gleichzeitig mit dem großen Erdbeben vom 11. Mai in Mexico, brach der Vulkan von Ceporuco aus, gleichzeitig mit dem japanischen Erdbeben am 22. Mai der Tangarino. Als hierauf am 2. Juli auf Santorin Erdbeben ausbrachen, zeigte es sich später, daß dieser Tangarino am 3. Juli die Höhe seiner Eruptionskraft erreichte. Für Groß-Gerau war jedoch damit die Erschütterungsperiode noch immer nicht zu Ende. Am 5., 6. und 7. Juli correspondirten neue Erdstöße mit andern, die weit entfernt von diesem rheinischen Herde im Kaukasus gefühlt worden waren. Nun erst ruhte die Erschütterungskraft auf längere Zeit, bis schreckliche Erdbeben das sonst so schwer heimgesuchte Calabrien aufs neue verheerten, nämlich bis zum 10. Oct. Von diesem Tage ab fühlte man fünf Tage lang auch zu Groß-Gerau ihren Reflex.

Im Jahre 1871 wiederholte sich dieses Zusammentreffen weit entfernter vulkanischer Erscheinungen in vier verschiedenen Monaten. Einem Erdbeben in der Romagna am 10. und 12. Febr. secundirten innerhalb dieser drei Tage Erderschütterungen in Reichenbach, Darmstadt und Lindenfels, sowie in einem großen Theile des Odenwaldes und der Bergstraße. Am 24. Febr. hatte man fünf Erdstöße in Darmstadt, während man an demselben Tage in Lancashire (England) ein Erdbeben fühlte. Am 13. und 15. April fielen diese Erderschütterungen auf das reichenbacher Thal und das laacher Seegebiet in der Eifel, während vom 11. bis 16. April in China zu Bantang mächtige Erdbeben wütheten. Nach längerer Zeit trat diese Correspondenz der Erdbeben im September wieder hervor. Denn kaum waren durch ein Erdbeben auf der Insel Tortola 700 Menschen am 22. Sept. obdachlos geworden, kaum hatte seit dem 20. desselben Monats der Vesuv seine vulkanische Thätigkeit wieder begonnen, so fühlte man schon am 23. Sept. Erdstöße im reichenbacher Thale. Am 24. Sept. entspricht ein Erdbeben zu Nassenfuß einem Ausbruche des erloschen gewesenen Vulkans Ruwang auf der Insel Tangolando, nachdem ihm heftige Erdbeben und große Verwüstungen vorausgegangen waren. Endlich entsprach dem am 15. Nov. in den La-Plata-Staaten aufgetretenen Erdbeben ein gleiches zu Reichenbach und Darmstadt vom 17. bis zum 19. Nov.

Jedenfalls sind diese Gleichzeitigkeiten so auffallend, daß man wol kaum fehlgreift, wenn man einen innern Zusammenhang annimmt. Das Ueberraschende daran sind ja in der That auch nur die oft so großen Entfernungen. Aber seit dem gewaltigen Erdbeben von Lissabon am 1. Nov. 1755 wissen wir, wie weit die Ausstrahlungen der vulkanischen Erschütterungskräfte zu reichen vermögen. Wir vervollständigen die frühern Mittheilungen über dieses Erdbeben dahin, daß man seine Strahlen nicht nur längs der Westküste von Spanien und Frankreich, nicht nur bis Holland, Irland und Hamburg, sondern auch von Abo in Finnland bis nach Westindien fühlte. Hier stieg sogar die Flut, welche dort regelmäßig nur 28 Zoll Höhe erreicht, über 20 Fuß hoch, ganz ähnlich, wie der Tajo 6 Fuß höher als seine höchste Flut stieg, um bald darauf fast so viel niedriger, als die niedrigste Ebbe zu fallen. Gleichzeitig fühlten auch die Gewässer Europas die Erschütterung. Der See von Templin in der Mark, viele Seen der Schweiz, Norwegens und Schwedens geriethen in Bewegung; die Quelle von Teplitz stockte sieben Minuten lang, kehrte aber gelblichroth zurück, um erst allmählich wieder klar zu werden; die Quelle von

Digitized by Google

Senez in der Provence, eine alle sieben Minuten sprudelnde, verlor ihre Periodicität acht Jahre lang bis 1763. Zur selbigen Zeit tobte der Vesuv am 1. Nov. früh 8 Uhr und wurde still, als 9 Uhr 50 Minuten das Erdbeben geschah; ganz ähnlich wie der Vulkan von Pasto im Andesgebirge mit dem Ausstoßen von Rauch einhielt, als das große Erdbeben von Riobamba eintrat. Monatelang sah man diese Rauchsäule aufsteigen, bis am 4. Febr. 1767 jenes Erdbeben die Provinz Quito und speciell jenen Ort heimsuchte.

Es hat deshalb nichts Auffallendes, wenn man vor allem die europäischen Vulkane, für Deutschland und andere Länder besonders den Vesuv, in nächste Verbindung mit den hier stattfindenden Erdbeben bringt und die betreffenden Vulkane als Sicherheitsventile für einen weiten Umkreis betrachtet. Man weiß, daß auch der Stromboli, welcher seit vier Jahren wieder speit, der Santorin, welcher nun schon im achten Jahre thätig ist, und schließlich selbst der Aetna in einem gewissen Verhältnisse zum Vesuv stehen. Doch lassen sich die seit dem 12. Nov. 1867 bis zum 26. April 1872 erfolgten Erdbeben leicht auf die verschiedenen Phasen der Vesuveruptionen zurückführen, wie Professor W. C. Fuchs zeigte. Um nur einige Beispiele anzuführen, so hatten Anfang Januar 1868 die Eruptionen des Vesuvs sich bis zum 15. gesteigert. In dieser Zeit hatte man am 3. und 4. Jan. ein Erdbeben am Vesuv, am 7. eins im Engadin und in Tirol, am 9. eins in Torre del Greco, am 10. und 11. eins am Vesuv, am 11. auch in Oberösterreich. Nachdem nun der Vesuv bis zum August ruhiger geworden war, begann er von da ab wieder heftiger zu speien, und augenblicklich empfand man am 20., 21. und 23 Aug. Erdstöße in Ungarn, am 29. zu Wiesbaden. Nun trat bis zum 9. Sept. eine neue Ruhe ein, und siehe da, mit der wiedererwachenden Thätigkeit des Vulkans gibt es neue Erdbeben am 9. und 10. Sept. zu Jasberenyi, am 15. zu Agram, am 17. zu Jasberenyi, am 19. zu Wiener-Neustadt, am 24. auf Malta, am 6. bis 8. Oct. zu Athen, am 9. und 10. Oct. in Dalmatien. Am 12. Oct. bricht der Vesuv mit erneuter Heftigkeit aus, und sofort verschwinden die Erdbeben aus Europa bis zum Herannahen des Maximums dieser Eruptionen. Mit diesem hatte man am 7. Nov. heftige Erschütterungen am Vesuv, am 8. auf der Schwäbischen Alp, am 12. zu Vallemaggia, am 13. zu Czernowitz, Kronstadt und Bukarest, am 14. zu Tobeldad, am 17. in Hechingen und in der Rheinprovinz; nach dem Maximum fanden am 22. zu Hechingen, am 24. zu Rustschuk Erdbeben statt. Am 27. beendete der Vesuv seine Eruptionen, während dagegen der Aetna die seinigen eröffnete, sodaß man am 7. Dec. ein Erdbeben an der Porta Westphalica, am 15. bis 17. Dec. eins in Ungarn und am 25. bis 26. eins in Innsbruck fühlte. Es läßt sich folglich der Satz aufstellen, daß die Erdbeben den Eruptionen des Vesuvs vorausgehen, daß sie aber mit dem Eintreten desselben verschwinden, und daß sie erst wieder auftauchen, sobald eine längere Unterbrechung in denselben eintritt. Nur die heftigsten Ausbrüche selbst können zugleich von Erdbeben begleitet werden, obgleich es nicht nöthig ist, daß dieselben in unmittelbarer Nähe des speienden Vulkans erscheinen müssen. Ein Beweis mehr, wie die Spannung der elastischen Flüssigkeiten in weiter Ferne stattfinden kann, während der Feuerberg dann nur der Schornstein ist, durch welchen Gase und schmelzende Erdmassen aus dem Innern der Erde entweichen. Es folgt daraus von selbst, daß nicht der Vulkan die Erdbeben hervorruft, sondern daß dieselben an jedem Orte der Erde stattfinden können, weil ihre Quelle tief im Innern der Erde überall fließt. Nur dann, wenn der Schlot des Vulkans verstopft war und, wie sich Humboldt ausdrückt, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre ist, kann der Vulkan wenigstens auf die Intensität der Erdbebens einwirken; sie muß wachsen, je heftiger der Druck ist, den die ausbrechenden Massen in dem vulkanischen Sicherheitsventile zu überwinden hatten. Wie weit dieser freie Verkehr mit der Atmosphäre zu verstehen sei, soll im nächsten Artikel gezeigt werden.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. December 1873.

In Frankreich haben die Verhandlungen des Processes Bazaine, die bereits ermüdeten, einen dramatischen Abschluß gewonnen, nachdem die zusammenfassende Anklage und Vertheidigung wiederum eine erhöhte Spannung hervorgerufen hatten. Bazaine ist am 10. Dec. zur Degradation und zum Tode verurtheilt worden; gleich darauf reichten alle Beisitzer des Kriegsgerichts ein Begnadigungsgesuch an den Marschall-Präsidenten ein. In diesem Gesuch wurden die militärischen Verdienste und Leistungen des verurtheilten Generals mit Wärme hervorgehoben. Mac-Mahon begnadigte seinen ehemaligen Kampfgefährten zu zwanzigjähriger Detention auf der Insel Saint-Marguerite bei Cannes; die Festung dieser Insel hat durch die langjährige Gefangenschaft der geheimnißvollen Eisernen Maske eine unheimliche Berühmtheit erlangt.

Das französische Volk ist das Volk der Tragikomödien, wie auf den weltbedeutenden Bretern, so auf der Bühne der Weltgeschichte. Eine der verhängnißvollsten Tragikomödien der neuesten Zeit ist der Proceß Bazaine; glänzend inscenirt fand sie einen echt melodramatischen Abschluß. Die Hinrichtung des Marschalls auf der Ebene von Satory wäre zu tragisch gewesen und hätte ihn überdies mit den verhaßten Communisten auf Eine Linie gestellt; man milderte daher das tragische Ende in ein Rührstück, und es ist wol keine Frage, daß diese Entscheidungen unabhängig von dem Verlauf des Processes mehr oder weniger schon im voraus feststanden. Ohne die Verurtheilung des Marschalls zum Tode wäre der ganze Monstreproceß nur eine compromittirende Spielerei gewesen; ohne die Begnadigung Bazaine's würden die Richter den Schauder über ihr Bluturtheil zeitlebens nicht verschmerzt haben; denn bei aller Berufung auf die Strenge der Gesetze war das Todesurtheil doch nicht ernst gemeint, und man dachte nicht daran, dem Sieger von Puebla dasselbe Los zu bereiten, welches die Pairskammer der Restauration dem Sieger von der Moskwa bereitet hatte.

Einem für feine Contraste sonst so empfänglichen Volk wie die Franzosen scheint die Ironie ganz entgangen zu sein, welche darin liegt, daß der Besiegte von Wörth und Sedan den Besiegten von Metz begnadigt; sollte aber Mac-Mahon in seinem Cabinet nicht schweigend erwogen haben, wie fein die Scheidelinie sei zwischen der Schuld des zum Tode verurtheilten Marschalls und der Schuld desjenigen, der als Präsident Frankreichs den frühern Waffenbruder zu zwanzigjähriger Haft, wenn auch auf dem Gnadenwege verurtheilt? Wäre Mac-Mahon nicht bei Wörth geschlagen worden, schwerlich würde Bazaine genöthigt worden sein, sich in das verschanzte Lager von Metz zurückzuziehen, und hat nicht Mac-Mahon durch seine strategischen Operationen die Capitulation von Sedan herbeigeführt, die doch an verhängnißvoller Schwere mit derjenigen von Metz sich vollkommen messen kann? Unterzeichnet hat er sie freilich nicht. Doch daran war nur eine menschenfreundliche Kugel schuld, die ihn bald nach Beginn der Entscheidungsschlacht

Digitized by Google

traf. Und doch ist der eine dieser Marschälle zu den höchsten Ehren aufgestiegen, die ein großer Staat gewähren, der andere mit der tiefsten Schmach belastet worden, die einem Heerführer zutheil werden kann.

Doch, wird man sagen, Bazaine war ein politischer Intriguant, ein Verräther. Was der Proceß hierüber zu Tage gefördert, ist zu einem entscheidenden Verdammungsurtheil nicht ausreichend. Bazaine als Führer der letzten großen regulären Armee Frankreichs mochte sich immerhin, bei der nach dem Tage von Sedan hereinbrechenden Anarchie, als eine Macht fühlen, welche ihren Degen in die Wagschale der innern Geschicke Frankreichs werfen konnte. Wenn er nur sein Heer aus der eisernen Umklammerung des Feindes hätte lösen können! Doch über solche Anwandlungen ist er, bei der unüberwindlichen Schwierigkeit der Situation, nicht hinausgegangen, um so weniger als auch Bazaine's Charakter keinen Zug von Größe, nicht einmal denjenigen einer verzweifelten Entschlossenheit besaß. Daß er am liebsten das Heer für das Kaiserthum gerettet hätte, beweisen seine Verhandlungen mit der Kaiserin; war es indeß ein Verbrechen, das durch Plebiscite, durch den Volkswillen, die höchste Instanz des neukaiserlichen Staatsrechts gegründete Kaiserthum für legitimer zu halten als die durch einen Volksauflauf entstandene Septemberregierung? Schon werden Anklagen laut, welche verlangen, daß einzelne Männer dieser Regierung selbst vor Gericht gezogen werden. So würde nach dem Verräther auch die Regierung, die er verrathen haben soll, gleicher Verurtheilung verfallen und das klägliche Schauspiel einer Nation, die ihre eigene Geschichte und sich selbst mit ihr verurtheilt, während sie glaubt, geschehene Dinge durch ein bloßes Verdict ungeschehen machen zu können, seinen ironischen Höhepunkt erreichen.

War Bazaine freilich ein Verräther, hat er überhaupt zu früh capitulirt, so konnte die Loirearmee Paris entsetzen, ehe Prinz Friedrich Karl ihr seine vor Metz frei gewordene Armee entgegenzustellen vermochte; dann wäre der zweite Theil des Feldzugs ebenso reich an Lorbern gewesen, wie der erste an Niederlagen und die große Nation hätte ihre selbstverständlichen Triumphe gefeiert. In dieser Logik, deren hypothetische Folgerungen nicht ohne einen Schein von Berechtigung sind, lag die Nothwendigkeit der Verurtheilung Bazaine's. Indem man ihm die Schuld über spätere Unglücksfälle und Niederlagen beimißt, war die Ehre der Nation gerettet und die Thatsache klar bewiesen, daß Frankreich nur durch Verrath besiegt werden konnte. Die Verurtheilung Bazaine's ist die Freisprechung Frankreichs und eine nachträgliche Demüthigung der Sieger. Die Grundstimmung, aus der sie hervorging, ist dieselbe, aus welcher solche Aeußerungen der pariser Blusen und Boulevardsfanatiker entspringen wie diejenige: die Execution Bazaine's solle ein Jahr aufgeschoben werden und dann vor Metz stattfinden, das er verrathen, da selbstverständlich nach einem Jahre die Festung Metz wieder den Franzosen gehören würde. Es ist dies ein sich nach innen wendender Chauvinismus, der seine Opfer verlangt. Bazaine ist zum Märtyrer der französischen Nationaleitelkeit geworden.

Dieser Proceß war nicht reich an wahrhaft dramatischen Momenten, einige Rührscenen nach der Verurtheilung ausgenommen, bei welcher Bazaine selbst indeß seine Unerschütterlichkeit, nach dem Muster der Apathie Napoleon's III., bewahrte. Eine Kritik des Processes läßt sich nur vom militärwissenschaftlichen Standpunkte aus schreiben. Einen wichtigen Beitrag dazu hat jedenfalls schon Prinz Friedrich Karl geliefert in dem Exposé, welches er dem Kriegsgericht von Versailles zuschickte, sowie in den Briefen, die er dem Vertheidiger des Angeklagten, Lachaud, einsendete und von denen dieser auch Gebrauch machte. Die edle Absicht des Prinzen, einen immerhin verdienten General vor unverdienter Schmach zu retten, mußte an der Abneigung des Kriegsgerichts scheitern, das Zeugniß des Feindes, auf welches man sonst, wenn es günstig lautet, doppeltes Gewicht legt, gelten zu lassen, da man ja den Marschall im Verdacht geheimen Einverständnisses mit ebendiesem Feinde hielt oder mindestens zu halten vorgab.

Die siebenjährige Präsidentschaft Mac-Mahon's hat insofern die Bedeutung einer Dictatur, als sie ohne irgendwelche constitutionelle Bürgschaften im voraus festgestellt ist und die constituirenden Gesetze erst hinterdrein von der Dreißiger-Commission und der Nationalversammlung beschlossen werden sollen.

Das neue Ministerium vom 25. Nov., dessen Seele der Herzog von Broglie ist, sodaß die Continuität des frühern und jetzigen Ministeriums gewahrt bleibt, obgleich das

Digitized by Google

jetzige einen entschiedenern Mac-Mahonistischen Charakter trägt, besteht außer dem Herzog aus dem Minister des Aeußern Decazes, dem Finanzminister Magne, durch dessen Verbleiben der bonapartistischen Partei ein wichtiges Portefeuille und eine Stimme in der Regierung des Landes gesichert ist, dem Kriegsminister Du Barail, dem Justizminister Depeyre, dem Unterrichtsminister de Fourton, dem Handelsminister Deseilligny und den Ministern de Larey und de Dampiere d'Hornoy für öffentliche Arbeiten und Marine. Die legitimistische Rechte, die bisher durch Ernoul und de la Bouillerie vertreten war, fehlt in dem neuen Ministerium. Das Ausscheiden des Hrn. Beulé, der zum Essayisten mehr Talent besitzt als zum Minister, wird von keiner Partei sonderlich bedauert werden. Daß das Cabinet in seinen Grundzügen nicht verändert worden ist, dazu hat das Geschick der Say'schen Interpellation, welche gerade in die Zeit der Ministerkrisis fiel, nicht unwesentlich beigetragen. Diese Interpellation vom 24. Nov. galt der verzögerten Ausschreibung der Wahlen für die erledigten Abgeordnetensitze; sie trug einen sehr heftigen Charakter und war dazu bestimmt, dem scheidenden Cabinet einen harten Stoß zu versetzen und seine Erneuerung zu erschweren. Say selbst schloß seine Rede mit den Worten: „Wir stehen somit am letzten Tage des Ministeriums vom 24. Mai. Die Geschichte wird von demselben sagen, daß es mit der Corruption der Presse begann und mit einem Versuche, die Wahlen zu fälschen, endigte." So stürmisch der Beifall war, den die Linke dieser Rede spendete, so wurde doch mit der Mehrheit von 50 Stimmen die von der Regierung gewünschte einfache Tagesordnung angenommen. Dieses Vertrauensvotum, das man dem abgehenden Ministerium widmete, konnte den Marschall-Präsidenten nur ermuthigen, in dem neuen Cabinet nur dasselbe mit geringen Modificationen zu erneuern.

Das erste, was die Versammlung nach der Präsidentenwahl auszuführen hatte, waren die Wahlen zur Dreißiger-Commission, welche sich indeß durch den Mangel absoluter Stimmenmehrheit bei vielen Candidaten oft als resultatlos erwiesen und das Schauspiel einer leeren Spielerei geben, deren sich die französischen Gesetzgeber schuldig machten. Der Kampf der Parteien nimmt innerhalb und außerhalb der Versammluug seinen heftigen Fortgang. Während der Krisis verweilte Graf Chambord selbst in Paris; er schien sehr enttäuscht über den Ausgang, den er bei geringer politischer Voraussicht doch erwarten mußte. Die Annahme, sein Brief habe ihm nach freiwilliger Resignation nur den Rückzug decken sollen, erweist sich als durchaus irrig; der Graf Chambord, der im Glauben an seine Unfehlbarkeit nicht hinter dem Papste zurücksteht, hatte die felsenfeste Ueberzeugung, daß er trotz seines Schreibens demnächst König von Frankreich werden müsse. Wie groß war seine Enttäuschung, als nur acht Abgeordnete der Nationalversammlung, nur zwei Zeitungen seine Partei ergriffen! Die Orléans respectirten sein Incognito so sehr, daß sie ihn nicht einmal aufsuchten — und in höchster Erbitterung verließ der Graf Paris und die Brandstatt seiner Hoffnungen.

Damit haben indeß die Intriguen der Monarchisten keineswegs ihr Ende erreicht; sie tragen wesentlich dazu bei, daß das Gefühl gesicherter Zustände in Frankreich nicht aufkommen kann. Gleichzeitig gratulirten die Bonapartisten der Kaiserin und sprachen die Hoffnung aus, daß nach Jahresfrist Kaiser Napoleon IV. in Frankreich herrschen werde. Da die äußerste Rechte und ein Theil der Rechten mehr oder weniger in die Anzettelungen der Monarchisten mitverstrickt ist, so schien es die geeignete Politik des Ministeriums Broglie-Decazes, sich auf eine starke Mittelpartei, auf das vereinigte rechte und linke Centrum zu stützen, eine Combination, welche auch eine Zeit lang beabsichtigt war und die bereits zu Tage getretene Folge haben mußte, daß sich bisweilen die äußerste Rechte und die äußerste Linke bei den Abstimmungen zusammenfanden. Die Gesetzesvorlagen des neuen Ministeriums athmen freilich nicht den Geist des politischen Justemilieu; sie sind von einer Gesinnung dictirt, welche derjenigen der äußersten Rechten verwandter ist. Am 28. Nov. legte Herzog von Broglie einen Gesetzentwurf betreffs der Ernennung der Maires in der Kammer nieder, dessen erster Artikel die Bestimmung enthält, daß bis zum Erlasse der organischen Municipalgesetzgebung der Präsident der Republik die Maires und Beigeordneten in den Hauptorten der Departements, der Arrondissements und der Cantone ernennt, während sie in den übrigen Communen von den Präfecten ernannt werden. Diese Bestimmung ist übereinstimmend mit derjenigen des kaiserlichen Gesetzes vom 5. Mai 1855. Inzwischen waren die Maires durch die Ge-

Digitized by Google

meinden gewählt worden, und zwar waren es oft die vornehmsten Gemeindeglieder, die solche Ehrenstellungen annahmen. Die Entziehung dieses Wahlrechts wird viel böses Blut im Lande machen. Freilich lebte die Regierung in fortwährendem Kriege mit den Maires und die Zahl der Suspensionen und Bestrafungen der letztern ist eine unglaublich große. Die Wahl einer Funfzehner-Commission zur Prüfung des Municipalgesetzes erfolgte zwar am 1. Dec. auf den Antrag der Linken; indeß war es nur ein Pyrrhus-Sieg, denn in den Ausschuß wurden neun Anhänger der Regierung gewählt. Doch ruht der Schwerpunkt des Gesetzes auf einer Abhängigkeit der Maires von den Präfecten, wie sie in gleicher Weise nicht von dem Kaiserthum durchgeführt wurde. So sollen z. B. nach der Vorlage alle Polizeiinspectoren und Agenten unmittelbar vom Präfecten ernannt und abberufen werden. Die Commission hat diese Bestimmung dahin abgeändert, daß diese Ernennungen von den Maires ausgehen sollen, während den Präfecten das Oberaufsichtsrecht zusteht. Die Polizeiausgaben sind obligatorisch. Den Maires ist kaum ein Schatten von Selbständigkeit gelassen; die communale Selbstverwaltung ist so tief wie möglich herabgedrückt; die Maires sind nur untergeordnete Glieder in dem größern Polizeimechanismus, in welchen Frankreich eingesponnen ist.

Die Aufhebung des Belagerungszustandes, der noch in vielen Departements herrscht, wird seitens der Regierung von der Annahme des Preßgesetzes abhängig gemacht, dessen drakonische Bestimmungen wahrscheinlich das Einschreiten der Bajonnete überflüssig machen sollen. Eine Interpellation von Lamy vom 4. Dec. in Betreff des Belagerungszustandes führte zu einer Vertheidigungsrede des Herzogs von Broglie, in welcher wieder viel von dem Verderben der Gesellschaft, von der Verpflichtung, dem Lande Sicherheit und Stabilität zu verschaffen, die Rede war. Die Interpellation wurde durch die von der Regierung acceptirte einfache Tagesordnung erledigt.

Die Budgetdebatten der Commission und die Budgetberathungen der Nationalversammlung warfen auf die bisherigen positiven Leistungen einer in Demonstrationen und Phrasen sehr ausgiebigen Regierung gerade kein glänzendes Licht. Der Finanzminister Magne verlangte in der Sitzung der Budgetcommission vom 4. Dec. 149 Millionen an neuen Steuern und Steuererhebungen; für das Kriegsministerium beschloß die Commission die Bewilligung von 8 Millionen zu beantragen, damit demselben die Einberufung der zweiten Abtheilung des kriegsdienstpflichtigen Contingents möglich sei. In der Sitzung der Nationalversammlung vom 18. Dec. trat der Herzog von Audiffret-Pasquier, der stets mit sensationellen Enthüllungen sich ein Ansehen zu geben liebt, mit der Forderung auf, das Budget des Kriegsministeriums müsse auch schon für das Jahr 1875 berathen werden, damit das Land wisse, welche Opfer es zu bringen habe. Wie groß diese Opfer seien, gehe daraus hervor, daß für vollkommene Beschaffung des Kriegsmaterials noch 1380 Millionen erforderlich sein würden. Eine von ihm geleitete Coalition in der Versammlung verlangte eine Mehrforderung, statt 8 Millionen 15 für das Kriegsministerium. Die Linke unterstützte diese Coalition nicht, sonst wäre das neue Ministerium schon in dieser Sitzung zu Fall gebracht worden. Die Minister warnten vor Ueberstürzungen auch in der militärischen Ausrüstung; das Ausland aber gewann die Ueberzeugung, daß der drohenden Stellung, welche die französische Presse und die Schönredner von Versailles bisweilen einzunehmen belieben, durchaus noch die entsprechende Grundlage fehle.

In dem preußischen Abgeordnetenhause handelte es sich, wie in der letzten Session, hauptsächlich um den Kampf der Regierung und der freisinnigen Parteien gegen die Klerikalen, welche alle politischen Fragen, aus denen sich irgend für sie Kapital schlagen läßt, mit echt jesuitischer Schlauheit und Energie in den Vordergrund der Debatte stellen. Die Regierung dagegen führt einen Hauptschlag gegen diese Partei, indem sie das Gesetz der obligatorischen Civilehe einbringt, ein Gesetz, welches, wie kein anderes, Jahrzehnte hindurch von der conservativen Partei perhorrescirt wurde und in welchem jetzt auch einige der maßgebenden Minister mehr eine nothwendige politische Maßregel als eine gesetzgeberische That von reformatorischer Bedeutung sehen. Wie diese Minister, vielleicht mit schwerem Herzen, sich der „Staatsraison" beugen, so wird dies auch ein großer Theil der conservativen Partei thun, und die Ultramontanen haben sich dann wenigstens das Verdienst erworben, die Entwickelung des Staates in freiere Bahnen ge-

Digitized by Google

drängt zu haben, als er ohne ihre verbitterte Opposition und den politisch-socialen Nothstand, den sie hervorzurufen droht, eingeschlagen haben würde.

Ein Vorpostengefecht eröffnete der Abgeordnete Windthorst, unterstützt von dem ganzen Centrum, mit seiner Interpellation vom 19. Nov. über die Veränderungen im Staatsministerium, die in der Entlassung des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon als Präsidenten des Staatsministeriums, in der Ernennung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zum Präsidenten und des Finanzministers Camphausen zum Vicepräsidenten bestehen. „Was ist über die Abgrenzung des Wirkungskreises des Präsidenten und des neugeschaffenen Vicepräsidenten des Staatsministeriums zueinander und gegenüber dem Staatsministerium festgesetzt?" Windthorst und Genossen bezweckten durch diesen Antrag, den Nachweis zu führen, daß das jetzige Ministerium unter der Dictatur Bismarck's stehe und die Minister nur die ausführenden Organe seines Willens seien. Redner der Fortschrittspartei, wie Virchow, erklärten indeß bei der Debatte, daß sie in dem Rücktritte des Grafen Roon als Ministerpräsidenten einen wesentlichen Fortschritt erkennen, und die Erklärungen des Finanzministers, dessen verfassungstreue Gesinnung nie bezweifelt worden ist, bereiteten in ihrer unzweideutigen Fassung den Interpellanten eine vollständige Niederlage: „Ich wiederhole, daß in Bezug auf die Verantwortlichkeit der einzelnen Minister absolut gar nichts geändert ist, daß die Beschlüsse nach wie vor nach der Majorität der Stimmen gefaßt werden und daß weder der Ministerpräsident noch der Vicepräsident irgendwie Anspruch erheben, daß ihre Stimmen höhern Werth haben sollen als jede andere. Im Gegentheil, wir sind uns der Verantwortlichkeit, die jeder von uns für die Gesammtpolitik des Staates zu tragen hat, heute noch stärker oder ebenso stark bewußt wie zuvor. Einstehen für die politische Seite der Handlungen werden wir nach wie vor alle zusammen." Ohne Frage hat das Ministerium jetzt durch die Präsidentschaft Bismarck's wieder die nöthige Fühlung mit dem Deutschen Reiche gewonnen, während die Vicepräsidentschaft Camphausen's ihm eine selbständige Abgrenzung sichert.

Nach diesem Vorpostengefecht eröffnete die Centrumspartei die Hauptschlacht mit einem Antrage Windthorst's, dessen man von dieser Seite kaum gewärtig war, an welchem aber doch Pater Sanchez seine Freude gehabt hätte. So wenig Sympathien die Centrumspartei mit der Volkssouveränetät und der Demokratie haben mag — es war ihr doch jetzt genehm, als Trumpf das directe und allgemeine Wahlrecht für die preußischen Landtagswahlen auszuspielen. Hatte doch der Ministerpräsident selbst, dem man derartige Sympathien ebenso wenig zum Vorwurf machen konnte, im Jahre 1863 das gleiche Princip für Deutschland aufgestellt, um die österreichischen Delegirtenwahlen damit zu überbieten. Mit welchem Rechte konnte der Fürst jetzt einem Antrage gegenübertreten, der ja ganz im Einklange mit seinem damaligen Vorschlage war, mit welchem er dem Krieg von 1866 und der Deutschen Reichsverfassung präludirte? Und mußten nicht auch die Liberalen einem Antrage beitreten, welcher ja eigentlich eine Consequenz ihrer Principien war? Schien die Majorität in der Kammer nicht dadurch dem Antrage gesichert? Für die Ultramontanen aber war es außerordentlich wichtig, die Massen des Volkes, auf welche sie den unmittelbarsten Einfluß ausübten, an die Wahlurnen zu führen; das allgemeine und directe Wahlrecht bei geheimer Abstimmung, wie es Windthorst postulirte, sicherte ihnen eine größere Zahl von Sitzen im Abgeordnetenhause zu Berlin. Es ist wahr, der Jesuitismus in der Politik ist nicht von Windthorst und Genossen erfunden worden, auch nicht jener, zunächst durch den dritten Napoleon ausgebildete Jesuitismus, welcher die Zeitgedanken und demokratischen Tendenzen für bestimmte politische Zwecke ausbeutet und den verschiedenen Parteien ihre Dogmen entwendet, sodaß dieselben an ihrem eigenen Credo irre werden. Doch diese politische Volte zu schlagen, versteht auch die Centrumspartei vortrefflich, und sie nimmt eigentlich ein ursprüngliches Recht der Ultramontanen zurück, dessen sich die europäische Politik bemächtigt hatte; sie lieferte den ironischen Beweis, daß man zwar die Jesuiten, aber nicht den Jesuitismus, der viel zu tiefe Wurzeln geschlagen hat, austreiben kann.

Der Antrag von Windthorst ging auf Abänderung der Art. 71, 72, 76 und 115 der Verfassungsurkunde vom 15. Jan. 1850.

Der sachlichste Grund, welchen Windthorst für seinen Antrag anführte, war wol der Hinweis auf die allgemeine Wehrpflicht, als dessen nothwendiges Correlat das allgemeine

Digitized by Google

Wahlrecht erscheint: „Wer die allgemeine Wehrpflicht als ein politisches Evangelium ansieht, wird unrecht thun, wenn er nicht auch alle Wehrpflichtigen zu den Wahlen zuläßt. Man kann keine größere Actie in das Staatsleben hineinwerfen als seine eigene Person und seine eigene Existenz." Natürlich läßt es sich Windthorst nicht entgehen, den Fürsten Bismarck zu citiren, welcher in einer Rede vom 28. März 1867 das Dreiklassensystem als „ein widersinniges, elendes Wahlgesetz, wie es kein schlechteres gebe", bezeichnete; er weist außerdem darauf hin, daß Regierung, Fortschritt, Conservative, National-Liberale, alle in dieser Frage einig waren. In Bezug auf die sociale Frage, die er eine furchtbar ernste nennt, hält er es für gefährlich, wenn ein großer Theil der menschlichen Gesellschaft außerhalb der berathenden Körperschaft steht und auf den Straßen debattirt. Durch die geheime Abstimmung will Windthorst die größere Unabhängigkeit der Wahlen sichern. Ein Hinausschieben des Antrages bis zum Schlusse der Session hält er für bedenklich: „Nach meiner Ansicht stirbt das gegenwärtige Abgeordnetenhaus sehr leichtlich in den Kinderjahren." Am Schlusse streut Windthorst eine Fülle ironischer Bemerkungen über die regierungsfreundlichen Parteien aus und gibt sich den Anschein, als ob Freiheit oder Unabhängigkeit allein bei dem Centrum zu finden sei.

Man konnte in der That neugierig sein, wie die liberalen Parteien diese Windthorst'sche Finte pariren würden; denn gegen den Antrag zu stimmen, war für sie doch unmöglich. Auch mußte es als ein Widerspruch empfunden werden, daß der größte Staat im Reiche ein von dem Reichswahlgesetz so wesentlich abweichendes Wahlgesetz besitzt. Was man in Bezug hierauf von dem Unterschiede des Reiches und den Einzelstaaten sagt, ist sehr wenig haltbar. Der glänzendste Redner der Liberalen, Lasker, trat nun auch zuerst gegen Windthorst in die Schranken. Seine Rede war eine geharnischte Philippika gegen die Ultramontanen, eine Geschichte der klerikalen Partei und ihrer Allianzversuche mit den Conservativen und mit den Liberalen; aber sie trug in ihren ausweichenden Linien doch den Stempel der Verlegenheit und der Opportunität in einem parlamentarischen Turnier. Es war in ihr von „hoher Politik" die Rede; Lasker fand in dem Antrag die Absicht, von den wahren Aufgaben abzugehen; er hob hervor, daß ein Parlament nur ein gewisses Maß von Kräften besitze, daß die Kirchengesetze der positiven Ergänzung bedürfen; doch statt das große Princip des allgemeinen und directen Wahlrechts, die größte Errungenschaft des Jahrhunderts, mit Begeisterung anzuerkennen, erging sich der Redner in allerlei Einschränkungen. Das indirecte Wahlrecht erklärte er zwar für schlecht, doch es gebe Einrichtungen des directen Wahlrechts, die schlimmer seien, z. B. die kleinen Wahlbezirke, die geheime Abstimmung; „es wird auch für gefährlich gehalten, das allgemeine Wahlrecht zu einer Zeit auszudehnen, in der eine mächtige Partei alle Grundlagen der gesetzlichen Ordnung unterwühlt." Die Bedenken des alten Polizeistaates im Munde der Liberalen und fast mit den Worten ausgedrückt, welche damals die Stichwörter der reactionären Regierung waren! In der That hatte Windthorst der liberalen Partei das Concept verrückt. Die Pointe der Lasker'schen Rede war die Hinausschiebung der Lesung auf sechs Monate. Mallinckrodt konnte mit Recht der Rede Lasker's den durchgehenden Faden absprechen und ihre Bewegung mit derjenigen eines Irrlichts verglichen. Virchow, der im Namen der Fortschrittspartei spricht, hält den Antrag Windthorst für unausreichend und unvollständig ohne das dazu gehörige Wahlgesetz und schlägt deshalb vor, ihn zur nähern Durchberathung an eine Commission von 14 Mitgliedern zu verweisen. Für diesen Antrag stimmen nur die Fortschrittspartei und das Centrum; der Antrag Jung auf Vertagung der weitern Berathung bis auf sechs Monate wird mit 271 gegen 94 Stimmen angenommen. Die Fortschrittspartei stimmt getheilt. Windthorst wirft noch kurz vor der Abstimmung alle seine Trümpfe auf den Tisch: die kirchlichen Fragen seien von der liberalen Partei nur als eine Coulisse aufgeschlagen worden, um dahinter zu verschwinden; sein Motiv bei Stellung dieses Antrages sei auch das gewesen, daß es im Interesse der Situation liege, dem Lande zu zeigen, wo die liberale Partei sich eigentlich befinde. Den Antrag Jung erklärt er für „einen englischen Mantel, den die Partei über ihre Fahnenflucht hängen will." Jedenfalls hat er sich durch den Antrag als einen sehr feinen Politiker bewiesen; er hat den Liberalismus zu der Erklärung gezwungen, daß die Kämpfe gegen die Kirche ihm jetzt wichtiger sind als die großen Principien, auf deren

Digitized by Google

Grundlage sich doch eigentlich die ganze Partei gebildet hat; er hat ihn genöthigt, zu Opportunitätsgründen seine Zuflucht zu nehmen.

Auch noch auf einem andern Gebiete hat die Centrumsfraction den Liberalen einen Sieg vorweggenommen. Der dieser Fraction angehörige Abgeordnete Bernards stellte einen Antrag auf Aufhebung der Stempelsteuer, die von Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften bisher entrichtet wurde, vom 1. Jan. 1874 an; Windthorst vertheidigte ihn mit heftigen Angriffen auf den „Preßreptilienfonds"; am 10. Dec. wurde der Antrag in dritter Berathung genehmigt. Keinen Erfolg durften dagegen die an demselben Tage eingebrachten Resolutionen Reichensperger's erwarten: das Haus wolle beschließen, an die Staatsregierung die Erklärung gelangen zu lassen, daß der seit dem Jahre 1871 zerstörte kirchliche Friede des Landes nach den ernsten Erfahrungen der Gegenwart nicht durch Verfolgung der Bahnen, welche mit den neuesten, das Kirchenwesen betreffenden Gesetzgebungs- und Verwaltungsacten betreten worden sind, sondern nur durch die Rückkehr zu den in langjähriger Vergangenheit bewährten Grundsätzen zu erreichen ist. Dieser Antrag konnte nur als ein Versuch betrachtet werden, das Abgeordnetenhaus durch fortwährende Scharmützel in der Kirchenfrage zu ermüden und immer von neuem den Nothschrei der ecclesia pressa ertönen zu lassen. Der Antragsteller wies auf den unerwarteten energischen Widerstand hin, den die Regierung finde. In der That hatten der Erzbischof von Posen von Ledochowski und der Fürstbischof von Breslau Förster die Staatsgesetze vollkommen ignorirt und sich durch Geldstrafen, die von Fall zu Fall sich zu bedeutender Höhe steigerten, keineswegs irremachen lassen, sodaß die Verweisung Ledochowski's vor den kirchlichen Gerichtshof sich als nöthig erwies. Windthorst verherrlichte „diese Riesen der Freiheit" in unserer realen Zeit und meinte, die Lettern, in denen Ledochowski's Brief geschrieben sei, würden durch die Jahrhunderte leuchten; er erwähnte indeß, daß Verhandlungen, die zum Frieden führen, nicht ausgeschlossen seien. Die Welt weiß bisjetzt noch nichts von solchen Verhandlungen. Die Resolution Reichensperger's ward durch eine motivirte Tagesordnung mit 288 gegen 95 Stimmen beseitigt. Der Cultusminister brachte an demselben Tage den Gesetzentwurf über die Beurkundung des Personenstandes und die Formen der Eheschließung, d. i. die obligatorische Civilehe, ein. Die Standesregister werden von den Gemeinden geführt, welche auch die Ehe nach vorgängigem Aufgebot und Frage an die Parteien in Gegenwart zweier Zeugen abschließen. Dies Gesetz, von allen Seiten als „überreife Frucht" bezeichnet, bildet jetzt den Kern der Debatten; nur über die Zulassung der Geistlichen zur Führung der Standesregister herrscht Mangel an Uebereinstimmung. Sonst ist dem Gesetz in seinen Hauptpunkten die große Majorität des Abgeordnetenhauses gesichert. Ohne Frage wird seine Wirkung in den protestantischen Landen eine weit bedeutendere sein als in den Gegenden, wo der Katholicismus herrscht. Es ist ein großer Schritt zur Emancipation der Bevölkerung von der Kirche überhaupt, und wo das Band zwischen beiden bereits ein gelockertes ist, da wird diese Wirkung um so durchgreifender sein. Die centrifugalen Tendenzen herrschen im protestantischen Kirchengebiete vor, während die katholische Kirche noch eine starke Anziehungskraft ausübt. Die Zahl der kirchlichen Trauungen wird jedenfalls im Bereich der letztern eine bei weitem überwiegende bleiben, wie dies die Rheinlande und Frankreich beweisen; wir zweifeln, daß dies im deutschen Norden der Fall sein wird.

Der Gesetzentwurf über die Civilehe und die bürgerliche Standesbuchführung wurde vom preußischen Abgeordnetenhause am 21. Dec. in allen Hauptpunkten in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Regierung in erster und zweiter Lesung angenommen. Die Opposition wandte sich vorzugsweise gegen die Zulassung der Geistlichen zur Standesbuchführung; doch weder der Antrag Petri, die Geistlichen zu derselben nur für den Fall besondern Bedürfnisses zuzulassen, noch derjenige Virchow's, die Zulassung wenigstens bis zum 1. Jan. 1877 zu beschränken, hatten Erfolg. Die dritte Lesung kann erst nach den Ferien stattfinden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Baiern seit 1870.

Von

Wilhelm Müller.

I.

Nach dem Rücktritt des Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe*) war das bairische Ministerium folgendermaßen zusammengesetzt: Graf Bray war (seit 7. März 1870) Minister des Auswärtigen und Vorsitzender im Ministerrathe, von Pfretzschner leitete das Finanzministerium, von Schlör das Handelsministerium, von Pranckh das Kriegsministerium, von Braun das Ministerium des Innern, von Lutz die beiden Ministerien der Justiz und des Cultus. Von diesen Ministern war kein einziger den nationalen Ideen zugewandt; sie alle waren treffliche Particularisten von specifisch bairischer Färbung und hatten die Trutzworte: „Bis hierher und nicht weiter!" in ihr politisches Programm aufgenommen. Wenn Fürst Hohenlohe, wie dies aus seinen Kammerreden und diplomatischen Schriften hervorgeht, beständig auf Mittel und Wege sann, um das isolirte Süddeutschland in ein näheres Verhältniß mit dem Norddeutschen Bunde zu bringen und ein die bairischen Eigenthümlichkeiten möglichst schonendes Verfassungsbündniß herzustellen, so zerbrach sich das neue Ministerium vom 7. März darüber den Kopf nicht. Von einer weitern Anlehnung an Preußen, als durch den Allianzvertrag und durch die Zollverträge bereits geboten war, wollte dasselbe durchaus nichts wissen; diese Verträge sollten treu und ehrlich gehalten werden, aber nicht weniger scharf und entschieden wurde die Wahrung der berechtigten Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung Baierns betont. Damit standen die bairischen Minister im Einklange mit dem würtembergischen Cabinet, in welchem sich eben damals gleichfalls eine kleine Metamorphose vollzog. Die nationale Partei in diesen Ländern mußte ihre Hoffnungen auf ein einiges Deutschland herabstimmen; ja manche fragten sich verzweifelt, ob die jetzige Generation das Ende des Einigungsprocesses auch noch erleben werde. Wenn die Sibyllinischen Bücher Süddeutschlands auf diese Frage ein trostloses „Nein!" hatten, so war die Trauer in dem Wittelsbach'schen Lager nicht groß, am wenigsten in der Abgeordnetenkammer.

Diese, aus 83 Patrioten und 71 Liberalen zusammengesetzt, hatte sich zwar bei der famosen zwölftägigen Adreßdebatte in leidenschaftlicher politischer und confessioneller Polemik, wie man hätte glauben sollen, aufs gründlichste erschöpft; aber die Debatten der folgenden Monate zeigten zum Entsetzen aller Publicisten, daß die Partei der Patrioten, unter welchen 17 katholische Geistliche sich befinden, von diesem Artikel noch viel Vor-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VI, 2., 65 fg. und 167 fg.

Digitized by Google

rath auf Lager hatte, daß die Productionskraft dieses mit Weihwasser besprengten Bodens geradezu eine unerschöpfliche sei. Die Kammerverhandlungen zogen sich in behaglicher Breite vom Februar bis in den Juli hin, und die Berathung des „Cultusetats" brachte ganz abnorme Erscheinungen zu Tage. Immer schimmerte wieder jene traditionelle Politik hindurch, wonach Baiern zum Unglück von Deutschland eine Rolle als katholische Macht spielen zu sollen glaubte. Unerträglich war es diesen altbairischen Patrioten, daß Baiern nicht groß und mächtig genug war, um mitten in Deutschland einen Kirchenstaat, eine buddhistische Wüste zu bilden, und schwer lag auf ihnen die Wahrheit jenes von ihrem König Ludwig I. gedichteten und mit der Ueberschrift „Baierns politische Geschichte" versehenen Distichons:

Einem ungeschickt Schwimmenden glichst du und gleichest du, Baiern,
Schwingend dich zwar in die Höh', schnelle doch sinkend zurück.

Ludwig hatte recht, und wenn auch aus dem Herzogthum Baiern allmählich ein Kurfürstenthum und ein Königreich geworden ist, so ist doch dieses Königreich zu klein, um eine selbständige Politik befolgen zu können, freilich auch zu groß, um nicht mit seinen berechtigten Eigenthümlichkeiten einem dasselbe in sich aufnehmenden größern Organismus einige Beschwerden zu verursachen. Vorderhand wiegten sich die bairischen Patrioten in den Träumen eines Südseeinsulaners und gefielen sich darin, das Häßliche und Lächerliche ihrer verbrauchten Toilette vor aller Welt herauszukehren. Ueberstieg es doch alle Möglichkeit, daß der ultramontane Abgeordnete Greil den Cultusminister darüber zur Rede stellte, daß er bei Besetzung von Lehrstellen an den technischen Unterrichtsanstalten unverhältnißmäßig viele protestantische Lehrer angestellt habe und dabei nicht das Verhältniß der katholischen Bevölkerung Baierns zur evangelischen streng zu seiner Richtschnur mache! Dieses Zahlenverhältniß ergibt gegen drei Viertel katholische und ein Viertel evangelische Einwohner. Also müßte der Cultusminister mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit darauf sehen, daß bei den technischen Anstalten je auf einen evangelischen Professor drei katholische kommen; daß bei einer Anstalt von 40 Professoren immer 30 katholische und nur 10 Protestanten seien; daß beim Ausscheiden eines der 30 immer wieder ein Katholik angestellt werde, auch wenn es sich um einen anatomischen, chirurgischen oder chemischen Lehrstuhl handelt; auch wenn die Auswahl unter den Katholiken eine verzweifelt schlechte ist; auch wenn hervorragende Capacitäten evangelischer Confession für die Anstalt gewonnen werden könnten. Es ist ja bekannt und von Katholiken selbst zugestanden, daß für gewisse Lehrfächer ein gründlich ausgebildeter Katholik kaum aufzufinden ist. Die Anstalten, in welchen die Greil, die Mahr und die Lukas gebildet werden, sorgen ja selbst dafür, daß der menschliche Geist von dem Gitter eines Käfigs sich umschlossen sieht und seine Schwingen nicht entfalten kann. In dieser Weise, daß dem modernen Staate die widersinnigsten Zumuthungen gemacht wurden, daß dem katholischen Baiern durchaus ein mittelalterliches Gepräge aufgedrückt werden sollte, daß die aufregenden Händel gar kein Ende nahmen, daß in reine Rechnungsfragen fortwährend die höchsten politischen, religiösen und socialen Fragen eingemischt, über Preußen und Südbund, über Katholicismus und Protestantismus, über Concil und Syllabus aufs leidenschaftlichste gesprochen wurde, ging es das ganze Halbjahr fort. Dies wurde zuletzt selbst dem ultramontanen Dr. Ruland, der doch in diesem Punkte viel ertragen und selbst viel leisten konnte, zu arg, und er rief aus: „Das Land hat an solchen Verhandlungen keine Freude, das Land will und braucht Beruhigung, und hier schürt man den confessionellen Hader!" Aber der Abgeordnete Greil war unerbittlich. Dieser Mann, Lycealprofessor in Passau, Ultramontaner vom reinsten Wasser, Stubengelehrter von der Tonsur bis zur Sohle, einer der Unpraktischsten in der so unpraktischen Kammer, hatte, da ja die Ultra-

Digitized by Google

montanen in allen Beschlüssen die überwiegende Mehrheit hatten und ultramontane Gesinnungstüchtigkeit und Gelehrsamkeit bei ihm im Ueberfluß zu finden war, das Referat im Finanzausschuß erhalten und in dieser Eigenschaft das gesammte Budget (mit Ausnahme des einem andern Kortyphäen übertragenen Militärbudgets) nur von der Seite angesehen, was für Abstriche an der Regierungsvorlage gemacht werden könnten, damit nicht ein Deficit und infolge dessen eine Steuererhöhung eintreten müßte. Er machte daher unbarmherzig Abstriche über Abstriche, unbekümmert, ob das staatliche Interesse dadurch gefährdet oder ein tiefer Schnitt in persönliche Verhältnisse gemacht würde. An dem Budget des Cultusministeriums, welches in einer Zeit, die für Bildung so empfänglich ist, die immer tiefer in die Wissenschaft eindringt und dieselbe in immer weitere Kreise ausstreut, mit Recht von Jahr zu Jahr erhöht werden muß, strich Greil fast eine halbe Million Gulden, an den Budgets der Ministerien der Justiz und des Innern sogar mehr als je eine halbe Million und zerpflückte in ähnlicher Weise die übrigen Budgets. Sogar die Theuerungszulagen für Staatsbeamte, Professoren u. s. w. fanden vor dem hochwürdigen Cölibatär keine Gnade. Besonders war ihm daran gelegen, daß Baiern nicht in weitere enge Beziehungen zu Preußen trete, nicht durch irgendwelche unvorhergesehene Umstände dazu gedrängt werde und so noch mehr, als dies durch die Allianz- und Zollverträge schon der Fall sei, in Abhängigkeit gerathe. Er hegte die Besorgniß, daß, wenn die neuen Zollverträge ablaufen, was am 31. December 1877 der Fall war, Preußen dann die Erneuerung derselben nur unter Bedingungen, welche die Souveränetät und Selbständigkeit Baierns noch weiter einschränken würden, zugeben würde. Die Gründung des Zollparlaments mit seinen Mehrheitsbeschlüssen, welchen sich Baiern so gut als Reuß-Greiz zu unterwerfen hatte; die Abschaffung jenes liberum Veto, wodurch der einzelne Staat, wie einst im polnischen Reichstag der einzelne Landbote, jedes ihm nicht convenirende Votum der Majorität über den Haufen werfen und zum Papierkorb verurtheilen konnte, lag diesen bairischen „Patrioten" noch schwer auf den Nerven. Der Möglichkeit einer ähnlichen Pression sollte dadurch vorgebeugt werden, daß Baiern zu einem volkswirthschaftlichen Musterstaat sich aufschwinge, mit Oesterreich und andern Staaten Handelsverträge schließe und so in den Stand gesetzt werde, wann das gefürchtete Jahr 1877 herankomme, Preußen jede neugestellte Bedingung vor die Füße zu werfen, ja diesem verhaßten Preußen selbst Bedingungen zu dictiren und ihm rundheraus zu erklären, daß die Nachkommen der alten Bajuvaren freie Männer seien, ihr Gemeinwesen nach eigenem Geschmack einrichten und um die Forderungen der Enkel des einstigen Burggrafen von Nürnberg sich den Teufel scheren. Von diesen Anschauungen ausgehend fügte Greil seinem Commissionsbericht, als er ihn am 9. Juni 1870 in der Zweiten Kammer vorlas, noch folgende Bemerkung hinzu: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in unserm socialen Leben sehr stark an den Norden gekettet sind. Referent verlangt auch nicht, daß das Band, welches den Süden noch mit dem Norden zusammenhält, zerrissen werde; aber es darf auch nicht übersehen werden, daß Preußen wiederholt Bedingungen für Erhaltung dieses Bandes gesetzt hat, welche nur mit Widerwillen angenommen werden konnten. Es ist sehr zu fürchten, daß etwas Aehnliches nach Ablauf der Periode, für welche der Zollvertrag geschlossen ist, wieder geschehe. Deshalb liegt alles daran, daß sich Baiern in eine Lage versetze, in der es nicht mehr genöthigt ist, Bedingungen ohne weiteres anzunehmen, sondern eher Bedingungen zu stellen. Dazu ist eine kräftige Weiterentwickelung unsers industriellen Lebens, eine Vervollständigung unsers Eisenbahnnetzes mit dem Hinblick auf die angedeutete Eventualität und die Knüpfung socialer Bande mit dem Süden und Osten nothwendig. Referent stellt darum den Antrag, dem Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten und zugleich dem Ministerium des Aeußern den Wunsch auszusprechen, rechtzeitig diejenigen Vorkehrung n

Digitized by Google

für das sociale Leben Baierns zu treffen, welche uns der Gefahr entziehen, für Forterhaltung des Zollvereins Bedingungen annehmen zu müssen, welche den Bestand der Selbständigkeit Baierns und dessen Ehre beeinträchtigen."

Waren diese Anträge des Abgeordneten Greil schon stark genug, so schlug der Abgeordnete Kolb in das Militärbudget geradezu mit Kolben drein. Derselbe war als statistischer und publicistischer Schriftsteller bekannt, war im Jahre 1848 in das Vorparlament, den Funfziger-Ausschuß und die deutsche Nationalversammlung gewählt worden und hatte als Mitglied der Linken bis zum Rumpfparlament ausgehalten. Im bairischen Landtage und als Redacteur der „Speierschen Zeitung" führte er als Vertreter der Volksrechte eine rücksichtslose Sprache gegen die Regierung und gegen alle Andersdenkenden. Infolge der Anfeindungen, die er sich dadurch zuzog, siedelte er 1853 nach Zürich und von da 1860 nach Frankfurt über. In dieser Zeit schrieb er außer vielen andern die beiden Bücher: „Handbuch der vergleichenden Statistik" und „Die Nachtheile des stehenden Herwesens". Seinem demokratischen Standpunkt blieb er stets treu, und so konnten ihm die Resultate des Jahres 1866, die zwischen Baiern und Preußen abgeschlossenen Verträge, und vollends, was im Hintergrunde stand, die Anbahnung engerer Beziehungen zwischen Süd und Nord, unmöglich gefallen. Man lebte noch in der Zeit des Arkolay-Schwindels, und es ist ja bekannt, welch starke Glaubenskraft für denselben die ganze demokratische Partei affectirte. Lieutenant Arkolay (Steubel) war diesen Leuten die höchste militärische Autorität. Aufkündigung der Verträge, selbständige Verwaltung des Militärwesens, Auflösung der stehenden Heere, Einführung des Milizheeres: so lautete das Recept dieser modernen Staatsheilkünstler. Mit wichtiger Miene wurde auf die Schweiz und auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika als auf untrügliche Beispiele von der Unfehlbarkeit dieser demokratischen Panacee hingewiesen. Daß aber nur die von allen Mächten anerkannte Neutralität der Schweiz diesem Lande die Möglichkeit, eine Miliz zu halten, gestattet, und daß schweizerische Militärs selbst das Unzulängliche ihrer Miliz gegenüber einem stehenden Heere zugeben, davon sagten die bairischen Staatsmänner demokratischen Schlages nichts. Ebenso wenig zeigten sie eine Kenntniß davon, daß die Nordamerikanische Union in dem letzten Bürgerkriege, obgleich ein Staat von $21\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern einer Conföderation von $5\frac{1}{2}$ Millionen gegenüberstand, vier volle Jahre brauchte, um endlich den Sieg zu erringen, in diesen vier Jahren allmählich 2,656000 Mann ins Feld führte, ein Kriegsbudget von nahezu 4000 Mill. Doll. hatte und den Sieg erst dann an seine Fahnen fesselte, nachdem das Unionsheer seine Schule im Felde durchgemacht hatte und aus dem Volksheere ein Soldatenheer geworden war. Kein Krieg in unserm Jahrhundert hat einen so ungeheuern Aufwand an Geld und solche Verluste an Menschen verursacht wie dieser Bürgerkrieg, der, wenn die Union ein geordnetes Heer zur Verfügung gehabt hätte, in einem einzigen Feldzuge hätte entschieden sein müssen. Solche Rechenexempel nahm der Abgeordnete Kolb, der einzige Demokrat in der bairischen Kammer, nicht in seinen Kammerbericht auf. Als Statistiker und Militärtheoretiker, als ein Mann, der viel gesehen, erlebt und geschrieben hatte, und der, wenn es sich um Völker, um Armeen, um Einnahmen und Ausgaben handelte, gewohnt war, mit Millionen umzuspringen und einen halben Welttheil in der Wagschale zu halten, imponirte er der Partei der bairischen „Patrioten" ganz gewaltig. Diese Leute waren ja nicht um ihres Glaubens, um ihres Herzens Einfältigkeit willen in die Kammer gewählt worden und brauchten ihrem Verstande nicht die gewagte Zumuthung zu machen, die politischen und militärischen Verhältnisse Deutschlands und speciell Baierns genau zu studiren, da ihre Führer, die Jörg, die Greil und andere, dies als ihr Privilegium ansahen und sie selbst nur auf Commando zu stimmen brauchten. Und wie schöne Seelen immer wieder einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt finden, so auch hier. Zwar

Digitized by Google

hatten die „Patrioten" aus dem Feldzuge von 1866 so viel sich gemerkt, daß das preußische Wehrsystem vor dem bairischen etwas voraushaben müsse, und deswegen selbst die Annahme jenes Systems verlangt, freilich nur um bei der nächsten Gelegenheit, im Verein mit dem übrigen Süddeutschland, die Preußen mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. Seitdem stand es aber anders. Den Verträgen zufolge sollte ja das verbesserte bairische Militär bei etwaigem Ausbruch eines Krieges mit den Preußen marschiren, von dem Preußenkönige nach allen Weltgegenden sich herumcommandiren lassen und dem Preußenthum vollends gar zum Siege verhelfen, dem nämlichen Preußenthum, das ihnen ihre Geistlichen als lutherisches Ketzerthum, als die Verkörperung des Militarismus, Cäsarismus, wol auch des Darwinismus bezeichnet und als doppelt und dreifach verflucht durch den Syllabus dargestellt hatten. Nun nahmen sie ihr Wort wieder zurück, und fanden ihr eigenes Interesse nur dadurch gewahrt, daß der bereits begonnene Verpreußungsproceß der bairischen Armee wieder rückgängig gemacht, daß dieselbe in eine noch schlechtere Verfassung als vor 1866 gebracht und allmählich in ein gemüthlich organisirtes Milizheer übergeleitet wurde. Entstand dann ein Krieg und forderte der Preußenkönig und sein Minister Bismarck die Mitwirkung des bairischen Contingents, so wurde der Vertrag aufs loyalste gehalten und das Milizheer ihm zugeschickt, wohl eine Bande, nicht einmal zum Kanonenfutter tauglich. Dazu kam noch eine andere Erwägung. Die „Patrioten" fanden, daß die jungen Leute, welche nach dem neuen Wehrsystem ausgebildet wurden, ein Selbstgefühl, einen Corpsgeist, ein Staatsbewußtsein erhielten, bei dem sie sich berufen glaubten, die Ehre Baierns selbst unter Preußens Fahnen zu vertreten, und nicht mehr Lust hatten, mit kindlicher Gläubigkeit und Unterwürfigkeit auf die Worte ihrer Seelenhirten zu hören. Dies sollte anders werden: die kräftigen bairischen Buben sollten für den Dienst des deutschen Kirchenstaates herangezogen, zu einer katholischen Glaubensarmee ausgebildet und zu stets verfügbaren und gehorsamen Werkzeugen des Ultramontanismus, der Fanatiker von Regensburg und von Bamberg, gemacht werden. Auch für diesen Zweck gab es kein besseres Mittel als Auflösung der Armee und Errichtung von Milizhaufen, die bei der kurzen Präsenzzeit und der laxen Disciplin niemals das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein einer dem Staate zu leistenden Pflicht bekamen, niemals dem in den Kreisen der Ihrigen herrschenden Geiste entfremdet wurden, niemals dem Ortsgeistlichen aus den Augen, dem Beichtvater aus den Ohren kamen.

Die „Patrioten" und der demokratische Abgeordnete Kolb verstanden sich. Beide kannten nichts Schlimmeres in der Welt als das Preußenthum; beide versprachen sich für ihre Parteizwecke goldene Berge, wenn Baiern wieder sich selbst zurückgegeben war; beide fühlten ihre thatenlustigen Arme durch die preußischen Verträge geradezu zusammengeschnürt; beide wagten nicht, dieses verhaßte Papier im Angesicht des preußischen Adlers einem Auto de Fé preiszugeben; beide waren entschlossen, den Inhalt dieses Papiers geradezu werthlos zu machen, wie dieses selbst es war. Der Sturm gegen das neue Wehrsystem begann, und begann in München zur nämlichen Zeit, als ihn die 45 Demokraten und Großdeutsche der würtembergischen Kammer in Stuttgart in Scene setzten. Schärfere Augen wollten sogar im März 1870 mehrere Wortführer der demokratischen Partei aus Stuttgart in den Straßen Münchens wandeln und mit den dortigen „Patrioten" verkehren gesehen haben, und wagten es, die Schlußfolgerung daraus zu ziehen, daß es sich hier um die Berathung eines gemeinschaftlichen Feldzugsplanes handle. Baiern und Würtemberg haben zusammen etwas mehr als 6½ Mill. Einwohner. Für Preußen, hieß es, war der Zuwachs nicht gering, aber auch der Ausfall war nicht gering. Die Arbeit begann. Im Militärausschuß übertrugen die gläubigen „Patrioten" ihrem Kolb das Referat, und sie konnten sich nicht genug darüber wundern, mit welcher Leichtigkeit

Digitized by Google

er die Zahlen handhabte und im Handumdrehen aus Plus ein Minus und aus Minus ein Plus machte. Als er am 11. März im Club der Patriotischen Partei sein Referat verlas, fand er, wie die Berichte sagten, nicht nur fast einstimmigen, sondern wahrhaft begeisterten Beifall. Es handelte sich zunächst um die Bewilligung eines außerordentlichen Militärcredits von etwa $6\frac{1}{2}$ Mill. Fl. zur Anschaffung von Werder-Gewehren und Ausrüstungsgegenständen, zu militärischen Bauten und zur Bestreitung des Mehraufwandes für die vom Jahre 1866 her überzähligen Offiziere und Militärbeamten. Kolb beantragte nun, unter fast einstimmiger Billigung des Ausschusses, die Kammer solle statt $6\frac{1}{2}$ Mill. nicht ganz 4 Mill. bewilligen, und zwar 2,473750 Fl. für Werder-Gewehre, den Rest für die andern Zwecke. Der Begründung dieses Antrages schickte Kolb im Finanzausschuß eine allgemeine Beurtheilung des Militärhaushalts voraus. Er sagte dabei, es gehe weder an, die Steuern zu erhöhen, noch neue Schulden zu unproductiven Zwecken zu machen; auch habe das ordentliche Militärbudget eine ungewöhnliche Höhe erreicht und drohe noch fortwährend zu wachsen, sodaß eine durchgreifende Sparsamkeit unbedingt einmal einzutreten habe. Am einfachsten und natürlichsten geschehe dies durch allmähliche Anbahnung und Ueberführung der gegenwärtigen bairischen Militärbedürfnisse in ein wahrhaft volksthümliches Wehrsystem, welches kein anderes als das Milizsystem sei. Zu diesem Zwecke schlug er folgende Punkte vor, welche schon jetzt in der bairischen Armee eingeführt werden könnten: starke Abkürzung der Präsenzzeit (Infanterie, Jäger, Sanitätstruppen, Fußartillerie mit einer Präsenz von 8 Monaten, reitende Artillerie und Genie mit 12 Monaten, Cavalerie mit 2 Jahren); Verminderung der Reiterei von 10 auf 6 Regimenter und infolge dessen Auflösung der 2 Kürassier- und der 2 Ulanenregimenter; bedeutende Verminderung der Zahl der Generale und auch der Offizierszahl in andern Graden; Aufhebung der Regimentsverbände bei der Infanterie und Artillerie; Neuregulirung des Avancements- und Pensionswesens, Verbesserung der Oekonomie, Beschränkung der Pferderationen an höhere Offiziere und der Neubauten, Aufhebung des Cadettencorps und entbehrlicher Festungen, namentlich Landaus, bessere Sorge für die Unteroffiziere. Der Ausschuß beschloß, diese tiefeingreifenden Vorschläge bei der Berathung des ordentlichen Militärbudgets zur Debatte zu bringen und zunächst die zu dem außerordentlichen Militärcredit gemachten Anträge vorzulegen.

Dieselben standen in den Sitzungen vom 29., 30. und 31. März auf der Tagesordnung. Der Abgeordnete Crämer hatte eine Ahnung von dem Gange der Debatte und beantragte daher, die Berathung über die außerordentlichen Militärbedürfnisse und über die Vorschläge des Ausschusses bis zur Feststellung des ordentlichen Militärbudgets zu vertagen, damit man nicht über die Kolb'schen Reformvorschläge zweimal eine Debatte veranstalte. Aber die patriotische Partei war der Ansicht, die Frage des Kampfes gegen den Militarismus müsse einmal entschieden werden und zwar sobald als möglich. Der Crämer'sche Antrag wurde abgelehnt, und man sah einer Discussion entgegen, in welche wieder alles Mögliche hereingezogen wurde. Die Generaldebatte eröffnete Kolb, beleuchtete diese militärische Frage vorzugsweise vom finanziellen Standpunkte, sprach vom Krimkriege und vom italienischen Kriege 1859, in welchen nur Mangel an Geld Rußland und Oesterreich zum Friedensschlusse gezwungen hätten, prophezeite Baiern die Annexion, falls es auf dem betretenen Wege fortschreite, und erklärte zuletzt, es sei nothwendig, mit einem System zu brechen, welches die Steuerkraft des Landes ruinire und nicht die erwartete Sicherheit gewähre. Dieses System hindere die Culturentwickelung der Staaten und untergrabe den Wohlstand. Deutschland, Europa werde es der bairischen Kammer danken, wenn sie in Beseitigung dieses Systems vorangehe. Graf Fugger verwahrte die Patriotische Partei gegen den Vorwurf, daß sie durch ihre Anträge und Beschlüsse ein Mistrauensvotum gegen den Kriegsminister beabsichtige. Das Land habe nicht die finanzielle Kraft,

Digitized by Google

um die Militärbedürfnisse zu befriedigen. Uebrigens dürfe die Bewaffnung und die technische Ausbildung der Armee nicht vernachlässigt werden. Die Cavalerie könne Baiern schon vermindern, da ja Preußen, Baierns mächtiger Bundesgenosse, die seinige vermehrt habe und Baiern allein keinen Krieg anfange. Stenglein nahm das neue Wehrsystem in Schutz und hielt es angesichts der äußern Lage zur Zeit nicht für möglich, dieses System zu beseitigen, ohne die Selbständigkeit Baierns in hohem Grade zu schädigen. Es dürfe allerdings für das Militär nicht mehr ausgegeben werden, als das Land zu ertragen vermöge; aber eine bedeutende Reduction des Heeres sei durch die politische Lage verboten. Das gegenwärtige Militärsystem Europas könne freilich aus finanziellen Gründen nicht auf die Dauer beibehalten werden; doch bezweifle er, daß man dann zu dem Milizsystem übergehe. Wolle man die Erhaltung der Selbständigkeit Baierns betonen, so müsse man die Möglichkeit der Einführung des Milizsystems verwerfen. „Wir brauchen nicht blos eine tüchtige Armee, sondern auch das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit unserer Armee. Nur dann, wenn wir mit unsern Bundesgenossen ebenbürtig im Kriege bezüglich der Leistungen unserer Armee auftreten, wahren wir unsere Selbständigkeit. Auf eine Milizarmee würden unsere Bundesgenossen kein Vertrauen haben, und schon deshalb dürfen wir dieses System nicht einführen." Freiherr von Stauffenberg äußert sich nicht unbedingt gegen eine Annahmung des Milizsystems, verlangt aber als Voraussetzung eine militärische Erziehung der Jugend und einen wahrhaft patriotischen und aufopfernden Sinn des Volkes, sprach dann gegen manchen lächerlichen Zopf, der dem heutigen Militärsystem noch anhängt, besonders gegen den überflüssigen Wachtdienst, und erklärte, daß auch seine Partei alle Ersparungen, welche mit der Schlagfertigkeit der Armee zu vereinbaren seien, eintreten lassen werde. Der ultramontane Dr. Schleich sprach gegen den neuen Militarismus, als welchen er das parasitische Ueberwuchern des Wehrstandes auf Kosten der andern Stände bezeichnete, und hob als die politische Seite dieser militärischen Frage das hervor, daß hier die Probe geliefert werde, ob der mit Preußen abgeschlossene Allianzvertrag schon ein Abhängigkeitsverhältniß Baierns, eine Einmischung in dessen innere Angelegenheiten bedeute oder nicht. Dabei ging er bis in die Zeiten der alten Römer zurück, welche sich auf Abschließung von Bündnissen gut verstanden und bei solchen Fällen sehr unterschieden hätten, ob sie mit einem Besiegten oder einem Ebenbürtigen zu verhandeln hätten. Die Bekämpfung einer langen Präsenzzeit führte ihn zur Erwähnung einer Verordnung von 1866, kurz nach dem Ausbruche des Krieges, worin zur Bildung von Freiwilligencorps aufgefordert und gesagt wurde, man solle sich mit Ackerwerkzeugen und dergleichen Dingen bewaffnen. Solchen Corps legte er eine hohe Bedeutung bei und rief aus: „Wären damals die Preußen nach München gekommen, so hätten sich im Gebirge solche Scharen gebildet und wären gegen die Preußen gezogen, um eine neue Schlacht von Sendling zu erleben."

Dieses Hereinziehen der Allianzverträge gab dem Minister Graf Bray Veranlassung, zum ersten mal vor der Kammer über sein politisches Programm sich auszusprechen. Er fand die Lage Baierns bei weitem nicht so schlimm, als sie von patriotischer Seite dargestellt wurde, und stellte als Minister des Auswärtigen eine praktische Politik in Aussicht, bei welcher Baiern mit allen seinen Nachbarn, in erster Linie mit den deutschen Stammesgenossen die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalte. Das Verhältniß zu Norddeutschland sei durch die Verträge gesichert, das zu den andern süddeutschen Staaten sei zwar nicht durch den Abschluß eines Südbundes festgestellt, aber auch ohne einen solchen biete die Gemeinsamkeit der Interessen Süddeutschlands Anhaltspunkte genug für ein stetes und herzliches Zusammengehen auf der Basis vollster Gleichberechtigung. Den Abgeordneten Schleich beruhigte er hinsichtlich der Bedeutung der Allianzverträge, welche nicht, wie derselbe befürchte, einen offensiven Charakter hätten und Baiern auch nicht im

Digitized by Google

Frieden gewisse Beschränkungen und Lasten auferlegten. Schon der Wortlaut des Vertrags documentire den rein defensiven Charakter derselben; auch sei bei den Friedensunterhandlungen in Berlin, denen er selbst angewohnt habe, nie von einem Angriff auf fremde Staaten, sondern immer nur von der Abwehr fremder Angriffe auf unsere Grenze die Rede gewesen. Nur müsse dabei nicht übersehen werden, daß es eine doppelte Offensive gebe, eine politische und eine strategische; jene sei durch den Vertrag ausgeschlossen, diese werde sich, bei schon entschiedenem Kriege, jeder Führer eines schlagfertigen Heeres stets vorbehalten müssen. Auch die andere Befürchtung, daß die Verträge Baiern noch weitere Beschränkungen auferlegen und das Land zu einer Art Vasallenstaat machen würden, habe keine Begründung. Es liege allerdings in der Natur einer Allianz, daß auf beiden Seiten eine Wehrkraft vorhanden sei; aber wenn Preußen daran liegen müsse, Baiern nicht wehrlos zu wissen, so hätte doch Baiern selbst ein noch viel höheres und mächtigeres Interesse daran.

Auf diese mit vielem Beifall aufgenommene Rede des Ministers folgte ein durch den Abgeordneten Pfarrer Mahr erregter Tumult, da derselbe auf das so beliebte Thema des Krieges von 1866 zu reden kam und behauptete, daß, wenn General von der Tann damals immer zur rechten Stelle erschienen, kein Preuße nach Baiern gekommen wäre. Dr. Völk erinnerte daran, daß bei allen frühern Militärverhandlungen seine Partei die umfassendsten Ersparungen beantragt, daß aber die die Mehrheit bildende Gegenpartei nicht zugestimmt habe. Man solle die Ersparungen näher bezeichnen, mit allgemeinen Redensarten sei den Steuerpflichtigen nicht geholfen, mit Angriffen auf verdiente Generale aber desorganisire man die Armee. Der Kriegsminister von Pranckh bemerkte hinsichtlich der Präsenzzeit, daß schon die jetzige kaum eine hinreichende genannt werden könne, da es nicht blos auf die allgemeine Ausbildung ankomme, sondern auf den Soldatengeist im guten Sinn, den Geist der Disciplin, der Hingebung, der Ertragung, wofür die Präsenzzeit gar nicht lange genug sein könne. Wenn die großen europäischen Staaten mit Einführung des Milizsystems vorangehen würden, so könnten die Mittelstaaten nachfolgen; aber wenn jetzt Baiern vorangehen wollte, so käme das einem politischen Selbstmorde gleich. Durch Annahme der Kolb'schen Vorschläge würde auf geraume Zeit eine Desorganisation des Heeres herbeigeführt, wozu er als Kriegsminister weder die Hand biete noch seinen Namen hergebe. Wolle man die Verträge und die darin eingegangenen Verpflichtungen ehrlich halten, so dürfe man die Wehrkraft nicht schwächen. Darauf erwiderte der Referent Kolb, er fürchte, daß die Mittelstaaten, wenn sie das Milizsystem nicht annehmen, einen andern politischen Selbstmord begehen, nämlich den, daß sie sich selbst finanziell und moralisch zu Grunde richten. Daß die Heereseinrichtungen, wie sie vor 1866 bestanden, nichts taugten, habe er schon lange vorher ausgesprochen. Uebrigens seien die schlechten Erfolge, welche die bairische Armee damals erzielt habe, größtentheils dem deprimirenden Gefühl zuzuschreiben, welches dieselbe haben mußte, als man sie noch ins Treffen führte, nachdem der Feldzug in Böhmen bereits beendigt war.

Damit war die Generaldebatte, bei welcher, wie Krämer richtig geahnt hatte, weniger von den Forderungen der Regierung als von der Kolb'schen Phantasien die Rede war, erschöpft. Am folgenden Tage, am 31. März, wurde auf die Einzelheiten des außerordentlichen Militärcredits eingegangen und, wie schon bemerkt, gegen 3 Millionen daran gestrichen. Die Erste Kammer stimmte diesem Beschlusse, außer bei einem einzigen Punkte, bei, und die beiden Kammern verständigten sich hierüber. Doch weit wichtiger als das Resultat dieser dreitägigen Debatte war die Frage, vor der man immer noch stand: die Kolb'schen Desorganisationsvorschläge waren ja nur vorläufig besprochen worden, das bisherige war ja nur ein bloßes Geplänkel gewesen, die Entscheidungsschlacht sollte erst bei der Berathung des Militärbudgets geschlagen werden, dann erst sollte die Zweite Kammer

Digitized by Google

Beschluß darüber fassen, ob im bairischen Heerwesen die Namen Moltke und Roon oder der Name Kolb mehr gelte, ob König Ludwig noch ein Heer oder ob er bewaffnete Bauernvereine haben solle, ob offene Vertragstreue oder versteckter Vertragsbruch zur Parole der Volksvertretung gemacht werden solle. Die Regierung war in großer Verlegenheit: einer Niederlage war sie, wenn es zur Abstimmung kam, gewiß, und was dann thun? Unter das Kolb'sche Joch sich beugen konnte sie nicht; ihre Ehre, ihr Wort, das sie dem großmüthigen Sieger von 1866 gegeben hatten, stand auf dem Spiel; der Ruin des Landes war gewiß, es wäre der Regierung kaum etwas anderes übriggeblieben als die Nothwendigkeit einer Kammeranflösung, eine Aenderung des Ministeriums ohne Aenderung des Militärsystems, also auch des Regierungssystems und der ganzen deutschen Politik hätte nichts geholfen. Aber was war durch eine Kammeranflösung zu hoffen? Auch auf diesem Felde war die Regierung, bei ihrer notorischen Schwäche gegenüber den ultramontanen Agitationen und Ausschreitungen, einer Niederlage sicher, und was dann? Nur ein Deus ex machina konnte ihr helfen oder auch, wenn ein solcher in Baiern nicht zu haben war, ein Diabolus ex machina. Und er kam, wenn auch erst im letzten Moment, und der diabolus half, und sein Name war Napoleon oder Eugenie oder Gramont, oder war ihrer, wie einst bei Gadara, eine ganze Legion und hieß französische Kriegspartei.

Die bairische Kammermaschine war noch ein Stück von altem Kaliber, sie arbeitete entsetzlich langsam und setzte viel Ruß an. Wozu man in einer berliner Werkstätte einen Monat brauchte, dazu brauchte man in München wenigstens ein halbes Jahr; das ultramontane Klima soll daran schuld sein und noch einiges andere, wovon man auch am Nesenbach etwas zu erzählen weiß. So hatten denn die patriotischen Zugführer, obgleich der Landtag schon seit dem 3. Jan. versammelt war, es glücklich dahin gebracht, daß die Generaldebatte über das Militärbudget und über die Annahme der Kolb'schen Vorschläge erst am 13. Juli 1870 begann. Erinnern wir uns einen Augenblick der damaligen politischen Situation! Am 12. Juli 1870 war zwar die Hohenzollern'sche Candidatur officiell zurückgezogen, aber der Herzog von Gramont erklärte noch dem preußischen Botschafter Freiherrn von Werther, die Verzichtleistung sei jetzt Nebensache; die Hauptsache sei, daß der König von Preußen, welcher bisjetzt absolut nichts gethan habe, an Kaiser Napoleon einen entschuldigenden Brief schreibe; diese Erklärung machte er auch dem englischen Botschafter Lord Lyons, schickte in der Nacht eine telegraphische Depesche an Benedetti nach Ems, und dieser verlangte am 13. auf der Brunnenpromenade vom Könige, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern je auf ihre Candidatur zurückkommen sollten. Dieser Vorgang in Ems, sowie daß der König es abgelehnt habe, Benedetti in dieser Angelegenheit nochmals zu empfangen, wurde am Abend des 13. von der preußischen Regierung mehrern Vertretern des Norddeutschen Bundes im Auslande mitgetheilt. Die Lage am 13. Juli war also kurz die, Frankreich sagte: „Demüthigung oder Krieg!" Preußen erwiderte: „Lieber Krieg als Demüthigung!" Der Würfel war geworfen.

Diesen verhängnißvollen Tag, an welchem Tausende von Kanonen, Zündnadelgewehren und Chassepots bereits in freudiger Aufregung waren, hatten sich Kolb und seine ultramontanen Protectoren dazu ausersehen, um in der bairischen Abgeordnetenkammer eine Friedenspfeife zu rauchen. Referent Kolb eröffnete die Debatte. Solle Baiern nicht ruinirt werden, sagte er, so müßten bedeutende Ersparungen gemacht werden; das einzige Mittel hierzu sei das Aufgeben des jetzigen Militärsystems. Dasselbe beizuhalten, dafür bestehe weder eine juristische noch eine moralische Verpflichtung gegen einen andern Staat

Digitized by Google

(Preußen), und zur Sicherheit des eigenen Landes sei dieses System auch nicht nöthig; denn es drohe keine Gefahr von außen, wenn sich Baiern nicht zu aggressiven Zwecken misbrauchen lasse. Aber wehrlos wolle er darum das Land nicht machen; im Gegentheil, es solle jeder in den Waffen geübt werden, doch so, daß er nie aufhöre, Bürger zu sein; das letztere charakterisire eben das Milizsystem. Freilich, zu Angriffskriegen eigene sich dasselbe nicht; das wolle er aber eben, und nicht minder sei es ungeeignet, der Regierung als Werkzeug zur Niederhaltung des eigenen Landes zu dienen. Baiern könne mit Sicherheit die Aenderung vornehmen, weil es eben nicht bedroht sei; die andern Staaten würden schon nachfolgen. Thue man dies nicht, so sei man über kurz oder lang der Annexion verfallen. „Schreiten Sie kühn voran! andere Völker werden folgen, und Sie werden gepriesen werden als Wohlthäter der Menschheit." Ministerpräsident Graf Bray erwiderte: „Er habe neulich (30. März) gesagt, die centrale Lage Baierns im Herzen von Europa sei eine Garantie seiner Sicherheit und Unangreifbarkeit. Diesen Satz habe Kolb aufgegriffen und für seine Zwecke benutzt; er (Bray) halte an demselben fest, knüpfe aber daran die Folgerung, daß eben diese centrale Lage für Baiern die Unmöglichkeit bedinge, sich von einem europäischen Conflict fern zu halten. Ebendeshalb sei für Baiern eine gute und starke Armeeorganisation absolut nothwendig. Ihm gelte die Qualität der Truppen mehr als die Zahl; lieber wolle er ein kleines, aber gutes Heer als eine große, schlecht geübte Armee haben; Kolb dagegen lege das Hauptgewicht auf die Zahl und schlage die Qualität weniger hoch an. Man müsse einen tüchtigern Kern haben; an diesen könne sich in Zeiten der Gefahr die Masse der rasch Aufgebotenen mit Erfolg anschließen, nimmermehr aber würde diese Masse für sich allein etwas Erkleckliches leisten." Am Schlusse wies er auf den Ernst des gegenwärtigen Moments hin. Wo die Verhandlungen noch im Gange seien, welche über Krieg und Frieden zu entscheiden haben, da sei es doch jedenfalls höchst unpassend, zu einer Aenderung der Heeresorganisation zu schreiten, welche sich ja nicht mit Einem Schlag vollziehen lasse, sondern Baiern in die Gefahr brächte, im Falle der Noth ein brauchbares Heer überhaupt nicht zu haben. Die Abgeordneten Gerstner und Schleich sprachen sich im Sinne Kolb's aus; nur hielten sie den Zeitpunkt nicht für geeignet zur Einführung des Milizsystems. Dr. Sepp äußerte die Ansicht, die ganze spanisch-hohenzollernsche Geschichte scheine extra zu dem Zwecke in Scene gesetzt zu sein, damit die bairischen Patrioten zur Bewilligung des Militärbudgets genöthigt seien. „Allein wir lassen uns nicht aus der Ruhe bringen, da wir keine Gefahr zu besorgen haben, denn es wird keinem deutschen Fürsten einfallen, die ihm angebotenen spanischen Luftschlösser anzunehmen. Wir werden deshalb keinen Mann mehr aufstellen, keinen Gulden mehr bewilligen, da wir weder den casus foederis noch den casus belli anerkennen."

Freiherr von Stauffenberg sprach in der Sitzung vom 14. Juli, die Frage über das Milizsystem beiseitelassend, vorzugsweise von dem Militärbudget des Kriegsministers und dem des Finanzausschusses. Jener verlange 16 Millionen und erkläre als eine Art Ultimatum, daß er mit einer geringern Summe nicht auskommen könne, dieser wolle blos $13\frac{1}{2}$ Millionen bewilligen. Die Ersparniß von $2\frac{1}{2}$ Millionen bei einem Etat von 16 Millionen sei ihm zu kostspielig, wenn dafür eine ungeübte Armee, ein unzureichendes und unzufriedenes Offiziers- und Unteroffizierscorps eingetauscht, wenn alle Organisation, noch dazu in diesem Moment, auf den Kopf gestellt werde. Dr. Jörg ließ sich auf die politische Situation des Tages insofern ein, als er erwähnte, daß man bei dem Conflict zwischen Frankreich und Preußen noch nicht wisse, ob der casus foederis gegeben sei, sagte aber auch zugleich, daß diese spanische Verwickelung auf die Budgetberathung keinen Einfluß ausüben könne, da die Abgeordnetenkammer unter allen Umständen zu erklären habe, so und so viel könne das bairische Volk auf die Armee verwenden und nicht mehr. Trete

Digitized by Google

der Krieg ein, so werde der Kriegsminister mit einer neuen Rechnung kommen und diese sei abgesondert zu behandeln. Daß aber ein deutscher Fürst aus der blutig-schmutzigen Hand eines Meuterergenerals ein Kronangebot annehme, und daß der Herr des Norddeutschen Bundes seinen Segen dazu gebe, das seien die traurigen Folgen des Jahres 1866. Seit 3½ Jahren sei es das dritte mal, daß die europäische Ruhe gestört werde durch einen Alarm zwischen Preußen und Frankreich. Bei der luxemburger Frage wäre es am Platze gewesen, mit Frankreich reinen Tisch zu machen. Dr. Völk tadelte es, daß jetzt, wo man vor einer ernsten Krisis stehe, Bitterkeiten gegen Preußen aufgetischt würden. Es handle sich doch in Wahrheit gegenwärtig nicht um die Besetzung des spanischen Thrones, sondern um die Eifersucht auf die Constituirung Deutschlands; das Endziel sei die Rheingrenze. „Ist das nicht etwa ein casus foederis? Soll das nicht unser nationales Ehrgefühl entflammen? Und wenn das nicht, so ziehen wir doch mindestens unsere puren Vortheil zu Rathe; denken wir an unsere Pfalz, die auf dem Spiele steht, vergessen wir nicht die Ruinen von Heidelberg!"

In der Sitzung vom 15. Juli konnte man in den Mienen des Kriegsministers von Prankh eine gewisse Genugthuung recht deutlich erblicken. War ja doch an diesem Tage seine Position schon so gut als siegreich behauptet. Er galt nicht für einen bedeutenden Redner; als er aber nun das Wort ergriff, sprach er in anderthalbstündiger Rede mit großem Feuer und mit schlagenden Argumenten gegen Milizsystem und Ersparnisse. Er fand es auffallend, daß man immer von den großen Kosten des Heeres spreche und darüber klage, daß dieselben mit jeder Finanzperiode wüchsen; es möge sich doch jeder seinen eigenen Haushalt ansehen; seien denn dessen Kosten in den letzten 20 Jahren nicht stetig gewachsen? Wie solle denn der Kriegsminister mit den frühern Summen reichen, wenn er Brot, Fleisch, Hafer, Heu, Leder u. s. w. theuerer kaufen müsse? Mit den vom Ausschusse vorgenommenen Abstrichen könne er das Heer nicht erhalten; ein solches Heer wäre auch die vorgeschlagenen Millionen nicht werth; denn es wäre dann nur der unbrauchbare Rumpf eines verstümmelten Heeres. „Besser wäre es dann, Sie gäben das Heer ganz auf, stellten 10000 Mann Gensdarmerie auf für die innere Sicherheit und träfen ein Abkommen für den Kriegsfall!" Referent Kolb sprach noch zum Schlusse: „Wir leiden alle unter dem Eindruck der äußern Nachrichten; aber wir dürfen nicht aus den Augen verlieren, daß es sich um die Herstellung eines Friedensbudgets handle, und daß, wenn ein Krieg eintreten sollte, auf denselben auch wieder der Friede folgen wird", und richtete an die Kammer die Bitte, „bei der Abstimmung nicht irre zu werden durch die trüben Wolken am politischen Horizont, sondern so zu stimmen, daß das Land ein Militärbudget bekomme, mit dem es gut bestehen könne". Damit war die Generaldebatte beendigt, und die Verehrer der Herren Kolb und Jörg versprachen sich für die folgenden Tage eine behagliche Specialdebatte und dann für die letzten Tage des Juli eine mit taktfester Parteidisciplin vorgenommene Abstimmung, infolge deren dann der bairischen Armee längere Ferien gegeben würden. Aber der Präsident Weis machte, ohne Zweifel im Einverständniß mit dem Ministerium, den „unmaßgeblichen" Vorschlag, die Sitzung zu schließen und die Specialdebatte auf den 18. Juli zu verschieben, was er aus wohlerwogenen Gründen thue, deren Erörterung man ihm erlassen werde.

Unmittelbar nach dem Schlusse dieser Sitzung traf in München die Nachricht von der an diesem Tage im Senat und im Gesetzgebenden Körper Frankreichs von der dortigen Regierung ausgesprochenen Kriegserklärung ein. Zugleich hörte man, daß die bairische Regierung die in Urlaub befindlichen Offiziere bereits einberufen und daß König Ludwig sofort nach dem Eintreffen des pariser Telegramms erklärt habe, der Bündnißfall sei gegeben, die Integrität und die Sicherheit Deutschlands sei bedroht, er werde seinen nord-

Digitized by Google

deutschen Bundesgenossen zu Hülfe ziehen. Ungeheuere Aufregung bemächtigte sich der Stadt; die ultramontane Presse bot alles auf, um die Kammer und das Volk gegen die Theilnahme Baierns an dem Kriege aufzureizen. Schämte sich doch ein klerikales Blatt nicht, schon am 11. Juli folgende Zeilen zu drucken: „Auf wessen Seite aber wir uns stellen? Natürlich auf die Seite der Verspielenden. Preußen muß endlich seine wohlverdienten Prügel haben, das Blut der Opfer von 1866, das zertretene Recht, das empörte Europa will es; da gehen wir natürlich mit den deutschen Brüdern im Norden, wenigstens bis zur ersten verlorenen Schlacht. Dann kommen wir vermuthlich zu Verstand, und dann schlagen wir mit dem andern auf die Preußen, je kräftiger, desto besser!" Selbst mit dem Feinde zu verhandeln, scheute man sich nicht; derselbe wurde dadurch in seinem Glauben an die Neutralität Süddeutschlands noch bestärkt. Dr. Sigl, Redacteur des ultramontanen „Vaterland", telegraphirte noch am 17. Juli nach Paris: „Die Patriotische Partei der Kammer ist entschlossen, keinen Kreuzer für die zu Gunsten Preußens befohlene Mobilmachung zu verwilligen."

Die Regierung ließ sich nicht irremachen. Sie wußte, daß es sich in diesem Kriege um die Rheingrenze handle, und daß, falls Frankreich siege, die Pfalz für Baiern verloren sei. Es mußte ihr also daran liegen, Frankreich den Sieg zu erschweren, und das konnte sie nur, indem sie an dem Kriege gegen dasselbe theilnahm. Neutralität half hier nichts, konnte nur der deutschen Sache und Baiern selbst den größten Schaden bringen. Zudem wußte die bairische Regierung, daß Frankreich bei seinen mehrfachen Verhandlungen mit Preußen unter seinen Compensationsforderungen besonders auch die Forderung, daß die Pfalz ihm abgetreten werden sollte, aufgestellt habe; denn Bismarck hatte nicht versäumt, den deutschen Fürsten schon vor dem Kriege die bekannten „Enthüllungen" mitzutheilen und sie dadurch in den Stand zu setzen, selbst zu berechnen, wessen sie sich unter allen Umständen zu Frankreich zu versehen hätten. Es fiel deshalb auch, als die französische Regierung schon am 10. Juli durch eine Mittelsperson bei der bairischen Regierung anfragen ließ, welche Stellung letztere bei dem möglicherweise ausbrechenden Conflict einzunehmen gedenke, die Antwort durchaus nicht nach Wunsch aus. Dieselbe lautete: „Die bairische Regierung mache ihre definitive Entschließung von dem fernern Verlauf der Streitfrage abhängig, werde zur Zeit ihre zurückhaltende Stellung beibehalten, könne jedoch schon jetzt die Versicherung geben, daß das bairische Volk und sein König sich von dem übrigen Deutschland nicht trennen werden." König Ludwig, hochherzig in allen Fragen des großen Vaterlandes, wenn auch eifersüchtig auf seine Wittelsbach'sche Souveränetät, ergriff, auch auf die Gefahr hin, ohne ein zustimmendes Votum der Kammer, ja im vollen Gegensatz zu demselben handeln zu müssen, die Initiative, welche für Baiern und Würtemberg bestimmend, geradezu zwingend war. Er hatte im Allianzvertrage sein königliches Wort verpfändet; er wollte es nun auch einlösen und als Deutscher zu Deutschland stehen. Am 16. Juli erfolgte der Mobilisirungsbefehl, wonach die beiden Armeecorps und 16 Bataillone Landwehr auf den Kriegsfuß gesetzt wurden. Als der König am 17. von dem Schlosse Berg am Starnbergersee nach München zurückkehrte, fanden sich nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr gegen 30000 Menschen vor seinem Palast ein, um ihm in donnerndem Lebehoch und in patriotischen Gesängen ihre Freude und ihren Dank für seine deutsche Haltung auszudrücken. Der Redacteur Sigl dagegen, welcher in den letzten Nummern seiner Zeitung so weit gegangen war, daß er die Soldaten zur Meuterei und zur Ermordung ihrer Offiziere aufforderte, konnte sich vor der ihm drohenden Lynchjustiz nur dadurch retten, daß er selbst die Polizei ersuchte, ihn in Gewahrsam abzuführen. In der deutschgesinnten Stadt Nürnberg beschloß eine zahlreiche Volksversammlung folgende Erklärung: „1) Angesichts des Krieges, welchen Frankreich in frevelhafter Weise gegen Preußen erklärt hat, erachten wir uns mit dem ganzen

Digitized by Google

übrigen deutschen Volke solidarisch verbunden. 2) Unsere Staatsregierung hat bereits die volle Kraft des bairischen Volkes aufgeboten zum Schutze des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Wir erwarten, daß unsere Volksvertretung einmüthig und einstimmig alle Mittel zur energischen Durchführung des Krieges bewilligt. 3) Wir erwarten von unserer kriegsfähigen jungen Mannschaft, daß sie sich in dieser Zeit der Gefahr dem Vaterlande freudig zur Verfügung stellt, und nicht minder von unsern übrigen Mitbürgern, daß sie jedes Opfer für die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des deutschen Landes bringen."

Die Sitzung vom 18. Juli begann. Sämmtliche Minister waren anwesend, die Zuschauertribünen gedrängt voll, alle Abgeordneten hatten sich, mit Ausnahme eines einzigen, eingefunden. Aber von einer Specialdebatte über das Friedensbudget war keine Rede mehr, vielmehr stand ein vom Ministerium geforderter außerordentlicher Militärcredit auf der Tagesordnung. Der Kriegsminister legte einen Gesetzentwurf vor, wonach die Regierung zur Beschaffung der Ausrüstung und zur Mobilisirung 5,600000 Fl., für den Unterhalt des Kriegsstandes für den Rest des Jahres 21,100000 Fl., zusammen also 26,700000 Fl. forderte. Der Minister Graf Bray gab eine kurze Darstellung der letzten Ereignisse und hob den großen Unterschied hervor, welcher zwischen der politischen Situation vor dem 12. Juli und der nach dem 12. Juli stattfand: „Von hier an ändert sich die Natur der Frage. Die spanische Candidatur verschwindet und die deutsche Frage beginnt." Eine Kriegserklärung sei zwar von keiner Seite erfolgt; die Vermittelungsversuche der Großmächte, an welchen sich auch Baiern betheilige, würden, wenn auch mit wenig Aussicht auf Erfolg, noch jetzt fortgesetzt. Die liberale Partei schlug vor, die Regierungsvorlage an den Finanzausschuß zu verweisen, damit dieselbe heute Abend noch berathen werden könnte und nicht mit der Wahl eines neuen Ausschusses mehrere kostbare Stunden verloren gingen. Aber den Patrioten schien gerade diese Sache durchaus nicht dringlich, und unter dem Vorwande, eine so wichtige Frage aufs genaueste zu prüfen, stimmten sie dem Antrage des zweiten Präsidenten, des Grafen von Seinsheim, bei, welcher die Wahl eines Ausschusses von neun Mitgliedern verlangte. Nach kurzer Unterbrechung der Sitzung wurde die Wahl vorgenommen und sieben Mitglieder der patriotischen (darunter Jörg und Kolb) und zwei Mitglieder der liberalen (Marquard Barth und Sellner) Partei gewählt. Die Fortsetzung der Sitzung wurde aufs abends 7 Uhr anberaumt; als sie aber nun eröffnet werden sollte, wurde den Abgeordneten von dem Präsidenten die Mittheilung gemacht, der Ausschuß habe den ganzen Nachmittag gearbeitet, für den politischen Theil der Frage Jörg, für den finanziellen Kolb zum Referenten bestellt, habe aber den Stoff noch nicht bewältigen können und brauche sogar den ganzen Vormittag des 19. Juli noch zu seinen Berathungen, sodaß die nächste Sitzung erst auf den 19. nachmittags 4 Uhr angesetzt werden könne. Unter lebhaften Kundgebungen des Unwillens verließen die Abgeordneten und das Publikum den Saal. In der Ausschußsitzung beantragte Jörg auszusprechen, daß nur zur Aufrechthaltung bewaffneter Neutralität „gegenüber den Kriegsereignissen zwischen Preußen und Frankreich" ein außerordentlicher Credit bewilligt werde, und definirte den Begriff einer bewaffneten Neutralität dahin, dieselbe sei das ernstliche und principielle Bestreben eines Staates, in den Krieg anderer Mächte sich nicht einzumischen, solange nicht eine directe Bedrohung seiner eigenen Existenz zur Action zwinge. Greil ging noch weiter und wünschte lediglich die Aufstellung so viel bewaffneter Macht als nöthig sei, um Streifcorps und Plünderungen abzuwehren. Barth erklärte, für bewaffnete Neutralität gar kein Geld verwilligen zu können. Dies ergriff Kolb mit Freude und er bezeichnete die einfache und unbewaffnete Neutralität als dasjenige, was Baiern Gut und Blut ersparen und seinen Interessen am besten entsprechen würde. Die anwesenden Minister Bray und Pranckh erklärten, daß sie dem Antrage

Digitized by Google

auf bewaffnete Neutralität nicht zustimmen könnten, weil die Staatsregierung dadurch gehindert sein würde, sofort dann in die kriegerische Action einzutreten, wenn sie dies im Interesse Baierns für unabweisbar erachte. Bei der Abstimmung wurde die Regierungsvorlage mit 7 gegen 2 Stimmen abgelehnt und Jörg's Vorschlag, zur Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität die Summe von 5,600000 Fl. zu bewilligen, mit 6 gegen 3 (Barth, Sellner, Schleich) Stimmen angenommen. Diese beiden Beschlüsse wurden der Kammer von dem Ausschusse zur Bestätigung vorgelegt.

Es war abends 4 Uhr. Alles drängte sich nach dem Ständehause. Die Galerien waren so überfüllt, daß kein Plätzchen mehr zu erobern war. Zahlreiche Gruppen standen im Hofe des Ständehauses und vor demselben. Zwei Posten befanden sich vor dem Haupteingange und eine Abtheilung Soldaten war in einem Parterrelocal untergebracht. Die Stimmung war ungemein erregt. Man kannte den Beschluß des Ausschusses und fragte entrüstet, ob die Abgeordnetenkammer demselben beistimmen werde. In der Abendsitzung des Patriotischen Clubs vom 18. Juli hatten sich die Mitglieder das Wort gegeben, nur für bewaffnete Neutralität zu stimmen. Wenn sie alle ihr Wort hielten, so wurde die Regierungsvorlage abgelehnt und Dr. Jörg hatte gesiegt. Und doch war das letztere fraglich; denn es war nicht anzunehmen, daß König Ludwig, nachdem er bereits mit solcher Energie für die Sache eingetreten war, durch die ultramontane Kammermehrheit sich zum bloßen Zuschauer des beginnenden Kampfes, der die Geschicke Deutschlands auf Jahrzehnte und Jahrhunderte entscheiden möchte, degradiren lassen werde, und auch die münchener Bevölkerung hatte schon bei mehrern Gelegenheiten gezeigt, daß sie bei aller gambrinischen Gemüthlichkeit auch auf Revolutioniren sich verstehe, wenn kein anderes Mittel verfangen wolle. Es waren ernste Augenblicke. Gegen halb 5 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Zuerst sprach der Referent Jörg. Er motivirte den Antrag auf bewaffnete Neutralität damit, daß er sagte, die Ausschußmehrheit habe aus der Prüfung der Actenstücke und der Sachlage die Ueberzeugung gewonnen, daß durch die gegenwärtige kriegerische Verwickelung zwischen Preußen und Frankreich der Allianzvertrag Baierns mit Preußen gar nicht berührt werde, der casus foederis gar nicht vorhanden sei. „Unsers Erachtens liegt die Ursache dieser traurigen Verwickelung außerhalb des Gebiets deutscher Interessen und deutscher Ehre, und da ist sie auch stehen geblieben; sie ist eigentlich aus einer Art preußischer Hauspolitik hervorgegangen, welche durch das heimliche Betreiben der Hohenzollern'schen Candidatur einen großen politischen Fehler beging. Diesen Fehler hätte der König von Preußen nach unserer Ansicht ohne Beeinträchtigung seiner Würde durch ein Wort wieder gut machen können. Der Ursprung des Krieges liegt in einem wirklichen oder eingebildeten Verstoß gegen die Etikette (Benedetti's Benehmen auf der Brunnenpromenade zu Ems), und wir können mit der neulichen Behauptung des Grafen Bray, daß es sich hier um die deutsche Frage handle, nicht übereinstimmen. Es ist nicht eine deutsche Sache, sondern ein bedauernswerther Streit zweier Großmächte." In dem preußischen Obercommando fand Jörg eine schwere Beeinträchtigung der bairischen Souveränetät, fürchtete, die bairische Armee werde aus Baiern hinausgezogen werden und dieses dann wehrlos daliegen, und rief voll patriotischer Angst, welchen Schutz ihnen denn Preußen bieten könne gegen eine französische Invasion? Die Theilnahme Baierns am Kriege, politisirte Jörg weiter, würde die Dauer desselben verlängern und auch andere Staaten ins Feld rufen, während durch die Nichteinmischung Baierns die Localisirung des Krieges zwischen Preußen und Frankreich bewirkt würde; ein Zusammengehen mit Frankreich habe niemand im Ausschusse empfohlen, so mächtig habe sich trotz der Abneigung gegen Preußen die nationale Idee bewährt; die bairische Neutralität zu respectiren, habe aber Frankreich sich ausdrücklich erboten; der Herzog von Gramont habe erklärt, der Krieg solle keinen Fuß breit deutschen Bodens erwerben, „und wenn ich recht

Digitized by Google

verstanden habe, so will man von französischer Seite ausdrücklich die Pfalz uns garantiren". Eine süddeutsche Neutralität, tröstete Jörg die Minister, würde für die preußische Aufstellung sogar große Vortheile bieten, da dieselbe dann in ihrer linken Flanke nicht angegriffen werden könnte. Zum Schluß theilte er noch die im Ausschuß ausgesprochene Ansicht mit, daß, was den Ausgang des Krieges betreffe, „wir von Preußen im Falle seines Sieges übel behandelt werden könnten, von Frankreich aber nie; denn das ginge gegen dessen Interesse". Dr. Ruland drückte sich über letztern Punkt noch weit ungenirter aus und sagte geradezu, lieber wolle er die Preußen zu Feinden haben als die Franzosen. „Persönlich ist uns von Frankreich noch kein Leid geschehen." Dr. Westermayer stellte den selbstsüchtigen Satz auf: „Wenn im eigenen Hause Gefahr droht, so ist die Sorge für den eigenen Herd vorzuziehen, statt daß man dem Nachbar zu Hülfe eilt", und glaubte, daß namentlich die Pfälzer lieber die Neutralität wollten, als in den Krieg gehen. Hierüber belehrte ihn der pfälzische Abgeordnete Levi eines andern. Derselbe versicherte, alle Parteien in der Pfalz seien einig darin, daß man den Franzosen entgegentreten müsse. „Die Pfalz will lieber an der Seite Deutschlands untergehen, als schmachvoll unter dem Schutze Frankreichs stehen. Wir rechnen auf Ihren Beistand hüben und drüben; denn wenn Sie neutral bleiben, so sind wir für Sie verloren." Der Abgeordnete Fischer fragte Jörg, wie es denn komme, daß er von Norddeutschen als von Fremden spreche, wie er dem Könige von Preußen in diesem Falle Nachgiebigkeit zumuthen könne, da es doch auf der Hand liege, daß, selbst wenn der König diese Demüthigung auf sich genommen hätte, der Friede doch nicht gesichert gewesen wäre; wie er es sich noch zur besondern Ehre anrechnen möge, daß man ein Zusammengehen mit Frankreich nicht empfohlen habe, „und Gramont's Versicherung, keinen Fuß breit deutschen Bodens zu nehmen, das mag Graf Quadt (bairischer Gesandter in Paris) glauben, ich glaube es nicht". Diese Anspielungen auf Gramont und auf die Pfalz betreffen Verhandlungen, die in Paris geführt worden sind, über welche aber nichts Authentisches vorliegt. In liberalen Kreisen ging das Gerücht, Quadt habe bei Gramont angefragt, ob Frankreich die Neutralität Baierns achten würde. Dies sei mit Freuden zugesagt, aber auch die Bemerkung hinzugefügt worden, es sei selbstverständlich, daß die Durchmärsche französischer Truppen durch die Pfalz nicht als Verletzung der Neutralität angesehen werden dürften. Dieser Zusatz habe der bairischen Diplomatie alle weitern Verhandlungen mit Gramont verleidet. Der ultramontane Professor Dr. Sepp schlug zum Entsetzen seiner Partei einen frischen, nationalen Ton an: „Zwischen dem gestrigen und dem heutigen Tage liegen zehn Jahre. Das Referat ist von gestern; heute paßt es nicht mehr; gestern war der Friede noch möglich, heute ist der Krieg erklärt; gestern konnten wir noch an unsere Neutralität denken, heute liegt die vom Könige von Preußen bei Eröffnung des Norddeutschen Reichstages gehaltene Rede vor, welche voll Zuversicht von der Beihülfe der süddeutschen Staaten spricht, also keine Neutralität anerkennt; gestern konnte man noch an das Wehe denken, das wir 1866 erfuhren, heute erwacht die Kriegslust gegen den Welschen in allen deutschen Männern, und das ist ein Factor, mit dem man rechnen muß. Wir Baiern haben nicht theilgenommen an der leipziger Schlacht, aber da es sein muß, werden wir bei der neuen Nationalschlacht dabei sein. Was mich am meisten empört, das ist, daß man es wagt, von Frankreich aus Briefe an uns zu schicken, in welchen gesagt ist, die Waffenbrüderschaft mit Frankreich verstehe sich ja für uns von selbst; die Zeit sei da, an Preußen Rache zu nehmen.*) Nein! auch wir sind Deutsche, keine Halbfranzosen; die Hochschulen Deutschlands haben redlich gewirkt, daß die Sympathien für Frankreich bei uns erloschen sind."

*) Eines dieser französischen Briefe lautete wörtlich: „Ich hoffe sicher, daß, wenn der

Digitized by Google

Dr. Völk wies aus der Geschichte nach, daß die Souveränetät Baierns in dem Maße, wie Jörg sie jetzt auffasse, niemals bestanden habe, nicht zur Zeit des Deutschen Reiches, nicht zur Zeit des Rheinbundes, noch auch im Deutschen Bunde, und bezeichnete es als kindliche Naivetät, Frankreich, das im Laufe der Jahrhunderte ein Stück deutschen Landes nach dem andern am Rhein weggenommen habe, zu trauen, wenn es Baiern die Pfalz garantiren wolle. „Lassen wir uns nicht beschwätzen! Napoleon kann uns die Pfalz nicht garantiren, er garantire sich erst selbst! Und dem Manne, der den Eid gebrochen, den er auf die Staatsverfassung geleistet, wie könnten wir dem trauen, wenn er uns jetzt die Pfalz garantiren will? Die vereinte Macht der deutschen Nation allein kann sie uns garantiren." Darauf verlas Völk die Stelle aus der Thronrede des Königs von Preußen, worin es hieß, daß Deutschland solche Vergewaltigungen wie in den frühern Jahrhunderten, wo es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war, jetzt nicht mehr schweigend ertragen werde, und rief dann: „Wollen Sie dieses Wort zur Unwahrheit werden lassen? Sollen wir uns nachsagen lassen, wir hätten kein Ehrgefühl? Soll der wiedererwachte Geist von 1813 an den Mauern des bairischen Ständehauses sich brechen?" Dr. Gerstner rief: „Wir wollen die deutsche Erde nicht von Fremden garantirt haben!" Hr. von Hörmann, früher Minister des Innern, erinnerte Hrn. Jörg an jenen Satz in der von letzterm selbst verfaßten Adresse vom 29. Jan. 1870: „Nie wird eine Verlockung zum Vertragsbruche bei unserm Volke Eingang finden", und wandte sich dann an die Partei der Patrioten mit dem Ausrufe: „Hüten Sie sich, daß Sie dem, was Sie feierlich versprochen haben, nicht untreu werden! Jetzt ist Ihnen Gelegenheit gegeben zu zeigen, daß Sie den Namen «Patrioten» nicht umsonst tragen."

Ein Antrag auf Schluß der allgemeinen Debatte wurde gestellt und angenommen. Darauf sprach sich Graf Bray noch einmal darüber aus, daß der Bündnißfall gegeben sei, und erklärte der Kammer, daß, wenn sie der Regierung kein Vertrauen schenke und ihr nicht die Mittel bewillige, welche das Recht, die Ehre und die Sicherheit des Staates erfordere, die Männer, welche jetzt an der Regierung seien, ferner nicht mehr im Stande wären, das schwere Joch zu ertragen. Er werde nicht seiner Ueberzeugung und seiner Unterschrift, da er Mitunterzeichner des Allianzvertrags sei, untreu werden. Kriegsminister von Pranch bekannte sich gleich im Beginn seiner Rede als „Particularisten vom reinsten Wasser" und hob hervor, daß die Selbständigkeit Baierns nur dadurch gewahrt werden könne, daß das heute noch selbständige Baiern seine Pflicht in Deutschland erfülle. „Halten wir zu Deutschland, sonst sind wir verloren, sonst sind wir das Object, über welches die Streitenden sehr schnell sich einigen werden." Gegen das preußische Obercommando lasse sich nichts einwenden; denn die Einheit des Commandos sei die Hauptbedingung, wenn etwas erreicht werden solle. „Wenn aber nach einem Siege unsere Selbständigkeit angegriffen werden sollte, dann rufen Sie mich, dann werde ich feste Front machen. Es ist ein echter Baier, ein Altbaier, aber auch ein Deutscher, der zu Ihnen gesprochen hat."

Damit war die Generaldebatte zu Ende. Es waren wieder häßliche Mistöne ausgestoßen worden; der Haß gegen das protestantische Preußen überwog bei vielen weit das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Deutschland, und die Hinneigung zu dem katholischen Frankreich brach durch alle Bemäntelungen und Verleugnungen hindurch deutlich genug hervor. Es frug sich nun, ob die Mitglieder des Patriotischen Clubs

Krieg ausbricht, die Heere Süddeutschlands auf unserer Seite kämpfen werden; denn unsere Sache ist eine und dieselbe: Begrenzung der Macht Preußens. Man begreift fürwahr nicht die Dummheit gewisser deutscher Regierungen, welche sich muthwilligerweise dem preußischen Adler ausliefern wollen als Fraß. Glücklicherweise ist das Volk da, um dem Vorgehen dieser Leute halt zu gebieten. Wen's angeht, der merke es sich!"

Digitized by Google

ihr schon gegebenes Wort halten würden trotzdem, daß, wie Sepp gesagt hatte, zwischen gestern und heute zehn Jahre in der Mitte liegen. Alle Abgeordnete, welche unter die Parteidisciplin des Dr. Jörg sich gestellt hatten, mußten sich sagen, daß ihr Nein durchaus keine andere Wirkung haben werde als die eines Conflicts, in welchem sie selbst den kürzern ziehen; denn sie wußten, daß der König seinen Entschluß unwiderruflich gefaßt und daß er in dieser alle Gaue Deutschlands mit unwiderstehlicher Kraft erfassenden Sache das ganze bairische Volk auf seiner Seite habe. Durch solche Erwägungen ließen sich denn doch manche Schwankende auf die bessere Seite herüberziehen, und die Abstimmung ergab ein anderes Resultat, als die patriotischen Führer gehofft hatten. Der Antrag auf bewaffnete Neutralität wurde mit 89 gegen 58 Stimmen verworfen, der modificirende Antrag des Dr. Huttler, „für bewaffnete Neutralität oder für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges zur Erhaltung der Integrität des Königreichs" zu bewilligen, gleichfalls abgelehnt, jedoch nur mit 76 gegen 72, dagegen der vermittelnde Antrag des Dr. Schleich, die Neutralität ganz fallen zu lassen und die Bewilligung einfach „für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges" zu ertheilen, in der Weise, daß für die Mobilmachung 5,600000 Fl. und für den Unterhalt der Armee bis Ende October dieses Jahres 12,660000 Fl. (nicht die volle Exigenz bis Ende dieses Jahres), also im ganzen 18,260000 Fl. verwilligt werden sollten, mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Die Regierung hatte sich mit letzterm Antrage vor der Abstimmung einverstanden erklärt. Die Sitzung endigte nachts zwischen 10 und 11 Uhr. Dichte Volksmassen standen vor dem Ständehause. Mit freudigem Hoch begrüßten sie das Resultat der Abstimmung und empfingen die liberalen Abgeordneten beim Heraustreten aus dem Ständehause mit jubelndem Zurufe. Darauf eilte das Volk vor das Schloß, sang die Nationalhymne und gab sowol hier als vor der Wohnung des norddeutschen Gesandten, Freiherrn von Werthern, seiner freudigen Stimmung in wiederholten Hochrufen Ausdruck.

Am Nachmittag des 20. Juli verhandelte die Reichsrathskammer über den Militärcredit. Der Referent Freiherr von Thüngen zeigte sich an diesem Tage in einem günstigern Lichte als bei der Adreßdebatte vom 28. Jan. 1870. Derselbe erklärte, daß die preußische Regierung, namentlich seit 1866, seine Sympathien nicht habe, daß aber jetzt seine Empfindlichkeit gegen Preußen zurücktrete und das Gefühl für das Wohl des Gesammtvaterlandes in den Vordergrund trete. „Vermöge des Allianzvertrags wie vermöge unserer Stellung als Deutsche ruft uns unsere Pflicht an Preußens Seite; denn deutsches Land ist bedroht, der casus foederis also jedenfalls gegeben. Deutschlands Ehre ist auch unsere Ehre, Deutschlands Größe ist auch unsere Größe. König Wilhelm konnte die ihm angethane Schmach weder auf sich noch auf sein Volk nehmen." Graf Bray führte folgende Aeußerung eines französischen Bevollmächtigten an: „Die langsam reifende Frucht hing am Baume seit vier Jahren; sie ist zur Reife gekommen und vom Baume gefallen." Der Gesetzentwurf, wie er aus der Berathung der Abgeordnetenkammer hervorgegangen war, wurde von den 49 anwesenden Reichsräthen einstimmig angenommen. Auf den Antrag des Präsidenten, Freiherrn von Stauffenberg, drückte die Kammer dem Kriegsminister ihren Dank aus für die mit ebenso viel Umsicht als Thatkraft ausgeführte Organisation der Armee; Hr. von Prandh erwiderte: „Wie die Würfel fallen, kann man freilich nicht wissen; aber das kann ich jetzt schon versichern, die Armee wird mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen." Zum Schlusse brachte die ganze Versammlung, die Thüngen und Schrenk so gut wie die Hohenlohe und Döllinger, ein begeistertes Hoch aus für Baiern, für den Sieg der deutschen Waffen, für den deutschgesinnten König Ludwig II. Am 22. Juli wurde sodann der Landtag vertagt.

Digitized by Google

So waren alle Schwierigkeiten, welche dem Eintreten Baierns für die Sache Deutschlands in den Weg traten, glücklich beseitigt, und noch am 20. Juli machte der bairische Gesandte in Berlin, Baron von Perglas, im Auftrage seiner Regierung dem Grafen Bismarck die Mittheilung, daß Baiern auf Grund des Allianzvertrags als Verbündeter Preußens in den Krieg gegen Frankreich gleich sämmtlichen deutschen Regierungen eingetreten sei. Auf dieses hin richtete König Wilhelm ein Telegramm vom 20. Juli an König Ludwig und dankte diesem für seine echt deutsche Haltung, womit er sein Volk „elektrisirt" habe, machte ihm auch die Mittheilung, daß die bairische Armee unter das Commando des Kronprinzen von Preußen, des Oberbefehlshabers der Dritten Armee, gestellt sei. Am 27. Juli vormittags 11 Uhr traf der Kronprinz, im Begriff, das Commando am Rhein zu übernehmen, in München ein. König Ludwig war ihm zwei Stationen entgegengefahren. Am Bahnhofe empfingen ihn die bairischen Prinzen, die Minister des Aeußern und des Krieges und die städtischen Collegien. Im offenen Wagen fuhr der König, welcher zur Rechten den Kronprinzen, gegenüber seinen Bruder Otto hatte, vom Bahnhofe nach der Residenz. Eine unermeßliche Volksmenge stand vor dem Bahnhofe und brach, als der Wagen heranfuhr, in einen Jubel und ein Hochrufen aus, wie man es in München selten gehört hatte. Der jugendliche, doch ernste König strahlte vor Freude, als er sah, wie sehr seine Münchener mit ihm sympathisirten, und der Kronprinz war freudig überrascht über einen Empfang, den er nach den Adreß- und Militärdebatten gerade in München am wenigsten erwartet hatte. Abends erschien der König mit seinem Gaste im Hoftheater. „Wallenstein's Lager" wurde gegeben, ein Prolog gesprochen, der mit einem „Heil" schloß auf die Bundesgenossen, auf „Treue um Treue". Der König und der Kronprinz standen auf und reichten sich vor allem Volk die Hände. Der Jubel, der darüber ausbrach, war unbeschreiblich.

Die Worte des Kriegsministers: „Die bairische Armee wird mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen", sind in Erfüllung gegangen. Baiern hat viele Truppen und gute Truppen aufgestellt, und überall, wo sie dreinschlugen, da setzte es gründliche Hiebe. Die bairische Armee bestand aus zwei Armeecorps, wovon das eine den General der Infanterie Freiherrn von der Tann-Rathsamhausen, das andere den General der Infanterie von Hartmann zum Commandeur hatte. Unter ihnen befehligten die Divisionsgenerale von Stephan, Graf Pappenheim, von Walther, Graf Bothmer. Jedes dieser zwei Corps zählte 29 Bataillone Infanterie, 20 Schwadronen Reiterei, 1 Artillerieregiment, 1 Feldgenieabtheilung nebst Train und 96 Geschütze. Für Nachschub zur Ergänzung der entstehenden Lücken wurde in ausreichendem Maße gesorgt. Mehrere Prinzen des königlichen Hauses machten den Feldzug mit, theils im Hauptquartier des Königs und des Kronprinzen, wie die Prinzen Luitpold und Otto, theils im wirklichen Felddienste. Bei Weißenburg erstürmten die Baiern das südliche Thor der Stadt, bei Wörth bildeten sie den rechten Flügel der deutschen Aufstellung und trugen viel bei zur Eroberung von Froschweiler, dem Schlüsselpunkt der Mac-Mahon'schen Armee; bei Sedan hatten die Baiern bei dem Angriff auf Bazeilles und Balan das schwerste Stück Arbeit; vor Orléans hatten sie gegen die Uebermacht der Feinde an verschiedenen Punkten zu kämpfen, und von den pariser Ausfällen traf sie gleich der erste. Neben ihrer unermüdlichen Raufluſt und hartnäckigen Tapferkeit zeigten sie auch einen kernhaften Humor, wovon treffliche Kriegsanekdoten Zeugniß ablegen, und eine merkwürdige Gabe in Auffindung von Proviantgegenständen. Voll Vertrauen in die ausgezeichnete Führung zogen Offiziere und Soldaten in den Krieg, faßten bald eine begeisterte Zuneigung zu ihrem Oberbefehlshaber, dem Kronprinzen von Preußen, und die Soldatenbriefe, die in die Heimat kamen, sprachen viel davon, daß die lutherischen Kameraden aus Norddeutschland gar nicht so schlimm seien, wie man ihnen gesagt habe, daß mit ihnen ganz gut umzugehen sei. Wenn auch das

Digitized by Google

Land mit einigem Bangen den Kriegsereignissen entgegensah und wegen der Pfalz besorgt sein durfte, so schwanden doch schon nach wenigen Tagen diese Besorgnisse, und die Telegramme von Weißenburg und von Wörth erfüllten das ganze Land mit Siegesfreudigkeit und mit Stolz auf den deutschen Namen. Der Contrast gegen die Ereignisse im Mainfeldzuge von 1866 war zu grell, als daß nicht, außer den extremen Führern der Patriotischen Partei, jedermann den so sehr angefochtenen Allianzvertrag und dessen Consequenzen als ein Glück und einen Segen für Baiern ansah und pries. Seit dem Feldzuge von 1814 hatten die bairischen Soldaten wenige Lorbern gepflückt, und nun zogen sie von Sieg zu Sieg und ihre Thaten erfüllten den Feind mit Schrecken, Deutschland mit Stolz. Es war ein lauter Jubelruf, der durch das Land ging, ein Aufgehen des Baierthums in Alldeutschland. Da half keine Jörg'sche Rede, keine Kolb'sche Statistik, kein Zürnen eines Unfehlbaren zweiten und dritten Ranges; Deutschland hatte das Wort und behielt das Wort. Wie die Soldaten im Felde die Einheit des Commandos priesen und gelegentlich meinten, es sollte eben in Deutschland alles eins sein, so sprach man daheim schon im August von einem einigen Deutschland. Der berliner Aufruf an das deutsche Volk und die Adresse an den König von Preußen, worin jede Einmischung einer auswärtigen Macht zurückgewiesen, ein einiges Reich und geschützte Grenzen verlangt wurden, fand in Baiern freudigen Widerhall. In München wurde von verschiedenen Corporationen und hervorragenden Männern am 1. Sept. ein Telegramm an König Ludwig gerichtet, worin es hieß: „Wir hegen das unerschütterliche Vertrauen, daß Ew. königliche Majestät im Verein mit den verbündeten Fürsten Deutschlands dem deutschen Volke durch die Wiedererwerbung der deutschen Lande Elsaß und Lothringen einen dauernden Frieden sichern, jeden Versuch einer fremden Einmischung in die Friedensunterhandlungen energisch zurückweisen und der deutschen Nation zu einer gemeinsamen, ihrer Stellung würdigen Gesammtvertretung, deren Bedürfniß die deutschen Fürsten wie das deutsche Volk schon längst anerkannt haben, verhelfen werden." Der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten von München beschlossen am 2. Sept. einstimmig, diesem Telegramm und der berliner Adresse zuzustimmen, und die Magistrate vieler andern Städte, wie Augsburg und Nürnberg, richteten ähnliche Kundgebungen an den König. Die Zahl der Telegramme wuchs von Tag zu Tag. Die Antwort aus dem Cabinet lautete dahin: „der König hege die volle Zuversicht, daß es gelingen werde, Deutschland wie Baiern die Früchte des Sieges im reichsten Maße zu sichern". Die liberalen Bezirksvereine von München sprachen sich für die stuttgarter Resolutionen vom 3. Sept. aus, in welchen die Ziele schärfere und präcisere Formen erhielten, entschieden von der Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum deutschen Bundesstaate gesprochen und Ein Reichstag, Ein deutsches Staatswesen als die Gewähr eines dauernden und sichern Friedens für Deutschland und Europa bezeichnet wurde. Sie machten nur, da die ultramontanen Blätter für theilweise Einverleibung Elsaß-Lothringens in die Südstaaten plaidirten, um dadurch in diese das nationale Bewußtsein aufregende Frage einen Zankapfel zu werfen, und die particularistischen, besonders die katholischen Elemente der Südstaaten zu verstärken, den Beisatz, daß „die Germanisirung dieser Provinzen weder durch eine Zerreißung noch durch eine dauernde Sonderstellung derselben gefährdet werden dürfe".

Aus diesen Kundgebungen des Volkswillens sahen die bairischen Minister, daß sie nicht mehr auf dem Statusquo verharren konnten, sondern, wenn sie nicht einen Conflict hervorrufen wollten, irgendeinen Schritt vorwärts thun und über das, was sie euphemistisch ein „Verfassungsbündniß" mit dem Norddeutschen Bunde nannten, mit Preußen verhandeln mußten. In diesem Sinne statteten sie am 12. Sept. einen Bericht ab. Ein Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 17. Sept., welchem allgemein ein officiöser Ursprung beigelegt wurde, erörterte die Bedingungen, unter welchen Baiern dem

Digitized by Google

Norddeutschen Bunde beitreten könne. Theilnahme an den Friedensverhandlungen mit Frankreich, Beiziehung eines bairischen Legationsraths zu den wichtigsten Gesandtschaften des Deutschen Reiches, eigene Verwaltung des Heerwesens, der Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, das Recht der besondern Besteuerung des Bieres und anderes wurden als unerlaßliche Forderungen aufgestellt. Die liberalen Kreise waren mit einem solchen Programm keineswegs einverstanden, während dasselbe der ultramontanen Presse viel zu weit ging. Die Stimmung wurde dadurch nicht besser, daß ebendamals der frühere Bundestagsgesandte Freiherr von Schrenk, welcher sich den nationalen Bestrebungen zu schroff entgegenstellte, zum Gesandten in Wien ernannt wurde. Man versprach sich wenig Fortschrittliches von den Unterhandlungen dieses Diplomaten mit dem Grafen von Beust. Die öffentliche Meinung fühlte sich sehr beunruhigt, und das Gemeindecollegium von München richtete am 19. Sept. eine weitere Adresse an den König mit der Bitte: „der König möchte durch Vereinbarung mit den verbündeten Staaten die Vollendung des deutschen Bundesstaates auf Grundlage der Verfassung des Norddeutschen Bundes als Abschluß des opferreichen nationalen Kampfes herbeiführen". Die preußischen Abgeordneten Bennigsen, Forckenbeck, Lasker und Bamberger kamen in der dritten Septemberwoche, auf ihrer Rundreise durch Süddeutschland, nach München, um die Wünsche der dortigen Fortschrittspartei kennen zu lernen und auch mit den Regierungskreisen in Verbindung zu treten. Sie fanden die beste Aufnahme, erhielten günstige, allgemein gehaltene Zusicherungen und schlossen damals auf eine weit größere Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, als wirklich vorhanden war.

Die thatsächlichen Verhältnisse mußten bald an den Tag treten. Auf den Wunsch des baierischen Ministeriums, mit einem Bevollmächtigten der preußischen Regierung verhandeln zu können, beauftragte Graf Bismarck den Minister Delbrück, seine Rückreise von Versailles nach Berlin über München zu machen und mit den dortigen Ministern zu verkehren. Delbrück kam am 21. Sept. in München an und erklärte den Ministern, daß er nicht ermächtigt sei, irgendwelche Vorschläge zu machen, sondern nur dazu, die bairischen Vorschläge entgegenzunehmen. Darauf hin legten die Minister ein ganzes Register von Bedingungen und Forderungen vor, nicht weniger als 80 Punkte, in welchen Baiern eine Veränderung der Bundesverfassung wünschte oder eine Ausnahmestellung beanspruchte. Jener Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung" wurde nicht blos erschöpft, sondern noch überboten. Die Rechte der bairischen Kammer, die Souveränetät und Selbständigkeit des Staates wurden als äußerst zart, empfindlich und schonungsbedürftig dargestellt. Die Minister verlangten selbständige Verwaltung der bairischen Armee und des Verkehrswesens, eigene Justizgesetzgebung, privilegirtes Stimmenverhältniß im Bundesrathe, Zuziehung zu der Leitung der auswärtigen Politik, absolutes Veto gegen jede Verfassungsänderung, Befreiung von den Beiträgen zu den Kosten der deutschen Flotte und noch manches andere. An diesen Besprechungen nahm auch der würtembergische Justizminister von Mittnacht theil, welcher von Baiern dazu eingeladen war und sich von Delbrück den Zutritt erbeten hatte. Am 28. Sept. reiste Delbrück von München ab. Rascher wurde die Anschlußfrage in einer Volksversammlung zu München am 23. Sept. abgemacht. Dieselbe sprach sich zunächst gegen die Forderung der Socialdemokraten aus, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen durch eine Abstimmung selbst über ihren Anschluß an Deutschland entscheiden und daß ein constituirendes Deutsches Parlament einberufen werden solle, begab sich dann vor die Wohnung Delbrück's und brachte ein Hoch auf den „zukünftigen Deutschen Kaiser" aus. Delbrück antwortete in einem Hoch auf den König von Baiern, „dessen bundestreuem raschen Entschluß allein die Erringung der glänzenden Erfolge des gegenwärtigen Krieges zu verdanken sei". Die Patriotische Partei war nicht einig in diesen Fragen. Der gemäßigtere Theil der Kammermajorität

Digitized by Google

sprach sich am 26. Sept. in einer Privatversammlung unter Leitung des Präsidenten Weis gegen einen Eintritt Baierns in den bestehenden Norddeutschen Bund aus, dagegen für Auflösung desselben und Ersetzung durch einen neuen, auch die süddeutschen Staaten umfassenden Bundesstaat, oder, da dies kaum möglich sein werde, für die Gründung eines weitern Bundes zwischen dem Nordbunde und den süddeutschen Staaten. Der extreme Theil dieser Partei hielt am 11. Oct. eine Versammlung in Geiselhöring unter Führung des Professors Greil und beschloß nur zu einer föderativen Einigung Deutschlands, wobei Baierns Selbständigkeit unangetastet bleibe, die Hand zu bieten. Doch drückte sich ihr Organ, die „Donau-Zeitung", sehr pessimistisch aus, erklärte den Einheitsstaat für unabwendbar, gab die bairische Selbständigkeit verloren und bezeichnete es als die Aufgabe der Partei, den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit von nun an auf die innere Politik zu verlegen.

Es war eine ganze Musterkarte von Wünschen und Bestrebungen. Hier mehr als 1000 Adressen mit der Bitte um Vereinigung mit dem Norddeutschen Bunde; dort auf dem äußersten linken Flügel das Verlangen nach Aufrechthaltung des bisherigen Verhältnisses, höchstens nach einer föderativen Gestaltung des Deutschen Reiches; in der Mitte zwischen beiden weniger der Wunsch als die Einsicht in die Nothwendigkeit, mit dem Nordbunde in irgendeine weitere Verbindung zu treten. Die Mitglieder dieses Centrums waren einerseits die Regierung, andererseits die gemäßigten „Patrioten". Welche von diesen beiden mehr nach links, welche mehr nach rechts sich neigte, ist schwer zu sagen. Sie hatten jedenfalls das Gemeinsame, daß ihnen die Art von Verbindung die liebste war, welche sie auf das allerlockerste mit dem Nordbunde verband. Das versailler Hauptquartier sah ein, daß das Endziel seiner Bestrebungen, eine Einigung Deutschlands herbeizuführen, weniger erreicht werde, wenn mit Baiern, als wenn mit den drei andern Südstaaten zuerst unterhandelt werde. Baden hatte schon am 2. Sept. die Nothwendigkeit einer verfassungsmäßigen Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde dargethan, in Verbindung mit Hessen am 2. Oct. den Antrag auf einfache Aufnahme in den Norddeutschen Bund gestellt, bald darauf Würtemberg den Wunsch einer baldigen Einleitung von Verhandlungen ausgesprochen, und auf dieses hin erließ Graf Bismarck an die Regierungen dieser drei Staaten die Einladung, Bevollmächtigte nach Versailles zu schicken. Den bairischen Ministern wurde hiervon Mittheilung gemacht und die Wahl gelassen, entweder gleichfalls Abgeordnete nach Versailles zu senden und dort die münchener Besprechungen fortzusetzen, oder das Ergebniß der Verhandlungen mit den andern dort vertretenen deutschen Staaten abzuwarten, um sodann, nach Rückkehr des Staatsministers Delbrück von Versailles, die Verhandlungen in München wieder aufzunehmen. Die Minister glaubten bessere Bedingungen zu erhalten, wenn sie zugleich mit den andern Staaten vorgingen, von welchen sie den einen oder den andern zu ihren Anschauungen herüberziehen zu können hofften, um dann nicht allein, sondern wenigstens zu zwei ihre particularistischen Forderungen aufzustellen. Daher reisten am 20. Oct. die Minister von Bray, von Pranckh und von Lutz von München ab und trafen in Versailles mit ihren Collegen von Würtemberg, Baden und Hessen zusammen. Graf Bismarck nahm persönlich wenig Antheil an den Verhandlungen, überließ vielmehr die Führung derselben den Ministern Delbrück und Roon; zuweilen wurde auch der sächsische Minister von Friesen als Vermittler beigezogen. Die bairischen Minister erhoben anfangs unglaubliche Ansprüche, bestanden nicht blos auf dem absoluten Veto Baierns gegen jede Verfassungsänderung, sondern verlangten auch für die Wittelsbach'sche Dynastie eine Art Vicepräsidentschaft oder Vicekaiserthum; ja man sprach davon, daß sie der Ansicht gewesen seien, die Kaiserwürde werde zwischen den beiden Häusern der Hohenzollern und Wittelsbach wechseln, und wollte manche spätere Misstimmung aus der in Bezug hierauf fol-

Digitized by Google

genden unvermeidlichen Enttäuschung herleiten. Wie dem auch sein mag, die Forderungen waren von der Art, daß man dem Abbruche der Verhandlungen näher stand als dem Abschlusse derselben, und das Gerücht in Baiern verbreitet ward, sie seien abgebrochen worden. Aufs neue liefen Adressen bei dem Könige ein. Die Gemeindebevollmächtigten von Nürnberg erklärten in ihrer Adresse vom 16. Nov. unumwunden: „Die Vertreter der bairischen Staatsregierung sind es, welche in Verkennung der dringenden Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Norddeutschland eine Lage heraufzubeschwören im Begriff stehen, die den politischen und finanziellen Untergang der bairischen Volkes herbeiführen muß."

Die Regierung hielt es für angezeigt, die Aufregung durch die officielle Erklärung, die Unterhandlungen seien nicht abgebrochen, zu beschwichtigen. Eine Zeit lang spielten die bairischen Bevollmächtigten eine ziemlich müßige Rolle. Sie hatten geglaubt, sämmtliche Abgeordnete der vier Südstaaten würden gemeinschaftlich mit den preußischen Ministern verhandeln, und sie würden dann an der Spitze von jenen stehen, jedenfalls das große Wort führen. Graf Bismarck war anderer Ansicht. Nachdem er die bairischen Wünsche kennen gelernt hatte, ließ er mit den Abgeordneten jedes einzelnen der vier Staaten die civilen Angelegenheiten durch Delbrück, die militärischen durch Roon besprechen, am 6. Nov. eine gemeinschaftliche Besprechung mit den Vertretern von Würtemberg, Baden und Hessen veranstalten und demnach die Sache so weit führen, daß als Ergebniß der sofortige Abschluß mit Baden und Hessen, der baldige mit Würtemberg bezeichnet wurde. Die bairischen Minister befanden sich in einer sehr unbehaglichen Situation. Jenes bekannte Telegramm vom 13. Nov., welches die schnelle Abreise des würtembergischen Bevollmächtigten zur Folge hatte, machte den Eindruck, als ob dasselbe dieser Situation etwas aufhelfen sollte. Wenigstens lauteten alle Berichte dahin, daß jenes Telegramm von München inspirirt gewesen sei, daß ein Gesandter, welcher anderthalb Jahre darauf Ministerpräsident werden wollte, seine Hand im Spiele gehabt habe, und daß es auf einen gemeinschaftlichen Feldzug der bairisch-würtembergischen Diplomatie abgesehen gewesen sei. Aber die würtembergischen Minister gingen auf das Verlangen einer Frontveränderung nicht ein, und Graf Bismarck hatte noch weniger Lust dazu. So stand es denn für Baiern noch gleich schlecht, und die Minister hatten die Wahl, entweder auf ihrem anspruchsvollen Standpunkt stehen zu bleiben und in den nächsten Tagen die Reise nach München mit leeren Händen anzutreten, unter dem Jubel der „Patrioten", unter dem Fluch der bairischen National-Liberalen, oder die schärfsten Kanten ihrer Forderungen abzuschleifen und in das Deutsche Reich mit einigermaßen deutschen Gesinnungen einzutreten. Sie wählten, und zwar weit mehr im Interesse Baiern als Deutschlands, das letztere, hierzu veranlaßt durch neue, auf ihren Berichten fußende Instructionen, in welchen endlich der Großmachtschwindel und der Souveränetätsgötzendienst beiseitegelegt war. Ob die Anwesenheit des Grafen Beust, welcher das Verfahren des Ministers Bray misbilligt haben soll, etwas zu dieser günstigern Stimmung in München beigetragen hat, wie behauptet wird, muß dahingestellt bleiben. Die Verhandlungen kamen in Versailles wieder in Fluß, und am 23. Nov. wurde der Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bunde und Baiern „über die Gründung eines Deutschen Bundes" von Bismarck, Bray, Prandh und Lutz unterzeichnet. Sah man sich den Versailler Vertrag näher an, so fand man, daß Baiern zwar nicht so viele Sonderrechte sich gerettet hatte, als es wollte und hoffte, aber doch weit mehr, als das nationale Deutschland für möglich gehalten hatte und für zweckmäßig hielt. Der König von Baiern behielt dem Vertrage gemäß die Militärhoheit in der Weise, daß ihm der Fahneneid geleistet wird; das bairische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandtheil des deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung; in Bezug auf Organisation, Formation, Ausbildung verpflichtete sich Baiern, volle Uebereinstimmung mit den für das Bundesheer bestehenden

Digitized by Google

Formen herzustellen. Hinsichtlich der Bewaffnung und Ausrüstung, sowie der Gradabzeichen behielt sich die bairische Regierung die Herstellung der vollen Uebereinstimmung mit dem Bundesheere noch vor. In dem Bundesrathsausschusse für das Landheer und die Festungen hat Baiern einen ständigen Sitz. Dagegen erhielt der Bundesfeldherr die Pflicht und das Recht, sich durch Inspectionen von der Uebereinstimmung in Organisation, Formation und Ausbildung sowie der Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit des bairischen Contingents Ueberzeugung zu verschaffen und über das Ergebniß dieser Inspectionen sich mit dem Könige von Baiern ins Vernehmen zu setzen. Die Mobilisirung des bairischen Contingents oder eines Theiles desselben hat auf Veranlassung des Bundesfeldherrn durch den König von Baiern zu erfolgen, und die bairischen Truppen sind im Kriege verpflichtet, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten, eine Verpflichtung, welche in den Fahneneid aufgenommen wird. Außerdem behielt Baiern das Gesandtschaftsrecht in voller Ausdehnung, mit dem Rechte, daß die bairischen Gesandten die Bundesgesandten in Verhinderungsfällen zu vertreten haben, wofür die Reichsregierung sich verpflichtete, bei Feststellung der Ausgaben für den diplomatischen Dienst des Bundes der bairischen Regierung eine angemessene Vergütung in Anrechnung zu bringen. Auch behielt Baiern die freie und selbständige Verwaltung seiner Eisenbahnen, Posten und Telegraphen (die Regelung einiger Bestimmungen auf diesen Gebieten war der Reichsgesetzgebung vorbehalten), die selbständige Gesetzgebung für die Besteuerung des inländischen Branntweins und Biers, und die Bundesgesetze über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, namentlich über Freizügigkeit fanden auf Baiern keine Anwendung.

Zu diesen vielen und wichtigen Concessionen, welche zur Erhaltung der bairischen Eigenthümlichkeiten gemacht worden, kamen andere, welche die Machtsphäre der bairischen Regierung bedeutend erweiterten und dieselbe zu einer Art Cerberus der neuen Bundesverfassung machten. Nicht nur daß im Bundesrathe von den Bevollmächtigten der Königreiche Baiern, Sachsen, Würtemberg, unter dem Vorsitz Baierns, ein Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten, ein sogenannter diplomatischer Ausschuß gebildet wurde: es wurde zugleich bestimmt, daß alle Anträge auf Verfassungsveränderungen, auf Ausdehnung und Ueberschreitung der Bundescompetenz als abgelehnt gelten sollten, wenn im Bundesrathe 14 Stimmen sich dagegen erklärten. Nun haben gerade jene drei Staaten, welche den diplomatischen Ausschuß bilden, zusammen 14 Stimmen im Bundesrath, also sind diese drei Königreiche durch die Verfassung förmlich befugt und autorisirt, in den angegebenen Fällen dem Willen des ganzen übrigen Deutschlands sich entgegenzustellen und ihm ein souveränes Halt zuzurufen, die Vertreter von 9 Mill. Menschen den Vertretern von 32 Millionen, und selbst das starke Preußen in seinem muthigen Lauf, in dem Ergreifen neuer nationaler Bahnen aufzuhalten. Man hatte Baiern, als es in Versailles für sich allein ein Veto gegen jede Verfassungsänderung sich anmaßte, abschlägig beschieden; was ihm allein nicht zugestanden wurde, wurde ihm nun in Gemeinschaft mit Sachsen und Würtemberg zugewiesen und das Uebel dadurch nur unmerklich gemildert.

Diese bairischen Sonderrechte erhielten von verschiedenen Seiten eine sehr scharfe Kritik. Man klagte über das Veto als die natürliche Entwickelung des deutschen Verfassungslebens hindernd, über den Mangel an Einheit im Militärwesen und in der Diplomatie, über die Ablehnung des Freizügigkeitsgesetzes von seiten Baierns, infolge dessen die deutsche Einheit wiederum durchlöchert und dem deutschen Reichsbürger, der sich überall in Deutschland nach Belieben niederlassen könne, der ungehinderte Eintritt in Baiern verboten sei. Es war wirklich, wie die gemäßigten Patrioten am 26. Sept. in ihrem Programm gesagt hatten, eine Art weiterer Bund, in welchem Baiern an sehr

Digitized by Google

wichtigen Bestimmungen der norddeutschen, jetzt deutschen Verfassung theilnahm, an nicht minder wichtigen aber auch keinen Antheil nahm. Es gehörte viel Patriotismus dazu, einen Vertrag mit solchen Ausnahmebestimmungen zu genehmigen, und wenn er doch genehmigt wurde, so geschah dies sicherlich nicht wegen der bairischen Regierung, die dies wahrlich nicht verdiente, sondern wegen Deutschlands. Allerdings hätte das Deutsche Reich auch ohne Baiern gegründet werden können, und der isolirte Staat mit seiner Patriotenmehrheit in der Kammer, mit seinen aufgeblasenen renitenten Bischöfen, mit seiner abgetrennten Pfalz müßte eine Zeit lang ein Leben voll der heftigsten Zuckungen und Erschütterungen hingebracht haben; aber so sicher wußte man doch nicht, ob Baiern, wenn ihm wegen seiner unberechtigten Forderungen die Thür vor der Nase zugeschlagen würde, doch noch einmal den historischen Faden fände, um an der nämlichen Thür wieder anzuklopfen und auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben; und wenn auch dieses Resultat, zumal im Hinblick auf die Consequenzen auf dem Gebiete des Zollvereins, sehr wahrscheinlich war, so war dies doch ein sehr unerquickliches Schauspiel, und man war im Jahre 1870 so sehr vom Einheitsdrange ergriffen, daß man durchaus, besonders Frankreich gegenüber, reinen Tisch haben und mit einem einheitlichen Reiche auftreten wollte. Errungen war denn doch jedenfalls viel, auch Baiern gegenüber; des Gemeinsamen war immerhin mehr als des Abgesonderten; wenn auch der König von Baiern die Militärhoheit noch behielt, so hatte er doch nicht mehr den casus foederis zu prüfen, sondern mußte bei jedem deutschen Kriege seine Truppen ins Feld stellen und dem Bundesfeldherrn zu beliebiger Verwendung übergeben, und die Herren Jörg und Kolb kamen nun nicht mehr in die Versuchung, das bairische Heer in bewaffnete Bauernvereine umzuwandeln; denn über Organisation, Formation und Zahl der Truppen hatten die Verträge ein für allemal entschieden. Auch mußte man einiges der Zukunft überlassen und durfte sicher erwarten, daß Baiern selbst von seinen Sonderrechten manches freiwillig aufgeben und immer fester und tiefer in das Deutsche Reich hineinwachsen werde. Die Reichsverfassung war ja in ihrer jetzigen Gestalt nicht für Jahrhunderte gemacht, sondern sammt den bairischen Sonderrechten der Entwickelung und Weiterbildung gerade so wie jede andere menschliche Einrichtung fähig und ausgesetzt. So war denn überall nach Bekanntmachung der Verträge nur die Eine Stimme, daß man den bairischen Particularismus beklagte und verurtheilte, aber trotzdem für Annahme des Vertrages vom 23. Nov. sprach.

Die Verträge mit den vier Südstaaten bedurften der Genehmigung des Reichstages und der Landtage dieser vier Staaten. Der Reichstag und der bairische Landtag hatten in der bairischen Frage begreiflicherweise das erste Wort zu reden. Im Bundesrathe wurden die Verträge am 1. Dec. einstimmig genehmigt, jedoch nicht ohne daß die thüringischen Staaten, Mecklenburg-Strelitz, Lübeck und Bremen die Erklärung zu Protokoll gaben, daß sie die Baiern gewährten Ausnahmen beklagten und von der Zukunft die Vollendung des Einigungswerkes erwarteten. Am 5. Dec. begann im Reichstage die Debatte. Schon am 28. Nov. waren die liberalen Abgeordneten Stenglein, Schauß und M. Barth nach Berlin gereist, um die Bedenken der dortigen national-liberalen Partei gegen die Annahme des Vertrages zu beseitigen. Minister Delbrück hielt einen längern Vortrag über die Entstehungsgeschichte dieser Verträge und suchte den an Baiern gemachten Concessionen ihre beste Seite abzugewinnen. Um so heftiger wurden dieselben von einigen Abgeordneten angegriffen. Der bairische Vertrag schien eine sehr starke Minorität bei der Abstimmung gegen sich zu bekommen, da nicht blos die National-Liberalen und die ganze Fortschrittspartei, sondern auch alle diejenigen, welche das Zustandekommen eines einheitlichen Deutschlands zu verhindern suchten, dagegen zu stimmen entschlossen waren. Sehr gelegen für diese Situation kam am 6. Dec. ein Telegramm des

Digitized by Google

Bundeskanzlers, welches ganz entschieden zur Annahme der Verträge mit den Südstaaten aufforderte und für den Fall der Verwerfung sogar seinen Rücktritt in Aussicht stellte. Am 9. Dec. erklärte Bennigsen im Namen der National-Liberalen, daß sie trotz der schweren Bedenken gegen den Vertrag mit Baiern demselben doch ihre Zustimmung nicht versagen könnten. Sie wußten recht wohl, daß die Weiterentwickelung der norddeutschen Verfassung Gefahr laufe, wenn Elemente aufgenommen würden, welche die Rechte und Concessionen dieses Vertrages zu einer misbräuchlichen Hinderung derselben benützen könnten. Doch könne man, falls die Vertreter Baierns im künftigen Reichstage etwas der Art versuchen sollten, es ruhig abwarten, ob sie diesen Versuch nicht bald wieder aufgeben würden. „Nicht Gegner", sagt er, „nehmen wir in den Bund auf, sondern deutsche Genossen, bewährt in einem unerhört glorreichen Kampfe für die unserm Vaterlande gebührende Stellung, welche jetzt ihren Ausdruck findet in einer deutschen Gesammtverfassung, die dem mistrauischen Europa und dem feindlichen Frankreich erst abgewonnen werden mußte. Ein dauernder, ernsthafter Widerstand dem gegenüber, was der ganzen Nation nothwendig ist, wird unmöglich sein. Diejenigen, welche einen solchen Widerstand wagen sollten, würden zerschellen an den kraftvollen Elementen, die in der Verfassung liegen. Nationale Fragen haben wir künftig hinter uns!" Darauf wurde der Vertrag mit Baiern mit 195 gegen 32 Stimmen angenommen. Dagegen stimmte fast die ganze Fortschrittspartei, die Socialdemokraten und Particularisten wie Windthorst, Mallinckrodt, Ewald. Die Verträge mit den andern Südstaaten waren fast einstimmig genehmigt worden.

Zwischen diese spröden Verhandlungen fiel ein reger Verkehr unter den Monarchen selbst. Am 28. Oct. beglückwünschte König Ludwig den König von Preußen zu der Capitulation von Metz, mit dem Beifügen, die Nachwelt werde ihm den Namen „Wilhelm der Siegreiche" beilegen. Am 30. Nov. richtete er an sämmtliche deutsche Fürsten (den König von Preußen ausgenommen) und an die Senate der Freien Städte ein Schreiben mit der Aufforderung, dem Könige von Preußen als dem Oberhaupt des neuen Deutschen Reiches den Titel eines Deutschen Kaisers anzutragen. Nachdem sämmtliche Staaten dem Vorschlage zugestimmt hatten, überreichte der im Hauptquartier zu Versailles anwesende bairische Prinz Luitpold dem Könige von Preußen ein Schreiben des Königs Ludwig, in welchem jener von der Initiative des letztern und von der allgemeinen Zustimmung in Kenntniß gesetzt wurde.

Die am 22. Juli vertagte bairische Kammer kam am 12. Dec. wieder zusammen. Es war auffallend gefunden worden, daß die Regierung eine Kammer, deren Mehrheit ihr bei mehrern Gelegenheiten so entschiedene Opposition gemacht und die Staatsmaschine in eine so gefährliche Situation gebracht hatte, nicht aufgelöst und den Versuch gemacht hatte, ob sie nicht unter den frischen, gewaltigen Eindrücken der Siege von Wörth, von Metz und von Sedan die Patriotenmehrheit brechen und der national-liberalen Partei zum Siege verhelfen könnte. Die würtembergische Regierung hatte diesen Versuch am 5. Dec. mit dem besten Erfolge gemacht. Eine Kammer, deren Mehrheit unter dem Druck des häßlichsten Preußenhasses gewählt worden war und schon den Allianzvertrag als eine fluchwürdige Sklavenkette bezeichnete, taugte doch offenbar nicht zur Berathung und Abstimmung über Verträge, in welchen mit Preußen eine ganz andere Allianz als die vom 22. Aug. 1866 eingegangen worden war. Hier galt es offenbar an das Volk zu appelliren und dasselbe aufzufordern, durch allgemeine Neuwahlen seine Stimme über den Anschluß an den Norddeutschen Bund abzugeben. Die alten Schläuche paßten für den neuen Most vom Herbst 1870 nicht mehr. Auch in Baiern war bei Neuwahlen der Erfolg sicher; denn nicht blos die Städte, auch das Landvolk war voll Begeisterung für die Armee und ihre Thaten, freute sich der Waffenbrüderschaft mit Norddeutschland

Digitized by Google

und war voll Lobes über die treffliche preußische Führung. Aber diese Erfolge bei Neuwahlen wollten die bairischen Minister nicht. Eine patriotische Kammermehrheit war ihnen weit lieber als eine national-liberale, weil diese auf die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" weniger Rücksicht nahm und das Ministerium weit mehr in freiheitliche und nationale Bahnen gedrängt hätte, als dasselbe bei seiner schwachen Constitution hätte ertragen können. Mit den „Patrioten" dagegen, welche sich bereits in zwei Fractionen schieden, hofften sie bei entscheidenden Abstimmungen schon fertig zu werden, und im übrigen kamen ihnen diese gar nicht so schlimm vor. Waren sie doch blau-weiß von Kopf bis zu Fuß und ehrten König und Vaterland und sich selbst nur in den „Landesfarben". Doch war es immerhin eine schwere Aufgabe, von der Patriotenpartei über 30 Mitglieder zur Fahnenflucht zu veranlassen und zur Genehmigung der Verträge zu bewegen; denn so viele Deserteure brauchte man, um die für die Zustimmung zu einer Verfassungsänderung nöthige Zweidrittel-Majorität zu erhalten. Die Minister fanden es mehr nach ihrem Geschmack, diese Aufgabe zu übernehmen, als mit einer national-liberalen Kammermehrheit den bairischen Staat zu regieren. Sagte doch der Handelsminister Schlör bei den nachherigen Debatten geradezu, „dem Ministerium sei es gar nicht darum zu thun gewesen, der Fortschrittspartei irgendeinen Vorschub zu leisten, und es habe deshalb auch, trotz mehrfachen Anlasses dazu, die Kammer nicht aufgelöst".

Der Abgeordnete Kolb erfüllte durch eine statistische Denkschrift, welche in den Zeitungen veröffentlicht wurde, die bairischen Steuerzahler mit Schaudern und Entsetzen. Er wies ihnen aufs genaueste nach, daß die Annahme der Verträge für Baiern im günstigsten Falle eine Erhöhung aller directen Steuern um $90^1/_2$, im ungünstigsten dagegen sogar um $146^8/_{10}$ Proc. zur Folge haben werde. Unter dem Eindruck dieser düstern Prophezeiungen trat die Kammer zusammen. Es schien, als ob sie Kolb nicht mehr zu ihren Mitgliedern zählen sollte. Er hatte von seinen Wahlmännern ein Mistrauensvotum erhalten und auf dieses hin seinen Austritt aus der Kammer erklärt. Aber die Patriotenmehrheit genehmigte die geforderte Entlassung nicht; denn gerade für die bevorstehenden Debatten glaubten sie die Bundesgenossenschaft eines solchen Staatsmannes nicht entbehren zu können. Am 14. Dec. legte die Regierung dem Abgeordnetenhause die Verträge mit dem Norddeutschen Bunde vor und verlangte einen weitern Kriegscredit von 41 Mill. Fl. bis zum Ende März 1871. Graf Bray drückte in einigen einleitenden Worten sein Bedauern darüber aus, daß das neue Werk nicht ohne bedeutende Zugeständnisse Baierns an die Gesammtheit des Bundes habe zu Stande gebracht werden können; der Entschluß dazu sei ihm selbst schwer genug geworden. „Rechte der Landesvertretung und der Krone werden andern Factoren überlassen, das Land auf Jahre hinaus mit neuen Lasten beladen. Diesen Thatsachen muß man mit Entschlossenheit gegenübertreten, wenn man nicht bittere Enttäuschung erfahren will. Wir gründen ein föderatives Bündniß für ganz Deutschland, welches dadurch zu einer Großmacht ersten Ranges wird, in welchem aber Baiern eine Stellung findet, die seiner Bedeutung gemäß ist." Justizminister von Lutz übernahm es, in längerer Rede den Standpunkt der Regierung zu vertreten und die Vertheidigung des Vertragsabschlusses zu übernehmen. Wenn der badische Minister Jolly in seiner Rede vom 16. Dec. vor der Kammer sich entschuldigte, daß er in den badischen Vertrag auch ein paar Reservatrechte habe aufnehmen und ein Actenstück habe unterzeichnen müssen, für welches er die Autorschaft im strictem Sinne nicht übernehmen könne, so rechtfertigte sich Lutz umgekehrt darüber, daß er so viele Particularrechte habe opfern und nicht mit weit mehr Reservatrechten, als dies der Fall sei, von Versailles habe abreisen müssen. Daß Baiern die Initiative bei den Verhandlungen (in München mit Delbrück) ergriffen habe, rechtfertigte er damit, daß er sagte, die Allianzverträge und der Zollverein hätten Baiern keine größere und wahrere Unabhängigkeit ge-

Digitized by Google

sichert, als dies bei einem verfassungsmäßigen Bündniß der Fall sei. „Der wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß wir mit den Allianzverträgen die Politik, die man anderwärts zu machen für gut fand, unsererseits einfach acceptiren mußten, während wir jetzt fortwährend in der Lage sein werden, die gewichtige Stimme Baierns in der Ordnung der deutschen Verhältnisse zur rechten Zeit auf redlichem und ehrlichem Wege und, ich denke mir, nicht ohne Erfolg zu verwerthen. Ohne irgendeinem Zwange von außen ausgesetzt zu sein, waren wir doch gezwungen, in die Verhandlungen einzutreten, da wir mit Bestimmtheit wußten, daß, wenn auch Baiern sich nicht dem Bunde anschließe, dieses von seiten Würtembergs, Badens und Hessens doch geschehen würde. Und mit diesem Augenblick war für uns, mindestens für eine unserer schönsten Provinzen, die Möglichkeit einer gedeihlichen Existenz außerhalb des Bundes ein für allemal beseitigt. Ich denke mir, auf wirthschaftlichem Gebiete wäre in kürzester Zeit auch für das übrige Baiern die Unmöglichkeit einer isolirten Existenz eingetreten. Sie wissen, in welchem Maße wir des Zollvereins bedürfen. Mindestens und spätestens die Zeit, in welcher die Zollvereinsverträge zu erneuern gewesen wären (1. Jan. 1878), würde uns die Nothwendigkeit, ohne Bedingung dem Bunde beizutreten, auferlegt haben. In diesem Sinne spreche ich von einer Zwangslage Baierns." Nachdem hierauf der Minister im Verlauf seiner Rede die aufgegebenen Landesrechte in ein mattes, die beibehaltenen Rechte und die neuerrungenen Zugeständnisse in ein möglichst helles Licht gesetzt hatte, schloß er mit folgender energischen Ansprache: „Jetzt steht die Entscheidung bei Ihnen; die Entscheidung, sage ich, aber ich füge bei, nicht die Wahl. Glauben Sie nicht, daß ich mit diesem Ausdruck einen Eingriff in die Competenz der Kammer machen will; o nein! Sie können «Ja» sagen, Sie können «Nein» sagen; dennoch sage ich, Sie haben die Entscheidung, nicht die Wahl; Sie haben die Entscheidung in dem Sinne, wie der Richter die Entscheidung in einem Rechtsfall hat. Das, was Sie für Recht erkannt haben, müssen Sie aussprechen, es bleibt Ihnen keine Wahl, und ich habe die Ueberzeugung — prüfen Sie die Lage Baierns, prüfen Sie die Verträge ruhig — Sie werden zu dem Satze kommen, den ich hiermit ausspreche — ich wiederhole, nicht in der Absicht, um irgendein Recht zu beeinträchtigen — Sie müssen die Verträge annehmen."

Zur Prüfung der Verträge und zur Berichterstattung an die Kammer wurde am 15. Dec. ein Ausschuß von 15 Mitgliedern gewählt, und diese Wahl fiel gar nicht im Sinne dieser Ministerrede aus. Innerhalb der Patriotischen Partei erlagen die gemäßigten Elemente den extremen. Zwölf entschiedene Preußenfeinde, darunter Jörg, Greil, Kolb, Kurz, Schüttinger, Ruland, wurden gewählt, und aus der liberalen Partei nur drei (Crämer, M. Barth, Louis) in den Ausschuß aufgenommen. Indem dieser Ausschuß den Dr. Jörg, den heftigsten Gegner der Verträge, zum Referenten bestellte, konnte jedermann das Resultat der Ausschußberathungen vorhersagen. Jörg hatte im Januar dieses Jahres das Mistrauensvotum gegen Hohenlohe in die Adresse hineingebracht und diesen Minister, den einzigen Nationalen im bairischen Cabinet, dadurch gestürzt, hatte im Juli die Heeresfolge verweigert und Baierns Neutralität beantragt, und brachte es nun durch sein dictatorisches Wesen bei seinen Glaubensgenossen leicht dahin, daß am 29. Dec. der Ausschuß mit einer Mehrheit von 12 gegen 3 Stimmen beschloß, der Kammer die Verwerfung der Verträge zu empfehlen. Der Jörg'sche Antrag lautete dahin: „den Verträgen die Zustimmung zu versagen zu dem Zwecke, damit auf Grund der innern Ausbildung des Allianzvertrages und der Ausdehnung jener verfassungsmäßigen Verbindung, welche durch den Zollvereinsvertrag bereits besteht, auf andere Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse ein weiterer Bund mit dem engern des künftigen Deutschen Reiches abgeschlossen werde." Es mußte abgewartet werden, was Jörg im einzelnen unter dieser Ausbildung und Ausdehnung der bisherigen Verbindungsmittel ver-

Digitized by Google

stand, er, der wol am liebsten jede Art von Verbindung aufgehoben hätte. Die drei liberalen Ausschußmitglieder stellten dem verwerfenden Antrage ein von Barth verfaßtes Separatgutachten gegenüber, worin die Nothwendigkeit einer unbedingten Annahme der Verträge ausgesprochen war. Andere Mitglieder der Majorität stellten, jedoch ohne Erfolg, den Antrag, daß die Verhandlungen mit der Reichsregierung auf neuer Basis wieder aufgenommen werden sollten. Der Kammerpräsident Weis faßte diesen Antrag bestimmter auf und schlug vor, in einer Adresse an den König vor Beschlußfassung über die der Kammer vorgelegten Anträge die Bitte zu richten, er möchte beim Könige von Preußen die Wiederaufnahme der Verhandlungen zu dem Zwecke erwirken, damit diese Verträge in sieben (von Weis bezeichneten) Punkten abgeändert würden. Kolb ging als Demokrat noch einen starken Schritt weiter und wünschte eine Wiederaufnahme der Verhandlungen durchzusetzen, „damit die Neugestaltung Deutschlands unter Mitwirkung einer zu diesem Behufe frei gewählten Volksvertretung, unter Anerkennung der Grundrechte des deutschen Volkes und unter Beseitigung eines bleibenden Militärbudgets zu Stande gebracht werden möge". Es hieß den Siegern von Sedan und von Paris, welche mit dem Ruhme ihrer Waffen die ganze Welt erfüllten, dem großen Staatsmann Bismarck, welcher die Krönung seines Gebäudes vor sich sah, den Ministern von Würtemberg, Baden und Hessen, welche ein mühsames Werk soeben zu Stande gebracht hatten — es hieß allen denen viel zumuthen, wenn die Verhandlungen aufs neue aufgenommen und vollends einem neuen frankfurter Parlament zur Genehmigung vorgelegt werden sollten. Wie konnten Männer von Bildung und Verstand im Zustande des Wachens auch nur einen Augenblick glauben, daß die Reichsregierung, der Reichstag, die Landtage, welche alle nur unter den schwersten innern Kämpfen diesen bairischen Vertrag sammt seinen vielen scharfen Ecken und Kanten genehmigt hatten, bereit sein würden, Baiern noch weitere Zugeständnisse zu machen und dasselbe als einen fast völlig souveränen Staat ins Deutsche Reich aufzunehmen! Wir haben im Jahre 1870 viel Unglaubliches erlebt, aber kaum etwas, das an Unglaublichkeit diese Anträge übersteigt. Es blieb beim Jörg'schen Antrage, dieser Ouverture des crassesten Particularismus. Nur mußte man nicht glauben, daß derselbe nun am 30. Dec. der Kammer vorgelegt, am 31. die Abstimmung vorgenommen und das ganze deutsche Verfassungswerk damit noch im Jahre 1870 beendigt worden wäre, wie ganz Deutschland mit Ungeduld erwartete und verlangte, und wie in dem letzten Artikel des bairischen Vertrages ausdrücklich zugesagt worden war, welcher bestimmte, daß die Ratification noch im Monat December erfolgen solle. Um alles dies kümmerten sich die bairischen „Patrioten" nicht, fühlten im Gegentheil eine gewisse Befriedigung und Genugthuung, das ganze nationale Deutschland, voran das Große Hauptquartier in Versailles, auf sich warten und über das Jörg'sche Referat sich ärgern zu lassen. Von einem bessern Geiste beseelt zeigte sich, wie im Juli, so auch jetzt, die Kammer der Reichsräthe. Sie berieth den Vertrag am 30. Dec. Die meisten Redner sprachen für Annahme der Verträge, wenn sie auch mit dem Inhalt derselben nicht ganz einverstanden waren. Fürst Hohenlohe sagte, die Frage, um die es sich heute handle, sei so zu stellen: „Sollen wir trotz der Beschränkung der Selbständigkeit, welche der Vertrag mit sich bringt, ihm dennoch zustimmen?" Er zeigte in einem geschichtlichen Rückblick, wie zwei Thatsachen es gewesen seien, welche die bairische Politik in neue Bahnen geleitet und Baiern fester an Deutschland angeschlossen hätten. Als diese zwei Thatsachen bezeichnete er das erwachte Nationalgefühl des deutschen Volkes und die veränderte Machtstellung der deutschen Großmächte. Nicht das Resultat süddeutscher Schwäche und norddeutscher Ueberlistung seien diese Verträge, sondern das naturnothwendige Ergebniß einer geschichtlichen Entwickelung, in welche hemmend einzugreifen nicht dem Individuum und nicht einzelnen Staaten von der Größe Baierns vergönnt ist. Der Werth vieler in dem

Digitized by Google

Vertrage enthaltenen Reservatrechte erschien ihm für Baiern mehr als zweifelhaft. Er hätte gewünscht, daß weniger Gewicht auf die Sicherung des Particularismus, auf Erhaltung einiger Institutionen und Gesetzgebungsbruchtheile für die specifisch bairische Regierungsthätigkeit gelegt worden wäre, als darauf, daß in der deutschen Gemeinsamkeit nach föderativem Princip überall die Theilnahme Baierns an der Verwaltung der gemeinschaftlichen Gebiete gewahrt bliebe. Doch enthielt er sich jeder eingehenden Kritik; denn „der Vertrag in seinen Einzelheiten tritt zurück vor der großen Thatsache des neugegründeten Deutschen Reiches." Der Vertrag wurde mit 37 gegen 3 Stimmen angenommen. Für Ablehnung stimmten Fürst Oettingen-Wallerstein, Graf Schönborn-Wiesenscheid und Freiherr zu Frankenstein.

Am 1. Jan. 1871 wurde, nachdem die Ratificationsurkunden der Verträge der übrigen Staaten ausgetauscht waren, die Gründung des neuen Deutschen Reiches durch die Reichsorgane publicirt, und von diesem Tage datirte das Deutsche Reich. Aber Baiern war noch nicht darin: car tel était le plaisir de Mr. Jörg. Auch im Januar hatte es gar keine Eile mit der Berathung. Zuerst wurde der weitere Kriegscredit von 41 Mill. Fl., wodurch die Kosten bis Ende März gedeckt werden sollten, berathen. Im Finanzausschusse beantragte Greil, man solle die Geldmittel, welche im Juli bis 31. Oct. 1870 verwilligt worden waren, nur für die Monate November und December, also rückwirkend genehmigen und gegen die Regierung den Wunsch aussprechen, das das bairische Heer zurückberufen werde. Der Abgeordnete Kolb beantragte, die Frist des Krieges und die hiernach zu berechnende Creditbewilligung nur bis zum 31. Jan. zu bemessen und gegen etwaige Verlängerung Verwahrung einzulegen. Beide Vorschläge standen nicht im Einklange mit dem Allianzvertrage und nahmen für die Kammer das Recht in Anspruch, in die Kriegsoperationen einzugreifen, ihnen halt zu gebieten und den Beginn der Friedensunterhandlungen anzubefehlen. Die andern Ausschußmitglieder lehnten daher diese Vorschläge ab, wollten aber doch ihre Verwilligungsallmacht darin zeigen, daß sie der Kammer vorschlugen, den Militärcredit nicht bis zum 31., sondern nur bis zum 15. März zu verwilligen. Die Kosten eines halben Monats sollten erspart und als äußerster Termin für das officielle Ende des Krieges der 15. März festgesetzt sein. Die ungeheuere Majorität der Abgeordnetenkammer war anderer Ansicht. Am 5. Jan. 1871 wurde hierüber debattirt. Greil und Ruland wußten über die Drangsale des Krieges und über die den Franzosen anzubietende Friedenshand viel zu sagen; Kolb wollte Elsaß-Lothringen nur dann dem Deutschen Reiche einverleibt sehen, wenn die dortige Bevölkerung, hierüber befragt, in ihrer Mehrheit sich dafür ausspräche; aber gerade diese Aeußerung fand den größten Widerspruch, selbst bei einigen Patrioten. Es waren doch auch unter dieser Partei wenige, welche nicht Freude darüber empfanden, daß die alten deutschen Lande Elsaß und Lothringen wieder zurückgenommen seien. Zu diesem freudigen Gefühl hatte freilich gerade Baiern seine ganz besondern Gründe; denn für den sichern Besitz der bisher sehr ausgesetzten Pfalz ist es nicht gleichgültig, in wessen Händen Elsaß-Lothringen ist. Es wurde daher von verschiedenen Seiten erklärt, daß gerade jetzt, wo die äußerste Anstrengung noththue, um durch Aufstellung großer Feldarmeen dem Feinde vollends die letzten Hoffnungen zu benehmen und ihn zur Annahme der Friedensbedingungen zu zwingen, es am wenigsten am Platze sei, die Mittel zu versagen, und demgemäß der vom Ministerium geforderte Militärcredit mit 146 gegen 4 Stimmen (Ruland, Greil, Kolb, Pfahler) bewilligt. Diesem Beschlusse trat die Kammer der Reichsräthe in ihrer Sitzung vom 7. Jan. ohne alle Debatte einstimmig bei.

Die Debatte über die Versailler Verträge begann erst am 11. Jan., dauerte bis zum 21. Jan. und erforderte 10 volle Sitzungen. Es waren 60 Redner, mehr als ein

Digitized by Google

Drittheil der Abgeordneten, eingeschrieben. Man hatte ein würdiges Seitenstück zu der berüchtigten Adreßberathung. Neues konnte über den vielbehandelten Stoff nicht mehr gesagt werden; immerhin aber konnte derselbe in dem Munde der Patriotenführer eine interessante Form annehmen. Referert Jörg glaubte die alte Triasidee wieder hervorsuchen zu müssen, wies dem Königreiche Baiern den Platz in der Mitte zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich an und nannte den Eintritt in das Deutsche Reich eine Mediatisirung der Krone Baiern; Dr. Pfahler, Pfarrer in Deggendorf, ein rühriger Bauernagitator, zeigte, wie in solchen Kreisen die Cabinetspolitik aufgefaßt und die Geschichte mishandelt wird; er erklärte, „die vorliegenden Verträge seien von Preußen schon seit dem vorigen Jahrhundert, als es die Schlesischen Kriege führte, vorbereitet; seit 1815, da es die Wiederherstellung des Deutschen Reiches hinderte; seit 1859, da die Politik der freien Hand den Enthusiasmus Süddeutschlands, der Oesterreich gegen den Erbfeind helfen wollte, niederhielt; seit 1866, da Preußen Deutschland zertrümmerte, bis 1870, wo es einen Krieg einfädelte, der an Barbarei alles bisher Dagewesene übertreffe"; Pfarrer Mahr aus Oberfranken sprach von der perfiden, fluchwürdigen Politik Preußens, von dem Abscheu, welchen das Volk gegen den Krieg und sonstige allerhöchste Spielereien hege, und schloß mit dem Bekenntniß, daß er und seine Genossen den Verträgen gegenüber sagen werden: „Weiche von mir, Satanas!" Wie sehr aber die Patriotenpartei in sich getheilt war, konnte man aus den Aeußerungen anderer Mitglieder derselben abnehmen; Dr. Sepp hielt eine begeisterte Rede für Kaiser und Reich und sagte, jetzt könne man stolz darauf sein, der deutschen Nation anzugehören; Dr. Schleich, Redacteur des „Münchener Punsch", sprach von einem Finis Bavariae, falls die Verträge verworfen würden; Dr. Huttler, Verleger der klerikalen „Augsburger Postzeitung", erklärte, das bairische Volk und besonders der schwäbische Stamm wolle deutsch und beim Reich sein; Pfarrer Hafenmaier sah in dem Eintritte Baierns in den Deutschen Bund das einzige Mittel, die Selbständigkeit Baierns auf die Dauer zu sichern. In ähnlicher Weise drückten sich die Redner der Fortschrittspartei aus, die Stauffenberg, Fischer, Völk u. a. Letzterer fragte Jörg, welcher das Gespenst der Mediatisirung an die Wand gemalt hatte, zu welcher Zeit denn Baiern vollständig souverän gewesen sei? Conservativ sei heute derjenige, welcher rathe, daß Baiern sich unter den Schirm eines mächtigen Bundes begeben solle. Auch die Minister verfochten ihre Position. Finanzminister von Pfretzschner widerlegte die, wie oben angeführt, von Kolb veröffentlichten finanziellen Phantasien und bewies durch Zahlen, daß sich für Baiern, falls es sich vom Deutschen Reiche ausschließe, eine noch trübere Bilanz ergeben werde, als Kolb in seinem Pessimismus aus dem Anschlusse deducire. Minister von Bray sprach von dem Einigungsdrange, der, zumal seit 1848, in dem deutschen Volke, auch im bairischen Volksstamme sei; diesmal hätten sich die Fürsten selbst an die Spitze der Bewegung gestellt und seien jetzt alle einig in der Ausführung ihres Werkes; diese Kammer werde sich dieser Bewegung nicht entziehen können, nicht wollen. Auch erinnerte er die so sehr von Sympathien für Oesterreich erfüllte Kammer daran, daß der erste politische Act des neuen Deutschen Reiches die Annäherung an Oesterreich gewesen sei. Kriegsminister von Prandt, welcher noch der nämliche Patriot sein wollte wie im Juli, fragte, ob man nach Beseitigung der Mainlinie eine Donaulinie aufstellen wolle; dann würde zuerst die Pfalz, hierauf andere Landestheile verschwinden, und an das Schicksal des Restes wolle man lieber gar nicht denken. Zugleich verhehlte er der Patriotenpartei nicht, daß einer Verwerfung der Verträge die Auflösung der Kammer folgen werde, und daß, wenn noch einmal eine ablehnende Majorität zu Stande käme, das Ministerium sich zurückziehen werde; vielleicht würde dann auf kürze Zeit ein Ministerium der Patrioten, sicherlich aber sehr bald ein Ministerium der Fortschrittspartei eintreten, welches ohne Zweifel die Sache ganz anders anfassen

Digitized by Google

und erledigen würde als die jetzigen Minister. Am Schluß sprach noch Justizminister von Lutz von dem schweren Kampf, den sie, die Minister, zu kämpfen gehabt hätten, bevor sie die Verträge unterzeichneten, und wie sie erst nach langem Ringen zu dem Entschluß gekommen seien, daß diese Verträge Baiern nicht zu ersparen, daß sie nothwendig und vortheilhaft seien, und erinnerte aufs nachdrücklichste daran, welche große Verantwortung in dieser Frage, wo es auf eine einzige Stimme ankommen könne, jeder einzelne bei der Abstimmung habe.

König Ludwig trat selbst auch in die Schranken. In der Kammer und in Zeitungen wurde, offenbar durch Gegner der Verträge, das Gerücht verbreitet, der König sei eigentlich mit den Verträgen nicht einverstanden und würde deshalb eine Ablehnung derselben von seiten des Abgeordnetenhauses gar nicht ungern sehen. Um dieses Gerücht zu dementiren, schrieb er einen Brief an den Erzbischof von München, beglückwünschte ihn wegen seines zustimmenden Votums in der Sitzung der Reichsrathskammer vom 30. Dec. und drückte die Zuversicht aus, daß es dem Erzbischof gelingen werde, „in den Kreisen, deren Votum noch zu erwarten stehe, für eine Entscheidung thätig zu sein, welche nicht blos die Schwierigkeit der Frage nach außen zum gedeihlichen Abschlusse bringe, sondern auch zum Ausgangspunkte dienen durfte, von welchem aus der so tief gefährdete innere Friede des Landes wiederhergestellt werden könnte". Der Erzbischof folgte der königlichen Aufforderung und suchte besonders unter den zahlreichen Klerikern der Kammer seinen Einfluß geltend zu machen. Diese Leute kamen dadurch in eine fatale Lage: im Patriotenclub hatten sie sich zu einem „Nein" verpflichtet, und unter vier Augen sagte ihnen der Erzbischof, daß sie als loyale Unterthanen und als Katholiken zu einem „Ja" verpflichtet seien. Dieser Conflict veranlaßte den Stadtpfarrer Westermayer zum Austritt aus der Kammer, da er erklärte, daß er unter einem solchen constitutionellen System, bei welchem sein „Ja" dem Einflusse seines Erzbischofs zugeschrieben, sein „Nein" als Auflehnung gegen diesen erachtet würde, nicht mehr Abgeordneter sein könne. Infolge dessen beantragten einige Patrioten, darunter Greil, in der siebenten Sitzung den Schluß der Discussion, aus Furcht, daß der erzbischöfliche Einfluß noch weitere Lücken in ihrer Partei veranlassen werde, drangen aber, weil man ihre Strategie durchschaute, mit ihrem Antrage nicht durch. Auch die Wähler suchten einen Einfluß auf die Abgeordneten auszuüben. Täglich liefen Telegramme von Gemeindevertretungen und Corporationen, und zwar gerade aus ultramontanen Bezirken ein, welche den Abgeordneten die Annahme der Verträge zur Pflicht machten.

Die Abstimmung erfolgte am 21. Jan., drei Tage nach der Kaiserproclamation in Versailles. Auch diesen feierlichen Act hatte die Patriotenpartei durch ihre Zögerungen vorübergehen lassen, ohne daß Baiern sich daran betheiligen konnte. Im Patriotischen Club hatten sich 54 zu einem „Nein" verpflichtet. Wenn diese alle standhielten, so kam keine Zweidrittel-Majorität heraus und die Verträge waren verworfen. Aber zum Unglück für Dr. Jörg meldeten sich von diesen 54 Charakterköpfen 3 krank und Westermayer trat aus, sodaß von 154 Abgeordneten nur 150 anwesend waren und man auf 100 Zustimmende (70 Liberale und 30 gemäßigte Patrioten) rechnen konnte, also auf ein Verhältniß von 100 zu 50, und eben damit die nöthige Zweidrittel-Majorität hatte. Es kam aber sogar noch etwas besser. Von jenen 54 oder vielmehr von jenen 50 anwesenden Verneinern wurden infolge der Aufforderungen ihrer Wähler 2 ihrem gegebenen Worte untreu und gingen noch in der letzten Stunde zu den Gemäßigten über. So kam es, daß bei der verhängnißvollen Abstimmung 102 Stimmen (70 Liberale und 32 Patrioten) für, 48 Stimmen (47 Patrioten und 1 Demokrat) gegen die Verträge abgegeben wurden. Kaum hatte Präsident Weis als letzter Votant sein „Ja" abgegeben, so verließ Dr. Jörg eilig den Saal und der größte Theil seiner Anhänger folgte ihm.

Digitized by Google

Die Zurückgebliebenen brachten auf die Aufforderung des Präsidenten dem „deutschgesinnten" König Ludwig ein begeistertes Hoch aus. Ein Hoch auf den deutschen Kaiser, welches man nach einer kürzlichen Aeußerung des Präsidenten erwarten zu können glaubte, unterblieb. Die städtischen Gebäude und die meisten Privathäuser in München wurden beflaggt und dem Könige, als er am 22. Jan. im Hoftheater erschien, eine Ovation dargebracht. Die 47 Abgeordneten der Patriotischen Partei, welche gegen die Verträge gestimmt hatten, veröffentlichten, wie dies seit dem Zollparlament von 1868 üblich geworden ist, einen Rechenschaftsbericht, um noch einmal vor aller Welt ihre Abstimmung zu motiviren. Das Ganze war ein Klagelied darüber, daß der Landesgesetzgebung so viel entzogen und das Militärbudget so sehr erhöht sei. „Der bairische Landtag erscheint uns mit diesem kümmerlichen Reste seiner Befugnisse zu einem steuerbewilligenden Provinziallandtage herabgedrückt und auch dieser kümmerliche Bestand ist nicht für die Zukunft gesichert." Wer die Reden dieser Herren in den Sitzungen vom Januar, Februar, Juli 1870 und Januar 1871 gelesen hat, wird sich und andern zu diesem Resultat mit aufrichtigem Herzen Glück wünschen und nur die Befürchtung hegen, daß dieser „Provinziallandtag" noch manchmal seine Competenz überschreiten und nach einer Berühmtheit trauriger Art streben werde. Auch die 32 „Patrioten", welche für die Verträge stimmten, gaben eine Erklärung hierfür ab und zwar vor der Abstimmung, worin sie alle die Punkte, die ihnen an den Verträgen misfielen, aufzählten, dabei aber erklärten, daß sie die Verantwortung für die weit größern Uebelstände, die aus der Verwerfung der Verträge für Baiern hervorgehen müßten, nicht zu theilen vermöchten: „Eine Ausschließung und Isolirung Baierns von dem deutschen Gesammtkörper und seiner Vertretung bei den bevorstehenden großen innern Fragen käme gleich der Unterbindung der Lebensadern des bairischen Volksstammes auf materiellem wie geistigem Gebiete; sie würde die Lasten des Volkes, statt sie zu mindern, erhöhen und würde bei eintretenden weitern Kriegsfällen geradeswegs Baiern seinem Untergange entgegenführen. Die berechtigte Sehnsucht des ganzen deutschen Volkes nach seiner gesammtstaatlichen Einigung theilend, schließen wir fest und treu an dasselbe uns an." Mit großem Vergnügen lesen wir diesen Theil der Erklärung von Männern, welche gerade vor einem Jahre das Wenige, das ihnen Fürst Hohenhohe zumuthete, so stark und unerträglich fanden, daß sie zu seinem Sturze beitrugen, und freuen uns dieser günstigen Folgen der gewaltigen Thatsachen von 1870.

Die Minister von Lutz und von Pranckh reisten darauf nach Berlin, und am 29. Jan. wurden im Bundeskanzleramt die Verträge über den Beitritt Baierns zum Deutschen Reiche ratificirt. Dieselben wurden nebst dem Reichstagswahlgesetz am 1. Febr. von der bairischen Regierung publicirt, hatten also von da an in Baiern Gesetzeskraft. So war denn auch das letzte Glied in den neuen Bund eingetreten und die Einheit, wie draußen im Felde, so im Innern hergestellt. Ganz Deutschland athmete leichter auf, als diese schwere Geburt endlich sich vollzogen hatte und aus den Bulletins der Hausärzte zu ersehen war, daß Mutter Bavaria und der kleine Benjamin sich den Umständen gemäß recht wohl befinden. Es folgten zum Schlusse dieses Dramas und zur Eröffnung der neuen Aera die Reichstagswahlen am 3. März. Die Liberalen und die Klerikalen standen gerüstet auf dem Kampfplatze. Das Resultat war ein günstiges. Von 48 Abgeordneten, welche Baiern zu wählen hatte, setzten die Liberalen 30, die Klerikalen 18 durch. Unter diesen befand sich Greil, unter jenen Hohenlohe, Stauffenberg, Völk, Hörmann, Fischer. Im Bundesrathe hat Baiern 6 Stimmen.

Digitized by Google

Der moderne englische Sensationsroman.

Von

Georg Honegger.

Auf drei große Namen läßt sich Geschichte und Entwickelung des englischen Romans in unserm Jahrhundert zurückführen.

An der Spitze ist zu nennen Walter Scott, der eigentliche Begründer des historischen Romans, welcher außerordentlich rasch eine ungemeine Verbreitung in allen Literaturen finden sollte; der Verfasser der „Waverley", wie er des epochemachenden Einflusses dieses Werkes halber etwa kurz genannt zu werden pflegt. Walter Scott, der mit eigentlich antiquarischer Genauigkeit ins einzelne gehende Zeichner von oft ermüdender Breite, daneben aber mit so überwiegenden Vorzügen, daß er immer neben den ersten Größen seines Faches glänzen wird, der vertraute Freund und Kenner des schottisch-englischen Mittelalters, der mit der alten Sage vertraute Geist, ebenso vorzüglich in der Balladendichtung und der poetischen Erzählung altväterlichen Gepräges wie im Roman und der Novelle, innerlichst mit der großartigen Hochlandnatur seiner schottischen Heimat verwachsen, ein Minstrel seltener Art, der mehr als die größten Staatsmänner zur Verherrlichung des erst so recht durch ihn der Kenntniß des anders civilisirten Europa erschlossenen Landes gethan hat. Wir mögen oft ermüden unter den umständlich ins Weite gesponnenen Einleitungen, mit denen ohnehin der abgerissene Schluß nicht harmonirt, was an sich schon Grund genug gibt, die Composition fehlerhaft zu heißen. Aber wehre man sich wie man will und trete man gar dem streng toryistischen Lobredner des Mittelalters mit zweifelhafter Stimmung entgegen, — er umspinnt euch mit einem Zauber der Romantik, er wiegt euch ein, und gefangen müßt ihr euch geben. Eine bis ins Einzelnste genaue und naturtreue Charakteristik von Volk und Land, eine lebensvolle Anschaulichkeit der Sittenzeichnung, eine Fülle frischquellenden Humors und reichen Gemüthslebens, eine anmuthsvolle und unerschöpfliche Entfaltung hochherrlicher Naturgemälde und Sittenbilder: alles das legt euch jene eigenartige Welt so nahe und so traut vors Auge, daß es in dem magischen Cirkel mit Lust gefesselt bleibt.

So der erste große Name, der übrigens für unser engeres Object hier nicht in Frage kommt. Näher bereits steht demselben der zweite, ohne daß wir jedoch anders als wieder nur einleitend auf ihn eintreten dürften.

Edward George Earle Lytton Bulwer, Lord Lytton, der in mehrfachen Romangattungen und Tonarten mit gleichem Erfolg aufgetreten, würde mit einigen seiner wieder recht zahlreichen Werke in den modernsten Sensationsroman überführen, und es wäre zu unter-

Digitized by Google

suchen, auf welche das zutrifft; sein Hauptschaffen aber fällt vermöge einer sehr früh geweckten Dichterkraft entschieden vor die hier ausschlaggebende Zeit, die letzten Jahrzehnte. Die allgemeine Beurtheilung Bulwer's, dessen Romane ebenfalls in außerordentlich weite Leserkreise eingedrungen sind, wenn auch diese der ganz einzigen Verbreitung Walter Scott's nicht gleichkommen, ist bei weitem nicht zu jener Einheit und Klarheit durchgedrungen, die zuweilen dem einen oder andern Schriftsteller gegenüber sich festsetzt, und im ganzen paßt seine Lektüre doch nur für ausgewähltere Cirkel. Jene Erscheinung liegt an einem gewissen Grundzuge von Bulwer's Dichterwesen, in dessen Auffassung die einzelnen sich sehr verschieden verhalten. Nach genauer Kenntnißnahme von seinen Schriften können wir unsererseits uns gar nicht bedenken, diesem Autor einen weitaus höhern Rang zuzusprechen, als die Kritik dann und wann geneigt ist, und bedünken will es uns, daß ein starker Zug in ihm lebt, der ihn gerade dem deutschen Geiste wesentlich nahe bringen sollte: Bulwer ist entschieden nicht blos ein denkender Schriftsteller in einem Sinne, der auf Walter Scott gar nicht angewendet werden dürfte, sondern ein geradezu philosophischer Kopf, und es liegt wol mehr als eine blos vorübergehende Laune in dem Umstande, daß er seinen „Ernest Maltravers" (1837) „dem großen deutschen Volke, dem Volk von Denkern und Kritikern" widmete. In dieser Wesensart tritt uns Bulwer entgegen, ob wir nun seine großen, ganz und durchaus modernen Gemälde aus dem hohen englischen Gesellschaftsleben nehmen, von dem ersten des Weltmanns „Pelham" an, welches seinem besondern Talente mit Einem Schlage Bahn brach, oder dann die ebenso groß angelegten historischen, unter denen wir vor andern den „Rienzi" nennen würden. Es ist wahr, in Bulwer treffen wir nicht auf dieselbe, wir möchten sagen naive Originalität und unreflectirte Naturtreue der Schilderung, die einem Walter Scott so ungemeinen Reiz gibt; es ist nicht dieselbe momentane, ohne jedes Vermittelungsbedürfniß packende Inspiration, auch nicht die Sicherheit in Auffassung des realen Lebens, in das sich bei ihm durchweg ein fremd idealisirender Zug eindrängt. Bulwer wirkt weit mehr auf vermittelndem Wege, aber auch mehr constant; dazu drängt sich in seine Charakteristik ein Gedankenzug, welcher der Mannichfaltigkeit des Lebens nicht entspricht, den meisten Gestalten eine gewisse Gleichförmigkeit aufdrückt: es ist doch überwiegend der specifisch moderne und specifisch englische vornehme Welt- und Lebemann, der Mann des Sport, dessen Gesicht fast immer hindurchschaut. Aber was da fehlt, wird durch andere Eigenschaften reichlich ersetzt. Zunächst ist Bulwer der groß angelegten Composition und der vollständig harmonischen Durchbildung des Stoffes in einem Grade Meister, wovon sich weder bei Walter Scott noch bei Dickens eine Spur findet; seine Gestaltungen sind philosophisch durchdachte, bis auf den Grund durchgebildete und auch erschöpfte Ganze; es ist in ihnen Combination großen Stils. Der elegante, fließende, etwas weltmännisch zugeschliffene Stil ist von vollendeter Reinheit und der Ausdruck geistreich. Die Beobachtung und Darstellung des Weltlebens zeigt eine Hand und ein Auge von feiner Gewandtheit; die Seelenzeichnung ist scharf, nicht ohne Tiefe; die Erfindung reich und selbständig.

Fast ähnlich stellt sich zu unserm engern Object das dritte und letzte große Haupt englischer Romanschreibung, jedoch wieder einen starken Schritt demselben näher, ja unmittelbar in dasselbe hineinrückend, nach Zeit und nach Begriffsbestimmung. Es ist der große Humorist Charles Dickens, pseudonym Boz, der das Schicksal hatte im Juni 1870 mitten aus der Arbeit an seiner letzten größern Composition („The mystery of Edwin Drood") durch den Tod abberufen zu werden. Boz bildet einen ausgeprägten Gegensatz zu Bulwer und berührt sich mit Walter Scott einzig nach seiten der Volksthümlichkeit, die aber bei dem ganz modernen Humoristen ein total anderes Gepräge annimmt als bei dem alterthümelnden Romantiker. Wir haben es hier nicht

Digitized by Google

zu thun mit dem Begründer eines neuen Genre von höchst anmuthendem Charakter und eigenthümlichem Reiz, den mit vollem Rechte zu hoher Beliebtheit aufgestiegenen Weihnachtsschriften, in denen eine nur ihm eigene Art der Erfindung und Combination herrscht, derart, daß eine phantastische Romantik von höchst anheimelndem Charakter sich verknüpft mit der moralisirenden Tendenz; nicht zu thun mit dem durch seinen harmlosen Humor und eine tiefe Gemüthlichkeit besonders begabten Kinderschriftsteller. Wir haben es auch nicht zu thun mit dem durch eindringenden Blick, scharfe Bezeichnungskraft und treue Kenntniß des Volkswesens getragenen Sittenschilderer Londons, des großen englischen Babels, einem Zeichner, dessen Grundstriche so sprechendes Leben haben, daß die beigegebenen Illustrationen schwerlich mehr zur Veranschaulichung beitragen, und nur eine Paraphrase im Bilde zu dem höchst durchsichtigen und höchst lebenvollen Werke geben. Die Grundeigenschaften von Dickens sind: die ebenberührte eindringende Schärfe der Anschauung und die aus jener entspringende Bestimmtheit der Zeichnung, sodaß unter seinem kräftigen Pinsel alles, was er anfaßt, Form und Farbe gewinnt, Leben und Bewegung annimmt; und das vermöge einer originellen, einer naturwüchsigen Kraft und Frische, der wir nicht die leiseste Anstrengung ansehen, da sie spontan springt und quillt, Bilder und Gestalten schafft. Das ist eben der große Unterschied von Bulwer: von dem reflectirenden Elemente des letztern findet sich bei Boz nicht die Spur; Gefühl und Gedanke, Witz und Humor verkörpern sich ihm sofort, werden vor seinem geistigen Auge Wesen aus Fleisch und Blut: Boz ist in seiner Art Bildner, magisches Gestaltenschaffen seine erste und eigenste Kraft. Dabei beseelt ihn ein blühender Humor voll liebenswürdiger Gutmüthigkeit; die Leuchtkugeln seines Witzes glänzen, ohne zu zünden; er legt keine Schärfe in seine Waffen, weil sein unbefangenes Gemüthsleben keine ätzende Gewalt in sich aufgenommen hat. So erhält er sich ebenso fesselnd wie anziehend, und leicht erklärt sich die seltene Verbreitung jener Skizzen und Lebensbilder, in denen Wort und Zeichnung in Eins zusammengewachsen sind. Daß er hier und dort, insonderheit in den Werken seiner letzten Zeit, auf den Effect gearbeitet hat, ist eine Erfahrung, die man fast bei allen Romanschriftstellern macht; es hat das mindestens nicht zu jener Flüchtigkeit geführt, die wir an Walter Scott's spätern Arbeiten bedauern. Phantasie und Erfindung haben ausgehalten.

Sollen wir nun die nächsten Anklänge und Anstöße zum Sensationsroman allerneuesten Datums auf eins der genannten großen Häupter zurückführen, so ist es unter den dreien ganz entschieden Boz, der durch Stoffwelt und Tonweise einer ganzen Reihe seiner Werke für diese Jüngern maßgebend geworden ist und den sie alle auch nachahmen, durchweg freilich ohne sein glänzendes Talent des Schauens und Zeichnens. Es bezieht sich das insbesondere auf einzelne Romane seiner letzten Zeit, über deren Werth man getheilter Ansicht sein kann, wie „Bleak House", „Little Dorrit" u. a. Vor allen andern aber fällt ganz und rückhaltslos dieser Klasse sein durch den Tod gerade in der Mitte abgebrochenes Schlußwerk zu, ein Sensationsstück aus dem unmittelbaren Gesellschaftsleben, an dem einzig wieder das Talent größer ist als bei andern.

Treten wir nun ausschließlich auf die enger eingegrenzte Begriffsbestimmung des Sensationsromans jüngster Zeit ein, so stoßen wir zuerst auf eine Erscheinung, welche in der großen Leserwelt bis heute eine Rolle spielt, die sie nicht verdient:

William Harrison Ainsworth dürfte in gewissem Sinn als der Vater der besprochenen Gattung bezeichnet werden — ein nicht unbedeutendes Talent, das sich aber, ähnlich wie wir's in Deutschland an einem Spindler u. a. erfahren, mit seinen wie aus Liebhaberei fast durchgängig dreibändigen Romanen früh in die charakterlose Vielschreiberei, in die Fabrikliteratur heruntersinken ließ. Würden die Deutschen nicht aus aller Welt

Digitized by Google

alles zusammenlesen, sie hätten sich die mehrfachen Uebertragungen dieser Erzeugnisse einer entarteten Muse ersparen können. Abgesehen davon, daß der Werth dieses Autors nicht eben ein Sporn ist, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen, bleibt uns das hier schon deshalb verwehrt, weil der stärkste Theil seines Producirens vor unsere bestimmte Zeit fällt, wobei sich's überdies trifft, daß das Erste das Beste war. Fand man in seinen frühesten Romanen noch eine ganz erhebliche Erfindungsgabe, die sich auf die Gestaltung spannender Situationen warf, so hat sich bald auch diese verloren, und Ainsworth erwies sich als ein magerer Kopf, der seine Bogen auf zwei Abwegen zu füllen versuchte. Entweder liefert er Schauerstücke der rohesten Art, an denen absolut nichts zu finden ist als das nackte Stoffinteresse für gruselige Situationen und ungeheuerliche Figuren; — hat man ja seinen aus der reichhaltigen londoner Gaunerwelt gezogenen „Jack Sheppard" als das wahrscheinliche Vorbild der übrigens um vieles bessern „Mystères de Paris" erklären können. Oder er ergeht sich in Paraphrasen und Ausspinnungen aus der englischen Geschichte, die sich gewöhnlich aus drei Fäden zusammenweben: ein nacktes Gerippe aus allerlei trocken heruntererzählten geschichtlichen Thatsachen und eine Verkrümmung doppelter Natur — in Spuk- und Geister-, Gauner- und Henkergeschichten schwelgende Fictionen, und daneben eine witzig-komisch sein sollende Intrigue. Das Band der drei Elemente ist geflickt. Wenn Raupach in deutschen Dramen auch ein gut Stück Weltgeschichte einfach trocken auf die Bühne übergesetzt hat, so liegt darin trotz aller berechtigten Einwürfe immerhin ausnehmend mehr Poesie und unvergleichlich mehr Organismus.

Ein über alle Parallele mit jenem verderbten Vertreter des Fabrikstils stehender Autor ist der berühmte Humorist William Makepeace Thackeray, der mit dem andern großen Humoristen Boz das Schicksal theilt, mitten in einem letzten größern Entwurf, der gerade wie bei jenem noch die unverkürzte Kraft dichterischen Schaffens zeigt, abgerufen worden zu sein. Bei ihm machten sich das in gleicher Kraft wie bei jenem geweckte Anschauungstalent und die Fähigkeit künstlerischen Formens außer in der Literatur noch dadurch Luft, daß er selber der Illustrator seiner Werke ward. Thackeray beschäftigt uns hier nicht als der Verfasser von kleinern oder größern höchst ergötzlichen Erzählungen nach den Erfahrungen seiner Jugenderziehung, insonderheit aus dem englischen Schulleben überhaupt; nicht als der bald durch gutmüthig anziehenden, bald durch scharfen und bis zu schneidender Satire ansteigenden Witz ausgezeichnete Humanist; nicht als Autor historischer Romane, so große Meisterschaft an sich er auch in allen diesen Stücken erworben hat. Unserer gegenwärtigen Betrachtung fällt er blos zu durch die zwei auf einen und denselben Gegenstand, die Geschichte der modernen englischen Gesellschaft, gerichteten Romane aus den Jahren 1847 und 1850, deren erster ihn mit Einem Schlage den genialen Meistern des Fachs an die Seite rückte, die der zweite als ein Werk von nicht weniger großartiger und geistvoller Auffassung noch tiefer begründete. Ein meisterhaft, aber freilich auch mit herber Schrift einschneidender Realismus und eine Tendenz, welche die ganze Hohlheit, herzlose Selbstsucht und scheinheilig christlich sich brüstende Heuchelei der „guten Gesellschaft", Züge die bekanntlich dem ganzen high life des frömmelnden und schachernden Großhandelsstaates noch unverbesserlicher eingefleischt sind als dem continentalen Leben, mit vernichtend zugeschliffener Satire geißeln; eindringliche Tiefe der Psychologie und vollendeter Stil wahren diesen glänzenden Producten einen hohen Platz in der Literatur nicht blos ihres Landes. Mag die mehr oder minder nobel sein wollende Gentry, die sich im Kern ihres Wesens getroffen fühlte, über Misanthropie jammern: das frei überschauende Auge freut sich der Einblicke von so zweifelloser Genialität und Wahrheit zugleich und findet an dieser Galerie dasselbe humoristische Vergnügen, das wir etwa den mittelalterlichen Narrenmessen und Narrenschiffen entgegentragen, nur daß die modernen Stücke ohne Vergleich tiefer gehalten sind.

Digitized by Google

Wer sich zunächst den Uebergang klar machen wollte, den in seiner Tonart der humoristisch-sarkastische Sittenroman modernsten Schlages zum eigentlichen Sensationsroman eingehen kann, den würden wir kurzweg auf diese bedeutend angelegten Schöpfungen Thackeray's verweisen: „Vanity fair" und „Arthur Pendennis". Obgleich die reichhaltigen Lebensporträts aus diesen Kreisen, denen allen im Hintergrunde der alte und ewig wahre Salomonische Spruch: „Alles ist eitel!" als erklärende Maxime nahe steht, ganz überwiegend im Ton des frei weltüberschauenden Humors gehalten sind, der eben durch die Weite des Blickes leichter wird, finden sich in ihnen doch ganze Partien von Porträts, welche vollständig in das Genre des Sensationsromans hineinfallen; auch sind Schlußanschauungen und Schlußtendenz gar wenig von diesem unterschieden. Was die in die Tonweise und zugleich auch den Stoffgehalt des Sensationsromans eingreifenden Partien betrifft, so erinnern wir im „Jahrmarkt der Eitelkeiten", welcher eben der Jahrmarkt des Lebens ist, einfach an die Kapitel 5—7 des fünften Bandes: „Befreiung und Katastrophe" und „Der Sonntag nach der Schlacht", Geschichten, wie sie im Leben der durcheinander im gaunerhaften und im vornehmen Ton spielenden Speculantenwelt unserer Tage nicht gerade neu sind, hier aber einmal einen recht frappanten Stil und Ausgang annehmen. Natürlich ist ihr Centrum, die obligate Heldin, ein intriguantes Weib, das durch all seine Lügen und Plane, seine Selbstsucht und Ränke, seinen Witz und sein Talent nur zu einem großen Bankrott gebracht worden. Das sind durchaus Scenen, wie wir sie haben müssen: wenn der zahlungsunfähige Hausherr die untreue Frau verläßt und in die weite Welt hinausstürmt, wenn die nicht bezahlten Bedienten im verwüsteten Hause den Claret trinken, auf den beschmuzten Sofas sich wiegen und der bis dahin gefürchteten Herrin höhnend ins Gesicht lachen, wenn die französische Kammerfrau die beim letzten skandalösen Auftritt auf den Boden gefallenen Schmucksachen der Frau und die vergoldeten Leuchter stiehlt und ohne Abschied Fersengeld nimmt u. s. w. Und übrigens paßt es präcis so gut zum lachend-spottenden wie zum pathetisch-erschütternden Humor des Lebensgemäldes, wenn der Autor sich bei uns einführt wie folgt:

„Vor dem Vorhang auf seiner Bühne sitzend und das Treiben des Marktes überschauend, überfällt den Director des Puppentheaters tiefe Melancholie. Es wird viel gegessen und getrunken, geliebt und hintergangen, gelacht und geweint, geraucht, betrogen, geprügelt, getanzt und gegeigt; Renommisten drängen sich durchs Gewühl, Stutzer beäugeln die Mädchen, Schelme leeren die Taschen aus, die Polizei schnüffelt herum, Charlatans schreien vor ihren Buden und Bauerbengel starren auf die flitterbehängten Tänzer und die armen alten geschminkten Luftspringer, während schnellfingerige Künstler in ihren Rocktaschen arbeiten. Ja, das ist der Jahrmarkt des Lebens, und wenn auch weder sonderlich moralisch noch lustig, doch lärmend genug. Seht die Gesichter der Schauspieler und Lustigmacher, wenn sie von ihrer Arbeit kommen und der Hanswurst die Schminke abwäscht, ehe er sich mit seiner Frau und den kleinen Pickelheringen hinter der Leinwand zu Tische setzt. Bald wird der Vorhang wieder aufgehen, und dann wird er von neuem seine Pritsche schwingen und rufen: Wie geht's Euch? Hier und da belustigt oder rührt dich vielleicht ein artiges Kind, in das Anschauen einer Pfefferkuchenbude verloren, oder ein hübsches Mädchen, das erröthet, während ihr Liebhaber zu ihr spricht und ihr ein Jahrmarktgeschenk aussucht, oder der arme Hans Narr dort hinter dem Wagen, der seinen Knochen in Gesellschaft der ehelichen Familie abnagt, die von seinen Luftsprüngen lebt; aber im allgemeinen ist der Eindruck eher melancholisch als freundlich."

Das ist das Leben und das sind die kunterbunten Scenerien, auf denen der moderne Moden- und Sittenroman der verschiedensten Nuancirungen und Benennungen sich aufbaut.

Etwas Aehnliches wie Thackeray für das Sittengemälde der englischen Gentry that für dasjenige der sklavenhaltenden Aristokratie in den Südstaaten der Union die berühmte

Digitized by Google

Amerikanerin Mrs. Harriet Beecher-Stowe, und zwar in dem noch weit über die Verbreitung von Walter Scott's Romanen hinausgehenden, zum Weltbuch gewordenen und wieder wie Thackeray's Werke auf vergeblich angefochtenem Realismus ruhenden Sklavenroman „Uncle Tom's cabin" (1852) nebst dem „Key to Uncle Tom's cabin" (1853). Es war ein Meisterwurf; eine glückliche Hand hatte sich auf brennenden Stoff geworfen; eine Art Revolution im literarischen Reiche, die der blutigen thatsächlichen Katastrophe in der Politik um nicht ein Jahrzehnt voraufging. Es würde wol ein Luxus sein, wollten wir ein Werk, das so viel gelesen und besprochen worden ist wie vielleicht kein zweites Product der Presse in unserm Jahrhundert, hier nochmals berühren; auf die einzige Bemerkung beschränken wir uns, daß der Roman, von jedwedem Stoffinteresse abgesehen und aus dem nur kritisch-literarischen Gesichtspunkt eines poetischen Kunstwerkes angeschaut, von andern aus derselben Feder überholt wird. Außer kleinern novellenartigen, erinnern wir blos an den jüngsten größern Roman der nun bereits in höherm Alter stehenden Verfasserin: „Oldtown Folks", den wir als ein Meisterstück der Sitten- und Personenschilderung bezeichnen, was wir von „Uncle Tom" nicht zu behaupten wagen. Dem Rufe der interessanten Frau hat der häßliche Byron-Streit, den sie provocirte, mit Fug geschadet. Für die hier zunächst uns berührende Gattung citiren wir außer jenem erstern Hauptwerk die kleinere Erzählung „Dred, a tale of the great Dismal Swamp".

Als Hauptvertreter des Sensationsromans erscheinen übrigens einige jüngere, und zwar stehen zunächst hier zwei Autoren, die noch zum guten Theil aus den Kreisen eines Dickens herüberkommen, auch als Theilnehmer an seiner letzten Zeitschrift „All the year round" genannt werden, und heut neben ihnen eine Frau, die noch entschiedener ausschließlich dieser Gattung ihren Ruf verdankt.

Der erste aus Dickens' Schule herübergekommene ist der beliebte Novellist William Wilkie Collins. Als Talent steht er über den nächst verwandten, liefert aber gerade wie sie die ähnlichen mit Effecten gewürzten Zugstücke, deren er zwei ganz besonders geltende auch für die londoner Bühne verfaßt hat. Collins ist schon deshalb ein gewandterer Zeichner als die andern, weil es ihm bei aller heillosen Ueberladung nicht selten gelingt seine Figuren mit einem Anstrich von Naturwahrheit herauszuputzen, der für den Moment besticht und ein tieferes psychologisches Eindringen fordert, um die innere Unwahrheit zu durchschauen, die geschickt umgelegte Maske zu lüften; seine Menschenkenntniß scheint nicht gering und bis zu einem gewissen Grade auszureichen. Im übrigen gehört er in ausgesprochenstem Stil der nun einmal im Zug stehenden und auf erschlaffte Nerven berechneten Manier an und bedient sich ohne Scrupel all ihrer Mittel: die Neugier stacheln, das Tagespublikum der Leser nach der geschraubten Methode der Feuilletonisten fortwährend in womöglich fiebernder Spannung halten, indem man gewaltig viel Pfeffer und Salz beimischt und den stärksten Senf aufsetzt, wobei eine besondere Kunst die ist, am rechten Ort und mit einem richtigen Point abzubrechen; die dankbaren Abgänge werden da gerade so ausgenutzt wie sonst auf dem Theater.

Eine auf Beschränkung angewiesene Zeichnung des gesammten Genre thut wol am besten, zur genauern Charakteristik einzelne Romane auszuwählen; trifft man die rechten, so sind mit einem oder zweien sie alle gezeichnet, denn sie gleichen sich wie ein Ei dem andern, und um so mehr, je tiefer sie an Werth sinken, je zweifelloser sie in die Kategorie der Fabrikliteratur hinuntersteigen.

Wer demnach eins der allerausgeprägtesten Stücke dieser Art, reichlich ausgestattet mit allen charakteristischen Merkmalen eines solchen und noch reichlicher mit den fast unerträglichen Schwächen und Einseitigkeiten, mit der Ueberladung durch kritisch unverdau-

Digitized by Google

liche Effectstücke, Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten prüfen will, der untersuche Collins' vierbändigen Roman „The Woman in White" (deutsch 1862). Sich recht klar zu vergegenwärtigen, was alles für Motive diese Art Roman in Bewegung setzt und welche Mittel er anstrengt, um zu wirken, hält gar nicht schwer. Man braucht zu diesem Zweck eigentlich wenig anderes als nur ein Résumé der Verwickelungen vorzuführen und die absonderlichen Persönlichkeiten recht anzuschauen, die auf den Plan gesetzt werden.

Da haben wir zunächst als einen der Helden in unserer wahrhaften Geschichte den Zeichenlehrer Walter Hartright im Geleite von Mutter und Schwester und Freund. Der letztere, der zwerghafte italienische Professor Pesca, ist das erste Curiosum. Durch seine Vermittelung kommt der Zeichenlehrer in das Haus des Frederick Fairlie, Esq., zu Limmeridge House in Cumberland, erlebt aber vor seinem Abgange noch ein abenteuerlich aufregendes Zusammentreffen mit einer halb irrsinnigen Unbekannten, die sich hernach als eine Anna Catherick ausweist, welche zu eben jener Familie Fairlie in einer höchst folgen- und geheimnißschweren Beziehung steht. Ihr wunderliches Zusammentreffen mit Hartright in der Nacht seiner Abreise nach Cumberland ist die erste Gewalteffectscene. Anna Catherick, körperlich auffallend ähnlich der Miß Fairlie, Nichte von Frederick, geistig seit einem furchtbaren Ereigniß, zu dessen Ergründung wir eine tolle Jagd unternehmen, mehr als halb gestört und doch ein mächtiges Agens der Geschichte — zweites Curiosum. Der Squire Fairlie, ein ebenso abgeschmackter als abgeblaßter Aristokrat von blauestem Blut und nebenbei nichtsthuender Raritätensammler — drittes Curiosum, das allerdings in diese englische Schicht paßt.

Hartright kommt an seinen Bestimmungsort, trifft da als seine Schülerinnen Miß Halcombe, die Stiefschwester und Busenfreundin der Miß Fairlie, und diese selbst. Jene, eine fast männliche, großgewachsene Brünette mit ungewöhnlicher Geistesenergie, diese, fast noch Kind, die naiv reine und treu erschlossene Jungfrau, das echte herzgewinnende Weib. Zum Unglück für beide träumen Miß Fairlie, die durch Versprechen ihres verstorbenen Vaters bereits Verlobte, und ihr Zeichenlehrer, die zwei gleich wahren und ideell edeln Naturen, einen kurzen und bald sowol durch Nothwendigkeit als Pflicht unterbrochenen Liebestraum, der aber ihrer beider Herzen für immer elend macht.

Die Auftritte in Limmeridge House bis zum Scheiden der unglücklichen Liebenden, dazu ein geheimnißvoller Brief der Catherick und ihr zweites Auftreten in der Handlung, ganz besonders ein nächtlicher Kirchhofbesuch bilden eine zweite Reihe von Affect- und Effectscenen. Als neue Person tritt nun ins Feld der Bräutigam der jungen Miß, Baronet Percival Glyde auf Blackwater House, der formgewandte, vollendete Gentleman, der sich bald als das Gespenst in Anna Catherick's halbwachen Erinnerungsträumen und als ein Abgrund von verruchter Bosheit entpuppen wird — viertes Curiosum.

Vergegenwärtigen wir uns, ehe wir einen gewichtigen Schritt in der Geschichte weiter gehen, an einem kleinen Beispiele die ganz an frühere französische Manier erinnernde feine Raffinerie in der Personenzeichnung. Wir wählen der Kürze halber das Porträt einer verschwindenden Nebenperson, der Mrs. Vesey, der frühern Erzieherin Miß Fairlie's. Von ihr heißt es unter anderm:

„Meine lebhafte Gefährtin am Frühstückstische, Miß Halcombe, hatte nun von dem Charakter der alten Dame die kurze Beschreibung gegeben, daß sie alle Cardinaltugenden besitze und nicht mitgerechnet werde. Diese Skizze war durchaus getreu. Mrs. Vesey sah wie die personificirte menschliche Gemüthsruhe und weibliche Liebenswürdigkeit aus. Ruhiger Genuß eines ruhigen Daseins glänzte in schläfrigem Lächeln auf ihrem runden, friedlichen Gesichte. Wenn Mrs. Vesey eine Leidenschaft hatte, so war es die ihr Leben möglichst sitzend zuzubringen. Ja um die einfachste Frage zu beantworten, war es nun mit Ja oder Nein, mußte sie sich zuvor niedersetzen, immer mit demselben ruhigen Lächeln

Digitized by Google

auf den Lippen, derselben allezeit bereiten aufmerksamen Haltung des Kopfes, derselben gemüthlich bequemen Haltung ihrer Hände und Arme unter allen erdenklichen Wechseln häuslicher Verhältnisse. Eine milde, willfährige, durch und durch ruhige und harmlose alte Dame, bei der einem nie der Gedanke kam, daß sie seit der Stunde ihrer Geburt jemals wirklich lebendig gewesen sei! Die Natur hat in dieser Welt so viel zu thun und ist mit der Erschaffung einer so unendlichen Mannichfaltigkeit von nebeneinander bestehenden Producten beschäftigt, daß sie gewiß nothwendigerweise hin und wieder zu verwirrt und zerstreut sein muß, um die verschiedenen Bildungsprocesse und Veranstaltungen, die sie immer zur derselben Zeit unter den Händen hat, klar zu unterscheiden. Indem ich von diesem Gesichtspunkt ausgehe, wird es stets meine Ueberzeugung sein, daß die Natur mit der Herstellung von Kohlstauden beschäftigt war, als Mrs. Vesey zur Welt kam, und daß die gute Dame unter den Folgen der damals vorzugsweise dem Gemüse geltenden Beschäftigung der Allmutter zu leiden hatte."

Nach einer Reihe von Herzenskämpfen hat Miß Fairlie, um das Wort des verstorbenen Vaters zu achten, die Ehe eingegangen; eine in der Geschichte wenig zählende sechsmonatliche Hochzeitsreise ist vorbei; wir treffen die Hauptpersonen alle in Blackwater House, von dem Augenblick hebt jener unerbittliche Kampf an, welcher nach der Meinung des Verfassers uns zeigen soll, was die Geduld des Weibes zu ertragen fähig ist und die Entschlossenheit des Mannes durchzusetzen vermag — die dritte, fast unausgesetzte Reihe von blos in der Form wechselnden Gewalteffectscenen. Damit verwebt sich das neue immer gleich geheimnißvolle und immer auf düsterm Hintergrunde ruhende Auftreten der Catherick.

Mit dem Baronet treten in die Geschichte ein der italienische Graf Bosco und dessen englische Gemahlin, eine Verwandte der Fairlie, mit welcher die erstaunlichste Umwandlung vor sich gegangen. Jener, von einer geriebenen Schlauheit, kaltblütigen Energie, gewissenlosen Berechnung und fast allwissenden Erwägung aller die Menschen leitenden Factoren, eine in ihren Sonderbarkeiten lächerliche, in ihrer Gewalt über alle in seinen Bereich fallende Personen furchtbare Erscheinung, der nicht auf den jedenfalls dunkeln Untergrund zu kommen möglich, ist das fünfte Curiosum.

Graf Bosco, Sir Percival's wahrscheinlicher Verbrechergenosse oder wenigstens sein Vertrauter, der ihn tyrannisirende, höchst gefährliche Freund und Planeschmied, mit dem Baronet zusammen tief in Schulden steckend, aus denen das Vermögen der Lady Glyde heraushelfen sollte, erscheint uns noch viel drohender, teuflischer als der brutal auffahrende Engländer, und schon mitten in der Geschichte werden uns die Zweifel nahe gelegt, ob nicht die unglückliche Lady einmal — verschwinden könnte. Die Zweifel werden bald und entschieden gelöst, nur in mehr überraschender und anders gearteter Weise, als wir erwarteten. Das Verbrechen, dem wir entgegentreten, ist weitaus raffinirter, als wenn die beiden Frevler hätten versuchen wollen, in gefährlicher Weise Lady Glyde's Tod zu provociren; der diabolisch schlaue Italiener hat die Karten besser gemischt: er hat die an einem unheilbaren Herzübel leidende Catherick entdeckt und sie durch eine Reihe pfiffiger Manöver als Lady Glyde, welcher sie ja so auffallend ähnlich sieht, in seine londoner Wohnung gelockt, wo sie stirbt; die echte Lady Glyde aber, die er ebenfalls in seine Gewalt bekommt, läßt er an Stelle der Catherick in dieselbe Irrenanstalt einsperren, in welcher jene eben früher auch gewaltsam verwahrt und welcher sie entsprungen war. Miß Halcombe kommt auf dieses neue seelenmörderische Geheimniß, rettet ihre Stiefschwester durch heimliche Flucht und den beiden gesellt sich der von einer amerikanischen Expedition zurückgekehrte Hartright. Die drei verstecken sich in einem der verborgensten Stadtviertel Londons, und von da aus beginnt eine neue Phase der Geschichte

Digitized by Google

— die ebenso schwierige als gefährliche unerbittliche Hetzjagd, von den Hülflosen und Ohnmächtigen gegen die beiden hohen Verbrecher angestellt.

Die rasch vorgehende Räumung von Blackwater House durch alle seine unglücklichen Insassen liefert eine neue Reihe von Effectscenen. Die am feinsten umrissene Figur in diesem Theile des Werkes ist die über die maßen elende des Squire Fairlie, der ohne jedwede Anstrengung seine Nichte zu Grunde gehen läßt und aus lauter Faulheit und Unaufgelegtheit zur genauen Beobachtung die wiedergebrachte kurzweg verleugnet. Dieses Musterbild eines traurigen Aristokraten macht beim Auftreten von Lady Glyde's Kammerjungfer, deren Erscheinen er zunächst darum fürchtet, weil ihre Schuhe knarren und seine zarten Nerven erschüttern könnten, folgende hochweise Bemerkungen über das niedrigere Menschenvolk:

„Brauche ich zu sagen, daß sie ihre Verlegenheit (die Verlegenheit nämlich vor der aromatisch duftenden Person des Squire zu sprechen) ausdrückte, indem sie den Mund schloß und durch die Nase athmete? Dem Philosophen, welcher die weibliche Menschennatur der niedern Klassen studirt hat, gewiß nicht. Ich muß jedoch dem Mädchen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihre Schuhe knarrten in der That nicht. Aber warum haben alle dienenden jungen Frauenzimmer feuchte Hände? Warum haben sie alle dicke Nasen und harte Wangen? Und warum haben ihre Gesichter stets etwas so betrübend Unfertiges, namentlich um die Augenwinkel herum? Ich selbst bin nicht kräftig genug, um über dergleichen tief nachzudenken; aber ich frage sachverständige Leute, die hierin glücklicher sind als ich: warum haben wir keine Mannichfaltigkeit in unserm Jungfrauenzimmer-Nachwuchs?"

Sollte man ein Wesen von dieser Gefühls- und Gedankenhöhe nicht vom Kopf bis zu Füßen in einen warmen Milchbrei oder einen Plumpudding einwickeln? Ich frage alle sachverständigen Leute.

Nehmen wir die endliche Abwickelung der Geschichte, die so ziemlich den ganzen letzten Band füllt, so werden wir auch da wieder durch eine förmliche Galerie von Gewaltscenen hindurchgetrieben. Das Ende ist dieses: Sir Percival Glyde, von Mariannens und Mr. Hartright's nie ruhender Energie verfolgt, trägt folgendes schreckende Geheimniß mit sich herum; der Mann ist gar nicht Sir Glyde, sondern ein Eindringling, der sich durch äußerst frechen Betrug zum Erben des großen Grundbesitzes gemacht hat; als er seine Unthat dem Entdecken nahe glaubt, will er den Hauptbeweis vernichten, nämlich einen im Kirchenbuch einer verödeten Sakristei eingetragenen gefälschten Ehecontract. Er stiehlt die Schlüssel, steigt zu Nacht in die Sakristei, macht Feuer, um das Blatt zu finden; da geräth das mit Stroh und einer Masse alten Plunders gefüllte Gebäude in Brand, und der unselige Betrüger, der das Schloß des Thores nicht mehr öffnen kann, verbrennt als das erste Opfer der Gerechtigkeit. Den noch gefährlichern Gegner, den Grafen Bosco, bekommt Mr. Hartright auf andere Weise in seine Gewalt, und zwar durch das willenlose Mittel seines italienischen Freundes; der Graf war Mitglied einer geheimen politischen Gesellschaft, die er hernach verrathen hat, die aber jeden Verräther unfehlbar erdolchen läßt; Hartright, der diese Situation ergründet, zwingt durch sie den Grafen zur Niederschreibung eines Zeugnisses, welches der zu seinem Weibe gewordenen Laura ihr geraubtes Recht wiedergibt; hiermit zufrieden, läßt Hartright den Verbrecher laufen, aber in Paris trifft ihn der Dolch eines Beauftragten jener Gesellschaft. Alles ist eine gewaltige Spannung. Die ganze Nummer ist eins der stärksten Musterbeispiele ihrer Gattung.

Seciren wir schließlich das Interesse, das uns den ganzen Lauf der Erzählung über begleitet, so finden wir es doppelter Natur; einmal sind es allerdings die feinern Kreisungen der Seelenentwickelung, aber geschraubt und forcirt; in zweiter Linie aber, und

Digitized by Google

scharf zugesehen, müssen wir uns doch gestehen, daß das Gesammtgetriebe nichts anderes ist als die gespannte Action einer unheimlichen Criminalgeschichte à la „Neuem Pitaval". Es sind sehr materielle Factoren, die da wirken, nur mit einem Firnis von Kunst überkleidet.

Als zweiter aus der Schule von Boz steht hart neben Collins einer der allerjüngsten Novellisten, Edmund Hodgson Yates, der im Verlaufe nach Stoff und Tenart ein so entschiedener Vertreter der Sensationsliteratur ward, daß er gerade in der Mitte zu stehen verdient zwischen dem eben behandelten und der ihnen beiden eng verwandten Miß Braddon. Originell ist Yates sowenig wie diese; das Geschick der Behandlung hat er einfach der Schule von Dickens und Thackeray entnommen. Unterhaltungslektüre wie oben! Wählen wir auch von ihm ein Stück aus und zwar den dreibändigen Roman: „Land at last!" Es spielt ganz wie jenes erst besprochene in überwiegend hocharistokratischer Sphäre und führt uns einen ebenso reichen als vielseitigen Personenkreis vor, ist übrigens trotz ganz anderer thatsächlicher Grundlagen seiner Wesenheit nach nicht sehr von demselben verschieden.

Hauptpersonen sind der zum sehr geachteten und theuer bezahlten Künstler aufsteigende Maler Gottfried Ludlow, der in ein eigenthümliches Verhängniß fällt. Eines Nachts, da der vierzigjährige unverheirathete Mann aus dem Malerclub heimkehrt, trifft ihn der Nothschrei eines von Hunger und Erschöpfung niedersinkenden Frauenzimmers. Die Unglückliche retten, sich in die erstaunliche Schönheit, als welche sie sich entpuppt, auf Leben und Tod verlieben und die Unbekannte in ein mit allem Comfort einer gutgehaltenen bürgerlichen Existenz ausgestattetes Hauswesen als Herrin einführen, ist Eins. Margaretha Dacre aber, in hochmüthig befehlshaberischem Eigensinn großgewachsen, hat eine Vergangenheit hinter sich, mit der ihr stolzer Geist nicht mehr brechen kann: Die betrogene und im obenberührten Zustande verlassene Geliebte eines vornehmen Wüstlings, die Jahre hindurch im Taumel des aristokratischen Hautgout gelebt, kennt nichts mehr als jene hochfahrenden Erinnerungen und hängt mit jeder Faser ihres Herzens, soweit überhaupt noch Herz in dem zerstörten Wesen ist, an ihrem glänzenden Verführer. Dieser, ein Graf Lionel Beauport, das Musterbild eines verdorbenen Gentleman, ist wegen Wechselfälschung durch die beschimpfte Familie nach Australien spedirt, dann aber durch die bethörte Mutter, die ihren schönen Lionel nicht entbehren kann, wieder heimgerufen worden. Damit ist das Verhängniß da, zunächst für Gottfried's unselige Gattin, die über den in ihrem melancholischen Geiste grübelnden Hirngespinsten von hocharistokratischem Lebensgenuß der Gatten- und Mutterpflichten vollständig vergißt — ein ähnliches, nur weit gefährlicheres und minder romantisch unschuldiges Verhältniß wie in dem unten besprochenen Buche der Miß Braddon; es sind im Grunde überall dieselben Conflicte. Das daraus entspringende Ende ist dieses: Die unselige Miß Ludlow, von einer wahrhaft fatalistischen Leidenschaft für ihren frühern Liebhaber erfüllt, der doch mit kältester Roheit nun zum zweiten male ihr Herz und ihr Leben niedertritt, verläßt ohne Gefühl und Ueberlegung Gatten, Kind und Haus; die Folge ist, daß sie aufs neue in Krankheit und Kummer verlassen hinsiecht und nun durch die Hülfe von Freunden ihres verschmähten Mannes in ihren rasch ablaufenden letzten Lebenstagen Pflege findet. Der Maler selbst wird todkrank, macht Jahre eines Kampfes um ein anderes Leben durch und gewinnt erst später wieder Freude am Dasein und in einer Jugendfreundin, die nebenbei tief in das Schicksal der Familie Beauport verwickelt ist, eine treue und edle Gattin.

Wir sprachen von einem reichen Personenkreise aus den verschiedenen Gesellschaftsständen. Diese Beauports — der alte, im Unglück seines Hauses schroff gemessen schreitende und nun im stillen leidende Vater; die stolze, kalte, berechnete, und doch auf Einem

Digitized by Google

Fleck in ihrem Gemüth verwundete Gräfin, nämlich in der nicht auszurottenden Liebe zum ungerathenen Sohn; der ältere Sohn, Lord Caterham, von reichem Geist, aber von Jugend auf ein unglücklicher Krüppel, der dem fast ersehnten frühen Tod entgegensteht, um im Familienerbe dem grundverdorbenen jüngern Bruder Platz zu machen; endlich die erst arme, dann zu reichem Erbe kommende Anna Maurice, eine reine und naturfrische Jungfrau, die einzige heitere Erscheinung in dem düstern vornehmen Kreise — diese Personenreihe in ihren mannichfachen Charakternuancen und den nicht geringern Schicksalswechseln gibt ein äußerst bewegtes Bild aus der vornehmen Welt. Dazu das specifisch bürgerliche Leben: In Mutter und Schwester Ludlow's vertreten das rein familiäre Element einer Bürgerfamilie, ganz mit seinen Eigenheiten und Beschränktheiten, den kleinen Leiden und Freuden, den Gemüthsbewegungen, die sich dadurch häufen, daß die tüchtige Tochter Mathilde und der Freund der Ludlows, der etwas unpraktische, aber als treue und reine Seele liebenswürdige Maler Charley Potts, schließlich ein glückliches Paar, sich lieben. Eine gebrochene Existenz ist der alte Maler Bowles, ein im engern Künstlerkreise immer noch geachtetes Genie, das durch unglückliche Jugendleidenschaft eine glänzende Laufbahn sich unmittelbar abschnitt und schließlich ohne Hoffnung und Lebensziel zum verkommenden Trinker ward, in dem aber immer noch ein tiefer Funke bedeutsamen Geisteslebens schläft. Da ist der reich gewordene alte Kunsthändler Mr. Stompf, ein die tüchtigen Kräfte mit Berechnung ausnutzender Speculant, der aber am rechten Ort eine sich lohnende Großmuth anzuwenden versteht. Da ist endlich Algy Barford, eine treue Seele, Lord Caterham's Freund und Berather, ein durch und durch wohlgesinnter und tüchtiger Landedelmann gut altenglischen Stils.

Das steht fest, daß diese auf allen Seiten des bald im lachenden, bald im tragischen Humor vorschreitenden Lebens angefaßten Kreise eine nicht blos weit vollere, sondern auch mit mehr Geschick und größerer Treue aufgenommene, überdies feiner geschnittene Zeichnung des Lebens liefern als die Gestalten der bei der ordinären Leserwelt ebenso viel geltenden Braddon. Im übrigen ist der Ton allerdings ein ganz ähnlicher.

Wer sich ein Bild von den springenden Partien und den Effectmitteln in der Zeichnung machen will, für den citiren wir folgende kurze Stelle: „'S ist eine langweilige Welt, mein alter Freund", rief Algy, „ein ganz miserabler Himmelskörper. Ich glaube wahrhaftig, daß mein armer Vetter Jack Hamilton am Ende recht hatte." — „Was sagte er denn?" fragte Caterham. — „Ja, viel gesagt hat er nicht, denn er war überhaupt kein Redner; aber was er sagte, traf den Nagel auf den Kopf. Er war eine schrecklich faule Haut und alles war ihm gleich zu viel. Also eines Morgens steht er auf und schreibt einen Brief, in dem er sagt, daß er nun 30 Jahre gelebt hätte und daß es eine so verdammte Mühe wäre, sich morgens und abends umzuziehen, und daß er es nicht länger aushalte, und dann — jagte er sich eine Kugel durch den Kopf."

Das Ende des Buches ist allerdings beruhigend; aber dieser Eindruck gewinnt schwerlich die Oberhand, wenn wir an alle die furchtbaren Herzenserschütterungen und Geisteskämpfe zurückdenken, in welche schrankenlose Leidenschaft, allen natürlichen Begriff übersteigend, die Hauptpersonen hineinstürzte. Man kann sich schwerlich etwas Trostloseres und zugleich aller menschlichen Ueberlegung erschreckender Widerstrebendes denken als jene mit „The Whole Truth" überschriebene Scene, in der wir unerhörte Dinge vernehmen, indem das von einem Blendwerk verzauberte Weib, zwischen tigerartig aufflammender Glut und eiskalter Ruhe hin- und hergeworfen, dem treuen Gatten haarscharf auseinandersetzt, daß und warum sie ihn und ihr Kind verläßt. Da gähnt vor uns ein Abgrund der Menschenseele auf.

Letzte Vertreterin der Gattung, vollkommen gleicher Art mit den eben behandelten, ist

Digitized by Google

eine Frau, welche neben einem Yates und Collins als ebenbürtige Rivalin in der Leserwelt der Leihbibliotheken bezeichnet werden muß. Miß M. E. Braddon, über deren Lebensverhältnisse und jedenfalls mannichfache Erfahrungen, wie sich solche aus ihren Schriften spiegeln, wir noch wenig Bestimmtes wissen, da wir nur nach der aller Wahrscheinlichkeit nach ganz naturtreuen Zeichnung der englischen Gesellschaftszustände auf eine längere Bewegung in jenen Kreisen und genaue Beobachtung derselben schließen müssen, ist auf einmal, wie das bei dieser Gattung besonders leicht möglich wird, zu Namen gekommen durch „Aurora Floyd", noch mehr durch das im gleichen Jahre 1862 erschienene „Lady Audley's Secret" — zusammen sechs Bände in einem Jahre! Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht das ungewöhnlich zugreifende Modeinteresse — von den zwei Stücken verzehrte das gierige Publikum in drei Monaten acht Auflagen! — die Verfasserin auf der mit so viel äußerm Erfolge betretenen Bahn weiter getrieben hätte. So folgten sich rasch „Eleanor's Victory" (1863) und Ende von 1864, wieder zusammen nicht minder als sechs Bände, „John Marchmont's Legacy" nebst „Henry Dunbar" und noch andere. Mit entschiedener Absichtlichkeit wählen wir zur Charakteristik eins ihrer weniger bekannten, den als „Frau Doctorin" 1865 verdeutschten vierbändigen Roman, um die auffallende Uebereinstimmung der Grundzüge nachzuweisen, die sich bei allen diesen Autoren findet.

Folgendes ist der Gang der Erzählung: Ein kleines englisches Landstädtchen, zum kleinern Theile London sind die Schauplätze. Die eine Hauptrolle spielt eine ganz gewöhnliche, praktisch und prosaische, nur besonders gutmüthige, vertrauensvolle und pflichttreue Person, der Landarzt George Gilbert; die zweite eine ätherisch', romantisch-phantastische Romanleserin Isabella Sleaford, in die sich wol des Gegensatzes der Naturen halber der gute, ehrliche, praktisch einfache Landarzt so sterblich verliebt, daß er sie à tout prix zur Gattin will, trotzdem daß die übrige ungezogene Familie der Miß, der Vater voran, eine geheimnißvolle zweifelhafte Rolle in der Gesellschaft gespielt hat, eine Rolle nach Vagabundenart. Er heirathet sie, da aber kommt die unvermeidliche Krisis; die junge haltlose Frau, für deren romantisches Köpfchen das einfach momentane Landleben ohne alle Abenteuer in keiner Weise genügt, faßt überschwengliche Zuneigung zu einem jungen Lord, den ihre unbeschränkte Phantasie mindestens zum Halbgott erhebt, bis die Erfahrung, daß ihr angebeteter Ritter sie zur gewöhnlichen Maitresse machen und zum Entlaufen von ihrem Manne bewegen möchte, auf einmal ihr Idol stürzt und ihr immer noch waches Gefühl für Recht und Pflicht sie von der Schmach zurückhält. Diese ganze Krise, etwas ermüdend durchsponnen und in die verschiedenen Phasen der psychologischen Wandlung fast kleinlich verfolgt, nimmt nicht minder als zwei volle Bändchen ein, und diese Art Zeichnung enthüllt so recht die weibliche Feder. Und schließlich, was folgt? Der gute Doctor stirbt in heroischer Pflichterfüllung; der müßige Lord wird — und das ist wieder recht romantische Zuspitzung! — von dem verbrechenbelasteten Vater eben der Frau erschlagen, die ihn mit halb unschuldiger Sentimentalität wie ein höheres Wesen liebt; die Frau selbst wird schließlich eine gutmüthig mildthätige Dame, die Trösterin der Armuth. Das ist eine ziemlich flache und trockene Lösung.

Das in den Sensationseffect ausgespitzte Romanmachwerk, ganz und vollständig der Art, wie Collins' „Frau in Weiß" uns damit übersättigt, gipfelt sich hier in dem mit scharfgeschnittener Detailzeichnung bis in die Einzelheiten begleiteten Mordacte, den der unheimliche Vater der Doctorin an dem von dem unerfahrenen Weibe idealisirten Geliebten der eigenen Tochter begeht; Verhältniß und Zeichnung der Personen spannen auch hier das seelische und daneben das criminelle Interesse auf eine äußerste Höhe: der Lord und der Alte, der ein gefährlicher Fälscher und Gauner ist, haben sich vor der Bekanntschaft des erstern mit der Tochter in einem Criminalhandel, da jener Zeuge war, gegenüberge-

Digitized by Google

standen, und dieser hat geschworen, den jungen Herrn, falls sie sich im Leben je wieder begegnen, zu ermorden. Da der Lord die verhängnißvolle Verheißung treu im Gedächtniß bewahrt hat, sind wir auf einen möglichen schlimmen Ausgang der Art vorbereitet, ohne aber an seine Nähe zu glauben und ohne den Thäter irgend vermuthen zu können. Alles das, zusammengehalten mit dem kommenden Personenverhältniß, gibt dem Ganzen vollends den Charakter des geheim Schicksalsschweren, des düster Fatalistischen, als sei das Leben ein Spiel tückischer Mächte. Das ist ja wol Sensationsmanier.

Was die Composition, den Ton und Stil betrifft, so werden wir schon im ersten Bande trotz des vorwiegend in einfach ländlichen Verhältnissen sich abspielenden Themas in eine Reihe hochromantischer Effectscenen hineingeworfen. Man nehme gleich Kapitel 2, betitelt „Ein Effectschriftsteller", welches uns einen hoffnungsvollen jungen Schreiber höchst gutmüthiger und unschuldiger Natur, der aber zum Ergötzen des Pfennigblätter-Publikums in seinen schöngeistigen Ergüssen nur in Mord, Raub und Blutschande macht, zusammen mit seiner schmuzigen Arbeitshöhle im Tempel vorführt. Das ganze halb possirliche Schauergemälde ist so charakteristisch, daß es uns beweist, unsere Verfasserin sei des allergenauesten mit den Modulationen dieser Effects- und Sensationsmanier vertraut; es sollte uns nur wundernehmen, wenn ihr mitten in der mit vielem Humor gehaltenen Zeichnung nicht das Gefühl gekommen wäre, daß sie eigentlich ihre eigene und der ganzen modernen Schule Lieblingsweise mit starker Ironie und etlicher Uebertreibung hier wiedergebe, jene Manier, in der sie dann alles Ernstes noch im selben und gleich im nächsten Kapitel („Isabella") fortfährt. Man lese:

„Ist denn ein Selbstmord in deiner Geschichte? fragte Georg mit einem Blicke voll Furcht. Ein Selbstmord? rief Sigismund Smith aus, ein Selbstmord in der «Schmugglerbraut»? Herrje, es wimmelt von Selbstmorden. Einmal der Herzog von Port Saint-Martin begräbt sich lebendig in seinen Kellern, und dann Leonie de Pasdebasque, die Ballettänzerin, stürzt sich aus dem Privatballon des Grafen Mareschetti, ferner die stumme Lilia verbrennt sich selbst. Ja, das ist so deren Schicksal, sagte Mr. Smith, tauchte seine Feder in die Tinte und jagte damit wild über das Papier hin. Das Publikum der «Schmugglerbraut» hatte sich seine eigene Vorstellung gemacht von dem Verfasser: eine imponirende Erscheinung, halb Magier, halb Räuber, mit einem bleichen Antlitz und feurigen schwarzen Augen, mit wirren schwarzen Haaren, einem bloßen weißen Halse, einem langen schwarzsammtenen Schlafrocke, mit dünnen, spitz zulaufenden Händen und seltsamen Achat- und Onyxringen auf den gelenkigen Fingern. Und dann die Umgebung! Ein mit Eichenholz parketirtes Zimmer, natürlich mit durablem Eichenholz, ... eine Sammlung von Pistolen und Schwertern, Dolchen und Yataganen, schimmernd und blinkend im Feuerschein; ein Bär unter dem Sofa und eine zahme Cobra di Capella auf dem Kaminteppich zusammengeknäuelt. Statt dessen, was fanden sie? Einen jungen Mann mit den sanftesten blauen Augen und unvermeidlichen Tintenflecken im Gesicht und ein unsauberes Zimmer im Tempel, in dem nichts einen romantischen Anstrich hatte als vielleicht der Papierkorb und die Streu von alten Papieren und durcheinander geworfenen Abzügen von Drucksachen und der geborstene Theetopf, welcher auf dem Kaminherde schimmerte. Dies war der junge Mann, welcher die sorglose Extravaganz in dem verschwenderisch ausgestatteten Zimmer eines Montefiascone und die mysteriöse Pracht in dem magisch erleuchteten Boudoir einer Diana Firmiani beschrieb. Dies war der junge Mann, in dessen Werken mehr geheime Thüren und verborgene Treppen, sich drehende Bilderrahmen und Versenkungen im Fußboden vorkamen als in allen alten Häusern von Großbritannien, und eine größere Strecke von unterirdischen Gängen, als ein Eisenbahntunnel von der schottischen Küste bis nach Landsend ausmachte."

Nehmen wir zu solchen Bildern im nächsten Verlauf hinzu das schmuzig-öde Land-

Digitized by Google

haus der Familie Sleaford, den greulich verwüsteten Garten und die nicht minder traurigen Stuben, alles halb einer Räuberhöhle, halb einem Puppentheater gleichend; dazu die unbändigen und boshaften schwarzhaarigen Rangen und abseits die blasse romanlesende Maid; die ganze Sippe an einem schönen Morgen verschwunden, ohne jedwede andere Spur zu hinterlassen als einen Haufen unbezahlter Rechnungen; das alles ist so geheimnißvoll, fast gespenstig, grübelnd und kitzelnd, daß wir jeden Augenblick auf etwas ganz Fremdartiges, ein noch nie dagewesenes Schicksal gespannt werden. Uebrigens sind Phantasie und Erfindung nichts weniger als lebendig; die alten abgebrauchten Mittel spielen viel zu stark mit; die Situationen sind wol neu verbrämt, und doch spüren wir mit jedem Tritte, daß wir trotz allem Aufwand an Kraftmitteln nur in ausgetretenen Gleisen fahren; auch müssen schon im ersten Bändchen eine Reihe von Wiederholungen auffallen. Unter den sonst seltenen und wenig sich auszeichnenden Betrachtungen allgemeiner Natur über Zeit und Volk notiren wir eine einzige ihres zutreffenden Sinnes halber: „George Sand hat gesagt, daß heutzutage alle Bücher für Alte von jungen Schriftstellern geschrieben werden; möchte sie nicht weiter gehen und sagen, daß zu unserer Zeit die jungen Leute sich älter fühlen als ihre Väter? Wir sind befreit von den frühern Springinsfeld und Kasperle, und weder auf noch außerhalb der Bühne sind Hans und Grete noch in der Mode; unsere aristokratischen Jünglinge halten es nicht mehr für einen Hauptulk, einen Leichenzug beim Wettrennen zu Epsom über die Bahn zu führen oder Weinfässer über den Töpfermarkt zu rollen; aber an Stelle all dieser thörichten Späße und des Schabernacks scheint eine tödliche Kälte des Herzens über die Jugend unserer Nation (trifft nicht die Engländer allein!) gekommen zu sein, eine ersterbende Mattigkeit und Schlaffheit des Geistes, aus welcher nichts als etwa ein Krimkrieg oder eine indische Revolution die abgelebten Träumer in einer langweiligen Welt aufrütteln kann."

Die Häupter unserer speciellen Gattung sind hiermit genannt. Eine letzte Figur aus der Geschichte des neuesten englischen Romans, die einzige, wirklich zur Entwickelung gekommene und doch auch früh heimgegangene aus einem berühmten Kleeblatt von Schwestern, ist die unter dem Namen Currer Bell bekannte Charlotte Bronte. Die feine Sittenzeichnerin der ländlichen Bevölkerung und der in manchen Zügen immer noch patriarchalisch angehauchten socialen Stellung dieser Volksklasse fällt indeß nach Object und Tonweise außer den Begriffskreis unsers begrenzten Objects.

Was mag unser Endurtheil sein über die ganze behandelte Literaturerscheinung?

Sehen wir dieser Modeliteratur genau ins Gesicht, so finden wir, daß sie sich weder durch Neuheit noch durch Originalität oder bedeutende Höhe der Erfindung auszeichnet. Das gar nicht von heute gekommene, im Gegentheil schon in etwas ältern französisch-englischen Effectroman zum Ueberdruß abgenutzte Hülfsmittel ist einfach dieses, durch spannende Situationen zu fesseln, massenhafte und gewaltsame Effecte zu häufen, in denen die tiefen Schlagschatten überwiegen; kurz, die Neugier des Lesers immer wach zu halten. Und das Nonplusultra von Wirkung ist erreicht, wenn der gewandte Autor durch die Spannung, die er unterhält, einer empfindsamen Dame Herzklopfen verursacht. Eine andere Frage ist, wie dabei die Lebenswahrheit oder auch wie die Wahrscheinlichkeit zu stehen kommt. Ist jede Täuschung beseitigt, so haben wir nichts anderes vor uns als das Epigonenthum des um einige Jahrzehnte ältern und einfach in englische Lebensformen gebrachten französischen Effectromans. Ihrem innern Wesen nach können diese Dinge ebenso gut spielen in der pariser Demi-Monde wie in einer von Schulden erdrückten englischen Aristokratie; ebenso gut, nur mit dem passenden Formenwechsel, in der Straßengaunerwelt wie in den seideraufschenden Salons. Sollen wir eine zwar absolut nicht durchweg zutreffende Unterscheidung gegenüber der Mehrzahl jener französischen Producte

Digitized by Google

hervorkehren, so wäre es etwa diese: Es sind da weniger die beiden oberflächlichern, unter den Franzosen beliebten äußern Schreckensscenen; es ist im ganzen weniger das Grauenhafte und Schreckliche in seiner materiellen Gestalt, so gewaltsame und ungeheuerliche Dinge auch geschehen; die Schrecken sind weitaus mehr nach innen verlegt; von Dutzenden dieser Producte läßt sich kurz sagen, sie sind eine einzige raffinirte psychologische Spannung. In der That mögen wir's nicht anders als künstlich angelegte Hetzjagd nennen, wenn wir drei oder vier Bände hindurch eine unerhörte Wucht von Gemüthserschütterungen, heftigen Geistesanstrengungen, innern Kämpfen der Liebe und des Hasses, der List und Rache, des ruchlosesten Egoismus und der edelsten Selbstaufopferung ertragen; wenn wir vier Bände hindurch hinter einem furchtbaren Geheimnisse her gejagt werden und den Wettlauf der Schlauheit und des Muthes, den Entscheidungskampf zwischen Verbergen und Enthüllen in athemloser Hast durchmachen sollen. Scharf abgewogen, ist die Spannung weitaus gewaltsamer und geistanstrengender, innerhalb dieser immerhin feiner gewobenen psychologischen Probleme zu weilen, als eine lange Reihe äußerer Schrecken zu durchjagen, und in jenen mehr innerlichen Regionen faßt uns ein weit beunruhigenderes Gefühl. Im ganzen ist's doch wieder eine Literatur der Verzweiflung.

Digitized by Google

Plutonismus und Vulkanismus der letzten Jahre in Deutschland.

Von

Dr. Karl Müller von Halle.

II.

Wenn man sich das Erdinnere als eine elastische Flüssigkeit vorstellt, welche des Druckes in ähnlicher Weise fähig ist, wie Luft und Wasser, so ist es nicht zu verwundern, wenn man sieht, daß schon seit langer Zeit Urtheile auftauchten, welche auch dem Monde und der Sonne einen ähnlichen Einfluß zuschreiben, wie ihn beide auf Luftmeer und Ocean ausüben. Gerade so, wie Luft und Meer an der Rotation theilnehmen, ebenso muß auch das flüssige Erdinnere folgen, und so könnte es sich wol ereignen, daß Sonne und Mond Störungen durch ihre Anziehungskraft auf jene elastische Flüssigkeit des Erdschoses veranlaßten. Man weiß nicht genau, von wem diese Ansicht ausging, doch kann sie zunächst auf R. Edmondt und Alexis Perrey, auf den Meteorologen Toaldo und Mallet zurückgeführt werden. Namentlich war es Perrey, welcher sie näher begründete. Nach ihm sind die Erdbeben häufiger um die Zeit der Quadraturen, häufiger im Perigäum als im Apogäum des Mondes, häufiger, wenn sich der Mond gerade im Meridian befindet. Auch der stetige Beobachter des Vesuvs, Palmieri in Neapel, behauptet mit Entschiedenheit, daß die Ausbrüche des Vulkans gegen den Vollmond hin an Heftigkeit zunehmen. Am energischsten aber vertheidigte neuerdings Rudolf Falb die gleiche Ansicht in seinem Buche „Erdbeben und Vulkanausbrüche". Sie hatte zwar nicht das Glück, zu gefallen, doch muß sie hier wenigstens als ein Product der Neuzeit ebenfalls registrirt werden.

Nach Falb fällt die größere Stärke der Fluten des Erdinnern erstens auf die Zeit zwischen Voll- und Neumond, d. h. auf das letzte Viertel und den Neumond, weil sich vom Vollmond ab die beiden von Sonne und Mond erzeugten Flutwellen bis zum Neumonde einander nähern und somit kräftigen. Es ist also zweitens die Zeit kurz vor der größten Annäherung des Mondes an die Erde (Perigäum) zugleich eine Kräftigung dieser Flutwellen. Es kann eine solche drittens aber auch eintreten, wenn bei Neumond der scheinbare Abstand des Mondes von der Sonne oder auch seine Breite am geringsten ist, weil dann die beiden Wellenberge vollständig zusammenfallen, während dieses bei andern Neumonden nur theilweise geschieht; ein solcher Fall tritt bei totalen Sonnenfinsternissen ein, wo jener Abstand = 0 ist. Die Kräftigung geht viertens auch vor sich, je näher

Digitized by Google

sich die beiden Gestirne dem Zenith einer Zone befinden, in welcher die unterirdischen Räume die Wellenbildung am meisten begünstigen, was nach den Lehren der Mechanik (wir erinnern hier wieder an die Abnahme der Schwerkraft unter dem Aequator, unter den früher erörterten Verhältnissen) am Aequator der Fall ist. Darum muß die Flutwelle des Erdinnern am stärksten sein, wenn alle viet ersten Punkte bei einer totalen Sonnenfinsterniß in den Aequatorialgegenden zusammentreffen. Infolge dessen muß die verstärkte Flutwelle heftiger gegen die schon erstarrte Erdkruste reagiren als die gewöhnliche; sie muß, da sie sich von Ost nach West mit der Erde bewegt, auch eine in dieser Richtung wellenförmig fortschreitende Hebung und Senkung erhalten, je nachdem die unterirdischen Räume sich gestaltet hatten. Die Geschwindigkeit dieser Wellen muß im allgemeinen jener der von Sonne und Mond beeinflußten Meeresflut gleich sein und wird nur durch locale Bodenverhältnisse modificirt werden können. Diese wellenförmigen Bewegungen müssen ferner am häufigsten und stärksten in den tropischen Ländern stattfinden, weil hier, wo der Mond im Zenith, folglich in seiner höchsten Anziehungskraft dasteht, auch die Gipfel der Flutwelle ankommen werden. Außertropische Gegenden können folglich und schließlich dieser Kraft vorzugsweise nur um die Zeit der höchsten Fluten, d. h. um das Perigäum, das letzte Viertel und den Neumond theilhaftig werden, weshalb sie auch um diese Zeiten am meisten erschüttert werden müssen.

Ferdinand Dieffenbach verwirft diese Theorie nicht ganz. Im Gegentheil bringt er sie mit der Scrope'schen Theorie zusammen und betrachtet die Erregung der feuerflüssigen Flut durch die Anziehung von Sonne und Mond als eins jener Agentien, welche dazu gehören, um eine übersättigte Lösung plötzlich in Erstarrung oder zur Krystallisation überzuführen. Es muß hier wiederum an die Dampfkesselexplosionen oder an das plötzliche Erstarren von unter Nullgrad abgekühltem Wasser erinnert werden, sobald irgend eine Bewegung in das überhitzte oder unter den Gefrierpunkt abgekühlte Wasser kommt. Welche Processe hierbei vor sich gehen, ist schwerlich je zu erweisen. Der flüssige Erdkern ist aus einer Menge der verschiedenartigsten Grundstoffe, theilweise sehr unbekannter Natur, zusammengesetzt. Wir wissen nicht, welche Zersetzungen in dieser Flut stattfinden, welche Einwirkung der hohe Druck dabei ausübt, wie sich die flüchtigen Chloride und Fluoride dabei verhalten u. s. w. Aber die Annahme liegt doch wenigstens im Bereiche der Möglichkeit, daß hier eine Stoffumbildung vor sich gehen könne, welche mit Detonationen verbunden sein und darum die rollenden Donner der Erdbeben hervorrufen kann. Jedenfalls ist die feuerflüssige Masse in steter Umwandlung begriffen; allein die hieraus hervorgehenden Verbindungen sind nicht immer die gleichen, wie die wechselnde Zusammensetzung der Laven ergibt. Aus diesem Grunde mögen auch die Erdbeben hinsichtlich ihres Geräusches und ihrer Heftigkeit theilweise erklärt werden können. Auf alle Fälle werden Druck, Bewegung und Umbildung auf die feuerflüssige Masse je nach ihrer Intensität und sonstigen Art sehr verschiedenartige Effecte veranlassen. Ausdrücklich haben wir aber dabei eine außerordentliche Entwickelung von Gasarten anzunehmen, und daß diese wirklich stattfinden muß, geht schon einfach aus den vielen Mofetten hervor, die, mit vulkanischen Herden in Verbindung stehend, Kohlensäure oft in ungeheuerer Menge täglich entleeren.

Lassen wir nun diese chemischen Processe auf sich beruhen, und kehren wir zu der Falb'schen Erdbebentheorie zurück, so müssen wir allerdings gestehen, daß die von Falb beigebrachten Beweismittel auffallende Thatsachen sind. Unter anderm führt er das Erdbeben von Manila am 1. Oct. 1869 an. Es trat an diesem Tage 11 Uhr 30 Minuten ein, genau $2^1/_2$ Stunden nach der Culmination des Mondes, die an jenem Tage im Zenith von Manila erfolgte. Ganz ähnlich verhielt sich das Erdbeben von Arica in Peru am 24. Aug. 1869. Hier erfolgte der erste Stoß um 1 Uhr 25 Minuten in

Digitized by Google

der Richtung von Norden nach Süden und wirkte auf den im Hafen liegenden Dampfer Payta so ein, als ob derselbe mit großer Heftigkeit mit den Breitseiten plötzlich aufgehoben und mit großer Gewalt auf das Wasser geworfen worden wäre. Nach Falb traf der Stoß 20 Minuten vor der untern Culmination des Mondes ein, als der theoretisch positive Sonnenwellengipfel nahezu 30 und der theoretisch negative Mondwellengipfel nahezu 24 Grad nördlich vom Orte des Schiffes sich befand, sodaß sich der Stoß, wie er meint, von Norden nach Süden fortpflanzen mußte. Nicht weniger merkwürdig zeigte sich auch in Groß-Gerau, als die Erdbeben am heftigsten waren, eine gewisse tägliche Periodicität: zweimal täglich kehrte eine Periode der häufigsten und stärksten Erschütterungen wieder. Die eine fiel auf die Morgenstunden von 7—10, die andere auf die Abendstunden von 7—10 Uhr, und ebenso beobachtete man eine gewisse gesetzmäßige tägliche Verspätung dieser Maxima. Sonderbar genug spricht auch Palmieri von einer Periodicität sogar der Vesuveruptionen. Die Lavaergüsse derselben erreichten täglich ein Maximum und ein Minimum, und von Tag zu Tage verzögerte sich der Eintritt dieser Maxima und Minima um etwas über eine halbe Stunde, ganz so, wie wir das an den Gezeiten der Meeresflut beobachten.

Dasselbe Ergebniß liefern aber auch die statistischen Nachweise, welche Dieffenbach von den Erdbeben des Odenwaldgebietes mittheilt. Im Jahre 1869 hatte man daselbst 56 Erdbeben mit 294 heftigern Stößen und Erschütterungen. Von diesen kamen 12 Erdbebentage mit 50 Stößen auf die Periode vom Vollmond incl. bis zum letzten Viertel excl., 16 Erdbebentage mit 135 Erdstößen auf die Periode vom letzten Viertel bis zum Neumond, 14 Erdbebentage mit 63 Erdstößen auf die Periode vom Neumond bis zum ersten Viertel, 14 Erdbebentage mit 46 Erdstößen auf die Periode vom ersten Viertel bis zum Vollmond. Hiernach kamen 185 Erdstöße auf die Periode vom letzten Viertel bis zum Neumond und von da bis zum Vollmond, dagegen nur 109 auf die Periode vom Vollmond bis zum Neumond. Nach einer ähnlichen Statistik erlebte das Jahr 1870 an 45 Erdbebentage und 54 Erdstöße, von denen 31 der erstern auf die gleiche Culminationsperiode des Mondes fielen, während 24 auf die zweite Periode kamen, sodaß jene mit 34 Erdstößen, diese mit 21 zu verzeichnen war. Das Jahr 1871 hatte 28 Erdbebentage mit 31 Erdstößen; von jenen fielen auf die erste Mondzeit 13 mit 19 Erdstößen, von diesen 15 mit 12 Erdstößen. Ueberhaupt begannen die hessischen Erdbeben mit dem heftigen Erdstoße am 13. Jan. 1869 und fielen somit auf die Zeit des Neumondes. Dann trat nach einer Wiederholung der Erscheinung am 20. Jan. eine Pause bis zum 18. Oct. ein, und gerade um diese Zeit, am 20. war Vollmond, begannen die Erdbeben zu Groß-Gerau mit leichten Erschütterungen. Nachdem jedoch am 28. Oct. das letzte Viertel und am 30. das Perigäum des Mondes eingetreten war, fühlte man auch am 30. Oct. einen sehr starken und zwei schwächere, am 31. sogar 53 und am 1. Nov. 41 Erdstöße. Gleichzeitig nahmen, beiläufig bemerkt, die Erschütterungen um die Zeit des November- und Decemberperigäums zu, als dort das Erdbeben von Oula, hier das von Santa-Maura eintrat. Diese Thatsachen sprechen um so lauter, als in allen Epochen, in denen lebhafte Bewegungen der Erdoberfläche an den verschiedensten Punkten der Erde wahrgenommen werden, diese Erschütterungen auch von Vulkanausbrüchen begleitet oder gefolgt zu sein pflegen, und zwar solcher Vulkane, welche dem Erschütterungsgebiete des betreffenden Erdbebens nicht angehören, dagegen häufig auf ganz entgegengesetzten Punkten der Erde liegen. Man darf selbstverständlich aus allen diesen Thatsachen nicht folgern, daß Vulkanausbrüche und Erdbeben nur von bestimmten Phasen des Mondes hervorgerufen würden. Das hieße, die Theorie gänzlich misverstehen. Im Gegentheil müssen die Einflüsse von Sonne und Mond immer vorhanden sein; nur machen sie sich für uns am bemerkbarsten in gewissen Phasen jener Weltkörper,

Digitized by Google

wo deren Einfluß am mächtigsten ist. Ohne das Dasein von Gezeiten (Ebbe und Flut) würden wir auch nicht wissen, daß der Mond eine stetige Anziehung auf die Meeresfluten ausübt.

Alles in allem betrachtet, kommen zwar Vulkanausbrüche und Erdbeben zu jeder Zeit des Jahres vor, doch mehrt sich ihre Kraft um die Zeit der größten Einwirkung von Sonne und Mond. Nichtsdestoweniger ist hier aber wieder eine neue Gruppirung zu constatiren. Denn wenn Eruptionen und Erdbeben auch täglich erscheinen können, so gibt es doch gewisse Perioden des Jahres, in denen sie geringer oder häufiger zu sein pflegen. Diese Ansicht war zunächst nichts anderes als ein Volksglaube in jenen Gegenden, wo die fraglichen Plutonismen zum Charakter des Landes gehören. Die Wissenschaft bemächtigte sich aber seiner und forschte statistisch nach, wie weit er begründet oder nicht begründet sein könne, und so ergab sich der Satz, den wir in seiner einfachsten Fassung hingestellt haben. Männer, wie der Geologe Hoffmann, Merian, von Hoff, Volger, E. Kluge, Naumann, A. Perrey, Mallet, Pouqueville u. s. w. beschäftigten sich mehr oder weniger mit diesen Untersuchungen, und auch Ferdinand Dieffenbach schloß sich ihnen an. So fand z. B. Merian für Basel, daß bis 1836 von 120 beobachteten Erdbeben 41 in den Winter, 22 in den Frühling, 18 in den Sommer und 39 in den Herbst fielen. Nach Perrey verhielt es sich ähnlich mit den Erdbeben, welche seit 1801—43 in ganz Europa und den angrenzenden Gebieten des Mittelmeerbeckens von Asien und Afrika notirt wurden. Es waren gegen 914, und von diesen vertheilten sich 291 auf den Winter, 169 auf den Frühling, 224 auf den Sommer, 230 auf den Herbst. Ebenso ergab sich, daß eine größere Anzahl von Erdbeben auf die Aequinoctien als auf die Solstitien falle. So fand Kluge, daß während des Zeitraumes vom 1. Jan. 1850 bis zum 31. Dec. 1857 auf der nördlichen Halbkugel 1324 Erdbeben auf die Aequinoctien, dagegen nur 1202 auf die Solstitien, auf der südlichen Halbkugel 301 auf die Aequinoctien, 261 auf die Solstitien fielen. Dennoch darf man diese Resultate nicht als eine Formel von gleichem Werthe für alle Gegenden betrachten. Nach Perrey fallen z. B. auf den Antillen und in Griechenland die meisten Erdbeben in den Herbst, in Centralamerika in den Sommer. Selbst die Tageszeit ergibt Verschiedenheiten. So fand man, daß von 2396 Erdbeben der Jahre 1850—57 auf der nördlichen Halbkugel nur 988 auf die Tagesstunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, dagegen 1592 auf die Nachtstunden, also 604 mehr auf diese fielen. Gleiches ließ sich auch für die südliche Erdhälfte nachweisen. Von 546 notirten Erdbeben traten 229 am Tage, aber 317, also 128 mehr, zur Nacht ein. In Bezug auf die Gegenden selbst weisen die Tropenländer mehr vulkanische Erdbeben auf als die gemäßigten Zonen.

Auf Aehnliches fußend, war es nun Dieffenbach darum zu thun, zu ermitteln, in welcher Art die Erdbeben von 1869—72 sich über die verschiedenen Theile der Erde, namentlich über die heißen und die gemäßigten Zonen vertheilen. Die kalten Zonen blieben, da in ihnen fast gar keine Erdbeben vorkommen, außer Betracht. Ebenso galt es, die Erdbeben der fraglichen Periode auf ihr Erscheinen in den Winter- und in den Sommermonaten festzustellen. Zu diesem Behufe theilte der Statistiker die Erdbeben in vier große Gruppen, von denen zwei die räumliche, zwei die zeitliche Vertheilung ins Auge faßten. Die räumliche bezog sich auf die Vertheilung zwischen dem 40.° nördlicher und dem 40.° südlicher Breite, während eine zweite Gruppe den ganzen übrigen Raum umfaßte. Alle Erdbeben von 40° nördlich und südlich zog er zu der gemäßigten Zone, sodaß er nur zwischen Erdbeben der Tropen und der gemäßigten Zonen zu unterscheiden hatte. Die zeitliche Vertheilung bezog sich auf die warmen und kalten Monate, und zwar für jene auf die Monate April bis September, für diese auf die Monate October bis März. Die Zahlen, welche sich für diese vier Gruppen ergaben, waren über-

Digitized by Google

all fast gleich groß. Die eine Hälfte aller Erdbeben fiel jedesmal auf den heißen, die andere Hälfte auf den kalten Erdgürtel; ebenso fiel etwa die gleiche Zahl auf die warmen und auf die kalten Monate. Bei einer Vergleichung aber ergab sich nun das merkwürdige Resultat, daß in den warmen Monaten die Erdbeben des warmen Erdgürtels auffallend zunehmen, die des kalten Erdgürtels abnehmen, während umgekehrt in den Wintermonaten die Erdbeben des warmen Gebietes gegenüber denen des kalten eine auffallende Abnahme ergeben. Betrachten wir z. B. das Jahr 1869, so entfallen von 267 Erdbeben 128 auf den heißen, 139 auf den kältern Erdgürtel, 139 auf die warmen, 129 auf die kalten Monate. Von den letztgenannten 129 fallen 32 auf das heiße, 97 auf das gemäßigte Gebiet, während umgekehrt in den heißen Monaten 38 in die kalten, 101 in die heißen Zonen kommen. Betrachten wir ferner das Jahr 1870 mit 379 Erdbeben, so erhalten wir 196 für den heißen, 182 für den gemäßigten Gürtel, 238 für die heißen, 141 für die kalten Monate. In den kalten Monaten fallen 21 auf den heißen, 120 auf den kalten Gürtel, in den warmen Monaten 176 auf den heißen, 62 auf den kalten Gürtel. Betrachten wir drittens das Jahr 1871, welches leider in der Notirung der tropischen Erdbeben sehr lückenhaft dasteht, so finden wir von 137 Erdbeben 49 im heißen und 88 im kalten Erdgürtel, 53 in den heißen, 84 in den kalten Monaten. Von diesen vertheilen sich in den Sommermonaten 28 über den heißen, 32 über den gemäßigten Erdgürtel, während 24 in den Wintermonaten auf jenen, 60 in diesen fallen. Im Odenwaldgebirge wiegen die Erdbeben auffallend in den Wintermonaten vor. So geschahen die Erdbeben von 1588, 1619, 1690 und 1785 ebenso im Winter, wie von 1869—71 von 135 Erdbebentagen 62 mit nur 26 stärkern Erschütterungen in die Sommermonate, dagegen 73 mit 344 heftigern Stößen in die Wintermonate fielen, in denen auch die Erdbeben jedesmal das Maximum ihrer Intensität erreichten. Worin diese statistischen Resultate zu suchen sind, bleibt uns noch völlig unklar. Es ließe sich darüber viel philosophiren, und so ist auch mancherlei darüber geschrieben, was eine Erklärung für dieses oder jenes Resultat sein soll. So z. B. suchte Bischoff als Anhänger der neptunischen Erdbebentheorie die Erklärung für die größere Häufigkeit der Erdbeben in den Herbst- und Wintermonaten bei uns in der größern Häufigkeit der atmosphärischen feuchten Niederschläge. Man sieht nur daraus, wie jeder sich die Sache, je nach seinem eigenen Standpunkte, zurechtlegt; wir lassen deshalb alle Deutungen unterwegs, wie es auch Dieffenbach thut.

Dagegen scheint es außer allem Zweifel zu sein, daß ein gewisser Zusammenhang der Erdbeben mit den Zuständen der Atmosphäre stattfindet. Auch das ist und war zunächst nur eine Volksmeinung. So z. B. betrachtet man auf den Liparischen Inseln schon seit Jahrhunderten den Vesuv, wie die Strongyloten den Vulkan von Stromboli nennen, als einen Wetterpropheten, der durch die Stärke seiner Thätigkeit, sowie durch die Richtung seines Rauches jeden eintretenden Witterungswechsel drei Tage vorher ankündige. Ebenso sollen seine Ausbrüche im Winter und bei stürmischem Wetter viel bedeutender sein, als im Sommer oder bei klarer und stiller Luft. Gleiches sagt man nach Paullet Scrope auch von dem Pic auf Ternate, welcher nach den Bewohnern dieser Molukkeninsel während der Aequinoctien eine größere Heftigkeit seines Vulkanismus entfalte. Wir erinnern uns aus dem früher Beigebrachten, daß auch in Groß-Gerau die heftigsten Erdstöße mit Sturm verbunden waren. Ueberhaupt scheint die gleiche Beobachtung an vielen andern Orten als eine allgemein zutreffende Eigenthümlichkeit starker Erdbeben gemacht zu sein. Nach Dieffenbach's Aufzeichnungen fremder Mittheilungen will man in Groß-Gerau sogar beobachtet haben, daß jedesmal einige Minuten vor der Ankunft eines Erdstoßes diesem ein kurzer, aber heftiger Windstoß vorausging. Zwei Beobachtungen aus dem Jahre 1869 theilt Dieffenbach nach Professor W. C. Fuchs mit. Die eine betrifft ein

Digitized by Google

Erdbeben in der weiten ungarischen Ebene von Bacska am 12. Nov. um 9½ Uhr abends. Man spürte dasselbe bei Neu-Verbasz bei heftigem Sturme, der mit einem Geräusche verbunden war, das dem Rollen eines Wagens glich; kurz darauf erbebte die Erde. Die andere betrifft ein Erdbeben zu Innsbruck am 25. Nov.; dieses war von einem Südsturme begleitet. Im Jahre 1872 wiederholte sich an dem gleichen Orte ein zweites Erdbeben am 8. Juli, und zwar unter dem Gefolge eines Sirocco, der in Naumburg zu einem wirklichen Sturme mit einem furchtbaren Wolkenbruche ausartete. Selbst am Bodensee empfand man diesen Sturm, und hier war er so heftig, daß sich auf allen hervorragenden Punkten, besonders auf den Flaggenmasten der Dampfschiffe, das Sanct-Elmsfeuer zeigte, und dieses zeugte von einer so außerordentlichen Spannung der Atmosphäre, daß man es augenblicklich hervorlocken konnte, wenn man einen mit einer metallenen Zwinge versehenen Stock oder Regenschirm, ja auch nur ein Taschenmesser in die Höhe hielt.

Dergleichen Beobachtungen leiten wie von selbst auch auf andere großartige Zustände der Atmosphäre über, nämlich auf die Cyklone. So trafen nach Moreau und de Jonnes von 64 Orkanen auf den Antillen 7 mit Erdbeben zusammen, und wo man letztere nicht beobachtete, ging ihr Getöse und ihre Erschütterung wahrscheinlich in dem entsetzlichen Getöse des Orkans unter. Nichts Unglaubliches, wenn man die Wuth eines solchen auch nur einigermaßen kennt. Man weiß, daß bei solchen westindischen Stürmen mitunter, wie z. B. auf Barbadoes am 10. Oct. 1780, ganze Ortschaften verwüstet, die massivsten Gebäude bis in ihre Grundfesten zerstört werden; eine Wirkung, die man stets auf die Wuth des Sturmes schob, die vielleicht aber besser dem Erdbeben zugeschrieben wird. Dergleichen enorme Aufwühlungen des Luftmeeres müssen selbstverständlich eine bedeutende Verminderung des Luftdruckes erzeugen, weshalb auch die Cyklone regelmäßig von einem auffallenden Sinken des Barometers begleitet zu sein pflegen. Infolge dessen müssen Land und Meer diese Verminderung des Luftdruckes gleichmäßig empfinden, und es handelt sich nur darum, die Wirkung dieses Einflusses kennen zu lernen. In dem Ocean, das liegt auf der Hand, wird er ein Steigen der Meeresflut veranlassen, und in der That begleitet regelmäßig eine furchtbare Aufregung der Meeresflut die ganze Erscheinung, und diese Flut ist gerade so wild und jäh, als die Störung des Gleichgewichtes in dem Luftmeere sein wird. Die Ausgleichung dieses gestörten Gleichgewichtes vollzieht sich folglich durch diese Aufwühlung des Oceans. Umgekehrt auf dem Festlande; hier ist keine elastische Flüssigkeit für diesen Ausgleich vorhanden, und doch wird und muß die Erdmasse den verminderten Luftdruck in ähnlichem Grade erfahren wie das Meer. Unter solchen Umständen liegt es nahe, an die Flut des Erdinnern zu denken, und in Wahrheit hat man auch daran gedacht. Im Jahre 1869 sprach es E. Kluge als einen Wahrscheinlichkeitssatz aus, daß bei Stürmen so heftiger Art auf dem Festlande sich eine unterirdische Flutwelle bilden werde, die wol geeignet sein könne, eine Erderschütterung nach sich zu ziehen. Er schließt folgendermaßen: Die Wasserflutwelle, die unter dem Centrum der Cyklone herläuft, wird sich auf dem Festlande in eine unterirdische Flutwelle verwandeln, die nach oben drückt, während der Widerstand des Festlandes um diesen Druck vermindert ist. Zwei und ein halb Zoll Quecksilber repräsentiren den zwölften Theil des Druckes der ganzen Atmosphäre. Die Atmosphäre aber drückt auf einen Quadratzoll mit einem Gewichte von 15 Pfd., und daraus ergibt sich, daß der zwölfte Theil dieses Druckes auf die Fläche von einer Quadratmeile das enorme Gewicht von 940 Mill. Ctr. ergibt. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß dieses Gewicht, diese Druckhöhe in einzelnen Fällen noch größer war, namentlich in denen, wo Kriegsschiffe untergingen. Die Cyklonenbahnen durchschneiden die Mond- und Sonnenbahnen und bilden mit diesen ein weitverbreitetes System von Gleichgewichtsunterbrechungen auf dem Fest-

Digitized by Google

lande, die fortwährend die flüssigen Massen im Innern der Erde zur Thätigkeit anregen und, wenn eine Cyklonenflut mit einer Springflut zusammentrifft, so kann die combinirte Flutwelle leicht die Kraft von einer Drittelatmosphäre und darüber erreichen. Es ist folglich denkbar, daß eine solche unterirdische Flutwelle durch ihren Druck Ursache einer starken Erschütterung werden kann. Auch Dieffenbach schließt sich diesen Folgerungen an, zeigt aber, daß nicht die Höhe der Flut, die an sich ja so schrecklich nicht sein würde, sondern die flutende Masse überhaupt in Betracht komme. Sie ist ja unter allen Umständen schon ihrem Umfange nach weit bedeutender als die des Meeres, und denkt man sich nun, daß dieselbe, wenn sie in unterirdische Thäler und Spalten eindringt, Fluten von mehrern Fuß Höhe erzeugen muß, so ergibt sich auch, daß infolge des Anpralles dieser gewaltigen Masse wahrhaft imposante Wirkungen entstehen müssen; um so mehr, da die Dichtigkeit der wogenden Massen fast sechsmal größer als die des Wassers ist. Die großartige Perspective, welche aus allen diesen Erörterungen hervorgeht, ist klar: auch das Erdinnere nimmt theil an allen Vorgängen, welche die Erde als solche überhaupt durch den Einfluß fremder Weltkörper treffen; die Erde verhält sich wie ein Organismus, der auch im Innern fühlt, was sich auf seiner Oberfläche zuträgt; die plutonische Thätigkeit der Erde ist folglich kein Ausnahmezustand, sondern recht eigentlich ein normaler, der sich nur durch seine heftigern und heftigsten Wallungen bemerkbar macht; mit Einem Worte: wie über der Erde ein Meer von luftförmiger Beschaffenheit, auf der Erde ein Meer von wässeriger Flüssigkeit lastet, so auch lastet unter der Erde ein Meer von feuerflüssiger Beschaffenheit, das mit der Erde rotirt, mit ihr in ununterbrochenem Zusammenhange steht, wie das Mark eines Baumes mit der Atmosphäre.

Es kann aus diesem Grunde auch nicht im mindesten mehr überraschen, wenn man erfährt, daß man schon seit alter Zeit bei Erdbeben eine Erregung des Oceans bemerkte. Eine der schrecklichsten Thatsachen dieser Art ist, daß im Jahre 1746 die Stadt Callao in Peru vom Meere verschlungen wurde. Die Bewohner des heutigen Callao erzählen sich, daß man bei heiterm Himmel und stiller See die alte Stadt auf dem Meeresgrunde erblicke, daß man zu gewissen Zeiten die Leute vor ihren Häusern sitzen und in den Straßen stehen sehe und daß um Mitternacht ein Hahn aus der Tiefe krähe, was natürlich höchst schauerlich klinge. Eine solche Erregung des Meeres liegt auf der Hand, wenn man der Sonne und dem Monde einen Einfluß auf den unterirdischen Ocean zuschreibt; denn beide wirken ja in ähnlicher Art bewegend auf Atmosphäre und Meer. Wenn man folglich an irgendeinem Punkte eine Springflut des Oceans mit einem Erdbeben zusammentreffend finden sollte, so hätten wir ein Recht, beide Erscheinungen auf die gleiche Ursache zu schieben, und dieses Rechtes bedient man sich auch heute unbedenklich. Namentlich machen sich diese Fluterscheinungen in den tropischen Gegenden bemerklich; um so mehr, da hier der Einfluß jener fraglichen Gestirne, wie wir schon früher sahen, sowol auf das Erdinnere als auf den Ocean ein erhöhter ist. Dieffenbach zeigt uns mehrere Fälle, in denen das unverkennbar ausgesprochen liegt. So fiel z. B. mit dem großen Erdbeben von Manila und dem Ausbruche des Puracé in Neugranada eine Springflut zusammen, welche man in allen Theilen der nordamerikanischen Vereinigten Staaten wahrnahm und welche am folgenden Tage sogar in Havre ankam. Ebenso hatte man am 30. April 1870, gleichzeitig mit dem Erdbeben in Dalmatien und den Erschütterungen in Guatemala, eine große Flut in Civita-Vecchia. Doch können die Fluterscheinungen im Ocean auch durch den Erdbebenstoß, also indirect durch den Einfluß der fraglichen Gestirne, hervorgerufen werden. Eine Beobachtung solcher Art wurde z. B. bei Gelegenheit des großen Erdbebens gemacht, welches im August 1868 die Hafenstadt Arica in Peru von Grund aus zerstörte. Nach dem Geologen von Hochstetter in Wien, der die Beobachtungen zusammenstellte, trat der erste gewaltige Stoß am 13. Aug. 5 Uhr 15 Minuten

Digitized by Google

P. M. ein und 20 Minuten später überschwemmte die erste große Flutwelle die Stadt. Die Bewegung im Meere pflanzte sich aber weiter fort, und so gelangte die erste große Welle am 15. Aug. 4 Uhr 45 Minuten A. M. nach Lyttleton auf Neuseeland. Da aber diese Zeit für Arica der 14. Aug. 12 Uhr 32 Minuten P. M. ist, so legte die Flutwelle den ungeheuern Weg von Arica bis Lyttleton — nämlich 6120 Seemeilen — in 19 Stunden zurück, folglich mit einer Geschwindigkeit von 322 Seemeilen in der Stunde, also genau so schnell wie die gewöhnliche Flutwelle. Da wir aber den Plutonismus nicht von dem Vulkanismus trennen können, so müssen wir uns hierbei auch eines ähnlichen Steigens des Meeres bei vulkanischen Eruptionen erinnern. Da diese Beobachtung eine uralte ist, so kann man sich nicht wundern, daß man vor der Erkenntniß des Zusammenhanges plutonischer und vulkanischer Phänomene mit den Constellationen von Sonne und Mond, d. i. bis auf die neueste Zeit, die Nähe des Meeres geradezu für nöthig hielt, um die vulkanische Thätigkeit zu nähren, weil man beobachtete, daß die Vulkane eine so große Masse von Wasserdämpfen aushauchen, deren Quellen man nur im Meere suchte, ohne an das meteorische Süßwasser zu denken.

Es hat, nach dem Nachweise eines so großartigen Zusammenhanges zwischen Erdinnerm und Erdäußerm, nur noch einen untergeordneten Werth, zu erfahren, daß gleichzeitig mit dem Erdbeben meteorische Phänomene stattfinden, welche auf den ersten Blick hin kaum irgendetwas mit Erderschütterungen zu thun zu haben scheinen. So erinnern wir uns aus den mitgetheilten Schilderungen unserer rheinischen Erdbeben, daß ihnen stets ein leichter kurzer Windstoß vorausging. Ein Gleiches wissen wir aber auch von dem Eintritte der Meeresflut; eine Erscheinung, welche leicht durch die Erregung der Atmosphäre infolge der großartigen chemischen und physikalischen Processe erklärt wird. Wir erinnern uns ja ebenso, daß man zu manchen Zeiten das Elmsfeuer mit den Erdbebenstürmen verbunden beobachtete. In Groß-Gerau bemerkte man nach dem Erdstoße am 3. Nov. 1869 einen von Norden nach Süden sich erstreckenden, aber rasch vergehenden Lichtbogen. Ebenso will man zu Darmstadt vor dem Stoße am 30. Oct. 1869 um 8 Uhr 5 Minuten eine ähnliche Lichterscheinung bemerkt haben, wie wenn plötzlich Pulver entzündet werde. In Reichenbach sah man zweimal eine Art Wetterleuchten. Auch schon früher kannte man ähnliche Lichtentwickelungen, welche sämmtlich auf eine Spannung der Molecule in der Atmosphäre hindeuten. Das Wunderbarste wäre in der That, wenn dergleichen Lichterscheinungen nicht einträten, wenn man erwägt, daß durch die Erregung des unterirdischen Oceans auch die Erdoberfläche elektrisch und magnetisch erregt werden muß. In einem solchen Zustande kann unmöglich eine Fortpflanzung der Erregung auf das Luftmeer ausbleiben. Elektrische oder magnetische Gewitter müssen die nothwendige Folge sein, und es wird sich vielleicht später ergeben, daß auch die Nordlichter, wie man zu vermuthen alle Ursache hätte, in irgendeinen Zusammenhang mit den Erdbeben gebracht werden können.

Haben wir nun in dem Voranstehenden alles zusammengefaßt, was uns Licht in dem sonst so dunkeln Gebiete der Erdbeben in der neuesten Zeit gebracht hat, so wenden wir uns nun zu der Richtung, welche die Erdbebenstöße nehmen. Wir erinnern uns hierbei abermals, daß schon früher an verschiedenen Punkten darauf hingewiesen wurde, wie gewisse Erscheinungen auf eine Richtung von Süden nach Norden deuten. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Ferdinand Dieffenbach's, diesen Punkt für die rheinischen Erdbeben ins Klare gebracht zu haben. Denn obwol andere Forscher eine gewisse Richtung der Erschütterungslinien leugnen, so erwies sich doch in Groß-Gerau und Reichenbach eine ganz bestimmte Richtung, und zwar in der Regel von SO. nach NW. Eine solche hielt auch schon der erste Erdbebenstoß am 13. Jan. 1869 3½ Uhr morgens in

Digitized by Google

Darmstadt ein; eine Erschütterung, welche mit dem Erdbeben von Kalkutta am 12. Jan. 1869 synchronistisch war. Am 16. Nov. 1869 nahmen die Stöße, welche an diesem Tage sehr häufig eintraten, eine südwestliche Richtung an, und die gleiche Richtung nahmen die an diesem Tage in der algerischen Provinz Biscra beobachteten Stöße. Am 1. Dec. 1869 traten in Groß-Gerau häufige Erschütterungen ein, darunter auch zwei sehr heftige; sie waren gleichzeitig mit dem Erdbeben, die man zu Aula in Kleinasien und in ganz Griechenland erlebte, kamen aber hier wie dort aus SO. und liefen nach NW. Die gleiche Richtung nahm am 15. Jan. 1870 ein Erdstoß zu Tarbes in Frankreich, und derselben Richtung folgte an demselben Tage ein Erdstoß zu Darmstadt. Die zuverlässigsten Beobachter in Groß-Gerau und Reichenbach waren auch über diese Richtung einig, obwol es sich hier um Hunderte von Erschütterungen handelte. Niemals ging ein Stoß von Nord nach Süd oder von Osten nach Westen, wenn sie auch manchmal von SW. nach NO. inclinirten. Man darf hieraus schließen, daß der Kraftmittelpunkt für die rheinischen Erdbeben im Süden liegt und gegen Norden gerichtet ist. Damit stimmen auch viele anderweitige Erscheinungen überein. Zunächst bemerken wir in dieser Linie längs der italienischen Westküste eine Menge erloschener Vulkane, welche, nur von den Alpen unterbrochen, am Oberrheine wieder auftauchen und von da zur Eifel gehen. Hier, darauf deuteten wir schon früher ausdrücklich hin, endet die Linie für Deutschland in einem sieben Meilen langen vulkanischen Höhenzuge, dessen Längsachse von SO. nach NW. gerichtet ist. Ich habe an einem andern Orte darauf hingewiesen, daß in diese Richtung auch der Hauptzug des schweizerischen Alpenlandes fällt, daß also dieselbe Kraft, welche noch heute in gleicher Linie sich in Erdbeben bei uns äußert, ehemals in dieser Richtung jenen Hauptzug emporhob. Bekanntlich muß jeden denkenden Beobachter der Alpen die außerordentliche Steilheit derselben an ihren Südgehängen auffallen. Eine solche Erscheinung erklärt sich nur aus einer Hebungskraft, welche von Süden kam und nach Norden ausströmte. Darum dachen sich auch die Nordgehänge immer mehr ab, sodaß die Alpen im allgemeinen nach Norden hin abfallen, während sie im Süden steil aufgerichtet sind. Höchst auffallend zeigt sich das gleiche Gesetz auch in dem Hauptzuge der schweizerischen Alpen. Betrachtet man nämlich diese Eisgebirge von Süden her, so erscheinen die Gebirgsmassive des Montblanc, des Monte-Rosa und des Finsteraarhorns als drei erhabene Terrassen, welche von Süden nach Norden immer niedriger werden. Der Montblanc als das südlichste Massiv erhebt sich bis zu 4810 Meter oder 14800 pariser Fuß; etwas nördlicher folgt ihm der Monte-Rosa mit 14278 Fuß, noch nördlicher das Massiv des Matterhorns mit 13868 Fuß (nach Giordano) oder 4505 Meter, während die schweizerischen Ingenieure 4482 Meter oder 13797 Fuß bestimmten. Am nördlichsten liegt das Massiv des Finsteraarhorns im berner Oberlande mit 13160 Fuß, während alle seine Trabanten unter dieser Erhebung liegen. Diese allmähliche Verringerung der Alpenhöhen nach Norden hin kann eben nichts anderes beweisen, als daß die Hebungskraft von Süden kommen mußte. Betrachten wir aber aufmerksam die Richtung der genannten vier Bergmassive, so verhalten sie sich wie vier Terrassen, von denen die südlichste des Montblanc die höchste, die nördlichste des Finsteraarhorns die niedrigste ist. Diese vier Terrassen, obgleich dicht hintereinander auftretend, verhalten sich jedoch nicht wie Parallellinien, sondern jede ist seitlich von der andern gerückt, sodaß die südlichste auch die westlichste, die nördlichste die östlichste ist. Infolge dessen haben wir nun ein Recht, für die Hebungskraft eine Richtung von Südwesten nach Nordosten anzunehmen. Am deutlichsten zeigt sich dieselbe in der Richtung des langen Gebirgszuges, welches als Juragebirge von der Provence bis nach dem Canton Basel einen so großartigen Saum um die Westschweiz bildet. Selbst die ungeheuere Spalte, welche von Martigny ab als Rhônethal beginnt, dann in das Urserenthal des

Digitized by Google

Gotthardmassivs ausläuft und durch das Vorderrheinthal bis Chur in einer einzigen schiefen Linie ausgestreckt ist, hält die fragliche Richtung ein. Ja selbst die zwischen ihr und dem Norden der Schweiz befindlichen Alpenlinien gehorchen ihr mehr oder weniger. Sind jedoch alle Erhebungen des Erdreliefs gleichsam die Versteinerungen ihrer Hebungskräfte, dann bleibt nur die Annahme übrig, daß letztere von Südost nach Nordost gerichtet sein mußten. Verlängern wir nun diese Linie vom Norden der Schweiz nach dem Rheine hin, indem wir überhaupt nur von einer Richtung aus Süden nach Norden sprechen, so fällt sie mit derselben Linie zusammen, die bei unsern rheinischen Erdbeben die Erschütterungskraft einhielt. Verlängern wir sie aber über den Continent hinaus nach Schottland bis Island, so bleibt sie auch hier ziemlich die gleiche und trifft auf diesem Wege aufs neue vulkanische Heerde, zum Theil großartigster Natur. In Wahrheit kannte man auch schon früher eine Erdbebenlinie in dieser Richtung; dieselbe trat namentlich in den Erdbeben der letzten vierziger Jahre unsers Jahrhunderts auffallend hervor und lief von Rhodus durch das Adriatische Meer über die Schweiz, am Rheine entlang durch Holland bis Schottland, während sich Nebenlinien über den Aetna nach Algerien und Bordeaux abzweigten. Sonderbar genug, hat man auch anderwärts auf unserer nördlichen Halbkugel ein Fortschreiten der Erdbebenkraft von Süden nach Norden constatirt. So erwähnt Humboldt ausdrücklich und nachdrücklich in seinem „Kosmos" (I, 220), daß bei den fast ununterbrochenen Undulationen des Bodens in den Flußthälern des Mississippi, des Arkansas und des Ohio von 1811—13 diese Richtung sehr auffallend gewesen sei. Es ist, setzt er hinzu, als würden unterirdische Hindernisse allmählich überwunden; und auf dem einmal geöffneten Wege pflanzt sich dann die Wellenbewegung jedesmal fort. Dagegen treffen von der südlichen Halbkugel die entgegengesetzten Beobachtungen ein. So z. B. kam der erste Stoß, welcher am 24. Aug. 1869 die Hafenstadt Arica in Peru heimsuchte, aus Norden und verlief nach Süden. Hätten wir eine Fülle von Beobachtungen dieser Art und bestätigten dieselben die umgekehrte Richtung der Erschütterungskräfte auf beiden Hemisphären, dann müßte man fast annehmen, daß auch im Innern der Erde antipodische Erscheinungen auftreten, welche, wenn sie nicht etwa vom Aequator des Erdinnern unmittelbar abhängen, doch in ihren Richtungen von demselben bestimmt würden. Man sieht aber auch hieraus, wie außerordentlich wichtig und bedeutungsvoll es sei, wenn überall auf der Erde die Richtung der Erdbebenstöße jedesmal auf das genaueste erkundet werden.

Ob diese Richtungen von gewissen Spalten im Innern der Erdkruste oder ob sie von der Natur der Gesteine abhängen, steht ebenfalls noch dahin. Nach Dieffenbach ist das letztere wahrscheinlich, sodaß wir in der That auf Beziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der mittel- und südeuropäischen Vulkankette schließen dürften. „Die aus der frühern Epoche stammenden rheinischen Vulkane", setzt er hinzu, „befinden sich sämmtlich nahe der Grenze der Juraformation, diejenigen Mittel- und Unteritaliens nahezu inmitten der jüngern Kreideformation. In das Gebiet des Festlandes der letztern Formation fallen aber nicht allein die bedeutenden Erdbeben Italiens, sondern auch diejenigen Tirols, Frankreichs und Englands: es sind durchgehens ein und dieselben Schichten plutonischer Bildungen, innerhalb welcher sich die Erdbeben der letzten Jahre fortpflanzten." Zwar liegt Groß-Gerau, dieser Hauptheerd unserer rheinischen Erdbeben, auf dem Alluvium, allein es befindet sich vulkanischen Gebirgen, plutonischen Gesteinen nahe genug, um letztere mit den plutonischen Kräften selbst in Verbindung zu bringen. Man erinnert sich auch, daß man, wie in Darmstadt beobachtet wurde, die Erschütterungen in demjenigen Theile der Stadt, welcher auf Granit ruht, heftiger empfand, als in der Altstadt und im südlichen Viertel, welche auf einem Sandlager stehen. Humboldt erklärt zwar, daß die Erschütterungen unabhängig von der Natur der Gebirgsarten seien; doch sprechen gerade

Digitized by Google

die nachfolgenden Sätze („Kosmos", I, 219) für das Gegentheil: „Es ist nicht die chemische Natur der Bestandtheile, sondern die mechanische Structur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Erschütterungswelle modificirt. Wo letztere längs einer Küste oder an dem Fuße und in der Richtung einer Gebirgskette regelmäßig fortläuft, bemerkt man bisweilen, und dies seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Die Undulation schreitet in der Tiefe fort, wird aber an jenen Punkten der Oberfläche nicht gefühlt. Die Peruaner sagen von diesen unbewegten obern Schichten, daß sie eine Brücke bilden." Da, wie Humboldt glaubt, die Gebirgsketten auf Spalten erhoben scheinen, so ist es ihm wahrscheinlich, daß die Wände dieser Höhlungen die Richtung der den Ketten parallelen Undulationen begünstigen, obgleich die Erschütterungswellen bisweilen auch mehrere Ketten fast senkrecht durchschneiden. Leider, sagt er in einem spätern Satze, erweitern sich auch die Erschütterungskreise infolge eines einzigen sehr heftigen Erdbebens. Denn erst seit der Zerstörung von Cumana in der östlichen Andeskette am 14. Dec. 1797 empfindet die, den Kalkhügeln der Festung gegenüberliegende Halbinsel Maniquarez in ihren Glimmerschieferfelsen jeden Erdstoß der südlichen Küste. Jedenfalls scheinen hiernach sowol Spalten, als auch die Natur der Gesteine die Fortpflanzung der Erschütterungswellen begünstigen zu müssen.

Es fragt sich nun, wie groß diese Geschwindigkeit sei und ob sie überhaupt gemessen werden könne? Dieffenbach hat auch dieser Frage eine eingehendere Betrachtung gewidmet und legt ihrer Beantwortung die Annahme zu Grunde, daß zwei Erdstöße, welche an zwei einander nicht allzu nahe gelegenen Orten an demselben Tage zu verschiedenen Stunden beobachtet wurden, nur der Ausfluß einer und derselben Kraftäußerung sein werden. Dividirt man nun die Strecke, welche der Stoß von einem Punkte zum andern durchlief, mit der Zeit, welche er hierzu gebrauchte, so erhält man, selbstverständlich mit Berücksichtigung der verschiedenen Zeit beider Orte, das gewünschte Resultat. Auf diese Weise zeigte es sich, daß ein Stoß von Manila, welcher auch in Triest fühlbar war, von hier bis Bonn in der Minute 2 Kilometer und 3 Hektometer, in der Stunde 138 Kilometer oder 13,5 Meilen zurücklegte. Am 11. Febr. 1871 durchlief ein Stoß von Suffelnheim im Elsaß bis Darmstadt sogar 25 Kilometer in der Minute. Am 28. Nov. 1869 bewegte sich eine Erschütterungswelle von Calabrien, d. h. vom Cap-Otranto bis Darmstadt, mit einer Geschwindigkeit von 300 Kilometer in der Stunde oder von 5 Kilometer in der Minute. Endlich legte ein Erdbebenstoß die sechsstündige Strecke von Höchst bis Reichenbach binnen etwa 3 Minuten zurück, sodaß seine Geschwindigkeit 10 Kilometer in der Minute betrug. Selbstverständlich erlangen dergleichen Beobachtungen erst ihren vollen Werth, wenn man eine sehr große Menge miteinander auf allen Punkten der Erde vergleichen kann, um aus ihnen eine mittlere Geschwindigkeit abzuleiten. In dieser Beziehung würde die Mitwirkung unserer Telegraphenstationen von unberechenbarer Wichtigkeit sein. Bis auf Humboldt wußte man nur, daß die Geschwindigkeit der Erschütterungswelle, wenn sie in linearer Richtung wellenförmig erfolgt, 5—7 geographische Meilen in der Minute beträgt; eine Geschwindigkeit, die, verglichen mit den von Dieffenbach berechneten Geschwindigkeiten, weit hinter der größten bisjetzt beobachteten zurückbleibt. Uebrigens kommen auch, statt der linearen Fortpflanzung des Stoßes, Erschütterungskreise vor, die sich in großen Ellipsen kundthun; wie es z. B. bei dem Erdbeben vom 6. März 1872 der Fall war, bei dem man zwei concentrische Ellipsen beobachtete. Das erweckt die Vorstellung, wie wenn ein Stein in eine Flut geworfen wird, der durch seinen Stoß eine Fülle concentrischer Kreise hervorruft.

Es erübrigt nur noch, der sonderbaren Einwirkung der Erdbeben auf die Thierwelt zu gedenken, um die Reihe der Punkte zu schließen, zu deren Betrachtung die Erderschütt-

Digitized by Google

terungen der letzten Jahre Veranlassung gaben. Was man hierüber in Groß-Gerau beobachtete, entspricht genau auch frühern Beobachtungen. Leider sind die Aufzeichnungen dieser Beobachtungen höchst kärglich, obgleich sie ein großes physiologisches und psychologisches Interesse in Anspruch nehmen. Bei dem großen Erdbeben von Rom im Jahre 1812 erlebte man, daß die Hausthiere ein klägliches Geheul erhoben, daß Katzen noch am folgenden Tage des Erdbebens Zuckungen bekamen und wankend umfielen. Wahrhaft classisch drückt sich Humboldt schildernd über diese Einwirkung aus: „Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit sind wir an den Contrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens, auf dem wir stehen, gewöhnt. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen frühern Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco, sonst so stumm wie unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu." Wenn es auch für mystischere Gemüther nahe liegen sollte, hierbei an einen Einfluß unbekannter Kräfte zu denken, so wird ein solcher Glaube doch durchaus nicht von der Wissenschaft unterstützt. Auch das Thier ist an eine ähnliche Ruhe und Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, und zwar um so mehr, als es dem Boden näher lebt als der Mensch. Ein Geräusch, dessen Ursache es nicht erkennt, muß nothwendig das Gefühl von Furcht in ihm erzeugen, und wenn mit diesem Geräusche gar noch ein unterirdisches Rollen, ein Donnern verbunden sein sollte, so muß sich diese Furcht gerade so hoch steigern, wie das mit dem Erdbeben verbundene Getöse sich steigert.

Zwar verringert sich bei dem Menschen allmählich die Furcht, je länger die Erschütterungen dauern, und auch in Groß-Gerau gewöhnte man sich allmählich daran, wie an ein Naturschauspiel, dem man beiwohnt. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, wenn der Mensch die Frage aufwirft, wie oft er ein solches wol noch erleben müsse? Hierauf läßt sich wissenschaftlich nur antworten, daß es gewisse Perioden plutonischer und vulkanischer Thätigkeit gibt, welche in unbestimmten Zeiträumen wiederkehren. Eine solche Periode hatten wir z. B. auch in den Jahren 1851 und 1852, und diese war so erdbebenreich, daß sie mehr Erschütterungen in sich schloß als die letzten 10—15 Jahre vor ihr zusammengenommen. Freilich behaupten manche Forscher, wie z. B. der Engländer Mallet, daß diese Perioden sich zweimal in einem Jahrhundert, also in Zeiträumen von 50 zu 50 Jahren wiederholen; doch tritt dieser Behauptung gerade die Neuzeit verneinend gegenüber. Daß der plutonisch-vulkanische Proceß des Erdinnern niemals schlummert, haben wir wol mit Ueberzeugung aus dem Vorgetragenen entnommen. Warum er aber von Zeit zu Zeit in eine Art von Paroxysmus verfällt, das ist eben die Frage. Dieffenbach glaubt, daß der Druck der Erdkruste auf das feuerflüssige Erdinnere wahrscheinlich nicht überall ein gleichmäßiger sei, daß infolge dessen auch die Ausscheidung neuer Gesteinsmassen höchst ungleichmäßig von statten gehen werde. Die plutonische Thätigkeit werde folglich nicht überall und nicht zu allen Zeiten eine gleich kräftige Reaction gegen die Erdkruste ausüben, weil eben zur Vollendung jenes Ausscheidungsprocesses nothwendig eine gewisse Zeit erforderlich sei. Denkt man sich zu dieser Erklärung die

Digitized by Google

Geisertheorie von Bunsen hinzu, die wir in dem ersten Artikel als wahrscheinliche erste Veranlassung der plutonisch-vulkanischen Phänomene hinstellten, so ist auch die Periodicität der Erdbeben und Vulkanausbrüche hinreichend erklärt, obwol es für immer dahingestellt bleiben muß, warum oft nur wenige Jahre, warum oft Jahrhunderte dazu gehören, einen plutonischen Paroxysmus hervorzurufen. Ganz bestimmte Zeiträume anzunehmen, dazu findet sich in der Wirklichkeit keine Veranlassung.

Das nur wissen wir mit Bestimmtheit, daß die plutonischen Paroxysmen der letzten Jahre eine ganz energische Periode derselben darstellen. Jedenfalls fand sie ihren Abschluß mit der letzten Eruption des Vesuvs vom 24. bis 27. April 1872 für unsere Gegenden. Die Periode begann im Jahre 1868, seit welcher Zeit die Erde an den verschiedensten Punkten die großartigsten plutonisch-vulkanischen Paroxysmen erlebte. Nach Dieffenbach's Darstellung brach z. B. im Mai 1868 der erloschene Vulkan Cosiguina an der Fonsecabai des pacifischen Mittelamerika wieder aus, während sich in Nicaragua bei León, südöstlich davon, sogar ein neuer Vulkan bildete. Auch in dem benachbarten Mexico wurde es äußerst unruhig. Am 20. Juli 1868 brach der berühmte Iztaccihuatl wieder aus, nachdem er seit der Zeit des Aztekenreiches geruht hatte. Der Vulkan von Colima in Mexico, den man seit dem Jahre 1818, wo er seine letzte Eruption hatte, für erloschen hielt, begann im August 1869 eine neue Eruptionsepoche, nachdem er am 12. Juni Rauchsäulen ausgestoßen und am Fuße des Kraters eine Art von Blase aufgetrieben hatte, welche aus fast geschmolzenem Gestein befand. Diesem Ausbruche folgte der Isalco an der Küste von Guatemala, sowie der Isorno, welcher seit einem Jahrhundert ruhte. Gleichzeitig steigerte sich die vulkanische Thätigkeit des Cotopaxi bei Quito, ebenso des Mistil und Villarica in Chile. Im Juli 1870 brach in Japan der Asamyama, in Mexico der Tepic, auf Neuseeland der Tangarino aus. Selbst in Californien wurde es unruhig und am 13. Oct. 1870 hatte der Vulkan von San-Rafael einen Ausbruch, nachdem auch er jahrelang unthätig gewesen war. Das Gleiche geschah im Jahre 1871. So begann am 3. März auf Tangolando der Vulkan Ruwang einen furchtbaren Ausbruch, welchem eine schreckliche, 14 Faden mächtige Flutwelle vorausging, die alle Ansiedelungen in der Umgegend überschwemmte; am 9. wiederholte sich die Katastrophe, um sich am 14. mit einem letzten Ausbruche zu schließen. Am 25. März, gleichzeitig mit einem Erdbeben zu Valparaiso, wüthete der Tinakoro auf den Santa-Cruzinseln und bot an diesem Tage das Aussehen eines weiten Flammenschlundes. Am 1. Mai öffnete sich auf der Philippineninsel Camiguin, nahe dem Dorfe Catarmán, nach monatelangen Erdbeben plötzlich der Erdboden am Fuße eines wahrscheinlich erloschenen kegelförmigen Berges, bildete hier einen 1500 Fuß langen, 150 Fuß breiten Feuerspalt und begrub unter einem furchtbaren Feuerregen gegen 200 Menschen, während sich 1860 ein See auf dem abgestumpften Kegel des Berges entleerte, der durch seine Fluten großes Unheil in den umliegenden Ortschaften anrichtete. Auch die Vulkane der Anden bestanden um diese Zeit, nämlich um Anfang Mai, heftige Eruptionen. Am Ende des Monats wurde die Sonntagsinsel von einer ebenso heftigen Eruption betroffen, welche die Bewohner zur Flucht trieb. Im Juni (27.) wiederholte der Ruwang einen neuen schrecklichen Ausbruch, während der Vesuv am 17. Juli in eine neue Periode seiner feurigen Thätigkeit trat und sie um die Mitte des August zu großer Heftigkeit steigerte, welche am 20. Sept. ihren Höhepunkt erlangte. Am 24. Sept. spie der früher erloschene Ruwang zum fünften male, am 2. Nov. der Vesuv abermals, am 8. Dec. der Vulkan von Albay. Im Jahre 1872 sind besonders die Vesuveruptionen zu verzeichnen; doch werden wir über dieselben noch besonders referiren. Am 5. Jan. erfolgte ein Ausbruch des Kilauno, gleichzeitig mit einem Erdbeben auf den Sandwichsinseln, am 14. März ein Ausbruch des Merápi auf Java u. s. w. Sicher so viele großartige Phänomene vulkanischer Thätigkeit, daß

Digitized by Google

wir das Lustrum von 1868—72 in jeder Beziehung zu den energischsten Perioden jener Thätigkeit rechnen dürfen; um so mehr, als sie von Hunderten und aber Hunderten von Erderschütterungen begleitet war. Der Charakter dieser Periode ruht namentlich in der Wiederbelebung erloschener Vulkane.

Für uns ist ihr Abschluß durch die Vesuveruptionen am merkwürdigsten und bedeutendsten. Denn sie zeigten einmal wieder recht sonnenklar, daß der Vesuv nicht nur für Italien, sondern auch für einen großen Theil von Europa das Sicherheitsventil ist, ohne welches die Erdbebenkraft wahrscheinlich ganz andere Verheerungen anrichten würde, als wir zu verzeichnen haben. Ueber den Zusammenhang zwischen den mitteleuropäischen Erdbeben und der Thätigkeit des Vesuvs ist schon am Ende des vorigen Artikels gesprochen und ebenso ist schon in dieser Zeitschrift von anderer Seite her über die Eruptionen von 1872 gehandelt worden. Es bleibt deshalb nur kurz zu verzeichnen, daß dieselben Anfang Januar aufs neue erwachten. Im Februar verminderten sie sich, um jedoch im März stärker wieder hervorzubrechen, als gerade der Vollmond eintrat. Da spaltete sich der Berg an der Nordostseite und eine Reihe von Fumarolen erschienen in der Spalte, während am untern Theile ein leichter Lavaerguß stattfand. Am 23. April, d. h. mit dem nächsten Vollmond, zeigten sich die Instrumente des Observatoriums abermals bewegt. Die Kraterdetonationen wurden stärker, am Abend des 24. April ergoß sich ein helleuchtender Strom von Lava. Am 26. April, morgens $3\frac{1}{2}$ Uhr, zerriß der Kegel des Vesuvs, während gleichzeitig die Spalte am kleinen Eruptionskegel, welcher jetzt einstürzte, sich bis zum Atrio del Cavallo verlängerte, hier eine große Menge glühender Lava ergoß und jenes traurige Ereigniß herbeiführte, welches so manchem Neugierigen und Beobachtenden den Tod brachte. Nun floß Lava von verschiedenen Seiten, auch von der Südseite herab, während der Vesuv ungeheuere Dampfwolken, einen Hagel glühender Geschosse, zahllose glühende Projectile und Asche hoch empor in die Atmosphäre trieb. Schrecklich war die Verwüstung, welche die Lavaströme und die sauern Dämpfe beider Krater in den Ortschaften und Besitzungen anrichteten. In der Nacht des 26. April befand sich das Observatorium zwischen zwei Feuerströmen von unerträglicher Hitze. Diese Ströme und die furchtbaren Detonationen des „Berges", wie der Vesuv um Neapel allgemein heißt, zwangen die nahen Ortsbewohner zur Flucht; um so mehr, als die Lava mit rasender Schnelligkeit vordrang. Glücklicherweise dauerte der größte Schrecken nur bis zum Morgen des 27. April, obwol der 28. noch ganz dazu angethan war, die größte Furcht zu erregen, indem der Vesuv massenhaft Lapilli und Asche spie, während sein Inneres in einem fortwährenden Brüllen wüthete. Am 29. ließ die Kraft der Wurfgeschosse nach, um Mitternacht traten Pausen in den Detonationen ein und mächtige Gewitter entluden sich, die, verbunden mit den sauern Dämpfen, die Gärten zerstörten, den Frühling zum Winter machten. Am 30. endlich ließ auch das Gebrüll der Krater nach und am 1. Mai war alles vorüber. Der Boden erlangte seine alte Ruhe und Unbeweglichkeit wieder, während er bis dahin wellenförmig geschwankt hatte. Damit war auch eine Periode, die uns so viel zu denken und zu verzeichnen gab, in ihren größten Kraftäußerungen vorüber, bis wieder eine neue heraufziehen wird, welche sicher der vorangegangenen nicht viel Neues hinzufügen dürfte.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Einer der originellsten Köpfe unter den Literarhistorikern der Gegenwart, ein Mann von seltenem Wissen und großer Entschiedenheit des Charakters, viel angefeindet und viel anfeindend, verdient noch einen Nachruf an dieser Stelle — am 23. April 1873 ging Wolfgang Menzel zu den Todten. Seine Feindschaft gegen Goethe, sein Haß gegen alles Französische, seine strenge Sittenrichterei, die man oft Splitterrichterei genannt hat, gaben häufig Veranlassung, seinen Namen als den eines stets unerschütterlichen Kämpfers nennen zu hören. Aber trotz mannichfacher Irrthümer weist das Streben dieses Mannes eine Fülle großer Beanlagungen und ein redliches, männliches Streben auf.

Wolfgang Menzel wurde am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren. Im Jahre 1814 wurde er, nachdem er in seiner Vaterstadt die ersten Bildungselemente sich aneignet, Schüler des Elisabethanums in Breslau. Bereits im nächsten Jahre folgte er dem Drange seines Herzens, indem er an dem Feldzuge gegen Napoleon theilnahm. Zurückgekehrt aus dem Kriege, betheiligte er sich eifrig an der turnerischen Bewegung, welche damals auf Vater Jahn's Anregung Deutschland beherrschte. Dies Interesse am Turnwesen trieb ihn nach Berlin, wo er zu Jahn in engere Beziehungen trat. Im Jahre 1818 bezog er die Universität zu Jena. Er studirte daselbst mit Eifer Geschichte und Philosophie. Als nach Kotzebue's Ermordung durch Sand den preußischen Studenten der Besuch fremder Universitäten verboten wurde, ging er nach Bonn. Vielfach als Demagog verfolgt, wandte er sich, wol nicht ohne eine gewisse Verbitterung und Unzufriedenheit mit den deutschen Zuständen, nach der Schweiz, wo er zu Aarau als erster Lehrer an der Stadtschule angestellt wurde. Allein bereits nach zwei Jahren legte er, dem Schulwesen sich entfremdend, sein Amt nieder und privatisirte in Aarau. Dort verfaßte er sein Buch „Geschichte der Deutschen", das von vielen für sein bestes Werk gehalten wird und viel gelesen wurde. Ein mächtiger deutscher Kaiser, ein großes starkes deutsches Reich und ein gewaltiges unentnervtes deutsches Volk waren die Ideale Menzel's, die er in diesem Buche predigte. Er erwarb sich dadurch das Verdienst, der deutschen Jugend eine Fülle idealer Gesichtspunkte und großer Impulse gegeben zu haben. Diesem im Jahre 1825 erschienenen Werke ging indessen ein anderes aus Menzel's Feder stammendes voran, das unter dem Titel „Streckverse" (1823) arg gegen Goethe, „den großen Götzen" polemisirte. Was er in diesen „Streckversen" begonnen, das setzte er in den „Europäischen Blättern" gemeinsam mit L. A. Follen, Troxler, List, Mönnich u. a. fort: eine wahrhaft geharnischte Befehdung der „hohlen Form" und ihres Repräsentanten, Goethe's. Im Jahre 1824 finden wir ihn in Heidelberg, wo er eifrig seine Sache förderte und neue Argumente gegen Goethe sammelte. Schon im Jahre 1825 siedelte er nach Stuttgart über und trat dort mit dem Freiherrn von Cotta in Verbindung. Hier verfaßte er unter andern Aufsätzen und Broschüren die Schrift „Voß und die Symbolik", einen Beitrag zu der zwischen Creuzer und Voß entbrannten wissenschaftlichen Fehde. Er machte sich hierdurch auch Voß und dessen Anhänger zu Feinden, wie er sich durch seine frühern Veröffentlichungen zu Goethe und dessen Freunden feindlich gestellt hatte. Cotta übergab ihm die Leitung des „Literaturblatt", des Beiblattes zum „Morgenblatt", in

Digitized by Google

welchem er seine originellen Ansichten über die Literatur eifrig verfocht. Als im Jahre 1828 sein Werk „Die deutsche Literatur" erschien, als der darin abermals erhobene Kampf gegen Goethe, Voß, Hegel u. a. offenkundig wurde, und er in dem „Literaturblatt" seine Polemik fortsetzte, trat endlich Börne in seinem „Franzosenfresser" energisch gegen ihn auf; auch Heine erhob hier und da seine Stimme gegen ihn, und das „Junge Deutschland" stimmte in den Kriegsruf gegen ihn ein. Seine derbe Anklage des „Jungen Deutschlands" hatte das bekannte Verbot der Schriften der mit diesem Collectivnamen bezeichneten Autoren seitens des Deutschen Bundes zur Folge. Hierdurch setzte sich Menzel in der öffentlichen Meinung sehr herab. Heine bezeichnete ihn als „gehässigen Denuncianten". Im Jahre 1848 hörte das „Literaturblatt" auf zu erscheinen. Es erlebte im Jahre 1852 zwar eine Auferstehung, verschwand aber dann auf immer vom Schauplatze. Nunmehr völlig gestürzt, ging Menzel verbittert zur Partei der Reactionäre über, wobei er indeß stets eine patriotische und dem ultramontanen Wesen feindliche Gesinnung bewährte. Hierdurch setzte er sich zahllosen Angriffen aus; so machte ihn Ludwig Pfau in seinem „Eulenspiegel" lächerlich. Immer mehr und mehr zog sich Menzel von der politischen Bethätigung zurück und lebte zuletzt nur seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er entwickelte eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Die Kritik war indessen einstimmig darin, daß seine frühern Werke die spätern bei weitem überragten. Als Dichter schrieb Menzel unter anderm die beiden Märchen „Rübezahl" (1829) und „Narcissus" (1830). Unter seinen Prosaschriften nennen wir hier noch den Roman „Furore" (1851), die „Reise nach Oesterreich", „Die Reise nach Italien im Frühjahre 1855", den Almanach „Moosrosen", den „Geist der Geschichte" (1855), „Europa im Jahre 1840", das „Taschenbuch der neuern Geschichte", die „Mythologischen Forschungen und Sammlungen" (1842), die „Gesänge der Völker" (1851), „Die deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (1858), „Die Geschichte Europas von 1789—1815" (1853), die „Geschichte der letzten vierzig Jahre" (1865), „Die letzten 120 Jahre Weltgeschichte" (1860), die „Allgemeine Weltgeschichte" (1862) und die kleine Schrift „Preußen und Oesterreich im Jahre 1866" (1866).

Der in der Nacht vom 16. zum 17. Sept. 1873 zu Leipzig verstorbene Professor Johann Nepomuk Czermak wurde am 17. Juni 1828 zu Prag geboren, studirte in Wien, Breslau und Würzburg Medicin und promovirte auf der letztgenannten Universität. Nach einer längern Reise zu wissenschaftlichen Zwecken erhielt er zu Prag am physiologischen Institute die Stelle eines Assistenten und habilitirte sich alsdann daselbst als Privatdocent für Physiologie und mikroskopische Anatomie. Im Jahre 1855 erhielt er einen Ruf als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Gratz und leistete demselben Folge. Allein bereits ein Jahr darauf ging er als Professor der Physiologie nach Krakau. Im Jahre 1858 finden wir ihn in Pesth in gleicher Eigenschaft. Er rief wie in Krakau so auch in Pesth ein physiologisches Institut ins Leben. Bereits im Jahre 1860 gab er seine Docentur in Pesth auf und ging nunmehr nach Prag, wo er, in seiner Vaterstadt ein angenehmes Familienleben führend, sich als Privatgelehrter bis zum Jahre 1865 aufhielt. Alsdann aber folgte er einem ehrenvollen Rufe an die Universität Jena als Professor der Physiologie. Hier war er bis zum Jahre 1869 thätig und ging dann in gleicher Eigenschaft nach Leipzig, wo er, abgesehen von seiner bedeutenden Wirksamkeit an der Universität, auch auf das größere Publikum durch seine Vorträge über Physiologie einen nicht zu unterschätzenden bildenden Einfluß übte. Er erbaute daselbst in seinem Grundstücke ein großartiges physiologisches Privatlaboratorium und Amphitheater, welches häufig Glieder aller Gesellschaftsklassen in seinen Räumen zu allseitiger Belehrung versammelte. Um die ärztliche Wissenschaft hat sich Czermak in erster Linie verdient gemacht durch die Begründung und Einführung der Laryngoskopie, der Rhinoskopie und einer von ihm zuerst zur Anwendung gebrachten neuen Methode der therapeutisch-chirurgischen Behandlung des Kehlkopfes. Er machte für seine neuen Ideen Propaganda, indem er über dieselben in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland vielbesuchte Vorlesungen hielt, welche einen ungewöhnlichen Erfolg hatten und zur Verbreitung der Czermak'schen Methoden viel beitrugen. Zu den hervorragendsten Schriften des ausgezeichneten Gelehrten gehören unter andern die nachstehend verzeichneten Werke von verschiedenem Umfange: „Der Kehlkopf-

Digitized by Google

spiegel und seine Verwerthung für Physiologie und Medicin" (Leipzig 1860), „Mittheilungen aus dem physiologischen Privatlaboratorium" (Wien 1864), „Populäre physiologische Vorträge" (Wien 1869), eine Reihe von Abhandlungen für die „Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" und zahlreiche Beiträge zu verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften, welche sowol anatomische wie physiologische Themata behandeln. In Czermak hat die medicinische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter, einen Mann verloren, welcher gleich ausgezeichnet war durch die Fülle seines Wissens wie durch die Schärfe seines Geistes, durch die Ausdauer in seinen Unternehmungen wie durch die Humanität, mit welcher er deren praktische Resultate allen zugänglich machte.

Am Charfreitage, den 11. April 1873, starb zu Hanau plötzlich und infolge eines Herzschlages der königliche Rechtsanwalt und Notar Gottfried Flohr. Der Verstorbene hat sich nicht nur als überaus tüchtiger und begabter Jurist in einem engern Kreise eine seltene Achtung erworben, sondern auch durch schriftstellerische Leistungen sich in weiterm Umfange einen mehrgenannten Namen gemacht. Er war eifriger Mitarbeiter der ehemaligen „Frankfurter Oberpostamtszeitung" (resp. „Conversationsblatt"), der „Frankfurter Laterne", der „Leuchtkugeln", des „Frankfurter Journal" (resp. „Didaskalia") und einer Anzahl anderer Blätter und betheiligte sich an denselben durch poetische wie publicistische Beiträge eine Reihe von Jahren hindurch. In letzter Zeit widmete er seine Thätigkeit indessen fast ausschließlich der „Frankfurter Presse" und dem „Museum". Seine „Reisebriefe" (aus Italien, Elsaß u. s. w.) gehören zu den besten Leistungen dieses Genres; höchst eigenartig und interessant sind seine Darstellungen der Kaspar Hauser-Affaire. Flohr's Schriften werden in erster Linie durch einen unverkennbaren Zug zum Humoristischen und Sarkastischen charakterisirt. Eine Auswahl seiner Schriften auf Subscription wird von seinen Freunden vorbereitet. Sie wird gewiß dazu beitragen, den weitesten Kreisen das Verständniß für die Werke des leider zu früh dahingegangenen Schriftstellers — er starb 46 Jahre alt — zu vermitteln. Das ganze reiche Talent Flohr's entfaltete sich, wie ein frankfurter Blatt sagt, in seinen humoristischen Reden, die jeden, der Gelegenheit gehabt, eine dieser meisterhaften Improvisationen mit anzuhören, unvergeßlich bleiben werden. Auch seine gerichtlichen Vertheidigungsreden waren zum Theil Muster der Beredsamkeit.

Karoline Perthaler, die berühmte Pianistin, starb Ende des Octobermonats 1873 zu Gries (im Sellrainthal) in ihrer Heimat. Sie wurde im Jahre 1805 geboren und zeigte schon so früh ein bedeutendes musikalisches Talent, daß sie bereits im vierten Lebensjahre auf dem Piano zu spielen beginnen konnte. Funfzehnjährig debutirte sie vor einem größern Publikum und errang großen Beifall. Einer ihrer ersten Lehrer war der bekannte Pianist Czerny. Später machte sie eine Kunstreise durch Deutschland und erntete überall, wo sie sich hören ließ, großen Beifall. Alle Autoritäten auf dem Gebiete der Musikkritik, wie Moscheles, Kalkbrenner und andere, redeten ihr Lob. Alsdann ließ sie sich in München als Klavierlehrerin nieder und fand daselbst sehr bald zahlreiche Schüler; sie blieb in München bis zum Jahre 1836 und unterbrach ihren Aufenthalt daselbst nur durch eine Kunstreise nach Wien. Sie ging nunmehr über Tirol und Triest nach Griechenland, wo sie längere Zeit als Lehrerin thätig war. Im Anfang der vierziger Jahre verlegte sie abermals ihren Wohnsitz nach München und war dort bis zum Jahre 1870 wiederum als Clavierlehrerin beschäftigt. Von da an lebte sie zurückgezogen in Innsbruck und in ihrer Heimat. Seltene Technik und feinfühlenden Vortrag rühmte man an ihrem Spiel. Compositionen sind von ihr nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, doch soll sie deren mehrere verfaßt haben. Unter ihren Schülern im Klavierspiele haben es später mehrere zu einem berühmten Namen gebracht. Das Andenken der Verstorbenen wird noch lange in musikalischen Kreisen als das einer echten Künstlerin fortleben.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Don Nicolas Salmeron y Alonso,

spanischer Staatsmann.

Spanien hat traurigere Ruinen als zerfallene Königsschlösser und Rittersitze. Die glänzenden Residenzen der Wissenschaft, seine Universitäten, sind zur Mythe geworden. Professoren und Studenten schlafen den Schlaf der Unwissenheit, wenn nicht an der geweihten Stätte, wie in Alcala de Henares, Soldatenvolk mit Pferden und Maulthieren mürrisch seine Semester abdient. Wenn auf den heutigen Provinzuniversitäten auch da und dort ein Lichtlein aus dem Finstern glimmt: es gilt für ausgemacht, daß nur in Madrid die Quelle der Musen in anständiger Mächtigkeit fließt.

Diese Centralisation muß die wissenschaftliche Durchschnittsbildung herabdrücken, andererseits verleiht sie Männern von Talent und Wissen höhern Glanz.

Die moderne Bildung Spaniens ist in der Hauptsache aus dem Auslande zusammengeflossen. Die Emigranten, welche die zahlreichen Wechselfälle der politischen Geschichte über die Grenze geworfen, kamen mit englischen, französischen Ideen und Anschauungen befruchtet zurück. Wenn aus Deutschland die Hegel'sche Weisheit auch hierher getragen wurde, so macht dies die Bedeutung, die sie in der Heimat gewonnen hatte, begreiflich.

Wenn aber in den Streitereien der Cortes ein Neukatholik gegen die „deutsche Schule" losfährt, oder die conservative Presse den Strike des Artilleriecorps auf Rechnung der „saxonischen" Philosophie setzt, so ist nicht mehr die Hegel'sche Schule gemeint, welcher Rivero, auch Castelar u. a. zugehören, sondern eine zweite jungdeutsche Generation, die „Krausisten".

Zu Anfang der vierziger Jahre erregte ein Philosophieprofessor der madrider Universität Aufsehen. Es war Don Julian Sanz del Rio, ein Bauersohn aus der Provinz Soria (geb. 1814). Ein Oheim, der Geistlicher war, hatte sich der Erziehung des begabten Neffen angenommen und ihn zum Studium der Rechte und der Philosophie vorbereitet. Im Jahre 1843 schickte ihn die Regierung nach Deutschland, um deutsche Philosophie von der Quelle nach Spanien zu importiren. In Deutschland gerieth Sanz del Rio an Krause, dessen bedeutende Persönlichkeit ihn fesselte und dessen spanische, umgearbeitete und verbesserte Auflage er wurde. Zurückgekehrt vergräbt sich Sanz del Rio drei Jahre in ein Dorf und brütet dort Philosophie. Dann nimmt er seinen Lehrstuhl an der Universität wieder ein, lehrt hier Philosophie der Geschichte und wirkt im Geiste Krause's, dessen „Vorbild der Menschheit" er übersetzt, am meisten durch seine Persönlichkeit auf einen Kreis von Jünglingen, die in Don Julian ihren philosophischen Vater, ihren Sokrates verehren. Auch nach seinem Tode (October 1869, wo sein bürgerliches

Digitized by Google

Begräbniß, das erste in Spanien, Epoche machte) ist er mitten unter ihnen. Die meisten Lehrstühle der madrider Universität sind von seinen Jüngern besetzt, so von Castro, Ginez, Sales, Tapia u. a.

Der letztgenannte, Professor Don Tomas Tapia, ist es, den ich an einem Abend des Octobers 1873 im Ateneo aufsuchte, um über seinen Herrn und Meister Sanz del Rio etwas Genaueres zu erfragen. Ich traf den Professor im Bibliothekssaal, an einen Bücherschrank gelehnt, mit strahlenden Augen den eifrigen Worten eines Jünglings lauschend, der ihm glückliche Botschaft bringen mußte. Als er meiner ansichtig wurde, reichte er mir die Hand, ohne seine Aufmerksamkeit durch einen Gruß zu unterbrechen.

„Ach! Wer ihn nicht gehört hat, macht sich keinen Begriff. Er war einzig, herrlich, göttlich! Welche philosophische Tiefe!"

„Waren Sie in den Cortes?" kam ein anderer herbeigestürmt. „Die Kammer war weg", sagte ein dritter, der mit ihm kam.

„Ja, der Nicolas! Das wußten wir ja, da ist nichts zu verwundern", sagte endlich Tapia, indem er sich zu mir wandte.

Es war Don Nicolas Salmeron, dessen Redethat seine Freunde feierten. Das wissenschaftliche Leben ist zu beschränkt, die Anerkennung, die Erfolge zu bescheiden, um den Ehrgeiz, die Thätigkeit eines strebsamen Mannes zu lohnen. Die Politik zieht mit dämonischer Gewalt die geistigen Kräfte in ihren aufreibenden und wol auch corrumpirenden Dienst. Die hervorragendsten Cortesmitglieder sind Professoren gewesen; auch Salmeron, Sanz del Rio's Lieblingsschüler.

Nach Mitternacht trennte ich mich von dem herzensguten Krausisten Tapia, nachdem ich die Summe der deutsch-spanischen Philosophie gehört hatte vor Salmeron's Hause. Tapia ging noch hinauf, um den Freund zu beglückwünschen.

Hr. Salmeron ist nachher Figueras und Pi y Margall auf der Höhe des spanischen Staates gefolgt. Der Werthschätzung, welche ihm seine Landsleute entgegenbringen, entspricht nicht die Anerkennung, welche die schnell aufgeschossene Größe bisjetzt im Auslande genießt.

Die Lücke auszufüllen, wandte ich mich an die unerschöpfliche Güte meines Freundes Tapia. Ich bat ihn, ein Bild von dem Lebensgange und der Persönlichkeit des spätern Präsidenten der Executivgewalt zu entwerfen. Professor Tapia, der selbst Mitglied der constituirenden Cortes ist, entsprach aufs bereitwilligste dieser Bitte.

Auf diesen Gewährsmann gestützt, theilen wir das folgende Lebensbild mit.

Der gegenwärtige Präsident der Executivgewalt der spanischen Republik, Don Nicolas Salmeron y Alonso, ist gebürtig aus Alhama lo Seco, Provinz Almeria, der jüngste Sohn eines angesehenen Arztes, eines Mannes von umfassender Tiefe der Bildung, von strengen, lautern Sitten. Von diesem trefflichen Vater vorgebildet, begab sich Nicolas im Alter der Studienreife nach dem schönen Granada, wo er die Rechte sowie Philosophie und Literatur zu seinem Studium wählte. Im Jahre 1856 — Salmeron war eben 18 Jahre alt geworden — siedelte er nach Madrid über und setzte da seine Studien in jenen beiden Facultäten fort. Alle, welche ihn in früherer Jugendzeit kannten, stimmen darin überein, daß er vom 12. bis zum 18. Jahre ein wohlbegabter, aber indolenter, unfleißiger, ausgelassener und zu Jugendstreichen aufgelegter Schüler war. Als er nach Madrid kam, zeigte er wirklich bedeutendes Talent, aber keine ausreichende Bildung; doch genügte sie, um mit den katholischen Priestern, die bei seiner Erziehung mitwirkten, eine eingehende Polemik über die historische Religion zu führen, welche auf seinen Geist von großem Einfluß war. In Madrid widmete er sich ernstlich seiner geistigen Ausbildung, und die Elemente, welche am meisten dazu beitrugen, waren sein Stu-

Digitized by Google

dium der Philosophie und Literatur, das er regelmäßig Jahr um Jahr fortsetzte und mit 24 Jahren absolvirte, seine Assistentenstelle am Institut und nachher an der madrider Facultät der Philosophie und Literatur, seine vorwiegende Beschäftigung mit dem Unterricht in den Privatlehranstalten, wo er acht Jahre hintereinander Französisch, Latein, Griechisch, Rhetorik, Geographie, Weltgeschichte, und vor allem Psychologie, Logik und Ethik lehrte — ganz vorzüglich aber seine vertrauten und ununterbrochenen Beziehungen zu seinem Meister Sanz del Rio.

Seine Liebe zur Wissenschaft bestimmte den thatkräftigen Mann, mit 23 Jahren zusammen mit seinen Studienfreunden in seinem eigenen Hause einen philosophischen Cirkel zu bilden; es entsprach dieser kleine Anfang dem philosophischen Bedürfnisse Madrids und Spaniens; bald verwandelte sich jenes bescheidene Centrum in einen förmlichen, fast öffentlichen Cirkel, in welchem sich die Blüte der spanischen Jugend einfand. Salmeron, welcher, ohne es zu wollen, in jeder Art von Gesellschaft immer allen Männern voransteht, war die Seele des Kreises, und mit seiner mächtigen Beredsamkeit und seinem erfinderischen Geiste belebte er ihn immer aufs neue zwölf Jahre durch. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß in diesem Kreise bei seinen Verhandlungen, bei denen Philosophisches und Religiöses vorherrschte, Duldung und Redefreiheit keine Schranken hatten. Die Septemberrevolution machte dem Cirkel ein Ende. Der Professor Don Fernando de Castro, unter dessen Leitung Salmeron früher Geschichte studirt hatte, vermittelte dessen Verbindung mit dem obengenannten hervorragenden Universitätslehrer und tiefen Denker.

Vom ersten Tage an erkannte Sanz del Rio den Kern der innern Bedeutung, der in Salmeron's Seele lag, und er, welcher niemand liebte noch je geliebt hat, zeichnete ihn sofort mit ausgesprochener Vorliebe vor allen frühern, gleichzeitigen und spätern Schülern aus, eine Zuneigung, welche den Meister nicht einen Tag verließ, vielmehr immer inniger wurde, sodaß er bei seinem Tode in Salmeron einen Sohn zu sehen glaubte. Niemals hat der ernste Meister in den 14 Jahren innigen und täglichen Zusammenlebens mit ihm gescherzt; ebenso empfing sein Schüler nur mit tiefer Aufmerksamkeit und Verehrung die Ströme von Licht, Mannhaftigkeit und Gefühl, welche zu jeder Stunde von jenem Lehrer und Erzieher ausstrahlten.

Von dieser Zeit an beschäftigt sich Salmeron nur mit philosophischer Ausbildung und philosophischem Denken; selten allein, fast immer in Gemeinschaft mit den vielen Freunden, welche sein eigenthümlicher Charakter anzieht. Bald wird er zum Assistenten am Instituto de San-Isidro in Madrid ernannt mit einem Gehalt von 6000 Realen (600 österr. Gulden) und nimmt eine ehrbare Tochter des Volkes aus bescheidenem Kreise der Gesellschaft zur Frau. Er genießt nun, umgeben von lieblichen Kindern und treuen Freunden, ein ruhig heiteres, häusliches Glück. Duldsam gegen alle Welt, in allen seinen Beziehungen theilnehmend und liebevoll, entwickelt er diese Eigenschaften im Schoße der Familie und Freundschaft. Sein Haus ist wegen seines zwanglosen, natürlichen Charakters das Haus für jeden ohne Unterschied der Klassen, Richtungen, Bestrebungen und Sitten, der Brennpunkt alles neuen und edeln Lebens, das Muster eines wahrhaft demokratischen Hauses. Dort hat von jeher immer alle Welt mehr befohlen als seine Herren; was es dort gibt, ist immer für jedermann, der es verlangt, und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, fordern es die meisten nicht, sondern nehmen es sich mit der größten Freiheit; bei Salmerons gibt es niemals Schätze noch kann es solche geben; alles was eingeht wird ausgegeben, oder dem ersten, der darum bittet, hingegeben. Seine gute Gattin, welche in diesem Punkte wie in allen ihrem Gemahl sehr ähnlich ist, sowie seine Kinder tragen sich mit größter Einfachheit; und dies auch zur Zeit, als Salmeron Minister und Präsident der Executivgewalt war mit einem Gehalt von 6000 Duros. „Denken Sie niemals an die Zukunft Ihrer Frau und Ihrer sechs Kinder, für den Fall

Digitized by Google

daß Sie wegsterben, ehe sie erzogen sind?" haben wir Freunde oft zu ihm gesagt. „Niemals habe ich glauben können, daß die Vorsehung mich im Stich läßt", hat er uns mit der größten Ruhe und Zuversicht erwidert. „Ich habe mich glücklich von dem Wunsche, reich zu sein, freigemacht", sagt er gewöhnlich.

Die Persönlichkeit Salmeron's, in ihrem allgemeinen Ton, ihrem Charakter, Gewohnheiten und hervorstechenden Zügen, ist heute noch dieselbe wie am Tage, da er nach Madrid kam; er war schon damals ein in seinen Hauptlinien vollständig ausgebildeter Charakter, einfach, gütig, energisch, ernst, ausgestattet mit großer Duldsamkeit, Bescheidenheit und unwiderstehlicher Anziehungskraft. Sein hoher und schlanker Wuchs, sein braunes Gesicht mit scharfen Zügen, seine schwarzen Augen, groß, voll Leben und selbst Leidenschaft, kündigten in ihm auf den ersten Blick einen jener Typen von Niederandalusien an, den directen Abkömmling der bezaubernden arabisch-spanischen Rasse. „Es ist ein Muselman, ein Scheikh, ein Sohn der Wüste", sagen von ihm oft seine Freunde, und es ist vollständig wahr: dieser Körper, diese nachdenkliche Haltung, dieses Antlitz voll sanfter, energischer, leidenschaftlicher Bewegungen, der treue Spiegel seines reichen Empfindungslebens, verlangen nach einem Burnus und einem Turban.

Man denke sich nun diese Persönlichkeit, gehoben durch den Adel der Bildung und des philosophischen Ernstes. Seine weitere akademische Laufbahn übergehen wir hier; nur Eine Seite seiner Wirksamkeit, für seine Bestrebungen so ungemein bezeichnend, heben wir noch aus Tapia's Schilderung hervor.

Getrieben von dem reinsten, innigsten Eifer für die Wissenschaft, überzeugt, daß nur diese den Geist des Landes und der Menschheit würdig erheben könne, edel genug, um der Wissenschaft nach allen ihren Seiten die besten Früchte seiner Thätigkeit und die besten Jahre seines Lebens zu widmen, beschloß Salmeron, eine Privatanstalt zu errichten, wo er eine neue vollständige Methode vernunftmäßigen Unterrichtes einführen und hierzu die zerstreuten wissenschaftlichen Reste des Landes vereinigen könnte, um mit allen jungen Geistern, welche sich der Wissenschaft und der philosophischen Reflexion lange Jahre widmeten, eine Körperschaft von Männern zu bilden, welche sich mit dem Unterricht befassen und der ernstesten wissenschaftlichen Erforschung weihen. Der wohlthätige Gedanke hat keinen Erfolg gehabt, obwol die Anstalt schon acht Jahre hintereinander im Gange ist. Salmeron, ein „Freidenker", streng in seinen Sitten, Zielen und Zwecken, erklärte sofort, daß in seiner Anstalt allein die reine, wissenschaftliche Wahrheit gelehrt werde; die Religion und ihre Unterweisung sei ausschließlicher Gegenstand der Familie: doch sollte zu den religiösen Handlungen geführt werden, wer es verlange. Dafür sollte die moralische Unterweisung streng und vollständig ertheilt und geübt werden.

Dieser Charakter der Anstalt war Grund genug, daß sie bei der katholisch-religiösen Voreingenommenheit der Spanier, obwol ihren Lehrkörper die gebildetsten Geister des Landes bildeten, ein großes Mistrauen erweckte und dann eine Abneigung, welche bis heute auf ihr lastet, sodaß sie nur kümmerlich ihr Leben fristet. Man nehme dazu, daß die Schüler, mit denen die Anstalt von jeher zu rechnen hat, fast sämmtlich Söhne von Republikanern und darum meist armer Aeltern sind, der guten Freunde Salmeron's; man bedenke ferner den Edelsinn und die Uneigennützigkeit ihres Directors, so wird man begreifen, daß die Schule von jeher eine dauernde Ursache der Armuth für Salmeron war, eine Ursache, die er nicht wegräumen will aus Liebe zu der Anstalt und zu der Aufklärung, die sie zu verbreiten sucht, und zu der sie unzweifelhaft in der mittellosen Klasse vorzüglich beiträgt.

Gehen wir nun zu der politischen Seite des Lebens Salmeron's.

Seit seiner Ankunft in Madrid im Jahre 1856 zeigte er eine entschlossene Anhäng-

Digitized by Google

lichkeit an die liberalen Ideen und Einrichtungen. Als die Revolution von 1854 im Jahre 1856 unter dem Druck der Politik O'Donnell's starb, während der Congreß der Deputirten die entgegengesetzten Tendenzen, welche sich damals die Macht streitig machten, discutirte und erwog, war Salmeron einer von den Jünglingen, welche, entrüstet über dieses Schauspiel, in das Haus des Generals Espartero, des Herzogs von Vittoria, des Abgotts des Volkes gingen, um ihn auf ihren Aermen zu den Cortes zu tragen, damit er den liberalen Geist der Kammer neu belebe und sich dem freiheitsmörderischen Project des Kriegsministers widersetze. Zum Unglück wollte der berechnende kaltsinnige Egoismus jener Kammer nichts von den Worten Espartero's hören, noch sein edles Auftreten würdigen, und die That, an der Salmeron theilhatte, trug keine Frucht.

Seitdem galt Salmeron für einen Demokraten und begann in oberflächliche, von der Zeit und den Ereignissen nach und nach befestigte Beziehungen zu treten mit Pi y Margall, Figueras, Chao, Castelar, Orense und den ersten Mitgliedern der republikanischen Partei. Da er sich jedoch vorzüglich wissenschaftlichen Beziehungen widmete, blieb er immer Conspirationen und rein politischen Anschlägen fern. Vom Jahre 1860 an nahm er theil an der Redaction der republikanischen Zeitung „La Discusion", welche von Rivero geleitet war, und von 1862 auf 1863 an dem hervorragenden Blatte „La Democracia", die von Castelar gegründet und dirigirt wurde. Sein hoher politischer Sinn, seine umfassende Bildung, sein reiner energischer Charakter, und vor allem seine mannhafte Beredsamkeit eroberten ihm sofort einen wohlverdienten, beispiellosen Ruf, und die Kurzsichtigsten sahen in jenem jungen Burschen den Lenker der künftigen Geschicke der Demokratie in allen ihren Zielen und Bestrebungen. Salmeron, der im Kreise der Freunde und der Wissenschaft sich durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit so viele Zuneigung gewonnen, erweitert sie um ein Bedeutendes im Kreise der Politik, erhält und vermehrt sie schnell von Tag zu Tag. Ein schöner Widerhall davon war die Versammlung, welche im Circus der Plaza del Rey im Jahre 1865 abgehalten wurde, um zum ersten mal das demokratisch-republikanische Comité von Madrid zu wählen. In dieser zahlreichen belebten Versammlung ward Salmeron mit mehr Stimmen zum Comitémitgliede gewählt als irgendeiner von den alten Führern der republikanischen Partei. „Sie gehen jetzt scharf ins Feuer, wie ich gestern in den Blättern sah", sagte zu ihm sein gestrenger Meister zwischen Ernst und Scherz, „es ist ein vorsichtiger Rückzug nöthig." Der kluge Meister sah wirklich ungern, daß sich Salmeron so jung dem politischen Leben hingab. Bis dahin hatte er mit seinen politischen Freunden abwechselnd in Redactionen, Clubs, Versammlungen und politischen Besprechungen, wenn auch höchst sparsam und unregelmäßig verkehrt, er war kein ergebener Jünger der Politik, noch jemals Parteigänger von irgendetwas oder irgendeinem. Aber seit der ersten Warnung seines Meisters hielt er sich fast vollständig von jeder politischen Beziehung fern bis zum Jahre 1867/68.

In dieser Zeit zeigt sich schon deutlich die antidynastische Bewegung, welche im September 1868 die Revolution hervorbringen sollte, in der sich Spanien noch befindet. Unter dem Rufe: „Nieder die Bourbonen!" verbinden sich eng alle liberalen Elemente des Landes. Die demokratische Partei nimmt an dieser Bewegung den thätigsten und einsichtigsten Antheil. Salmeron wird insgeheim in Verbindung mit andern hochgestimmten Geistern für eine wichtige Sendung ins Ausland erwählt. Die Regierung bekommt Kenntniß davon, und als Verschwörer wird Salmeron ergriffen und in das Gefängniß des Saladero abgeführt, wo er fünf Monate, größtentheils außer allem Verkehr mit seinen Bekannten, verbringt.

Schon vorher waren Salmeron und viele andere Lehrer und Professoren der Universität durch die Regierung von ihren Lehrstühlen entfernt worden, indem man sich bald

Digitized by Google

auf ihre antikatholischen Tendenzen (dies war auch der Grund für die Entsetzung Don Julian Sanz del Rio's), bald auf die demokratischen und antidynastischen Bestrebungen derselben berief. Der damalige Rector der Universität, Marques de Zafra, erdachte folgendes Mittel, alle würdigen Docenten von ihren Lehrstühlen zu vertreiben. Er legte dem ganzen spanischen Professorencollegium eine Erklärung der Ergebenheit für die bourbonische Dynastie und die Person Isabella's II. zur Unterzeichnung vor. Es ist überflüssig zu sagen, daß Salmeron und seine Freunde jene schmähliche Zumuthung zurückwiesen, infolge dessen er, sein Meister und seine Freunde ihre Stellen niederlegten, bis sie nach anderthalb Jahren die Septemberrevolution zurückführte.

Salmeron wurde im Juni 1868 in Freiheit gesetzt. Bald darauf befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Da überrascht ihn, den kaum Genesenen, die Septemberrevolution.

Er wird in die interimistische Regierungsjunta von Madrid gewählt; auf ihm ruhte die Hoffnung der Republikaner, die ihn einstimmig das „Gehirn der Revolution" nennen. Gerade da aber bereitet er seinen politischen Freunden eine eigenthümliche Ueberraschung.

Groß war damals ihre Verwunderung, als sie ihn seine prächtige Rede über die dem Lande zuträgliche Regierungsform in der großen republikanischen Versammlung im Circus von Madrid, October 1868, halten hörten. In ihr setzte Salmeron auseinander, daß die vollendete Regierungsform unzweifelhaft die Republik, ja die Föderalrepublik sei, aber er glaube, daß sein Land noch nicht für sie vorbereitet sei. Deshalb erklärte er sich als Republikaner der Zukunft, wenn auch noch Monarchist der Gegenwart. Diese vorsichtige Politik und feinfühlige Ueberzeugung wurde von den meisten, die ihn nicht gründlich kannten, übel gedeutet; die politische Leidenschaft jener Tage im Schoße der ausgesprochen republikanischen Partei, welche die Republik für die Gegenwart wollten, betrachtete mit einiger Gleichgültigkeit und selbst Abneigung die Persönlichkeit Salmeron's, sodaß es ihm unmöglich wurde, als Abgeordneter in die constituirenden Cortes zu kommen. Seine vertrauten Freude, welche seine lautern Absichten kannten, bedauerten tief, daß dieser Kopf und vor allem diese ausgezeichnete Beredsamkeit nicht in den nächsten Cortes glänzen sollten. Viele Clubs, und selbst madrider Wahlkreise kamen zu Salmeron, dessen großes Verdienst sie kannten, um ihn eindringlich zu bitten, er solle ihnen klar und offen sagen, ob er für jetzt Monarchist oder Republikaner sei, ob er in den bevorstehenden Cortes für die Monarchie oder die Republik stimmen werde; denn auf irgendeine Weise wollten sie ihn wählen. Sie erkannten in ihrer politischen Befangenheit nicht, daß diese Forderung bei dem geraden Sinne Salmeron's unklug und zweckwidrig sei.

Trotz aller Anstrengungen in Madrid und vielen Districten des Landes scheiterte immer wieder die Candidatur Salmeron's, und seine Freunde bedauerten lebhaft, ihn an der Debatte der Constituante keinen Antheil nehmen zu sehen.

Erst für die gewöhnlichen Cortes, welche jener im Jahre 1871 folgten, nachdem die demokratische Monarchie schon als Regierungsform proclamirt war, ging die Candidatur Salmeron's in Badajoz durch. In diesen Cortes hielt er seine erste Rede, in welcher er gegen die Thronrede sprach. Sie wurde mit großem Interesse und Beifall von den Einsichtsvollen gehört. Von dieser Zeit an erklärt sich Salmeron rückhaltslos für einen Republikaner und gehört von da an ganz und ausschließlich der republikanischen Minorität an. Auf ihre Leitung und Entwickelung übte er im Verein und auf gleicher Höhe mit den Vätern der republikanischen Partei in Spanien, Pi y Margall, Figueras, Castelar u. s. w. einen wirksamen Einfluß aus. Diese, obwol sie ihn wegen seiner hohen Eigenschaften bewundern, sahen seinen Eintritt in den Congreß mit der Besorgniß, es

Digitized by Google

möchte seine originelle politische Genialität eine Spaltung in die geschlossene und entschiedene Minorität bringen. Die Klugheit Salmeron's wußte diese befürchtete Spaltung zu vermeiden, ohne daß er gegen seine Ueberzeugung zu verstoßen brauchte; im Gegentheil trug er dazu bei, die Partei zu schulen und zu disciplíniren.

Es kamen neue Cortes im Jahre 1871, und Salmeron wurde in verschiedenen Districten freiwillig vorgeschlagen und gewählt. Er entscheidet sich für Badajoz trotz entgegengesetzter Bitten, und Badajoz erklärt ihn zu seinem Adoptivsohn.

In diesen zweiten Cortes hielt Salmeron seine Rede zu Gunsten der Internationale als Gesellschaft, deren Bestand von Rechts wegen im Lande respectirt werden müsse. Wir scheuen uns nicht zu erklären, daß diese Rede in ihrem Gehalt und ihrer Bedeutung am höchsten steht von allen, welche aus der spanischen republikanischen Partei hervorgegangen sind. Der Ruf Salmeron's breitete sich außerordentlich aus. Die internationale Gesellschaft betrachtete ihn, in ihrem engen und übereilten Urtheil, als ihren Retter und Erlöser.

Im October 1872 werden, vom Ministerium Zorilla einberufen, neue Cortes eröffnet. In ihnen hielt Salmeron seine große Rede gegen die Botschaft an den König, die ihn mehr und mehr als beredten und tapfern, und vor allem als tiefen und gesinnungstüchtigen Politiker beglaubigte. In dieser Legislatur verzichtet der König Amadeo I. auf die Krone Spaniens, die er etwas mehr als zwei Jahre zuvor durch das Votum der Cortes erhalten hatte. Die Assemblée nimmt den Verzicht an.

Tapia findet nun in der sofortigen Proclamirung der Republik als Regierungsform der spanischen Nation einen durchaus tadelnswerthen Act, ebenso ungesetzlich als unklug, ausschließlich herbeigeführt durch die republikanische Minderheit, welche von den Fenstern des Congresses aus in der Presse und in fliegenden Blättern das Volk aufreizte, vor den Pforten des Congresses diese gewaltsame Lösung zu fordern. Salmeron nahm hieran keinen auffallenden Antheil, aber er hätte sich nach Tapia's Meinung, seiner so oft geäußerten politischen Anschauung gemäß, ernstlich jenem Schritte widersetzen sollen.

Nachdem die neue Executivgewalt unter Figueras' Präsidium sich gebildet hatte, wird Salmeron zum Justizminister erwählt. Er entfernte nicht einen richterlichen Beamten. Durch ein besonnenes Vorgehen hoffte er die conservativen Klassen und die wirklichen Ehrenmänner aller Parteien für die Republik zu gewinnen. Diese gerade Gesinnung hat ihm große Anerkennung eingebracht; aber als die Cortes am 1. Juni des gegenwärtigen Jahres zusammentraten, hatte Salmeron selbst wenig Vertrauen, daß sich die Republik consolidiren könne. Er sah sehr wohl, daß diese Versammlung nicht als die Repräsentation der ganzen Nation gelten könne: es seien allein und ausschließlich die Cortes der föderalrepublikanischen Partei. Diese Einsicht drückte und entmuthigte Salmeron. Nach der Constituirung des Congresses wird der alte Orense zum Präsidenten gewählt, und da das Ministerium seine Gewalten vor der Assemblée niederlegte, wird Pi beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden.

In diesen Tagen wird Salmeron erwählt oder, besser gesagt, er trägt sich an, eine heikle Mission beim Chefgeneral der Nordarmee, Hrn. Nouvilas, zu erfüllen, der die zähe und blutige karlistische Rebellion bekämpft. Salmeron setzt, ohne an seine Familie und Freunde zu denken, edelmüthig sein Leben zum Besten des Vaterlands aufs Spiel, indem er das Insurrectionsgebiet verschiedenemal durchzieht, ohne mehr Bedeckung anzunehmen als einen einfachen und treuen Freund, Hrn. Avizando.

Nach seiner Rückkehr wird er zum Präsidenten der Kammer gewählt, da Orense abgetreten war in dem Gefühl, einen so schwer regierbaren politischen Körper nicht verstehen zu können. Salmeron, mit seinem unbeugsamen Charakter, seinem tiefen Verstande, seiner Kenntniß der parlamentarischen Dinge, beherrschte vom ersten Augenblick an die

Digitized by Google

Kammer zu allgemeiner Zufriedenheit. Eine Probe von dem Sinne, in welchem er die Stelle annimmt, gab gleich die Antrittsrede, welche eine klare, umfassende, synthetische Politik entwickelt im Gegensatz zu der dunkeln, eng föderal-republikanischen, antithetischen Politik des neuen Präsidenten der Executivgewalt Pi y Margall.

Wenig über einen Monat lebt das Ministerium Pi, welchem die Kammer außerordentliche Vollmachten gibt, um die im Schose des Cabinets entstehenden Krisen zu lösen und die Ordnung herzustellen, und während dieser Zeit präsidirt und leitet Salmeron die undisciplinirte Kammer mit außerordentlicher Energie und Klugheit, womit er sich die Bewunderung aller Männer und aller Richtungen gewinnt. Pi y Margall kann trotz seiner außerordentlichen Vollmachten weder die Ordnung herstellen noch die Forderungen der Kammer und der öffentlichen Meinung befriedigen, und sieht sich genöthigt, diese Gewalten der Assemblée zurückzugeben. Nun wird Salmeron berufen, ein neues Ministerium zu bilden, wobei ihm die Vollmachten Pi y Margall's erneuert werden.

Salmeron verläßt den Präsidentenstuhl und wird zum Präsidenten der Executivgewalt der Republik ernannt am 17. Juli 1873. Am 19. stellte er sein Ministerium vor, das ausschließlich aus der Mehrheit der Kammer zusammengesetzt ist. Die herrliche Rede, welche er bei diesem Act hielt, ist das Programm, das er unter großem Beifall der ganzen Meinung des Landes zu verwirklichen suchte.

Wir haben Tapia's Ansichten über Salmeron, den Staatsmann, auszugsweise mitgetheilt. Es versteht sich von selbst, daß bei der Wiedergabe derselben der politische Standpunkt des Verfassers ganz sein Eigenthum bleibt. Nun gibt er aber noch zum Schluß ein zusammenfassendes Bild der Persönlichkeit seines Helden, das wir als einen bezeichnenden Ausdruck des neuspanisch-philosophischen Idealismus, welcher Metaphysik und Politik, die höchsten und weitesten Fragen der Menschheit und die nächsten und präciseften Fragen der unmittelbaren politischen Situation in Einem Athemzuge bespricht, hier dem Leser noch mittheilen.

Tapia sagt von Salmeron: „Eine große intellectuelle Capacität, hauptsächlich für alles, was sich auf die menschliche Ordnung bezieht, sowol in dem, was die constituirenden Principien und die hohe Metaphysik betrifft, worin er selbst seinen Meister hinter sich läßt und nach unserer Meinung Platon gleichkommt, wie in dem, was die Geschichte und die menschlichen Einrichtungen angeht, deren innersten Geist er mit seltener Leichtigkeit durchdringt, zeichnet ihn in der hervorragendsten Weise aus. Was zunächst an ihm alle hinreißt, das ist seine klare und scharfe Erkenntniß vom Ideal und der Zukunft des Menschen. Er besitzt eine hohe Entwickelung des Gefühls in allem, was sich auf die Welt des Menschlichen bezieht; ein Gefühl so lebhaft, wahr und natürlich, daß es sich oft zu einer beirrenden Leidenschaft steigert, aber immer ohne Selbstsucht. Die Liebe zur föderal-republikanischen Partei, der er angehört, fesselt und blendet ihn nicht, wenn er auch in der Politik nie etwas anderes sein will noch wird als social-föderaler Republikaner in dem rationellen (nicht historischen) Sinne des Worts. Aber was das Gefühl Salmeron's hinreißt und erregt, sind die Beziehungen zum Vaterlande, die Verwirklichung der Gerechtigkeit und des Rechts im Schose der Menschheit und seines Landes. Von diesem Gesichtspunkte aus war Salmeron des Postens, den er einnahm, im höchsten Grade würdig und man darf behaupten, daß ihm hierin niemand gleichkommt noch auch nur ähnlich ist. Dieses zusammen mit der tiefen, immer lebendigen, uneigennützigen Liebe, welche er zum ewigen ideellen Menschen und unter diesem zu jedem Menschen ohne Ausnahme hegt, immer vom historischen Menschen abgesehen, erweckt Salmeron überall und bei allen eine unwiderstehliche Zuneigung. Nie hat er einen Feind gehabt; dagegen gibt es tausend und aber tausend, die sich für ihn tödten ließen. Das Herz Salmeron's

Digitized by Google

wird immer lebhaft von jedem menschlichen Unglück gerührt; er hat etwas Väterliches, Beschützendes, auf welches alle Unglücklichen und vorzüglich seine Freunde vertrauen; denn sie wissen gewiß, daß sein Gefühl die helfende oder schützende That im Gefolge hat.

„Sein Wille ist im allgemeinen in den gewöhnlichen Lebensumständen indolent. Wenn ihn nicht der Gedanke an die Pflicht in Bewegung setzte und bände, er bliebe im Gespräch mit seinen Freunden und seiner Familie Stunde um Stunde ohne Ende sitzen. Wenn man mit ihm vollends über Wissenschaft spricht, so erinnert er sich der Zeit nicht mehr. Nie ist er zu einer Bestellung pünktlich erschienen, und in diesem Punkt, welcher die Verzweiflung seiner nächsten Freunde ist, vertheidigt er sich gegen die strengen Vorwürfe, die sie ihm machen, mit Leichtigkeit und Grazie. Aber wenn es sich um Angelegenheiten von Bedeutung und Ehrenfälle handelt, entwickelt er seine Thätigkeit und seinen Charakter in einer Weise, daß es keine so schwierigen Umstände gibt, die er nicht meisterlich beherrschte.

„Niemals transigirt er mit der Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit; es genügt mit ihm wenige Augenblicke zu verkehren, um zu wissen, daß dieses seinem Charakter durchaus unmöglich ist. Die strenge Pflicht, der kategorische Imperativ Kant's, ist die höchste Norm seines Lebens von Jugend auf gewesen, und um ihm zu gehorchen, hat er tausendmal die Popularität, seine kleinern Interessen sowie sein Leben selbst daran gewagt.

„Wir hoffen zuversichtlich, daß die Thaten des öffentlichen Lebens ihn der civilisirten Welt ins helle Licht stellen werden. Noch mehr, wir glauben, daß Salmeron in der Welt eine höhere Bestimmung hat als die Politik und Regierung des Staates, ja wir zweifeln nicht, daß er der Welt und der Geschichte einen größern Dienst erweisen würde, wenn er die Politik beiseitesetzte und sich der Pflege der Philosophie widmete, für die er einen so erstaunlichen Blick und eigene Begabung hat. Dieser Meinung, welche wir ihm, ehe er die Macht in die Hand bekam, aufrichtig gesagt haben, ist auch Salmeron selbst nicht entgegen. Nur die besondere Krisis, welche das Land durchmacht, die Erwägung, daß die spanische Gesellschaft und das Vaterland wanken und ohne Rettung sichtlich der schrecklichsten Anarchie entgegengehen, ohne Heer, ohne Finanzen, ohne Credit, ohne Unterricht, gefangen in dem unsinnig und egoistisch föderalen Gedanken — nur dies konnte den Entschluß Salmeron's begründen, als Präsident der Executivgewalt die Leitung des öffentlichen Lebens anzutreten."

Der neueste Staatsstreich vom 3. Jan. 1874 wird Salmeron und seine Partei wieder mehr in den Hintergrund treten lassen. In der letzten kurzen, aber entscheidenden Sitzung der Cortes gehörte Salmeron zu denjenigen, welche die Staatsleitung Castelar's scharf angriffen und verurtheilten. Doch nur sehr kurze Zeit hatte er selbst den Vorsitz übernommen. Die Bajonnete und Geschütze des Generals Pavia und Serrano's eiserne Militärgewalt werden zunächst die demokratische Staatsphilosophie vom Staatsruder fern halten.

Digitized by Google

Die altkatholische Kirche in Holland.

Von

Theodor Wenzelburger.

Auf nichts berufen sich die Anwälte der katholischen Kirche dem Protestantismus gegenüber lieber als auf die compacte, jeden Sektengeist mit innerer Nothwendigkeit ausschließende Einheit ihrer Kirche, und in der That, bis vor wenigen Jahren zweifelte in Deutschland niemand an der Wahrheit dieser Behauptung, da von der Existenz einer kleinen, mit dem Charakter der wahren Katholicität ausgestatteten, aber von Rom unabhängigen und deshalb von ihm verfluchten Kirchengenossenschaft nur die Gelehrten und Theologen Kenntniß hatten. Diese altkatholische, oder, wie sie von ihren Gegnern beschimpfenderweise genannt wird, die jansenistische Kirche bildet denn auch einen so empfindlichen Pfahl im Fleische des römisch-katholischen Einheitsbewußtseins, daß man auf letzterer Seite schon längst die Taktik angenommen hat, die Sache lieber todtzuschweigen und durch vornehmes, den Charakter tiefchristlichen Mitleidens annehmendes Ignoriren den Aerger zu verbergen. Mit dem Auftreten der durch das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit hervorgerufenen altkatholischen Bewegung in Deutschland ließ sich die Sache jedoch nicht mehr einfach todtschweigen; die Kirche von Utrecht erhielt vielmehr plötzlich eine Bedeutung so eminenter Art, daß die Curie sich gedrungen fühlte, in ihrer Encyclica vom 21. Nov. 1873 bei der Kirche von Utrecht länger zu verweilen und sie in gewohnter Weise zu verfluchen. Am 11. Aug. 1873 wurde Reinkens in Rotterdam zum Bischof geweiht, und von diesem Augenblick an ist auch die altkatholische Kirche Hollands aus der bisherigen passiven Rolle herausgetreten, um in inniger Gemeinschaft mit den deutschen Katholiken, Lebenskraft und Kampfesmuth gebend und empfangend, jesuitisch-romanischen Anmaßungen die Spitze zu bieten.

In seinem 1838 erschienenen Werke: „Die Bedeutung des Erzbisthums Utrecht" sagte Augusti in Bonn: „Wenn früher oder später, wozu es doch einmal kommen wird und muß, ein ernstlich gemeinter und mit Bedächtigkeit und Energie begonnener Versuch gemacht wird, die katholische Kirche von Roms Herrschaft zu befreien, dann wird das jetzt unbedeutende Erzbisthum Utrecht sofort eine Bedeutung und Wichtigkeit erlangen, von der sich jetzt nur Einzelne einen richtigen Begriff zu machen vermögen. In jedem Fall würde das Wort «Utrecht» zu rechter Zeit, von den rechten Männern und mit dem gehörigen Nachdruck ausgesprochen, in Rom keine kleine Bewegung hervorrufen." Die Thatsachen, die sich im gegenwärtigen Augenblick entwickeln, haben diese Prophezeiung in ihrem vollen Umfange bestätigt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so stehen wir in

Digitized by Google

Deutschland noch im Beginne der Bewegung; denn da zu erwarten oder vielmehr zu hoffen ist, daß die jesuitische Richtung im Vatican auf der einmal betretenen Bahn weiter gehen und den Bogen noch straffer anspannen wird, so kann es auch nicht fehlen, daß der Altkatholicismus in Deutschland in intensiver und extensiver Beziehung einen Aufschwung nehmen wird, welcher die römische Hierarchie in ihren Grundfesten erschüttern muß.

Wer die jüngste Entstehung der altkatholischen Kirche in Deutschland und die derselben zu Grunde liegenden Ursachen mit dem Entwickelungsproceß der utrechtschen Kirche nur oberflächlich vergleicht, der wird über die vollständige Gleichheit und Identität der den beiden Schismen zu Grunde liegenden äußern und innern Ursachen erstaunen. Denn hier wie da war es das von den Jesuiten stets und allenthalben repräsentirte absolutistische System, welches schließlich in der vollendetsten Centralisation gipfelte und damit von selbst die Autorität der Bischöfe nicht nur negirte, sondern diese geradezu zu den willenlosen Organen — perinde ac cadaver — des römischen Pontifex oder vielmehr der ihn beherrschenden Jesuiten herabsetzte.

Die katholische Kirche in den Niederlanden zeigte schon unter der spanischen Herrschaft einen eigenthümlichen, von dem romanischen Katholicismus sich sehr specifisch unterscheidenden Charakter. Der Schwerpunkt der kirchlichen Verfassung ruhte in der bischöflichen Gewalt, und als Papst Martin V. (1423—31) den Bischof von Utrecht mit seiner ganzen Diöcese in den Bann that, kümmerte man sich wenig darum, lebte in der bisherigen Weise fort und wartete ruhig, bis ein anderer Pabst (Eugen IV.) den Bann wieder aufhob. Von einem Niederländer, Adrian Booijens, der als Adrian VI. (1532—33) den päpstlichen Thron bestieg, stammt das inhaltschwere Wort, das seitdem die Devise der utrechtschen Kirche geblieben ist: „Es ist gewiß, daß der Papst in Dingen, selbst wenn sie den Glauben betreffen, irren kann .... denn mehr als Ein Papst hat sich der Ketzerei schuldig gemacht." Ferner war im Gegensatz zur katholischen Kirche in andern Ländern das Lesen der Bibel von jeher hier auch bei den Laien im Gebrauch, und verschiedene Bischöfe wurden nicht müde, zum Entsetzen der sich über eine solche Sünde bekreuzenden Bettelmönche ihren Diöcesanen die Bibel als die einzige und vornehmste Quelle christlicher Wahrheit immer und immer wieder zu empfehlen. Daraus ergab sich ein Widerwille gegen das Mönchswesen, wie es zur Zeit der Reformation in seiner widerlichsten Gestalt auftrat. Als Gegengewicht gegen die schamlosen, im Lande sich herumtreibenden Bettelmönche wirkten die „Brüder des gemeinen Lebens", deren Mysticismus von selbst sich in natürlichen Gegensatz zu der sich damals straffer und consequenter ausbildenden Hierarchie stellen mußte. Endlich, oder vielmehr vor allem, ist das specifisch nationale Element hervorzuheben, das den niederländischen Katholicismus von jeher charakterisirte. Von mehr als einem Bischof, der die Reise über die Berge gemacht hatte, um in Rom selbst gegen die Machinationen der Jesuiten Schutz zu suchen, wird erzählt, daß derselbe beim Anblick der grenzenlosen Sittenlosigkeit italienischer und spanischer Prälaten laut sein stolzes Selbstgefühl, ein Niederländer zu sein, zu erkennen gab. Verschiedene Bischöfe dieser Kirche haben schon damals den Beweis geliefert, daß man recht gut katholisch sein kann, ohne seine Pflichten als Staatsbürger zu verleugnen.

Man würde sich einem den ganzen Charakter der utrechtschen Kirche miskennenden Irrthum hingeben, wenn man den Gegensatz, in welchen sich diese Kirche zu Rom stellte und dessen Keime sich zugleich mit der Reformation entwickelten, dem Einflusse der letztern zuschreiben wollte. Die utrechtsche Kirche stand und steht noch heute vielmehr so bestimmt auf dem Boden der römischen Kirche, daß sie die Beschlüsse des Tridentiner Concils rückhaltslos anerkannte, und daß gerade aus ihrer Mitte scharfe und energische Streitschriften gegen den Protestantismus hervorgingen; sie behauptet vielmehr die Vertreterin

Digitized by Google

der wahren Katholicität zu sein, und in einem Briefe eines altkatholischen Geistlichen, der die jüngste Versammlung in Konstanz besucht, welchen Brief der Verfasser dieser Zeilen zu Gesicht bekam, ist ausdrücklich bemerkt, „daß die ganze altkatholische Bewegung in Deutschland mit dem Protestantismus glücklicherweise nichts gemein habe". Der Gegensatz, in welchem die Bischöfe von Utrecht, obwol sie stets mit den Jesuiten und mit Rom im Kampfe lagen, fortwährend zu der indessen zur Herrschaft gelangten reformirten Kirche standen, die Collisionen mit der Staatsgewalt, welche die öffentliche Ausübung der katholischen Religion schließlich ganz verbot, beweisen dies zur Genüge. Man darf sich deshalb auch durchaus keinen Illusionen hinsichtlich einer etwaigen Annäherung zwischen Protestanten und Altkatholiken in Holland oder gar einer etwaigen Verschmelzung beider hingeben; der Standpunkt, auf dem beide Kirchen stehen, ist ein principiell so verschiedener, der historische Entwickelungsgang ein so diametral entgegengesetzter, daß von etwaigen Transactionen nicht im entferntesten die Rede sein kann. Man darf sich ja nur erinnern, daß die altkatholische Kirche in Holland am Cölibat der Priester, an der Ohrenbeichte, an den Fastenvorschriften ebenso entschieden festhält wie die römisch-katholische, um sofort von der Unmöglichkeit auch nur der leisesten Annäherung überzeugt zu sein. Vielmehr hat gerade die protestantische Kirche, wie überhaupt der ganze den römischen Ultramontismus bekämpfende Liberalismus das lebhafteste Interesse, daß die altkatholische Kirche Hollands neben dem Protestantismus ihre eigenen Wege gehe, und dies aus dem einfachen Grunde, weil aus dem gegnerischen Lager fortwährend bald offen, bald verschämt der Wunsch ausgesprochen wird, die „Jansenisten" möchten je eher je lieber zum Protestantismus vollends ganz übertreten. Ein Zuwachs von 6000 Menschen — so groß ist etwa die Zahl der Anhänger der utrechter Kirche — würde die protestantische Kirche als das lassen, was sie ist, ohne sie irgendwie nennenswerth zu verstärken; als selbständige, mit der römisch-katholischen Kirche direct um das Besitzrecht des wahren Glaubens kämpfende Kirchengenossenschaft aber ist sie dem Ultramontanismus gegenüber ein wichtiger Gegner, mit dem sein Feind zu rechnen hat. Dieser principielle Gegensatz zum Protestantismus, wir möchten sagen, die Abneigung gegen ihn und seine Principien tritt auch recht deutlich beim Zustandekommen des Schismas und der endgültigen selbständigen Constituirung der utrechter Kirche recht deutlich hervor. Das Recht der holländischen Bischöfe konnte jahrzehntelang mit Füßen getreten werden; ruhig ließ man sich das aus Lug und Trug zusammengesetzte Gebäude der jesuitischen Verleumdungen gefallen, ehe man sich schließlich ein Herz faßte und den entscheidenden Schritt wagte.

Also nicht der Protestantismus und dessen Einfluß hat die Stiftung der utrechter Kirche ermöglicht, sondern das Gebot der Nothwehr, das Streben, die Autorität der Bischöfe und die selbst von den Spaniern geachteten Rechte der Landeskirche gegen die centralisirende römisch-katholische Tendenz der Jesuiten zu schützen. Dazu traten freilich noch Vorgänge auf dogmatischem Gebiet, besonders die durch Pascal und durch Jansenius wieder zu Ehren gebrachte Lehre Augustin's über die göttliche Gnade.

Es ist aber zur vollständigen Würdigung des Wesens und Charakters dieser altkatholischen Kirche in Holland unumgänglich nothwendig, einen kurzen Rückblick auf ihre geschichtliche Entwickelung zu werfen.

Wer den Gang der Reformation in den Niederlanden nur einigermaßen aufmerksam verfolgt, wird sich überzeugen, daß ohne den furchtbaren Despotismus Philipp's II. die Reformation kaum nennenswerthe Fortschritte gemacht haben würde. Alba wüthete bekanntlich gegen die feurigsten Katholiken — Egmond und die Grafen von Hoorn sind die sprechendsten Beispiele dafür — mit derselben Grausamkeit wie gegen die Protestanten. Letztere hatten deshalb leichte Mühe, die spanischen Metzeleien und die katholische Kirche

Digitized by Google

dem Volke als zusammengehörig hinzustellen. Die Errichtung von 18 Bischofssitzen mit dem Erzbisthum Utrecht an der Spitze in den niederländischen Provinzen half nur wenig, die spanische Sache ward mehr und mehr eine hoffnungslose, und der Protestantismus trat in den nördlichen Provinzen als die vom Staate officiell anerkannte Religion auf.

Mit Sasbold Vosmaer, der im Jahre 1602 in Rom vom Papst Clemens VIII. zum Erzbischof von Utrecht consecrirt worden war, beginnen die ersten, gewissermaßen noch latenten und embryonischen Verwickelungen mit der Curie. Aus Furcht vor den sehr strengen Placaten wagte er es nicht, offen als Erzbischof von Utrecht aufzutreten, sondern verwaltete als Erzbischof von Philippi seine Diöcese. Die Generalstaaten legten ihm indessen das Handwerk bald, verurtheilten ihn zu lebenslänglicher Verbannung und confiscirten seine Güter. Er begab sich nach Köln, von wo aus er bis zu seinem 1614 erfolgten Tode das Erzbisthum Utrecht, soweit es möglich war, verwaltete. Dieser Erzbischof glaubte dem Mangel an Priestern am besten dadurch abhelfen zu können, daß er die Jesuiten zur Wahrnehmung der seelsorgerischen Pflichten in seine Diöcese berief. Schon die ersten acht Jesuiten bewiesen die Wahrheit des Ausspruches: „Intravimus ut agni, regnavimus ut lupi" (wir sind eingetreten wie die Lämmer und haben geherrscht wie die Wölfe), denn er kam sofort mit ihrem ungezügelten Eifer, mit dem sie sich auf die Proselytenmacherei verlegten und welcher der Regierung natürlich den besten Vorwand gab, scharfe Maßregeln gegen die katholische Kirche zu nehmen, in sehr heftige Collision. Außerdem war es das erste Anliegen derselben, sofort nach ihrer Installation sich von der erzbischöflichen Gewalt unabhängig zu machen, wozu sie sich eines seither in der Jesuitenpraxis stereotyp gewordenen Mittels bedienten, indem sie die von den Bischöfen eingesetzten Priester, die es mit den Vorschriften ihrer Religion allerdings sehr genau und gewissenhaft nahmen und die laxe Jesuitenmoral nicht verstehen wollten, beim Volke herabzusetzen und lächerlich zu machen suchten. Sie scheuten sich sogar nicht, direct gegen den Erzbischof selbst aufzutreten, ihn der Häresie anzuklagen und Verleumdungen der niederträchtigsten Art gegen ihn auszusprengen, sodaß sich Vosmaer genöthigt sah, beim Nuntius in Brüssel gegen diese Machinationen Klage zu erheben. Die Antwort, die ihm hier zutheil wurde, war keine tröstliche. „Ich wage es nicht", sagte der würdige Geschäftsträger der Curie, „mich diesen Priestern zu widersetzen, ich weiß wie andere, selbst in Rom, bei dieser Opposition gefahren sind!" Und um das Maß des Hohnes noch vollzumachen, setzte er hinzu: „Außerdem möchte ich nicht gern als ein Sasboldianer ausgescholten werden!" So weit hatten es diese Väter in der That schon gebracht, daß sie für die Anhänger der bischöflichen Gewalt einen besondern Schimpfnamen erfunden hatten, an dessen Stelle später der Name „Jansenisten" trat. In einem an den Jesuitengeneral schon im Jahre 1597 gerichteten Brief sagt Vosmaer die ungeheuere Verwirrung voraus, welche der Orden noch in der Kirche anrichten werde, und daß diese einem Feinde derselben ungleich gefährlicher seien als die Protestanten. Ihren Zweck konnten die Väter diesmal allerdings noch nicht erreichen; Vosmaer gelang es, sich in Rom selbst mit dem besten Erfolg zu rechtfertigen, aber die Jesuiten blieben, ihre Wühlereien dauerten fort und die Saat, welche sie geschäftig ausstreuten, sollte bald die erwünschten Früchte tragen.

Der Nachfolger Vosmaer's, Philipp Rovenius, erging es in keiner Hinsicht besser. Am 26. Febr. 1622 hatten die Generalstaaten ein Placat erlassen, dem zufolge die Jesuiten das Land verlassen mußten. Ihre Zahl war indessen auf 28 gestiegen, weshalb die Regierung auch mit Recht unruhig zu werden begann. Der Erzbischof befand sich dabei aber in einer sehr mislichen Lage; allerdings waren die Jesuiten seine erbittertsten Feinde, sie arbeiteten aber andererseits auch für denselben Zweck wie Rovenius, d. h. für die Ausbreitung des Katholicismus oder, was dasselbe war, für die Unterdrückung des Protestantismus. Die Jesuiten hatten aber auch die Genugthuung, daß in ihrem Auswei-

Digitized by Google

sungsdecret das Erzbisthum Utrecht als nicht mehr bestehend angeführt wurde. Was sie mit dieser Regirung eigentlich bezweckten, sollte sich in der Folge nur zu deutlich zeigen; denn sobald die Niederlande zu einer Mission erklärt waren, standen die Geistlichen in directer Abhängigkeit von Rom, worauf die Jesuiten von Anfang an hingearbeitet hatten. Rovenius, der sich im Jahre 1622 persönlich nach Rom begab, erklärte vor Gregor XVI. laut und unumwunden, daß der Bischofshaß der Jesuiten noch viel größer sei als die Bischofsfurcht der Protestanten. Der Erzbischof führte seine Vertheidigung sehr energisch, aber er predigte tauben Ohren, denn Gregor XVI. war, wie kaum ein anderer Papst vor oder nach ihm, ein blindergebener Anhänger der Jesuiten. Diese traten vielmehr mit einem Gegenproject hervor, das nichts mehr und nichts weniger enthielt als die totale Vernichtung der bischöflichen Gewalt in den Niederlanden und die Uebertragung der höchsten Jurisdiction an den Nuntius in Brüssel! Zum Glück für Utrecht starb dieser Papst, der Ignaz von Loyola heilig gesprochen und zu den Protestantenverfolgungen in Frankreich und in der Pfalz gehetzt hatte, plötzlich weg, und der neue Papst Urban VIII. erkannte auch sofort die Billigkeit der Klagen des Erzbischofs an, es kam 1624 ein Concordat zu Stande, in welchem bestimmt wurde, daß die Jesuiten als solche keine pastoralen Functionen verrichten durften, daß aber unter dringenden Umständen von dieser Bestimmung abgewichen werden könne. Damit hatte sich der Orden die gewünschte Hinterthür offen behalten, denn es stand ja nur in seinem Belieben, die Umstände als dringend zu erklären, was mit Rücksicht auf die staatliche Unterdrückung der katholischen Kirche wol jeden Augenblick möglich war. Und in der That stieg ihre Anzahl unter Rovenius im Erzbisthum auf mehr als 300! Der Erzbischof selbst wurde ebenso wie sein Vorgänger verbannt und sein Vermögen confiscirt, da er die Taktlosigkeit begangen hatte, sich vom Könige von Spanien, dem Erbfeinde der Niederländer, zum Erzbischof von Utrecht ernennen zu lassen und diesen Titel auch öffentlich zu führen. Uebrigens zeigt der sonstige Charakter von Rovenius die fanatische Unduldsamkeit und den Ketzerhaß, wie sie bei dem wüthendsten Inquisitor nicht glühender gefunden werden konnten; er hoffte und betete für den Sieg der spanischen Waffen, er war zuletzt im Gefolge dieser fremden Unterdrücker, mit denen er einen Platz um den andern vor den siegreichen Waffen von Moritz räumen mußte; mit pfäffischem Uebermuth erklärte er laut alle protestantischen Ehen für ungültig und in den Plätzen, deren sich die Spanier vorübergehend bemeisterten, war es sein Erstes, die Ausübung des reformirten Cultus zu unterdrücken. Sein Schicksal war also in jeder Hinsicht ein verdientes. Die Maßregeln der Regierung waren um so gerechtfertigter, als im Jahre 1635 ein Werk des Bischofs Jansen erschien („Mars Gallicus"), das von dem bittersten Hasse und den wüthendsten Ausfällen gegen die Protestanten, welche Schurken und Aufrührer genannt werden, überfloß. Rovenius war mit Jansenius sehr innig befreundet, hatte vor seiner Reise nach Rom einige Wochen bei ihm verweilt, und da beide Bischöfe über die Verderblichkeit des Jesuitenordens einer und derselben Meinung waren, mit diesem den Plan gefaßt, als Gegengewicht gegen die Jesuiten die Oratianer in den Niederlanden einzuführen, ein Project, das aber nie zur Ausführung kam.

Da soeben der Name von Jansenius genannt wurde, von dem fälschlicherweise die altkatholische Kirche in Holland ihren Namen hat, so mag hier das Nähere darüber seine Stelle finden. Cornelius Jansenius, geb. 1535 in der Nähe von Löwen, verdankte seine Ernennung zum Bischof von Ypern der Gnade des spanischen Königs, da er in dem ebengenannten Werke „Mars Gallicus" die Hülfe, welche Frankreich den Niederlanden gegen Spanien geleistet hatte, in den schärfsten Ausdrücken verdammte. Man darf letztere Thatsache nicht aus dem Auge lassen, um den spätern Haß theilweise zu begreifen, mit welchem der Jansenismus in Frankreich von der Regierung verfolgt wurde.

Digitized by Google

Als Bischof hatte Jansenius ein ziemlich harmloses Dasein geführt, und noch auf seinem Todbette erklärte er: „Wenn der römische Stuhl etwas von dem, was ich gelehrt und geschrieben habe, verändert haben will, so bin ich der gehorsame Sohn der Kirche, in welcher ich bis zu meinem letzten Augenblick gelebt habe.“ Erst nach seinem Tode erschien sein Werk: „Augustinus oder die Lehre des heiligen Augustinus über die Gesundheit, Krankheit und Genesung der menschlichen Natur.“ In den Pelagianern, deren Bestreitung Jansenius hauptsächlich sich zur Aufgabe gesetzt, mußte jeder Leser des Buches die damaligen Jesuiten erkennen, und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn sich der Haß der letztern hauptsächlich auf die Freunde und Bewunderer von Jansenius concentrirte. Bald hatten sie es dahin gebracht, daß das genannte Werk auf Befehl der Inquisition verboten wurde, weil dasselbe Fragen behandelte, über welche schon frühere päpstliche Aussprüche Stillschweigen geboten hatten. Durch die Bulle „In eminenti“ (1642) wurde ausdrücklich festgesetzt, daß fortan über Augustinus kein Wort mehr geschrieben werden solle. Die meisten und überzeugungstreuen Anhänger Augustin's zählte das utrechter Kapitel, und es konnte deshalb nicht fehlen, daß der Haß der Jesuiten gegen dasselbe auf neue Mittel bedacht war, um diese von ihnen bisjetzt noch nicht erlebte Renitenz gründlich aus dem Wege zu schaffen.

Der Nachfolger von Rovenius, Jacques de la Torre, einem spanischen adelichen Geschlecht entsprossen, war das willenlose Werkzeug der Jesuiten, wie es sich diese nicht besser hätten wünschen können. Seine bischöfliche Thätigkeit inaugurirte er mit einer Feier der Bartholomäusnacht, bei welcher Gelegenheit ein Volksauflauf entstand, infolge dessen de la Torre mit Verbannung und Vermögensconfiscation bestraft wurde. Das Brot der Verbannung war aber nichts weniger als hart für ihn; denn er fühlte sich in den spanischen aristokratischen Kreisen am Hofe des Erzherzogs Leopold Wilhelm, des Beschützers der Jesuiten, sehr wohl, der ihn denn auch bald zum Großalmosenier an der burgundischen Hofkapelle ernannte. Dieser Erzherzog war in seinem jesuitischen Eifer so weit gegangen, daß er öffentlich bekannt machen ließ, niemand könne ein kirchliches Amt verwalten, bei dem man irgendwelche Sympathie für Jansenius und sein Buch voraussetzte; jeder, bei dem ein Exemplar des Werkes von Jansenius gefunden wurde, solle um 160 Goldkronen und im Wiederholungsfalle mit sechsjähriger Verbannung bestraft werden. Die Macht der Jesuiten war schon so groß, daß sich der von Vondel verherrlichte Erzbischof von Mecheln, Jacobus Boonen, ein bekannter Eiferer für Jansenius, genöthigt sah, in der Kapelle des Nuntius in Brüssel feierlich zu widerrufen. Mit einem Federstrich gab denn auch de la Torre alle bisjetzt vom Kapitel eifersüchtig bewahrten Rechte des utrechtschen Erzbisthums den Jesuiten preis; alle erledigten Posten wurden sofort von Jesuiten eingenommen und der Widerspruch des Kapitels von Harlem (1653) war zwar sehr energisch, er kam aber zu spät und war deshalb auch vergeblich. Da de la Torre den Namen eines Bischofs von Ephesus führte, so nannte man die den Jesuiten eingeräumten Vergünstigungen nur „Concessiones Ephesinae“.

Der Orden hielt indessen die Zeit gekommen, um den Hauptschlag zu wagen. Alexander VII. hatte am 8. April 1655 den päpstlichen Stuhl bestiegen und seine Vorliebe für die Jesuiten war allgemein bekannt. Diese traten denn auch sofort mit ihren frühern Behauptungen wieder hervor, daß in den nördlichen Niederlanden die alte bischöfliche Hierarchie vernichtet sei, weshalb die in Holland anwesenden und fungirenden Jesuiten allein von ihren Obern, nicht mehr von dem Erzbischofe von Utrecht abhängig sein sollten. De la Torre kam nun in die mißliche Lage, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, gegen seine Beschützer, deren willenlose Creatur er war, feindlich aufzutreten; aber nicht ihm, sondern seinem Anwalt Abraham van Brienen, gebührt das Verdienst, die Sache des utrechter Erzbisthums so nachdrücklich vertheidigt zu haben, daß Alexander VII. die

Digitized by Google

frühern Stipulationen nicht nur befestigte, sondern ausdrücklich bestimmte, daß alle Geistlichen in Holland, die Jesuiten mit inbegriffen, bedingungslos unter erzbischöflicher Jurisdiction standen. Was aber der Papst mit der einen Hand gab, das nahm er mit der andern wieder: er ernannte, ohne das Kapitel nur zu fragen oder zu hören, eigenmächtig einen Weihbischof für Utrecht; ein von de la Torre vorgestellter Candidat, der würdigste von allen, fand keine Gnade vor den päpstlichen Augen, weil er Alexander VII., als dieser noch Nuntius in Köln war, um die Erlaubniß gefragt hatte, das Werk von Jansenius lesen zu dürfen! De la Torre, eben im Begriff die Früchte seiner Unterwürfigkeit zu genießen, indem ihm der mit reichen Einkünften ausgestattete Bischofssitz von Ypern verliehen werden sollte, starb bald darauf im Wahnsinn.

Dennoch war es den Jesuiten gelungen, gegen die Kirche von Utrecht einen Streich zu führen, der sie empfindlicher als äußere Mishandlungen und Gewaltthätigkeiten treffen mußte. Sie hatten es bei Alexander VII. durchzusetzen gewußt, daß jeder Bischof vor seiner Installation die folgende Formel (schlechtweg in der Folge die Formel Alexander's VII. genannt) unterzeichnen mußte: „Ich unterwerfe mich der Constitution Innocenz' X. vom 16. Mai 1653 und der Alexander's VII. vom 16. Oct. 1656 und verdamme absichtlich die fünf Sätze, welche aus dem Buche von Jansenius, betitelt «Augustinus» genommen sind, ich verdamme sie im Sinne des Verfassers, wie der Heilige Stuhl sie verbannt hat. Dies schwöre ich, so helfe mir Gott und sein heiliges Evangelium."

Diese fünf Sätze sind aber folgende:

„1) Einige Gebote Gottes sind unmöglich für fromme Menschen, die nach den Kräften, welche sie besitzen, wollen und trachten, sie zu erfüllen; ihnen fehlt auch die Gnade, durch welche ihnen dies ermöglicht wird.

2) Der innern Gnade kann auch im Zustand der gefallenen Natur niemals widerstanden werden.

3) Um im Zustand der gefallenen Natur Lohn oder Strafe zu verdienen, wird nicht Freiheit von der Nothwendigkeit verlangt, sondern ist Freiheit vom Zwang genügend.

4) Die Halb-Pelagianer gaben zu, daß eine innere Gnade zu jedem Werk, auch zum Anfang des Glaubens nothwendig sei, aber darin waren sie Ketzer, daß sie darauf beharrten, daß diese Gnade derart wäre, daß der menschliche Wille ihr widerstehen oder gehorchen könne.

5) Es ist halb pelagianisch zu sagen, daß Christus durchaus für alle Menschen gestorben ist oder sein Blut vergossen hat."

Hat Jansenius diese Sätze wirklich gelehrt und vertheidigt und sind sie mit der bestehenden kirchlichen Lehre im Streit, dann werden seine Anhänger mit Recht Jansenisten genannt. Nun trifft es sich aber zufällig, daß diese Sätze gar nicht im Buche von Jansenius vorkommen, daß zwar der erste hier angeführt ist, aber von Jansenius selbst als Ketzerei verdammt wird! Und diejenigen, welche von den Jesuiten mit dem Namen Jansenisten bezeichnet wurden, verdammen und verwerfen diese Sätze selbst; zu wiederholten malen zeigten sie sich bereit, das Buch von Jansenius zu verdammen, sofern man ihnen nur die Sätze, um derentwillen es verdammt wurde, darin nachweise; sie halten es deshalb für eine der größten Sünden, mit einem Eide etwas zu beschwören, von dessen Unwahrheit sie selbst überzeugt sind. Aber diese Taktik paßte gerade in das jesuitische System, welches die unbedingte Unterwerfung unter die päpstliche Autorität verlangte, vor welchem Postulat nicht einmal der von allen frühern Theologen gemachte Unterschied zwischen jus und factum, d. h. daß sich der Papst zwar in Thatsachen, aber keineswegs in Dingen, welche den Glauben betreffen, irren könne, mehr Gnade fand. Es mußte ihnen gerade darum zu thun sein, daß die genannten fünf Sätze nicht nur als solche, sondern als von Jansenius aufgestellte Sätze verdammt wurden, und mit dieser

Digitized by Google

Formel von Alexander VII. bewaffnet konnten sie allerdings jeden Gegner niederschlagen, da der Vorwurf, dem Papste den schuldigen Gehorsam zu verweigern, der Sünde wider den Heiligen Geist gleichkam. Der Name Jansenisten war aber einmal gefunden und bis auf den heutigen Tag ist er der altkatholischen Kirche Hollands als Schimpfname geblieben.

Auf den verächtlichen und unterthänigen Diener der Jesuiten und der Curie, Jacques de la Torre, folgte Johannes de Neercassel, unstreitig der bedeutendste Mann, der auf dem erzbischöflichen Stuhle von Utrecht jemals gesessen hat. Er war der erste Erzbischof, der sich von seiten der Regierung eines gewissen Wohlwollens zu erfreuen hatte, denn bald nach seinem Amtsantritt fühlte man eine bedeutende Nachgiebigkeit in der praktischen Anwendung der strengen gegen die Katholiken erlassenen Placate, wogegen auch de Neercassel alles that, um seinen Angehörigen den Gehorsam gegen den Staat und dessen Gesetze einzuschärfen. De Neercassel war denn auch der echteste und aufrichtigste Holländer, den Utrecht jemals als Erzbischof gesehen. Als der wüthende Bischof von Münster den Generalstaaten den Krieg erklärt hatte, wußte Neercassel vom Papste ein Breve zu erhalten, welches die katholischen Unterthanen der Republik ermächtigte, ihrem Lande treu zu bleiben. Und als sich im Jahre 1672 Ludwig XIV. mit dem feigen englischen Stuart verbunden hatte, die Republik zu vernichten, als die sengenden und mordgierigen Räuberhorden des allerchristlichsten Königs in Holland die Greuel verübten, deren Tradition noch jetzt unter dem Landvolke lebt, als Ludwig XIV. sogar im utrechter Dome seit langer Zeit wieder den ersten katholischen Gottesdienst celebriren ließ, selbst dann wurde Neercassel weder von der Regierung noch von der protestantischen Bevölkerung beunruhigt oder im geringsten belästigt. Als Ludwig XIV. für seine Jugendsünden durch die Dragonaden Vergebung zu erlangen hoffte und eine Anzahl französischer Protestanten in Holland Schutz und ein neues Vaterland suchten, stellte Neercassel dem Papst in beredten Worten die precäre Lage der holländischen Katholiken vor und forderte ihn auf, seinen Einfluß geltend zu machen, um den Protestantenverfolgungen in Deutschland Einhalt zu thun. Das Resultat seiner Bemühungen war hier freilich vorauszusehen, aber in seinem Vaterlande selbst hatte er es wenigstens so weit gebracht, daß, während in fünf Provinzen die öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes verboten war, allein die Staaten von Holland den Geistlichen des utrechter Erzbisthums die Erlaubniß ertheilten, ihre pastoralen Functionen wahrzunehmen.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß alle diese vortrefflichen Eigenschaften den Jesuiten ebenso viele willkommene Handhaben waren, mit denen sie ihren unversöhnlichen Kampf fortsetzen konnten. Dazu kam noch der Umstand, daß de Neercassel, dem Beispiele aller seiner Vorgänger folgend, den Angehörigen seiner Kirche aufs dringendste das Lesen in der Bibel empfahl und dafür sorgte, daß die vier Evangelien ins Holländische übersetzt würden. Im Jahre 1669 hatten etwa 40 Jesuiten in Holland sich einzuschmuggeln gewußt und sofort den Kampf gegen die von Neercassel ernannten Weltpriester eröffnet. Diesmal nahm sich aber Rom des Erzbischofs selbst an und am 3. Aug. 1669 erklärte die Propaganda alle von den Jesuiten besetzten geistlichen Stellen in Holland für erledigt. Natürlich lag es nicht in der Art der Jesuiten, sich diesem unbequemen Befehl zu fügen, und der damals am heftigsten wüthende Streit über Jansenius und sein Buch kam ihnen gerade gelegen, um diesmal eine wirksamere Mine springen zu lassen. Seit dieser Zeit kam durch ihr Zuthun der Name der Jansenisten als allgemeine Bezeichnung für die Vertheidiger der Selbständigkeit der utrechter Kirche in Schwang, und es verstand sich eigentlich von selbst, daß die vom Orden in das Jansenius'sche Buch hineingelogenen fünf Sätze als von Neercassel gehandhabte Glaubensartikel hingestellt wurden. Diesem wurde es natürlich leicht, sich vom Verdachte der Ketzerei sofort zu reinigen;

Digitized by Google

aber als die Väter mit frischem Muth ihr Gewerbe fortsetzten und mit der dem professionellen Lügengeist eigenen frechen Stirn die Behauptung verbreiteten, Holland sei vom katholischen Glauben vollständig abgefallen, es wären dort nur noch zwei katholische Priester in Thätigkeit, weshalb es im Interesse der Kirche liege, die Niederlande zu einer Mission zu erklären, d. h. das Erzbisthum aufzuheben und die Geistlichen in directe Abhängigkeit von Rom zu stellen: da hielt es Neercassel für gerathen, selbst nach Rom zu gehen und seinen Feinden ihr sauberes Handwerk gründlich zu legen. Hier angekommen, erreichte seine Entrüstung den höchsten Grad, als er das Gewebe von Lug und Trug durchschaute, womit man ihn und seine Kirche zu fangen dachte. Selbstverständlich war es seine erste Obliegenheit, sich vom Verdachte des Jansenismus zu reinigen. Alexander VII. war am 22. Mai 1667 gestorben, die von ihm aufgestellte Formel also ihrer verbindenden Kraft beraubt, und sein Nachfolger Clemens IX. war so verständig, die Bestimmung seines Vorgängers dahin zu mildern, daß die Formel von jedem Bischof nur hinsichtlich des Rechts, nicht der Thatsache (factum) beschworen werden mußte, d. h. der Bischof erklärte sich bereit, die fünf Sätze zu verwerfen, wenn sie im Buche von Jansenius ständen; mit dieser hypothetischen Fassung konnte sich natürlich auch Neercassel vereinigen. Als vollständiger Sieger ging er auch diesmal aus dem Kampfe hervor: Clemens X. steckte ihm selbst den Ring, den er als Bischof getragen, an den Finger, und die Congregation gab ihm kostbare Juwelen zum Geschenke. Er verließ darauf Rom und kehrte in sein Vaterland zurück.

Eine andere Thatsache charakterisirt noch die Thätigkeit Neercassel's. In Frankreich hatte gerade damals der Jansenismus unter dem mittlern Bürgerstande und der gelehrten Welt festen Fuß gefaßt und Port-Royal in Paris war der Mittelpunkt dieser geistigen Bestrebungen. Von hier aus schleuderte Pascal seine vernichtenden Provinciales dem Jesuitenorden ins Gesicht, hier wagte Henri Arnauld, der hervorragendste Sprosse des hochbegabten Geschlechts der Arnauld, den Kampf gegen die päpstlichen Bullen, und hier wirkte Quesnel mit seiner echt evangelischen Auslegung des Neuen Testaments. Diese Selbständigkeit, besonders der wachsende Ruf der „Messieurs de Port-Royal", konnte natürlich die ebenso autokratische als eitle und eifersüchtige Natur Ludwig's XIV. nicht ertragen; nach einem mehr als dreißigjährigen Kampfe erlag Port-Royal, dessen Mauern bis auf den Grund abgebrochen wurden, und die Curie leistete willig den von ihr verlangten Nachrichtersdienst, indem sie später in der Bulle „Unigenitus" (1713) sich nicht scheute, in den 101 aus Quesnel's Neuem Testament gezogenen Sätzen fast buchstäblich die Worte der Bibel zu verdammen. Die Bewohner von Port-Royal verließen größtentheils Frankreich; verschiedene, darunter die bedeutendsten, Arnauld und Quesnel, ließen sich in Holland nieder, wo sie in lebhafte Beziehungen mit Neercassel traten. Nicht ohne Rührung kann man im bischöflichen Seminar in Amersfort die Porträts der edeln Gesichter von Mère Angélique, ihres Bruders Arnauld und anderer großer Gegner der Jesuiten betrachten. Wie die vertriebenen Hugenotten, so fanden auch diese Vertreter einer selbständigern Richtung in der katholischen Kirche in Holland Schutz und Heimat. Daß darin die Jesuiten wieder neue Anhaltspunkte für ihren Kampf gegen Utrecht hatten, verstand sich von selbst, und es gelang ihnen auch in der That, die Katastrophe schon unter Neercassel's Nachfolger herbeizuführen.

Schon bei der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles waren die Machinationen des Ordens sichtbar, denn Johannes Heussen, der berühmte Verfasser der „Batavia sacra", der Coadjutor Neercassel's und der angewiesene Nachfolger desselben, konnte in Rom keine Gnade finden, und nach langem Bedenken einigte man sich endlich auf Petrus Codde. Die Unterhandlungen wurden durch einen Priester aus Leyden, Theodor de Cock,

Digitized by Google

geführt, der nachher gegen seinen Erzbischof eine ziemlich verächtliche Judasrolle spielte. Demselben gelang es damals, den Candidaten der Jesuiten, den Priester van Wijck, der in seinem Eifer für die päpstliche Unfehlbarkeit so weit ging, daß er erklärte, auf Befehl des Papstes und der Cardinäle sofort zu glauben, daß schwarz weiß sei, auf die Seite zu schieben. Bei seiner Anwesenheit in Rom machte de Cock auch die überraschende Entdeckung, daß der Secretär der Propaganda alle von der bischöflichen Klerese nach Rom gesandten Vertheidigungsschriften einfach unterschlagen hatte! Als Codde sich nach Brüssel begab, um vom Erzbischof von Mecheln die erzbischöfliche Weihe zu empfangen, händigte ihm der Internuntius ein Schriftstück mit dem Bedeuten ein, dasselbe zu unterzeichnen; vom Inhalt desselben sprach er kein Wort. Codde antwortete jedoch sofort in sehr entschiedenem Ton: „Ohne mein Gewissen zu verletzen und ohne Gott zu versuchen, kann ich mit keinem Eide etwas unterzeichnen oder versichern, ehe ich es untersucht habe. Wenn es sich hier um den Jansenismus handelt, dann will ich gern die Versicherung ablegen, daß ich mich nie in diese Streitigkeiten gemengt habe. In Holland sind dieselben nur dem Namen nach bekannt." Diese Haltung imponirte, der Internuntius zog sein Ansinnen zurück, und die Weihe nahm ungestört ihren Fortgang.

Vom 9. Mai bis zum 20. Sept. 1697 wurde in Ryswijk, einem zwischen Haag und Delft gelegenen Orte, über den Frieden unterhandelt. Einer der französischen Gesandten hatte seinen Beichtvater, den Jesuiten Louis Doucin, mitgebracht. Derselbe benutzte seine Muße, um eine kleine Schrift: „Kurze Denkschrift über den Zustand und Fortschritt des Jansenismus in Holland", zu schreiben, wobei ihm der ebengenannte van Wyck bereitwillig Handlangerdienste leistete. In diesem Pamphlet wurde die utrechter Kirche geradezu beschuldigt, daß sie die bekannten fünf Sätze lehre und vertheidige, daß sie bei der Taufe, beim Abendmahl, wie überhaupt bei allen gottesdienstlichen Handlungen der holländischen, statt der lateinischen Sprache sich bediene, daß sie die Ablässe und die Heiligenverehrung verwerfe, ebenso über Rosenkränze, Reliquien, Processionen sich bei jeder Gelegenheit verächtlich auslasse und endlich daß sie — und diese Beschuldigung mußte wol am schwersten ins Gewicht fallen — die Verehrung von Maria, deren unbefleckte Empfängniß sie ohnedies bestreite, verdamme. Diese Anklage, in welcher Wahres und Falsches mit großer Kunstfertigkeit gemischt war, erregte in der damaligen katholischen Welt ungemeines Aufsehen, und die Mine sprang diesmal für die Jesuiten am rechten Platze.

Codde verlangte in Rom sehr dringend den Schutz der Propaganda gegen solche Verleumdungen und gegen den nunmehr aus allen Laufgräben eröffneten Vernichtungskampf wider die selbständige Existenz des utrechter Erzbisthums. Monatelang wartete er vergebens auf Antwort; vielmehr wurde am 25. Sept. 1699 in einer geheimen Versammlung der Cardinäle beschlossen, Codde einfach abzusetzen und Theodor de Cock an seiner Stelle zu ernennen. Dieser Beschluß wurde aber vorderhand noch geheimgehalten, man wünschte Codde selbst zu vernehmen und lud ihn deshalb zur Feier des Jubeljahres (1700) nach Rom ein. Hier wurde er mit aller Auszeichnung empfangen, wie sie kaum einem andern Bischof zutheil wurde, der Papst hatte ihm für die ganze Dauer seiner Anwesenheit in Rom eine seiner Equipagen zur Verfügung gestellt und bei Processionen wurde ihm der Ehrenplatz zur Rechten des Papstes eingeräumt. Sofort nach seiner Ankunft hatte Codde das Verlangen zu erkennen gegeben, vor das strengste Tribunal, nämlich vor die Inquisition gestellt und von dieser gerichtet zu werden. Man weigerte sich, auf diesen Antrag einzugehen; das Einzige, wozu man sich herbeiließ, war dies, daß man ihm eine Liste der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen einhändigte. Es war ein Leichtes für ihn, sich zu vertheidigen, während seine 300 Geistlichen in Holland sich in einer Adresse an das Cardinalscollegium für solidarisch mit ihrem Erzbischof erklärten. Durch einen Beschluß wurde Codde am 18. Dec. 1701 von allen ihm zur Last gelegene Be-

Digitized by Google

schuldigungspunkten freigesprochen; doch wurde dieser Beschluß auf Betreiben der Jesuiten vorderhand noch geheimgehalten, da sie auf einen Umschlag in der Stimmung des Papstes hofften. Und diese Hoffnung sollte sich in der glänzendsten Weise erfüllen; denn während Codde in Rom mit Höflichkeiten und Auszeichnungen überschüttet wurde, während der Papst noch herzlichen Abschied von ihm nahm und ihm seinen Segen auf den Weg mitgab, war hinter seinem Rücken ein päpstliches Breve, das seine Absetzung aussprach, am 13. Mai 1702 nach Holland gesandt worden. De Cock wurde mit der Leitung des Erzbisthums betraut; das Kapitel weigerte sich aber, ihn anzuerkennen, und ihm zu gehorchen. Codde suchte man indessen unter den nichtigsten Vorwänden in Rom zurückzuhalten, bis endlich die Generalstaaten, welche für ihn zu fürchten begannen, mit der Ausweisung aller Jesuiten und der Verhaftung von de Cock, dem sie ausdrücklich verboten, sein Amt anzutreten, drohten, wenn Codde nicht unverzüglich aus Rom zurückkehre. Dies wirkte, man ließ ihn ziehen, und erst an der holländischen Grenze erfuhr er, was hinter seinem Rücken vorgegangen. Ohne die sehr energische Intervention seiner Regierung hätte der Erzbischof sein Vaterland wol nie wiedergesehen. De Cock, der den Befehl der Regierung ignorirte, mußte fliehen, und als Codde die holländische Grenze überschritt, begegnete er seinem usurpatorischen Nachfolger, auf dessen Habhaftwerdung die Generalstaaten einen Preis von 3000 Fl. gesetzt hatten.

Mit großer Spannung sah man natürlich der Haltung entgegen, welche Codde dieser Behandlung gegenüber annehmen würde, — er schwieg und enthielt sich jeder priesterlichen Function. Die Jesuiten verbreiteten indessen die unwürdigsten Verleumdungen, ja der Internuntius in Brüssel setzt selbst das Gerücht in Umlauf, Codde sei noch um anderer Ursachen willen versetzt worden, die man aber, um seinen Ruf zu schonen, lieber verschweigen wolle, und es war nur die Fortsetzung dieses niederträchtigen Verhaltens, wenn der entrüstete Codde auf seinen Protest nicht einmal Antwort erhielt. Während das Kapitel von Utrecht sich fortwährend weigerte, die vom Papst ihnen octroyirten Generalvicare anzuerkennen, und jeder derselben von der Regierung schließlich aus dem Lande verjagt wurde, lebte Codde in größter Zurückgezogenheit in Graveland. Als er auf dem Todtenbette lag, sandte der Nuntius den Abt Borgia zu ihm, der ihn dazu überreden sollte, die Formel von Alexander VII. zu unterzeichnen; standhaft und mit Würde schlug Codde dieses Begehren ab; auch ein Besuch Borgia's wenige Tage vor seinem Tode, wobei ihm der jesuitische Unterhändler als Entgelt für seine Unterzeichnung ein reichliches jährliches Einkommen versprach, das ihn in den Stand setzen sollte, in einem andern katholischen Lande standesgemäß als Erzbischof zu leben, fruchtete nichts, und am 18. Dec. 1710 schloß der an Körper und Geist gebrochene Mann die Augen. Die päpstliche Verfluchung, welche am 30. Dec. gegen ihn ausgesprochen wurde, traf ihn also nicht mehr am Leben. Der von den Jesuiten ausgestreute Same begann nun in die Halme zu schießen: die 300 Priester, welche sich vor 10 Jahren noch für Codde erklärt hatten, waren auf 70 zusammengeschmolzen; jesuitisch gesinnte Priester überschwemmten das Land und hatten sich in kurzer Zeit der meisten geistlichen Stellen bemächtigt, und die Mehrzahl des Volkes, dem die laxen jesuitischen Anforderungen besser zu behagen begannen als die strengen, echt christlichen Principien der frühern Priester, lag bald zu den Füßen der erstern. Das Kapitel von Utrecht wurde einfach ignorirt, die Wahl eines neuen Erzbischofs nach Codde's Tode beharrlich verweigert und die katholische Kirche in Holland zu einer einfachen, direct von Rom abhängigen Mission erklärt und von Köln aus regiert. Die Prophezeiung von Sasbold Bosmaer, daß die fremden Missionare, besonders die Jesuiten, der katholischen Kirche größern Schaden zufügen würden als die Protestanten, war also in Erfüllung gegangen.

Digitized by Google

Die Jesuiten hatten natürlich darauf gerechnet, durch die einheitliche, in sich geschlossene Macht ihres Ordens sowie durch die den Dienst gewöhnlich nie versagende Brutalität als unbedingte Sieger aus dem Streite hervorzugehen und die Kirche von Utrecht ebenso der Curie zu Füßen zu legen, wie sie in andern Ländern mit bestem Erfolg den Widerstand der Bischöfe gebrochen hatten. Sie sollten sich diesmal aber sehr täuschen.

Solange Codde lebte, konnte die Kirche von Utrecht ihre Sache noch nicht für verloren ansehen; denn ebenso wie schon einmal im 15. Jahrhundert ein Bischof von Utrecht vom Papst excommunicirt, von dem Nachfolger desselben aber wieder restituirt wurde, so war auch jetzt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Papst oder dessen Nachfolger andern Sinnes werden konnten. Andererseits scheute man sich auch, den offenen Schritt eines Schismas zu wagen. Die Jesuiten setzten indessen ihre Arbeit ruhig fort, und als sie namentlich die niedere Volksklasse, besonders das weibliche Geschlecht, bearbeiteten, dem sie immer wieder vorhielten, daß alle von excommunicirten Priestern vorgenommenen sakramentalen Handlungen null und nichtig seien, da war der Abfall von der legitimen geistlichen Autorität geradezu massenhaft. Auch die niedere Geistlichkeit, deren Reihen der Tod ohnedies sehr merkbar lichtete, ließ sich terrorisiren, und da der noch lebende Erzbischof als im Banne keine neuen Priester weihen konnte, so lag, wenn das Kapitel keinen entscheidenden Schritt wagte, die Möglichkeit sehr nahe, daß die spärlichen Ueberbleibsel der Kirche von Utrecht bald vollständig verschwunden sein würden.

Das Kapitel legte indessen seine Proteste den berühmtesten Gelehrten und Facultäten vor; die von Paris und Löwen sprachen sich einstimmig für das gute Recht des Kapitels aus, und drei französische Bischöfe, die von Bayeux, Blois und Senez, erklärten sich sofort bereit, für die katholische Kirche in den Niederlanden Priester zu weihen. Selbstverständlich blieben diese Vorgänge auf wissenschaftlich-theologischem Gebiet ohne Einfluß auf die Menge, deren Beachtung sie sich auch gänzlich entzogen.

Mit Codde's Tod trat aber die kategorische Forderung auf, sich entweder blindlings zu unterwerfen oder sich von Rom zu trennen und vor einem Schisma sich nicht zu scheuen. Endlich, nach langem Zaudern, nachdem man sich noch einmal an verschiedene Facultäten gewendet, deren Gutachten günstig lauteten, wagte das Kapitel der entscheidenden Schritt und wählte einen Erzbischof (1723), wobei die vom Kanonischen Recht vorgeschriebenen Formalitäten ganz genau beobachtet wurden. Nun handelte es sich nur noch darum, daß der so gewählte Erzbischof auch ordnungsgemäß geweiht wurde, um die nach katholischem Glauben so wichtige apostolische Succession fortzupflanzen. Durch einen wunderbaren Zufall wurde diese Lebensfrage zu Gunsten der utrechter Kirche gelöst.

Um jene Zeit weilte Dominicus Maria Varlet, Bischof von Babylonien, in Amsterdam. Er war in Paris mit diesem Titel geweiht worden, um im fernen Osten an der Ausbreitung der Kirche zu arbeiten. Unterwegs in Holland lernte er verschiedene Geistliche kennen, von denen er die schändliche Behandlung der dortigen Kirche seitens der Jesuiten erfuhr und sich an Ort und Stelle von ihrem Lug- und Truggewebe überzeugte; der an ihn von verschiedenen Geistlichen gerichteten Bitte, etwa 600 Katholiken die Firmung zu ertheilen, konnte er nicht widerstehen. Nach einer langen, sehr mühevollen Reise kam er in Schamake, der Hauptstadt der persischen Provinz Schirwan, an. Nachdem er hier 19 Wochen auf die Erlaubniß der persischen Regierung, sein Amt anzutreten, gewartet hatte, wurde ihm endlich durch einen Jesuiten ein Befehl des Bischofs von Ispahan überreicht, der nichts Geringeres enthielt als seine Absetzung. Als Vorwand dazu wurde angeführt, daß er es versäumt habe, vor seiner Abreise den Nuntius in Paris zu besuchen und in seine Hände die Beschwörung der Bulle „Unigenitus" niederzulegen. Der wahre Grund dieser alle Formen des Rechtes verhöhnenden Maßregel war

Digitized by Google

aber das intime Verhältniß, in welches er sich während seines Aufenthalts in Holland zu der dortigen katholischen Kirche gesetzt. Barlet hielt es, um nicht mitten unter den Ungläubigen zum Nachtheil der Kirche ein schlechtes Beispiel zu geben, für das Beste, sich stillschweigend zu unterwerfen; er trat die Rückreise an und gelangte zu Anfang des Jahres 1721 wieder nach Amsterdam. Bald war er mit dem utrechter Kapitel eins und er schritt dann auch zur Weihe des Erzbischofs Steenoven, wie er auch die drei folgenden Erzbischöfe der von Rom jetzt factisch und rechtlich getrennten Kirche von Utrecht weihte. Um aber nicht wieder Gefahr zu laufen, der apostolischen Succession verlustig zu werden, bedurfte man mehrerer Bischöfe, und 1727 wurde ein Bischof von Harlem und später 1758 ein Bischof von Deventer geweiht.

Ein Hoffnungsstrahl schien der Kirche von Utrecht aufzugehen, als Clemens XIV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Das Strafgericht drohte jetzt demselben Orden, der den Fall der utrechter Kirche herbeigeführt. König Karl III. von Spanien, die Kaiserin Maria Theresia und der deutsche Primas, Graf Colloredo, drangen beim Papst auf eine endgültige Lösung der Angelegenheiten der utrechter Kirche. Der Papst zeigte sich denn auch sofort bereit, in Unterhandlungen zu treten, zumal das Provinzialconcil von Utrecht (1763) aus freien Stücken die schon oft abgegebene Erklärung wiederholte, daß auch die Kirche von Utrecht die verurtheilten fünf Sätze verdamme. Der Schlag gegen den Jesuitenorden erfolgte bald darauf, und der gelehrte Du Pac de Bellegarde, der berühmte Verfasser der „Histoire abrégée de l'église métropolitaine d'Utrecht", begab sich nach Rom, um im Namen des Erzbischofs von Utrecht die Unterhandlungen zu führen. Der Tag der ersten Audienz war schon festgesetzt, als Clemens XIV. ebenso plötzlich wie geheimnißvoll starb. Sein Nachfolger Pius VI. machte den Vermittelungsversuchen ein schnelles Ende, indem er coram populo (1779) den großen Bann über die utrechter Kirche aussprach.

Bis zur Französischen Revolution führte die Kirche von Utrecht ein ziemlich stilles und geräuschloses Dasein; ihre Mitgliederzahl überstieg zu jener Zeit kaum 6000, während der übrige Theil der katholischen Bevölkerung sich der Herrschaft Roms unterworfen hatte. Der König Ludwig Napoleon, obwol der Kirche gegenüber mit wohlwollenden Gesinnungen beseelt, scheint die wichtige Frage entweder nicht untersucht oder gar nicht begriffen zu haben, da er dem Kapitel die Erlaubniß verweigerte, einen neuen Erzbischof zu wählen. Anders sein Bruder, der Kaiser. Bei seinem Streit mit der Curie mußte ihm die Existenz der utrechter Kirche eine sehr willkommene Handhabe darbieten, die er nicht ungebraucht lassen konnte. Bei seiner Anwesenheit in Utrecht (October 1811) hatte der Kaiser eine sehr lange Unterredung mit dem damaligen Erzbischof von Os, und daß er die Situation gut begriffen hatte, ging daraus hervor, daß er einem römisch-katholischem Priester, der die Aufforderung des Kaisers, sich mit der Kirche von Utrecht zu versöhnen, mit dem Bemerken zurückwies, das Kapitel existire für ihn nicht, die sehr entschiedene Antwort gab, daß das Kapitel doch zu Recht bestehe. Die andern großen Plane, besonders der Krieg gegen Rußland, verhinderten jedoch Napoleon, sich näher mit den Angelegenheiten des utrechter Erzbisthums zu befassen.

Mit Wilhelm I. kam das Haus Oranien auf den Thron. Pius VII. hatte durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" den von Clemens XIV. aufgehobenen und verfluchten Jesuitenorden wiederhergestellt, und als Wilhelm I. einen Unterhändler nach Rom schickte, um die Angelegenheiten der niederländischen Katholiken durch ein Concordat zu ordnen, machte die Curie die vollständige Vernichtung und Unterdrückung der utrechter Kirche durch die Staatsgewalt zur Bedingung für die Eröffnung der Unterhandlungen. Auf die dringenden Vorstellungen des Erzbischofs gab die Regierung die zweideutige

Digitized by Google

Antwort: „Die Klerefie" — so wurde das utrechter Kapitel von jetzt an genannt — „möge thun, was sie für nothwendig halte, wenn sie so ungeduldig sei." Man ließ sich denn auch dies nicht zweimal sagen, und alsbald wurde ein neuer Bischof von Harlem gewählt und geweiht. Durch die übermäßigen Forderungen der Curie kam übrigens zum Glücke für die Klerefie der Abschluß des Concordats nicht zu Stande, und Nazalli, der päpstliche Unterhändler, mußte unverrichteter Dinge nach Hause gehen (1824).

Da mit Gewalt nichts auszurichten war, versuchte die Curie ein anderes Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Sie beauftragte (1828) ihren Nuntius Capaccini im Haag, die holländischen Bischöfe auf gütlichem Wege zu überreden, ihre bischöfliche Würde niederzulegen.

Charakteristisch vor allem ist der grenzenlose Leichtsinn, mit dem dieser Italiener, ein rechter Ultramontaner nach dem Herzen der Jesuiten, über Gewissenssachen sich hinwegsetzt. Auch mag noch die Schlauheit erwähnt werden, mit der Capaccini das Terrain gewählt hat. Die Frage über die Formel, um deren Unterzeichnung sich hauptsächlich die Unterredung drehte, war ja nur von untergeordneter Bedeutung, da Capaccini recht wohl wußte, daß das Erzbisthum Utrecht gar nie jansenistisch gewesen war. Die Hauptfrage, welche Rechte der Episkopat dem Papst gegenüber hatte, wurde wohlweislich vom Nuntius gar nicht berührt. Hätte der Erzbischof van Santen sich durch die Worte des verschmitzten Italieners fangen lassen und die Formel unterzeichnet, dann hätte er natürlich damit auch das Todesurtheil der bischöflichen Selbständigkeit ausgesprochen.

Die Tage, welche die Klerefie unter Wilhelm II. erlebte, waren nichts weniger als sonnig. Gleich im Anfange seiner Regierung weigerte er sich, die Erlaubniß zur Wiederbesetzung des durch Tod erledigten Bisthums zu geben, und als der Erzbischof dennoch einen Bischof weihte, ließ ihm der König sagen, daß ihm dieser eigenmächtige Schritt sehr misfallen habe und daß von einer Anerkennung des Bischofs keine Rede sein könne. Der Minister richtete vielmehr an die Bischöfe die Frage, ob sie sich als zur katholischen, vom Papst regierten Kirche betrachteten oder nicht; würden sie die Frage bejahend erklären, dann müßte ihnen die staatliche Anerkennung verweigert werden, da sie dann ebenfalls unter die Bestimmungen des Concordats von 1827 fielen; würden sie sich dagegen von der katholischen Kirche trennen und sich als eine selbständige kirchliche Genossenschaft erklären, dann stände ihrer Anerkennung nichts mehr im Wege und es sollte dann ihr Verhältniß zum Staat gesetzlich geregelt werden. Selbstverständlich fiel die Antwort dahin aus, daß sie nichts anderes seien und nichts anderes bleiben und heißen wollen als römisch-katholisch. Die Curie, die in dieser unerwarteten Weise von der Regierung unterstützt wurde, säumte nun nicht, ihren Blitzstrahl auf den neuen Bischof von Harlem zu schleudern, worauf ebenso würdevoll wie entschieden geantwortet wurde. Die Regierung beharrte natürlich auf ihrem einmal eingenommenen Standpunkt und ließ auch in der Zweiten Kammer (29. Juni 1845) durch den klerikalen Minister van Son Erklärungen in demselben Sinne geben, und als Thorbecke gegen dieses Gebaren, als mit der von der Verfassung gewährleisteten Gewissensfreiheit in Streit, sehr energisch protestirte, schloß van Son seine nichts weiter als eine Wiederholung der den Bischöfen von Utrecht gestellten Alternative enthaltende Replik mit den drastischen Worten: „Die niederländische Regierung und der Papst haben dies so bestimmt!" Selbst die Verbreitung eines Hirtenbriefes der Klerefie, in welchem die Gläubigen getröstet und ebenso zum Ausharren wie zum Gehorsam gegen die Gesetze aufgefordert wurden, wurde von Wilhelm II. verboten, wobei in hochtrabendem Tone die Versicherung gegeben wurde, daß sie den staatlichen Schutz in reichlichstem Maße genieße. Die Zweite Kammer beurtheilte die Sache jedoch anders; in den Sitzungen vom 3. und 4. Aug. 1847 wurde der Minister derart in die Enge getrieben, daß die Regierung nunmehr nichts mehr dagegen einzuwenden hatte, den

Digitized by Google

Bischof von Harlem in seiner Eigenschaft als Bischof der utrechter Klerese anzuerkennen und demselben aus der Staatskasse einen Jahrgehalt auszusetzen.

Vergleicht man das Verhalten der Regierung von Wilhelm II. mit dem der frühern Republik, so wird man den Contrast ebenso unerklärlich wie unnatürlich finden. Früher hatten sich die Generalstaaten, die instinctmäßig dabei vom richtigen politischen Takt geleitet wurden, der Bischöfe von Utrecht gegen die jesuitischen Anmaßungen sehr energisch angenommen, und wir haben gesehen, wie ihre ernstlich gemeinten Drohungen dem in Rom zurückgehaltenen Codde die Rückkehr ins Vaterland ermöglichten; jetzt legte Wilhelm II. dem Papst und den Jesuiten das freiwillig zu Füßen, wofür diese länger als zwei Jahrhunderte gekämpft und intriguirt hatten. Man darf, wenn man diesen Unterschied gut begreifen will, in erster Linie die katholisirende, romantische Richtung Wilhelm's II. nicht außer Acht lassen, und dann wußte die Curie ihre universellen, die ganze Christenheit umfassenden Beherrschungsplane sehr weislich zu maskiren; mit der frühern Anmaßung mittelalterlicher Päpste aufzutreten ging nicht mehr, da sie sonst die Fürsten sofort in die Reihe ihrer Gegner gedrängt hätte; jetzt, wo die Erinnerungen an die französische Revolution noch so frisch waren, fand sie ihre Rechnung besser, wenn Thron und Altar gemeinschaftliche Sache machten, statt um die Macht miteinander zu ringen.

Hatte die Misachtung der Rechte der bischöflichen Klerese unter Wilhelm II. vermöge der Barschheit, mit der man gegen sie auftrat, einen gewissen acuten Charakter gehabt, so war sie unter der Regierung Wilhelm's III., obwol durchaus mit dem Gesetze in der Hand vorgegangen wurde, mehr chronischer Natur. Niemand in Holland, selbst die orthodoxesten Protestanten nicht, war an der von Pius IX. endlich zu Stande gebrachten Einführung der Hierarchie in Holland in dem Grade und in so unmittelbarer Nähe betheiligt wie die altbischöfliche Klerese. Wir haben schon an anderer Stelle*) diese Aprilbewegung, wie sie genannt wird, eingehend geschildert, und es bleibt hier nur noch übrig, die Stellung, welche die Kirche von Utrecht dieser Bewegung gegenüber einnahm, kurz zu charakterisiren.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Anhänger der altbischöflichen Klerese dem allgemeinen Petitionssturme, der gegen die Zulassung der Bischöfe organisirt wurde, wenn auch aus ganz andern Motiven als die Protestanten, bereitwilligst anschlossen. Pius IX. hatte in dem Consistorium, in welchem er die fünf Bischöfe präconisirt hatte, die Bischofsstühle in Holland „halb begraben" genannt, damit also die Existenz der altbischöflichen Kirche in Utrecht mit ihren beiden Bisthümern negirt und ignorirt. Der Erzbischof von Utrecht und der Bischof von Harlem beklagten sich denn auch in sehr energischen Worten direct beim Könige über die Art und Weise, in welcher sich der Papst über ihre heiligsten und unveräußerlichsten Rechte zu sprechen erlaubt hatte; sie verlangten dabei keine Gewaltmaßregeln gegen die neuen Bischöfe, sondern nur die Verweigerung ihrer staatlichen Anerkennung als Bischöfe von Utrecht und Harlem, für welche Plätze natürlich die Curie, welche sehr wohl wußte, was sie that, selbst Bischöfe ernannt hatte. Wichtiger aber als diese Eingabe an den König und die Streitschriften, die sich auf alt- und römisch-katholischer Seite schnell aufeinanderfolgten, ist der Brief der Bischöfe von Utrecht und Harlem an Se. Heiligkeit Papst Pius IX. als Antwort auf die Bulle „Ex qua die" (4. März 1853), durch welche der Welt die Einsetzung der römisch-katholischen Hierarchie in Holland verkündet wurde. Jede Zeile dieses Briefes enthält eine vernichtende Kritik der päpstlichen Unfehlbarkeit, in dem an der Hand der Geschichte das sich oft widersprechende Verhalten der verschiedenen Päpste der Klerese gegenüber, sowie das auf In-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VII, 2., 311 fg.

Digitized by Google

triguen aufgerichtete Lug- und Truggewebe der Jesuiten erbarmungslos dargelegt wird; sie weisen dem Papste nach, daß man ihnen niemals die Gelegenheit zur verlangten Vertheidigung gegen die ihnen zur Last gelegten Beschuldigungen gegeben, nämlich der Anmaßung unberechtigter Autorität und der Vertheidigung des Jansenismus. Trotz der ohne Verhör geschehenen Verurtheilung seien sie doch stets zur Rechtfertigung bereit gewesen, stets hätten sie an ein allgemeines Concil appellirt, und jetzt würden in der päpstlichen Bulle die alten Beschuldigungen einfach wiederholt. Der Brief schließt mit der Versicherung, daß sie die Würde des apostolischen Stuhles in nichts schmälern wollen und daß sie demselben noch einmal mit der Bitte nahen, die Wahrheit zu untersuchen und zu entscheiden. Es verstand sich von selbst, daß auch dieser Brief, wie alle andern, in den Papierkorb wanderte.

Wenn man diesen Streit mit unbefangenem Auge beurtheilt, so wird man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß die altbischöfliche Klerese das historische Recht unbedingt auf ihrer Seite hatte, daß aber der Staat, der jetzt über $1^1/_2$ Mill. die päpstliche Autorität unbedingt anerkennender Katholiken zählte, aus politischen Gründen nicht wohl anders handeln konnte, wobei freilich nicht geleugnet werden kann, daß der Staat taktvoller hätte zu Werke gehen können, daß er z. B. die Titel „Bischof von Utrecht" und „Bischof von Harlem", deren rechtmäßige Träger vom Staate ja schon als solche anerkannt waren, nicht aufs neue hätte verleihen sollen, wie es denn auch heute durch den Erfolg hinlänglich bewiesene Thatsache ist, daß der Staat in dieser Zeit in seiner Freigebigkeit gegen die Curie selbst die gewöhnlichen durch die Pflicht der Nothwehr und der Selbsterhaltung gebotenen Vorsichtsmaßregeln außer Acht ließ und den römisch-katholischen Bischöfen neben sich eine nahezu souveräne Stellung eingeräumt hat, von der diese dann auch den ausgiebigsten Gebrauch gemacht haben und noch heute machen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird auch in Holland die Zeit nicht mehr fern sein, in der die vom Volksbewußtsein gedrängte Regierung den klerikalen Anmaßungen ein kategorisches „Bis hierher und nicht weiter!" zurufen muß, wenn sie nicht mit sehenden Augen blind ins Verderben rennen will.

Wie leicht vorauszusehen war, hat sich die Bitterkeit der Anhänger der Kirche von Utrecht, denen nach 1853 natürlich jede Aussicht auf Gerechtigkeit für immer entnommen war, seitdem in einen Haß verwandelt, dessen Höhe sich nur schwer ermessen läßt. Jeder Schritt, den die Curie für die extensive und intensive Ausbreitung ihrer Macht thut, findet sofort seine schneidende und zersetzende Kritik. So folgte alsbald auf das Dogma der unbefleckten Empfängniß ein Hirtenbrief der drei Bischöfe (vom 9. Juli 1856), in welchem der bündigste Beweis geliefert wurde, daß dieses Dogma weder überall, noch zu allen Zeiten, noch von allen geglaubt wurde, folglich der Hauptrequisite zum Begriff eines Glaubenssatzes ermangle. In dem Begleitschreiben an den Papst, welches die Bischöfe ihrem Hirtenbriefe beigaben, heben sie noch besonders hervor, daß gerade ihre Pflicht, für die Reinheit des katholischen Glaubens zu wachen, ihnen verbiete zu schweigen. Als im Jahre 1869 der Papst sich zu dem bekannten Staatsstreiche vorbereitete, der ihm in der Folge seine weltliche Herrschaft kosten sollte, waren es zuerst die Proteste von seiten der altbischöflichen Klerese, welche diese Neuerung und diese Krönung des jesuitischen Gebäudes am energischsten bekämpften. Einer der ersten, die auf den vom sechsten Concil wegen Ketzerei verurtheilten Papst Honorius aufmerksam machten, war ein altkatholischer Priester; natürlich predigten sie hier tauben Ohren sowol hinsichtlich der Jesuiten wie hinsichtlich ihrer eigenen katholischen Landsleute, bei denen die jahrhundertelange Arbeit der letztern so treffliche Früchte getragen, daß diese sich sowol bei der Verkündigung des Dogmas über die unbefleckte Empfängniß wie über die päpstliche Unfehlbarkeit wunderten, wie man solche Wahrheiten, die von den Katholiken Hollands

Digitized by Google

von jeher geglaubt worden seien, noch mit solchem feierlichen kirchlichen Apparat bekannt mache.

Die Hauptthätigkeit der Geistlichkeit besteht jedoch in der innern Seelsorge, in der Kräftigung ihrer Gemeinden und in der Verbreitung populärer, die Geschichte und das Wesen der altkatholischen Kirche zugleich behandelnder Schriften. Dahin gehört in erster Linie ein sehr kleiner „Katechismus über die Geschichte der katholischen Kirche in den Niederlanden" (1859), in welchem die Gründung der katholischen Kirche in Holland, die Reformation, das Auftreten der Jesuiten und der Streit zwischen dem Papste und den altkatholischen Bischöfen in scharfer, klarer und überzeugender Weise dargestellt wird; ferner „Der Volksalmanach zur Verbreitung von Wahrheit und Tugend für die niederländischen Katholiken", wovon jeder Jahrgang eine Reihe von Aufsätzen enthält, welche die Auswüchse der neurömischen Katholiken in populärer Darstellung geiselt. Deshalb läßt es sich auch sehr leicht begreifen, daß von seiten der Ultramontanen alles Mögliche gethan wird, um seine Verbreitung zu verhindern.

Das stille, in sich selbst abgeschlossene Leben der altkatholischen Kirche Hollands veränderte sich plötzlich durch die in Deutschland infolge der Promulgation des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit eingetretene Bewegung. War der geistige Verkehr zwischen einzelnen aufgeklärten Theologen Deutschlands und der altbischöflichen Klereste ein bedeutender, so nahm er in den letzten Jahren für den Ultramontanismus Gefahr drohende Dimensionen an. Die altkatholische Bewegung in Deutschland steht, wenn nicht alle Anzeichen trügen, noch in ihrer ersten Phase; sollte sie mit der Zeit an Boden gewinnen und sich zu einer dem ultramontanen Katholicismus ebenbürtigen Macht entwickeln, dann wird in erster Linie das Gefühl der Dankbarkeit stehen, welche man der altkatholischen Kirche Hollands schuldet, die durch ihre außerordentliche Beharrlichkeit, mit der sie im Laufe der Zeit allen Verfolgungen trotzte, die Grundmauern lieferte, auf denen die deutschen Altkatholiken ruhig weiter bauen konnten.

Digitized by Google

Baiern seit 1870.

Von

Wilhelm Müller.

II.

Baiern ist ein paritätischer Staat, in welchem neben 3,464364 Katholiken 1,342592 Protestanten wohnen. Es ist also mehr als ein Viertheil der ganzen Bevölkerung protestantisch, und dies wäre Grund genug für die Regierung, alles zu vermeiden und zu verhindern, was den Frieden der Confessionen stören und das protestantische Bewußtsein dieser ansehnlichen Minorität der Bevölkerung verletzen könnte. Aber Baiern ist seinen Protestanten viel weniger gerecht geworden als z. B. Würtemberg seinen in den Napoleonischen Zeiten annectirten Katholiken, die ein Drittheil der dortigen Bevölkerung ausmachen. Daß die Katholiken Würtembergs über Zurücksetzung und Verletzung klagen oder gar zu klagen haben, kommt nie vor; im dortigen Ministerium ist seit Jahrzehnten eine Stelle, öfters auch zwei mit Katholiken besetzt; es erfolgt keine Beeidigung eines evangelischen Prälaten, ohne daß demselben von hoher Stelle zur besondern Pflicht gemacht wird, den Frieden der Confessionen zu erhalten. Welche skandalöse Dinge kamen aber in Baiern vor! Wir erinnern uns der Kniebeugungsfrage aus den vierziger Jahren und neuerdings der Zuziehung protestantischer Soldaten zu katholischen Processionen. Was hätte ein Bischof Senestrey von Regensburg und Leute solchen Schlages für ein Geschrei erhoben, wenn katholische Soldaten zu einer lutherischen Festlichkeit commandirt worden wären! Wer sollte aber in der protestantischen Kirche Baierns diese Rolle übernehmen? Etwa der Consistorialpräsident von Harleß? Faimus Troes! Vor Jahrzehnten war er auf dem Platze und stand im Kampfe für kirchliche Freiheit keinem Geringern als dem Professor Dr. Döllinger gegenüber. Die Zeiten ändern sich. Während Döllinger damals das Princip der kirchlichen Unfreiheit und Intoleranz vertrat, in unsern Tagen aber dem kirchlichen Despotismus mit seiner unerbittlichen Streitaxt die schwersten Wunden schlug, hat sich Harleß allmählich zum Handlanger des Ultramontanismus herabgewürdigt, in der Reichsrathskammer von 1869 im Verein mit dem Bischof Dinkel von Augsburg das liberale Schulgesetz zu Fall gebracht, im Januar 1870 seiner Freude über den Sieg der Ultramontanen bei den Abgeordnetenwahlen unverhohlen Ausdruck gegeben und eine sittliche Entrüstung darüber kundgegeben, daß man die unschuldigen Ultramontanen à la Jörg, Mahr und Greil als „Vaterlandslose" und „Römlinge" bezeichne. Dafür ist er aber auch von katholischen Gesellenvereinen, die bekanntlich unter gutjesui-

Digitized by Google

tischer Zucht stehen, zum Ehrenmitgliede ernannt worden. Wenn aber in Baiern an der Spitze der einen Kirche Harleß und das Muckerthum, an der Spitze der andern die Senestrey und der Jesuitismus stehen, so mag mehr als blos „etwas" faul sein in diesem Staate.

Wie in Preußen, so ging auch in Baiern die ultramontane Partei seit 1848 rücksichtslos vor. Die Bischöfe verlangten im Interesse der Freiheit der katholischen Kirche eine durchgreifende Aenderung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche; in Franken wurden Jesuitenmissionen gehalten, ohne daß die Regierung um Erlaubniß angegangen worden wäre; die katholischen Casinos, Gesellen- und Bauernvereine wurden gegründet, die Kanzeln zu Schmähbühnen misbraucht und eine Presse unterhalten, welche an Roheit und Verleumdungssucht das Aeußerste leistete. Das alles geschah vor den Augen der Regierung, und inzwischen kam das Jahr 1870, in welchem die Ultramontanen die Abgeordnetenkammer beherrschten, und der 18. Juli, an welchem der Jesuitismus sich zum unumschränkten Beherrscher der ganzen katholischen Welt zu machen wähnte. Die Minister standen vor einer schlimmen Wahl. Wenn sie das Dogma der Unfehlbarkeit anerkannten und demgemäß die Consequenzen derselben sich gefallen ließen, so hatten sie Frieden mit den Bischöfen und der ultramontanen Kammermehrheit, aber sie waren nicht mehr Minister der Krone, sondern Expeditoren der Bischofe und der „Klerikalen"; verweigerten sie die Anerkennung des neuen Dogmas, so kamen sie in unaufhörliche Conflicte mit den Bischöfen, reizten die ultramontane Kammermehrheit und waren strenggenommen verpflichtet, diejenigen Katholiken, welche gleichfalls das Dogma nicht anerkannten, die Altkatholiken, als die einzigen rechtmäßigen Katholiken anzusehen und sich in allen Streitigkeiten offen und entschieden auf deren Seite zu stellen.

Am 9. Aug. 1870 erklärte die bairische Regierung unter Verweisung auf den Paragraphen der Verfassungsurkunde, sie müsse den Erzbischöfen in Erinnerung bringen, „daß die Verkündigung und Vollziehung der bisher ergangenen Concilsbeschlüsse und auch der einfache Abdruck derselben in den oberhirtlichen Verordnungsblättern, als den officiellen Organen der päpstlichen Obrigkeit, ohne vorgängige Erfüllung der von der Staatsverfassung diesfalls geforderten Voraussetzungen nicht stattfinden dürfe". Zugleich richtete sie an die theologischen und juristischen Facultäten der Universitäten München und Würzburg elf Fragen über den Einfluß des Unfehlbarkeitsdogmas auf die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, und officiöse Artikel deuteten an, daß von der Beantwortung dieser Fragen die Entscheidung über den Fortbestand des bairischen Concordats abhängen dürfte. Die Regierung konnte die Antworten ruhig abwarten; denn bereits am 24. Juli hatten 44 Professoren und Docenten der Universität München (darunter keine Theologen) eine öffentliche Erklärung erlassen, worin sie sagten, sie hielten sich in ihrem Gewissen für verpflichtet, freimüthig zu bekennen, „daß sie die vaticanische Versammlung nicht als ein freies ökumenisches Concil anzuerkennen vermögen und ihren Beschlüssen keine Gültigkeit beilegen können, daß sie insbesondere den Satz von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes als eine in der Heiligen Schrift nicht begründete, sowol der Tradition des kirchlichen Alterthums als der Kirchengeschichte offen widersprechende neue Lehre verwerfen". Inzwischen wurden die Beschlüsse der fuldaer Conferenz vom 31. Aug., an welcher sich der Erzbischof von München und die Bischöfe von Regensburg, Augsburg, Eichstädt, Speier betheiligt hatten, bekannt. Dieselben gingen dahin, daß sich die deutschen Bischöfe (der Mehrheit nach) dem neuen Dogma unterwerfen, dieselbe Unterwerfung von ihren Angehörigen erzwingen und einen gemeinsamen Hirtenbrief an ihre Diöcesen erlassen wollten. Nun zog die Regierung ihre an die Facultäten gerichteten Fragen zurück und wartete die offensiven Maßregeln des Episkopats ab. Der Erzbischof (G. von Scherr) von München war der erste, welcher, obgleich er in Rom zur Concilsminderheit gehört hatte,

Digitized by Google

trotz des ausdrücklichen Verbots der Regierung, fünf Tage darauf, am 18. Aug., in einer Beilage zum Pastoralblatt die Beschlüsse des Concils publicirte. Bischof Senestrey von Regensburg protestirte in einer Zuschrift an den König vom 6. Oct. gegen die Verordnung der Regierung, erklärte, daß er die Concilsbeschlüsse in seinem Pastoralblatte veröffentlicht und damit nichts anderes als seine Hirtenpflicht ausgeübt habe. Die andern Bischöfe machten es gerade so. Es war offenbar Verabredung unter ihnen, um die königliche Verordnung sich nicht zu kümmern, das Placet nicht einzuholen und sich vorkommendenfalls darauf zu berufen, daß es sich hier ja um rein dogmatische Decrete handle, welche die Beziehungen des Staates zur Kirche gar nicht berühren, also auch dessen Forum nicht unterliegen. Nur der Erzbischof von Bamberg (Michael von Deinlein) machte eine Ausnahme. Derselbe suchte das königliche Placet zur Verkündigung der Concilsbeschlüsse nach. Das Cultusministerium verweigerte ihm am 22. März 1871 das Placet und entgegnete ihm, die Consequenzen des neuen Dogmas seien von der Art, daß dadurch nicht etwa blos die innern Verhältnisse der katholischen Kirche, sondern auch die zwischen Kirche und Staat eine große und durchgreifende Veränderung erleiden, und daß, falls die durch die Concilsbeschlüsse definirte Machtstellung des Oberhauptes der katholischen Kirche auf gewissen Gebieten in der That verwerthet würde, Fundamentalsätze des bairischen Verfassungsrechtes in Frage gestellt und insbesondere die staatsbürgerlichen Rechte der Nichtkatholiken des Landes gefährdet würden. Was that nun der Erzbischof von Bamberg auf diese ausdrückliche und wohl motivirte Verweigerung des Placet? Er ließ am 25. April von allen Kanzeln seiner Diöcese die Beschlüsse des Concils verkündigen und zwar mit dem Zusatze, daß alle diejenigen, welche die Gültigkeit derselben leugneten oder der Auflehnung Döllinger's gegen dieselben irgendwie zustimmten, ohne weiteres und von selbst dem größern Kirchenbann verfallen seien. Was dieser Kirchenbann zu bedeuten habe, wurde am 14. Mai auf den Kanzeln der Stadt Passau verkündigt. Dort hieß es, daß jede Art von Auflehnung gegen das Dogma der Unfehlbarkeit die Excommunication nach sich ziehe und daß dem davon Betroffenen die Spendung der Sakramente, die Gewährung der übrigen Heilmittel, sogar das kirchliche Begräbniß versagt würde.

Bei diesem Verfahren der Bischöfe schien es diesen selbst doch durch die Klugheit geboten, der Krone gegenüber ihren Standpunkt ebenso klar als fest darzulegen und die Gründe, welche sie zur Nichtbeachtung der königlichen Verordnung bestimmt hätten, mitzutheilen. Sie richteten deshalb am 15. Mai 1871 eine Collectiveingabe an den König, erklärten die Ausführungen des Cultusministeriums vom 22. März für durchaus unbegründet, beharrten darauf, daß es sich bei dieser Frage um eine rein kirchliche Angelegenheit, um eine reine Glaubenslehre handle, wodurch weder die Rechte der Staatsregierung noch die der Andersgläubigen berührt und alterirt werden könnten, und hatten in einem Moment, wo sie eher auf die Festung als vor die Stufen des Thrones gehörten, noch den Muth, von dem Könige zu verlangen, er solle, den Traditionen seines Hauses getreu, nicht länger dulden, daß die katholische Kirche, ihre Lehre und ihre Diener täglich verleumdet und verdächtigt, die kirchliche Autorität geradezu und planmäßig untergraben werde, und den König zu erinnern, daß er vermöge des Concordats und der Verfassung zur Beschützung der Kirche verpflichtet sei, daß die staatlichen Gesetze nur da geachtet würden, wo Achtung für die göttliche und kirchliche Autorität stattfinde, und daß die festeste und im Grunde einzige zuverlässige Stütze der Throne die Religion, natürlich die vaticanisch-jesuitische sei. Und doch erklärten im Namen dieser Religion am 23. und 24. Mai die Bischöfe von Regensburg und Bamberg in ihren Ordinariatserlassen, daß alle Diensteide, alle politischen Eide sowie der von den Bischöfen und allen Katholiken Baierns geleistete Verfassungseid nur gültig und verbindlich seien „unter dem Vorbehalt der göttlichen Gesetze, der katholischen Kirchensatzungen, der vollen Gültigkeit des Concordats, also auch aller

Digitized by Google

durch diesen Vertrag der katholischen Kirche in Baiern zugesicherten Rechte und Freiheiten". Man mußte sich fragen, was nach Abzug dieser vielen Vorbehalte, die eine ungeheuere, unberechenbare Tragweite haben, für den Staat noch übrigbleibe; welchen Werth ein Diensteid habe, der unter der höhern Controle der göttlichen Gesetze und Kirchensatzungen stehe, welche selbst wieder ausschließlich von der Curie interpretirt werden; und ob es nicht folgerichtig auch noch dazu kommen könne, daß die bairischen Bischöfe sämmtlichen katholischen Generalen, Offizieren und Soldaten den Ausmarsch zu einem etwaigen Kriege gegen Frankreich untersagten, dieselben von ihrem Fahneneide entbänden, sobald die Bischöfe die Ansicht hätten, das Interesse des Katholicismus und Jesuitismus, euphemistisch ausgedrückt: die Sache Gottes und der Jungfrau Maria werde durch die Siege Frankreichs, nicht durch die Siege Deutschlands gefördert.

Die Schärfe des Conflicts mußte bis zur heftigsten Schneide zunehmen, sobald die Theorie in die Praxis überging. Der Erzbischof von München forderte im November 1870 von den Professoren der Theologie an der Universität München die Unterzeichnung eines Reverses, worin die Anerkennung der Beschlüsse des Vaticanischen Concils ausgesprochen sein sollte. Diesem Begehren unterwarf sich die theologische Facultät in einem Beschlusse vom 25. Nov. mit 6 gegen 3 Stimmen (Döllinger, Friedrich, Silbernagel). Solche Unterwerfung fand der Senat der Universität München mit der Würde der Facultät nicht vereinbar, von der Ansicht ausgehend, daß der Erzbischof gar kein Recht gehabt habe, eine solche Erklärung zu verlangen, die theologische Facultät aber verpflichtet gewesen sei, sie zu verweigern; er ertheilte daher der Facultät einen Verweis und brachte die Sache zur Kenntniß des Cultusministers. Dies flößte dem Erzbischof wenig Besorgniß ein. Am 7. Jan. 1871 erließ er einen langen Hirtenbrief über die Unfehlbarkeit, suchte seine Diöcesanen über die wahre Bedeutung der gegenwärtigen Bewegung, die ganz und gar unberechtigt und ungerechtfertigt sei, aufzuklären, erörterte und rechtfertigte als leuchtendes Beispiel sein eigenes Benehmen vor, während und nach dem Concil, erklärte, daß er nicht gegen das Dogma selbst, sondern nur gegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der formellen Definition desselben sich ausgesprochen, nachher aber ohne irgendwelche Zögerung sich unterworfen habe, als der Heilige Geist durch das Concil gesprochen; denn nicht der einzelne Bischof, sondern der Heilige Geist allein wisse, was der Kirche wahrhaft fromme und nothwendig sei. Die Vernunft sage uns, daß unser Urtheil falsch und irrig sein könne; durch den Glauben aber wissen wir, daß der Ausspruch des allgemeinen Concils ein Ausspruch des Heiligen Geistes selbst sei, somit wahr sein müsse. Es bleibe also nur die Alternative: entweder Glaube und Unterwerfung oder Unglaube und Ungehorsam. Auf dem Gebiete des Glaubens müsse jede Sonderansicht weichen, jede Lieblingstheorie zurücktreten; da sei Unterwerfung und Gehorsam nicht ein Zeichen der Schwäche, der Unselbständigkeit oder, wie man auch sage, knechtischer Gesinnung und Abhängigkeit, sondern die unerläßliche Bedingung der Gemeinschaft mit der Kirche und des ewigen Heils. Wie er nun während der Concilsverhandlungen offen seine Meinung ausgesprochen und nachher ebenso offen dem Ausspruche des Concils sich unterworfen habe, so müsse er als katholischer Bischof von allen seinen Diöcesanen das Gleiche fordern.

Man sieht, der Erzbischof machte sich die Sache sehr leicht und half sich durch ein Wunder, das bei jedem neuen Concil sich wiederholen soll, dessen Wiederholung also für einen solchen Fall schon vorher bestellt ist. Er sagt: der einzelne Bischof ist, was Ergründung der Wahrheit betrifft, gleich Null. Somit wäre ein Concil von Bischöfen ein Concil von Nullen, und da tausend Nullen gerade so viel oder gerade so wenig werth sind als eine einzige, so würde ein Concil von Bischöfen nicht mehr Garantie für Ergründung der Wahrheit darbieten als ein einziger. Da setzt nun der Erzbischof als vor-

Digitized by Google

sichtiger und kluger Mann vor diese vielen Nullen einen großen Einer, und dieser Einer ist der Heilige Geist. Der ganze Hergang, wie er sich hinter den Couliſſen abspielt, ist somit folgender: die Jesuiten wollen die ganze katholische Welt, Bischöfe und Laien, mit unbedingtem Despotismus beherrschen; dazu brauchen sie den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Aussprüche; da sie dieselbe nicht für sich selbst in Anspruch nehmen können, so beanspruchen sie diese für den unter ihrem Geistesbanne stehenden Papst; um für dessen Unfehlbarkeit ein göttliches Zeugniß zu haben, berufen sie ein Concil.

Der Stiftspropst, Reichsrath und Professor Dr. von Döllinger hatte nach seiner Weigerung, dem Facultätsbeschlusse vom 25. Nov. beizutreten, wiederholte Aufforderungen vom Erzbischof erhalten, in einer bestimmten Frist seine Glaubensmetamorphose vorzunehmen und hiervon Anzeige zu machen, und auch an Strafandrohungen hatte es nicht gefehlt. Am 28. März 1871 legte er dem Erzbischof eine die ganze Sachlage in allen ihren Beziehungen und Consequenzen vollständig erschöpfende Erklärung vor, in welcher er den Erzbischof mit gelehrten Citaten fast erdrückte, das am Concil beliebte Verfahren einer vernichtenden Kritik unterzog und sich zu einer Conferenz und Disputation mit einem gelehrten Collegium erbot. Mannhaft und patriotisch sagte er am Schlusse seines Schreibens: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der ältern Kirche zerrüttet und die ärgsten Misbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn da kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte Deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theile der deutschen Nation herrschen würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das ebenerbaute neue Reich verpflanzen würde." Diese Antwort fand Widerhall in ganz Europa. Aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, der Schweiz, Italien wurden Döllinger zustimmende und glückwünschende Adressen zugesandt. Sämmtliche Professoren und Docenten der Universität München, mit Ausnahme der Theologen und sechs anderer, erließen am 3. April eine Adresse an ihn, in welcher sie sagten: „Auf den Scheideweg gestellt zwischen einer sogenannten demüthigen Unterwerfung, die ohne Rücksicht auf Recht und Wahrheit von Ihnen gefordert wird, und zwischen einer schweren, aber unerläßlichen Pflichterfüllung, haben Sie männlich die richtige Bahn erwählt." Im nämlichen Sinne drückte sich eine große Zahl Professoren der Universität Würzburg in einer Zuschrift an Döllinger aus.

Der Erzbischof fühlte sich durch die Döllinger'sche Erklärung aufs unangenehmste berührt. Er mochte vielleicht denken, daß er auch einer von denen sei, von denen Döllinger sage: „Bis heute hat noch kein einziger, selbst von denen, welche eine Unterwerfungserklärung ausgestellt haben, mir gesagt, daß er wirklich von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sei. «Kein einziger glaubt daran», höre ich Tag für Tag aus jedem Munde." Er veröffentlichte am 2. April einen Hirtenbrief, in welchem er sagte, daß kein Grund zu

Digitized by Google

einer Döllinger'schen Disputation vorliege (die ja, wie die leipziger Disputation vom Jahre 1519, den Riß noch weit größer gemacht und noch weit offener zu Tage gelegt hätte), da eine vom Concil schon entschiedene Sache nicht erst noch entschieden zu werden brauche, und daß Döllinger sehr unrecht thue, wenn er die historische Forschung über die Kirche stelle und die Concilsbeschlüsse als unvereinbar mit den Verfassungen der europäischen Staaten, besonders mit der bairischen Verfassung und als dem Deutschen Reiche verderblich darstellte. „Durch das Döllinger'sche Actenstück wird die längstgehegte traurige Vermuthung zur höchsten Wahrscheinlichkeit gesteigert, daß der Verfasser dieser Erklärung das geistliche Haupt der ganzen gegen das Vaticanische Concil ins Werk gesetzten Bewegung gewesen sei. Durch das offene Hervortreten eines bis dahin höchst verdienten und in der Kirche wie im Staat hochgestellten Mannes gestaltete sich die Sache zu einem förmlichen Aufruhr." Der Inhalt dieses Hirtenbriefes machte natürlich nicht den geringsten Eindruck auf Döllinger, daher der Erzbischof am 17. April über ihn und seinen Gesinnungsgenossen Friedrich, Professor der Theologie, die größere Excommunication verhängte. Zugleich wurde sämmtlichen Theologiestudirenden der Besuch der Vorlesungen dieser beiden Männer verboten. Ein solches Verbot hatte für die Studirenden aus seiner Diöcese schon ein Jahr vorher, noch von Rom aus, Bischof Senestrey von Regensburg erlassen, wegen der „arroganten und skandalösen Haltung, welche derselbe dem Heiligen Stuhle und den in Rom versammelten Bischöfen gegenüber genommen", und der Bischof von Eichstädt hatte das Beispiel nachgeahmt. Die kritischen Briefe, welche in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen und auf Döllinger'sche Redaction zurückgeführt wurden, brachte diese an Kritik nicht gewöhnten Kirchenhäupter ganz aus der Fassung. An den König richtete der Erzbischof am 14. April eine Vorstellung, in welcher er die Gefahren, die der katholischen Kirche durch diese Bewegung drohen, eindringlich schilderte und, an des Königs wahrhaft katholische Gesinnung appellirend, denselben bat, die verfassungsmäßigen Rechte der Kirche nicht beeinträchtigen zu lassen. Nur ein Wort aus des Königs Munde, und die hochgehenden Wogen würden sich legen. Dem Klerus von München wurde bedeutet, welch guten Eindruck es machen würde, wenn er einmüthig gegen die Behauptung Döllinger's: „Tausende im Klerus dächten wie er", protestirte. Sie befolgten den Wink; 103 Priester erließen am 14. April „unaufgefordert, freien und freudigen Willens" eine Zuschrift an den Erzbischof und erklärten, daß sie sich den Concilsbeschlüssen, der Unfehlbarkeit insbesondere und dem Erzbischof unbedingt unterwerfen. Zu ähnlichen freiwilligen Erklärungen wurden im ganzen Lande die Pfarrer aufgefordert, und nur sehr wenige hatten den Muth, ihre Unterschrift zu verweigern. Zu den wenigen Standhaften gehörte Pfarrer Renftle von Mering (bei Augsburg). Dieser Mann hatte den Muth, seinem Vorgesetzten, dem Bischof Dinkel von Augsburg, zu erklären, daß er das Vaticanische Concil nicht als ein rechtmäßiges anerkenne, also auch an die Unfehlbarkeit des Papstes nicht glaube. Weder Belehrungen nach Drohungen, weder Excommunication noch Amtsentsetzung thaten bei dem Pfarrer Wirkung: er sprach dem Bischof das Recht zu einer solchen Strafverhängung ab, blieb in seiner Gemeinde, deren größerer Theil fest zu ihm hielt, übte seine geistlichen Functionen nach wie vor aus und kümmerte sich nicht um den vom Bischof eingesetzten, in den vaticanischen Dogmas wohlgefärbten Vicar. Darauf wandte sich der Bischof an die Regierung und verlangte von dieser, welche die Unfehlbarkeit selbst nicht anerkannte, Unterstützung zur Bestrafung des Unfehlbarkeitsleugners. Das Cultusministerium lehnte in seinem Schreiben vom 27. Febr. das Begehren des Bischofs ab. Die Oberregierung von Oberbaiern traf hinsichtlich des an den Volksschulen zu ertheilenden Religionsunterrichts durch ein Decret vom 13. Juli die Entscheidung, daß Pfarrer Renfte der rechtmäßige Religionslehrer sei, und daß die schulpflichtigen Kinder seines Schulsprengels seinem Religionsunterricht beizuwohnen hätten, mit Ausnahme der Kinder derjenigen

Digitized by Google

Aeltern, welche aus dogmatischen Gründen jene von diesem Unterrichte fern halten wollten. Auch in dem Sprengel des Erzbischofs von München kamen solche Fälle wie in Mering vor, und der Erzbischof, welcher die Unterstützung der Regierung zur Vollstreckung der geistlichen Disciplinarerkenntnisse verlangte, war freimüthig genug, den Standpunkt des Cultusministeriums als einen verfassungswidrigen, die katholische Kirche in Baiern als „unwidersprechlich schutz- und rechtlos" zu bezeichnen und seine tiefste Entrüstung über „das schändliche Lug- und Truggewebe auszusprechen, mit dem jene unglücklichen Priester und ihre gleich unglücklichen Freunde allerwärts das unbefangene Volk durch die Presse, durch öffentliche Versammlungen, durch rastlosen Privatverkehr zu umspinnen suchten".

Und was sagte zu all diesen Vorgängen die bairische Regierung? Ließ sie es ungestraft hingehen, daß die Bischöfe die Concilsbeschlüsse verkündigten, ohne das Placet eingeholt zu haben, vollends daß dieselben verkündigt wurden trotz ausdrücklicher Verweigerung des Placet? Hatte sie kein Wort der Rüge, als die Bischöfe ihre Kirchensatzungen und Concilsbeschlüsse über alle Verfassungen, weltlichen Gesetze, politische Eide stellten, ihre gregorianischen Anschauungen dem Ministerium, selbst dem Könige aufzudrängen suchten und nahe daran waren, Canossa für einen eines Königs würdigern Aufenthalt zu erklären als das Schloß Berg und Hohenschwangau? Hatte sie nicht den Muth des Widerstandes, als die Bischöfe in Baiern auftraten wie die anmaßendsten Präfecten eines auswärtigen Herrschers in einer eroberten Provinz, und dictatorisch erklärten, von jetzt an müsse es so und so gehalten werden; was die Regierung dagegen sage, das gelte nichts; sie allein seien die Herren und verständen die Sache, und wer ihren Worten nicht folge, der werde excommunicirt und komme in Ewigkeit nicht aus dem Fegfeuer heraus? Setzte sie solchem Gebaren, solch offenem Hohnsprechen, solch offener Einsetzung einer vaticanischen Oberregierung keinen Damm entgegen, sie, die doch sonst so scrupulös sich zeigte, wenn von bairischer Souveränetät und Selbständigkeit die Rede war, und in Versailles den allergrößten Werth auf die Farbe des Hosenzeuges der bairischen Soldaten gelegt hatte? Das Deutsche Reich bot der bairischen Regierung Schutz in allen Gefahren des Staates, Theilnahme an der Regierung und Gesetzgebung des Reiches, Rechte und Freiheiten in dem Finanzwesen, der Verwaltung, dem Cultus des eigenen Landes an; die Bischöfe wollten wie riesige Schwämme alle Rechte und Freiheiten der Krone und des Volkes aufsaugen, vom unfehlbaren Standpunkte aus Gesetze vordictiren, und verlangten dafür noch den Schutz und die Unterstützung des Staates, als ob dieser nur ihr Polizeidiener wäre. Fürwahr! Die bairische Regierung hätte sich in Versailles nicht so spröde zu verhalten gebraucht, wenn sie einige Monate nachher die Miene einer stillen Dulderin annahm, hätte vielmehr froh sein sollen, an dem Deutschen Reiche eine Stütze und einen Halt zu bekommen gegen die Plane der vaticanischen Verschwörer, welche auf Errichtung eines Kirchenstaates in Süddeutschland hinzielten.

Die bairische Regierung that zunächst buchstäblich nichts, ließ alles über sich ergehen, ließ alle Eigenmächtigkeiten ungerügt und ungestraft und konnte sich nicht einmal dazu ermannen, auf die Eingabe des Erzbischofs oder auf die Collectiveingabe der Bischöfe an den König irgendwelche Antwort zu geben. Sie hüllte sich in ein undurchdringliches Schweigen, und einstweilen sank ihr Ansehen von Tag zu Tag tiefer. Frug man nach den Gründen dieser gefährlichen Passivität, so hieß es, das Ministerium sei in dieser Frage nicht einig, der Ministerpräsident Graf Bray wollte die Bischöfe schonen, und dadurch seien den andern Ministern, besonders dem Cultusminister die Hände gebunden. Die einzige That, zu welcher es sich aufraffte, war, daß es im Juni 1871 eine Reihe von Artikeln über die vaticanischen Decrete und das bairische Staatsrecht veröffentlichen ließ, deren kurzer Sinn war, die Bischöfe hätten sich zwar durch die Verkündigung jener Decrete einer flagranten Verletzung der Verfassung schuldig gemacht, aber die Regierung

Digitized by Google

habe gesetzlich durchaus kein Mittel zur Hand, jene dafür zur Strafe zu ziehen. Man wünschte sehr, die Regierung hätte auch vollends im Juni noch geschwiegen; denn wie konnte sie unter dem schadenfrohen Lachen der Klerikalen ihre Ohnmacht so zur Schau stellen? Die Bischöfe waren, wenn sie das Placet theils nicht einholten, theils die Verweigerung derselben nicht beachteten, Rebellen wie alle andern Leute, welche gegen die Staatsgesetze sich auflehnen, und die Regierung war verpflichtet, ihnen den Proceß zu machen. Cultusminister von Lutz schrieb in der Reichstagssitzung vom 23. Nov. 1871 dem Placet wenig Bedeutung zu, fand dasselbe im Widerspruch mit den Grundsätzen des modernen Staates und nahm das Aufgeben dieses Vorrechtes ziemlich leicht. Unter den lois organiques, welche Napoleon als Erster Consul dem Concordat beifügte, war auch die Bestimmung, daß kein Erlaß der päpstlichen Curie und kein Beschluß auswärtiger Concilien ohne Bewilligung der französischen Regierung in Frankreich publicirt werden dürfe; und die russische Regierung hat bekanntlich neuerdings jeden directen Verkehr zwischen den katholischen Bischöfen und der päpstlichen Curie aufgehoben. Wenn diese beiden Herrscher auf das Placet der Staatsgewalt so hohen Werth legten, so wußten sie, angesichts der ultramontanen Umtriebe, recht wohl, warum sie dies thaten; sie waren aber auch entschlossen, jeden Bischof, der sich dagegen vergehe, seines Amtes zu entsetzen und ihn an irgendeinem für solche Zwecke geeigneten Orte, und wenn derselbe Sibirien hieß, zu interniren. Das Placet allein macht es allerdings nicht aus; aber die Macht und der Wille, die hinter demselben stehen. Nun ist freilich Baiern kein consularisches Frankreich und kein Rußland. Aber in constitutionellen Staaten haben die Minister die Kammern zur Hand, können die Abgeordnetenkammer auflösen, können auch, wenn selbst das nicht hilft, ihre Entlassung nehmen und mit Franz I. ausrufen: „Madame! tout est perdu hors l'honneur." Vor jenen stereotypen Sätzen, welche neuerdings in der ultramontan-Presse und in der Centrumsfraction so häufig ausgesprochen werden, wie: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", darf keine Regierung, kein denkender Mensch fatalistisch zurückschrecken. Solche Sätze sind nicht mit langathmigen Deductionen, wie sie das bairische Cultusministerium liebt, zu beantworten, sondern mit dem anatomischen Messer zu zergliedern. Den angeführten Satz hat zuerst der Apostel Petrus ausgesprochen, als er vor dem Hohen Rath in Jerusalem stand und dieser ihm verbot, künftig wieder „von diesem Namen" zu predigen. Da nun Petrus, nach der Darstellung der Apostelgeschichte, nicht blos den Heiligen Geist hatte, sondern aus dem Munde des auferstandenen Christus selbst die Aufforderung erhalten hatte, das Evangelium zu verkündigen, so stand dem Befehl der irdischen Behörde ein directer Befehl Gottes gegenüber. Wenn aber unsere modernen Bischöfe diesen Satz als ein Amulet gebrauchen, aus welchem Mund haben sie ihren Befehl?

In einer Stadt wie München, welche bei allen Wahlen in den Landtag und in den Gemeinderath durch ihre liebevolle Abstimmung sich auszeichnet, mußten diese kirchlich-politischen Conflicte und die Stellung der Regierung zu denselben die höchste Aufregung hervorrufen und den Gedanken erzeugen, daß es am Platze wäre, wenn die Staatsbürger nicht alles von oben erwarteten, sondern selbst auch eingriffen und den Weg, den die Regierung nicht finden konnte, selbst aufsuchten. Schon im Jahre 1870 bildete sich in München ein Verein von Altkatholiken, und am 20. Dec. erließen dieselben, der Oberceremonienmeister des Königs, Graf Moy, an der Spitze, einen öffentlichen Protest gegen etwaige Versuche, „uns eine neue Lehre aufzuzwingen oder uns aus der Kirche hinauszudrängen". Auch in den andern größern Städten des Landes wurden in zahlreichen Versammlungen Adressen und sonstige Kundgebungen gegen die Infallibilität beschlossen. München wurde der Brennpunkt dieser Bewegung; ein für diesen Zweck gewähltes katholisches Actionscomité nahm die Leitung in die Hand. Dem Hirtenbrief des Erzbischofs

Digitized by Google

wurde am 20. März 1871 geantwortet, daß der Vorwurf, namenloses Unglück und heillose Spaltung hervorzurufen und den gänzlichen Umsturz der kirchlichen und staatlichen Autorität anzustreben, nicht die Altkatholiken treffe, sondern „diejenigen, welche die Gebote einer fremden, in Rom dominirenden Macht über die Autorität des Königs stellen und ihr hohes geistliches Amt dazu benutzen, die Angehörigen der katholischen Kirche zu einem innerlichen Abfall von unserer Verfassung im Gewissen zu verpflichten". Im Museumssaal zu München kamen am 10. April die angesehensten Bürger der Stadt und viele hochgestellte Beamte zusammen und beschlossen, eine Adresse an den König zu richten, gegen die mit der modernen Cultur und dem modernen Staat unvereinbaren Concilsbeschlüsse zu protestiren und die Bitte auszusprechen, daß die Regierung „mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die gefährlichen Folgen dieser Lehre abwehre, die Verbreitung derselben in den öffentlichen Bildungsanstalten verbiete, energische und rasche Fürsorge treffe, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Staat auf gesetzlichem Wege neu geregelt werde". Dieser „Museumsadresse" traten der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten fast einstimmig bei, während der Erzbischof in einem langen Hirtenbriefe die Adresse zu widerlegen suchte und eine Katholikenversammlung vom 23. April, vorzugsweise von Mitgliedern der Brüderschaften besucht, ihre Unterwerfung unter die Concilsbeschlüsse aussprach. Das Actionscomité, von dem Gedanken ausgehend, daß nur eine Vereinigung der zur Zeit zerstreuten Kräfte zum Ziele führe, richtete am 20. April einen Aufruf an alle Katholiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, um die dortigen Katholiken, soweit sie ihre Bestrebungen theilten, zu veranlassen, zum Zweck eines einmüthigen Vorgehens sich mit ihnen in Beziehung zu setzen. Von seiten des Comité und der Universität wurden Eingaben an das Cultusministerium gerichtet, in denen um Ueberlassung einer der Stadtkirchen gebeten wurde. Das Ministerium that nichts in der Sache, auch nicht als im October 1872 die Bitte wiederholt und darauf hingewiesen wurde, daß die vom münchener Magistrat den Altkatholiken überlassene Nikolaikirche kaum 400 Menschen fasse, während manchmal Tausende am Gottesdienste theilzunehmen begehren. Der Magistrat suchte die Schulen von ultramontanen Religionslehrern zu befreien, beschloß, neue Religionslehrer nur gegen Ausstellung eines Reverses gegen die Unfehlbarkeitslehre anzustellen, und regte bei der Regierung den Gedanken an, daß auf Verlangen der Aeltern Dispensation von den Religionsstunden infallibilistischer Lehrer eintreten möchte.

Auf dieses hin verlangte der Erzbischof von allen Religionslehrern seiner Diöcese einen Revers für das Unfehlbarkeitsdogma, bezeichnete die Einräumung der Nikolaikirche als einen Misbrauch bürgerlicher Gewalt und wies seinen Klerus an, allen Unterzeichnern der Museumsadresse die Spendung des Sakraments, die pfarrliche Assistenz bei der Eheschließung und die Zulassung als Pathen zu verweigern, bei Fortsetzung des Widerspruchs dieselben zu excommuniciren, die Agitatoren schon jetzt als excommunicirt zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Der Bischof von Passau, welcher bisher zu den liberalern Geistlichen gezählt werden konnte, führte dem Regierungspräsidenten von Lipowsky gegenüber am 3. Sept. auf öffentlicher Straße eine Scene auf, daß man allen Ernstes für die geistige Gesundheit dieses Kirchenhauptes besorgt sein mußte. „Lieber das Leben lassen als die gegenwärtigen Angriffe gegen den Altar und den damit unvermeidlichen Sturz des bairischen Thrones stillschweigend hinnehmen und dulden zu wollen", rief er der versammelten Menge zu, sich umsehend, ob diese ihn nicht zu einem Stephanus machen wolle. Die ultramontane Presse theilte auf der ganzen bairischen Linie dem Volk eine neue Parole aus, um die Bestrebungen der Altkatholiken als Versuche, das Volk katholisch zu machen, zu discreditiren. „Nicht lutherisch werden, katholisch bleiben!" lautete die neue Parole, wie vor dem Jahre 1870: „Nicht preußisch werden, bairisch bleiben!" Der „Volksbote", das anerkannte Organ des Erzbischofs von München, veröffentlichte

Digitized by Google

am 9. Aug. einen Leitartikel über die Versammlnng der Altkatholiken, welche, zur Vorbereitung auf den großen Altkatholikencongreß, am 5. und 6. Aug. in Heidelberg gehalten worden war, und nannte dieselben „abgelöschte Katholiken, im Concubinat lebende Ehebrecher, Freimaurer, Säufer, Gotteslästerer und sonstige Vagabunden" und meinte, „eine durchgreifende Tracht Prügel wäre für jene Herren ersprießlicher als eine durchgreifende kirchliche Reform".

Die Angriffe auf Döllinger beantwortete die münchener Universität damit, daß sie ihn am 29. Juli mit 54 gegen 6 Stimmen zum Rector für das nächste Studienjahr wählte, in welchem Jahre das vierhundertjährige Jubiläum der Universität München-Landshut gefeiert werden sollte. Dem Hirtenbrief der Mehrzahl der deutschen Bischöfe vom 30. Mai setzte Döllinger, in Verbindung mit den Führern der altkatholischen Bewegung in Deutschland, am 12. Juni einen Aufruf an die deutschen Katholiken entgegen, in welchem die Drohungen der Bischöfe als unberechtigt, ihre Gewaltmaßregeln als ungültig und unverbindlich zurückgewiesen und die Hoffnung ausgesprochen wurde, der jetzt ausgebrochene Kampf werde das Mittel sein, um die längstersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände sowol in der Verfassung als im Leben der Kirche anzubahnen und zu verwirklichen. Der gefürchtete Altkatholikencongreß fand am 22., 23. und 24. Sept. in München statt. Es waren 2 — 300 Delegirte aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, Ungarn, der Schweiz, England, Frankreich, Holland, Rußland, Italien, Spanien anwesend. Das von Döllinger und sechs andern Männern vorgelegte Programm des Altkatholicismus fand einstimmige Annahme. In demselben ward ausgesprochen, daß die Altkatholiken am alten katholischen Glauben und Cultus und an der alten Kirchenverfassung festhalten, eine Reform der Kirche erstreben, die Pflege der Wissenschaft bei der Heranbildung des Klerus für unentbehrlich halten, die Landesverfassungen vollständig anerkennen, den Jesuitenorden wegen seiner gemeinschädlichen Wirksamkeit verwerfen und ihre Ansprüche auf alle realen Güter und Besitztitel der Kirche aufrecht halten. Neben den Delegirtenversammlungen fanden öffentliche Versammlungen im Glaspalast statt, in welchen von den Professoren Huber und Windscheid aus München, Schulte aus Prag, Munzinger aus Bern, von Pater Hyacinthe, von (dem jetzigen Bischof) Reinkens und andern vor einer Zuhörerschaft von etwa 5000 Personen Vorträge gehalten wurden. Gegen die Beschlüsse des Congresses, namentlich gegen die Erklärung über die Jesuiten traten die Bischöfe von Regensburg, München und Eichstädt in besondern Ausschreiben in die Schranken. Die Excommunicationen und die Absetzung unglücklicher Kaplane dauerten fort.

Man hätte nach diesen Vorgängen des Jahres 1871 glauben sollen, daß München zum Vorort des Altkatholicismus bestimmt sei und daß gerade von dem Staate, welcher seit Jahrhunderten mit dem Katholicismus Politik, und zwar zuweilen eine sehr grausame und undeutsche Politik getrieben hatte und von den Fanatikern des Vaticanischen Concils zum deutschen Kirchenstaat ausersehen war, der Abfall vom Vatican am raschesten und kräftigsten werde betrieben werden. Dies war nicht der Fall, und zwar aus drei Gründen; zunächst aus dem äußerlichen, daß schon im folgenden Jahre nicht mehr Baiern es war, wo der Conflict zwischen Saat und Kirche am heftigsten brannte, sondern Preußen, das als Großmacht und als protestantische Macht den Anmaßungen der Bischöfe ganz anders gegenübertrat und an der Abgeordnetenkammer eine ganz andere Unterstützung hatte, als dies in Baiern der Fall war. Die beiden andern Gründe lagen in den Verhältnissen Baierns. Derjenige Mann, welcher vermöge seines Ansehens bei den Gelehrten und Ungelehrten, vermöge seiner Achtung, die ihm vom Könige und den Ministern gezollt wurde, am ehesten berufen war, an die Spitze der Bewegung zu treten und ihr Richtung und Ziel anzuweisen, schien vor dieser Aufgabe zurückzuschrecken. So ernst es Döllinger

Digitized by Google

war mit Bekämpfung des neuen Dogmas und mit Vertheidigung des Episkopalsystems; so ernst war es ihm auch mit der Erhaltung der Macht des Katholicismus, und er mochte fürchten, daß er, an die Spitze der Agitation gestellt, in der Hitze des Kampfes leicht weiter käme oder auch weiter geschoben würde, als ihm eigentlich lieb wäre. Daher hielt er sich von spätern größern Versammlungen fern oder blieb dabei im Hintergrunde, während sein College Professor Friedrich im September 1872 auf dem Altkatholikencongreß zu Köln bereits von den Auswüchsen des Ablaßwesens und der Heiligenverehrung sprach und die Abänderung der Gesetze über Cölibat und Ohrenbeichte als höchst nöthige Reformen bezeichnete. Der dritte Grund endlich lag in dem bairischen Ministerium. Dasselbe glaubte die Regierungsgewalt nicht stark genug, um den Kampf mit den Bischöfen, der zugleich ein Kampf mit der patriotischen Kammermehrheit war, aufzunehmen, hatte übrigens auch gar keine Lust, seine Stärke auf die Probe zu stellen; denn er wäre dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden, sich der Fortschrittspartei in die Arme zu werfen, was, wie wir gesehen haben, durchaus nicht in seinen Intentionen lag. Den Conflict weniger aufzunehmen als anzunehmen, ihn nicht sowol zu verschärfen als abzuschwächen, die Sache nicht zum Bruch zu treiben, sondern einer homöopathischen Cur zu unterwerfen, schien die Quintessenz des neuen Feldzugsplanes zu sein, die freilich eher einer Demobilisirung als einer Mobilisirung gleichsah. Dabei versteckte man sich auch zuweilen hinter das Deutsche Reich, um dort Maßregeln für Baiern durchzusetzen, die an der Isar nicht durchgingen.

Im Ministerium ging eine Veränderung vor. Graf Bray stand mit seinen vaticanischen Ansichten isolirt, fand bei seinen Collegen Widerspruch, wurde für das bedenkliche Sinken des Ansehens der Regierung verantwortlich gemacht und kam endlich zu der Einsicht, daß es in einem Ministerleben Augenblicke gebe, wo es eine größere That sei, abzutreten als zu bleiben. Er gab am 17. Juni 1871 seine Entlassung, und der König ertheilte sie ihm am 22. Juli. Der „Mangel an Uebereinstimmung in dem Schoße des Gesammtministeriums" wurde in dem königlichen Schreiben ausdrücklich als Grund angegeben. Die Neubildung des Ministeriums erfolgte am 21. Aug.: das Staatsministerium des königlichen Hauses, das Auswärtige und den Vorsitz im Ministerrath übernahm Graf Hegnenberg-Dux, das Innere Pfeufer, die Justiz Ministerialrath Dr. Fäustle; Lutz behielt das Cultusministerium, Pranckh das Kriegsministerium, Pfretzschner das Finanzministerium. Das Handelsministerium wurde zunächst dem Staatsrath Schubert provisorisch übertragen, am 2. Dec. ganz aufgelöst und die einzelnen Geschäfte unter die Ministerien des Auswärtigen, des Innern und des Cultus vertheilt. Bei dieser Neubildung schieden die Minister des Innern und des Handels, Braun und Schlör, aus, und Lutz, welcher seit dem 20. Dec. 1869 neben dem Justizministerium auch das Cultusministerium versehen hatte, gab jenes ab, um, was nothwendig war, seine ganze Kraft den kirchlichen und Schulangelegenheiten zu widmen. Die Wahl des Grafen Hegnenberg war für die damaligen Verhältnisse eine günstige zu nennen. Derselbe hatte sich bisher seine äußere Selbständigkeit gewahrt, niemals ein Staatsamt bekleidet, obgleich ihm wiederholt eine Gesandtschaftsstelle, ein Ministerium oder eine Reichsrathsstelle angeboten worden war. Doch hatte er den regsten Antheil an dem öffentlichen Leben und nahm seit vielen Jahren eine bedeutende Stellung ein; denn er gehörte seit 1845 der bairischen Abgeordnetenkammer an, war 1847 und 1848 zweiter, von 1849—66 erster Präsident derselben, 1848 noch Mitglied des frankfurter Parlaments. In äußern Fragen Großdeutscher, in innern liberal, übte er in seiner Eigenschaft als Präsident großen Einfluß auf die politische Entwickelung Baierns aus, war in der Reactionszeit nach 1850 ein kräftiger Vorkämpfer des Constitutionalismus, trat als Verfechter der Staatsgesetze den hierarchischen Uebergriffen entschieden entgegen, gab aber auch andererseits am 22. Aug.

Digitized by Google

1863 die Anregung zu einer Demonstration der Abgeordnetenkammer für die auf dem Fürstentage zu Frankfurt von Oesterreich vorgelegte deutsche Reformacte. Von 1866—71 lebte er aus Gesundheitsrücksichten in Zurückgezogenheit und nahm keine Wahl in die Kammer an. Die Ereignisse und Resultate von 1866 waren zwar nicht nach seinem großdeutschen Geschmack, aber er war Politiker genug, um die Ergebnisse unsers nationalen Krieges, die Gründung des Deutschen Reiches und den Eintritt Baierns in dasselbe als vollendete Thatsachen hinzunehmen und sich in dieselben zu fügen. Feindselige Gedanken und Plane gegen das Deutsche Reich zu hegen oder zu fördern war ihm unmöglich; doch suchte er, den bisherigen Traditionen gemäß, die innerhalb der Reichsverfassung bestehende Selbständigkeit der bairischen Krone zu wahren. Der äußerste linke Flügel der Patrioten war ihm nicht gewogen, betrachtete ihn als einen Abgefallenen, wenn er gleich in den klerikalen Fragen nie zu einer solchen Partei gehört hatte; doch hatte er die Liberalen für sich und die gemäßigte Partei der Patrioten, welche der klerikalen Streitigkeiten müde waren und in den innern Fragen den Liberalen sich zu nähern begannen. Insofern konnte er hoffen, eine die Abstimmungen beherrschende Regierungspartei schaffen und seinen schwierigen Posten mit Ehren, zum Nutzen Baierns und Deutschlands bekleiden zu können. Fast noch wichtiger im damaligen Augenblick war die Stellung des Cultusministers Lutz. Derselbe spricht sich über das Ziel und über die Mittel zu dessen Erreichung (in einem vertraulichen Briefe) folgendermaßen aus: „Was mein Ziel in der kirchlichen Frage betrifft, so läßt es sich kurz dahin bezeichnen, daß ich den Staat wahren möchte gegen die Unterwerfung unter die römische Kirche, wie sie von den Jesuiten, selbstverständlich nicht zugestandenermaßen, aber ganz unzweifelhaft für Baiern ebenso wie für andere ihnen zugängliche Staaten, angestrebt und eingeleitet wird. Man hat an meinem Verhalten getadelt, daß ich mich zu diesem Zwecke mit theologischen Erörterungen befaßt und in eine Kritik des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes eingelassen habe. Der Tadel ist nur begründet im Munde dessen, der unser Kirchenstaatsrecht nicht kennt. Man sollte meinen, das Geringste, was zur Erreichung des von mir in Aussicht genommenen Zieles geschehen kann, ist die Ablehnung einer jeden Beihülfe des Staates zum Vollzug seiner eigenen Unterjochung. Nachdem unser Staatsrecht uns nöthigt, kirchliche Bescheide zu vollziehen — der Kirche den weltlichen Arm zu leihen, wie man sich gewöhnlich ausdrückt —, nachdem ferner die Verweigerung des Placet das einzige Mittel war, um über diese Selbstexecution hinwegzukommen, blieb mir nichts übrig, als eben das Placet zu verweigern. Ein anderes verfassungsmäßiges Mittel hatte ich nicht zu Gebote. Damit war aber die Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten schon angezeigt. Denn einer katholischen Bevölkerung gegenüber ging es natürlich nicht, ohne Gründe das Placet mit einem Sic volo, sic jubeo abzulehnen. Das Wenigste, was geschehen mußte, nachdem das Kirchenstaatsrecht die Regierung zur Einmischung in kirchliche Angelegenheiten nöthigt, sobald sie sich nicht geradehin unterwerfen will, ist, daß man darlegt, welche gute Gründe man hat, seinen Bescheid so und nicht anders zu geben. Wollte die Regierung das Dogma unangetastet lassen, weil es das Dogma vieler Staatsangehörigen ist, so blieb ihr nichts übrig, als selbst mit weltlichem Zwange für dessen Verbreitung und Anerkennung einzutreten, Renftle, Döllinger aus ihren Stellen und Bezügen zu jagen u. s. w." Der Minister täuscht sich hinsichtlich des Tadels. Nicht das hauptsächlich wurde getadelt, daß er diese Fragen sehr eingehend behandelte und den kirchenrechtlichen Standpunkt in gelehrter Weise nachwies, sondern das, daß er diejenigen, welche die Verweigerung des Placet nicht beachteten, ungestraft ließ und seinen trefflichen Erörterungen nicht gleich treffliche Thaten nachfolgen ließ. Unmittelbar nach der Neubildung des Ministeriums kam im Ministerrathe die brennende Frage zur Discussion, und es zeigte sich dem kirchlichen Conflict gegenüber vollständige Uebereinstimmung sämmtlicher

Digitized by Google

Mitglieder. Darauf beantwortete Lutz in einem Erlaß vom 27. Aug. 1871 die Eingabe des Erzbischofs von München vom 14. April und wies das Gesuch desselben um staatliche Beihülfe ab. „Die Literatur", sagte er, „welche über das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit erschienen ist, und welche er gewissenhaft zu prüfen sich bemüht, habe ihm die Ansicht aufgedrängt, daß diejenigen recht haben, welche behaupten, durch Definirung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes sei eine wesentliche Neuerung in der Lehre der katholischen Kirche begründet worden. Die Bedrohung der Grundsätze des bairischen Staatsrechts, welche in dem Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes liege, und überdies die in der Außerachtlassung des königlichen Placets liegende Verletzung der Staatsverfassung nöthige die Staatsregierung zu Maßregeln, die sie sehr gern vermieden haben würde. Dieselbe werde also jede Mitwirkung zur Verbreitung der neuen Lehre und zum Vollzuge von Anordnungen verweigern, welche von den kirchlichen Behörden in Rücksicht auf die neue Lehre und zu deren Durchführung getroffen würden; sie werde an dem Grundsatze festhalten, daß den Maßregeln, welche die kirchlichen Behörden gegen die das Dogma nicht anerkennenden Mitglieder der katholischen Kirche ergreifen, jede Wirkung auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der davon Betroffenen versagt bleiben müsse, und sie werde erforderlichenfalles solche Vorkehrungen treffen, welche die Unabhängigkeit des bürgerlichen Gebietes vom kirchlichen Zwange verbürgen."

Die negative Seite der Frage war hier sehr klar behandelt. Es kam nun darauf an, was für positive Folgerungen für die „nicht anerkennenden Mitglieder", für die Altkatholiken das Ministerium zog, was es in Betreff der Benutzung von Kirchen, der Einrichtung des Religionsunterrichts, der Bildung von Gemeinden, der Anstellung und Besoldung von Geistlichen u. s. w. zu thun im Sinne hatte. Der im September 1871 sich wieder versammelnde Landtag konnte in manche Partien dieser complicirten kirchlich-politischen Fragen einige Klarheit bringen und der Regierung eine erwünschte Stütze verleihen. Die Physiognomie der Kammer hatte sich wenig verändert. Die Präsidentenstelle mußte neu besetzt werden, da Ministerialrath von Weis im Monat April zum Präsidenten des Appellationsgerichts in der Pfalz ernannt worden war und infolge dessen sein Abgeordnetenmandat niedergelegt hatte. In der Sitzung vom 22. Sept. wurde der Regierungsrath von Ow mit 79 gegen 66 Stimmen zum ersten, Graf Seinsheim zum zweiten Präsidenten, Archivar Jörg und Landrichter Eder zu Secretären gewählt und damit ein rein patriotisches Directorium eingerichtet. Die von dem Abgeordneten Herz und 46 andern Mitgliedern der Fortschrittspartei an das Gesammtministerium gerichtete Interpellation führte mitten in den großen Kirchenstreit hinein. Sie wurde am 7. Oct. gestellt und enthielt folgende drei Fragen: „1) Ist die Regierung gewillt, allen katholischen Staatsangehörigen geistlichen und weltlichen Standes, welche die staatsgefährliche Lehre von der Unfehlbarkeit nicht anerkennen, den vollen Schutz des Staates gegen den Misbrauch geistlicher Gewalt zu gewähren und sie in allen ihren wohlerworbenen Rechten und Stellungen zu schützen? 2) Ist insbesondere die Regierung entschlossen, die Aeltern gegen die das Gewissen vergewaltigenden Lehren der Römischen Curie zu schützen und ihnen das religiöse Erziehungsrecht in voller Freiheit einzuräumen, sowie auch den innerhalb der katholischen Kirche auf Grund des alten katholischen Bekenntnisses sich bildenden Gemeinden und deren Geistlichen, die der katholischen Kirche nach den dermaligen Gesetzen und Verordnungen zustehenden Rechte einzuräumen? 3) Ist die Regierung überhaupt gewillt, die zur Begründung des Friedens und der Freiheit auf religiösem Gebiete unabweisbare Trennung von Staat und Kirche zu verwirklichen, indem sie zu neuen Gesetzen die Hand bietet, welche unter Wahrung der unveräußerlichen Rechte des Staates die das religiöse Leben den Bürger bedrückenden Bestimmungen des Concordats, der Ver-

Digitized by Google

ordnung vom 8. April 1852 und andere beseitigen und die in der Verfassung gewährleisteten Forderungen der Glaubens- und Gewissensfreiheit endlich vollständig erfüllen?" In den dieser Interpellation beigegebenen Motiven wurde tadelnd hervorgehoben, daß dem Erlaß des Ministers vom 27. Aug. die entsprechenden Handlungen nicht gefolgt seien, und daß das Ansehen der Staatsgewalt durch das fortwährende unschlüssige Zögern der Regierung tief erschüttert werde. Dieselbe habe bisher auch nicht den geringsten Versuch gemacht, gegen die die Verfassungsgesetze misachtenden Bischöfe mit den ihr zu Gebote stehenden Maßregeln einzuschreiten; ebenso wenig habe sie den von verschiedenen Seiten begehrten verfassungsmäßigen Schutz gegen die Uebergriffe der geistlichen Gewalt überall gewährt. Eine Kundgebung über die künftige Haltung und Thätigkeit der Regierung in der brennenden kirchlichen Frage sei bisjetzt dem versammelten Landtage gleichfalls nicht geworden. Hülflos sehen sich die Staatsangehörigen der ausschreitenden Macht Roms preisgegeben. Das unthätige Zuwarten der Regierung beunruhige die Gemüther und raube ihr das Vertrauen des Landes, das nur gewonnen werden könne, wenn die Regierung nicht mit Worten, wie bisher, sondern durch Thaten für die Rechte des Staates und die Gewissensfreiheit eintrete.

Ohne nur die Beantwortung dieser Interpellation abzuwarten, erhoben am 11. Oct. sämmtliche patriotische Abgeordnete eine Art Protest gegen dieselbe, da sie weit über das Recht der Interpellation hinausgehe und „eine Reihe von Angriffen auf die katholische Kirche und ihre Mitglieder im allgemeinen und auf das Oberhaupt der Kirche und die hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe Baierns insbesondere" enthalte. Der Cultusminister beantwortete im Namen des Gesammtministeriums am 14. Oct. die „Interpellation Herz" in einer sehr ausführlichen, den Streitpunkt nach allen Seiten hin beleuchtenden Rede. Darin wahrte er dem Staate das Recht, sein Staatskirchenrecht zu ändern, sobald die Kirche selbst die Grundlagen verrücke, auf denen das bisherige Verhältniß zwischen Staat und Kirche beruhe, und erklärte, daß die nothwendige gegenseitige Unabhängigkeit von Staat und Kirche nicht anders als durch eine tiefgehende Revision der bairischen Gesetzgebung ins Werk gesetzt werden könne. Die Regierung wolle auf gesetzlichem Boden verharren und antworte daher auf die Interpellation Folgendes: „1) Die Regierung ist gewillt, allen katholischen Staatsangehörigen geistlichen und weltlichen Standes, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, den vollen in den Gesetzen des Landes begründeten Schutz gegen den Misbrauch geistlicher Gewalt zu gewähren und sie, soweit ihre Zuständigkeit reicht, in ihren wohlerworbenen Rechten und Stellungen zu schützen. 2) Sie ist entschlossen, das religiöse Erziehungsrecht der Aeltern gegenüber dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes anzuerkennen. Wenn von Anhängern der alten katholischen Lehre Gemeinden gebildet werden, so gedenkt die Regierung, wie sie den einzelnen fortwährend als Katholiken betrachten zu wollen erklärt hat, auch die Gemeinden als katholische anzuerkennen und folglich denselben sowie ihren Geistlichen alle jene Rechte einzuräumen, welche sie gehabt haben würden, wenn die Gemeindebildung vor dem 18. Juli 1870 vor sich gegangen wäre. 3) Fest entschlossen, jeden Eingriff in die Rechte des Staates mit den verfassungsmäßigen Mitteln abzuwehren, erklärt sie sich zugleich bereit, die Hand zu Gesetzen zu bieten, durch welche die volle Unabhängigkeit sowol des Staates als der Kirche begründet wird, da auch nach ihrer Ansicht allein auf diesem Wege die Herstellung des religiösen Friedens und dessen Erhaltung für die Zukunft gesichert werden kann." Die beiden Fractionen der Patriotischen Partei nahmen diese Rede des Ministers als eine „Kriegserklärung" auf, beriethen sich über einen „energischen" Schritt, sprachen von Mistrauensvotum, von Ministeranklage, konnten sich aber nicht einigen. Die Regierung gab ihnen Bedenkzeit, indem sie wegen Eröffnung des Reichstages den Landtag auf einige Wochen vertagte. Der Erz-

Digitized by Google

bischof von Bamberg beantwortete die Lutz'sche Rede mit einer energischen Defensive: er bedrohte in einem Circular vom 18. Nov. alle diejenigen, welche diese Rede verbreiteten, mit der Excommunication.

Obschon nun das Ministerium sich aufs deutlichste dahin ausgesprochen hatte, es werde niemals zum Vollzuge bischöflicher Anordnungen, welche das Unfehlbarkeitsdogma zum Ausgangspunkt haben, den weltlichen Arm leihen, ließen die Bischöfe den Staat doch nicht in Ruhe. Der Bischof von Augsburg, unterstützt von der Minderheit der Einwohner von Mering und den Filialorten, wandte sich an die Abgeordnetenkammer mit einer Beschwerde gegen das Cultusministerium wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte, sofern jenes den Pfarrer Renftle gegen die Maßregelungen des Bischofs in Schutz genommen und in seinem Amte gelassen hatte. Die ultramontane Mehrheit der Commission behauptete, wie die Bischöfe, das neue Dogma berühre das staatliche Gebiet in keiner Weise, der vorliegende Fall gehöre also lediglich in das Gebiet des Glaubens und der kirchlichen Disciplin, und sie beantragte daher, die Beschwerde für begründet zu erachten und an den König die Bitte zu richten, den vorliegenden Beschwerden Abhülfe verschaffen zu wollen. Die liberale Minderheit der Commission ging von der entgegengesetzten Anschauung aus und beantragte, die Beschwerde abzuweisen. Die Kammer debattirte hierüber in fünf vollen Sitzungen, vom 23. bis 27. Jan. 1872. Dr. Jörg polemisirte vorzugsweise gegen Minister von Lutz, von dem er behauptete, er sei der liberalen Partei vollkommen in die Hände gefallen, und von nun an sei es für ihn geradezu eine Lebensfrage geworden, den Beweis für die Staatsgefährlichkeit des Dogmas zu liefern. Wenn derselbe am Schlusse seiner Antwort auf die Herz'sche Interpellation gesagt habe, er werde die Hand bieten zu Gesetzen, welche das Verhältniß zwischen Kirche und Staat regelten, so glaube er (Jörg), daß diese Hände nicht die rechten seien; sie (die Patrioten) müßten jedenfalls andere Hände haben; die des Cultusministers Lutz seien nicht mehr frei, sondern gebunden, sie seien nicht mehr rein, sondern hätten sich schon einmal compromittirt. Professor Sepp, ein eifriger Katholik, erwiderte Jörg, niemand anders als die Ultramontanen selbst hätten die Regierung auf die Wege des Liberalismus getrieben. Dr. Jörg sage freilich, in Würtemberg sei alles ruhig abgegangen; aber das sage er nicht, daß von dem dortigen Bischof nicht so verfahren werde wie von den bairischen Bischöfen. Und doch glaubten diese selbst nicht an das Dogma, der Erzbischof selbst habe sich in diesem Sinne geäußert. Diese Behauptung veranlaßte den Erzbischof zu einem Schreiben an den Grafen Fugger, das in der Sitzung vom 24. Jan. vorgelesen wurde. Darin wies er die Aeußerung Sepp's als unberechtigte Verdächtigung seiner Orthodoxie und amtlichen Wirksamkeit zurück und sagte mit einer an den Bildungsstand der Knabenseminare erinnernden Einfalt: „Wenn ich auch nach meiner Rückkehr aus Rom ein paar mal die Aeußerung that, ich würde, wenn ich nochmals abstimmen müßte, wieder so stimmen, wie ich gestimmt habe, so kann aus dieser Aeußerung unmöglich gefolgert werden, daß ich deshalb nicht an das genannte Dogma glaube. Das ist für jeden, der mit der Fähigkeit, logisch zu denken, die nöthige Ehrlichkeit verbindet, so selbstverständlich, daß ich es wol nicht zu beweisen brauche." Der Abgeordnete Hörmann (früher Minister des Innern) beklagte diese langen Debatten über die angebliche Beschwerde, wodurch neue Aufregung unter dem Volke erzeugt würde, und hätte es für besser gehalten, wenn man das Budget berathen und das Volk die Früchte des Friedens hätte genießen lassen. Die Infallibilisten in diesem Saal sollten an ihre Abgeordnetenpflicht denken und nicht confessionelle Politik treiben wollen in einem paritätischen Staat. Wenn sie sich von ihren religiösen Gewissensscrupeln mehr leiten lassen wollten als von jener Pflicht, so sollten sie ihre Mandate niederlegen, sonst werde es bald genug auch in Baiern heißen: „Hinaus mit den Theologen in der Kammer!"

Digitized by Google

In der Schlußsitzung vom 27. Jan. vertheidigte der Minister von Lutz in einer über zwei Stunden dauernden Rede die Verfassungsmäßigkeit des Regierungsstandpunktes und bezeichnete den Umstand, daß die Minister den Bischöfen gegenüber sich weigern, das Dogma zwangsweise zur Anerkennung zu bringen, als die Quelle aller Klagen über Verfassungsverletzung durch die Minister. Die Regierung stehe im Einklang mit der Praxis aller Regierungen und aller frühern bairischen Fürsten. „Wenn Sie uns verurtheilen, so müssen Sie auch Wilhelm den Frommen, Maximilian den Katholischen, die Könige Max I. und Ludwig I., die Minister Lerchenfeld, Reigersberg, Rudhart und alles, was dieses Land an bedeutenden Regenten und Staatsmännern aufzuweisen hat, verurtheilen." Unter lautloser Stille sprach zuletzt noch der Ministerpräsident Graf Hegnenberg. In der letzten Zeit sei viel herübergeflucht worden von jenseit der Berge; er antwortete darauf mit einem deutschen Fluche und sage: Fluch der Lüge; Lüge sei es zu sagen, das Ministerium sei ein Feind der katholischen Kirche, die Minister seien die Repräsentanten der Altkatholiken. Unwahr sei es, wenn man von bairischer Treue in Bauernversammlungen spreche und die Räthe der Krone aufs plumpste verdächtige, indem man behaupte, diese wollten das Volk preußisch oder protestantisch machen. Hämisch sei es, vom abnehmenden Glanze der Krone zu sprechen und den politischen Unfrieden so hoch zu treiben, daß Baiern in den Einheitsstaat hineingejagt werde. Das geschehe von den Leuten, deren drittes Wort sei: Aufrechthaltung der Selbständigkeit Baierns. „Wenn Sie die vorliegende Beschwerde für begründet halten, so erklären Sie, daß eine gesetzliche Regelung nicht möglich ist. Wir können das nicht hindern; wir sind bereit, die Portefeuilles niederzulegen, aber wir werden sie dem König zurückgeben, ohne eins seiner Rechte preiszugeben. Wollen Sie den Rath eines ehrlichen Mannes befolgen, der 20 Jahre seines Lebens in diesem Hause zugebracht hat, so hängen Sie einen Augenblick den Fortschritts- oder patriotischen Standpunkt an den Nagel und lassen Sie die Vaterlandsliebe walten. Können Sie sich aber dazu nicht entschließen, so schlagen Sie den letzten Nagel in den Sarg des bürgerlichen und confessionellen Friedens, aber auf Sie fällt dann die Verantwortung." Die Debatte war zu Ende, die Abstimmung mußte entscheiden; sie entschied aber nicht blos über die vorliegende Frage, sondern entschied auch über die Existenz des Ministeriums und über die Zukunft des Landes. Man sah dem Resultat der Abstimmung mit Besorgniß entgegen. Von den 154 Abgeordneten waren 2 krank und zwar glücklicherweise Mitglieder der Patriotischen Partei; 3 andere Mitglieder dieser Partei ließen sich von den eindringlichen Worten des Grafen Hegnenberg verleiten, ihrem Club untreu zu werden; von der Fortschrittspartei (73) waren sämmtliche Mitglieder anwesend; ja eins derselben, Müller von Frankenthal, welches zwei Wochen vorher den Fuß gebrochen hatte, ließ sich sammt seinem Gipsverband in die Kammer tragen, um für das Ministerium zu stimmen. Das Ergebniß der Abstimmung war: 76 für und 76 gegen die Annahme der bischöflichen Beschwerde. Dieselbe war, da Stimmengleichheit gleich einer Ablehnung galt, verworfen. Die 3 abtrünnigen Patrioten wurden noch am Abend dieses Tages durch einstimmigen Clubbeschluß von der Partei ausgeschlossen.

Nach dieser Flut von klerikalen Schreiben und Erlassen, Anträgen und Debatten, wie sie durch das Unfehlbarkeitsdogma erzeugt worden, war es wahrhaft wohlthuend, wieder einmal auf eine politische Mensur geführt zu werden. Veranlassung dazu gab die zärtliche Sorge der Ultramontanen für die Erhaltung der Reservatrechte. Am 13. Dec. 1871 stellten die Abgeordneten Schüttinger und Karl Barth den Antrag, daß in allen Fällen, in welchen der Bundesrath über Abänderungen der Competenz der Reichsverfassung, oder über Zusätze zu derselben, oder über Aufhebung von Reservatrechten Beschlüsse fasse, die bairischen Vertreter im Bundesrathe bezüglich ihrer Erklärun-

Digitized by Google

gen an die Zustimmung des Landtages gebunden sein sollten und, bevor diese Zustimmung erfolgt sei, alle Anträge, welche solche Abänderungen betreffen, abzulehnen hätten. Schon in der Sitzung vom 16. Dec., wo es sich blos um eine vorläufige Berathung des Antrags handelte, sagte Minister von Lutz, das Reich sei allerdings befugt, ein Reservatrecht aufzuheben, aber nur, wenn der betreffende Staat seine Zustimmung gebe; daß aber diese Zustimmung an ein Votum des Landtags gebunden sein solle, davon stehe nichts in der Reichsverfassung, und bei Abschluß der Verträge habe man immer nur die Entschließung der Einzelregierung, nie die eines Landtages im Auge gehabt. Die Fortschrittspartei erklärte, daß sie dem Antrage ihre Unterstützung versagen müsse; die Patriotische Partei aber erwärmte sich für denselben und wies ihn an eine Commission. Aus dieser kam er erst im Februar 1872 wieder hervor und war am 8. und 9. Febr. Gegenstand der Berathung in der Abgeordnetenkammer. Derselben lagen nicht weiter als drei Anträge vor: der ursprüngliche Initiativantrag von Schüttinger und Barth, der Antrag des Ausschusses nebst den Protokollen, von denen Dr. Völk sagte, er möchte den Menschen sehen, der nach Lektüre derselben wisse, was im Ausschusse eigentlich angenommen, was abgelehnt sei, und ein Modificationsantrag des Dr. Huttler, welcher durch das Votum des Landtages blos die Reservatrechte und die verfassungsmäßigen Landesrechte Baierns schützen wollte, aber die Gültigkeit anderer verfassungsmäßig zu Stande gekommener Reichsgesetze auch für Baiern zugestand. Auf diese Weise entstand, nicht hinsichtlich der Zielpunkte der Antragsteller, die für niemand zweifelhaft waren, sondern hinsichtlich der Formulirung dieser Zielpunkte „eine große Confusion", worüber die Fortschrittspartei sich mit Ironie äußerte. Bei der Discussion am 8. Febr. sprach der Ausschußreferent Sedlmayer davon, daß Hr. von Lutz bei der Debatte über die Versailler Verträge gesagt habe, die bairischen Reservatrechte könnten „nicht ohne uns, nicht ohne unsern Willen" abgeschafft werden. Dieses „Uns" könne nur das Ministerium als Vertreter der Krone und die Volksvertreter, zu denen es gesprochen wurde, bedeutet haben. Aber schon im November 1871 habe der Minister im Reichstage die entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen. Dadurch sei das Recht der Landesvertretung auf die Zustimmung zum Aufgeben von Reservatrechten in Frage gestellt. Nun habe der Minister zwar gesagt, kein Minister werde ein wichtiges Reservatrecht aufgeben, ohne der Zustimmung seines Landtages versichert zu sein, nicht aus Rechtspflicht, sondern aus natürlicher Klugheit, um dem „Damoklesschwert" des Mistrauensvotums oder gar der Ministeranklage zu entgehen. „Aber wir haben doch wahrlich schon genug Mistrauensvota ausgesprochen, und was haben sie genützt? Und was nützt am Ende sogar die Ministeranklage wegen aufgegebener Reservatrechte! Damit kommen sie nicht wieder, wenn sie einmal fort sind." Dr. Völk wies aus den Verhandlungen im bairischen Landtage und im Norddeutschen Reichstage, besonders aus den Aeußerungen Lasker's und Delbrück's nach, daß niemand die Zustimmung eines Landtages beabsichtigt habe, und daß dies jedermann habe wissen können. Dr. Jörg nannte den §. 78 der Reichsverfassung den Vampyr, welcher den Einzelverfassungen das Herzblut abzapfe, prophezeite aufs neue Mediatisirung durch den militärisch-absolutistischen Einheitsstaat und hegte dabei nur die Besorgniß, es möchte die Mediatisirung weniger die Fürsten als die Volksvertretungen treffen. Minister von Lutz bezeichnete den Antrag als ein ultramontanes Parteimanöver gegen die Regierung. Nach seiner Aeußerung im Reichstage habe man sofort auf ultramontaner Seite gejubelt und gesagt, „jetzt werde es in München einen Mordspectakel geben". Der Mordspectakel sei nun da. In Würtemberg habe derselbe bereits Fiasco gemacht; denn dort sei man über den ähnlichen Gegenstand einfach zur Tagesordnung übergegangen. Werde der Antrag in München angenommen, so seien die bairischen Stimmen im Bundesrathe gestrichen, und in Berlin werde man seine Plane ohne die sechs Stimmen durchzusetzen suchen

Digitized by Google

und auch wissen. Große Heiterkeit verursachte es, als auf die Worte des Ministers: „Man kann vielleicht sagen, die Regierung hätte gar nicht nach Versailles gehen sollen", eine Patriotenstimme ausrief: „So is's!" Zuletzt sprach noch Graf Hegnenberg. Der Antrag, sagte er, werde überall in Deutschland aufgefaßt als ein neuer Versuch, Schranken gegen die Entwickelung des Reiches aufzurichten. Die Neugestaltung Deutschlands, mitten im Kriege ausgeführt, sei allerdings noch eine unvollkommene. So wie es jetzt sei, könne es nicht auf die Länge gehen, und sollte die naturgemäße Entwickelung nicht möglich sein, so seien nur zwei Dinge möglich, entweder der Zerfall Deutschlands oder der Einheitsstaat. Aber Deutschland werde nicht zerfallen, und dafür zu sorgen, daß es kein Einheitsstaat werde, das sei die Aufgabe Baierns. Eine „politische Action" der bairischen Regierung gegen Preußen, wie Jörg sie zeitgemäß finde, hätte zur Folge, daß Baiern im Deutschen Reiche vollständig isolirt wäre; es würde weder in Würtemberg, Baden und Hessen, noch in Berlin auf Bundesgenossenschaft rechnen dürfen; selbst die bairischen Reichstagsabgeordneten würden dies empfinden, würden eine Sonderstellung einnehmen, die über kurz oder lang unerträglich werden müßte. „Nicht hier ist der Platz, wo Sie die Selbständigkeit Baierns wahren können, sondern in Berlin. Was Sie dort thun, das schützt Sie. Wollen Sie aber hier ein Bollwerk, eine Mauer aufbauen, so würden Sie hinter derselben ersticken. Was weder Sie noch wir wollen, was die Krone und das Land nicht will, das wird gerade Ihr Antrag bewirken: er treibt zum Einheitsstaat." Bei der Abstimmung wurde der Huttler'sche Modificationsantrag mit 76 gegen 72 Stimmen angenommen. Da er aber zu seiner Gültigkeit eine Zweidrittel-Majorität bedurfte, so galt er als verworfen. Darauf wurde der Schüttinger'sche Initiativantrag mit 75 gegen 73 Stimmen abgelehnt und der angekündigte „Mordspectakel" hatte damit sein verdientes Ende erreicht.

Zu eigenthümlichen Verhältnissen gab die Berathung über die Gesandtschaften Anlaß. Alle nationalen Parteien in Deutschland sind darüber einig, daß es nicht im Interesse des Deutschen Reiches und der Regierung derselben ist, wenn die Gesandtschaften der Mittelstaaten beibehalten würden. Baden ging mit gutem Beispiel voran und hob alle Gesandtschaften auf. Baiern hatte im Jahre 1871 die Gesandten zu Paris, London, Karlsruhe, Darmstadt, im Haag abberufen und in Ruhestand versetzt, aber die Gesandtschaften in Petersburg, in Wien, in Rom, im Vatican, in Stuttgart beibehalten. Nun beschloß die ultramontane Mehrheit des Ausschusses auf den Antrag des Dr. Freytag, der Kammer vorzuschlagen, sie möchte die Bitte an den König richten, daß bis zur nächsten Finanzperiode sämmtliche diplomatischen Stellen für die Vertretung Baierns außerhalb des Deutschen Reiches, mit Ausnahme von Oesterreich, aufgehoben würden. - Die liberale Minderheit des Ausschusses erweiterte, auf den Vorschlag des Abgeordneten Herz, diesen Antrag dahin, daß sie auch den Gesandtschaftsposten zu Wien aufgehoben wissen wollte. Aber beide Anträge fanden, in der Sitzung vom 15. April, bei der Fortschrittspartei wenig Anklang. Weil der Vorschlag von den Patrioten ausging, fürchteten die Liberalen eine politische Hinterlist, und die Mehrheit derselben ging nicht darauf ein, obgleich es eine sehr günstige Gelegenheit gewesen wäre, durch Abberufung des Gesandten im Vatican den Papst zur Abberufung des Nuntius von München zu zwingen, dessen Einfluß in Baiern und in dem übrigen Süddeutschland ein höchst ungünstiger ist. Dr. Völk erinnerte daran, daß Jörg mit einem ähnlichen Antrage das Ministerium Hohenlohe habe stürzen wollen, und folgerte daraus auf die nämliche Absicht gegenüber dem Ministerium Hegnenberg. Nicht den Gesandten im Vatican wolle man weghaben, sondern nur den durch „dieses" Ministerium instruirten Gesandten. Der ganze Kummer sei, daß es den Ultramontanen nicht gelang, Baiern für Rom auszubeuten. Graf Hegnenberg sagte: „Der Antrag Freytag's will die Reservatrechte im Interesse einer bestimmten Partei ins

Digitized by Google

Hans schlachten, und dagegen muß sich die Würde und Ehre Baierns gleichmäßig erheben." Der Antrag Herz wurde mit großer, der Antrag Freytag mit geringer Mehrheit abgelehnt, die Exigenzen der Regierung genehmigt. Am 25. April theilte Minister von Lutz, auf eine schon am 19. Jan. gestellte Interpellation des Abgeordneten Dr. Gerstner, eine allgemeine Verfügung der Regierung mit, wonach die Schüler an Gymnasien nicht mehr gezwungen sein sollten, am Religionsunterricht theilzunehmen, sofern die Aeltern anderweitige Fürsorge für einen solchen tragen. Eine wesentliche Verbesserung des innern Hauswesens der Kammer war die auf Betreiben der Fortschrittspartei eingeführte neue Geschäftsordnung, wodurch der schleppende Geschäftsgang vereinfacht und beschleunigt werden sollte. Der Schluß des Landtages erfolgte am 29. April. Sein Verlauf war ein günstigerer, als man erwartet hatte; der in der Patriotischen Partei eingetretene Zersetzungsproceß hatte Fortschritte gemacht; es schien eine, wenn auch geringe Minorität aus derselben ausscheiden und auf eigene Rechnung, nicht mehr auf Jörg'sches Commando, Politik treiben zu wollen; alle Angriffe der Ultras waren abgeschlagen worden; zu einem bleibenden Conflict war es nicht gekommen.

Bald darauf, am 2. Juni, starb der Ministerpräsident Graf Hegnenberg, und aufs neue stand man vor der schwierigen Frage, welche Persönlichkeit man für diesen Posten auswählen solle. Baiern, namentlich sein Adel, hatte keinen Ueberfluß an geeigneten Männern. Man bedurfte einen Mann, der nationale Gesinnung hatte, jedoch mit ziemlich particularistischer Schattirung, der einem liberalen Katholicismus huldigte, jedoch die Bischöfe nicht herausforderte. Wie sehr erstaunte man aber, als man erfuhr, daß der König das Ministerium des Auswärtigen dem Hrn. von Gasser, Gesandten in Stuttgart, zu übertragen beabsichtige. Dies war der nämliche Mann, dessen Name in der Krisis der Versailler Verträge im November 1870 viel genannt wurde, der Mann der gemäßigt ultramontanen Partei. Das ganze bisherige Ministerium bot daher dem Könige, für den Fall daß Gasser Minister würde, seine Entlassung an. Nun erhielt aber derselbe geradezu den Auftrag vom Könige, ein ganz neues Ministerium zu bilden. Die Blätter der gemäßigt Ultramontanen ergingen sich in den schönsten Hoffnungen; dagegen bekämpfte die extrem-ultramontane Presse diese Möglichkeit als eine Halbheit. Die Leute dieser Richtung sprachen in allem Ernst von einem Ministerium Windthorst-Jörg-Mahr, das Baiern von der „eisernen Umarmung" des neuen Reiches befreien und „die Wiederherstellung der christlichen Staatenordnung, ein föderativ geeinigtes Deutschland auf christlichem Rechtsboden" betreiben solle. Hr. von Gasser hatte viele Mühe, bis er seine Ministerliste zusammenbrachte; denn er erhielt sehr viele Ablehnungen. Ein ultramontan-particularistisches Ministerium mit Hrn. von Gasser als Präsidenten schien allen Verständigen der Anfang vom Ende zu sein, und einem solchen Sturm von Entrüstung, wie er von seiten der liberalen Partei, der liberalen Presse Baierns und des ganzen Deutschen Reiches einem solchen Ministerium vorbehalten war, wollten doch die wenigsten sich aussetzen, zumal leicht zu berechnen war, wie lange diese ministerielle Herrlichkeit dauern werde. Endlich, am 19. Sept., legte Hr. von Gasser dem Könige seine Vorschläge vor. Dieses Ministerium der Unmöglichkeiten sollte aus folgenden Personen bestehen: Hr. von Gasser für das Aeußere, Freiherr von Lerchenfeld für das Innere, Staatsrath von Lobkowitz für die Finanzen, Advocat von Auer für den Cultus; für Justiz und Krieg hatte sich immer noch niemand finden wollen. Der König nahm die Vorschläge nicht an, entzog Hrn. von Gasser das Mandat zur Bildung eines Ministeriums und schlug plötzlich wieder ganz andere, längstgewohnte Bahnen ein. Er ernannte am 24. Sept. den Finanzminister von Pfretzschner zum Minister des Auswärtigen und Vorsitzenden im Ministerrathe, zugleich zum lebenslänglichen Mitgliede der Reichsrathskammer, und übertrug auf

Digitized by Google

dessen Vorschlag am 1. Oct. das Finanzministerium dem Ministerialrath Berr, bisherigem Bevollmächtigten im Bundesrathe. Aber wozu das alles? frug man. Wozu die Aufregung in Baiern noch geflissentlich vermehren, die auf politischem und kirchlichem Gebiete mühsam errungenen Resultate plötzlich wieder in Frage stellen, die Augen ganz Deutschlands durch eine Stegreifdiversion auf sich ziehen, die Franzosen mit neuen Hoffnungen auf ein gespaltenes Deutschland erfüllen und die harmonischen Klänge bei der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin, die eben in jenen Wochen stattfand, durch diese schrillen Mistöne stören? Denn das war ja keine Frage: ein ultramontan-particularistisches Ministerium Gasser bedeutete ein höchstgespanntes Verhältniß zum Deutschen Reiche, ein noch gespannteres zu allen Liberalen, ganz besonders zu den Protestanten in Baiern, das sich sogar bis zu den Gedanken an Losreißung von Altbaiern steigern konnte. Die Zeitungen brachten auf obige Fragen die Antwort, König Ludwig, des ultramontanen Drängens müde, habe der Patriotenpartei den thatsächlichsten Beweis liefern wollen, daß es ihr durchaus unmöglich sei, ein Ministerium ihrer Farbe zusammenzubringen, daß die Intelligenzen, welche zum Eintritt aufgefordert würden, aus Mangel an Vertrauen in die Lebensfähigkeit eines solchen Ministeriums nicht eintreten würden, daß die Männer, welche zum Eintritt bereit wären, keine Intelligenzen seien. Dieser Beweis wurde allerdings durch den Gasser'schen Zwischenfall aufs evidenteste hergestellt; aber das ganze nationale Deutschland athmete denn doch etwas leichter auf, als die Herstellung des Beweises ein fait accompli war, Gasser wieder nach Stuttgart reiste und Pfretzschner das Erbe Hegnenberg's antrat.

Eine schönere Episode bildete die Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Ludwig-Maximilians-Universität am 1. Aug. und den folgenden Tagen. Von allen deutschen, von den englischen, schwedischen, holländischen, schweizerischen, österreichischen Universitäten, von sämmtlichen deutschen Akademien und allen höhern bairischen Lehranstalten waren Deputirte und Vertreter nach München gekommen. Rector Döllinger hielt die Festrede. Der Gedanke, daß es sich hier um eine Feier der deutschen Wissenschaft handle, welche vom Syllabus verflucht wird und durch die Unfehlbarkeit mundtodt gemacht werden sollte, durchdrang die ganze Festversammlung, und eben dies erhöhte den Reiz des Festes, zumal eines solchen, das gerade im Mittelpunkt der Erzdiöcese München gefeiert wurde.

Die Beziehungen Baierns zum Deutschen Reiche gestalteten sich besser, als man befürchtet hatte. Die Regierung kam bald zu der Einsicht, daß manche Reservatrechte für sie einen sehr geringen Werth haben, daß andere gegenüber der nationalen Strömung nicht zu halten seien, und daß manche für Baiern höchst nothwendige Veränderungen leichter durch den „Reichs-Anzeiger" als durch den bairischen „Staats-Anzeiger" einzuführen seien. Schon am 31. März 1871 erklärte der bairische Bevollmächtigte im Reichstage, daß Baiern mehrere Reichsgesetze, welche anzunehmen es vertragsmäßig nicht genöthigt sei, sofort anzunehmen wünsche, darunter besonders das Gesetz über Freizügigkeit, über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit, über Einführung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung, über gegenseitige Gewährung der Rechtshülfe und das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes; dazu kam in der Reichstagssitzung vom 6. Juni 1872 die Frage der Ausdehnung der Deutschen Gewerbeordnung auf Baiern. Die Genehmigung des Reichstages fehlte natürlich nicht. Der Antrag, dem §. 167 des Strafgesetzbuches noch einen den Misbrauch der Kanzel betreffenden Zusatz beizufügen, ging von den bairischen Bevollmächtigten aus. Geistlichen wie Mahr gegenüber, welche die Kanzel zu allem misbrauchten und mit den derbsten Schimpfwörtern um sich warfen, mußte die Regierung eine gesicherte Position haben. Cultusminister von Lutz selbst war es, welcher am 23. Nov.

Digitized by Google

1871 die Debatte über den „Kanzelparagraphen" eröffnete und darauf hinwies, daß der Staat sich eine Reihe von Bollwerken gegen kirchliche Uebergriffe schaffen müsse; daß dieser Paragraph kein Universalmittel sein wolle, sondern nur ein einziges Bollwerk, dem andere bald folgen müßten. Bei Berathung des Jesuitengesetzes im Juni 1872 fehlte es nicht an bairischen Reichstagsabgeordneten, welche den Jesuiten das Wort sprachen und, falls hier nichts mehr zu retten war, jedenfalls die Beibehaltung der Redemptoristen für ein bairisches Reservatrecht erklärten. Schon Justizminister Fäustle erklärte dagegen im bairischen Reichstage, daß man eben vorher die Statuten und die Verfassung dieser Redemptoristen näher ansehen müsse, bevor man ihnen einen für die Zukunft gültigen Aufenthaltsschein ausstellen könne. Das Jesuitengesetz wurde am 4. Juli 1871 Reichsgesetz, und bald darauf bezeichnete der Bundesrath die Redemptoristen als einen Orden, der sich von dem der Jesuiten nur dem Namen nach unterscheide, somit gleichfalls vom Gebiete des Deutschen Reiches auszuschließen sei. Die bairische Regierung veröffentlichte am 6. Sept. das Jesuitengesetz und gab den Behörden die nöthigen Anweisungen. Infolge dessen wurden die Jesuiten, welche durch die bairischen Gesetze ausgeschlossen waren, aber unter dem Schutze des gewaltigen Eiferers Bischof Senestrey eine behagliche, durch niemand gestörte Existenz in Regensburg hatten, ausgewiesen. Der Jesuitenpater Graf Fugger-Glött ergriff den Recurs an das Ministerium, wurde aber abgewiesen; darauf ergriff er Berufung an den Staatsrath und machte geltend, daß er als Mitglied einer standesherrlichen Familie laut der Deutschen Bundesacte und der aus dieser in die bairische Verfassung wörtlich übergegangenen Bestimmung seinen Aufenthalt innerhalb Deutschlands frei wählen dürfe. Zugleich machte er geltend, daß die Anwendung des Jesuitengesetzes auf Baiern die Verletzung eines bairischen Reservatrechtes in sich schließe, da die Reichsgesetzgebung über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse sich nicht auf Baiern erstrecke. Allein der Staatsrath verwarf im October 1873 einstimmig diese Berufung, und der König sanctionirte diesen Beschluß. Auf dieses hin wandte sich Fugger mit einer Beschwerde wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte an die Abgeordnetenkammer. An eine Aenderung des Beschlusses ist nicht zu denken, aber Anlaß zu neuem Kammerskandal, zu neuen Angriffen auf das Ministerium wegen willkürlicher Preisgebung von Reservatrechten mag die im November 1873 eingelaufene Beschwerdeschrift immerhin geben. Dagegen erhielt der Jesuitenpater Löffler, Erzieher des Prinzen von Thurn und Taxis, auf besondere Verwendung der Mutter des Prinzen beim Könige, im Jahre 1872 die Erlaubniß, in Regensburg bleiben und seinem Erzieherberuf auch fernerhin obliegen zu dürfen; doch löste sich diese Schwierigkeit schon nach einem Jahre von selbst, da der Pater seiner Hofmeisterstelle entsagte. Die Redemptoristen erhielten im Juni 1873 von der Regierung die Weisung, bis zum 4. Juli ihre Thätigkeit einzustellen. Eine Ausnahme wurde nur mit den Redemptoristen von Altötting, dem bekannten Wallfahrtsort, gemacht und diesen der Termin bis zum 1. Nov. verlängert. Die Bischöfe drückten in einer Eingabe an die Regierung den Wunsch aus, wegen des herrschenden Priestermangels Mitglieder dieses Ordens in der Seelsorge verwenden zu dürfen. Das Ministerium wollte dies unter gewissen Bedingungen zulassen, von denen die erste war, daß solche Redemptoristen aus ihrem Orden austreten müßten; darauf gingen aber diese selbst nicht ein, und so blieb es bei der Ausweisung. Darauf befiel die Bischöfe große Angst, es möchte mit Ausweisungen fortgefahren werden und auch die übrigen Orden nacheinander an die Reihe kommen. Sie entschlossen sich daher im October 1873 zu dem beliebten Mittel einer Collectiveingabe an den König und baten denselben in einer Adresse, er möchte sämmtliche noch bestehenden geistlichen Orden und religiösen Congregationen durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel vor der Gefahr einer noch weitern Ausdehnung des Jesuitengesetzes schützen. Und damit dem Kräftigen auch das Zarte nicht fehle und

Digitized by Google

dieses im Bunde mit jenem unwiderstehlich vorwärts gehe, wurde eine Adresse der katholischen Frauen Frankens an den König veranstaltet, worin „das schwer bedrängte Mutterherz" für die „wenigen noch geduldeten Klöster" eine Fürbitte einlegte; denn es gelte nicht allein das Glück, es gelte „den Bestand der Familie". Das Ministerium schien nach und nach gegenüber der ultramontanen Opposition mehr Muth zu bekommen. Den bairischen Theologen wurde im September 1873 durch einen Erlaß des Cultusministeriums der Eintritt in das deutsche Collegium zu Rom, der bisher mit besonderer Bewilligung zulässig war, verboten, solange dieses Collegium von Jesuiten oder einem diesen verwandten Orden geleitet wird. Die Uebertretung dieses Verbotes sollte den Eintritt in den inländischen Pfarrdienst unmöglich machen. Auch die Idee der Anstellung fachmännisch gebildeter Schulinspectoren, an welcher das Schulgesetz im Jahre 1868 vorzugsweise gescheitert war, wurde wieder aufgegriffen. Die Regierung wandte sich an die Landräthe, legte denselben den Uebelstand vor, daß in manchen Bezirken sich durchaus keine geeignete Geistliche für das Amt eines Schulinspectors finden, und forderte sie auf, für Aufstellung fachmännisch gebildeter Kreis- und Bezirksschulinspectoren besorgt zu sein. In den meisten Regierungsbezirken ging der Antrag trotz der heftigen Opposition der Geistlichen durch. Eine wichtige Verordnung erschien am 4. Sept. 1870 über Errichtung von Volksschulen und Bildung von Schulsprengeln. Durch dieselbe sollte die Zahl der Volksschulen vermehrt und einem Beschluß der Gemeindebehörden es überlassen werden, ob eine confessionell getrennte christliche Volksschule in eine confessionell gemischte umgewandelt werden solle oder auch umgekehrt. Endlich wurde im April 1873 eine Verordnung über die Gründung und Leitung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erlassen. Nach derselben sollten alle diese Anstalten unter der Oberaufsicht des Staates stehen, die Gründung und Leitung solcher Anstalten, welche die Heranbildung junger Kleriker bezweckten, die Genehmigung des Cultusministeriums bedürfen, ebenso die mit der Errichtung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten etwa verbundene Gründung von Klöstern, geistlichen Genossenschaften oder Filialen derselben der besondern landesherrlichen Genehmigung vorbehalten bleiben. So wurde dem Ultramontanismns gerade auf dem Terrain, auf welchem er indessen fast unumschränkter Herr war und am meisten Unheil anstiften konnte, Boden abgewonnen und die Wohlthat der preußischen Kirchengesetze, soweit nicht ähnliche Bestimmungen schon in Baiern bestanden, auch dorthin übergetragen.

Gegenüber dem bekannten Lasker'schen Antrage, wonach die Competenz des Reiches auf das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren, einschließlich der Gerichtsorganisation ausgedehnt werden sollte, verhielt sich die bairische Regierung anfangs sehr spröde. Schon in der Ausschußsitzung des Bundesrathes vom 8. Dec. 1871 sprach sich Baiern ablehnend aus. In der Plenarsitzung des Bundesrathes vom 9. April 1872 wiederholte der bairische Bevollmächtigte seine Ablehnung und bekämpfte den Antrag als einen Eingriff in die Gesetzgebung der Einzelstaaten, welche dadurch ihrer Justizhoheit entkleidet würden. Bei der Debatte, welche am 29. Mai 1872 im Reichstage über diesen Antrag stattfand, suchte der bairische Justizminister Fäustle das Gehässige des Widerstandes gegen einen Beschluß der Reichstagsmehrheit von der bairischen Regierung abzuwenden, stellte derselben das beste Zeugniß aus über ihr Interesse an der Fortentwickelung der Reichsverfassung und suchte seine principielle Ablehnung durch Vorbringung unwesentlicher Bedenken zu verdecken. Nun bemächtigte sich aber die Fortschrittspartei der bairischen Abgeordnetenkammer der Sache. Der Landtag wurde am 4. Nov. 1873 wieder eröffnet. Die am folgenden Tage vorgenommene Wahl des Directoriums brachte ein für die Uneingeweihten höchst unerwartetes Resultat; zum ersten Präsidenten wurde Freiherr von Stauffenberg, Mitglied der Fortschrittspartei und Reichs-

Digitized by Google

tagsabgeordneter, zum zweiten Präsidenten Staatsrath von Schlör, früher Handelsminister, zu Schriftführern drei Fortschrittsmänner und ein Patriot gewählt. Die Erklärung hiervon bildete die Thatsache, daß sich aus der bisherigen patriotischen Kammermehrheit die aus sechs Mitgliedern bestehende Fraction der „Freien Vereinigung" herausbildete, welche den Terrorismus der Herren Jörg und der andern Parteiführer nicht mehr ertragen mochten, das Recht der eigenen freien Ueberzeugung sich wahren wollten und den Muth hatten, den Verdächtigungen und Beschimpfungen ihrer bisherigen Parteigenossen mit entschlossener Stirn gegenüberzutreten. Wohin diese Fraction bei den Abstimmungen sich wandte, da war das Uebergewicht. Die Fortschrittspartei hatte vor der Wahl den Patrioten ein Compromiß angetragen und ein aus den beiden großen Parteien gemischtes Directorium vorgeschlagen, aber jene erwiderten: „Entweder alles oder nichts!" Nun hätte die Fortschrittspartei es in der Hand gehabt, sie zu letzterm zu verurtheilen, aber sie war durchaus im Gegensatz zu dem frühern Benehmen der Patrioten bei diesen Wahlen rücksichtsvoll und nobel genug, als zweiten Präsidenten den ultramontanen Erzgießer von Miller zuzulassen und eine Schriftführerstelle einem Ultramontanen zu geben. Da Miller, dem Parteibeschluß gemäß, nicht annahm, so wurde der obenerwähnte Schlör, welcher zu keiner Partei gehört, gewählt. Auch bei der Wahl der ständigen vier Ausschüsse (für Geschäftsordnung, für Finanzen, für Beschwerden wegen Verfassungsverletzung, für Petitionen) wurde diese Rücksicht beobachtet und das Stimmenverhältniß der beiden Parteien in der Kammer zu Grunde gelegt. Diese Wahlen bezeichneten eine entschiedene Wendung zum Bessern. Die ultramontanen Blätter freilich sprachen bereits von Majorisirung und von Auflösung der Kammer. Es war eben für diese Partei gar zu angenehm gewesen, volle drei Jahre das parlamentarische Ruder zu führen und alle Wahlen mit rücksichtsloser Ausschließlichkeit zu beherrschen.

Auf der Tagesordnung der Sitzung vom 8. Nov. stand der von Völk und Herz eingebrachte Antrag, es möge die Staatsregierung ihre Bevollmächtigten beim Bundesrathe anweisen, dem Antrage Lasker's in Betreff der Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf das gesammte bürgerliche Recht zuzustimmen. Die Patriotenpartei suchte den Antrag als einen die bairische Verfassung alterirenden, als sogenannten Initiativantrag darzustellen, welcher eine dreimalige Berathung, und zur Annahme eine Zweidrittel-Majorität bedürfe. Doch wurde ein dahin lautender Antrag, auf die Nachweisung Schlör's hin, daß es sich hier nicht um ein zu machendes Gesetz, sondern um Ausübung des Petitionsrechtes, nicht um Abänderung der bairischen, sondern der Reichsverfassung handle, mit 77 gegen 74 Stimmen verworfen und auf die Berathung des eigentlichen Antrags eingegangen. Auch jetzt noch wollte Jörg den Antrag an eine Commission weisen, und Ruland klagte über das Drängen zur Mediatisirung Baierns. Justizminister Fäustle sprach sich für den Antrag aus, namentlich darauf aufmerksam machend, daß Baiern nur durch das Deutsche Reich, niemals durch sich selbst das gerade für Baiern so nöthige neue Civilgesetz erhalte, und daß man nicht glauben solle, es werde der particularen Gesetzgebung gar nichts mehr übrigbleiben. Wie man in einer gemeinsamen Gesetzgebung eine Beeinträchtigung der Souveränetätsrechte, eine Mediatisirung erblicken könne, sei ihm unbegreiflich. Er schloß mit den Worten: „Das habe ich gelernt, die Feinde der bairischen Sonderrechte leben nicht in Preußen allein; das sind die gefährlichsten Feinde derselben, welche Baiern immer loslösen möchten vom Reiche, es gegen dasselbe in Opposition drängen wollen. Wenn wir nicht mitthun, nicht mitarbeiten am Reiche, dann verlieren wir in Berlin das Gewicht, das wir dort immer noch haben, und verscherzen die Rücksichtnahme, die uns dort entgegengebracht wird." Der Vorschlag Jörg's, den Antrag an eine Commission zu verweisen, wurde mit 76 gegen 74 Stimmen abgelehnt, hierauf der Völk-Herz'sche Antrag mit 77 gegen 74 Stimmen angenommen.

Digitized by Google

Die Frage, ob die bairische Armee ihre besondere Uniform beibehalten oder in allen Einzelheiten derselben nach dem Muster der norddeutschen Armee sich richten solle, kostete in den betreffenden Kreisen viele Erwägungen und Berathungen. Die Gradauszeichnungen, die Dienst- und die sogenannten militärischen Erkennungszeichen wurden in Einklang mit denen der übrigen deutschen Truppen gebracht; aber, wie zu erwarten war, der Raupenhelm und die hellblaue Farbe der Kleidung blieb. Von dem Unharmonischen, das dadurch in der deutschen Armee erhalten bleibt, ganz abgesehen, ist denn doch hierbei zu bemerken, daß es in einem Kriege nicht immer gleichgültig ist, ob der Feind schon aus weiter Entfernung erkennt, wo die bairischen Regimenter stehen. Schon diese eine Erwägung hätte mehr Berücksichtigung verdient als das Hängen an einer traditionellen Landesfarbe. Aber gerade auf militärischem Gebiet scheint sich der bairische Particularismus am zähesten zeigen und am meisten auf seine Reservatrechte pochen zu wollen. An die von dem Kronprinzen von Preußen im Auftrage des Bundesfeldherrn vorgenommenen Inspectionen der bairischen Truppen im August und September der Jahre 1872 und 1873 knüpften sich, besonders von seiten der Bevölkerung der Städte Augsburg, Ingolstadt, Nürnberg, Würzburg, freudige und begeisterte Huldigungen. Sämmtliche Mitglieder des königlichen Hauses hielten sich von diesen Inspectionen fern. Die Antworten einer hohen Person an die Deputation von Füssen und später an den Festredner des Veteranenfestes in Garmisch weisen auf eine tiefe Misstimmung hin. Und doch steht selbst die Wittelsbach'sche Krone nur fest unter dem Schirme der deutschen Kaiserkrone. Aber es ist ein Naturgesetz, daß alles in der Welt seine Zeit braucht, auch die politische Verdammung.

Digitized by Google

Das Ozon.

Seine Rolle im Naturhaushalt und in der Arzneimittellehre.

Von

Ernst Krause.

Den aufmerksamen Naturbeobachtungen der Griechen war eine doppelte Wirkung der Blitze nicht verborgen geblieben: die anfängliche Verunreinigung mit schädlichen Dünsten und die darauffolgende Reinigung der Luft von denselben. Schon Homer schildert am Ende des zwölften Gesanges der Odyssee den schwefeligen, erstickenden Geruch, den ein Blitzstrahl in einem geschlossenen Raume zurückläßt:

> Hoch nun donnerte Zeus und schlug in das Schiff mit dem Glutstrahl,
> Und es erbebete ganz vor dem schmetternden Strahle Kronion's
> Rings von Schwefel durchdampft.

Sehr wahrscheinlich ist aus dieser Erfahrung die im Mittelalter verbreitete Sage entstanden, daß die Erscheinung des Teufels, der ja als der wahre Feuergeist galt, einen schwefeligen Geruch zurücklasse. Aber auch die von dem Naturmenschen so allgemein den Gewittern zugeschriebene luftreinigende Wirkung war den Alten nicht unbemerkt geblieben; sie ergingen sich in allerlei Theorien und Betrachtungen darüber, und Plutarch in seiner Abhandlung: „Wie der Jüngling die Dichter lesen solle", erinnert daran, daß, wenn es in der Ilias heiße, „Here schmücke sich, um den Zeus würdig zu empfangen", dies physikalisch aufzufassen sei, als eine Reinigung der in Here personificirten Luft durch die Kraft des im Blitze versinnlichten Zeus. Die Erklärung dieser und anderer mit den Gewittern und Luftveränderungen in Zusammenhang stehenden Vorgänge konnte erst nach der im Jahre 1840 erfolgten hochwichtigen Entdeckung des Ozons geschehen, eines Stoffes, dessen Untersuchung seitdem die Kräfte sehr zahlreicher Chemiker in einem solchen Grade in Anspruch genommen hat, daß erst in den letztverflossenen Jahren die Frage gelöst werden konnte, was diese neue Luftart eigentlich sei, und in welchem Verhältnisse sie zum Sauerstoff stehe.

Es war der 1869 verstorbene baseler Professor Schönbein, welcher die Aufmerksamkeit der Chemiker zuerst auf das Ozon richtete und demselben während der zweiten Hälfte seines Lebens unausgesetzte Studien widmete, sodaß sein Name unauflöslich mit demselben verbunden ist. Bei der Zersetzung von angesäuertem Wasser durch den Strom einer galvanischen Batterie aus Grove'schen Elementen bemerkte er im Jahre 1840, daß der am positiven Pole auftretende Sauerstoff denselben eigenthümlichen

Digitized by Google

Geruch besaß, welcher in einem Gebäude, in das der Blitz eingeschlagen, oder in einem Zimmer, in welchem längere Zeit hindurch eine Elektrisirmaschine thätig war, auftritt. Dieser Geruch wird, wenn er nur schwach ist, demjenigen der Hummern verglichen, im concentrirterm Zustande wirkt er stechend und erstickend, heftigen Hustenreiz erregend, ähnlich dem Chlor. Man nimmt denselben Geruch wahr, wenn eine Person mit durchnäßten Kleidern ins Zimmer tritt, wenn man ein Stück Schwefel oder Katzenfell reibt; auch eine Schachtel Streichhölzer riecht ähnlich. In reinster Beschaffenheit kann man diesen eigenthümlichen Geruch, der dem Träger desselben seinen Namen Ozon (von ὄζειν, riechen) verschaffte, kennen lernen, wenn man mit einer Messerklinge nicht zu rasch, aber doch so, daß sie nicht dabei warm wird, über den äußern Mantel der Flamme eines Bunsenbrenners oder einer Weingeistlampe hinfährt und sie dann sogleich der Nase nähert. Außer der Zersetzung des Wassers durch den galvanischen Strom erkannte Schönbein noch verschiedene Wege, den Sauerstoff für sich oder in seiner Mischung mit Stickstoff (atmosphärische Luft) mit diesem stark riechenden Gase zu beladen oder, wie man sagt, zu ozonisiren, nämlich die mit Leuchten verbundene langsame Oxydation des Phosphors in feuchter Luft, oder das Schütteln der Luft mit gewissen ätherischen Oelen; keins derselben aber zeigte sich ergiebiger als das Durchschlagen zahlreicher kleiner Blitze (d. h. elektrischer Funken) durch eine in einem Glasbehälter eingeschlossene Sauerstoff- oder Luftmenge, sowie auch das stille Ausströmen der Elektricität aus Spitzen. In neuerer Zeit hat man besondere Apparate construirt, um große Mengen von Luft oder Sauerstoff zu ozonisiren. Darunter besteht der von Siemens construirte aus einer mit Stanniol belegten Glasröhre, die in einer weitern, ebenfalls mit Stanniol belegten Röhre befestigt ist. Die beiden Belegungen werden mit den Polen eines kräftigen Inductionsapparates verbunden und es zeigt sich die Luft, welche man in einem continuirlichen Strome durch den Zwischenraum der beiden ineinandersteckenden Röhren treibt, stark mit Ozon beladen. Noch stärker soll der ähnliche, kürzlich von Boillet*) construirte Apparat wirken, welcher aus drei ineinandersteckenden Röhren besteht, von denen die innerste und der Zwischenraum der beiden äußern mit Gaskohle gefüllt wird. Die Füllung der innersten Röhre wird mit dem einen Pol einer kräftigen Batterie und die des äußern Zwischenraums mit dem andern durch Platindrähte in Verbindung gesetzt und die Luft durch den Zwischenraum zwischen der innersten und der mittlern Röhre getrieben; sie zeigt sich beim Verlassen der Röhre äußerst stark ozonisirt.

Die Veränderungen, welche der Sauerstoff durch diese Einwirkungen erleidet, gipfeln in einer außerordentlichen Erhöhung seiner oxydirenden Eigenschaften. Der Sauerstoff ist ein verhältnißmäßig träges Element, namentlich wenn man ihn mit dem Chlor vergleicht, welches alle organischen Farben im Moment bleicht, die übeln Gerüche ebenso schnell zerstört, alle organischen Körper angreift, Terpentinöl entzündet, sich mit vielen Metallen unter Feuererscheinung vereinigt, mit Wasserstoffgas gemengt sofort explodirt, wenn die Sonne oder die Strahlen des Magnesiumslichtes auf das Gemisch fallen. Soll sich der Sauerstoff mit den Körpern, die vom Chlor bei gewöhnlicher Temperatur angegriffen werden, vereinigen, so müssen sie bis zum Brennen erhitzt werden; bei gewöhnlicher Temperatur kann zwar auch eine Vereinigung mit Sauerstoff stattfinden, aber sie erfordert viele Zeit und meistens die Gegenwart von Wasser. Es ist dies die sogenannte langsame Verbrennung, zu der das Rosten der Metalle, die Verwesung organischer Körper u. s. w. gehören. Das Ozon nun oxydirt die Körper wie Sauerstoff, aber dabei schnell und energisch wirkend wie Chlor. Die Metalle, selbst einige der sogenannten edeln, weil sie für gewöhnlich gar nicht rosten, wie das Silber, werden sofort oxydirt,

*) „Comptes rendus", April 1873.

Digitized by Google

und zwar auf ihre höchsten Oxydationsstufen gebracht, wenn sie mit ihm in Berührung kommen. Wie das Chlor zerstört das Ozon die Pflanzenfarben, übeln Gerüche u. s. w. augenblicklich; alle organischen Körper mit wenigen Ausnahmen werden angegriffen, sodaß das Ozon zu den zerstörendsten Stoffen gehört, die wir kennen. Auch darin ist es dem Chlor ähnlich, daß es aus Jodkaliumlösung Jod freimacht, welches leicht erkannt werden kann dadurch, daß es vorhandenen Stärkekleister tief violettblau färbt. Jodkaliumstärkepapier gibt daher ein gutes Reagens auf Ozon und wird durch die Ausströmung einer Elektrisirmaschine alsbald gebläut. Selbst das Wasser wird vom Ozon höher oxydirt, Weingeist in Essig und andere Alkoholarten in die ihnen entsprechenden Säuren verwandelt. Indessen wirkt es auf die meisten Substanzen nur ein, wenn sie seiner Wirkung im feuchten Zustande ausgesetzt werden. Die gasförmigen Verbindungen des Kohlenstoffs, Schwefels und Phosphors mit dem Wasserstoff, welche sich mehr oder weniger übel riechend bei der langsamen Verwesung der organischen Substanzen entwickeln (Fäulnißgase), werden dermaßen gründlich zerstört (indem sie zu Kohlensäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure und Wasser oxydirt werden), daß sie mit dem nächsten Regen aus der Atmosphäre niedergeschlagen werden, um dem Boden nützliche Düngstoffe zuzuführen. Darauf beruht die obenerwähnte luftreinigende Wirkung der Blitze. Aber auch alle andern organischen Körper zerstört das Ozon, indem es ihnen den Wasserstoff entreißt, ebenso schnell und energisch, und würde, in genügender Menge vorhanden, die ganze organische Natur einer schleunigen Zerstörung überliefern. Sobald aber diese oxydirende Wirkung auf organische und unorganische Körper nach dem Maßstabe der vorhandenen Ozonmenge vollbracht ist, hat das übrigbleibende Gas den charakteristischen Geruch verloren; das Ozon ist verschwunden. Ebenso schnell wie durch Berührung mit mehr oder weniger leicht oxydirbaren Körpern, wird das Ozon durch eine 200 Grad übersteigende Temperatur zersetzt.

Ich werde zunächst die Geschichte der Theorien über die Natur des Ozons behandeln, welche auch für den Nichtchemiker von großem Interesse ist, weil sie besser als irgendein anderes Beispiel beweist, welche Schwierigkeiten sich der Forschung selbst auf dem realsten Boden entgegenstellen.

Als was war nun dieser dem Sauerstoff in meist nur geringer Menge beigemengte Körper, der seine oxydirenden Fähigkeiten in so bemerkenswerthem Grade erhöhte, zu betrachten? Wegen der Aehnlichkeit, welche das Ozon in Geruch und Eigenschaften mit dem Chlor besitzt, war sein Entdecker anfangs geneigt, ihn für einen demselben ähnlichen einfachen Körper zu halten, der aus dem Stickstoff, welchen man aus gewissen Gründen für zusammengesetzt hielt, abgeschieden sei, und diese Aehnlichkeit mit dem Chlor ist so groß, daß später, nachdem Schönbein dahin gelangt war, das Ozon für einen zusammengesetzten Körper anzusehen, er auch das Chlor für die Verbindung eines einfachen Grundstoffes (Murium) halten zu müssen glaubte. Die Untersuchung des neuen Körpers bot namentlich infolge zweier Umstände Schwierigkeiten, nämlich erstens, weil in der ozonisirten Luft trotz ihres starken Geruches und ihrer merkwürdigen Eigenschaften immer nur geringe Mengen Ozon vorhanden waren, und dann, weil letzteres so leicht zersetzbar ist und schon durch die bei der Zusammensetzung chemischer Geräthschaften unvermeidlichen Kautschukverbindungen der Röhren beständig vermindert wurde. Man mußte zuletzt alle Dichtungen der Glasgefäße und Röhren mit mineralischen Stoffen ausführen, bis man in dem nach seiner Unveränderlichkeit Paraffin genannten Fettstoffe ein geeigneteres Dichtungsmittel erkannte, welches freilich keineswegs die Vortheile des Kautschuk gewährt.

Die Frage nach der chemischen Natur des Ozons wurde ihrer Entscheidung etwas näher gebracht durch eine lange Reihe von Versuchen, welche Marignac zum Theil in

Digitized by Google

Gemeinschaft mit de Larive seit dem Jahre 1845 anstellte. Diese beiden Chemiker zeigten nicht nur, daß die Gegenwart von Stickstoff bei der Bildung des Ozons unnöthig ist — obwol, wie noch in neuester Zeit Boillet bemerkte, mit Stickstoff verdünntes Sauerstoffgas, wie es in der Atmosphäre vorhanden ist, viel leichter ozonisirt wird als im reinen Zustande; sie bewiesen nicht nur, daß bei der Elektrolyse völlig luft- (also auch stickstoff-)freien Wassers der Sauerstoff mit Ozon beladen auftrete, sondern auch, daß, wenn man denselben auf feinzertheiltes Silber oder Jodkaliumauflösung wirken lasse, in den neugebildeten Producten nur Sauerstoffzufuhr, aber kein Stickstoff zu finden sei. Das feinzertheilte feuchte Silber wird zuerst in Silberoxyd, darauf in Silbersuperoxyd verwandelt, das Jodkalium geht unter Ausscheidung von Jod in jodsaures Kali über, beides sehr sauerstoffreiche Verbindungen, während Silber und Jodkalium sauerstofffrei sind. Die beiden Chemiker zogen aus ihren Versuchen den Schluß, daß das Ozon kein zusammengesetzter Körper sei, sondern ein im Zustande eigenthümlicher Erregung befindlicher Sauerstoff, dessen Verwandtschaft zu andern Körpern dadurch gesteigert sei. Man bezeichnete ihn nach dieser Anschauung als erregten oder activen Sauerstoff, im Gegensatze zu dem durch Erhitzung aus andern Körpern freigemachten, gewöhnlichen oder passiven Sauerstoff, wie er unter anderm in so großen Mengen in der atmosphärischen Luft vorhanden ist. Man kennt mehrere chemische Elemente in einem sogenannten passiven und activen Zustande, von denen ich nur an den rothen Phosphor erinnern will, der zur Fabrikation der schwedischen Zündhölzchen dient, welcher sich von gewöhnlichem Phosphor, aus dem er durch längeres Schmelzen bei Luftabschluß dargestellt wird, schon äußerlich dadurch unterscheidet, daß er viel weniger leicht sich entzündet und nicht giftig ist. Man erklärt sich solche Unterschiede in dem Verhalten eines und desselben Körpers durch Aenderungen in der Anordnung seiner kleinsten Theile und nennt dieselben allotropische Zustände; bei dem Ozon lag es in Berücksichtigung seiner reichlichen Entstehung durch elektrische Einwirkungen nahe, an einen besondern elektrischen Zustand der kleinsten Theile desselben zu denken.

Wie schon erwähnt, ist es immer nur ein kleiner Theil des Sauerstoffs, der sich in dem Gasgemenge als ozonisirt erweist. Indessen gelang es im Jahre 1853 Becquerel und Fremy, eine gegebene Sauerstoffmenge in einem Glascylinder, der unten durch Jodkaliumauflösung abgesperrt war, durch fortgesetzte elektrische Funken, die man durch das Glas schlagen ließ, nach und nach gänzlich in Ozon umzuwandeln, wie die endlich vollständige Verschluckung des Gases durch die Jodkaliumlösung, welche dadurch unter Abscheidung von Jod zu jodsaurem Kali oxydirt wurde, bewies.

Der Ansicht, daß das Ozon nur ein besonderer Zustand des Sauerstoffs sei, wollte sich Schönbein anfänglich nicht anschließen und hielt denselben nach wie vor für einen zusammengesetzten Körper. Die Abwesenheit des Stickstoffs war nachgewiesen, aber aus dem Umstande, daß Feuchtigkeit der Luft ihre Ozonisation z. B. durch Phosphor sehr befördert, schloß Schönbein sich nunmehr den Ansichten einiger Chemiker an, welche das Ozon als ein höheres Oxyd des Wasserstoffes anzusehen geneigt waren. Wenn das Wasserstoffgas verbrennt, so verwandelt es sich in Wasser, welches als die erste Oxydationsstufe des Wasserstoffs (H^2O) anzusehen ist. Unter Einfluß ozonisirter Luft kann der Wasserstoff noch höher oxydirt werden, und es bildet sich dann das sogenannte Wasserstoffsuperoxyd (H^2O^2), auch oxydirtes Wasser genannt, eine ätzende, wie das Ozon stark oxydirend wirkende Verbindung, die man in neuerer Zeit zur Restauration dunkel gewordener Oelgemälde benutzt hat, weil sie das in schwarzes Schwefelblei übergegangene Bleiweiß der Gemälde in weißes schwefelsaures Blei verwandelt, eine Wirkung, die das Ozon ebenfalls ausübt. Dieses Wasserstoffsuperoxyd ist ein steter Begleiter des Ozons, wenn die Bildung desselben, sei es durch die Oxydation von Phosphor, oder durch Berührung

Digitized by Google

mit ätherischen Oelen, oder durch Elektricität in Gegenwart von Feuchtigkeit stattgefunden hat, da eben einige Antheile desselben sofort den vorhandenen Wasserdampf höher oxydiren. Aus diesem Grunde enthält der Gewitterregen auch stets nachweisbare Spuren dieses oxydirten Wassers. Weil dasselbe nun unter Abgabe von Sauerstoff sehr leicht in gewöhnliches Wasser, z. B. durch Erhitzen, verwandelt wird, Pflanzenfarben wie das Ozon bleicht, überhaupt eine Anzahl ähnlicher oxydirender Wirkungen wie dieses selbst ausübt, lag es nahe, das Ozon für einen wenigstens ähnlich zusammengesetzten Körper zu halten, und dem entsprechend wurde es von vielen Chemikern lange Jahre hindurch für eine noch höhere Oxydationsstufe des Wasserstoffs ($H^2 O^3$), für eine Art Wasserstoffsäure angesehen.

Es war keineswegs leicht, die Unhaltbarkeit dieser Ansicht darzulegen. War diese neue Auffassung die richtige, so mußte bei der Zersetzung des Ozons neben der oxydirenden Wirkung eine Wasserbildung nachweisbar sein, aber da das Ozon in größerer Menge nur in feuchter Luft gebildet zu werden schien, und auf die meisten Körper nur wirkte, wenn sie im feuchten Zustande dargeboten wurden, auch meist von Wasserstoffsuperoxyd begleitet war, so erforderte es große Genauigkeit, um das Nichtauftreten der kleinen Wassermengen, die man von der Zersetzung des stets nur in geringer Menge der Luft oder dem Sauerstoff beigemengten Ozons erwarten konnte, zu beweisen. Schönbein, dem es nur um die Erforschung der Wahrheit und nicht um die Vertheidigung einer vorgefaßten Idee zu thun war, wies im Jahre 1849 als einer der ersten Chemiker nach, daß bei der Zersetzung reinen Ozons keine Spur Wasser auftritt. Er ozonisirte mehrere hundert Liter Luft, indem er sie über feuchten Phosphor leitete, ließ dieselbe sodann durch eine Röhre gehen, in welcher ihr alle Feuchtigkeit und etwa entstandener Wasserstoffsuperoxyd entrissen wurde, und bewirkte dann erst die Zersetzung des Ozons durch Erhitzung eines Theils der Röhre auf 400 Grad. Das erhaltene Gas, welches ein Gemenge von Sauerstoff und Wasserdampf sein mußte, wenn die so lange festgehaltene Theorie richtig sein sollte, wurde nun weiter durch einen zweiten wasserabsorbirenden Apparat geleitet, und siehe da, dieser Trockenapparat zeigte nicht die geringste Gewichtszunahme, so groß auch die Menge des zur Zerstörung gekommenen Ozons sein mochte. Aehnliche Versuche mit Ozon anderer Entstehungsquellen wurden noch im Jahre 1863 mit dem gleichen Erfolge von Soret angestellt, und überdem wurde von andern Chemikern nachgewiesen, daß es, wiewol im mindern Grade gelinge, auch völlig trockenen Sauerstoff zu ozonisiren, und daß so gebildetes Ozon auf völlig trockenes Quecksilber und Jod oxydirende Wirkungen äußere, die nur dem Ozon und nicht dem gewöhnlichen Sauerstoff zukämen.

Seitdem wurde es nicht mehr bezweifelt, daß das Ozon ein einfacher von dem gewöhnlichen Sauerstoff nicht specifisch verschiedener Körper sei, aber bald bildete sich eine neue Theorie heraus, nach welcher nun der Sauerstoff ein zusammengesetzter Körper sein sollte, und das Ozon der eine Bestandtheil desselben. In einem im Juni 1858 an Faraday gerichteten Briefe sprach Schönbein zuerst die Ansicht aus, daß der passive Sauerstoff aus der Verbindung äquivalenter Mengen eines elektropositiven Bestandtheils (Ozon) und eines elektronegativen, den er Antozon nannte, bestehe, und durch Einwirkung der Elektricität und chemischer sowie physikalischer Processe in dieselben gespalten werden könne. Die Ozonbildung wäre also das Product einer elektrischen Polarisirung, nach deren Aufhören sich die beiden sich lebhaft anziehenden Körper wieder zu gewöhnlichem Sauerstoff verbänden. Diese geistvolle Theorie — ich muß sie, obwol sie heute aufgegeben ist, so nennen — fand schon deshalb lebhaften Beifall, weil sie die Zerlegung noch anderer, bis dahin, wie der Sauerstoff, für einfach gehaltener Körper zu versprechen schien; aber mit ihrer Hülfe ließen sich auch andere räthselhafte Vorgänge bei der Ozonbildung und Wirkung leicht erklären. Zunächst der Umstand, daß feuchte Luft leichter ozonisirbar ist als trockene. Nach der neuen Theorie mußten jedesmal bei der Zersetzung des Sauer-

Digitized by Google

stoffes durch den elektrischen Funken Ozon und Antozon nebeneinander entstehen, allein sie verbänden sich immer wieder zu gewöhnlichem Sauerstoff. Anders bei Gegenwart von Feuchtigkeit. Das Antozon habe nämlich die Neigung, sich mit Wasser und Wasserstoffsuperoxyd zu verbinden, und dadurch bleibe alsdann das Ozon für sich allein übrig und könne sich auf diese Weise anhäufen, ohne durch das eine entgegengesetzte Spannung besitzende Antozon wieder neutralisirt zu werden.

Das Wasserstoffsuperoxyd wäre hiernach also eine Verbindung von Wasser (H^2O) mit Antozon, und in der That schienen sich durch diese Annahme eine Anzahl höchst eigenthümlicher Wirkungen dieses Körpers auf überraschende Weise zu erklären. Während sich nämlich das Wasserstoffsuperoxyd, seinem Sauerstoffreichthum entsprechend, wie das Ozon zahlreichen Körpern gegenüber als oxydirend verhält und ihnen Sauerstoff zuführt, wirkt es auf andere sauerstoffreiche desoxydirend, d. h. Sauerstoff freimachend. Ueberzieht man Mangansuperoxyd, den sogenannten Braunstein, aus dem man durch Erhitzen Sauerstoff darzustellen pflegt, mit Wasserstoffsuperoxyd, welches im concentrirten Zustande eine syrupsdicke Flüssigkeit von bitterm Geschmacke und schwach widerlichem Geruch darstellt, so entweicht beim Zusatz einer Säure gewöhnlicher Sauerstoff und am Ende der Einwirkung haben beide Körper ihr Uebermaß von Sauerstoff abgegeben: aus dem einen ist Wasser, aus dem andern Manganoxydul geworden. In ähnlicher Weise reducirt das Wasserstoffsuperoxyd Silberoxyd zu metallischem Silber, und Uebermangansäure unter Umständen zu Manganoxydul, ohne doch den Sauerstoff, den es freimacht, zu binden; ja im Gegentheil es verliert gleichzeitig die Hälfte seines Sauerstoffes. Diese räthselhafte sogenannte katalytische oder Contactwirkung erklärt Schönbein nun so: „Der Sauerstoff des Wasserstoffsuperoxyds ist Antozon und der des Mangansuperoxyds Ozon, kommen diese beiden Körper daher in Berührung, so zieht der loser gebundene positive Sauerstoff des einen den ebenfalls lose gebundenen Theil des negativen Sauerstoffs des andern an, und sie vereinigen sich zu gewöhnlichem Sauerstoff, welcher dabei entweicht." Nach dieser sehr bestechenden Theorie, die eine Reihe von Vorgängen erklärt, welche ohne sie unerklärlich bleiben, könnte man alle Oxyde und Säuren, vorzugsweise die sogenannten Superoxyde und Supersäuren, in zwei Klassen theilen, in Ozonide und Antozonide.

Hiernach gehörten zu den Ozoniden: die Superoxyde und Supersäuren das Mangan, Chrom, Blei, Nickel, Kobalt, Silber, Eisen u. a. Sie verhalten sich untereinander wirkungslos und entwickeln bei der Behandlung mit einer starken Säure Ozon oder mit Chlorwasserstoffsäure, weil sich das Ozon mit dem Wasserstoff zu Wasser verbindet, Chlor.

Zu den Antozoniden würden gehören: die Superoxyde des Wasserstoffs, Kalium, Natrium, Baryum und Strontium. Sie verhalten sich untereinander passiv, geben mit Sauerstoffsäuren kein Ozon, sondern Antozon, welches sich bei Gegenwart von Wasser wieder zu Wasserstoffsuperoxyd verbindet, mit Salzsäure kein Chlor; wirken dagegen auf die Ozonide lebhaft zersetzend ein, indem sie neutralen Sauerstoff entwickeln, der durch die Vereinigung des + und — O entstanden ist.

Das freie Antozon hätte denselben Geruch wie Ozon, färbe wie dieses ein mit Jodkaliumlösung getränktes stärkehaltiges Papier (durch Jodausscheidung) violett, und die spirituöse Auflösung des Guajakharzes blau. Dagegen unterschieden sich beide Körper auf folgende Weise: 1) Ein mit schwefelsaurem Manganoxydul getränkter Papierstreifen wird in einer ozonhaltigen Luft durch Bildung von Mangansuperoxyd braun gefärbt, und man hat in solchem Papier eins der besten Erkennungsmittel des Ozongehaltes der Luft, da die Schnelligkeit und Intensität der Bräunung des Papieres der Menge des vorhandenen Ozons entspricht. Antozon färbe das weiße Manganpapier nicht braun, entfärbe aber das durch Ozon gebräunte Papier von neuem. 2) Ebenso werde ein mit

Digitized by Google

basisch essigsaurem Bleioxyd getränkter Papierstreifen durch Ozon anfänglich mennigegelb, darauf braun (durch Bildung von Bleisuperoxyd) gefärbt, durch Antozon aber wieder entfärbt. 3) Chromsäurelösung werde durch Ozon nicht verändert. Setzt man dagegen zu der rothgelben Flüssigkeit Wasserstoffsuperoxyd, so färbt sie sich anfangs blau durch Bildung von Ueberchromsäure, gleich darauf aber entwickelt sich passiver Sauerstoff und die Chromsäure wird zu grünem Chromoxyd reducirt. Ebenso soll ein mit Schwefelsäure und Chromsäure getränktes Bimssteinstück durch Antozon grün gefärbt werden, durch Reduction zu Chromoxyd. 4) Eine Auflösung von übermangansaurem Kali, die mit Schwefelsäure schwach angesäuert ist, werde durch Wasserstoffsuperoxyd ganz entfärbt — sie sieht vorher prachtvoll purpurfarben aus — indem schwefelsaures Kali und schwefelsaures Manganoxydul entstehen und passiver Sauerstoff entweicht. Durch Einleiten von Ozon bräunt sich die Flüssigkeit wieder, indem aus dem Manganoxydul Mangansuperoxydhydrat gebildet wird. 5) Das Ozon werde schon bei einer Temperatur von 75° C. langsam in passiven Sauerstoff verwandelt, während das Antozon viel beständiger ist.

Obwol es einem Chemiker nicht entgehen konnte, daß die eben für das Antozon als charakteristisch angegebenen Reactionen zugleich dem Wasserstoffsuperoxyd, welches in der Regel als Gesellschafter des Ozons auftritt, angehören, so konnte dieser Umstand allerdings nichts gegen die Existenz des Antozons beweisen, da ja das erstere ein Autozonid vorstellen konnte. In der That hat die Existenz von Ozon und Antozon bis in die neueste Zeit Verfechter gefunden und findet sie wol noch heute. Namentlich hat Fr. Meißner eine Reihe Versuche veröffentlicht*), welche die Existenz des Antozons außer Zweifel stellen sollen. Er behauptet unter anderm, daß in dem durch Elektrisirung der Luft entstehenden Gemenge von Ozon und Antozon das letztere erst dann erkennbar werde, wenn das Ozon entfernt sei, was man mittels eines Durchleitens des Gasgemenges durch Jodkaliumlösung erreiche, die nur das Ozon zur Bildung von jodsaurem Kali verwende, während das übrigbleibende Antozon in der Form deutlicher Nebel über der Flüssigkeit erscheine und durch oben angeführte Reactionen nachgewiesen werden könne. Diese und ähnliche Aufstellungen wurden durch eine im Mai 1870 veröffentlichte Arbeit von Karl Engler und Otto Nasse widerlegt. Sie zeigten, daß, wenn man das Ozon der elektrisirten Luft durch einen Körper absorbiren läßt, der im trockenen Zustande von demselben oxydirt wird, beim Weiterleiten durch Wasser keine Antozonnebel entstehen. Zur Zerstörung des Ozons ließ sich am besten ein frischbereitetes Zinknatrium benutzen, mit welchem ein U-förmig gekrümmtes Glasrohr gefüllt wurde. Schaltet man dieses Rohr hinter dem mit Jodkaliumauflösung gefüllten Gefäße ein, so entstehen, wenn man das Glas in einem andern Gefäße über Wasser aufsteigen läßt, ebenfalls Nebel zum Beweise, daß das Antozon nicht etwa vom Zinknatrium zersetzt wird; wurde aber die Zinknatriumröhre vor der Jodkaliflüssigkeit angebracht, so erschienen gar keine Nebel. In diesem Falle wurde nämlich das Ozon vollkommen zerstört, ehe es mit Wasser in Berührung kam; es konnte sich deshalb kein Wasserstoffsuperoxyd bilden, der, von dem passiven Sauerstoff mit fortgerissen, in obigen Versuchen den Anlaß zu der Nebelbildung gab. Läßt man das Ozon durch trockenes Jod zersetzen, so erzeugt das weiter strömende passive Sauerstoffgas ebenfalls Nebel über dem Wasser, aber sie bestehen in diesem Falle aus Jodsäure.

Durch diese Versuche ist beinahe zur Evidenz bewiesen, daß das vermeintliche Antozon nichts anderes ist als Wasserstoffsuperoxyd, während schon früher durch von Babo, Brodie und Weltzien nachgewiesen war, daß der angenommene strenge Unterschied zwischen Ozoniden und Antozoniden nicht existire. Wohl lassen sich die genannten Superoxyde in

*) „Neue Untersuchungen über den elektrischen Sauerstoff" (Göttingen 1869).

Digitized by Google

zwei nach ihrem Verhalten gegen Säuren deutlich geschiedene Klassen eintheilen und ihr gegenseitiges sonderbares Verhalten bleibt vorläufig unerklärt; allein es ist von diesen Forschern durch Versuche, die Engler und Nasse erweitert haben, nachgewiesen, daß auch die sogenannten Antozonide durch Behandlung mit starken Sauerstoffsäuren kleine Mengen von Ozon neben Wasserstofffuperoxyd und mit concentrirter Chlorwasserstoffsäure Chlor geben. Damit war nun die schöne für heimliche Anhänger der Alchemie besonders trostreiche Theorie vom Ozon und Antozon und vom Zusammengesetztsein des Sauerstoffs von neuem zerstört, und wir kehren zu der alten Frage zurück, welche Beziehungen hat der active zum passiven Sauerstoff?

Um die Theorie vom Antozon im Zusammenhange zu Ende zu bringen, habe ich vorläufig eine Reihe anderer Untersuchungen unberücksichtigt gelassen, die inzwischen auf die Beschaffenheit des Ozons ein helleres Licht geworfen hatten. Im Frühjahre 1860 legten die englischen Chemiker Andrews und Tait der londoner Akademie der Wissenschaften eine Arbeit vor, in welcher sie die Ozonfrage von einem völlig neuen Gesichtspunkte behandelt hatten. Sie hatten ein bestimmtes Volum trockenes Sauerstoffgas in einem Glascylinder der fortwährenden Einwirkung durchströmender Elektricität ausgesetzt, und beobachteten, daß sich das Volumen desselben in dem Grade der Ozonisirung, nämlich anfangs schnell, dann langsamer, bis eine äußerste Grenze erreicht wurde, verminderte. Wurde dieses ozonisirte und verdichtete Sauerstoffgas für kurze Zeit einer Temperatur zwischen 270 und 300 Grad ausgesetzt, so nahm es mit der Verwandlung in gewöhnliches Sauerstoffgas auch sein früheres größeres Volumen wieder ein. Daraus folgt also, daß Ozon ein verdichteter Sauerstoff ist, und indem diese Chemiker in den Verdichtungscylinder zugeschmolzene Glaskügelchen mit Jodkaliumauflösung brachten, die sich durch Schütteln desselben zur gewünschten Zeit zerbrechen ließen, um den Inhalt mit dem gebildeten Ozon in Berührung zu bringen, konnten sie nachweisen, daß der Grad der Verdichtung genau der Jodmenge proportional war, welche das gebildete Ozon aus der Jodkaliumauflösung in Freiheit setzte.

Daran knüpfte sich eine andere höchst sonderbare Entdeckung, diejenige nämlich, daß, wenn eine gemessene Ozonmenge auf Jodkaliumlösung oxydirend wirkt, das Gasvolumen dabei weder vermehrt noch vermindert wird, sodaß nach vollendeter Einwirkung ein dem ozonisirten Gase gleiches Volumen gewöhnlichen Sauerstoffes zurückbleibt. Dieselbe Beobachtung wurde mit Ozon verschiedensten Ursprungs bei der Oxydation von Eisenoxydulsalzen, Quecksilberoxydulsalzen u. s. w. durch von Babo, Claus, Soret und Brodie gemacht, und sie ließ keine andere Deutung zu als diejenige, daß das Ozonmolecul eine größere Menge Sauerstoffatome enthalte als das Sauerstoffmolecul. Man nimmt das letztere theoretischer Betrachtungen wegen, deren Auseinandersetzung mich hier zu weit führen würde, als aus zwei Atomen bestehend an, aber es war nur eine Vermuthung, welche Odling bald nach der Entdeckung von Andrews und Tait aussprach, daß das Ozonmolecul aus drei Atomen Sauerstoff bestehen möchte. Seit dem Jahre 1865 begonnene und jahrelang hindurch fortgesetzte Versuche von Soret und Brodie, die mit einer außerordentlichen Genauigkeit angestellt wurden, haben jene Vermuthung zur Gewißheit erhoben. Sie fanden nämlich, daß, wenn man Ozon auf Terpentinöl oder eine Auflösung von unterschwefligsaurem Natron wirken läßt, das Volumen des Gases so weit vermindert wird, daß die Menge des aufgenommenen Ozons, auf gewöhnlichen Sauerstoff bezogen, zwei Drittel vom Volumen des gesammten in Ozon verwandelten Sauerstoffs betrug, während ein Drittel zurückblieb. Die chemische Zeichensprache, welche das Sauerstoffmolecul durch die Verdoppelung des Buchstaben O (von Oxygen) ausdrückt, gibt demnach dem Ozon die Formel (O O O). Man würde indessen die Sache ganz

Digitized by Google

falsch auffassen, wenn man das Ozon nur wie einen um die Hälfte dichtern und deshalb energischer wirkenden Sauerstoff betrachten wollte; das Ozon ist vielmehr eine in allen ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften verschiedene Verbindung, die in ihrem Verhalten zu andern Stoffen mehr Aehnlichkeit mit dem Chlor als mit dem Sauerstoff besitzt. Dieser Unterschied macht sich unter anderm besonders auffallend in dem von Tyndall untersuchten Verhalten des Ozons gegen strahlende Wärme bemerklich. Der gewöhnliche Sauerstoff ist wie der Stickstoff und die aus beiden gemischte atmosphärische Luft für die strahlende Wärme beinahe völlig diatherman, d. h. sie hindern den Durchgang derselben durch eigene Erwärmung außerordentlich wenig. Ozonisirte Luft zeigte dagegen ein mehr als hundertmal, ja im concentrirten Zustande bis achthundertmal stärkeres Auffangungsvermögen für die strahlende Wärme, darin den Aromen der Pflanzenstoffe u. s. w. ähnlich, die, in kaum wägbarer Menge der Luft beigemengt, ihre Durchlässigkeit für die Wärmestrahlen außerordentlich vermindern, sodaß eine über einem Felde schwebende unsichtbare Blütenduftwolke seine Ueberhitzung im Sonnenschein und seine Abkühlung in klarer Sternennacht nicht unbeträchtlich zu mindern vermag. Es sei gleich hier erwähnt, daß neben dem gewöhnlichen Sauerstoff (O O) und dem Ozon (O O O) nach O. Löw und andern Chemikern noch eine dritte Modification, Sauerstoff im Zustande freier Atome (O) bestehen kann, die sie als Antozon (nicht zu verwechseln mit dem Schönbein'schen Begriff) bezeichnen. In dieser Gestalt soll er unter anderm, in Terpentinöl aufgelöst, demselben die stark oxydirenden Eigenschaften mittheilen, auf die wir sogleich zurückkommen.

Nachdem wir mit Berücksichtigung der zahlreichen Irrwege, welche die Forschung hinsichtlich des Ozons selbst in dem Zeitalter unserer fortgeschrittenen chemischen Kenntnisse machen mußte, gesehen haben, was das Ozon seiner Natur nach ist, kommen wir nunmehr zu den fernern Bildungsvorgängen des Ozons und der Rolle, die es im Naturleben spielt. Unter den fernern Bildungsursachen hat man unter anderm auch die lebhafte Verdunstung des Wassers erkannt. In der Umgebung hochherabstürzender Wasserfälle, bei denen sich die Wassermassen in einen Staubnebel auflösen, wird der Ozongehalt der Atmosphäre oft so groß, daß man ihn direct mit der Nase, z. B. in der Nähe des Staubbachs wahrnimmt. Doch ist in diesem Falle die Ozonbildung wahrscheinlich eine secundäre Wirkung und die Folge einer lebhaften Elektricitätsentwickelung, die bei warmer Luft so groß ist, daß man eine Leydener Flasche durch das bloße Hineinhalten in den Nebel eines Wasserfalls oder einer Staubfontaine sehr stark elektrisch laden kann. Aus den nämlichen Gründen ist die Luft über dem bewegten Meere oder in der Nähe der Gradirhäuser, wie Gorup-Besanez im vergangenen Jahre beobachtete, sehr ozonreich, und man hat auf diese Beobachtung gestützt in Kissingen längs der Gradirwerke besondere Galerien angelegt, um diese Luft den Kranken unmittelbarer zugänglich zu machen. Außer der elektrischen Spannung, die auch in diesem Falle die Veranlassung der Ozonbildung sein dürfte, sind es ganz besonders Oxydationsprocesse, welche die Bildung von Ozon anregen. Dahin gehört die reichliche Ozonbildung bei der langsamen Oxydation des Phosphors. Unter den Ozonerregern ist besonders das Platinschwarz interessant, weil es den Sauerstoff nicht in seinem dichtern Zustande überführt, um sich mit demselben zu verbinden, sondern wie die Elektricität durch bloße Contactwirkung. Schon lange war es bekannt, daß Platinschwarz eine außerordentlich kräftig oxydirende Wirkung äußert, sodaß man es sogar technisch benutzt hat, um Alkohol in Essig zu verwandeln. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Gasverdichtung auf der Oberfläche dieses höchst fein zertheilten Körpers bis zu einer Ozonbildung führt, sodaß Platinschwarz, ohne sich dabei zu oxydiren, alle Wirkungen eines Ozonträgers ausübt. Den Phosphor sehen wir,

Digitized by Google

während er sich unter Leuchten langsam oxydirt, die Luft mit Ozon beladen; es scheint also, daß er den Sauerstoff und zwar ehe er sich mit demselben verbindet, in Ozon verwandelt, und als ob dies die Vorbereitungsstufe zu der Verbindung sei. Man kann diese langsame Oxydation des Phosphors, im Gegensatze zu seinem Verbrennen mit Flammen, der Verwesung organischer Körper vergleichen, und in der That scheint auch dieser stets eine Ozonisirung der Luft voraufzugehen. Aber auch bei der lebhaften Verbrennung der Körper geht der Verbindung mit Sauerstoff eine Ozonisation desselben voraus. O. Löw zeigte, daß die Luft in dem äußern Mantel einer Weingeistlampe oder eines Bunsenbrenners stark ozonisirt ist. Zieht man eine Messerklinge langsam durch diesen Mantel, ohne sie warm werden zu lassen, so bemerkt man einen lebhaften Ozongeruch an derselben. Wenn man die Luft des Flammenmantels in ein Becherglas bläst, kann man es daselbst auch chemisch nachweisen.

Besonders interessant in dieser Beziehung war die im Jahre 1851 von Schönbein zuerst wahrgenommene Thatsache, daß die meisten ätherischen Oele, welche nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen und an der Luft leicht verharzen, ein besonders starkes Vermögen besitzen, die Luft zu ozonisiren. Terpentinöl, wenn es einige Zeit mit Luft, namentlich bei Sonnenschein in Berührung gewesen, ist stets ozonhaltig, und diese Wirkung tritt am stärksten ein, wenn man es mit etwas Wasser in einem sonnenbeschienenen mit Luft gefüllten Ballon schüttelt. Es bildet sich sogleich Ozon und Wasserstoffsuperoxyd, von denen das erstere durch sein Verhalten gegen Jodkaliumstärkepapier, welches sich violett färbt, das letztere durch Zusatz von schwefelsäurehaltiger Chromsäure, die sich durch Bildung von Ueberchromsäure lasurblau färbt, nachzuweisen ist. Sehr merkwürdig ist nun, daß das Terpentinöl ebenso wie der Phosphor bei seiner langsamen Oxydation mehr Ozon erzeugt, als es unmittelbar zu seiner Verharzung, die unter Bildung von Kohlensäure und Ameisensäure stattfindet, verbraucht. Das besonnte Oel enthält daher stets neben Wasserstoffsuperoxyd freies Ozon, wie oben erwähnt, und kann davon an andere oxydirbare Körper abgeben; es zerfrißt und bleicht die Korkstöpfel der Behälter wie Chlor oder starke Mineralsäuren. Gegen oxydirbare Körper reagirt es wie freies Ozon, es oxydirt Oxydulsalze höher, bleicht Pflanzenfarben u. s. w., sodaß man die ätherischen Oele auch mit dem Namen Ozonträger bezeichnet hat. Schönbein ist es gelungen, Terpentinöl so stark zu ozonisiren, daß es eine doppelt so starke Bleichkraft ausübte, als ein gleiches Gewicht Chlorkalk. Aehnlich wie das Terpentinöl wirken Citronenöl, Lavendelöl, Bittermandelöl, Petroleum, vor allem aber das Wachholderöl, welches die stärksten ozonisirenden Eigenschaften zeigt. Auch Alkohol und Aether verhalten sich ähnlich.

Man hat aus diesen verschiedenen Beobachtungen geschlossen, daß allen Oxydationsprocessen, wenn dieselben durch gewöhnlichen freien Sauerstoff vor sich gehen sollen, eine Ozonisation desselben voraufgehen müsse, da derselbe an sich keine Verbindungslust äußert. Metalle, die nicht im Stande sind, denselben zu ozonisiren, wie z. B. das Silber, rosten nicht in demselben, ozonische Flüssigkeiten werden nicht sauer, wenn ihnen nicht ein Ozonerreger zu Hülfe kommt. So findet denn auch nach den Experimenten des Dr. Hiß in Basel nach der Einathmung der Luft in den Lungen eine Ozonisation des Sauerstoffes statt, damit dieser die kohlenstoffreichen Bestandtheile des venösen Blutes zu Kohlensäure und Wasser oxydiren könne. Als der Ozonerreger wird das Hämoglobin betrachtet, der rothe mit Protein verbundene Farbstoff des Blutes. Vor einigen Jahren, als noch die Theorie vom Ozon und Antozon galt, glaubte man dieses sehr einfach beweisen zu können, indem man zeigte, daß dieser rothe Blutfarbstoff ebenso kräftig wie das Platinmohr Wasserstoffsuperoxyd (ein Antozonid) zersetze und passiven Sauerstoff daraus freimache. Im Jahre 1867 machte Schönbein die Entdeckung, daß dem Hämoglobin durch Zusatz einiger Tropfen Blausäure die Fähigkeit genommen wird, den Sauerstoff zu ozonisiren.

Digitized by Google

und das Wasserstoffsuperoxyd zu zersetzen. Er glaubt deshalb, daß die augenblickliche Wirkung der Blausäure auf einer plötzlichen Erstickung beruhe, weil sie die ozonisirende Kraft der Blutkörperchen plötzlich lähme. In der That fand Preyer*) daß durch Unterhaltung eines künstlichen Athmungsprocesses die giftige Wirkung der Blausäure bald paralysirt werden könne.

Es ist wahrscheinlich, daß im Pflanzenkörper ebenfalls Verbindungen vorkommen, die den Sauerstoff ozonisiren. Im Jahre 1856 untersuchte Schönbein mehrere Pilze, welche wie Boletus luridus, Agraricus sanguineus u. a. die Eigenschaft besitzen, sich an der Luft blau zu färben, wenn der Hut entfernt ist. Er fand, daß der alkoholische Auszug eine farblose Substanz enthält, welche gegen Ozon sich wie Guajaktinctur verhält und sich blau färbt. Der ausgepreßte Saft dieser Pilze enthält dagegen eine Substanz, welche den gewöhnlichen Sauerstoff in Ozon zu verwandeln und zu binden vermag, also ein Ozonerreger ist. Der alkoholische Auszug wird an der Luft nicht blau, aber sogleich, wenn er mit dem ausgepreßten Safte des Pilzes vermischt wird. Letzterer gibt sein Ozon auch an andere oxydirbare Körper ab und oxydirt sich von neuem. Wahrscheinlich aber erzeugt auch die Vegetation der höhern Pflanzen geringe Ozonmengen. Wenigstens fand Ebermayer**) bei seinen zahlreichen Messungen den Ozongehalt der Luft stets am größten in der Nähe der Wälder und zwar nicht in der Nähe des Bodens, sondern innerhalb der Laubkronen. Wahrscheinlich ist die starke Wasserverdunstung in denselben die Ursache der Ozonisirung. Sie erwies sich unerwartetermaßen in Nadelwäldern, wo ein steter Terpentingeruch stattfindet, nicht stärker wie in Laubwäldern. Ich will hier gleich hinzufügen, daß Ebermayer in Uebereinstimmung mit Lüdicke, Moffat und andern Beobachtern den Ozongehalt der Atmosphäre bei starken Nebeln und dunstiger Luft am geringsten fand, oft gleich Null, ebenso bei anhaltend trockenem Nord- und Nordostwinde, der bei uns schönes Wetter bringt; bei der Drehung nach Süd- und Südwest nimmt die Ozonmenge zu und erscheint am stärksten an warmen Regentagen bei anhaltendem Aequatorialstrom. Bei starkem Winde ist die Ozonreaction stärker als bei schwachem, und sehr kräftig bei Gewittern und starken Schneefällen. Im Herbst und Winter ist sie im allgemeinen stärker als im Frühjahr und Sommer.

Man ermittelt den Ozongehalt der Atmosphäre durch die mehr oder minder große Schnelligkeit, mit welcher Streifen von Jodkalistärkepapier oder in Guajaktinctur getränktes Papier blau gefärbt oder Manganosulphatpapier gebräunt wird. Das erstere wird auch durch Chlor, salpetrige Säure gebläut, und Houzeau schlug deshalb als zweckmäßiger ein mit Jodkalilösung getränktes rothes Lackmuspapier vor, welches durch Ozon gebläut wird, eine Wirkung, die nur noch Ammoniak hervorbringt, welches aber selten in der genügenden Menge in der Atmosphäre vorhanden ist. Man hat auch Apparate zur quantitativen Ermittelung des Ozongehaltes der Luft, sogenannte Ozonometer construirt, die auf der Zersetzung bestimmter Chemikalienmengen durch hindurchgeleitete Luft beruhen.

Die hauptsächlichste Wirkung des Ozongehaltes der Luft ist ohne Zweifel die Reinigung derselben von fauligen Gasen, die aus verwesenden Pflanzen und Thierkörpern aufsteigen. Dieselben werden unter Zersetzung des Ozons hauptsächlich in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Aus diesen Gründen wird der Bedarf an Ozon im Spätherbste, wo so viele vegetabilische Stoffe verwesen, am größten sein, und eine gesteigerte Production durch die Verwesungsprocesse selbst muß denselben decken. Diese Wirkung ist eine ungeheuer wichtige im großen Naturhaushalte; denn bei der außerordentlichen Menge von organischen Stoffen, die beständig absterben — man denke nur an die Vegetation, die in

*) „Ueber die Blausäure" (Bonn 1868).

**) „Die physikalischen Einwirkungen des Waldes auf Luft und Boden" (1873).

Digitized by Google

jedem Jahre zu Grunde geht — würde die Atmosphäre bald vollkommen verpestet sein, wenn nicht durch das Ozon eine schnelle Verbrennung dieser Stoffe und Ueberführung in eine Form stattfände, in welcher sie dem Boden als Düngemittel, oder den Pflanzen als Nahrungsstoff zugeführt werden. Diese Mittlerrolle des Ozons war aber unumgänglich; denn ohne sie, d. h. wenn der Sauerstoff durchweg in dieser Gestalt vorkäme, würde alles Leben unmöglich sein. Findet das Ozon der Luft nicht leichter zersetzbare Substanzen in derselben vor, so verwandelt es einen Theil des Wasserdampfes in Wasserstoffsuperoxyd, einen Theil Stickstoff in Salpetersäure, Substanzen, die namentlich im Gewitterregen ziemlich regelmäßig vorkommen, und wahrscheinlich zu der sprichwörtlichen Fruchtbarkeit desselben beitragen.

Der Ozonerregung muß man auch die bleichende Kraft der Sonnenstrahlen auf angefeuchtete Leinwand u. s. w. bei der Rasenbleiche zuschreiben, wobei der graue Farbstoff der Naturfaser zerstört wird. Die Sonnenstrahlen dienen dazu, die Ozonbildung bei der Wasserverdünstung zu erhöhen. Auch bei vielen künstlichen Bleichprocessen spielt in Freiheit gesetztes Ozon die Hauptrolle, und vielleicht wird man später einmal künstlich erzeugtes Ozon zur Schnellbleiche anwenden. Der plötzlich vermehrte Ozongehalt der Atmosphäre nach heftigen Gewittern bringt zuweilen eigenthümliche Bleichprocesse hervor, wie z. B. die Entfärbung oder Gelbfärbung grüner Schmetterlinge, die schon Ochsenheimer nach Gewittern beobachtet hatte. Ob man ihm auch das von den Landleuten behauptete Fehlschlagen des blühenden Getreides und der Baumblüten infolge der Gewitter zuschreiben muß, bleibe dahingestellt; jedenfalls wird man ihm die Ursache des plötzlichen Sauerwerdens der Milch und des Bieres durch Gewitter zuschreiben müssen. Sowol die von den Bierbrauern gefürchtete säurende Wirkung des Ozons, wie seine desinficirende Kraft ist in neuerer Zeit in den Gewerben mit Vortheil angewendet worden. Der Chemiker Widmann errichtete 1869 zu Boston eine Fabrik, in welcher Ozon benutzt wird, um dem Whisky den übeln Geruch zu nehmen, welcher von dem Fuselöl des Spiritus, aus dem er bereitet wird, herrührt. Man behandelt in dem Laboratorium jener Fabrik allwöchentlich 300 Stückfässer à 40 Gallonen Whisky auf diese Weise. Der jedesmalige Reinigungsproceß dauert nicht länger als 20 Minuten. Ebenso hat man das Ozon in Amerika in den Dienst der Schnellessigfabrikation genommen, nachdem schon früher das Platinschwarz zu demselben Zwecke Verwendung gefunden. Wird nämlich Spiritus, der mit seinem siebenfachen Gewichte Wasser verdünnt ist, einem Strome kräftig ozonisirter Luft ausgesetzt, so wandelt er sich in kurzer Zeit in Essig um. Eine seit Anfang 1872 in Thätigkeit befindliche Fabrik in Neuyork soll auf diesem Wege täglich 90 Barils Essig erzielen.

Wahrscheinlich äußert das Ozon des Luftkreises, wenn es durch elektrische Zustände oder sonstige meteorologische Vorgänge plötzlich stark erhöht wird, mancherlei Wirkungen im Naturleben, die wir gar nicht kennen. Es ist z. B. nicht unwahrscheinlich, daß es bei der Entstehung der in allen Volksschichten für Facta genommenen, aber von vielen Naturforschern geleugneten Irrlichter eine Rolle spielt. Man weiß, daß aus verwesenden Pflanzen- und Thierkörpern eine Menge brennbarer Gase entstehen, die beim Aufrühren des Schlammes von Sümpfen und Gräben in zahlreichen Blasen aufsteigen. Unter diesen Fäulnißgasen befindet sich auch eins, das Phosphorwasserstoffgas, welches unter Umständen selbst entzündlich ist. Ich habe mich durch den Versuch selbst überzeugt, daß die in gewöhnlicher Luft nicht selbst entzündliche Modification des Phosphorwasserstoffgases, welches sich aus faulen Fischen entwickelt und deren Geruch verbreitet, sich in ozonisirter Luft Blase für Blase, wie sie aus dem Wasser aufsteigt, von selbst entzündet. Hierbei mag zugleich an ein tragisches Ereigniß erinnert werden, dessen Veranlassung von mehrern der bewährtesten Forscher einzig einem ungewöhnlich starken Ozongehalt der

Digitized by Google

Atmosphäre zugeschrieben wurde. Im Jahre 1869 flog eine Pikrinsäurefabrik auf dem Sorbonneplatz in Paris infolge einer schrecklichen Explosion, die mehrern Personen das Leben kostete, in die Luft. Man hatte den Eigenthümer Fontaine unter Anklage gestellt, weil man annahm, daß irgendeine Unvorsichtigkeit schuld an dem Unglück gewesen wäre. Allein man mußte die Anklage niederschlagen, da von Houzeau und einigen andern Beobachtern nachgewiesen wurde, daß das Ozonometer gegen Mittag des Tages der Katastrophe einen ganz ungewöhnlich hohen Ozongehalt angezeigt habe. Es hatte 51,7 Millimeter gegen 23,1 Millimeter des folgenden Tages nachgewiesen, während nach Controlversuchen jener Beobachter das pikrinsaure Kali, welches in größern Massen in jener Fabrik verpackt lag, schon bei einem Ozonometerstande von 45 Millimeter explodirt. Das pikrinsaure Natron explodirt sogar bereits bei 40 Millimeter.

Vor allem aber haben die Beziehungen des Ozongehaltes der Atmosphäre zu den herrschenden Krankheitszuständen vielseitige Vermuthungen, Theorien und vergleichende Beobachtungen hervorgerufen. Bald nach Entdeckung der luftreinigenden Wirkung des Ozons glaubte man das alte Räthsel der epidemischen Krankheiten einfach auf einen Mangel an demselben zurückführen zu können, weil er eine Anhäufung fauliger Materien und sonstiger Krankheitskeime in der Luft gestatte, während man nach starken Gewittern eine merkliche Abnahme solcher Krankheiten zweifellos bemerkt haben wollte. Auch wurde daran erinnert, daß in Zündhölzchenfabriken, deren Luft stets reichlich mit Ozon geschwängert ist, niemals unter den Arbeitern Cholera aufgetreten sei. Man kann sich so leicht von der stark desinficirenden Wirkung des Ozons überzeugen, daß, wenn jene Krankheiten von der Gegenwart fauliger Stoffe in der Luft herrühren, ein günstiger Einfluß der Luftozonisation kaum zu bezweifeln ist. Wird die Luft eines Raumes, in welchem faulige Dünste verbreitet sind, ozonisirt, so verschwindet der schlechte Geruch augenblicklich und der Ozongeruch herrscht nicht eher vor, als bis jede Spur dieser Stoffe vertilgt ist. Ebenso wird Ozon beim Ueberleiten über Humusstoffe, Excremente oder angefeuchtete organische Stoffe irgendwelcher Art schleunigst zerstört. Man hat deshalb das Ozon zur Desinfection von Krankenzimmern empfohlen und ihm mit Recht den Vorzug vor Chlor und ähnlichen Gasen, welche die Athmungsorgane stark belästigen, eingeräumt. Allein die Mittel zur Ozonerzeugung wurden in der Regel nicht praktisch gewählt. Man empfahl von Berlin aus ein übermangansaures Kali enthaltendes Pulver, welches beim Uebergießen mit Säuren reichlich Ozon entwickelt; allein diese Art der Räucherung, bei welcher die Luft plötzlich mit Ozon überladen wird, hat dieselben nachtheiligen Einflüsse auf die Kranken wie die Chlorräucherung. Ein Umherspritzen von Terpentinöl wäre vielleicht mehr zu empfehlen, wenn der Dunst desselben die Kranken nicht belästigte. Die Vertheilung von Citronen- und Lavendelöl in einer weingeistigen Auflösung mittels des sogenannten Rafraicheur (Verstäubers) dürfte sich am leichtesten anwenden lassen, und auf ihre Ozonerregung wäre dann auch der Nutzen aromatischer Essige und anderer Riechmittel, das Räuchern mit Wachholderbeeren, deren Oel, wie erwähnt, den stärksten Ozonerreger vorstellt, zurückzuführen. Es sei hier im Vorübergehen an den ehemals berühmten „Vierräubereessig" erinnert, einen als Specificum wider die Pest in großem Rufe stehenden stark aromatischen Auszug, der seinen Namen daher bekommen haben soll, daß mit seiner Hülfe vier Personen die Pesttodten zu Marseille ausgeplündert haben sollen, ohne von der Krankheit angegriffen zu werden. Wenn die Ozondesinfection für größere Krankenhäuser in allgemeine Aufnahme kommen sollte, so würden sich elektrische Apparate hierzu am meisten empfehlen. Eine kleine Holtz'sche Elektrisirmaschine reicht hin, durch wenige Umdrehungen ihrer Kurbel große Räume schnell mit Ozongeruch zu erfüllen, wobei man es ganz in der Hand behält, eine stärkere oder schwächere Ozonisirung zu bewirken. Der Nutzen ozonhaltiger Luft bei ansteckenden, namentlich den sogenannten septischen Krank-

Digitized by Google

heiten, wie Sumpffieber, Typhus, Wundbrand u. s. w., ist ziemlich wahrscheinlich, obwol mehr der Theorie nach als durch unumstößliche Erfahrungen erwiesen.

Das Ozon sollte bald nach seiner Entdeckung die Entstehungsursache aller dieser Krankheiten und die Eigenheiten ihres Auftretens, alles, was bisher in ihrer Verbreitung dunkel geblieben war, erklären, es wurde im eigentlichen Sinne des Wortes zu einem Object des ärztlichen Aberglaubens und ist es zum Theil heute mehr als jemals. Bald nachdem man die Beobachtung gemacht hatte, daß eine stark ozonisirte Luft beim Einathmen Reizung der Athmungsorgane, Husten und Kehlkopfkitzel hervorruft, glaubte man auch schon den periodisch zunehmenden Ozongehalt der Atmosphäre für alle die periodisch auftretenden Katarrhe, Schnupfen, Bronchitis, Verschlechterungen der Lungenkrankheiten u. s. w. verantwortlich machen zu müssen. Dr. Richardson glaubte durch Einsperren von Thieren in Räume, die mit ozonisirter Luft gefüllt waren, künstliche Katarrhe schnell erzeugen und bis zur sogenannten congestirten Bronchitis steigern zu können, und zwar sollen diese Wirkungen bei fleischfressenden Thieren viel intensiver auftreten als bei pflanzenfressenden. Derselbe Arzt fand, daß Ozonperioden, obwol durch die Abwesenheit septischer Krankheiten ausgezeichnet, doch zahlreiche andere Krankheiten mit sich bringen. Außer den schon erwähnten Affectionen der Athmungsorgane und ihrer Schleimhäute sollen Schlagflüsse und epileptische Zufälle am häufigsten an Tagen mit hohem Ozongehalt auftreten. Manche dieser Behauptungen haben Wahrscheinlichkeit für sich, aber die wenigsten sind durch umsichtige, jahrelange vergleichende Beobachtungen gestützt worden.

Wohin man mit solchen wilden Theorien kommt, dafür können die „Entdeckungen" des münchener Arztes H. Horn ein Beispiel geben.*) Derselbe entdeckte am negativ elektrischen Reibzeuge der Elektrisirmaschinen einen dem Ozon polarisch entgegengesetzten Körper von betäubendem giftigen Geruche, den er deshalb Jodosmon (von ἰώδης, giftig, und ὄσμος, Hauch) nannte. Wurde die negative Elektricität in ein Glas Wasser geleitet, so entwickelten sich Bläschen von Jodosmon. Personen, welche daran anhaltend rochen, wurden betäubt; das Blut wurde so venös, daß sie im Gesichte blau aussahen, es erfolgte heftige Diarrhöe, Brechreiz, große Schwäche und Angst, d. h. die meisten Symptome der Cholera. Darauffolgende Ozoneinathmung stellte die arterielle Beschaffenheit des Blutes wieder her und alle Symptome verschwanden. Stellte man auf die Pole eines Hufeisenmagnets je eine Schale mit Wasser, so entstand in der einen (auf dem Nordpole) Ozon, in der andern Jodosmon. Dieses Wasser getrunken, brachte noch stärkere Zufälle hervor als die Einathmung; das erstere schmeckte erfrischend, das letztere fade und widerlich. Man sieht, es sind ganz entsprechende Erfahrungen, wie sie Reichenbach mit Odwasser machte. Die stärksten Wirkungen konnte Horn erzeugen, wenn er Thiere (Frösche) auf den Polen des Magnets absterben ließ. Das Fleisch des auf dem Südpol gestorbenen mit Jodosmon erfüllten Frosches brachte, andern Thieren eingegeben, alle Symptome der Cholera in größter Heftigkeit hervor und tödtete einigemal die Versuchsthiere, ja der Experimentator wurde durch den Hauch der jodosmonisirten Frösche angesteckt. Er fand, daß in München zur Cholerazeit das Wasser ganz wie Jodosmonwasser schmeckte, und daß Ozonwasser das beste Mittel gegen diese Einwirkung sei. Bei seinen fernern Untersuchungen fand er, daß Jodosmon, nicht wie man vermuthen könnte, Wasserstoffsuperoxyd sei, sondern, daß es einen in ähnlicher Weise elektrisch erregten Stickstoff vorstelle, wie das Ozon elektrisch erregter Sauerstoff sei. Es wirke dadurch so schädlich ein, daß es im Blute eine Cyanverbindung erzeuge, welche die Cholerakrankheit hervorrufe. Die ganze Verbreitungsweise dieser Krankheit zeigt, daß sie nicht von Luftzuständen erzeugt wird, und unser

*) „Das Wirken der Elektricität in den Organismen" (München 1857); „Ueber Krankheitserzeugung durch erdmagnetische, elektrische und atmosphärische Einflüsse" (München 1863).

Digitized by Google

Verweilen bei der Iodosmontheorie hatte nur den Zweck, zu zeigen, welche ausschweifende Phantasiegebilde die Ozonlehre für die Medicin heraufbeschworen hatte.

Es würde vielleicht mit den erwähnten Aufstellungen sein Bewenden gehabt haben, wenn nicht Dr. Richardson in den Jahren 1869 oder 1870 ein Experiment veröffentlicht hätte, welches, wenn es überhaupt etwas beweist, von der bedeutenden desinficirenden Kraft des Ozons Zeugniß ablegt, welches aber von andern Aerzten so aufgefaßt wurde, als könne man mit Hülfe des Ozons das Blut im lebenden Körper reinigen. Dr. Richardson hatte ein halbes Quart Ochsenblut in eine Flasche gelassen, wo es sich, anfangs gerinnend, durch Fäulniß wieder verflüssigte und später verstöpselt im Ganzen acht Jahre lang aufbewahrt wurde. Darauf wurde ein Theil desselben abgefüllt und ein Ozonstrom hindurchgeleitet. Obwol diese Flüssigkeit begreiflicherweise anfangs so widrig roch, daß die daraus entwickelten Gase beim Einathmen Brechreiz erregten, so wurde die Flüssigkeit bald vollkommen geruchlos und endlich zeigte sich ein schwacher Ozongeruch. Jetzt wurde dem Einleiten Einhalt gethan und bald darauf trat eine wunderbare, aber von Dr. Richardson vorausgesagte Erscheinung ein. Sobald die Zersetzungsproducte entfernt waren, gerann das Blut von neuem und zwar so vollkommen, daß aus dem gebildeten neuen Klumpen Serum ausschwitzte." *)

Dieser schwerglaubliche Erfolg, bei welchem völlig verfaultes Blut gleichsam wieder neubelebt sein sollte, ließ die Aerzte des Continents nicht schlafen, und bald darauf veröffentlichte der berliner Arzt C. Lender sein Buch über die Reinigung des unreinen Bluts durch Ozon. **) Derselbe richtete eine besondere Ozonklinik ein und berichtete in zahlreichen Vorträgen, Zeitungsartikeln und Broschüren über die Erfolge der Ozonbehandlung bei allen septischen Krankheiten. Der Kreis der letztern wurde hierbei bedeutend erweitert und unter andern auch Gelenkrheumatismen, Rückenmarkshautentzündungen, gewisse Fälle von Staarblindheit u. s. w. in den Kreis der septischen Krankheiten gezogen. Bei der Behandlung, welche in zum Theil hoffnungslosen Krankheiten ans Wunderbare glänzende Erfolge ergeben haben sollte, wurde das Ozon zum Theil eingeathmet, zum Theil aber auch als sogenanntes Ozonwasser als innerliche Arznei zum Trinken verordnet. Entgegen den Beobachtungen der Chemiker, wollte nämlich dieser Arzt eine bedeutende Löslichkeit des Ozons im Wasser entdeckt haben, und ließ von einem berliner Apotheker einfaches und doppeltes Ozonwasser als Handelsartikel bereiten, welches durch die begleitende pomphafte Reclame in so großen Massen abgesetzt wurde, daß die Herstellung in größerm Maßstabe fabrikmäßig geschah. Die Ansichten, welche der genannte Arzt über die Ursachen der septischen Krankheiten, über die Rolle des Sauerstoffs bei der Athmung u. s. w. vortrug, sprachen im übrigen in solchem Grade der Wissenschaft Hohn, daß es unbegreiflich ist, wie medicinische Zeitschriften von diesem Gebaren Notiz nehmen konnten. Nach diesen Ansichten sollte bei ungenügender Zufuhr von Ozon die Kohlensäure im Blute vorwalten und es vergiften, während doch Ozonzufuhr die Kohlensäuremenge in den Lungen nur vermehren kann. Das Ozon wurde geradezu als Nährstoff für Kranke empfohlen, obwol es in der ganzen Welt keinen ärgern Verzehrstoff geben kann. Am klarsten übrigens wurde der wissenschaftliche Standpunkt des Urhebers der neuen Ozonheilmethode durch seine Praxis, dem unreinen Blut vom Magen aus durch Trinken von sogenanntem Ozonwasser beizukommen, dargelegt. Jeder Anfänger in der Chemie weiß, daß, wenn dieses Wasser auch wirklich Ozon enthielte, die Wirkung desselben im Magen mit der Vernichtung eines Theils der daselbst befindlichen Nahrungsstoffe

*) Vgl. „Das Ausland", Jahrg. 1870, Nr. 19.

**) „Das unreine Blut und seine Reinigung durch den negativ elektrischen Sauerstoff" (Berlin 1870).

Digitized by Google

augenblicklich abgeschlossen sein würde; daß unmöglich das Ozon vom Magen aus in den Kreislauf gelangen kann. Der Versuch, vom Magen aus septische Krankheitsstoffe im Blute zu zerstören, kommt uns gerade so vor, als wenn jemand durch Chlorkalk innerlich desinficiren wollte. Aber ganz abgesehen von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Wirkung des Ozonwassers, wurden bald in chemischen Kreisen, als das neue Arzneimittel mit lauten Anpreisungen verbreitet wurde, Zweifel laut, ob denn dieses sogenannte Ozonwasser überhaupt Ozon enthalte. Wie das bei solchen Mitteln üblich ist, ließ sich darauf die Fabrik von mehrern Chemikern bescheinigen, daß das neue Universal-Naturheilmittel die ungeheuere Menge von einem halben Procent Ozon enthalte. Spätere Untersuchungen von Behrens und Jacobson, die neuerdings von Goddefroy bestätigt wurden *), haben gezeigt, daß selbst das sogenannte doppelte Ozonwasser jener Fabrik auch nicht die geringste Spur Ozon enthielt, statt dessen aber bemerkliche Spuren der ähnlich riechenden unterchlorigen Säure. Man sieht, diese Zeilen verfolgen nicht ein polemisches Ziel, sondern die einfache Warnung des Publikums vor einer Täuschung, die bereits große Dimensionen angenommen und eine gründliche Zurückweisung bisher noch nicht erfahren hat.

Ob man von der Einathmung starker ozonisirter Luft irgendwelche Heilwirkungen bei gewissen Krankheiten zu hoffen habe, ist durch diese klinischen Versuche natürlich nicht entschieden worden. Vom chemischen Standpunkte muß die Sache durchaus fraglich erscheinen. Denn wenn die Blutkörperchen nach der Theorie Schönbein's das Vermögen besitzen, den Sauerstoff der Luft zu ozonisiren, so kann es wol nützlich sein, ihnen eine sauerstoffreichere Luft zu bieten, aber man kann sich schwerlich einen Nutzen von einer ihrer eigenen Production gegenüber verschwindenden Ozonzufuhr versprechen. Wenn es nachgewiesen würde, daß in gewissen Krankheiten das Blut die Fähigkeit, den Sauerstoff aufzunehmen, verliere, würde es dann vielleicht nützlich erscheinen können, ozonhaltige Luft einathmen zu lassen, in andern Fällen würde die Erhöhung des Gehaltes der Athemluft an passivem Sauerstoff gerathener erscheinen.

Man schreibt dem Umstande, daß die Luft großer Städte, verschlossener Zimmer und ungenügend ventilirter Räume beständig sehr arm, ja wol gar absolut frei von Ozon gefunden wird, die bekannte Schädlichkeit der Städte- und Stubenluft gegenüber den stärkenden Eigenschaften der Land- und Seeluft zu. Die den Stoffwechsel, die Nerven und damit den ganzen Organismus stärkenden Einflüsse der Gebirgs- und Seeluft sind so allgemein anerkannt, daß wir nicht umhin können, uns zu fragen, ob diese Eigenschaften ganz unabhängig sein sollten von dem ebenso oft bewiesenen höhern Ozongehalt dieser Luft. Man darf aus der Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen niemals den Schluß ziehen, daß die eine der andern Folge sein müsse. Es ist schwer glaublich, daß der dem passiven Sauerstoff der Land-, Wald- und Seeluft beigemengte kleine Procenttheil Ozon (gewöhnlich nur $^1/_{100}$ oder $^1/_{1000}$ Proc. und noch weniger betragend) einen besondern Einfluß auf den Organismus ausüben könne. Aber von einem andern Gesichtspunkte ist die Bedeutung dieses noch so kleinen Ueberschusses an Ozon außerordentlich groß. Er dient nämlich als Beweis, daß diese Luft frei ist von schädlichen Fäulnißdünsten, während die ozonfreie Stadt- und Zimmerluft die größte Menge dieser schädlichen Stoffe enthalten kann und wird. Wer von der Stuben- und Stadtluft krank und siech geworden ist, der suche in der freien Natur, im Gebirgsthal oder am Seestrande Heilung, und nicht durch ein Mittel, dessen Unschädlichkeit noch nachgewiesen werden muß. Denn viel mehr Grund scheinen entschieden diejenigen Aerzte in ihrer Annahme zu haben, welche einer ungewöhnlichen Vermehrung des Ozongehaltes der Luft direct schädliche Wirkungen

*) Vgl. „Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft" (Berlin 1873).

Digitized by Google

beimeſſen. Nach genauen Vergleichungen der auf den meteorologiſchen Stationen Sachſens gemachten Unterſuchungen fand Lüdicke in Gotha 1871, daß der größte Ozongehalt mit dem größten Feuchtigkeitsgehalt der Luft zuſammenfällt, durch vermehrte Heftigkeit der Winde erhöht werden kann, aber von der Windrichtung unabhängig iſt. Die Jahreszeiten, welche uns viel Sturm und Regen bringen, ſind aber bekanntlich nicht die geſündeſten. Es könnte ſogar an den Arzt die Frage herantreten, wie man im Stande ſei, zu Katarrhen geneigte Perſonen vor den ſchädlichen Einwirkungen ozonreicher Luft zu ſchützen.

Dem Ozon fällt im großen Naturhaushalte die wichtige Aufgabe zu, die ſchädlichen Stoffe aus der Luft zu entfernen. Aber wie beim Chlor, welches im kleinen zu demſelben Zwecke verwandt wird, iſt jedes Uebermaß deſſelben vom Uebel und läſtig, ja ſchädlich für das Leben, da beide, dem Organismus einverleibt, nicht den Krankheitsſtoff vorzugsweiſe, ſondern den erſten beſten organiſchen Körper, dem ſie auf ihrem Wege begegnen, alſo hierbei zunächſt die Schleimhäute der Naſe und der Luftröhre angreifen und zerſtören. Das Ozon gehört zu den ſogenannten heroiſchen Heilmitteln, die man nur im Augenblick der Gefahr anwenden ſollte, z. B. bei Erſtickten, wo man von dem ſtarken Reize des Ozons auf die Athmungsorgane Nutzen geſehen haben will, um ſie ins Leben zurückzurufen. Dagegen verdient es als Desinfectionsmittel die höchſte Beachtung. Könnte man in ſtark bewohnten oder überfüllten Räumen eine beſtändige, aber ſo ſchwache Ozonentwickelung unterhalten, daß es kaum merklich vorherrſchte, ſo würde dies wahrſcheinlich das Wohlbefinden der in dieſem Raume befindlichen Menſchen beträchtlich erhöhen. Staubfontainen mit gewöhnlichem oder geſalzenem Waſſer, oder vielleicht mit Waſſer, in dem geringe Mengen wohlriechender ätheriſcher Oele aufgelöſt ſind, wie ſie in den Theatern der Alten angebracht waren, dürften neben entſprechender Ventilation das geeignetſte Mittel abgeben, eine zuträgliche Desinfection menſchengefüllter Säle zu bewirken. Auch ſoll nicht behauptet werden, daß nicht bei einzelnen Krankheiten eine Ozonbehandlung zuträglich gefunden werden könnte; aber wenn man uns das Ozon als ein Allheilungsmittel wie das Malzextract anpreiſt, werden wir es ebenſo und mit größerm Nachdruck, weil es weniger unbedenklich iſt als jenes, zurückweiſen müſſen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Der am 18. Aug. 1873 in Genf verstorbene Exherzog Karl von Braunschweig wurde am 30. Oct. 1804 als älterer Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm und der Gemahlin desselben, Marie Elisabeth, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, zu Braunschweig geboren. Seine erste Jugend fiel in die Zeit der Napoleonischen Kriege, in die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands. Nach der Schlacht bei Jena verließ die herzogliche Familie das Land. Die Mutter floh mit ihren beiden Knaben zu ihrer Schwester, der Gemahlin König Gustav's IV. Adolf von Schweden, wo sie bis zum August des Jahres 1807 mit ihnen verweilte. Alsdann vereinigte sich die herzogliche Familie in Karlsruhe. Als im April 1808 die Herzogin starb, blieben die Prinzen noch bis zum Herbste des nächsten Jahres in Karlsruhe, um dann nach England in größere Sicherheit gebracht zu werden. Durch dieses haltlose und wechselvolle Leben wurde natürlich die Erziehung der Prinzen vernachlässigt, was bei den gefährlichen Charaktereigenschaften des Prinzen Karl auf diesen einen mannichfach depravirenden Einfluß hatte. Im Jahre 1815 starb Herzog Friedrich Wilhelm, und der Prinz Karl erhielt nunmehr in dem Prinz-Regenten von England einen vortrefflichen Vormund. Er wurde unter die Aufsicht guter Lehrer gestellt, allein seine Erziehung soll dennoch in mancher Beziehung eine seiner hohen Lebensaufgabe unangemessene und sogar für geringe Anforderungen unzulängliche gewesen sein. Während der Jahre 1814—20 lebte der Prinz in Braunschweig. In Lausanne hielt er sich von 1820—22 auf. Im October 1823 wurde er für volljährig erklärt und trat die Regierung des Herzogthums Braunschweig an. Von seiten der deutschen Großmächte wurde dieser Regierungsantritt nicht ohne Bedenken und Befürchtungen angesehen — mit Recht; denn der junge Herzog war kein Regent. Die Jahre 1824—26 brachte er auf Reisen in abenteuerlicher Weise zu. Georg IV. von England, sein Vormund, suchte seinen Einfluß auf ihn geltend zu machen — vergebens! Nach Braunschweig zurückgekehrt, zwang Herzog Karl das Haupt der vormundschaftlichen Regierung, den Geheimrath Schmidt-Phiseldeck, seine Entlassung zu nehmen, und fing an, sich immer mehr von derselben zu emancipiren. Er wußte die eingesetzten Minister zu entfernen und seine Lieblinge, Creaturen seiner Laune, an ihre Stelle zu setzen, um freies Spiel zu haben. Man berichtet sogar von einer geheimen Polizei, die er ins Leben rief, um völlig nach Wohlgefallen schalten zu können und alle sich etwa gegen ihn anspinnenden Intriguen im voraus durchschauen und ihre Fäden durchschneiden zu können. Er führte in Braunschweig mit Schauspielern ein ausschweifendes Leben und entkleidete sich dermaßen seiner fürstlichen Würde, daß der Bundestag endlich gegen dieses Gebaren einschreiten zu müssen glaubte, da das Land wiederholt sich wegen seines Herzogs beschwert hatte. In dieser Lage blieb dem Herzoge nichts anderes übrig, als sich außer Landes zu begeben. Er ging im Jahre 1829 nach Frankreich und ließ seinen Günstling Bitter als Regenten in Braunschweig zurück. Die Julirevolution trieb ihn aus Paris, die belgische Revolution aus Brüssel, wohin er sich gewandt hatte. Er kehrte, unpolitisch genug, im Jahre 1830, gerade zu einer Zeit, da es in den Gemüthern des Volks gärte, nach Braunschweig zurück; wiewol unter dem Mantel des Incognitos, wurde

Digitized by Google

er bald erkannt und am 7. Sept. brach ein Volksaufstand gegen ihn los. Derselbe schloß bekanntlich mit der Thronentsagung des Herzogs ab, nachdem vorher das Residenzschloß desselben erstürmt und in Brand gesteckt und er selbst entflohen war. Schwerlich hätte die Empörung diesen Ausgang nehmen können, wenn nicht die Mehrzahl des Volks und der Aristokratie die Entfernung des Herzogs ebenso dringend gewünscht hätte wie die Empörer selbst, und wenn der Haß gegen den Herzog nicht ein so allgemeiner gewesen wäre. Bereits am 10. Sept. erschien der damals in Berlin lebende Bruder des Herzogs, der Herzog Wilhelm, in Braunschweig und übernahm provisorisch die Regierung. Inzwischen suchte Karl in England Unterstützung. Allein seine Versuche waren vergebens, und alles aufbietend, um das Verlorene wieder zu erreichen, ging er nach Deutschland zurück, machte dem Volke von Braunschweig glänzende Anerbietungen und versprach ihm eine freisinnige Staatsverfassung. Als er nichts mit diesen Verheißungen erzielen konnte, kehrte er nach Paris, seinem alten Lieblingsaufenthalt, zurück. Schon im December 1830 war er wieder dort. Der Deutsche Bund und die Agnaten entsetzten ihn förmlich der Regierung, die im April 1831 auf seinen Bruder Wilhelm überging. Karl machte wiederholt und unter Aufwendung von großen Geldmitteln Versuche, sich mit Waffengewalt wieder zum Herrn des Herzogthums Braunschweig zu machen, ohne jemals diesen Plan auch nur einleitend zur Ausführung bringen zu können. Er lebte nun abwechselnd in Paris, England und der Schweiz und hatte wiederholt die peinlichsten Processe, in welche er sich infolge seines wüsten Lebens verstrickt sah, durchzumachen. Seine letzten Lebenstage brachte er bekanntlich in Genf zu, wo er denn auch gestorben ist. Sein Testament, in welchem er die Stadt Genf zum Haupterben einsetzte, hat viel von sich reden gemacht. Er erreichte ein Alter von 69 Jahren.

Am 29. Oct. 1873 starb zu Paris Ernest Feydeau, unter den französischen Schriftstellern der Gegenwart einer der bekanntesten. Er wurde am 16. März 1821 zu Paris geboren und publicirte seine erste Gedichtsammlung im Jahre 1844. Dieselbe hat den Titel „Les Nationales". Später widmete er sich kaufmännischen Geschäften und trieb daneben gelehrte, namentlich philologische Studien. Seit dem Jahre 1856 begegnen wir ihm dann als einem eifrigen Publicisten. Als er im Jahre 1858 seinen Roman „Fanny" publicirte, war er mit Einem Schlage ein bekannter Autor. Das Buch erzielte einen wahrhaft bewunderungswürdigen Absatz, ist aber in jeder Hinsicht als ein bedauerliches Specimen des Sittenverfalls unter dem second empire zu betrachten. „Daniel" (1859), „Chatorine Overmeier" (1860), „Un début à l'Opéra" (1863) waren seine nächsten Romane, welche ebenfalls großen Beifall fanden. Sein einactiges Drama unter dem Titel „Monsieur de Saint-Bertrand" (1865) hatte wenig Erfolg. Auch eine „Histoire générale des usages funèbres et des sépultures des peuples anciens" (3 Bde., mit 100 Kupfertafeln, Paris 1858) hat er veröffentlicht.

Wieder hat sich das Grab über einem tapfern Soldaten, einem hervorragenden Mitgliede der französischen Marine geschlossen. Am 8. Nov. 1873 starb in Arcachon der Admiral Tréhouart, der letzte Admiral Frankreichs. Geboren zu Bienville am 27. April 1798, begann François Thomase Tréhouart seine Seelaufbahn als gewöhnlicher Schiffsjunge in der französischen Marine. Damals ahnte wol niemand, zu einer wie hohen Stufe es der junge Seemann bringen werde; allein sehr bald zeigte er eine seltene geistige Begabung und vielen persönlichen Muth, sodaß er nicht nur unter seinen nächsten Kameraden, sondern schon früh auch in weitern Kreisen von sich reden machte. Er fand einen Stachel zu rüstigem Fortschreiten auf der gewählten Lebensbahn in seinem ungewöhnlichen Ehrgeize. Die letzten Kämpfe des untergehenden ersten Kaiserreiches machte er noch mit und erwarb sich in ihnen schnell die ersten Grade. Er wurde im Jahre 1828, bald nach der Schlacht von Navarin, in der er sich ausgezeichnet hatte, Schiffslieutenant, im Jahre 1837 Corvettenkapitän und 1843 Schiffskapitän. Ihm wurde das Commando über die Marine in den Meeren des La-Plata übergeben. Das Gefecht am Obligado, bei welchem Tréhouart vom Hintertheile des Tulton aus das Feuer der Flotille befehligte und welches in der Geschichte der französischen Marine stets ein denkwürdiges Unternehmen bleiben wird, ist allbekannt. Am 15. Febr. 1846 wurde

Digitized by Google

Tréhouart zum Contreadmiral ernannt. Das Commando einer Schiffsdivision bei der Expedition nach Rom wurde ihm übertragen. Am 2. April 1851 wurde er Viceadmiral, am 31. Oct. 1855 Commandant des Krimgeschwaders, wodurch er an die Stelle des verstorbenen Admirals Bruat trat. Seine Hauptaufgabe in diesem Kriege war die Rückführung der Orientarmee. Er wurde infolge der musterhaften Erledigung dieser Aufgabe durch mehrfache besondere Auszeichnungen geehrt. Im Jahre 1869 wurde er zum Admiral von Frankreich ernannt und seitdem als einer der höchsten Ehrenträger im Lande allseitig hochgeschätzt. Im Senat hatte er seit dem Jahre 1859 Sitz und wirkte daselbst mit Energie und Geschick. Im Jahre 1860 hatte er das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten. Im Kriege gegen Deutschland blieb Tréhouart, ohne dies zu wünschen, dem Schauplatze der Begebenheiten fern.

In Gotha starb am 14. Oct. 1873 der Dichter Adolf Bube. Geboren am 23. Sept. 1802 zu Gotha, besuchte er während der Jahre 1817—21 das dortige Gymnasium und bezog Michaelis 1821 die Universität Jena, wo er philologische und ästhetische Studien betrieb. Hier kam er durch Knebel's Vermittelung mit Goethe in Verbindung. Auch Böttiger, Einsiedel und andere bedeutende Männer interessirten sich für den strebsamen jungen Mann, der ein nicht gewöhnliches poetisches Talent zeigte. Als er seine Studien beendet hatte, nahm er im Hause des Freiherrn von Lindemann in Koburg eine Stelle als Erzieher von dessen Söhnen an und wurde dann in gleicher Function beim Grafen Mensdorff, damaligem Vicegouverneur von Mainz, beschäftigt. Im Jahre 1834 erhielt er die Stelle eines Archivsecretärs und vier Jahre später die eines Oberconsistorialsecretärs in Gotha. Im Jahre 1842 wurde er Director des herzoglichen Kunstcabinets und 1853 ernannte ihn der Herzog unter Verleihung des Titels eines herzoglichen Archivraths zum Director der chinesischen Sammlung. Seit dem Jahre 1858 stand er dem Kunstverein in Gotha vor und erwarb sich in dieser Beziehung manches Verdienst um die Stadt und um das Land, wie er denn überhaupt ein warmes Herz für seine Heimat hatte. Als Dichter hat Bube manches Ansprechende geliefert. „Thüringer Volkssagen" (Gotha 1837), „Deutsche Sagen" (Jena 1843), „Thüringer Sagenschatz" (Gotha 1851), „Balladen und Romanzen" (2. Aufl., Gotha 1853) und „Naturbilder" (Gotha 1859) — das sind seine Hauptleistungen auf dem Gebiete der Poesie. Alle diese Sammlungen bekunden eine anerkennenswerthe sprachliche Gewandtheit, viel Wärme der Empfindung, Frische der Darstellung und Tüchtigkeit der Gesinnung. Zu erwähnen sind schließlich noch Bube's Prosaschriften: „Gothas Erinnerungen" (Gotha 1842) und „Das herzogliche Kunstcabinet zu Gotha" (2. Aufl., Gotha 1854), sowie eine Anzahl von Artikeln verschiedenen Inhalts, die in Zeitschriften erschienen sind.

Der dänische Dramatiker Thomas Overskou ist in der Mitte des letzten Novembermonats 1873 in Kopenhagen aus diesem Leben geschieden. In ihm ist einer der bedeutendsten unter den heutigen Dichtern des Nordens dahingegangen; ein Mann von seltenen Gaben des Geistes und des Herzens, der bei seinen Landsleuten eine große Verehrung genoß. Er wurde am 11. Oct. 1798 zu Kopenhagen geboren. Als Sohn armer Aeltern empfing er einen nur dürftigen Schulunterricht und bestimmte sich für den Beruf eines Schmiedes. Vierzehnjährig, trat er in die Lehre. Allein die Kraft seines Körpers scheint der schweren Arbeit eines Schmiedes nicht gewachsen gewesen zu sein; denn Krankheit zwang ihn, die Ausübung dieses Handwerks aufzugeben. In seiner Krankheit und wol auch schon früher beschäftigte er sich mit Vorliebe mit den dänischen Dichtern. Holberg und Oehlenschläger zogen ihn besonders an. Die Lektüre der Dramen dieser Dichter erweckten in ihm eine unwiderstehliche Lust, eine Anstellung am Theater zu erhalten. Der Entschluß, Schauspieler zu werden, kam in ihm schnell zur Reife, und unter Entbehrungen harter Art erwarb er sich die zur Ausführung desselben nöthigen Vorkenntnisse. Im Jahre 1818 debutirte er mit Glück und setzte die so begonnene Laufbahn muthig fort. Im Jahre 1823 wurde er als Hofschauspieler angestellt. Damals gelang es ihm auch, sein erstes Stück, eine Uebersetzung von „Peter und Paul", zur Aufführung zu bringen. Seine erste Originalarbeit war das Drama „Farens Dage", welches im Jahre 1826 über die Bühne ging. Sein Wunsch, sich ganz der dichterischen Production im Dienste

Digitized by Google

des Theaters widmen zu können, wurde erfüllt, als ihm im Jahre 1842 auf seine Bitte seine Entlassung vom Theater mit Pension bewilligt wurde. Die Jahre bis 1849 waren lediglich Studien und dramatischen Erzeugnissen gewidmet; allein die Bühne zog ihn so mächtig an, daß er nun unter Heiberg's Direction wiederum in den Verband des Hoftheaters zu Kopenhagen eintrat, und zwar als Oberregisseur. Im Jahre 1852 wurden seine Verdienste durch die Verleihung des Professortitels belohnt, was in Kopenhagen allgemeine Freude hervorrief. Als Heiberg 1856 sein Amt als Director des kopenhagener Hoftheaters niederlegte, verblieb Overskou noch in seinem Amte, bis er im Jahre 1859 seinen Abschied erhielt. Das Lustspiel und das Liederspiel waren seine eigentliche Domäne. Er hat in beiden Genres Hervorragendes geleistet und Anerkennung gefunden. Eine Ausgabe seiner Originalbühnenstücke hat er selbst im Jahre 1852 in fünf Bänden (Kopenhagen) herausgegeben. In derselben sind als die hervorragendsten Leistungen zu bezeichnen: „Misforstaaelse paa Misforstaaelse" (1828), „Oestergade og Vestergade" (1828), „Vor Tids Mennesker" (1830), „En Bryllupsdags Fataliteter" (1840), „Pak!" (1845), „Capricioſa", „Kunstnerliv" und einig eandere. Diese Stücke gehören zu den besten Leistungen, nicht nur in dieser Sammlung, sondern in der gesammten neuern Production des Nordens auf diesem Gebiete. Overskou lieferte außerdem eine große Anzahl von Uebersetzungen fremdländischer Lustspiele und viele Gedichte, Operntexte und kleine Aufsätze, letztere meistens für Zeitschriften. Seine Arbeiten zur Bühnenkunde: „Folketheatret" (Kopenhagen 1846) und „Den danske Skueplads" (5 Bde., Kopenhagen 1854—64, Suplement 1865), haben der Kritik der dänischen Gelehrten zufolge wissenschaftlichen Werth.

In Schwerin in Mecklenburg verschied am 4. Aug. 1873 nach vierwöchentlicher Krankheit der als Philolog in weitern Kreisen rühmlichst bekannte Oberlehrer am dortigen Gymnasium, Dr. Karl Schiller. Er erblickte am 11. Nov., dem Geburtstage seines großen Namensvetters Friedrich Schiller, 1811 zu Rostock das Licht der Welt. Während der Jahre 1830—33 studirte er in seiner Vaterstadt und in Leipzig Philologie. Auf der letztgenannten Universität war er hervorragendes Mitglied des Philologischen Seminars und der Griechischen Gesellschaft. Auch promovirte er daselbst. Im Jahre 1834 wurde er als Collaborator am Gymnasium zu Schwerin, und Ostern 1837 als Oberlehrer daselbst angestellt. In diesem Amte ist der wegen seines echt humanen Charakters, wegen seiner Gemüthstiefe und edeln Denkungsweise überall beliebte Mann bis an sein zu frühes Ende mit Hingebung und Energie thätig gewesen. Unter den Schriften Karl Schiller's mögen hier die nachstehend verzeichneten genannt werden: „Andocidis Orationes quatuor recensuit Dr. C. Schiller" (Leipzig 1838), „Commentar zu einigen Oden des Horaz" (Leipzig 1837), „Horatiana" (1844), sowie eine Reihe von mehr oder weniger umfangreichen Aufsätzen, welche sich in den verschiedenen Programmen des schweriner Gymnasiums veröffentlicht finden, so: „Regeln der Syntax", „Beiträge zum deutschen Thier- und Kräuterbuche" und „Beiträge zu einem mittelniederdeutschen Glossar", endlich kleinere Arbeiten in der „Germania" und der „Zeitschrift für deutsche Mundarten". Um ein von ihm in Gemeinschaft mit dem Dr. August Lübben begonnenes wissenschaftliches Unternehmen vollenden zu können, war Schiller jüngst auf mehrere Jahre von den Pflichten seines Lehramtes am schweriner Gymnasium entbunden worden. Mit Eifer und Ausdauer widmete er sich fortan diesem Werke, einem „Mittelniederdeutschen Wörterbuche". Ob allzu große Anstrengungen, welche solche schwierige Unternehmungen so leicht im Gefolge haben, die Ursache seines Todes waren, ist uns nicht bekannt, jedenfalls liegt aber die Vermuthung, daß dies der Fall ist, sehr nahe. Von dem genannten Lexikon sind bisjetzt drei Lieferungen erschienen; mehrere Bogen der vierten befinden sich bereits im Drucke vollendet. Der Verlust dieses trefflichen Schulmannes und Pädagogen erscheint durch den Hinblick auf das von ihm unvollendet hinterlassene, so wichtige Werk, dessen Weiterführung nun allein auf den Schultern des Dr. Lübben ruht, um so schmerzlicher.

Digitized by Google

Politische Revue.

23. Januar 1874.

Das Interesse des Tages bilden jetzt in Deutschland die Reichstagswahlen, deren Ausfall die Opposition im Reichstage, dessen Eröffnung auf den 5. Febr. festgesetzt ist, wesentlich verstärkt hat. Die conservative Partei, die jetzt an der Regierung keinen festen Halt mehr besitzt und sich in eine Menge mehr anschlußfähiger als selbständiger Nuancen zersplittert hat, gibt auf dem Reichstage dasselbe Schauspiel eines innern Auflösungsprocesses, welches sie schon auf dem preußischen Landtage gewährt hat. Eine große Zahl von Stimmen hat sie an die Ultramontanen verloren, welche in den preußischen Rheinlanden, in Westfalen und in Baiern eine Menge von Sitzen gewonnen haben. Wichtiger noch als die numerische Verstärkung der Centrumspartei ist die Wiederwahl ihrer rednerisch begabten und diplomatisch gewandten Führer, welche schon auf dem Landtage den Krieg gegen die Regierung und besonders gegen das Haupt derselben, den Fürsten Bismarck, mit maßloser Erbitterung führen, und bei dem schonungslosen Vorgehen der Regierung gegen die Kirchenfürsten einer immer gesteigerten Leidenschaftlichkeit sich hingeben werden. Daß bei ihnen wie die allgemeinen directen Urwahlen auch die Preßfreiheit, bei den Berathungen über das Preßgesetz, die feurigsten Anwälte finden wird, ist wol zweifellos, und nur zu wünschen, daß die Liberalen nicht etwa, um die Regierung in ihrem Kampfe gegen den Ultramontanismus zu stützen, die großen Principien preisgeben, auf denen ihre Partei beruht, eine Befürchtung, zu welcher die an ausweichenden Wendungen reiche Rede des Abgeordneten Lasker über das allgemeine directe Wahlrecht wol einigen Anlaß bietet.

Wie die Ultramontanen haben auch die Socialdemokraten mehr Sitze im Reichstage erobert wie früher; ja wo sie unterlegen sind, geschah es oft mit sehr beträchtlichen Minoritäten. Im Königreiche Sachsen hatten sie nach der Wahlstatistik im ganzen gerade noch einmal soviel Stimmen für sich als bei der letzten Reichstagswahl. In Städten wie Hamburg haben sie nahezu den Sieg errungen. Gleichzeitig hat die preußische Fortschrittspartei in den drei Hauptstädten Berlin, Königsberg und Breslau gesiegt, und Frankfurt in der Person des Abgeordneten Sonnemann ebenfalls einen Vertreter der äußersten Linken gewählt, der noch überdies der Reichsfeindlichkeit und Franzosenfreundschaft angeklagt worden ist. Die Gewählten der großen Hauptstädte haben zwar vor den Abgeordneten der andern Wahlkreise nichts voraus, gleichwol pflegt man in diesen Hauptstädten doch die Centren der politischen Bewegung zu sehen, und sie haben zu allen Zeiten die Führung der Opposition übernommen. Trotz dieser veränderten Physiognomie des Reichstages ruht der Schwerpunkt derselben nach wie vor auf den National-Liberalen, und diese tragen in den bevorstehenden Sitzungen eine nicht zu unterschätzende Verantwortlichkeit.

Daß die Socialdemokratie im Reichstage eine Vertretung findet, ist keineswegs zu bedauern. Eine so weit verbreitete Partei darf nicht ohne parlamentarische Vertretung sein; diese gerade ist das Ventil, welches Explosionen verhindert. Auch bilden sich solche Parteien nicht ohne innere Berechtigung; es wäre ein sehr unhistorischer Standpunkt, diese leugnen zu wollen. Die sociale Reformfrage ist eine der wichtigsten des Jahrhunderts und bedarf einer principiellen Lösung, wie sie die verdienstliche, kleinbürgerliche Panacee eines Schulze-Delitzsch nicht zu bieten vermag. Wohl aber muß man bedauern, daß die jetzige Phase der deutschen Socialdemokratie, die man als die „internationale" bezeichnen kann, nur dazu geeignet ist, die Partei zu compromittiren. Der vage Kosmopolitismus gibt ihren Bestrebungen den Anstrich einer heimatlosen Wühlerei. Die Reichsfeindlichkeit gehört durchaus nicht in das socialdemokratische Credo, sondern ist von außen hineingetragen worden. Lassalle hat gleichzeitig mit seinen socialen Reformtheorien die Aufgabe Preußens für die Einigung Deutschlands proclamirt, und wenn man aus seinen politischen Broschüren die Folgerungen für die Gegenwart ziehen kann, so hätte man ihn jetzt zur reichsfreundlichen und nicht zur reichsfeindlichen Partei zählen müssen; am wenigsten aber wäre er geneigt gewesen, mit den Particularisten, die im Grunde jeder Reform abgeneigt sind, Hand in Hand zu gehen.

Bisher sind 336 Abgeordnete gewählt, 46 Wahlen blieben unentschieden. Von erstern

Digitized by Google

gehören 127 zur national-liberalen Partei, 36 zur Fortschrittspartei, 12 zu der Liberalen Reichspartei, 29 zu der Deutschen Reichspartei, den Freiconservativen, 16 zu den Conservativen. Rechnet man zu diesen 220 Stimmen, welche die reichstreue Majorität bilden, noch die 18 Stimmen, die zwischen Mitgliedern der einzelnen Parteien dieser Majorität noch streitig sind, hinzu, so erhalten wir die Zahl von 238 Stimmen, welche durch andere Stichwahlen etwa auf 250 gebracht werden kann.

Dieser Mehrheit gegenüber treten die Ultramontanen mit der sehr beträchtlichen Stimmenzahl von 92, als einzelne Partei die stärkste nach der national-liberalen, die Polen mit 12, die Particularisten mit 4, die Socialdemokraten mit 8 Stimmen, im ganzen eine immerhin beträchtliche Minderheit von 116 Stimmen, die durch die Stichwahlen auf etwa 130 anwachsen kann. In ihrem Kampfe gegen die Kirche darf die Regierung auf eine compacte und große Mehrheit rechnen; bei vielen andern Fragen werden sich die Parteigruppen verschieben. Wie sich die Parteien, namentlich bei der Abstimmung über das Preßgesetz, gruppiren werden, entzieht sich zunächst jeder Berechnung.

Der Kampf gegen die Bischöfe nimmt immer weitere Dimensionen an; diese betrachten die Entscheidungen der Gerichte als non-avenus und setzen ihren ganzen Haushalt der Pfändung aus. So geschah es bei dem Grafen Ledochowski in Posen, bei dem Fürstbischof Förster in Breslau. Offenbar liegt hierin ein sehr wirksames Agitationsmittel; denn solche Pfändungen des Mobiliars, solche Eingriffe in das innerste Hauswesen, besonders wenn es sich um beträchtliche zu deckende Summen wie 15000 Thlr. handelt, haben den Anschein des Gewaltsamen, und sind ganz dazu geeignet, die Kirchenfürsten, gegen welche in solcher Weise vorgegangen wird, als Märtyrer ihrer Ueberzeugung erscheinen zu lassen. Graf Ledochowski, ein energischer, in transatlantischen Lebenskreisen gestählter Charakter, wird vor dem geistlichen Gerichtshof in Berlin sich gegen eine Anklage zu vertheidigen haben, deren Folge nur Freisprechung oder Amtsentsetzung sein kann. Die Voruntersuchung wird von dem Oberappellationsgericht in Posen geführt werden. Die Anklage richtet sich gegen die Weigerung des Erzbischofs, die kirchlichen Seminare und Demeritenanstalten der staatlichen Sanction zu unterwerfen, gegen die fortgesetzte Anstellung von Geistlichen im Widerspruch mit den Maigesetzen und die daraus folgende Zerrüttung der Familienverhältnisse, des Ehe- und Erbrechts in den betreffenden Gemeinden, und gegen die Bestrebungen, die katholische Bevölkerung wider die Regierung und die Staatsgesetze aufzureizen. Inzwischen wird in Posen, wo das polnische Element derartige Umtriebe unterstützt, besonders von dem Prälaten von Kozmian in jeder Weise agitirt. Gemäß seiner bekannten Vorliebe für das „ewig Weibliche", setzt Kozmian alle Hebel in Bewegung, um Mädchen und Frauen in den Kreis seiner Agitationen zu ziehen. Er stiftete einen sogenannten Orden „der Mägde Maria's", die als Vorsteherinnen von Kleinkinderbewahranstalten wirken sollten, gewöhnlich aber gänzlich ungebildet und aus der Hefe des Landvolkes genommen waren. Sie sollten zusammen mit den gleichartigen Schwestern des heiligen Vincenz von Paula für die Verbreitung eines jedenfalls sehr plumpen Jesuitismus schon bei der frühesten Jugend sorgen. Inzwischen hat die Regierung von Bromberg bereits die Aufhebung beider Orden befohlen. Der Fürstbischof von Breslau soll für den Fall seiner Amtsentsetzung die Absicht hegen, sich in dem österreichischen Theile seiner Diöcese niederzulassen und von dort aus die geistliche Herrschaft über das preußische Schlesien auszuüben, eine eigenthümliche, durch die nach Oesterreich und Preußen übergreifenden Diöcesanverhältnisse hervorgerufene Verwickelung.

Eine Ergänzung und wie es den Anschein hat, eine Verschärfung der Maigesetze ist im preußischen Ministerium bereits beschlossen und formulirt worden. Inzwischen hat in den Sitzungen des Landtags, die am 12. Jan. wieder eröffnet wurden, der Kampf der Centrumspartei gegen die Regierung eine sehr erbitterte Wendung genommen, ja die parlamentarische Schlachtlinie mit höchst persönlichen Anklagen und Verdächtigungen des Fürsten Bismarck durchbrochen, die sogar gänzlich außerhalb der eigentlichen Verhandlungen lagen. Denn was hatte es mit den Berathungen über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung zu thun, wenn Hr. von Schorlemer-Alst dem Fürsten Bismarck den Vorwurf machte, die alte deutsche Bundesverfassung umgestürzt, die ungarischen und dalmatischen Regimenter aufgefordert, ihren Kriegsherrn im Stiche zu lassen,

Digitized by Google

und die magyarische Legion unter Klapka gebildet zu haben? Noch heftiger war der Ausfall des Abgeordneten von Mallinckrodt in der Sitzung vom 16. Jan., der unter Berufung auf die Veröffentlichungen Lamarmora's in Betreff der Verhandlungen mit dem General Govone den Minister anklagte, damals ausgesprochen zu haben, er wäre weit weniger deutsch als preußisch und ihm würde es gar nicht schwer werden, einen Theil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten, die Rheinpfalz und die Theile der Regierungsbezirke Koblenz und Trier, welche auf dem rechten Moselufer liegen? Solche Anklagen konnten nicht ohne Erwiderung bleiben. Fürst Bismarck erschien selbst in der Sitzung, wies dieselben als tendenziöse Lügen und Anschwärzungen zurück, an denen kein Wort wahr sei. Die innere Entrüstung des angeschuldigten Staatsmannes brach immer durch die feine Ironie hindurch, mit welcher er die Centrumspartei als diejenige, welche die Sache des Christenthums und der Religion der Wahrheit vertheidigte, an eine discrete Behandlung der eigenen von Gott eingesetzten Obrigkeit mahnte, oder seinen Vorredner von dem Vorwurfe freispricht, er theile die Doctrin mancher Orden, welche lebhafte Verfechter derselben Sache sind. Und nach dieser innerlich vibrirenden Vertheidigungsrede des Ministers auf die „ungeheuerlichen persönlichen Angriffe" suchte die Centrumspartei den Eindruck durch formelle Häkeleien über das Unparlamentarische dieser zur Discussion gar nicht gehörigen Reden abzuschwächen. In der Debatte über die geschäftliche Frage ergreift Bismarck wiederum das Wort, um zu erklären, daß er die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande sei, und sich noch einmal auf die Thatsache zu berufen, daß er niemals das Geringste abgetreten hat. Die Diversion des Centrums, die allerdings, wie es scheint, zu früh von der Pfanne brannte, indem Windthorst sich erst für den Reichstag den regelrechten Kernschuß vorbehalten hat, muß als gänzlich mislungen betrachtet werden. Immerhin hat sie das Verdienst, Bismarck bestimmt zu haben, daß er den vorgeblichen Enthüllungen Lamarmora's ein entschiedenes Démenti entgegensetzte. Wie kleinlich ist überhaupt ein Parteimanöver, welches darauf ausgeht, die deutsche Politik vor Europa zu compromittiren, und mit wie großem Rechte konnte Bismarck sagen: „Man hat von dem Vogel mit seinem Nest ein Sprichwort, das ich hier aber nicht anführen will; aber propre ist diese Operation nicht." Gegenüber einer so großen, durch die Energie eines Staatsmannes glorreich durchgeführten Politik sich an irgendwelche Phasen in den vorausgehenden diplomatischen Verhandlungen halten zu wollen, zeugt immer von beschränkter Auffassung; denn die Diplomatie hat von alter Zeit her das Vorrecht, auszuweichen und abzulenken, und wie beim ehrlichen Zweikampfe sind hier dennoch die Finten erlaubt. Die Grün- und Blaubücher aber sind die Makulatur der Cabinete! Das Große, was geschehen ist, spricht für sich selbst. Hier aber handelt es sich überdies um verleumderische Behauptungen.

Die Berathungen und das Gesetz selbst waren mit Amendements gesättigt, welche in ihrer großen Mehrheit abgelehnt wurden. Einer der wichtigsten Punkte war die Berechtigung der Geistlichen, als Standesbeamte zu fungiren. Ein Amendement des Abgeordneten von Saucken-Tarputschen, daß Geistlichen und Religionsdienern das Amt eines Standesbeamten nicht übertragen werden dürfe, wurde mit 198 gegen 168 Stimmen abgelehnt und der betreffende Paragraph in der Fassung angenommen, welche die freie Commission, Miquel und Genossen, ihm gegeben hatte und welche von den Beschlüssen der zweiten Berathung abweicht. Die Pflicht, als Standesbeamter zu fungiren, liegt zunächst den Gemeindevorstehern und den Vorstehern der aus mehrern Gemeinden gebildeten Verwaltungsbezirke auf. Im Falle eines besondern Bedürfnisses aber soll das Amt eines Standesbeamten noch andern als Gemeinde- und Bezirksbeamten übertragen werden; jedoch sollen im Geltungsbereiche der Kreisordnung vom 13. Dec. 1872 zuerst der Kreisausschuß, in den Stadtkreisen die städtischen Behörden über das Vorhandensein des besondern Bedürfnisses, sowie über die für die Ernennung in Betracht kommenden Personen gehört werden, und dieser Paragraph wurde mit kleinen Abänderungen Philippi's angenommen. Am 23. Jan. wurde das ganze Gesetz in namentlicher Abstimmung mit 284 gegen 95 Stimmen angenommen.

In Oesterreich ist das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph am 2. Dec. gefeiert worden; es fiel in eine glückliche Epoche, in welcher der durch

Digitized by Google

directe Wahlen gefestigte Reichstag im Einklang mit dem Ministerium Auersperg die Reichseinheit auf der Grundlage liberaler Principien anstrebt. Feindlich hat sich dem Kaiserthum in dieser langen Epoche das Kriegsglück gezeigt; doch die Lostrennung der italienischen Provinzen, eine Folge der Schlachten von Solferino und Königsgrätz, hat ihm nicht zum Schaden gereicht; durch die Trennung von Deutschland hörten die fortwährenden Verwickelungen auf, welche durch die Tendenzen der Suprematie hier hervorgerufen wurden. So ging mit der Verengerung der Peripherie die Stärkung einer centralen Macht Hand in Hand. In würdiger Weise entgegnete der Kaiser den zahlreichen Deputationen des Herrenhauses, des Abgeordnetenhauses, der wiener Gemeinde, der Presse, der Bischöfe, stets im Sinne des innern Friedens und mit Anerkennung des tüchtig Geleisteten. Der Hirtenbrief des Cardinals Rauscher bewies allerdings, daß der Klerus sich noch das Recht herausnimmt, die Fürsten der Erde zu hofmeistern, und daß die wiener Prälaten glauben, Canossa liege nicht zu weit von der Donau.

Im Reichstage selbst nahmen die Adreßdebatten einen lebhaften Verlauf; an Protesten gegen die Uebergriffe des Klerus fehlt es nicht. Auffallend war der Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 24. Nov., der die in Aussicht gestellte und erwartete Staatshülfe für die wirthschaftlichen Verhältnisse ganz illusorisch macht. Die Hülfe wurde durch die Amendements des Ausschusses nur auf die pupillarischen Effecten ausgedehnt, alle andern österreichischen Börsenpapiere perhorrescirt. Die Reaction gegen den bis in die höchsten Kreise reichenden Börsenschwindel hat damit einen, in volkswirthschaftlicher Hinsicht vielleicht bedenklichen Ausdruck gefunden. Indeß beeilte sich die Regierung nicht mit der Einführung der Vorschußkassen, in deren Centralleitung Vertreter des Handelsministeriums, des Herrenhauses, des Abgeordnetenhauses, der Nationalbank und der Creditanstalt berufen wurden. Auch mit der Enquête über die Fusionen ließ man sich Zeit, sodaß inzwischen eine große Zahl von Gesellschaften, die man durch die Fusion retten wollte, liquidiren mußte.

Der Reichstag wurde inzwischen vertagt, um den 17 Landtagen Cisleithaniens Gelegenheit zu dem Beweise zu gewähren, daß ihre politische Wirksamkeit durch den Reichstag keineswegs absorbirt sei, und sie überdies dafür schadlos zu halten, daß sie ihr Wahlrecht für den Reichstag, nach Einführung des directen Wahlrechtes, verloren hatten. Es sind auf vielen dieser Landtage auch Beschlüsse von nicht unbedeutender Tragweite gefaßt worden. Auf dem galizischen Landtage haben die Ruthenen mit den polnischen Bauern den Adel niedergestimmt, welcher einen Protest gegen die directen Reichstagswahlen verlangte, und nur in Böhmen haben die altczechischen Parteiführer im czechischen Abgeordnetenclub mit einer Mehrheit von 48 gegen 35 Stimmen es durchgesetzt, daß der Landtag nicht beschickt wurde. Bei den Reichsrathswahlen hat die altczechische Partei über die Jungczechen den Sieg davongetragen; die letztern streben vergeblich danach, die Allianz der Feudalen und Klerikalen zu brechen, die sich einmal mit der czechischen Bewegung im Volksglauben identificirt hat. In dem kleinen Vorarlberg trug der Landtag eine so ultramontane Physiognomie, daß er einen Protest gegen die Reichstagswahlen zu Stande brachte und von der Regierung aufgelöst werden mußte.

Die Vorlage der confessionellen Gesetze, welche in den Zeitungen für die Wiedereröffnung des Reichstages angekündigt wurde, wurde schon im voraus viel besprochen; gegen die Vorlage eines Gesetzes über obligatorische Civilehe, welche dem Cultusminister Stremayr zugemuthet wurde, hat dieser selbst Protest erhoben. Eine parlamentarische Initiative in Betreff der confessionellen Gesetze wurde angekündigt; denn gewiß möchten die freien Parteien im Parlament die große Zeitströmung, die gegen die Ueberhebungen der Kirche geht, benutzen, um auch das österreichische Staatsschiff vorwärts zu steuern, und die Lücken, welche die Aufhebung des Concordats gelassen, mit kirchenpolitischen Gesetzen auszufüllen, welche die Zurückführung ähnlicher Zustände, wie sie zur Zeit des Concordats herrschten, für immer unmöglich machten.

In der Sitzung des am 21. Jan. 1874 eröffneten Reichstags sind die confessionellen Gesetzesvorlagen eingebracht worden. Es sind vier Gesetzentwürfe, keiner indeß von der durchgreifenden Bedeutung, wie die kirchenpolitischen Gesetze Preußens. Der erste Gesetzentwurf hebt formell das Concordat auf, verlangt bei der Besetzung der Kirchenämter und Pfründen eine Anzeige bei der Staatsbehörde, der ein Verhinderungsrecht zu-

Digitized by Google

steht; der zweite Gesetzentwurf ordnet die Rechtsverhältnisse der klösterlichen Genossenschaften, erklärt die Genehmigung des Staates und die Vorlegung der Statuten erforderlich zur Errichtung eines Klosters, wahrt dem Staat das Aufsichtsrecht auch über die Disciplinarstrafen, sowie Visitationsrecht bei dem Verdacht gesetzwidriger Vorgänge; die staatliche Genehmigung ist erforderlich bei Stiftungen, Schenkungen, Legaten zu Gunsten kirchlicher Corporationen, für die Niederlassung auswärtiger kirchlicher Corporationen, oder für Erwerbung von Grundbesitz. Der dritte Gesetzentwurf regelt die Beiträge aus dem Vermögen der Pfründen zu den Religionsfonds behufs Deckung der Bedürfnisse des katholischen Cultus. Der vierte enthält Bestimmungen über die gesetzliche Anerkennung der noch nicht anerkannten Religionsgenossenschaften. Dieselbe soll erfolgen, wenn die Religionslehre, der Gottesdienst und die Verfassung dieser Genossenschaften nichts Gesetzwidriges oder sachlich Anstößiges enthält und die Genossenschaft einen Namen führt, der keine Verletzung Andersgläubiger erlaubt. Die letzte Bedingung hat offenbar den Ausschluß der Altkatholiken von den Vergünstigungen dieses Gesetzes zum Zweck. Die Debatten des Reichstages werden jedenfalls in nächster Zeit eine eingehende Kritik der neuen kirchenpolitischen Gesetze geben, welche zwar das Oberaufsichtsrecht des Staates viel mehr als früher wahren, aber sehr wesentliche Zugeständnisse in der Religionsfreiheit durch Einschränkung wieder aufheben.

In Ungarn ist die Finanzfrage der Mittelpunkt der ganzen politischen Bewegung; die Untersuchungen über die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts, welches die einen durch Erhöhung der Einnahmen, die andern durch Verminderung der Ausgaben, anstreben, beschäftigen die Presse wie die Abgeordneten; am 21. Dec. wurde ein Ausschuß von 21 Mitgliedern erwählt, welcher dieser Frage seine ganze Thätigkeit zuwendet. Eine Ministerkrisis ist ohne Resultat verlaufen; das Ministerium Szlávy verbleibt am Ruder und sein Präsident hat das Finanzministerium übernommen, für die Signatur des gegenwärtigen Moments bezeichnend genug. Die Deák-Partei vermochte nicht einen geeigneten Ministercandidaten aufzustellen. Es ist jetzt die Frage, ob die 100-Millionenanleihe die gewünschten Erfolge haben wird.

In Frankreich behauptet sich das Ministerium Broglie mit schwankenden und schwachen Minoritäten und mit einer im ganzen unsichern, hin- und hertastenden Politik. Die Ereignisse der letzten vier Wochen waren die Briefe der Bischöfe und das Mairesgesetz in der Versammlung. Erstere wurden von der deutschen Regierung mit vollem Recht sehr ernst genommen. In andern Zeiten hätte man über derartige geharnischte Fehdebriefe französischer Prälaten zur Tagesordnung übergehen können; gegenwärtig konnten sie nur dazu dienen, die Hartnäckigkeit der deutschen Ultramontanen in ihrem erbitterten Kampf gegen die Regierung zu ermuthigen und den Nationalhaß anzufachen; sie waren in jeder Hinsicht als Friedensstörungen von internationaler Bedeutung zu betrachten. Die Encyclica des Papstes vom 21. Nov. 1873 hat die französischen Bischöfe nicht schlafen lassen; jeder suchte den Eifer und die Entrüstung des Papstes, soviel an ihm war, zu überbieten. Namentlich erging sich der Bischof von Nimes, Hr. Plantier, in Philippiken gegen den modernen Cäsarismus, gegen die an der Kirche verübten Räubereien und richtete sie ganz direct an die Adresse der preußischen Regierung. Neben den von ihr veranlaßten „abscheulichen Depossedirungen" wird auch die „greuliche Gefräßigkeit" Italiens in diesem Hirtenbrief gebrandmarkt. Uebertroffen wird Plantier aber noch von dem Bischof von Angers, Freppel, welcher gegen Polen, die Schweiz, besonders aber Deutschland und die Altkatholiken die heftigsten Schmähungen ausstößt. Die letztern nennt er eine winzige, von dem preußischen Staate patronisirte Sekte, die sich für die katholische Kirche ausgebe, wie in gewissen Anstalten Kranke sich einen Titel beilegen, den sich niemand die Mühe nimmt, ihnen streitig zu machen. Dem Bischof Freppel macht der Bischof von Rodez, Bourret, den Ruhm größerer Energie in Bezug auf die nach dem Ausland geschleuderten Invectiven streitig. „Man macht Gesetze", ruft er aus, „man macht Beschlüsse, welche der von Gott geschaffenen Ordnung, der Verfassung der Kirche, den seit langen Jahren beobachteten Concordaten und Verträgen zuwiderlaufen, und man ruft in die Welt hinaus, daß die Kirche und ihre Diener das Recht verletzen und dem Gehorsam ins Gesicht schlagen, indem man das schreckliche Wort Cicero's vergißt: «Solche Erlasse können nicht als der Ausdruck des Rechts, sondern müssen als ein Diebscomplot betrachtet werden»";

Digitized by Google

er meint, daß durch diese „verabscheuenswerthen Usurpationen" und „offenkundigen Diebstähle" alle Angriffe gegen das Eigenthum und für die nächste Zukunft die furchtbarsten Aufstände gegen die Regierungen, die gesetzmäßige Einziehung aller Kronen, die Vertreibung aus jedem Erbe und jedem Besitz, das auf Privatcharakter Anspruch macht, gerechtfertigt werden.

Ganz ruhig konnte die Regierung diesem agitatorischen Treiben nicht zusehen; am wenigsten war der Minister des Auswärtigen, Herzog von Decazes, dazu geneigt, der nicht so viele Sympathien mit den Ultramontanen hatte wie der Herzog von Broglie, und sich überdies auf einem durch solche Erlasse besonders ausgesetzten Posten befand. Am 26. Dec. erließ der Cultusminister Fourtou ein Rundschreiben an die französischen Bischöfe, in welchem er sie darauf hinwies, daß einzelne der kurz zuvor erlassenen Hirtenbriefe geeignet seien, die Empfindlichkeit benachbarter Regierungen zu erregen, und sie aufforderte, von ihren amtlichen Befugnissen mit Mäßigkeit Gebrauch zu machen. Diese wohlmeinende Mahnung war wenig geeignet, den beleidigten Regierungen Genugthuung zu geben, wohl aber wurde sie von den Bischöfen als eine Art von Kränkung empfunden, während die chauvinistischen Blätter, so gering auch ihre Sympathien mit den Ultramontanen sein mochten, doch gegen jeden Druck protestirten, welcher von seiten fremder Regierungen, besonders der deutschen, auf die französische ausgeübt werde. Da indeß die letztere über die in Berlin herrschende Stimmung in Betreff dieser klerikalen Attentate nicht im Unklaren gelassen wurde, so hielt sie es doch für nöthig, energischer einzuschreiten, und verbot Louis Veuillot's „L'Univers" auf zwei Monate, weil in dieser Zeitschrift ein Hirtenbrief des Bischofs von Périgueux, übrigens ein Erlaß, der mit dem Freppel's und Bourret's sich nicht messen konnte, was die Heftigkeit der Schmähungen betrifft, zum Abdruck gekommen war.

Die größere Energie bei geringerer Veranlassung weist auf den gesteigerten Druck hin, der von der deutschen Regierung ausgeübt wurde. Das ultramontane Cabinet muß selbst Maßregeln ergreifen, damit ihm der Ultramontanismus nicht über den Kopf wachse. Frankreich bleibt immer noch der allerchristlichste Staat; die Beschützung des Papstes gehört zu den Traditionen, welche die Regierung Mac-Mahon's von derjenigen des dritten Napoleon übernommen hat, obschon sie jetzt, seit der König von Italien in Rom herrscht, doch nur eine nichtssagende Phrase ist. Schon die Anwesenheit des französischen Dampfers L'Orénoque in Civita-Vecchia, der zur Disposition der französischen Gesandtschaft und des Papstes gestellt war, gab zu so vielen beunruhigenden Gerüchten über Verwickelungen Frankreichs mit Italien Veranlassung, daß die Regierung sich zu einer ausdrücklichen Erklärung genöthigt sah und den Dampfer von der Rhede des Hafens von Rom abberief. Die Interpellation des hitzigen Generals du Temple, der Frankreich gern, wenn irgend möglich, in einen Krieg mit Italien verwickelt hätte, scheiterte am 20. Jan. in der Assemblée, nachdem der Minister Herzog von Decazes die friedliche Politik der Regierung hervorgehoben und Vertagung der Interpellation verlangt hatte. Welche Vorliebe indeß der Papst für Frankreich hat, beweist er in der für apokryph ausgegebenen neuen päpstlichen Constitution vom 28. Mai 1873, deren Echtheit indeß mit sehr guten Gründen behauptet wird. Die Constitution „Apostolicae sedis munus" handelt von der Papstwahl, die von den Einflüssen der europäischen Cabinete möglichst freigehalten werden soll. Deshalb dispensirt sie der Papst von vielen bisher erforderlichen Formalitäten und läßt auch zu, daß die Wahl, statt in Rom, in Monaco, einer französischen Stadt oder Malta stattfinden darf. Dies Zugeständniß an die allerchristliche Nation wird von dem Cabinet Broglie mit Genugthuung empfunden werden. Zunächst bestreiten indeß gerade die ultramontanen Blätter, wie der „Univers", die Echtheit der Constitution.

Die französische Finanzlage ist keineswegs eine glänzende. In den letzten Tagen des Jahres 1873 ist das französische Ausgabebudget für 1874 in der Höhe von 2532,689922 Frs. bewilligt worden. Die gleichzeitige Bewilligung von 145 Millionen neuer Steuern muß für eine große Anspannung der Steuerkräfte des Landes gelten.

Das Ministerium ist inzwischen noch immer seiner Majorität gewiß, und wenn dieselbe einmal ins Schwanken geräth, so tritt alsbald eine Remedur ein, welche von der guten Gesinnung der französischen Versammlung einen bessern Begriff gibt als von ihrem parlamentarischen Takt. Am 8. Jan. nahm die Nationalversammlung den Antrag des

Digitized by Google

Legitimisten Franclieu, die Discussion des Mairesgesetzes bis nach der Berathung des Municipalgesetzes zu vertagen, mit 268 gegen 226 Stimmen an. Das Ministerium machte daraus eine Cabinetsfrage, wie es schon früher angedroht hatte; der Marschallpräsident wollte indeß die Entlassung nicht annehmen, weil die Zahl der bei der Abstimmung betheiligten Deputirten nicht groß genug gewesen wäre, um die wahren Absichten der Majorität außer Zweifel zu setzen. Die Rechte bereitete ein Vertrauensvotum für die Regierung vor. Am 13. Jan. brachte der Abgeordnete de Kerdrel eine Interpellation ein, in welcher er das Ministerium um die Gründe befragt, weshalb es seine Dimission eingereicht habe, und die Empfindlichkeit des Ministeriums tadelt. Herzog von Broglie erklärt, es habe neulich geschienen, als wenn ein Zwist zwischen der Versammlung und der Executivgewalt ausgebrochen sei. Das dürfe nicht der Fall sein. Ueberdies habe das Ministerium erklärt, daß ihm ein provisorisches Gesetz über die Gemeindebehörden unumgänglich nöthig sei; die Kammer habe das Gesetz ihm verweigert; deshalb habe das Cabinet zurücktreten wollen. Von mehrern vorgeschlagenen Tagesordnungen wird diejenige von Benoit-d'Azy: „die Versammlung, in Erwägung, daß das Ministerium ihr Vertrauen nicht verloren hat, geht zur Tagesordnung über", mit 379 gegen 321 Stimmen angenommen, und das Gesetz gegen die Maires auf die nächste Tagesordnung gesetzt, um dem Ministerium auch einen thatsächlichen Beweis des wiedergewonnenen Vertrauens zu geben. Trotz der heftigen Angriffe Louis Blanc's auf das Gesetz, welches das Wahlgesetz verletze, der Liebe zur Freiheit, zur Ordnung und zum Vaterlande zuwider sei, trotz des Widerspruches von Abgeordneten des linken Centrums, wurden Amendements, welche das Wahlrecht den Municipalitäten zuwenden wollten, beseitigt, und das Gesetz selbst am 20. Jan. mit 361 gegen 324 Stimmen angenommen.

Wir haben den Ereignissen in Spanien seit zwei Monaten keine nähere Beachtung zugewendet. Es ist in der That fast unmöglich, aus den widersprechenden Notizen über den Karlistenkrieg und aus den Hinundherzügen der einzelnen Befehlshaber irgendein zusammenfassendes Gesammtbild der strategischen Bewegungen zu entnehmen. Es sind einige bedeutende Treffen geliefert worden, bei denen sich wie immer beide Theile den Sieg zuschreiben, doch an Terrain haben die karlistischen Armeen des Nordens nichts gewonnen und ein Fortschritt könnte nur darin gesehen werden, daß die karlistische Bewegung in andern Provinzen, wie in Valencia, sich ausbreitet.

Eine der strategisch abenteuerlichsten Episoden des Krieges ist die Expedition des Generals Moriones nach dem Norden, mitten in die Feinde hinein, welche nach einem vorübergehenden Erfolg, einem siegreichen Kampf gegen die Karlisten, Durchbrechung ihres Centrums und der Entsetzung von Tolosa, eine eigenthümliche Wendung nahm. Von Feinden bedrängt, blieb dem General nichts übrig, als sich auf dem Biscayischen Meerbusen einzuschiffen, wo (24. Dec.) sich zur rechten Zeit in San-Sebastian Schiffe der Regierungsflotte vorfanden. Diese Rückzugsbewegung zu Land und See suchte der tapfere General wieder in eine Angriffsbewegung zu verwandeln, indem er seine Truppen ausschiffte, um gegen das von den Karlisten seit dem 28. Dec. umlagerte wichtige Bilbao eine Diversion zu machen. Auch hier zeigte sich indeß das Uebergewicht des Feindes so groß, daß Moriones abermals seine Truppen auf die Schiffe retten mußte und mit unbekannten strategischen Planen auf dem Wasser umhertrieb. Plötzlich tauchte er vor kurzem am Ebro wieder auf, nachdem er einen kühnen und glücklichen Flankenmarsch vollführt, sich aus den Bedrohungen des Feindes gerettet, aber auch den Feind vor einem Angriffe durch seine Truppen zunächst gesichert hat. Die Planlosigkeit, mit welcher dieser ganze Krieg geführt war, ist durch diese Expedition von Moriones hinlänglich illustrirt. Ueber solche strategische Wagnisse entscheidet nur der Erfolg.

Inzwischen hat sich in Spanien eine bedeutsame Wendung durch einen Staatsstreich vollzogen, welcher den Marschall Serrano an die Spitze des Staates brachte und so jene schon lange in der Luft schwebende militärische Dictatur verwirklichte, welche für die gegenwärtige Lage Spaniens schon lange wünschenswerth schien. Selbst die Civildictatur des loyalen Republikaners Castelar während der Vertagung der Cortes war ohne durchgreifende Maßregeln nicht möglich gewesen, welche die Suspension verfassungsmäßiger Gesetze in sich schlossen. Als am 3. Jan. die Cortes wieder eröffnet wurden, constatirte Caste-

Digitized by Google

lar in der von ihm verlesenen Präsidentenbotschaft, daß die Regierung die ihr verliehene unbeschränkte Gewalt mit Umsicht angewendet und die Ordnung überall mit Strenge aufrecht erhalten habe. Es müßten alle Parteiunterschiede verschwinden zur Rettung der erst geschaffenen jungen Republik, vorübergehend müßte auch die Ausübung der bürgerlichen Freiheit noch ferner suspendirt bleiben. Nicht eine Parteipolitik, sondern eine nationale den Umständen sich anpassende republikanische Regierung müsse das Augenmerk Aller sein. Vor allem bedürfe es aber nicht der politischen und parlamentarischen, sondern der militärischen Hülfsmittel zur Erreichung dieses Ziels. Deshalb habe die Regierung auch die Reorganisation und Schaffung einer neuen Armee sich angelegen sein lassen, doch bedürfe sie der Ermächtigung zur sofortigen Einberufung neuer Reserven und zur Bildung einer Nationalmiliz. Die Kosten der Kriegführung hätten während der Unterbrechung der Cortessitzungen einen Betrag von 400 Millionen Realen erreicht. Als Reformen verlangte Castelar den obligatorischen Schulunterricht und die Aufhebung der Sklaverei jeder Art in Spanien und in den Colonien. Er hofft, die Periode der bürgerlichen Unruhen und der Aufstände als abgeschlossen betrachten zu können, und fordert alle liberalen Parteien auf, die progressistische Republik auf breitester Grundlage zu errichten und dafür alle Kräfte der Gesellschaft zu vereinigen.

Der Eindruck dieser Botschaft war keineswegs ein günstiger; gegen die Fortdauer der Dictatur wehrten sich die Idealisten unter den Cortes und die Föderativrepublikaner vermißten ihr Stichwort. Olias von der Rechten beantragte ein Dankesvotum, Santamaria trat ihm mit dem Antrage entgegen, zuerst die Vorfrage zur Abstimmung zu bringen. Salmeron tadelte mit bittern Worten das Verfahren des Cabinets, als Castelar sich bereit zum Rücktritt erklärt hatte. Es kam zwischen Salmeron und Castelar, nachdem die Sitzung auf einige Stunden vertagt war, zu heftiger Anklage und Vertheidigung, bei welcher Castelar erklärte, jede Regierung mit den bisherigen Cortes sei unmöglich, da sich kein Ministerium mit denselben acht Tage halten könne.

Das Entscheidende war, daß das Dankesvotum für die Regierung mit 100 gegen 120 Stimmen durchfiel und Castelar nun formell die Entlassung des Cabinets einreichte. Auf diesen Fall hatten die Generale, besonders der im Hintergrunde stehende Marschall Serrano, ihren militärischen Staatsstreich geplant. Wäre Castelar am Ruder geblieben, so wäre der coup d'état nicht zur Ausführung gekommen. Keinesfalls aber war der Republikaner im Geheimniß eines Staatsstreiches, welcher allerdings im Grunde nur die Consequenz seiner eigenen Anschauungen zog. Wenn mit diesen Cortes keine Regierung möglich war, wenn überhaupt militärische Maßregeln allein den Staat retten konnten, wie der Präsident in seiner Botschaft behauptete — nun, so hatte eben die Stunde einer militärischen Dictatur geschlagen. Doch Castelar selbst deshalb für den Staatsstreich verantwortlich machen zu wollen, wie es in mehrern deutschen Zeitungen geschah — das hieß doch den Charakter dieses feurigen Republikaners gänzlich verkennen. Der Protest, den er gegen diese mit der Gewalt der Bajonnete ausgeführte Gewaltthat veröffentlichte, ließ bald keinen Zweifel mehr übrig, daß er ihr fern stehe.

Gegen 7 Uhr morgens drang General Pavia mit starker Militärmacht in das Sitzungsgebäude der Cortes und ließ durch seinen Adjutanten den Präsidenten benachrichtigen, daß die Versammlung sich aufzulösen habe. Es wiederholte sich dasselbe klägliche Schauspiel, welches die Geschichte der durch Bajonnete zersprengten parlamentarischen Versammlungen zu allen Zeiten darbot: stürmische Rufe und Proteste, Drohung der Offiziere, Feuer zu geben, einige blinde Schüsse der Soldaten und die Auflösung der Versammlung und Flucht der Abgeordneten. Es kam zu keinem Blutvergießen, auch wurde niemand verwundet. General Pavia hatte sich vorher des Ministeriums des Innern bemächtigt, um die Telegraphenleitungen in das ganze Land spielen zu lassen — alles nach der Schablone der höhern Militärverschwörungen und nach dem üblichen Exercirreglement der Staatsstreiche. Die wichtigsten Straßen und Plätze der Hauptstadt waren stark mit Truppen und Artillerie besetzt.

Bald zeigte es sich, daß der Commandant von Madrid diesen Staatsstreich auf Rechnung Serrano's gemacht hatte, der die Leitung der Dinge in die Hand nahm, und ob dieser dabei einem patriotischen Zwecke oder nur seinem eigenen Ehrgeiz und demjenigen seiner Gattin folgte, welche die Lorbern der Frau Marschallin Mac-Mahon nicht

Digitized by Google

schlafen ließen, ob er im Dienste einer alfonsistischen Intrigue handelte: darüber wird erst die Zukunft Bescheid geben können.

Madrid blieb ruhig; aber in Saragossa, Barcelona und Valencia erhoben sich die Freiwilligen der Freiheit auf Aufforderung der Gemeindedeputationen gegen das neue Regiment; es wurden Barrikaden erbaut und es kam zu heftigen Kämpfen, bei denen die Regierungstruppen indeß Sieger blieben. Die Freiwilligen wurden überall entwaffnet. In einem Rundschreiben vom 7. Jan. 1874 nennt das Ministerium des Innern den Staatsstreich des Generals Pavia einen Act patriotischer Energie und Uneigennützigkeit; denn die Cortes hätten, als sie sich gegen die verständige Politik Castelar's aussprachen, die vollständige Auflösung des Landes beschlossen. Dies habe nie der Wille des Landes sein können und die wahre Gesetzlichkeit sei auf seiten desjenigen, der ihn besser zum Ausdruck bringe. Die Wiederherstellung der Ordnung, die mit der Republik und der Freiheit wol verträglich sei, müsse die erste Aufgabe der neuen Regierung sein.

Seitdem Eugenio Garcia Ruiz in das neue Ministerium eingetreten ist, muß man dasselbe zunächst von alfonsistischen Tendenzen freisprechen. Garcia Ruiz ist der entschiedenste Vertreter der Einheitsrepublik und nahm als solcher in den Cortes eine isolirte Stellung ein. Er hat in seinem Journal den Staatsstreich vom 3. Jan. als den Sieg der Einheitsrepublik über die Föderativrepublik bezeichnet, welche letztere schon unter Castelar's Dictatur nur die Bedeutung einer, von den philosophischen Idealisten wie Salmeron verherrlichten Utopie der Zukunft hatte; denn die Staatslage verlangte energisches Zusammenfassen aller Hülfsmittel des Staates durch einen einheitlichen Willen, und während man die echtföderative „Revolte der Ungeduld" in Cartagena erstickte, mußte es als ein Widerspruch erscheinen, wenn man noch immer das Banner der Föderativrepublik hochzuhalten vorgab. Die Nothwendigkeit einer Einheitsrepublik sans phrase anzuerkennen — das ist die Bedeutung der durch das neueste Pronunciamento der madrider Armee hervorgerufenen Phase in Spaniens politischer Entwickelung. Garcia Ruiz, der diese Signatur der jüngsten Krisis mit dem Schlagwort der Einheitsrepublik taufte, ist zum Minister des Innern ernannt worden, und damit sind alle monarchischen Gelüste und Sympathien von der neuen Regierung entschieden in Abrede gestellt. Daß der neue spanische Mac-Mahon, der Herzog de la Torre, der Sieger von Alcolea, der schon in den Jahren 1869 und 1870 die Leitung der spanischen Angelegenheiten in seinen Händen hatte, energisch gegen die Karlisten vorgehen wird, ist wol zweifellos; hat er doch die Uebereinkunft von Amorevieta wieder gut zu machen, die er unter König Amadeo mit den Karlisten abschloß und die ihnen volle Zeit und Muße ließ, sich von ihren Niederlagen wieder zu erholen.

Inzwischen hat die neue Regierung ihr Regiment alsbald mit einem glänzenden Erfolge inaugurirt, welcher der Castelar'schen Dictatur nicht mehr zugute kam. Die Meerfestung Cartagena hat sich dem General Lopez Dominguez am 13. Jan. ergeben. Die Intransigenten wehrten sich aufs äußerste gegen die Belagerung, die aber von Tag zu Tag energischer vorging. Am 11. Jan. wurde das Fort Atolayn erobert, welches Galvez bald darauf, nachdem der General der Regierungstruppen eine Deputation der Insurgenten, die um Einstellung der Feindseligkeiten und Niedersetzung einer gemischten Commission zur Berathung der Bedingungen der Uebergabe ersucht, zurückgewiesen, vergeblich wiederzuerobern suchte. Am 13. Jan. rückten die Truppen in die Stadt ein. Dem General Contreras und dem Volksgeneral Galvez war es mit mehr als 2000 ihrer Anhänger gelungen, am Bord der Fregatte Numancia nach Oran zu entkommen. Die Eroberung von Cartagena ist ein harter Schlag für die Karlisten und wird ihre Freude über die Streifzüge des Generals Moriones etwas trüben, denn die entbehrlich gewordenen Truppen der Belagerungsarmee marschiren jetzt gegen dieselben. General Lopez Dominguez rückt zunächst in Valencia ein, wo schon früher die Regierungstruppen bei Bocaiente dem Karlistenführer Santes und seinen 8000 in den Gebirgen von Südvalencia hausenden Mann eine empfindliche Niederlage beigebracht hatten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Adels, besonders in Deutschland.

Von

Arthur Kleinschmidt.

I.

Jedermann weiß, welche Macht und welches Ansehen der Adel einst in der europäischen Welt besaß, und ebenfalls ist es wol niemand verborgen, daß die Zeit eines herrschenden Adels vorüber ist, vermuthlich für immer. An ihm hat sich so recht jenes oft genannte Wort erfüllt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Des Adels Blütezeit war das Mittelalter, jene Tage, die erklirrten von dem Schwerter- und Lanzengetöse ritterlicher Fehden — die Raubburgen, an fast unzugänglichen Felsen wie Adlernester hängend, schauten drohend hinab in die friedlichen Thäler; die Waaren der Kaufleute, die drunten vorüberzogen, galten den Rittern als gute Prise; bis in die innersten Winkel des Bauerhauses erstreckte sich gar oft die freche Zügellosigkeit des Burgherrn, und Ehre wie Frieden des kleinen Mannes ward angetastet. Während der Adel dergestalt mit Hohn und Verachtung auf die misera contribuens plebs herabsah, duckte sie keineswegs nach oben, sondern dem Volke feind, war sie dasselbe sehr oft auch der Krone und nicht minder dem Klerus, der besonders im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation den vornehmsten Rang einnahm. Ihn von dieser Stelle zu vertreiben und seinen Platz einzunehmen, setzte der Adel alle Kräfte in Bewegung — das „ôte-toi que je m'y mette" war hierbei die Losung. Nicht der Klerus sollte die Krone bevormunden, der Adel hielt sich für völlig dazu befähigt. Dies Gelüste schwieg unter thatkräftigen Herrschern, unter schwachen regte es sich offen und ungescheut — niemals erlosch es; theils im Dunkeln, theils auf offener Scene untergrub es die königliche Macht.

Es waren die Zeiten unaufhörlicher Kämpfe, in denen der Adel seine Waffengewalt bethätigte, bald gegen die Krone, bald gegen die Geistlichkeit, bald gegen Bürger und Bauer. Aber diese Fehden waren des Adels Verderben, vorzüglich wenn er sie ausfocht mit denen, die ihm die verächtlichsten Gegner schienen, mit den Bauern. Unter den Morgensternen und Streitäxten der Schweizer verblutete die stolze Ritterschaft Oesterreichs und Burgunds und eine Reihe großer Geschlechter erlosch gänzlich.

Des Adels Machtstellung erlitt den härtesten Stoß durch das Aufkommen der Schießwaffen — nun war die ritterliche Reiterei nicht mehr der entscheidende Factor in den Schlachten, nun kam nicht mehr alles auf die persönliche Geschicklichkeit im Waffendienste

Digitized by Google

und auf des Einzelnen Tapferkeit an — das Pulver gewann die Siege, und große Menschenmassen erschienen jetzt auf den Schlachtfeldern; die Kriegführung wurde aus einer aristokratischen eine demokratische. War so dem Adel die Entscheidung der Schlachten aus der Hand gewunden, so wurde andererseits sein Ansehen geschwächt durch das mächtige Emporbringen des Geldes und den Uebergang der Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft. Hatte der Adel seinen Sitz hauptsächlich auf dem Lande, so concentrirte sich das Geld hingegen in den Städten, zumeist in denen, die keinem Landesherrn angehörten, den Reichsstädten; hier häuften sich die Kapitalien, aber ganz entgegen dem egoistischen Treiben unserer Geschäftsleute verwandten die Kaufherren damaliger Zeiten gewaltige Summen auf die Pflege der Künste und Wissenschaften, auf die Verherrlichung der Vaterstadt durch Prachtbauten — gewiß der edelste Zug des Particularismus — zum Wohle bedrängter Mitbürger u. s. w. Was die Medicis und unsere Fugger und Welser gethan haben, ist allbekannt; die Verehrung der Mit- und Nachwelt wurde ihr Lohn. Während der Adel somit durch die neue Kriegführung an Einfluß verlor, blieb er der Cultur fern, die von den Städten ausging. Conservativ zeigte er sich darin, daß er nach wie vor die Wissenschaft geringachtete und im Waffenhandwerke und in Turnieren sein Leben verbrachte. Frankreich war lange das gelobte Land des Adels; über dem Lande stand dem Namen nach ein König, aber in der That war derselbe nur ein Schatten. Es galt der Grundsatz: „Chaque baron est souverain dans sa baronie", und ihm zufolge befehdeten sich die Seigneurs nach Herzenslust, unbekümmert um den König, dessen Oberherrlichkeit sie verspotteten. Lange dauerte diese herrscherlose Zeit; das unglückliche Land litt unsäglich; aber auch des Königs Lage war eine höchst widrige. Seine Hand erstreckte sich nicht über Laon, seine Residenz, hinaus, und wollte der Karolinger eine Reise unternehmen, so mußte er seine adelichen Vasallen um Erlaubniß bitten, ungestört ihr Gebiet zu durchziehen. In den Fehden zog die Krone gar oft den kürzern, und Karl der Einfältige endete im Kerker des Grafen Heribert II. von Vermandois. Kräftigen Königen war es vorbehalten, die usurpirte Macht des Adels zu brechen; sie brachten nach und nach eine Anzahl großer Barone wieder unter ihre Botmäßigkeit, und unter Ludwig XI. brach der Adel zusammen; auf seinen Trümmern erhob sich die absolute Krone. Um dem Adel das Ansehen völlig zu nehmen, begann derselbe Monarch einen Handel mit Adelsbriefen; um Geld konnte man geadelt werden. Hierdurch ward die Nobilität nicht nur in den Augen des Volkes erniedrigt, sondern auch der niedere Adel sehr vermehrt; der erkaufte Adel galt für das ganze Geschlecht des homo novus. Bisher der Krone gefährlich, ward jetzt der Adel ihr unterthänig; durch den Glanz der königlichen Hofhaltung bewogen, lüstern nach Festen und dem Verkehr mit schönen Frauen, verließ er seine Güter und ward zum Hofadel — in Genüssen und Intriguen erschlaffte seine Kraft und er begann ein Wettrennen um Orden und Titel; das blaue Band des Heiligen Geistordens galt als höchstes Gut. Erhob sich später noch einmal der Adel gegen seinen Herrn, den König, so war dies ein epigonenhaftes Beginnen, und die Fronde erstickte unter der Faust Mazarin's.

Sehen wir so in Frankreich die Allgewalt des Adels zusammensinken, so bietet uns England ein ähnliches Schauspiel dar. Auch hier erhoben sich die Großen und engten die königlichen Rechte ein, bis sich der König kräftig ermannte und sie in ihre Schranken zurückwies. In den furchtbaren Adelskriegen der Rosen fiel die Blüte des Adels — viele Geschlechter verschwanden wie zur Zeit der Kreuzzüge. Dies war ein unschätzbares Glück für die Krone; auf das Haus Tudor, die herrlichste der englischen Dynastien, übergehend, ward sie bald alleingebietend im Lande, und wie der elfte Ludwig in Frankreich, so stützte sich in England die neue Dynastie auf populäre Kräfte, stand auf des Volkes Schultern, gegen den Adel und den Klerus sich ein Gegengewicht bildend.

Eine ausgebildete Adelsherrschaft finden wir in Skandinavien, wo sie zur Oligarchie

Digitized by Google

ausartete und furchtbare Zustände herbeiführte. Die königliche Macht war durch Handfesten gänzlich unterbunden; Adelsparteiungen zerfleischten das Land und scheuten, um die Oberhand zu gewinnen, nicht vor Landes- und Hochverrath zurück. Wer kennt nicht die Kämpfe der Hüte und Mützen in Schweden? Im Jahre 1772 führte sodann Gustav III. das absolute Regiment ein und brach des Adels Macht; dasselbe that in Dänemark schon 1660 Friedrich III.

In Spanien wurde die Macht des Adels schon früher gebrochen; die Heilige Hermandad schonte auch seiner nicht. Hatten ihn die Könige Ferdinand und Isabella im Zaume gehalten, so that dasselbe Ximenez, und Karl I. trat in ihre Fußstapfen; er beugte die Granden unter die Krone. Was ihm in Spanien gelang, sollte demselben Manne in Deutschland, wo er Karl V. hieß, nicht glücken. Der hohe Adel des heiligen Reiches war durch Raub an der Königsgewalt groß und mächtig geworden, und es gelang keinem einzigen Kaiser, ihn zur Herausgabe des Erbeuteten zu zwingen. Schwache Regierungen waren, wie überall, auch im Deutschen Reiche die Ursache der Adelsübermacht. Die königlichen Beamten, die Markgrafen u. s. w. waren Herren geworden und als Fürsten erkannten sie im Könige nur den Oberlehnsherrn an und suchten durch Eingriffe in seine Rechte die ihrigen zu mehren und zu erweitern — dieses Bild bot das ganze Reich. Um sie, die sich zumal seit dem Westfälischen Frieden als Fürsten von Gottes Gnaden gerirten, bildete sich der Hofadel, der gleichwie in Frankreich durch Aussicht auf Genüsse, Ehrenämter, Orden u. s. w. von seinen Schlössern nach den Residenzen übersiedelte und kein höheres Ziel sich setzte als die Erwerbung der Gunst des Fürsten. So ging es an den großen, so an den kleinen Höfen, so an weltlichen wie geistlichen. An den geistlichen lebte der Edelmann sogar am liebsten, und von ihm, wahrlich aber nicht von den Unterthanen der hochwürdigen Herren konnte das Sprichwort gelten: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen.“ Die Bischofssitze und fetten Pfründen boten stets reiche Versorgungen für die jüngern Söhne des Adels, während der älteste das Majorat daheim antrat. Als Geistlicher that er alles, nur nichts Geistliches, der adeliche Bischof — er zechte, liebelte, jagte, führte Krieg, verfolgte die Ketzer — Messe ließ er durch andere lesen. Durch dieses behagliche Leben machte die Säcularisation im ersten Decennium unsers Jahrhunderts einen gewaltigen Strich — die geistlichen Regenten existirten nicht mehr, ihre Lande wurden getheilt unter die weltlichen Fürsten, die Pfründen flossen dem Staatssäckel zu — dies war der empfindlichste Schlag, der je den Adel getroffen hat. Wo nun Majorate herrschten, hatte der älteste Sohn alles, die jüngern nichts — der Staat ward ihre Zuflucht; in seinem Dienste, besoldet, mußten sie thätig sein und arbeiten, was ihre Aeltern wol nie gethan hatten. Die Frage um den Unterhalt trat auch an sie heran; sie waren überdies des Staates Unterthanen, so gut wie die andern Bürger. Einst waren auch sie Reichsstände gewesen, aber zugleich mit den geistlichen Gebieten ward auch über sie das Los geworfen — aus Reichsunmittelbaren wurden sie Unterthanen dieses oder jenes Fürsten, der mit ihren Spolien bereichert ward; von seiner Gnade nahmen sie nun den Titel von Standesherren hin, traten in seine Erste Kammer und besuchten seinen Hof. Dieses verhältnißmäßig glänzende Los ward aber nur etwa 60 Familien ersten Ranges zutheil — alle übrigen wurden Staatsdiener ohne jedes Vorrecht; im Heere konnten sie höchstens hoffen, eher als Bürgerliche Offiziere zu werden, da manche Regierung einen Stolz darein setzte, viele berühmte Namen in den Reihen des Heeres zu sehen. So wurden die Nachkommen jener Geschlechter, die einst dem Kurfürsten von Brandenburg, Joachim I., gedroht hatten: „Jochim, Jochim, kriegen wir dich, so hängen wir dich“ — die Unterthanen seiner Nachfolger, treu und ergeben dem Könige von Preußen.

So sehen wir den Adel überall erliegen den Streichen, welche moderne Ideen und die absoluten Kronen gegen ihn führten.

Digitized by Google

Betrachten wir nun, nachdem wir ein Bild der Adelsherrschaft und ihres Unterganges in vielen Landen entrollt haben, den Adel selbst, insbesondere die einzelnen Geschlechter in Deutschland, so müssen wir einen bedeutenden Unterschied machen zwischen dem hohen, einst unmittelbaren Adel, und dem niedern, der nie Reichsstand war. Ueber der ersten dieser Klassen steht das souveräne Fürstenthum, dessen Emporkommen auf Kosten der Monarchie wir früher geschildert haben. Was diesen Fürsten gelungen war, danach hatten alle gestrebt, aber theils war ihnen eine solche Machtstellung stets versagt geblieben, theils hatten die Napoleonischen Tage sie ihnen wieder genommen. Es befinden sich unter jenen einst reichsunmittelbaren, jetzt standesherrlichen Geschlechtern einige, die eine reiche Geschichte haben — so die Leiningen, Isenburg, Hohenlohe u. a. Aus manchen dieser Häuser gingen in der deutschen Geschichte berühmte Persönlichkeiten hervor, wie aus dem Hause Starhemberg jener Rüdiger, der Wien so mannhaft gegen die Türken hielt; ein Waldburg war der Truchseß Gebhard, der es wagte, als Kurfürst-Erzbischof von Köln zu heirathen; ein Wied sein Vorgänger Hermann, der die Reformation begünstigte. Sehr interessant ist es, wie manche Familie emporkam aus niederer Abkunft.

Haus Fugger war ein armer Leinweber im Dorfe Graben; seine Nachkommen wurden Patricier in Augsburg; ihr Reichthum war bald ungeheuer, sie waren des Kaisers und der Reichsstände Bankiers und Gläubiger; ein Fugger heizte mit kostbarer Zimmtrinde und der kaiserlichen Schuldverschreibung den Kamin, da Karl V. fröstelte. Daß diese reichen Herren, die den Grafen- und Fürstenrang erlangten, zugleich Mäcene waren und ein Hort der Armuth, haben wir bereits gesehen. Das Haus Isenburg leitet seinen Ursprung her von einem fabelhaften Köhler, zu dem der auf der Jagd verirrte Kaiser kam und ihm zum Danke den Adel verlieh. Als die Majestät sodann den Mann fragte, was für ein Wappen er haben wollte, so machte dieser mit seinem Schürbaume zwei dicke schwarze Striche auf den hellen Boden — daher die zwei schwarzen Balken auf silbernem Grunde. Die meisten Geschlechter kamen in den Kriegen empor, an denen das Mittelalter so überreich ist; durch Waffentüchtigkeit zog dieser und jener des Feldherrn Blick auf sich, und sein Glück war gemacht. Dieser Quelle verdanken die ersten Namen Oesterreichs fast alle ihre Stellung; es waren vom Glück begünstigte Condottieri. In den Tagen Wallenstein's, der selbst dieser Reihe angehört, kamen dann noch viele Familien hinzu, deren Rechtstitel ebenfalls einzig der Waffendienst unter den glücklichen Fahnen des Erzhauses war. Ich nenne nur die Namen einiger Familien: die Fürsten von Lamberg (dieser Name soll herrühren von der Lahmheit eines Sprossen des Geschlechts, das bisher von Rittersberg geheißen), von Khevenhüller, die erloschenen Fürsten von Trautson, das regierende Haus Liechtenstein u. s. w. Von dem fürstlichen Hause Trauttmansdorff fielen in der berühmten Schlacht auf dem Marchfelde 14 Sprossen, und nach der mühldorfer Schlacht von 1322 sollen von 18 mitstreitenden Trauttmansdorff nur 2 am Leben geblieben sein.

Eins der bedeutendsten Magnatenhäuser Ungarns ist das Esterházy'sche; dasselbe nimmt als Stammvater den Sohn eines Hunnenführers Eörs an, der sich 969 taufen ließ, aber seinen Namen Estoras beibehielt; seitdem es einem seiner Nachkommen gelungen war, dem Könige Ladislaus von Ungarn in einer Schlacht mit den Kumanen das Leben zu retten, stieg das Ansehen der Familie, welche 1687 den Fürstenhut erlangte. Ueber den Ursprung des herzoglichen Hauses Croy herrscht noch ein Streit; die einen leiten es her von Herzog Dietrich I. von Lothringen, andere von einem Enkel des 1141 verstorbenen Ungarnkönigs Bela II., Markus, der die Erbin von Airaines und Croy geheirathet habe. Hierauf baute in unserer Zeit ein Prinz von Croy den Anspruch, ihm, nicht aber dem Kaiser von Oesterreich, gebühre die Krone des heiligen Stephan; in Erinnerung an die ungarische Abstammung nennt sich ein Zweig des Hauses auch Croy-

Digitized by Google

Hongrie. François Claude August, der sich Prinz von Crouy-Chanel von Ungarn nannte und nicht nur auf Ungarn, sondern auch auf das Herzogthum Modena Ansprüche als Sprosse des Hauses Arpád erhob, verstarb arm im 80. Lebensjahre zu Paris 31. Aug. 1873.

Ein einst sehr mächtiges böhmisches Haus war das der Podiebrad; es war von Hessen nach Böhmen gekommen und gelangte dort sogar zum Throne in Georg; doch erlosch es 1647 in der Person des Herzogs Karl Friedrich von Oels. Die Familiensage des Geschlechts Schönaich, das bis zum Fürstenrange gelangte, ist, wie so viele Sagen, eine kriegerische und wurde sogar in das Fürstendiplom im 18. Jahrhundert aufgenommen. Sie lautet: „In der Hermannsschlacht sank ein mit Wunden bedeckter Krieger unter einer Eiche nieder; zum Lohne für die Tapferkeit schmückte ihn der Heerführer der Deutschen mit einem Eichenkranze und sprach: «So sollst du von nun an Schönaich heißen.» Das Blut strömte aus den Kopfwunden über den Kranz." Dieser Sage entspricht das Wappen, welches man ein redendes nennen kann — ein grüner Eichenkranz mit vier rothen Bändern. Von alten Dynastengeschlechtern und zum Theil noch regierenden Dynastien leiten viele Familien sich her; so nannten die erloschenen Grafen von Manderscheid den Sohn des Karolingerkönigs Arnulf, Zwentibold, ihren Stammvater; die ebenfalls ausgestorbenen Grafen von Rappoltstein behaupteten von den Herzogen von Spoleto ausgegangen zu sein; die Häuser Salm leiten ihren Stammbaum zurück bis auf Otto von Wittelsbach; einen Grafen Isenbart von Altorff nennen als gemeinsamen Stammvater die Welfen, die ausgestorbenen Herzoge in Franken und Alemannien, die Hohenzollern, die Grafen von Heiligenberg, Eberstein, Calw, Wölpe und Toggenburg — alle fünf erloschen —, endlich die abgegangenen Grafen von Katzenelnbogen und das Haus Oettingen. Das fürstliche Geschlecht Sayn-Wittgenstein entstammt den längsterloschenen Grafen von Sponheim; das ausgestorbene gräfliche Haus Ziegenhayn hatte sich von den thüringer Landgrafen in Hessen abgezweigt. Das Haus Solms leitet sich her von dem salischen Kaiserhause, das Starhemberg'sche von den alten Markgrafen in Steiermark, das Windischgrätz'sche von den Herzogen von Kärnten. Manchen Häusern ist ein solcher Stammbaum noch nicht genügend, und so finden wir, daß das fürstliche und gräfliche Haus Schönburg nach einer Angabe abstammen soll von den alten Senonern, von denen behauptet wird, sie hätten diesen Namen von Senno, dem Sohne des Frankenkönigs Reichmeyer; aus Rom ausgewandert, soll das Geschlecht bald nach Christi Geburt an der Mosel die Senonersburg oder Schönburg gebaut haben u. s. w. Fast noch kühner ist die Behauptung der Fürsten von Massimo, sie stammten in directer Linie ab von Fabius Maximus, Roms Dictator. Oben sahen wir, daß die Familie Manderscheid den Kaiser Arnulf als Ahnherrn betrachtete; von einem zweiten natürlichen Sohne Arnulf's, Rath, wollten die im 13. Jahrhundert abgegangenen Grafen von Andechs und Herzoge von Meran herstammen. Das fürstliche Haus Hohenlohe nennt als Stammvater jenen Franken Herzog Eberhard, der nach dem Tode Königs Konrad I. dem Sachsenfürsten Heinrich die deutsche Krone überbrachte. Die Grafen von Erbach sollen einer romantischen Liebe ihren Ursprung verdanken — der Verbindung des Geheimschreibers Eginhard und der Tochter des großen Kaisers Karl, Emma; die Gebeine beider ruhen in der Schloßkapelle zu Erbach. Das erloschene Grafenhaus Sintzendorff, an welches noch 1804 der Fürstentitel gelangte, leitete sich her aus dem Welfengeschlechte der Herzoge in Baiern. Das uralte Waldburg'sche Fürstengeschlecht führt den Beinamen der Truchsesse; derselbe soll nach der Hauschronik davon herrühren, daß der Schwabenherzog Rumelius im 7. Jahrhundert seinem Diener Gebhard das Schloß Waldburg geschenkt und ihn zu seinem Truchsessen ernannt habe. Ist nun dieser Name stehend geblieben, so bietet ein anderes Geschlecht uns ein Beispiel, daß der alte Name ganz verdrängt wurde durch einen Amtstitel, der dann alleiniger Familienname wurde — ich meine die Reichsgrafen Waldbott

Digitized by Google

von Bassenheim. Früher nach ihrer Herrschaft Harlebeck genannt, erhielten sie im Mittelalter die Aufsicht und Administration großer Waldungen, wurden bevollmächtigte Boten über das Waldwesen, Waldboten — welcher Name sodann Geschlechtsname wurde.

Ein Fürstengeschlecht nimmt eine Art Ausnahmestellung in der Reihe deutscher Großen seit vielen Jahrhunderten ein und erwarb sich im alten Reiche ein ungemeines Ansehen — das Haus Thurn und Taxis, die Generalpostdirection Deutschlands. Es leitet seinen Ursprung ab von dem herzoglichen Hause Bouillon, kam im 12. Jahrhundert nach Italien, wo wol das Geschlecht della Torre damit zusammenhängt. Geradezu lächerlich erscheint es mir hingegen, wenn der Gothaer Hofkalender den unsterblichen Dichter Torquato Tasso und seinen Vater Bernardo zu Mitgliedern des italienischen Zweiges des Hauses stempelt. Im 15. Jahrhundert kam letzteres nach Deutschland; Franz de la Tour ward der Begründer des deutschen Postwesens; Leonhard von Thuren, 1597 zum Freiherrn erhoben, wurde kaiserlicher Generaldirector der Posten im Reiche; dieses Amt verblieb seiner Familie, die 1686 gefürstet wurde, als ein kaiserliches Thronlehen. Unermeßliche Reichthümer erwarb sich das Haus im Laufe der Zeit; der schriftliche Verkehr in Deutschland war seine Domäne. Als Fürst Maximilian 1867 alle Postgerechtsame seines Hauses an Preußen übertrug, erhielt er eine Entschädigung von 3 Mill. Thlrn. Der Nutzen, den das Haus mit der jahrhundertelangen monopolisirten Postdirection erworben, soll ungeheuer sein.

Sehr rasch stieg ein österreichisches Fürstenhaus empor, das ähnlich dem der Fugger aus dem Volke entsprang. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Eggenberg einfache, mäßig bemittelte Bürgersleute in Gratz; sie trieben Handel mit Wein, Eisen und Getreide zu Lande und auf der Mur mit solchem Erfolge, daß bald der Kaiser bei ihnen borgte. Damit war ihr Glück gemacht; 1598 wurden sie baronisirt und schon 1628 gefürstet, ja mit einem großen Gütercomplex als Herzogthum Krumau belehnt. Bei dem dritten Fürsten Johann Christian feierte 1673 Kaiser Leopold I. seine zweite Hochzeit, denn kein Reichsfürst war reicher und prachtliebender als Fürst Eggenberg. Keiner seiner Nachkommen ist mehr am Leben; sein glänzendes Haus erlosch in einem dreizehnjährigen Knaben 1717.

Eins der französischen Herrengeschlechter, das den Fürstenstand des heiligen Reiches erlangte, ist das der Beauvau-Craon, wahrscheinlich abstammend von den ehemaligen Grafen von Anjou; es trat sogar in Verwandtschaft mit dem königlichen Hause Bourbon. Ein sehr interessantes Geschlecht, das sich in Frankreich niederließ, war das der Komnenen. Seine Abstammung von Ascanius, dem Sohne des Trojanerhelden Aeneas, möchte ich mindestens zweifelhaft nennen; um so sicherer ist, daß es in Konstantinopel den Thron bestieg und demselben eine Reihe von Kaisern schenkte; auch in Trapezunt herrschte es lange; 1461 übergab der letzte Herrscher in Trapezunt, David, sein Reich dem Sultan Mohammed II., der aber dem Vertrage zuwider ihn gefangen nahm und mit sieben Söhnen hinrichtete. Ein Sohn aber flüchtete nach Maina und die Seinen kämpften dort 200 Jahre mit den Osmanen. Endlich zur Auswanderung gezwungen, erhielt das Geschlecht von der Republik Genua Land auf Corsica; doch mit dem Anfalle Corsicas an Frankreich büßte es dasselbe ein. König Ludwig XVI. hatte Mitleid mit der traurigen Lage der Komnenen und ließ 1782 durch das Parlament einen königlichen Brief einregistriren, in welchem er die Herkunft des letzten Sprossen Demetrius vom Kaiser David von Trapezunt anerkannte. Derselbe wurde Maréchal de Camp und lebte nachher von einer Pension von 4000 Frs., die ihm Napoleon aussetzte; mit ihm erlosch 1821 das kaiserliche Haus der Komnenen.

Viele berühmte Geschlechter des ehemaligen Königreichs Polen zählen ebenfalls zu den deutschen Reichsfürsten; besonders bemerkenswerth sind die Czartoryski, Radziwill, San-

Digitized by Google

guszko und Sapieha. Korigel und Lubard waren die Söhne des litauischen Großfürsten Olgierd zweiter Ehe; sie ließen sich taufen; ersterer empfing den Namen Konstantin in der griechischen und Kasimir in der römisch-katholischen Taufe und fiel bei Wilna 1390; von ihm stammen die Czartoryski. Lubard aber, nach der Taufe Theodor genannt, wurde der Ahnherr der Fürsten von Sanguszko-Lubartowicz; ein dritter Bruder, Ladislaus Jagello, begründete das Königshaus der Jagellonen in Polen. Ebenfalls aus dem litauischen Hause leitet sich das große Geschlecht Radziwill her, von dem Großfürsten Narimund, einem Sohne Gedimin's von Litauen. Dieses Haus ist sogar in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem der Hohenzollern getreten. Von demselben Narimund stammen die Sapieha her.

Sehr merkwürdig ist die Geschichte manches russischen Hauses, doch will ich mich auf einige wenige Anführungen beschränken. Ein Haus von uralter Abstammung ist das des Fürsten Schahowskoy-Glebow-Streschnew; es ist zusammengewachsen aus diesen drei altrussischen Familien. Die Bojarenfamilien Streschnew und Glebow reichen bis in das 14. Jahrhundert hinauf, und Eudoxia Streschnew war die Großmutter Peter's des Großen; die Familie Schahowskoy aber leitet sich direct von Rurik, dem Gründer des russischen Reiches, her. Von letzterm stammt ferner ab das fürstliche Haus Gortschakow, welches einst unabhängig das Herzogthum Smolensk beherrschte. Gleichen Stammes mit dem erloschenen Kaiserhause Romanow ist die Familie Narischkin, die stolz jeden Fürstentitel zurückweist, da sie sich dem Kaiserhause verwandt fühlt; eine Narischkin war überdies Peter's des Großen Mutter. Sind dies uralte Geschlechter, so will ich hingegen einige zum Contrast nennen, die aus dem Dunkel plötzlich hervorbrachen und große Ehren errangen. Als der Schotte Best mit Peter dem Großen nach Rußland ging, veränderte dieser den Namen Best, weil er auf russisch dummes Thier bedeutet, in Bestuchew, um ihn zu einem guten Russen zu machen — bald besaß diese Familie die ersten Aemter. Der Bruder der zweiten Gemahlin desselben Zaren war ein armer verachteter Bauer, da er nach Rußland kam; als des Kaisers Schwager wurde der einfach schlichte Mann Graf Skawronski und die neue Familie verschwägerte sich bald mit dem ersten Namen. In dieselbe Zeit fällt das Emporsteigen Menschikow's; der Sohn eines armen Bauern, verkaufte Alexander Menschikow in den Kasernen Brot, damit seine Familie leben konnte, und wie kleine Ursachen oft unberechenbare Wirkungen haben, so verdankte er es der Mishandlung durch einen übermüthigen Gardisten, daß ihn Peter I. bemerkte; er rief ihn, fand Gefallen an des Knaben Antworten und machte ihn zum Pagen. Menschikow stieg bald von Stufe zu Stufe; er wurde, ohne lesen und schreiben zu können, allmächtiger Minister. Als Peter starb, führte er das Regiment fort unter Katharina I., seiner ehemaligen Maitresse, und nach ihrem Tode beherrschte er Rußland und Peter II., den er ungefragt mit seiner Tochter verlobte. Sein Ansehen in Europa war so groß, daß Kaiser Karl VI., der stolzeste Habsburger, dem Bäckerjungen zum Reichsfürsten erhob und Titel, Orden, Gelder flossen diesem von allen Seiten zu. Da wandte sich zwar das Blatt, Menschikow ward am Ende der kurzen Regierung Peter's II. gestürzt und beschloß sein Leben in Sibirien, aber sein Geschlecht steht noch heute unter den ersten Rußlands.

Aehnlich ist die Geschichte des Hauses Biron. Von unbedeutender Abkunft stieg Ernst Johann Bühren, der sich die Gunst der Herzogin-Witwe Anna von Kurland zu erwerben gewußt hatte, rasch empor, und da diese Fürstin Zarin von Rußland wurde, so ward er, der sich nun Biron nannte, russischer Premierminister, und Kaiser Karl VI. erhob auch ihn zum Reichsgrafen. Der kurländische Adel, der ihm den Sitz in seinen Reihen verweigert hatte, mußte ihm huldigen, als er 1737 Herzog von Kurland wurde. Als Regent von Rußland Ende 1740 gestürzt, mußte auch er in Sibirien das bittere Brot der Verbannung essen; nach 22 Jahren durfte er heimkehren. Sein Haus regiert

Digitized by Google

zwar seit 1795 nicht mehr, aber es steht im höchsten Ansehen — so ist der Oberschenk Preußens ein Prinz Biron von Kurland. Wie Biron seine Erhebung einzig der Liebe Anna Iwanowna's zu verdanken hatte, so Alexis Gregoriewitsch Razumowsky die seinige der Leidenschaft, die er der Zarin Elisabeth eingeflößt hatte. Ein Bauer aus der Ukraine, war er erst Kirchensänger gewesen, dann Grenadier geworden und als solcher hatte er das Herz Elisabeth's gewonnen; er wurde Oberkammerherr, Oberhofjägermeister, Generalfeldmarschall und 1744 Reichsgraf durch Kaiser Karl VII. Ja die Liebe der Kaiserin war so heftig, daß sie sich heimlich mit ihm vermählte; sein Geschlecht ward später von Rußland sogar gefürstet. Einem jeden Geschichtskundigen wird die frappante Aehnlichkeit des Falles Razumowsky mit einem in der neuern spanischen Hofgeschichte auffallen, ich meine mit der morganatischen Heirath der Königin-Mutter Marie Christine von Spanien mit dem Grenadier Muñoz, der den Titel eines Herzogs von Rianzares empfing und im September 1873 starb.

Unter Katharina II. von Rußland treten zu diesen Neulingen noch viele hinzu; unter ihren zahlreichen Günstlingen, deren Beförderung sie sich angelegen sein ließ, ragen hervor die Orlow, Subow und Potemkin. Die Orlow stammen ab von einem gemeinen Strelitzen, welcher der Hinrichtung wegen Meuterei durch seinen Muth entging, indem Peter I., seine Tapferkeit ehrend, ihn begnadigte und beförderte. Seine Enkel erwarben die ersten Stellen im russischen Reiche; Gregor, der Geliebte Katharina's, wurde überdies 1772 deutscher Reichsfürst, ebenso 1783 sein Nachfolger Gregor Potemkin, während dessen Nachfolger Platon Subow (Zuboff) nur russischer Fürst wurde. Auch Potemkin hatte als gemeiner Soldat das Wohlgefallen der Zarin erworben. Endlich will ich noch einer russischen Familie Erwähnung thun, deren Emporsteigen in unser Jahrhundert fällt. Nikiti Demid war ein Schmied aus Tula, dem Peter der Große 1709 die Aufsicht über den Hohofen Newianks im Ural und große Waldungen gab; auch adelte er ihn. Nikiti und die Seinen brachten den Bergbau im Ural in Gang, dehnten die Eisenfabrikation aus und erwarben dabei fabelhafte Reichthümer. Anatoli Nikolajewitsch Demidow wurde russischer Fürst und heirathete die Tochter des Exkönigs Hieronymus Bonaparte von Westfalen.

Eine gleich rasche Wendung von Armuth zu Reichthum bietet in Italien das Haus Torlonia. Johann Torlonia war 1792 ein armer Lohnbediente und Cicerone in Rom, den Reisenden angenehm durch Rechtlichkeit, Eifer und Uneigennützigkeit; hierbei erwarb er sich dennoch einiges Vermögen. Dann heirathete Torlonia eine Sattlerwitwe, die auch etwas Baarschaft hatte. Sein Glück begann, als er mit römischen Assignaten Speculation trieb, und wie Rothschild durch die Gelder des Kurfürsten von Hessen und später durch die des Deutschen Bundes emporkam, so erging es Torlonia; die verjagten Bonaparte vertrauten ihm große Summen an, mit denen er brillant speculirte. Seine Kapitalien häuften sich in rascher Folge; er ward Gläubiger mancher regierenden Dynastie. Spanien ernannte ihn zum Granden. Er erkaufte das Besitzthum der Familie Odescalchi, Bracciano, und wurde 1809 vom Papste zum Herzoge von Bracciano ernannt. Als er 1829 starb, war sein Haus angesehen und jetzt sind Italiens höchste Familien mit ihm verschwägert. Torlonia ist der Bankier der vornehmen und reichen Welt in Rom, seine Feste sind die prunkvollsten; Fremde finden eine Ehre und Auszeichnung darin, auf einem Balle des Emporkömmlings erscheinen zu dürfen.

Dasselbe Italien, welches uns gezeigt hat, wie ein armer Wegweiser Herzog wurde, gibt uns leider auch ein merkwürdiges Beispiel der Wandelbarkeit des Glücks in dem Hause Gonzaga. Eins der berühmtesten italienischen Geschlechter war dasselbe viele Jahrhunderte im Besitz der Markgrafschaft Mantua, die 1530 für dasselbe zum Herzogthum erhoben wurde; es trat in Verwandtschaft mit den ersten Häusern der Christenheit. Im Spani-

Digitized by Google

schen Erbfolgekriege nahm das Haus Partei für Frankreich, büßte sein Land ein und erhielt weder das Land zurück noch Entschädigung dafür. Als der letzte Fürst der Linie Gonzaga-Castiglione, Aloys III., starb, sorgte der König von Sachsen für ein anständiges Begräbniß, so grenzenlos war die Armuth; 1833 starb die Fürstin, seine Gemahlin, in Leipzig hochbetagt in den drückendsten Verhältnissen. Sic transit gloria mundi! Nicht in der Armuth, wohl aber auf dem Schaffot endete ein anderes Haus, welches einst eine große Rolle in den italienischen Kriegen gespielt hatte, Carrara, eins der kühnen Condottierigeschlechter. Die Carrara waren die Herren in Padua, Feltre, Belluno und Trevigio, und Todfeinde des stolzen Venedigs. Das Waffenglück aber entschied schließlich für Venedig, und Franz von Carrara endete sammt seiner ganzen Familie 1405 auf Befehl Venedigs durch Henkershand.

Bevor ich nun die fürstlichen Häuser der Reichsunmittelbaren und die erste Klasse des Adels überhaupt verlasse, muß ich noch bemerken, daß zu den bisher aufgeführten Kategorien im Laufe der Zeit noch eine hinzutrat; es entstanden nämlich einige neue fürstliche Familien durch morganatische Ehen erlauchter Häuser. Der bekannteste dieser Fälle ist das Hervorgehen des fürstlichen Hauses Löwenstein aus der Ehe des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz mit der schönen Heidelbergerin Klara Dettin, 1462; dieses Haus wurde Reichsstand und hat sogar Ansprüche auf Successsion, falls einst das Haus Wittelsbach erlöschen sollte. In unserm Jahrhundert gingen aus der morganatischen Ehe der Witwe Napoleon's I., Maria Luise von Oesterreich, mit dem Feldmarschall Grafen Adam Neipperg die Fürsten von Montenuovo (Uebersetzung von Neu-berg) und aus der morganatischen Ehe des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen mit Gertrude Falkenstein die Prinzen und Prinzessinnen von Hanau hervor; ebendahin gehört auch die Nachkommenschaft der verwitweten Herzogin Marie Christine von Savoyen-Carignan mit dem französischen Grafen Julius Max Thibault von Montléart, den Oesterreich 1822 gefürstet hatte.

So sehen wir also den höchsten Adel auf das bunteste gemischt aus uralten und ganz neugebackenen Familien; in noch weit höherm Grade finden wir diese Abwechselung, wenn wir uns von den fürstlichen und reichsständischen Häusern zu der zweiten Hauptklasse des Adels, den nichtreichsständischen Familien, wenden.

Diese zweite Hauptklasse zerfällt in Reichsgrafen, Reichsfreiherren, Grafen, Freiherren und einfache Adeliche, und ist natürlich unendlich umfassender, als die der Reichsstände war. Letztern am nächsten im Range stehen die reichsgräflichen Geschlechter, die aus dem allgemeinen Schiffbruche Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts keine ständischen Rechte retteten, welches Los die Reichsfreiherren mit ihnen theilten. Bis zur Auflösung des heiligen Reiches waren viele von ihnen wegen liegender Güter in die Gemeinschaft eines der vier Grafencollegien aufgenommen worden: in das wetterauische, schwäbische, fränkische oder westfälische; die Mehrzahl aber hatte nie Sitz und Stimme in diesen Collegien, verlor also bei dem Einsturze des gothischen Reichsbaues nichts. Auch reichsunmittelbare Freiherren existirten in Deutschland; sie schlossen sich zusammen zu drei großen Ritterkreisen in Schwaben, Franken und am Rheine, die wieder in Cantone zerfielen. An der Spitze standen Directoren und Ritterhauptleute. Mit dem Reiche verschwanden auch diese Rittervereine, und ihre großen Besitzungen fielen unter die Hoheit der benachbarten Reichsstände; die Reichsritter erhielten einige kleine Privilegien und traten in die Erste Kammer ihrer neuen Gebieter als Grundherren. Ein Ueberbleibsel alter Institutionen in Deutschland sind die noch hier und da bestehenden Ganerbschaften des Adels, wie das enorm reiche Haus Alten-Limpurg in Frankfurt a. M., ebenda das Haus Frauenstein u. s. w., und die adelichen Damenstifte zum sorgenfreien Unterhalte

Digitized by Google

armer Edelfräulein. Unter den Reichsgrafen, denen der Titel „Erlaucht" von dem Bundestage am 13. Febr. 1829 nicht ertheilt wurde, sind manche, deren Ahnenreihe bis in das graue Alter hinaufreicht und die zum Theil Eines Stammes mit regierenden Häusern sind. So stammen die Reichsgrafen Abensperg-Traun ab von Babo, dem Bruder des Pfalzgrafen Otto I. von Scheyern, Ahnherrn des Königshauses Wittelsbach. Diesem Babo haben ältere Genealogen 32 Söhne zugeschrieben, um möglichst vielen bairischen Geschlechtern einen Tropfen Wittelsbacher Blutes zukommen zu lassen; von einem der 32 leitet Aventinus die längsterloschenen Grafen von Burghausen ab; von einem andern wollten die erloschenen österreichischen Grafen von Hohenfeld abstammen; ein dritter wurde zum Ahnherrn der im 12. Jahrhundert erloschenen Familie Stephanning, Land- und Burggrafen zu Regensburg, gemacht u. s. w. Ebenfalls von bairischem Fürstenstamme leiten einige die 1847 im Mannesstamme ausgestorbenen Reichsgrafen von Schärffenberg her, und zwar von Arnulf dem Agilolfinger, während andere sie von einem Könige in Bosnien und Bulgarien oder von den Herzogen in Franken herstammen lassen. Von dem Karolinger-Kaiserhause entsprossen zu sein, rühmen sich die abgegangenen Grafen von Lengenfeld, die Karl's des Großen Sohn Pipin Vater nannten, und die Reichsgrafen und Grafen von der Schulenburg, die nach der Angabe mancher Genealogen von dem großen Kaiser Karl selbst herzuleiten wären, was andere wieder bestreiten. Noch weiter hinauf versetzten ihren Ursprung die längst ausgegangenen Grafen von Steier, die Herrscher in Steiermark, die den Gothenherzog Vinulfro, der 412 lebte, als Ahnherrn angaben, und die Grafen von Hamal, die sich der Abstammung aus dem Königshause der Gothen, der Amaler, rühmten. Ungenannt darf auch das Grafengeschlecht Westen nicht bleiben, welches von den Herzogen von Schwaben und Franken ausgegangen sein wollte; dasselbe baute auf schwäbischem Boden einige Hütten, begann zuerst Salz dort zu sieden, aus diesen Anfängen erstand Schwäbisch-Hall mit seinen Salinen; die Westen gingen schon 1378 aus. Allgemein angenommen wird die Herkunft der Reichsgrafen von Westfalen zu Fürstenberg von dem Herzoge der Sachsen, Hermann Billung, dessen Stammlinie 1106 ausstarb; sehr bestritten hingegen ist die Abstammung der preußischen Grafen von Eulenburg aus dem Wettin'schen Geschlechte der Markgrafen von Meißen, obwol sie das Heroldamt 1709 bestätigte. Von den alten ostfriesischen Häuptlingsfamilien existirt einzig noch die der Reichsgrafen und Grafen Inn- und Knyphausen; sie ging aus von dem Ritter Iko Onneken im Anfange des 13. Jahrhunderts.

Im Jahre 1738 starben die Reichsgrafen von Enckevoirdt aus, die dem Herzogshause Brabant entstammten. Durch ein besonderes Werk wurde in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts die Abkunft der Marquis du Chasteler von den Herzogen von Lothringen nachgewiesen und durch Maria Theresia von Oesterreich 1769 bestätigt, nachdem die Originalacten zur Prüfung eines jeden Kenners sechs Monate in der Kanzlei des hohen Rathes zu Mecheln aufgelegen hatten.

Viele Geschlechter versetzen ihre Wiege nach Böhmen, auf jenen sagenreichen Boden, wo der Herrscherstuhl Libussa's gestanden; unter ihnen greifen am weitesten zurück die Reichsgrafen von Wrschowetz. Mit Czech, dem fabelhaften Böhmenfürsten, wollen sie Ende des 5. Jahrhunderts als seine Blutsverwandten aus den Karpaten nach Böhmen gekommen sein; Libussa soll später ihrem Geschlechte geweissagt haben, daß es viel Noth mit diesen Ansiedlern bekommen werde; und in der That habe es den Stamm Libussa's vom Throne verdrängen wollen. Des Böhmenfürsten Krok II. Tochter Bila, Schwester Königs Stoymir, war die Ahnfrau des uralten Geschlechtes Belina (Bilin), aus dem die preußischen Grafen Westerski hervorgingen. Von Stoymir (d. h. Stillfried) selbst leitet man die Reichsgrafen von Stillfried-Rattonitz her. Herzog Wratislaus von Böhmen,

Digitized by Google

der nach Mähren vertrieben wurde, soll einen Sohn Slawata gehabt haben, von dem die Reichsgrafen dieses Namens herstammen; einer der kaiserlichen Räthe, die 1618 den Sprung aus dem prager Rathhausfenster unternehmen mußten, war ein Slawata; das Geschlecht soll 1721 in dem Karmelitergeneral erloschen sein. Von König Wratislaw II., der 1093 starb, stammen her die Reichsgrafen von Wratislaw, Erbküchenmeister im Königreiche Böhmen. Das einst mächtige Haus der Reichsgrafen Czernin von Chudenitz leitet Balbinus ab von dem Sohne des 1125 gestorbenen Böhmenherzogs Wladislaw I., Heinrich Markgrafen zu Znaym; Heinrich hatte mehrere Söhne, darunter Heinrich, der wegen seiner wilden Gestalt und den schwarzen Haaren Czyrny, der Schwarze, beigenannt wurde, welcher Name Geschlechtsbezeichnung ward. Von Wladislaw's I. jüngerm Sohne Theobald entsprang das erloschene Grafenhaus Riesenberg und Swihovski.

Ueberschreiten wir die Grenzen Böhmens, gehen durch preußisches Land hindurch und betreten das Gebiet des ehemaligen Königreichs Polen, so finden wir auch hier Familien königlicher Herkunft, die den Reichsgrafenstand besitzen. So stammen die Reichsgrafen Tyszkiewicz-Kalenicki ab von dem ältesten Sohne des Großherzogs Gedimin von Litauen, sind also Eines Stammes mit den Radziwill und andern der ersten Namen Polens. Auch in Rußland begegnen wir reichsgräflichen Geschlechtern, die sich von fürstlichen Ahnherren ableiten, so der Familie Sobeck; dieselbe will von den alten russischen Fürsten abstammen, hieß früher Grafen von Kornitz, zu Ehren eines Sprossen aber, Sobeck (d. h. Sebastian), nahm sie diesen Namen an, wie wir Aehnliches bei den Czernin gesehen haben; die reichsgräfliche Linie starb in unserm Jahrhundert aus, die freiherrliche blüht noch. Die Reichsgrafen von Zierotin nennen als Ahnherrn den Urenkel Rurik's, Wladimir I., gestorben 1005, dessen Gattin eine byzantinische Kaiserstochter war.

Von Rußland zurückkehrend, finden wir in Deutschland zwei Geschlechter gleichen Namens, deren Genealogie gleich unsicher ist, die Reichsgrafen von Limburg-Styrum und die Schenken von Limburg. Von dem römischen Geschlechte der Ursini sollen die seit 1000 Jahren erloschenen Grafen von Teisterband entstammen, von denen eine Reihe Häuser wieder sich abzweigte, so die Herzoge von Kleve, Jülich, Berg, die Fürsten von Wied, von der Mark, von Altena u. s. w. Ein Sohn aus dem Hause Mark-Altena nahm von dem Schlosse Isenburg an der Ruhr den Namen Graf zu Isenburg an, den aber sein Sohn Friedrich durch Gewaltthaten so entehrte, daß seine Kinder ihn mit dem von Limburg vertauschten, den sie einem Schlosse an der Lenne entnahmen; sie schieden sich mit der Zeit in mehrere Linien, deren letzte 1809 auch erlosch. Bemerkenswerth ist noch, daß ein Limburg-Styrum 1591 eine Gräfin zu Schaumenburg-Pinnenberg heimführte; als nun deren Geschlecht 1640 in Graf Otto VI. erlosch, erhoben die Limburger vergebens Ansprüche auf das erledigte Pinnenberg, zumal da obige Gräfin auf die Succession längst verzichtet hatte; sie erlangten nur die Erlaubniß, das holsteinische Wappen und den hochklingenden Titel „Erbe zu Holstein" anzunehmen.

Die Schenken von Limburg suchen die Genealogen vergebens unterzubringen; bald geben sie ihnen die Herzoge zu Limburg, bald die Herzoge in Franken zu Ahnherren; ja einige erklären, sie seien zur Zeit Valentinian's während des Kriege mit den Deutschen 372 nach Deutschland gekommen — wie dem sei, wer kann es wissen? Diese Reichserbschenken, Grafen und Semperfreien zu Limburg erloschen schon 1713. Limburg-Styrum existiren noch heute, aber sie stammen aus unebenbürtiger Ehe und konnten deshalb nicht in den Hausgütern succediren. War diese Genealogie unsicher, so glaube ich eine andere nicht unberührt lassen zu dürfen, die mir noch bedeutend fraglicher erscheint. Pater Johann Tanner hat nämlich 1732 in einem zwei Folianten starken Werke die Behauptung aufgestellt, die Reichsgrafen von Sternberg stammten ab von einem der heiligen drei Könige, die den Stern im Morgenlande gesehen; hier erhebt sich nun die

Digitized by Google

Frage, welcher von den dreien ist gemeint, und wie kamen dem ehrwürdigen Pater die Geheimnisse seines Privatlebens zu Ohren?

Auch in Italien finden sich Beispiele, daß aus Dynastien Geschlechter sich abzweigten, welche den Grafenstand des heiligen Reiches erlangten, während umgekehrt das königliche Haus von Savoyen von dem deutschen Grafen Berthold von Ringelheim, dem Ururenkel des Sachsenfürsten Witukind, abstammen soll. Ich nenne zuerst die ausgestorbenen Reichsgrafen Colonna von Boels; zweifellos ein sehr altes tiroler Geschlecht, waren sie mit ihrer Abkunft unzufrieden, und behaupteten von dem fürstlichen Hause Colonna abzustammen; ihr einziger Rechtstitel hierauf war ein höchst schwacher: Admiral Markus Colonna in Rom hatte dem tiroler Hauptmann Leonhard von Völs wegen guter Kriegsdienste einen Filiationsbrief und das Recht ertheilt, Namen und Wappen der Colonna zu dem der Völs zu führen. Von den Königsgeschlechtern der Langobarden leiten sich her die Reichsgrafen und Freiherren von Werthern, die der Sage nach schon 802 von Karl dem Großen Schloß und Herrschaft Werthern am Harz erhielten; seit 1086 bekleideten sie das Erbkammerthürhüteramt des Reiches.

Zwar nicht fürstlicher, aber doch sehr alter Abkunft sind viele reichsgräfliche Häuser; dennoch möchte ich die Aussage eines Reichsgrafen von Reisach nicht unterschreiben, der behauptete, unter den römischen Soldaten, die der Kreuzigung Christi beiwohnten, sei ein Reisach (Risacus) gewesen — es scheint mir dies ebenso zweifelhaft wie eine andere Behauptung desselben Herrn, im Himmel seien die Bürgerlichen die Fußschemel der Adelichen. Ebenfalls aus Italien leiteten sich her die erloschenen Reichsgrafen von Bar (sowie der noch blühende adeliche Zweig derselben) und zwar von den Orsini; Anlaß zu dieser Vermuthung mag wol gewesen sein, daß die ersten Sprossen sich Ursus schrieben. Auch die Reichsgrafen von Taufkirchen wollen aus Italien stammen; sie geben als frühern Wohnsitz Verona und als frühern Namen Bonaventura an; im 10. Jahrhundert sei Wilibald Bonaventura nach Baiern gekommen, habe sich unter Heinrich dem Finkler gegen die Ungarn hervorgethan, den Ritterschlag und den Namen Taufkirchen erhalten. Weit jünger ist eine andere Reichsgrafenfamilie italienischen Ursprungs, die der Wickenburg. Als Bettelknabe benachrichtigte Johann Franz Maria Capellini, genannt Stechinelli, in Venedig den dort sehr locker lebenden Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg von einem Attentat, welches zwei Venetianer gegen den Herzog planten. Zum Danke nahm dieser den Knaben mit sich heim als Pagen; er wurde in Celle erzogen, erhielt das Gut Wickenburg, wurde Drost und Generalpostmeister; 1688 wurde er geadelt mit „von Wickenburg" und sein Enkel Anton 1790 zum Reichsgrafen erhoben — wahrlich eine rasche Carrière. Aus Frankreich leiten sich die Reichsgrafen Alberti von Poya her; sie sollen Eines Stammes mit den Herzogen von Luynes aus dem alten Hause d'Albert und während der Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen aus Oberitalien nach Tirol gekommen sein.

Uralte deutsche Reichsgrafengeschlechter haben wir, wie gesagt, gar manche und will ich noch einige anführen, vorerst das der Wartensleben. Chronisten zufolge unterstützte der sächsische Heerführer Bartenbald den fränkischen König Theodorich 524 bei der Unterwerfung Ermanfried's von Thüringen; seine Nachkommen besaßen große Landstrecken und ihr Ansehen stieg immerfort — erst nannten sie sich Bartensleben, dann Wartensleben. Der Sage nach blühte ein aus Mähren stammendes Edelngeschlecht, die Velener, an der Oder, Weichsel und Donau. Während die Markomannen Mähren behaupteten, verirrte sich ihr König auf der Jagd; ein Vogelsteller Velenus begegnete ihm, da die Nacht hereinbrach, und nahm ihn mit in seine Wohnung. Der König ließ ihn nachher an seinen Hof kommen und schenkte ihm und seiner Familie viel Land; das durch Tapfer-

Digitized by Google

keit ausgezeichnete Geschlecht nahm später von einer Besitzung den Namen Gatschin an und erlangte 1633 den Reichsgrafenstand. Interesse bieten die Sagen manchen Hauses. Der alte Dittmar von Thann, an Erfahrung reich, begleitete Anfang des 13. Jahrhunderts den Herzog Leopold von Oesterreich in das Gelobte Land, und wie allen Theilnehmern der Reise, so war Thann auch Leopold ein lieber Freund und sein steter Berather. Als nun der Herzog einst ausrief: „Wo bleibt mein alter Thann?" — soll sich daraus der Name Althann gebildet haben, der dem Geschlechte des 1223 verstorbenen Greises verblieb. Zu seinem Angedenken steht in dem Wappen ein A. Dieser friedlichen Sage will ich eine kriegerische entgegensetzen. Eines Stammes mit denen von Haugwitz, sind die Reichsgrafen von Rechenberg — ihr Ahnherr war Ritter Hans, und ihm rief in der furchtbaren Mongolenschlacht auf der Wahlstatt 1241 der fromme Herzog Heinrich von Niederschlesien zu: „Hans räche den Berg." Durch Tapferkeit im Kriege behaupten auch die Reichsgrafen von Lüttichau zu ihrem Namen gekommen zu sein, indem sich in einer Schlacht bei Lüttich ihr Urahne Junker Hannibal, „der schwarze Hahn" genannt, hervorgethan habe — auch die Reichsgrafen von Khuen nehmen einen „khünen" Ritter als Stammherrn an. Die Reichsgrafen von Kolowrat schreiben ihrem Ahnen eine That höchster Kraft und Geschicklichkeit zu; derselbe soll einem der frühesten Herrscher Böhmens durch seine riesenmäßige Stärke das Leben erhalten haben. Des Fürsten Wagen stürzte, Jaroß aber ergriff das Rad und hielt ihn im Falle auf. Die Sage rührt jedenfalls her von der Bedeutung des Namens. Kollowrat heißt im Slawischen „das Rad anhalten". Nach Palacky stammt das Geschlecht ab von Wladislaw, dem Fürsten des lucker Gebietes.

Zwei Schachsagen will ich hier zusammenstellen, obgleich die eine nicht hierher, sondern in eine tiefere Klasse gehört. Wol durch das Wappen, einen Mohren und ein geschachtes Feld, entstand die Legende, daß der Ahnherr der Reichsgrafen von Loeben, Daniel Lost, sich in ein sehr gewagtes Schachspiel mit einer afrikanischen Königin 723 eingelassen habe, jedenfalls eine fragliche Geschichte. Eine andere Schachsage haben die Freiherren von Prittwitz-Gaffron: dieselben wollen von einem slawonischen Krieger Holub abstammen, der so gewandt im Schachspiele war, so meisterhaft das Bret beherrschte, daß er den Namen „Brettwitz" erhielt. Auch ihr Wappen ist ein Schachbret.

Eine der edelsten und angesehensten reichsgräflichen Familien war die der Sickingen — ihr größter Sproß ist jener kühne Ritter Franz, der die Festung Landstuhl gegen die Kurfürsten von Trier und Pfalz und gegen den Landgrafen von Hessen hielt, bis er tödlich verwundet capituliren mußte, der gefeierte Gönner der Reformation. Franz hatte den Grafentitel ausgeschlagen; sein Ansehen wie das seines Schwagers Götz von Berlichingen war so groß, daß sie keines Titels bedurften; erst 1773 nahm das Haus diese Würde an; von allen Linien desselben blüht nur noch die Hohenburgische. Die Linie Sickingen-Sickingen stammte ab von Graf Franz und schloß auch mit ihm; er war Mitglied des schwäbischen Grafencollegiums, verlor aber in den Revolutionsstürmen wie die andern Zweige alle überrheinischen Besitzungen und starb in tiefster Armuth, 74 Jahre alt, 1834 auf einem Hofe zu Sauerthal; mehrere Jahre später setzte ihm ein braver Unbekannter einen einfachen Denkstein daselbst auf dem Gottesacker mit der Inschrift: „Franz von Sickingen, Reichsgraf, seines Stammes der letzte. Er starb im Elende."

Sehen wir hier den Träger eines erlauchten Namens in der Nacht des Elends untergehen, so kamen hingegen aus dem Dunkel Geschlechter empor, gerade wie wir es bei den Reichsständen betrachtet haben; auch sie sind zum Theile alter Herkunft, theils auch neuen Datums, aber alle niederer Abstammung. Die Reichsgrafen von Paumgarten stammen aus Kufstein; dort waren ihre Vorfahren Schiffmeister und Handelsherren, erwarben sich viel Geld, machten schöne Stiftungen und stiegen, schon Ende des 15. Jahr-

Digitized by Google

hunderts adelich geworden, 1745 zu Reichsgrafen auf. In dem „Stammbuche des Adels in Deutschland" wird angeführt, daß die Reichsgrafen von Soden abstammen von dem alten hannoverischen Patriciergeschlechte der von Sode, in deren Brauerei zu Hannover 1526 das bekannte Bier „Breihan" erfunden wurde; es waren diese Sode also die Oberndorff der damaligen Zeit. Ebenfalls niederer Abkunft war Peter Eppelmann, im Nassauischen 1585 geboren, vielleicht eines Dorfschulzen Sohn; nach herrschender Mode übersetzte er seinen Namen in Melander, wurde kaiserlicher Generallieutenant und 1643 Reichsgraf von Holzapfel, Mitglied des westfälischen Grafencollegs und fiel 1648 bei Zusmarshausen; seine Erbtochter Elisabeth Charlotte heirathete 1653 der Fürst Adolf von Nassau-Dillenburg-Schaumburg; durch eine Prinzessin dieses Hauses kam dann die Reichsgrafschaft Holzapfel an das Haus Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym. Wie Peter Eppelmann, so stieg auch Wolfgang Kolberger empor und war erster und letzter Graf zugleich. Er war der Sohn eines armen Schulmeisters in Altötting, ward dem Herzoge Georg dem Reichen von Baiern, dem letzten Herzoge der Linie Landshut, bekannt, der den klugen Mann zum Kanzler erhob und ihn von Kaiser Friedrich III. erst zum Reichsfreiherrn und wenige Monate später (August 1492) zum Reichsgrafen von Neukolberg creiren ließ; auf den Helm des Wappens ward die Kaiserkrone gesetzt. Der Bauerhof Kolberg wurde vom Kaiser zur Reichsgrafschaft befördert und 1496 forderte Maximilian I., der Kanzler solle ihm „mit dem streitbaren Volke dieser Reichsgrafschaft" gegen Frankreich zu Hülfe ziehen. Bald darauf fiel der Sohn des Glückes in Ungnade bei seinem Landesherrn; dieser ließ ihn am 27. März 1502 verhaften; Neukolberg kam 1507 an die Familie Löffelholz — der Kanzler blieb 17 Jahre im Gefängnisse, das er erst als gebrochener Greis verließ, um es baldigst mit dem Grabe zu vertauschen; er hatte wie Melander keinen Sohn und beschloß das reichsgräfliche Haus, welches er begonnen. Karl Sievers, ein Finnländer, kam jung und arm nach Petersburg und trat in die Dienste der Großfürstin Elisabeth Petrowna. Aus dem Kammerdiener wurde mit ihrer Thronbesteigung ein Kammerjunker 1741; er erhielt reichen Grundbesitz in Est- und Livland und Kursachsen und ward am 17. Mai 1745 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Da er nun immer höher stieg, kaiserlich russischer Kammerherr, Oberhofmarschall, Generalen-Chef und Botschafter zu Wien geworden, erhob ihn Kaiser Franz I. in den Grafenstand des heiligen Reiches, 15. Febr. 1760; Karl Sievers starb 1774; das Geschlecht, welches er emporgehoben, blüht noch.

Zu diesen Gruppen reichsgräflicher Häuser ist im Laufe der Zeit noch eine hinzugetreten, die wieder in zwei ganz verschiedene Theile zerfällt — es haben sich nämlich aus regierenden Familien wiederholt reichsgräfliche abgezweigt, entweder durch morganatische, resp. vollgültige Ehen oder durch illegitime Verhältnisse der Fürsten. Wenden wir unser Augenmerk vorerst auf die morganatischen, resp. vollgültigen Ehebündnisse. Mehrere Beispiele bietet das Haus Anhalt: die zweite Gemahlin des Fürsten Karl Friedrich zu Bernburg, Wilhelmine Charlotte Nützler, wurde Reichsgräfin von Ballenstedt, ja ihre Söhne, wenngleich für successionsunfähig erklärt, Reichsfürsten von Bärenfeld trotz des Protestes des Hauses Anhalt-Schaumburg (sie starben kinderlos 1758 und 1769); die zweite Gemahlin des Fürsten Leberecht zu Schaumburg-Hoym, Eberhardine von Weede, wurde 1705 Reichsgräfin von Anhalt; sogar zur rechten Hand war sie vermählt und ihre Kinder waren successionsfähig; Fürst Emanuel Leberecht zu Köthen erwirkte seiner Gattin, Fräulein von Rath, den Titel einer Reichsgräfin von Nienburg, und ihr 1698 für successionsfähig erklärter Sohn Fürst August Ludwig, der ein Fräulein von Wuthenau geheirathet hatte, ließ sie von dem Kaiser zur Reichsgräfin von Warmsdorf 1721 erheben; ja die Gemahlin des Stifters der Linie Anhalt-Zerbst-Dornburg, Fräulein von Zeutsch, wurde 1698 Reichsfürstin und ihre Enkelin bestieg den russischen Kaiser-

Digitized by Google

thron als Katharina II. Aus der heimlichen Ehe des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau mit der Tochter des Brauherrn Herre gingen die Reichsgrafen von Anhalt hervor, die 1823 im Mannsstamme wieder abgingen. Auch andere Dynastien zeigen hierfür Beispiele; so ist die Stammutter des großherzoglichen Hauses Baden, die zweite Gemahlin Karl Friedrich's, eine Baronin Geyer, Reichsgräfin von Hochberg geworden. Herzog Ferdinand von Baiern, der Oheim des „großen Kurfürsten" Maximilian I., heirathete 1588 des Rentschreibers und Landhauptmanns zu Haag Pettenbeck Tochter; seine Nachkommenschaft erhielt den reichsgräflichen Titel von Wartenberg und Kaiser Rudolf II. bestätigte schon 1589 ihr Recht auf die Nachfolge in Baiern, sobald der Zweig des ältern Bruders Ferdinand's, Herzogs Wilhelm V., erlöschen würde — die Wartenberg starben jedoch 1736 aus, indem dem letzten Reichsgrafen Max Emanuel auf der Ritterakademie zu Ettal bei Schießübungen ein Kirschkern in das Auge flog. Des Pfalzgrafen Gustav Samuel Leopold zu Zweibrücken zweite Gemahlin, Luise Dorothea von Hoffmann, deren Vater Bereiter gewesen und als Oberjägermeister geadelt worden war, wurde ebenfalls 1724 Reichsgräfin. Eine Linie der Reichsgrafen von Arco entstammt der morganatischen Ehe der Witwe des letzten pfälzer Kurfürsten Karl Theodor, Maria Leopoldine von Modena-Este, mit ihrem Oberstjägermeister Grafen Arco. Auch das Haus Lippe hat diese Gruppe um ein Glied bereichert. Graf Ludwig Heinrich zur Lippe-Biesterfeld, kaiserlich königlicher Kämmerer und vormals Hauptmann der Infanterie, hatte zu Gelnhausen, wo er 1794 starb, 1785 in morganatischer Ehe Elisabeth Christine Kellner aus Gelnhausen geheirathet. Unter dem Reichsvicariat Karl Theodor's von der Pfalz und Baiern erlangte der Graf für seine Gattin den Titel einer „Reichsfreifrau von Falkenflucht", 26. Sept. 1790, doch genügte ihm dies Diplom nicht, und auf sein Ersuchen emendirte es Karl Theodor durch ein zweites, datirt München am 27. Juni 1792, dahin, daß aus der Reichsfreifrau eine „Reichsgräfin von Falkenflucht" werden sollte. Alle Kinder aus ihrer Ehe mit dem Grafen zur Lippe erhielten zugleich das Recht, sich „Reichsgrafen von Lippe-Falkenflucht" zu nennen und zu schreiben, und dem Wappen des Vaters das eben der Mutter verliehene beizufügen. Vater und Mutter starben rasch nacheinander 1794, drei Söhne hinterlassend, von denen der mittlere, Reichsgraf Karl Wilhelm, königlich würtembergischer Generallieutenant und Gouverneur der Bundesfestung Ulm (gest. 1848), sein Geschlecht fortpflanzte. Einer der ärgsten Misheirathen verdankte eine andere Familie ihren Ursprung. Nach dem Tode seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, heirathete der königlich französische Generallieutenant Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken 1787 die dreißigjährige Tochter eines leibeigenen Bauern aus Ottweiler, Katharine Margarethe Köst. Schon vorher war sie unter dem Namen Ludwigsberg seine Maitresse gewesen und 1783 sammt ihren Kindern mit dem Grafenstande des heiligen Reiches beschenkt worden. König Ludwig XVI. von Frankreich trieb die Güte für seinen General so weit, daß er 1789 die Söhne desselben von der Köst zu Herzogen von Dillingen (bei Saarlouis) erhob; doch führten sie diesen Titel nicht, wohl aber den der Reichsgrafen von Ottweiler. In des Fürsten Sohn erster Ehe erlosch das Haus Nassau-Saarbrücken 1797. Die Reichsgräfin Ottweiler aber starb erst 1829 zu Manheim, alle Sprossen der fürstlichen Familie, der sie zum Makel gereichte, überlebend. Im Jahre 1676 wurden Gemahlin und Tochter des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Jena zu Reichsgräfinnen von Altstädt erhoben. Weit befremdlicher ist es, daß 1694 der Kaiser Fräulein Sibylle von Neidschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz ernannte — sie war nämlich von Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen als gleichzeitige zweite Frau mit der Kurfürstin geheirathet worden; ihr Gemahl suchte für sie in toller Leidenschaft sogar die Reichsfürstenwürde nach, was ihm der Kaiser jedoch abschlug. Diese Ehe bot das Schauspiel einer Bigamie in Deutschland.

Digitized by Google

Der letzte leichtfertige Herzog von Würtemberg-Mömpelgard, Leopold Eberhard, heirathete 1695 heimlich zu Rejowitz Anna Sabina Hedwiger (nach Pütter Tochter eines liegnitzer Bäckermeisters und Kammermädchen in Oels); sie wurde 1701 zur Reichsgräfin von Sponeck creirt, welcher Titel auch ihren Kindern zufiel, denen ihr Erbrecht auf Mömpelgard durch die Reichshofrathsbeschlüsse von 1723 und 1730 abgesprochen wurde. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß einige, um diese flagrante Misheirath zu bemänteln, ein altes Adelsgeschlecht Hedwiger, das sich unter Karl V. gegen die Türken Lorbern erworben haben soll, angeben.

Diese Anführungen mögen genügen, um zu zeigen, wie aus Ehen fürstlicher Personen neue Reichsgrafengeschlechter entsprossen sind; unreiner ist die Quelle anderer Häuser, welche die Grafenkrone des Reiches erhielten, und ihre Zahl ist weit größer als die der zuletzt genannten Gruppe — es sind dies die Familien, die dem Concubinat hoher Herren ihren Ursprung verdanken. Hierzu hat das Haus Wittelsbach ein nicht unbedeutendes Contingent gestellt. Herzog Wilhelm IV., der Standhafte, von Baiern war in seiner Ehe mit Maria Jacobe von Baden diesem Beinamen nicht allzu treu geblieben, und aus seiner Liebschaft mit Margaretha von Hausen ging Georg hervor, dem man den Zunamen „Dux" verlieh, bis er 1542 Schloß und Herrschaft Hof- und Alt-Hegnenberg als Dux von Hegnenberg erhielt. Im Kriege sehr glücklich, fing er im Dienste Karl's V. einen König von Tunis und betheiligte sich an der Gefangennahme des Königs Franz I. von Frankreich bei Pavia. Sein Nachkomme, Georg Anton Ludwig, wurde unter dem Reichsvicariat des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, der eine besondere Vorliebe für alles Illegitime hegte, 1790 zum Reichsgrafen von Hegnenberg, genannt Dux, erhoben; sein Geschlecht blüht noch. Die erste Maitresse Kaiser Karl's VII., da er noch Kurfürst von Baiern war und Karl Albrecht hieß, war die Hofdame Sophie von Ingenheim, dem Namen nach Gemahlin des Grafen Spreti; sie gebar Karl einen Sohn und eine Tochter. Letztere wurde Gräfin von Hohenfels und heirathete den natürlichen Bruder ihres Vaters, Grafen Emanuel von Baiern; der Sohn aber, Franz Ludwig, wurde, fünf Jahre alt, 1728 legitimirt, dann mit der Herrschaft Holnstein beschenkt, 1768 von Kaiser Joseph II. zum Reichsgrafen „von Holnstein aus Baiern" erhoben und starb 1780 als Generalfeldzeugmeister und des Reiches General-Feldmarschallieutenant; auch sein Haus hat fortgeblüht. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, den ich vorhin erwähnte, verschaffte einigen seiner illegitimen Sprossen ebenfalls die Reichsgrafenwürde. Während sein Kind von der Bäckerstochter Huber, Gräfin Franziska Parkstein, die Ehefrau des Fürsten Isenburg-Birstein (gestorben 1804) wurde, fiel seinen natürlichen Kindern zweiter Auflage kein schlechteres Los — ihre Mutter war eine manheimer Schauspielerin, Josepha Seyffert, die sammt ihnen den reichsgräflichen Namen von Heydeck empfing. Der Sohn, Karl August, erhielt 1790 von seinem zärtlichen Vater die Herrschaft Bretzenheim, die derselbe um 300000 Fl. von Kurköln erstanden hatte, trat mit Sitz und Stimme in das westfälische Grafencollegium, und als er im Luneviller Frieden Bretzenheim einbüßte, erhielt er dafür im Reichs-Deputationshauptschluß von 1803 Stadt und Stift Lindau, und kurz darauf anstatt dessen die ungarischen, früher den Rákóczi gehörigen Herrschaften Soros-Pátak und Regecz und wurde Magnat von Ungarn. Im Jahre 1790 hatte ihn der Kaiser Joseph II. zum Reichsfürsten von Bretzenheim ernannt, welchem Namen er 1803 den von Regecz selbst hinzufügte. Das neue Adelshaus verschwägerte sich mit den Reichsfürsten von Oettingen und Schwarzenberg, mit den Grafen Westerholt, Taaffe, Almásy und Somogyi und gewann große Geltung. Wie aber die Mutter des Ahnherrn eine Schauspielerin gewesen, so sollte auch die Gemahlin des letzten männlichen Sprossen eine sein. Die Gattin des Fürsten Alfons, der 1863 den Mannsstamm beschloß, war die Nichte des gefeierten wiener Komikers Nestroy, Johanna Hoffmann.

Digitized by Google

Verhältnißmäßig rein von ehelicher Untreue ist die Geschichte des königlichen Hauses Hohenzollern, aber sein Ruhm besteht einzig darin, daß Treue die Regel, Untreue Ausnahme ist. Zu diesen Ausnahmefällen gehört das Verhältniß des ersten preußischen Königs Friedrich I. zu Katharina, Reichsgräfin von Wartenberg. In Emmerich am Rhein hielt der Schiffer Rickers eine Wirthschaft, und hier sah der brandenburgische Kammerdiener Bidekap dessen Tochter Katharina und erhob sie zu seiner Gattin. Dies ist so bekannt, daß es einen komischen Eindruck macht, ihr in alten genealogischen Handbüchern als Fräulein von Rickers zu begegnen. Sie gebar Bidekap, der früh starb, mehrere Kinder, die Kaiser Leopold 1691 mit dem Namen Bidekap von Aschenbach (Aßbach) adelte. Als Witwe ward sie die Maitresse des Kurfürsten, nachmaligen Königs. Am Hofe lebte Johann Kasimir Kolbe von Wartenberg, aus altem pfälzischem Geschlecht; derselbe stieg in des Herrschers Gunst sehr rasch, wurde Oberkämmerer, endlich Premierminister und 1699 Reichsgraf, nachdem er 1696 die Witwe Bidekap heimgeführt hatte. Katharina und ihr Gemahl misbrauchten ihr Ansehen bei dem schwachen Könige derart, daß ihr Sturz unausbleiblich war; Kolbe wurde 1711 verwiesen, durfte aber seine Güter behalten, und starb im Genusse einer Pension von 24000 Thlrn.; seine Witwe suchte die Liebe der Könige von Dänemark und Frankreich zu gewinnen und starb nach unzähligen Liebesabenteuern ganz verarmt im Haag 1734. Das reichsgräfliche Haus Altenburg stammte ab von Anton Günther, letztem Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und Elisabeth von Ungnade, seiner Concubine; als dasselbe 1738 ausgestorben war, fielen die Herrschaften Varel und Knyphausen an den Gemahl der Erbgräfin, den Reichsgrafen von Bentinck. Auch die 1829 erloschenen Reichsgrafen von Löwendahl waren illegitimer Herkunft; ihr Ahnherr war König Friedrich III. von Dänemark, ihre Ahnfrau seine Maitresse Margaretha Papen.

Das „Stammbuch des Adels in Deutschland" nennt als entsprossen dem Concubinat das reichsgräfliche Haus Holstein, welches erloschen zu sein scheint — es ging aus von dem Erzbischof Friedrich von Bremen aus der Dynastie Holstein, der mit einer unadelichen Dame Friedrich und Christine erzeugte, die Kaiser Ferdinand II. 1621 legitimirte und in den Reichsadelstand erhob, bis 1630 Woldemar Christian aus derselben Familie (wol ein Sohn des neuen Adelichen) gegraft wurde. König Friedrich I. von Schweden, aus dem Hause Hessen-Kassel, hatte zur Geliebten die Tochter des schwedischen Reichsrathes und Oberadmirals, Gräfin Hedwig Ulrike Taube; sie gebar ihm zwei Söhne, die mit ihr unter dem Vicariat Kursachsens am 28. Febr. 1741 mit dem Namen Hessenstein in den Reichsgrafenstand erhoben wurden, was 2. Febr. 1743 Kaiser Karl VII. bestätigte; im Jahre darauf starb Gräfin Hessenstein. Der jüngere Sohn Karl Eduard, schwedischer Generallieutenant und Inhaber aller schwedischen Orden, folgte ihr 1769 nach; der ältere Bastard des Königs, Friedrich Wilhelm, stieg rasch; erst in französischen Diensten verließ er diese als Maréchal de Camp und trat in schwedische ein, wurde Generalfeldmarschall, Generalgouverneur in Pommern und zugleich Kanzler der Universität Greifswald; wie seines Bruders Brust, so schmückten auch die seine alle Orden des Vaterlandes und überdies viele Decorationen anderer Staaten. Am 7. Nov. 1772 wurde aus dem Reichsgrafen ein Reichsfürst, dem sodann 1799 Schweden den Titel „Durchlaucht" verlieh; sein Ansehen in Schweden war außerordentlich. In einem zärtlichen Verhältnisse zu der Schwester der Könige Gustav III. und Karl XIII., Sophie Albertine, Fürstin-Aebtissin von Quedlinburg, stehend, galt er als ihr heimlicher Gemahl. Als Hessenstein 27. Juli 1808 zu Panker ohne Nachkommen starb, erbte Landgraf Karl zu Hessen-Kassel das immense Vermögen und alle Güter — letztere an sich wurden auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. geschätzt. Ein anderes Beispiel aus der hessischen Fürstenfamilie ist das der erloschenen Reichsgrafen von Dietz. Landgraf Philipp der Großmüthige hatte

Digitized by Google

sich mit Erlaubniß der Reformatoren eine Nebenfrau, Margaretha von der Saal, angeschafft und sie gebar ihm sieben Söhne, die, reich mit Gütern ausgestattet, den Namen „Geborene aus Hessen, Grafen von Dietz" führten, aber alle kinderlos starben, sich überhaupt nicht verheiratheten.

Die Maitressen fürstlicher Personen creirte der Kaiser zu Reichsgräfinnen, so 1742 Fräulein von Bernhold, die Concubine des Landgrafen Wilhelm VIII. zu Hessen-Kassel, zur Reichsgräfin von Bernhold zu Eschau, und 1746 Fräulein von Horn, die Gunstdame König Friedrich's I. von Schweden und Nachfolgerin der Reichsgräfin von Hessenstein. Auch das Haus Nassau ist nicht rein von illegitimen Beziehungen geblieben: der große Prinz Moritz von Oranien (gestorben 1625) zeugte mit Madame von Mecheln, seiner Geliebten, zwei Söhne, die Herren von Leck und Odyck; die Nachkommen des einen derselben mit Gräfin von Hornes wurden vom Kaiser 1679 zu Reichsgrafen von Nassau ernannt; von Moritz Bruder, Heinrich Friedrich von Oranien, und einer Bürgermeisterstochter aus Emmerich entstammte Friedrich, erster Graf von Nassau-Zuylenstein.

Reich an unehelichen Sprossen, die zum Theil den Reichsgrafenstand erlangten, und an Maitressen, welche mit derselben Ehre belohnt wurden, ist das Haus Wettin. Landgraf Albrecht der Entartete ging hierin als Beispiel voran; die Hohenstaufin Margaretha mishandelnd, lebte er mit Kunigunde von Eisenberg, und Apitz wurde die Frucht dieser Verbindung; derselbe wurde Graf von Tenneberg und starb 1299. Kurfürst August der Starke von Sachsen rühmte sich sogar seiner zahlreichen Bastarde, ja er behauptete, darin mit der Tageszahl im Jahre concurriren zu können. Eine seiner bekanntesten Favoritinnen war die Reichsgräfin von Hoym, berüchtigt unter dem Namen der Reichsgräfin von Cosel, den ihr der Kaiser 1706 verlieh; ihre Bastarde von August erhielten von Polen, über welches der Kurfürst von Sachsen herrschte, den Grafentitel. Im Jahre 1789 erlosch die neue Familie. Derselbe Kurfürst ließ eine andere seiner Concubinen, Ursula Katharina von Boukom, des Stolnicks von Litauen Tochter, zur Reichsfürstin von Teschen creiren.

Der ungesetzlichen Gemeinschaft Johann's III. von Brabant mit Isabella von Cortigin verdankte Johann Cordecken (Cortigin) seine Geburt; er wurde Herr von Glymes und 27. Aug. 1344 von Kaiser Ludwig dem Baier legitimirt; seine Nachkommen erhielten durch Heirath Bergen-op-Zoom und nannten sich Bergen, de Berghes; 1625 wurden sie Grafen von Grimbergen, später Fürsten, erloschen aber Anfang des 18. Jahrhunderts.

Mit einer Gruppe von Finanzgrößen will ich die Betrachtung der reichsgräflichen Häuser abschließen. Hierher gehören die Familien Fries, Fuchs, Henckel von Donnersmarck, Hohenthal und Schall-Riaucour, die sämmtlich noch blühen. Zu den regimentsfähigen Geschlechtern zu Mülhausen im Elsaß gehörte auch das der Fries. Der 1757 verstorbene Zunftmeister Johann Jakob Fries hatte zwei Söhne, Philipp Jakob und Johann. Ersterer, Senior des geistlichen Ministeriums seiner Vaterstadt, wurde 1775 Reichsritter und sein Sohn gleichen Namens machte sich in Oesterreich ansässig, übernahm die privilegirte Kattunfabrik zu Kettenhof, eine der größten Niederösterreichs, und wurde 1791 Reichsfreiherr. Noch weit glänzender gestaltete sich das Los des zweiten Sohnes des alten Zunftmeisters Johann. Derselbe hatte sich der Handlung gewidmet und war nach Wien übergesiedelt. Als kaiserlich königlicher Commerzienrath und Niederlagsverwandter in Wien erhielt er 1752 den erbländischen Ritterstand, da er verschiedene Fabrikzweige nach Oesterreich verpflanzte, Fabriken angelegt und dem Kaiser Gelder vorgestreckt hatte. Letzteres wußte Franz I., der nichts so sehr wie Geldspeculationen liebte und stets Geld brauchte, derart zu schätzen, daß er Fries 1757 in den Reichsritterstand und 1762 zum Freiherrn erhob; unter seiner Hand sammelten sich die Kapitalien, sein Reichthum nahm stetig zu. Im niederländischen Kriege leistete er den österreichischen

Digitized by Google

Heeren gute Dienste und die Geldanticipationen an den Staat steigerten die Huld des Kaiserhauses für ihn. Auch im Siebenjährigen Kriege gab Fries große Vorschüsse und versorgte Laudon's Corps auf dem Rückzuge durch Polen mit Geld und Lebensmitteln. Im Jahre 1771 wurde er kaiserlich königlicher Hofrath, erwarb bald darauf die reichsfreie Herrschaft Dennenlohe und Oberschwanningen, wodurch er in die Reichsritterschaft des fränkischen Kreises eintrat, und die Herrschaft Fößlau in Niederösterreich; 1777 eröffnete er mit österreichischen Producten ein Handelsgeschäft auf der Donau nach Rezuk und gründete ein Handelshaus in der türkischen Hauptstadt. Nachdem Fries 24 Jahre die Direction der kaiserlich königlichen Bergwerksproducte geführt hatte, gab er sie an das Bergwerksdepartement zurück. Fries mit derselben Güte zugethan wie sein Vater, erhob ihn Joseph II. am 5. April 1783 wegen seiner Verdienste um das Erzhaus zum Reichsgrafen. Bankier Graf Fries starb 1785; sein zweiter Sohn konnte es wagen, die Hand einer Prinzessin von Hohenlohe-Schillingsfürst zu verlangen; er wurde der Schwager des famosen Wunderthäters Bischofs Hohenlohe. Nach Hefner soll das Haus Fries später fallirt und sein immenses Vermögen eingebüßt haben.

Von der Familie Fuchs sagen die Genealogen, sie sei früher adelich gewesen, habe aber im Laufe der Zeit den Adel abgelegt. Karl Fuchs erwarb sich bei Errichtung des triester Freihafens Verdienste, indem er Schiffe auf eigene Kosten ausrüstete; sein Sohn Paul gründete ein großes Handelshaus in Wien. Dessen Söhne Joseph Johann Nepomuk und Karl Joseph wurden 1765 Ritter und 1774 Reichsfreiherren; ja ersterer erlangte am 6. Nov. 1781 als Großhändler „wegen seiner und seiner Vorältern um die Handelsschaft besondern Verdienste" zwei Jahre vor Fries von Joseph II. den Reichsgrafenstand, und 1786, da die Grafen von Rappach erloschen, das erledigte Erbland-Stabelmeisteramt des Erzherzogthums Oesterreich als erbliches Mannlehen. Groß war sein Reichthum.

Weit vornehmern Ursprungs sind die Henckel von Donnersmarck. Sie stammen ab von den im 17. Jahrhundert ausgegangenen Reichsgrafen von Thurzo, die sich aus der Tatarei herleiteten. Petrus de Thurzo heirathete im 14. Jahrhundert die Erbtochter des Geschlechtes von Henckel und nahm ihren Namen an; von seiner Besitzung im zipser Lande, Quinto Foro oder Donnersmarck, fügte er letztern Namen dem Henckel'schen bei. Sein Nachkomme Lazarus I., der kaiserlichen Majestät Hofdiener, Handelsmann und Hoflieferant, erwarb sich großes Vermögen; mehrere Herrschaften brachte er pfandweise an sich und 1608 kaufte er von Kaiser Rudolf II. die Besitzung Gföll. Matthias machte ihn 1615 zum Reichsfreiherrn, kaiserlich königlichen Kammerrath, Bestandinhaber und Director der königlichen Kupferbergwerke in Oberungarn; die Standesherrschaften Beuthen, Oderberg und Tarnowitz in Schlesien, die ihm Matthias verpfändete, erkaufte der reiche Lazarus 1629 von Ferdinand II. Aus allen seinen Besitzungen bildete er ein Fideicommiß; da aber einer der Söhne ohne Kinder starb, so fiel sein Antheil nicht an den überlebenden Bruder, sondern in einem Processe erlangte ihn die kaiserliche Hofkammer. Hingegen wurde dem Beeinträchtigten der Reichsgrafenstand 1661 zutheil.

Peter Hohmann war ein reicher leipziger Kaufmann, der 11 Rittergüter besaß. Da er große Lieferungen an Munition, Pferden und Lebensmitteln an die kaiserlichen Truppen während des Krieges geleistet hatte, so verlieh ihm Karl VI. 1717 den Reichsritterstand als „Edlem Panner von Hohenthal", seinen Söhnen aber den Reichspanner-Freiherrentitel 1733 und 1736. Während Kursachsen das Reichsvicariat innehatte, erlangten die Hohenthal als reiche und weithin angesehene Unterthanen des Kurhauses den Grafenstand des Reiches, 7. Aug. 1790. Das neue Geschlecht, durch Reichthum hervorleuchtend, verschwägerte sich mit den edelsten Familien; ein Sprosse führte erst eine Prinzessin Biron von Kurland, dann eine Prinzessin von Holstein-Glücksburg, des jetzt regierenden Königs

Digitized by Google

von Dänemark Schwester, heim; einem andern reichte die Witwe des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, Gräfin Bergen, ihre Hand und verband ihren Reichthum mit dem seinigen.

Peter Riaucour in Warschau, polnisch-sächsischer Kammerrath und Bankier, wurde unter dem sächsischen Reichsvicariat 1745 Reichsfreiherr; sein Nachkomme Andreas, sächsischer Gesandter bei Kurpfalz, erhielt schon 1. Oct. 1754 den Reichsgrafenstand. Als er 1794 ohne Söhne starb, nahm der Gemahl der reichen Erbtochter, Graf Schall, den Namen Schall-Riaucour an und alle Güter Riaucour's fielen ihm zu.

So sehen wir einfache Kaufleute unter die höchste Nobilität eingereiht, einzig ihres Geldes wegen und der Vortheile, die dasselbe den Häusern Habsburg und Wettin gebracht hatte — aus Handelsmännern wurden Reichsgrafen.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Mannichfaltigkeit der reichsgräflichen Abtheilung des Adels zu zeigen — wenden wir uns nun zu dem andern Ueberreste des zusammengebrochenen heiligen Reiches, zu den Reichsfreiherren.

Allbekannt sind Namen wie Auffeß, Breidbach-Bürresheim, Bodmann, Dalberg, Günderrode, Reichlin-Meldegg, Wambolt von Umstadt, Werthern, Holzhausen, Stein, Gagern, Ziegesar u. s. w.

Da sich unter Karl dem Großen die Gauverfassung in Deutschland gebildet hatte, stiegen bald Geschlechter in den einzelnen Gauen über die andern empor, so im Wormsgau eins, welches das Kämmereramt des Bisthums Worms bekleidete und nach Verschwägerung mit dem erlöschenden Zweige des Hauses Leyen, der sich Dalberg nannte, den Namen „Kämmerer von Worms, genannt Dalberg" annahm. Nach der Familiensage soll ein Dalberg Barbarossa einst auf der Tiberbrücke im Kampfe mit den Römern das Leben gerettet und dafür das Privilegium empfangen haben, daß bei jeder Kaiserkrönung zuerst ein Dalberg den Ritterschlag empfange. Dieses Vorrecht verblieb dem Hause, welches 1657 den Reichsfreiherrenstand erlangte. Sobald der neue Kaiser auf dem Throne saß, rief der Reichsherold, auf den Stufen des Thrones stehend, dreimal laut in die Versammlung hinein: „Ist kein Dalberg da?" War einer dieses Namens zugegen, so trat er gewappnet hervor, kniete am Thron nieder und erhielt mit dem Schwerte Karl's des Großen zuerst von allen den Ritterschlag von kaiserlicher Hand. Als das Reich zusammengesunken war, erklärte Napoleon I., dem Hause sonderlich gewogen, diese Ceremonie für ein Attribut der französischen Kaiserkrone. Karl Theodor von Dalberg wurde Fürstprimas des Rheinbundes, sein Neffe französischer Herzog. Eine gräfliche Linie von Dalberg-Ostein ist 1817 erloschen, ebenso die herzogliche 1833; die reichsfreiherrliche hat fortgeblüht.

Uralt sind auch die Reichsfreiherren von und zu Bodmann. Dieselben haben ihren Namen von der Burg Bodmann, dem Palatium Potamicum, wo schon Ludwig der Fromme und Karl der Dicke sich zuweilen aufhielten. Man streitet darüber, ob das Geschlecht abstamme von den Grafen von Lindau oder Bregenz, oder von den unter König Konrad I. hingerichteten Kammerboten Erchanger und Berthold in Alemannien. Am 17. Oct. 1307 drohte dem ganzen Geschlecht der sichere Untergang; alle Glieder desselben waren zu einem Feste auf Bodmann vereint, als der Blitz einschlug und ihnen in den brennenden Ruinen ein gemeinsames Grab bereitete. Nur ein kleines Knäbchen blieb wunderbar am Leben — seine Amme hatte es in einen kupfernen Kessel sorglich eingepackt und denselben den steilen Berg hinabgeschleudert; sie selbst verbrannte; der kleine Johann wurde gerettet und zum Angedenken dieses Stammvaters führen alle Bodmann den Namen Johann. Gustav Schwab hat diesen Vorfall in dem schönen Gedichte „Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen" verherrlicht. Im Jahre 1686 kam der Reichsfreiherrenstand in die Familie.

Digitized by Google

Zu diesen Familiensagen will ich noch einige hinzufügen. Die 1548 Reichsfreiherren gewordenen Donop leiten diesen Namen her von der Erstürmung einer Burg; ihr Ahnherr, der die Belagerer führte, habe sie angefeuert dieselbe zu nehmen durch den Ruf: „do 'nup!"; dann habe er die Leiter angelegt und die Feste genommen; daher soll der Name und das Wappen (eine Sturmleiter) rühren. Aus ähnlichem Anklange leiten die Reichsfreiherren Nigroni von Risinbach letztern Namen her; ihre böhmischen Altvordern, zwei Ritter Czerney, hätten König Wladislaw II. und Kaiser Friedrich I. nach Italien begleitet und es verhindert, daß der Feind eine Brücke über den Po erbaute. Barbarossa hätte hierauf den Wladislaw gefragt, wer sie seien, und dieser geantwortet: es wären seine Böhmen als rechte Riesen im Bach; Barbarossa soll ihnen darauf den Ritterschlag gegeben haben. Dem entspricht das Wappen und der Name Risinbach. Nigroni soll die 1680 eingetretene italienische Uebersetzung von Czerney sein. Erst 1803 wurden sie Reichsfreiherren. Im Jahre 1790 wurden die Seefried unter dem Vicariat von Kurpfalz zu dieser Würde befördert; sie leiten sich von dem alten Geschlechte See ab und erklären ihren neuen Namen folgendermaßen: Ritter Otto See, der Rath Kaiser Karl's IV., erwirkte einen günstigen Frieden für diesen und Karl nannte ihn seitdem Seefried. Drei reichsfreiherrliche Häuser rühmen sich einer freilich höchst zweifelhaften Herkunft von den alten Römern: Freyberg, Gemmingen und Rusin. Homagius Curius, ein vornehmer Römer, soll sich im Anfange des 9. Jahrhunderts in Graubünden niedergelassen, bei Chur ein Schloß gebaut und sich danach De libero monte genannt haben, was übersetzt Freyberg heißt. Das uralte Geschlecht Gemmingen will von der gens Gemminia in Rom abstammen und mit Alexander Severus circa 224 n. Chr. nach Deutschland gekommen sein. Schon 872 wohnte Ulrich auf Burg Gemmingen, der Wohlthäter des jungen Klosters Murrhard. Ebenso thöricht ist die Aussage der Rusin: sie stammten ab aus der gens Cornelia von dem bekannten Dictator und Consul Publius Cornelius Rusinus im 5. Jahrhundert v. Chr. Um so sicherer ist ihre Herkunft aus Tirol, von wo sie nach Baiern übersiedelten.

Die Reichsfreiherren Ritter zu Grünstein sind altfränkischen Ursprungs. Ihr Ahnherr Aurelian soll Brautwerber für König Chlodwig I. gewesen sein, weshalb im Wappen die 13 Silberlinge erscheinen, die die Merovinger ihren Bräuten überreichten. Als Stammvater sehen die Reichsfreiherren von Ungern-Sternberg einen Hans Sternberg an, der dem Schwertorden in Livland ungarische Hülfstruppen zuführte (1211) und davon den Beinamen Hungarius oder Ungar empfing, woraus der Familienname Ungern-Sternberg entstanden sein soll. Hans heirathete Hedwig, Tochter des Königs Caub von Livland.

Schottischer Abkunft sollen die Reichsfreiherren von Baillou sein; sie werden nämlich hergeleitet von John Baliol, dem 1295 gestorbenen Könige von Schottland; andere suchen ihren Ursprung in Flandern, wo ein Flecken Baillou existirt. Von den alten Grafen von Kleve-Teusterband und zwar von Johann IV., Herrn zu Heusden, stammen die Reichsfreiherren von Spiering ab.

Morganatischen Ehen regierender Häuser sind zwei reichsfreiherrliche Geschlechter entsprossen: Kotzau und Fürstenwärther. Markgraf Georg Albrecht Posthumus von Brandenburg, der Stiefbruder des Markgrafen Christian Heinrich von Brandenburg-Weverlingen, residirte zu Ober-Kotzau; hier schloß er (1699) mit Zustimmung seiner Agnaten eine unebenbürtige Ehe, jedoch zur rechten Hand, mit der Amtmannstochter Lutze, die von nun an „Madame de Kotzau" hieß. Ihre Söhne belehnte des Markgrafen regierender Vetter in Baireuth, Christian Ernst, mit den Rittergütern Oberkotzau, Haydeck und Autengrün und der jüngere erhielt überdies das Erbschenkenamt des Burggrafthums Nürnberg oberhalb des Gebirges. Kaiser Karl VI. erhob beide, die bisher Edle Herren von

Digitized by Google

Kotzau geheißen, 19. Juni 1738 zu Reichsfreiherren mit demselben Namen. Das Haus Fürstenwärther hat zum Stammherrn den Herzog Friedrich Ludwig zu Zweibrücken, den letzten seiner Linie; als Stammutter aber seine morganatische Gemahlin Maria Elisabeth Hepp aus Meisenheim, welche Kammerfrau der ersten Gattin Friedrich Ludwig's, einer zweibrückischen Pfalzgräfin, gewesen war. Dieser unebenbürtigen Allianz entsprossen mehrere Kinder, von denen Karl Emil, Oberstlhofmeister der verwitweten Herzogin von Zweibrücken, Burgsaß zu Odenbach, gestorben 1758, den neuen Stamm fortpflanzte. Ihm und seinen Brüdern hatte nämlich am 30. Juli 1711 Kurfürst Johann Philipp von der Pfalz als Reichsvicar den Reichsfreiherrenrang mit dem Namen „von Fürstenwärther, Burgsaß zu Odenbach" verliehen.

Auch dem Concubinat entstammen zwei reichsfreiherrliche Familien. Landgraf Wilhelm IX. zu Kassel, als Kurfürst von Hessen Wilhelm I., war bekanntlich überreich an Bastarden. Zu diesen gehörten auch die Söhne, die 1775 zu Reichsfreiherren von Heimrod erhoben wurden und deren jedem im Testament 2000 Thlr. vermacht wurden; ihr Stamm blühte fort. Einige der natürlichen Kinder des 1757 gestorbenen Markgrafen zu Brandenburg-Ansbach, Karl Wilhelm Friedrich, wurden am 12. März 1747 vom Kaiser Franz I. in den Reichsfreiherrenstand mit dem Namen „von Falkenhausen" erhoben, und ihr Stamm wurde fortgesetzt.

Viele Finanzmänner gehören ebenfalls unter die Barone des heiligen Reiches; ein seltsamer Abstich gegen jene erlauchten Geschlechter, die wir im Anfange dieser Abtheilung genannt haben. Nur eins unter ihnen hat in der Geschichte einen Namen sich errungen — ich meine die Welser. Die thörichte Sage der Abstammung der Welser von Belisar hat natürlich nicht den geringsten Werth; hingegen ist es gewiß, daß sie im 11. Jahrhundert das Patriciat in Augsburg erlangten. Zu hohem Glanze gereichte es dem Hause, als Philippine Welser die Liebe des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich gewann und seine Gemahlin wurde. Ihr Oheim Barthelmä war einer der reichsten Kaufleute seiner Zeit und streckte Kaiser Karl V. große Summen vor; für einen Vorschuß von zwölf Tonnen Goldes erhob ihn dieser zum Geheimen Rathe und gab ihm die Provinz Venezuela als Pfand. Welser, somit Herr von Land und Leuten geworden, rüstete drei Schiffe aus, bemannte sie mit deutschen Landsknechten und sandte sie 1528 zur Besitznahme Venezuelas ab. Auf das klarste zeigte sich nun in Venezuela der Fluch einer Krämerpolitik; Welser's Truppen sogen das unglückliche Land noch unbarmherziger aus, als die Spanier es mit Peru und Mexico gemacht hatten. Zum Heile der Bevölkerung raffte sie das Klima massenweise hinweg, und mit dem Tode Karl's V. ging Venezuela für immer dem Hause Welser verloren. Eine Linie des letztern erhielt 1719 den Reichsgrafenstand mit dem Namen Welsersheimb, die andern Zweige führen seit 1713 den Reichsfreiherrenstand und den alten Geschlechtsnamen Welser. Wie die Welser mit den Fugger einst die Führer des deutschen Handelsstandes waren, so mögen sie auch hier die reichsfreiherrlichen Kaufherren als primi inter pares einführen. Als Bankiers will ich nennen Arnsteiner (jüdischer Abkunft, 1793 Reichsfreiherr); Dittmer, als kurpfälzischer Hofkammerrath und Hofbankier 1800 sammt seinen Schwiegersöhnen, den Bankiers Mantey und Thon in Regensburg, zu Reichsfreiherren erhoben; Gregory (in Dresden 1789); Pilgram (pfalzbairischer Hofbankier und Hofcommerzienrath, creirt unter dem pfälzischen Vicariat 1790); Leonhardi (Bankier zu Frankfurt a. M. 1794) und Türckheim von Altdorf. Letztgenannte Familie verdankt zwar ebenfalls ihrem Gelde den Reichsfreiherrenrang, indem Johann IV. Türckheim von Altdorf als Bankier und Wechsler zu Straßburg denselben 1782 erhielt; aber sie ist weit vornehmer als alle die andern Finanzfamilien dieser Gruppe, da sie schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts in geachteter Stellung vorkommt. Außer den Bankiers gehören hierher mehrere Kaufleute, so Arps von Arps-

Digitized by Google

hoven, ein Großhändler zu Narva in Livland, der 1791 Reichsfreiherr wurde; Bertolini von Gränzenstein, vier Großhändler zu Trient 1798; der 1800 wegen Lieferungen an die österreichische Armee und Emporbringung einiger Handelsartikel in den Reichsfreiherrenstand erhobene wiener Großhändler Andreas von Fellner, und Joseph Weinbrenner, Niederlagsverwandter in Wien, der wegen Aufnahme der rauhen Waarenhandlung und gemachter Mauthvorschläge halber 1768 mit „Edler von Weinbrenner" geadelt und als niederösterreichischer Regierungsrath 1795 zum Reichsfreiherrn creirt wurde. Einer 1677 geadelten Kaufmannsfamilie zu Schärding, Sacco, entstammte der kurbairische Geheimrath von Schacky, der 1790 Reichsfreiherr wurde. Ein bedeutender Glashändler und -Fabrikant in Böhmen, Hafenbrädl, wurde Ritter; seine Kinder erlangten unter dem an Erhöhungen überreichen Vicariat von Kurpfalz 1790 den Reichsbaronenstand; in demselben Jahre verlieh der Reichsvicar von Kursachsen seinem Unterthanen, dem Fabrikanten Lorenz in Mittweida, den gleichen hohen Rang. Ein weitbekanntes Kaufhaus waren die Stenglin. Sie gehörten zu den Patriciern in Kempten, traten in die Mehrergesellschaft in Augsburg im 15. Jahrhundert, gründeten daselbst das große Stenglin'sche Handelshaus und führten den Adel seit 1354, den Reichsadel seit 1518. Durch das Monopol des Erz- und Kupferverschleißes in den österreichischen Erzherzogthümern gewann das Haus große Einnahmen. Marx Philipp Stenglin, ein weitgereister und sehr gebildeter Mann, ließ sich in Hamburg nieder und hatte bisweilen sieben Schiffe auf der See; seinem Sohne bot wegen des Reichthums des Hauses Kaiser Franz I. den Reichsgrafenstand an, doch schlug ihn Heinrich Philipp aus; dessen Sohn aber, Philipp Heinrich, wurde 1759 als dänischer Kammerherr Reichsfreiherr und 1765 dänischer Baron; er zog sich von den Geschäften zurück, überließ sie einem gewissen Karstens, doch mit seinem Rücktritt wich auch das Glück der alten Firma. Auch die bekannte Großhändlerfirma Gontard in Frankfurt a. M. wurde 1780 reichsfreiherrlich. Ferner gingen aus Kaufherrenfamilien hervor die Reichsfreiherren von Gugler (erloschen 1830), von Pfister, von Puthon, Bayr von Rauhenstein, Taenzl von Trazberg.

In sogar eine reichsfreiherrliche Kammerdienerfamilie hat Deutschland aufzuweisen: Johann Baptist von Locatelli — die Familie soll schon seit dem 13. Jahrhundert adelich sein — kaiserlich königlicher Kammerdiener, wurde 1702 Reichsfreiherr und erbländischer Baron.

Wie grundverschieden sind diese Gruppen der Reichsbarone untereinander! Die einen haben den Ruhm des alten Namens, die andern fürstliche Abkunft, die letzten ihren Geldbeutel oder gar den Kammerdienst als Rechtstitel für ihren Rang. Daß große Gelehrte und Staatsmänner den reichsfreiherrlichen Stand erhielten, wie 1711 der unsterbliche Leibniz, 1745 der Philosoph Wolf u. s. w., war die höchste Ehre für die Freiherrenkrone des Reiches und für den ganzen Stand, in den sie eintraten; leider haben die Kaiser solche Leuchten gar zu selten zu Baronen gemacht; desto öfter aber Geldmänner, welche die gehörigen zahlungsfähigen Talente besaßen.

Digitized by Google

Land und Leute des tropischen Amerika.

Von

Franz Engel.

I.

Christophoro Colombo hatte geistig bereits eine neue Welt erobert, bevor noch ein Auge dieselbe gesehen, ein Zeichen auf der Land- und Seekarte sie nur angedeutet hatte; er ahnte und wußte sie fern an den jenseitigen Grenzen des großen offenen Meeres, das gen Westen flutete, und sicher und geraden Weges steuerte er mitten durch dasselbe auf das gewisse Ziel, das neue Indien, zu, das er im fernen Osten suchte, wohin auch der kühnste aller Seefahrer — während bekannter Zeiten — noch niemals sein Segel gestellt und um dessen rollende Wogen noch kein Gedanke eine Grenze gezogen. Die trübe graue Flut, die feindlichen Winde, die beschwerde- und gefahrvolle Fahrt der nordischen Gewässer waren überwunden; ruhig dehnte sich das weite Meer; laue Lüfte hauchten in die geschwellten Segel; tief dunkelblau wölbte sich der Himmel rings um den klaren, scharf umrandeten Horizont; blendende Lichtfülle lag auf dem bald azurblauen, bald smaragdgrünen Wasser; das Schiffsvolk lehnte ruhig am Maste und brauchte kaum die Segel zu wenden; leicht und schnell trieb die Maria*) fern ab von Palos**) durch das leichtbewegte südliche Meer.

Wie viele der Gefahren, Zweifel und Verzweiflung und bedrohenden Aufruhr mußte der große Entdecker durchmachen, bis der Ruf „Land!" ertönte, bis er Guanahani erblickte und diese zuerst erblickte und betretene Insel zur Erinnerung an seine Erlösung und Errettung „San-Salvador" benannte. Damit nahm er den Schlüssel auf zu der Neuen Welt, welche er der staunenden Alten Welt erschloß; ein Indien im Osten am Ende des Meeres hatte er gesucht, und ein Indien im Westen in der Mitte von zwei Weltmeeren gefunden, größer und reicher an Schätzen und angestaunten Wundern als alle Königreiche Europas zusammengenommen.

Jetzt freilich überfällt den Seefahrer kein Grauen mehr, wenn ihn die beständigen, regelmäßig aus Osten nach Westen streichenden Luftströmungen, die Passatwinde, aufgenommen und unausgesetzt weiter hineintreiben in das endlose Meer; wenn hinter seinem Zeitmesser die Sonne zurückbleibt und Tag und Nacht sich verschieben, sogar die Sterne

*) Der Name des Schiffes, auf welchem Columbus seine erste Entdeckungsreise antrat.

**) Der Name des Hafens, aus welchem die erste, drei kleine Schiffe zählende Entdeckungsflotte auslief.

Digitized by Google

seiner Heimat untersinken und neue Sternbilder auftauchen am gestirnten Firmament. Behaglich lehnt er, den Drangsalen der nordischen Gewässer entronnen, rastend an dem kaum gewendeten Steuer, denn er kennt die Grenzen des weitgedehnten Meeres, das sichere Ziel, das Indien im Westen, das Land des Columbus. Und immer eindrucksvoller, je weiter der Kiel das tropische Meer durchfurcht, spürt die sinnliche Wahrnehmung in Himmel, Luft und Wasser die heitern Reize des nahenden Insel- und Festlandes, immer höher steigert sich die freudige Ahnung und Erwartung der kommenden Herrlichkeit; innerhalb des Antillenmeerbeckens zumal sieht das Auge in die blaue durchsichtige Flut wie in einen krystallenen Brunnen hinab, während der Himmel die Fülle des Lichtglanzes, die über dem Wasser liegt, immer reiner, blauer und dunstfreier umfaßt; würzig und erfrischend wehen die Lüfte, beständig milde und heiter gestaltet sich das Wetter, eine unbeschreibliche Farbenpracht umkleidet beim Auf- und Untergange der Sonne das Morgen- und Abendfirmament und zahllose Meteore verdunkeln des Nachts den weißleuchtenden Glanz der Gestirne, wenn sie aus dunkler Höhe feurig in das dunkle Wasser niederrollen, und zu den Lichterscheinungen der Sphären und Atmosphären treten noch jene der Meerestiefen hinzu; farbige Blitze durchleuchten den Wellenschlag; in feurigem Schimmer wälzt sich die Schar der schnaubenden Delphine durch die aufschäumende Flut; weitleuchtende Furchen zieht der Kiel, sprühenden Gischt wirft der Bugspriet auf und Mond und Sterne schlagen eine breite Silberlichtbrücke über das auf- und abwogende schwarze Meer. Am Tage aber strahlen die gold-, silber- und purpurschimmernden Schuppen der Fische das Licht der Sonne zurück, denn wie das glänzende Farbenspiel des Vogelgefieders durch den Krystall der Tropenlüfte schillert, so sprüht und funkelt auch das schuppen-, schalen- und schlauchhäutige Wassergeschöpf durch die durchsichtigen Wellen des Tropenmeeres.

In solchen Schimmer kleidet sich das Land unter der Sonnenwende und weit hinaus tragen Himmel, Luft und Wasser sein Lob; alle Sinne sind den heitern, magisch ergreifenden Eindrücken aufgethan. Bald steigt über den scharf umrandeten Horizont ein zarter Dunstschleier mit mannichfach hervorspringenden Formen auf, und schon begrüßt das spähende Auge in ihm die ersehnte Küste, aber rasch zerfließt die duftige Erscheinung wieder in leichten, dünnen Wolkennebel, welcher, besonders beim Auf- und Niedergange der Sonne, die seltsamsten und täuschendsten Gestalten annimmt, und leicht, wie er entsteht, wieder vergeht. Endlich aber treten aus diesen neckischen Duftgebilden wirklich feste, körperliche Gestalten und deren Umrisse und Gliederungen in überraschender Großartigkeit aus dem Dufte der Ferne hervor. Gleichsam schwimmend, schwebend über dem feuchten Wasserdunst liegt der feste, flache, schmale Streif des Vorlandes, über das sich das umblaute Gebirge mit seinen dunkeln Einschnitten und Schattenrissen und seinen heller hervorspringenden Rippen und Graten aufthürmt; um seine mächtigen Flanken schlingt der Wald seinen von grellen Blütenfarben durchwirkten Laubmantel; von der Sohle bis zum Scheitel stützen cyklopische Quadern und Strebepfeiler, bald hügelig gewellt, bald schroff und eckig abfallend, den mächtigen Bau, und klüften und spalten tiefe lange Schluchtenthäler das Massengestein, aus deren dunkelm Grunde kleine freundliche Lichtungen und menschliche Wohnsitze hervorlugen, während sonnige Savannen, einzelne größere Gehöfte, zusammenhängende Dörfer und ausgedehnte Culturfelder mit ihren lichten und dunkeln Laubabstufungen die Höhenfläche und hohen Tafelflächen krönen, und wiederum die mächtigen Felsgehänge steil abfallen zur kleinen Hafenstadt, die sich im Glutglanze und Rückpralle der heißen Sonnenstrahlen einschiebt zwischen Fels und Meer. Anderweitig hebt sich die Küste wieder als ein hohes Vorgebirge steil und kühn aus den brandenden Wogen empor und verdeckt hinter seinem Bollwerke die gedehnte Gliederung des Hinterlandes; oder das Ufer schwimmt flach und eben wie eine langgestreckte, vom üppigsten Pflanzen-

Digitized by Google

wuchs überwucherte Wald- und Wieseninsel über dem feuchten Wasserdufte; mag sich das Vorland aber auch öde und pflanzenarm, von keinen Quellen und Stromwellen gefeuchtet, dürftig und versengt aus den salzigen Fluten heben, so kleidet es doch das magische Licht und Farbenspiel der Tropenatmosphäre, das selbst der Wüste noch Reiz und Leben verleiht, in einem warmen feurigen Duft und Schimmer ein; und wo der Dünensand oder die klaffende rothe Erde saft- und nahrungslos unter der blendenden zitternden Glut des senkrechten Sonnenstrahles liegt, da steht noch die Palme und wiegt auf saftreichem Schafte in flimmernder Sonnenluft ihre frische kraftvolle Blattkrone, welche Frucht und Fülle birgt und winkt den nahenden Fremdling an den sagen- und wunderreichen Strand der tropischen Erde.

Dasjenige Gebiet des amerikanischen Festlandes, nämlich das nördliche Küstengebiet des Südcontinents, welches den Namen seines Entdeckers trägt, Columbien, liegt unter dem Zenith der Sonne, senkrecht unter dem Meridian, in der Mitte der Tropenregion; mächtige Gebirgsketten, deren erhabenste Gipfel die Schneegrenze überragen, durchstreichen das Land von Osten nach Westen und von Norden nach Süden; sie sind zum größten Theile bewaldet, bewachsen und wohl bewässert und eignen sich zum Anbau fast aller Feld- und Gartenfrüchte, wie zur ausgedehnten Viehzucht; die Niederungen, reich an fruchtbarer Erde und fließenden Gewässern, von einer feuchten Waldatmosphäre und enormen Niederschlägen getränkt, tragen einen saft- und kraftvollen üppigen Pflanzenwuchs. Diese vielseitige und wechselreiche Gestalt und physische Beschaffenheit der Bodenoberfläche bedingt ebenfalls eine große Verschiedenartigkeit des Klimas und einen vielseitigen und mannichfaltigen Charakter der Pflanzendecke, und scharf wie die Gegensätze und Abweichungen im Klima, Boden und Pflanzenwuchs neben- und übereinanderliegen, scheidet und berührt sich auch die in und auf ihnen haftende Thier- und Menschenwelt.

Es dehnen sich zwar auch weite unfruchtbare Landstriche längs den regen- und wasserarmen Küsten, über Felswüsten, unbewaldete Höhenzüge und Hügelketten aus, und selbst mitten im üppigen Flur- und Waldgebiete liegen umfangreiche Inseln einer quellenlosen, ausgeglühten, eisenhaltigen, rothen Ockererde oder eines gemischten Sand-, Mergel- und Steingerölles eingebettet; aber diese mit monströsen succulenten Cactus- und giftigen Milchsaftgewächsen bestandenen Einöden, auf welchen weder die Cultur noch der wilde Pflanzenwuchs mit seiner Mannichfaltigkeit und Massenhaftigkeit festen Fuß zu fassen vermag, verschwinden als vereinzelte kleine Spreublättchen und taube Aehren in dem großen übertriefenden Fruchtkorbe der Tropenceres; neben seiner natürlichen Fruchtbarkeit infolge seiner physischen Beschaffenheit, seiner geographischen Lage und Gestaltung, der mit Wärme und Feuchtigkeit gesättigten Erde und Atmosphäre gewinnt das Land auch durch die verticale Gliederung seiner Oberfläche die Fähigkeit zur Erzeugung und Entwickelung der Keime und Gebilde fast aller geographischen Zonen der Erde.

Neben den einheimischen folgen die Früchte Europas, Asiens und Afrikas dem Bewohner Columbiens — je nach ihrer Eigenart — über alle Tiefen und Höhen und Ablagerungen seines Bodens, von den feuchtheißen, lichtumflossenen Niederungen bis zu den nebelgrauen, kalt und rauh umstürmten Hochebenen hinauf. Rings um seine Hängematte, welche zwischen den offenwandigen oder leicht vergitterten Stützpfählen seines Schutz- und Schattendaches schaukelt, ohne daß unter den ewigen Sommerlüften ein wärmeres Lager oder festerer Verschluß des Hauses begehrenswerth erscheint, streut er am Fuße der Cordilleren das einheimische Korn, den Mais, in die entwaldete Erde mit fester Zuversicht auf mehrmalige einträgliche Ernten während einer Jahreswende; reift ihm unausgesetzt sein täglich Brot in der Banane, in der Cacaobohne, in der mehlreichen Yuccawurzel, dem zuckerhaltigen Rohre und andern Nahrungspflanzen mehr; nähren ihn, frei

Digitized by Google

umherweidend, die Wiederkäuer, die Ein- und Vielhufer; bietet ihm der Wald reiche Ausbeute für den Haushalt. In den Llanos aber, den waldlosen, weiten Grasebenen, züchtet der trotzige sittenrauhe Hirte das Rind, das der weiße Mann aus dem Osten über das Meer gebracht, in ungezählt umherschweifenden Heerden. Oberhalb der tiefen Thalsohle, wo sich die Lüfte des tropischen und eines abgekühlten gemäßigten Klimas ineinandermischen und ein unbeschreibliches Vorgefühl in dem Organismus erwecken, schüttet die Ceres mit vollen Händen Früchte des Südens und der nördlichen Breiten in buntem Gemisch über das beglückte Land aus. Auf den frischumwehten Hochebenen und Höhenzügen aber, wo der vereinsamte Senner und Ackersmann, um sich zu wärmen, die Glut des Herdes sucht und in wollenen Decken neben der heißen Asche schläft, schneidet er die köstlichste aller Kornarten, den in alten grauen Zeiten aus unbekannten Landen weithin über die Erde gewanderten Weizen, und mit der Halmfrucht zugleich heimst er auch die Hülsenfrucht, die Felderbse, in seine fester verschlossene Behausung ein.

Keine Jahreszeit verändert die äußere Erscheinung und Umgebung seiner Lebenswelt und gibt der Natur des Landes eine veränderte Stimmung und Färbung; Licht und Wärme des einen Tages kehren, wie sie an jeder besondern Scholle haften, alle Tage wieder; nie rauscht das rothe Laub zu Füßen, nie verlängern und verkürzen sich merklich Tag und Nacht, nie starren die entlaubten Reiser und erstorbenen Halme trübselig und grabesstumm in die dicke schwere Winterluft hinein. Sorglos durchlebt der Mensch die Gegenwart, eine einzige wandellose Zeit; kein Wechsel der Dinge mahnt ihn an die Vergänglichkeit, welche den Gedanken verwirrt und das Herz bedrückt; keine rast- und ruhelose Fürsorge und ängstliche Bedachtnahme auf bedürftige, mit Noth und Drangsal kämpfende Tage verscheuchen den ruhigen Genuß des Augenblicks; niemals schreckt aus der Ferne die Drohung mit der Entziehung des Lichts und der Wärme, mit der Erstarrung und Vereisung der Erde.

Ebenso genügsam und bedürfnißlos wie sorglos und unangefochten spinnt sich das menschliche Leben in seiner rohen Einfachheit und Natürlichkeit ab; ruht es sich auch rauh und hart an der gefühllosen Mutterbrust der Natur, und spricht auch sie unter dem warmen Himmel des Südens nicht frei von dem Fluche oder Segen des Brotgewinnes im Schweiße des Angesichts, so wiegt sie doch den Arbeitszwang mit hundertfältigem Lohne auf und gewährt den Lebensunterhalt ohne harte Leiden und Kämpfe mit Noth und Sorgen, ohne aufreibende Anspannung der Leibes- und Seelenkräfte. Leicht und mühelos schlägt der Mensch seinen kleinen Haushalt auf; jeder Wohnsitz umschreibt eine kleine abgeschlossene Welt für sich; mittellos entsteht er; frei, bedürfnißlos wie des Vogels Horst besteht er, und geräuschlos, spurlos, wie er entstanden, vergeht er wieder. Oben auf dem Berge, unten im Thale, gegenüber auf dem andern Ufer nistet wie der eine so der andere Nachbar in denselben Gründen, auf denselben Hügeln und Hängen, an demselben Gießbache, der die Feldpflanzen tränkt und die Krüge füllt; einer theilt mit dem andern die kleine gemeinsame Welt, die gleichen geselligen Unterhaltungen, dieselbe bedürfnißlose Freiheit und Unabhängigkeit, dasselbe Begehren, Lieben und Leben. Keinen ihrer glänzenden Strahlen wirft die Sonne der Civilisation in diese einsamen Schlupfwinkel des menschlichen Stillebens; fremd bleiben demselben ihre Genüsse, Reize, Freuden, üppigen Gemächlichkeiten, ihre Annehmlichkeiten, Veredlungen, Kenntnisse und Künste; — aber die gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit, welche über die Natur ausgegossen liegt, spiegelt sich wider in der Menschenseele; das Bewußtsein, daß ein Tag wiederkehrt wie der andere, wechsellos licht, warm, fröhlich und anmuthig, kettet magisch an die heimatliche Scholle; der Mensch wohnt nicht nur auf der Erde, er lebt, er haftet mit allen Sinnen, mit seinem ganzen Wesen in ihr wie das Kind am Mutterherzen; sein Verlangen nach Ausfüllung des Lebens findet keine spröde Abwehr; ihm ist

Digitized by Google

die Erde keine Fremde, er keine Waise auf ihr; sie ist ihm Heimat, voller Besitz. Und so heiter und anmuthig wie Tag und Nacht auf- und niedergehen über dem Tamarinden- und Brotfruchtbaum, der die kleine Behausung überschattet, so leicht und würzig wie die Lüfte um die Palme wehen, die ihre nutzbaren Früchte auch dem Müßigen in den Schos wirft, so unbeweglich und eindrucksvoll der Himmel auf die Erde niederleuchtet, welche kein Wechseln und Schwinden kennt, — so fröhlich und beweglich flattern die Sinne über dem unbewegten Grunde der Seele, so leicht und frei schweift der nicht haftende Gedanke über der ruhigen Oberfläche des Gemüths, so luft- und genußvoll athmet die Brust das volle warme Leben ein. Jede kleine Begebenheit ist von Bedeutung, jede außergewöhnliche Erscheinung, der Anblick eines fremden Gesichtes ist ein Ereigniß in dieser abgeschlossenen Welt, das sie in Bewegung setzt, ihr Unterhaltung bringt und einen gewichtigern Abschnitt in den einförmigen Lebenstagen bildet als manche Weltbegebenheit in dem bewegten Leben eines Mannes der Welt.

Rasch, ohne viel Geräusch und Umständlichkeit, mit Beihülfe etlicher gefälliger Nachbarn und Freunde, zwischen denen eine stillschweigende Uebereinkunft gegenseitiger Aushülfe und Dienstleistung besteht, ohne Ansprüche an „Meister und Gesellen", Geld und Gut ersteht das kleine Wohnhaus aus rohen unbehauenen Baumpfählen, aus gestampften Erdwänden oder Rohrvergitterungen, aus Schilf-, Stroh- und Blattbedachungen, je nach Lage, Klima und den Ansprüchen des Besitzers. Leichte, bis zum Dachstuhl reichende Zwischenwände theilen den innern Raum gewöhnlich in einen mittlern größern Wohn- und Lagerraum und mehrere kleine seitliche Schlaf- und Schlupfgemächer; die Wände des Hauptraumes, des sogenannten Saales, sind, wenn der Eigenthümer Ansprüche an Luxus und Lebensgenuß erhebt, weiß getüncht und mit vielen Heiligenbildern der schlechtesten Farbenkleckserei und grellen, geschmacklosen Putzgegenständen verziert; die hartgestampfte Tenne erhält auch wol eine Lage von flachen Ziegelsteinen; nie fehlt der kleine Hausaltar, welcher gewöhnlich in der Mitte der Wand, der Thür gegenüber seinen Platz findet; die Küche wird meistens außerhalb des Hauses, in einem besondern Schuppen, untergebracht. Das Haus unter den Tropen hat keine Verwandtschaft mit dem Hause der nördlichen Breiten, hat keine Bedeutung für das Familienleben, nur den einen Sinn und Zweck, als Sonnen- und Regenschirm zu dienen. Handel und Wandel bewegen sich außerhalb des Hauses; unter dem freien Himmel spinnen sich die Lebenstage des Menschen ab; die Familie ist kein Wesen nach unserm Sinne; sie wächst nicht, wurzelt nicht und saugt nicht ihr Sein und Leben aus dem Hausinnersten; äußerlich wird sie wol durch ein patriarchalisches Ansehen des Oberhauptes und pietätvolles Verhalten gegen dasselbe zusammengehalten, doch besteht zwischen den Familiengliedern und ihren Beziehungen zueinander innerlich nur ein lockerer Zusammenhang; der Herzschlag treibt nach außen, nicht nach innen. Die Bauart der Häuser steht demnach in keiner Beziehung zu dem materiellen und idealen Menschenleben, sie nimmt keine Rücksicht auf unumgängliche Voraussetzungen, auf Plan und Gesetz, sondern rechnet nur mit den augenblicklichen Bedürfnissen und mit den bescheidensten Mitteln und Ansprüchen. Leicht, flüchtig, unwohnlich und geschmacklos, wie der Beduine sein Zelt aufschlägt, zimmert der Wald- und Savannenbewohner sein Haus, und wie jener nur den Polstern seines Divans, seinen weiten bequemen Gewändern, der Pflege seines Bartes und seiner Stuten Berücksichtigung schenkt, so verwendet auch dieser mehr Kosten und Sorgfalt auf seine Hängematte, seinen Strohhut, seine Tabacksblätter, auf Maulthier, Zaum und Sattel als auf Dach und Fach.

Das häusliche Geräth entspricht der Bedürfnißlosigkeit des Wohnens und Lebens; es besteht aus einigen Schüsseln, Näpfen und Krügen von gebranntem Thon, welche gewöhnlich von Frauenhänden mit natürlichem Geschicke ohne Töpferscheibe aus der rohen Thonmasse geformt und in einer kleinen Erdvertiefung im freien Feuer gebrannt werden,

Digitized by Google

oder aus Cocosnuß- oder Flaschenkürbisschalen, einigen Holzkisten, Schemeln und Gestellen, welche der Mann mit seinen einfachen Eisengeräthen spaltet und zimmert; in erster Reihe aber aus einem rundgebauchten Kochtopfe, der Olla, welcher unausgesetzt siedend und brodelnd über den Kohlen auf drei zusammengerückten Steinen ruht, aus dem Holzmörser mit der Stampfkeule und dem Quetschstein, welcher letztere die Stelle unserer Handmühlen, Reibbleche und Küchenmörser vertritt. Die landwirthschaftlichen Arbeiten werden verrichtet mit einem langen, säbelartigen Schlagmesser, der-sogenannten Machette, zur Abräumung des Gestrüpps; einer Axt, zum Baumfällen und Holzspalten, einer eisernen Stange zum Ausroden der Wurzeln und zum leichten Auflockern des Bodens für die Pflänzlinge, mehrern hölzernen Hacken und Gabeln, Schaufeln, Körben, Säcken und Saumsätteln für die Lastthiere. Mit dem häuslichen Geräth schafft und waltet die Frau, mit dem landwirthschaftlichen der Mann. Die vielen kleinen unentbehrlichen Dinge des täglichen Lebens bestreitet der Wald, die mütterlich fürsorgende Natur. Den Schmied und Schlosser mit seinen Nägeln, Schrauben, Klammern und Ketten, den Seiler mit seinen Hanfgeflechten, Stricken, Halftern und Zugsträngen macht der Wald überflüssig mit seinen fadendünnen, bis arm- und beindicken, biegsamen und bindefesten Lianen, Wurzeln und Bastfasern, welche vollkommen tauglich sind zum Verbinden und Zusammenhalten getrennter Bestandtheile, zum Bewegen und Fortschaffen von Lasten u. dgl. m.; verschiedene junge Blatttriebe, Schilf-, Binsen- und Rohrgewächse liefern vorzügliches Flechtmaterial zu Körben, Matten, Hüten, Fußbekleidungen, Fischnetzen und Seilergeflechten; die zahlreichen Milchsäfte Harze, Balsame und Oele vieler großer und kleiner Gewächse dienen als Erleuchtungsstoff, als Heilmittel bei äußern Verletzungen und innern örtlichen Leiden, als Kitt, Lack und Firnis zu allen rohen und einfachen Aushülfen und Verwendungsarten; mehrere Frucht- und Wurzelsäfte enthalten Tinte- und Färbestoffe; die großen Blätter der Musen- und Pisanggewächse eignen sich, wie Papier, zum Einschlagen und Einwickeln beliebiger Gegenstände; die seidenartigen Samenfasern vieler Fruchtkapseln lassen sich als Wolle zum Auspolstern, vor allem aber die Bambusrohre sich in der nutzbarsten und unbeschränktesten Weise verwerthen, sodaß eine geschickte und durch die Verhältnisse geübte Hand die offene, freie und unerschöpfliche Naturdomäne nach allen Beziehungen hin auszubeuten vermag. In der Umgebung des menschlichen Wohnsitzes aber geht das Hausthier frei und ungehütet der natürlichen Weide an dem dichtverwachsenen, laub- und futterreichen Flußufer oder auf den sonnigen Savannen nach; aus eigenem Antriebe kehrt es, Schutz und Schatten gegen Sonne und Nacht suchend, zur regelmäßigen Stunde in das Haus zurück, und Pferd, Esel, Maulthier, Zugochse, Schwein und Ziege, Hunde, Hühner und Enten lagern mehr und minder verträglich in demselben Schattenkreise des Mangobaumes oder auf dem freien Platze in der Nähe des schützenden Daches, und über Haus und Hof treibt die balsamische, frisch und kräftig erregende Waldluft, deren würzige, kräftige Gerüche die Blüten, Blätter und Früchte, Rinden und Wurzeln, namentlich die Myrten, Lorbern und Terebinthen entbinden; überall aber, rings um Stadt und Land und die einsame kleine Menschenbehausung ist die Natur die allein waltende Gärtnerin.

Zwischen Arbeit, zeitweise hastiger und ungestümer Arbeit und langdauernder träger Ruhe, zwischen vager Traum- und aufregender Genußschwelgerei, zwischen Ueberfluß und Mangel, rastlosem Jagen und Streifen durch Berg und Wald und Strom und Feld und gedanken- und thatlosem Rasten und Säumen am rauchenden Herde bewegt sich das Leben des Mannes im gleichmäßigen Kreislaufe der Tage, Wochen und Jahre unter wechselloser Gleichmäßigkeit der Tag- und Nachterscheinungen, in unausgesetztem und ungebundenem Umgange mit der Natur und unter ihre beständige unmittelbare Einwirkung gestellt. Mit Axt und Messer lichtet er Busch und Wald; die nie umwölkte Sonne der

Digitized by Google

regenlosen Zeit, des Verano, dorrt und trocknet den zerstückten Umhau staubdürr, wie Stroh und Spreu, zusammen; der hineingeworfene Funke entzündet unaufhaltsam den Brand und die gefräßige Flamme verzehrt mit ungestümer Hast die preisgegebene kostbare Nahrung, säubert den entwaldeten Grund sofort von allem Reisig und Gestrüpp und nagt und glimmt noch lange in den dicken Baumrümpfen, den gefällten Riesensäulen des Waldes, nach, bis auch diese allmählich, oft herrliche, in fernen Ländern mit Silber aufgewogene Holzarten, in Kohle und Asche zerfallen sind. Wenn dann der erste Tropfen der wiederkehrenden Regenwolken in das graue Bahr- und Wiegentuch der düngenden Asche fällt, streut der Feldarbeiter, der Roséro, den Samen in die zubereitete Erde, ohne die Ackerkrume weiter aufzulockern, als zur Aufnahme des Samenkorns oder der Pflänzlinge erforderlich ist. Die Wärme und Feuchtigkeit in Boden und Atmosphäre und die vorhandenen Nährstoffe entwickeln den Keim, beschleunigen das Wachsthum, drängen stürmisch zur Blüte und Frucht und reifen die Erde mit überstürzender Hast.

Während des Wachsens und Reifens seiner Feldfrüchte bewacht der Roséro den Zu- und Ablauf der Gewässer, stellt in quellen- und niederschlagsarmen Gegenden eine künstliche Berieselung her, hält das üppig wuchernde Unkraut mit Schaufel und Messer nieder und kämpft gegen die zahlreichen Feinde oder ungebetenen Freunde seiner Pflanzungen an, pürscht und jagt, flößt und schifft inzwischen durch Wald und Wasser, wo kein Gesetz und keine Willkür, kein mächtiger Wille und bestellter Wächter ihn in seinem Beginnen stört, ruht neben der brodelnden Olla, schaukelt sich hinbrütend in der Hängematte und vertändelt die Stunden mit seiner Musika, der kleinen fünfsaitigen Guitarre, der Raschelbüchse, der Trommel und Triangel, oft mit einer eisernen Ausdauer, die eines ernstern Zwecks würdig wäre, ganze Tage und Nächte hindurch, heimst die Haupternten mit vielem Geräusche, mit Gastereien und Gelagen ein, lebt, solange der Vorrath reicht, herrlich und in Freuden, darbt und fastet, wenn die Vorräthe verschlemmt sind und die Saat in der Erde der neuen Ernte harrt. Inzwischen entschließt er sich auch zu Lohnarbeiten, wenn die Noth dringender und zwingender an ihn herantritt, oder bringt, wenn die Besonnenheit zu rechter Zeit sich einstellt, den Ueberschuß der Ernten auf den Markt, bietet die Feldfrüchte, Jagdbeute, Thiere und Felle öffentlich feil, oder tauscht sie in den Läden gegen nützliche Waaren oder gegen Trödel ein, sucht und schafft sich Abwechselung und Unterhaltung in dem bunten bewegten Leben des zusammenströmenden, feilschenden und sich vergnügenden Volkes, schlürft mit vollen Zügen alle Genüsse, die sich darbieten, kehrt trunken und raufend und mit leeren Taschen, doch auch wieder fahrlässig, zu den schnarrenden Saiten fröhliche Canzonen schreiend, immer von seinem leichten Sinne getragen, von seinem beweglichen Temperament oft bis zur rauschartigen Aufregung fortgerissen, zu dem Schlupfwinkel seiner Thäler und Berge zurück. Dann wirft er der Hüterin oder ehelichen Genossin seines Hauses und Herdes, der Freundin seines Herzens oder dem reizenden Gegenstande seines Auges das neue Sonntagskleid, den blinkenden Putz und Flitter, den er mitgebracht, in den Schos, oder läßt die Magd zu seinen Füßen mit rauhen, unwirschen, trunkenen Worten und Geberden den ungestümen Willen des herrschsüchtigen und launigen Gebieters fühlen.

Selten nur, wenn er in der Nähe der Stadt wohnt oder dem großen Grundherrn zu Fron und Zins verpflichtet ist, oder der Noth nicht anders auszuweichen vermag, tritt er in den Dienst oder arbeitet er zeitweilig um Lohn. Er unterwirft sich nur der Arbeit, welche zu seinem Lebensunterhalte unbedingt nothwendig ist; die Anforderungen desselben sind gering, und diese würden einer noch geringern Anstrengung seiner Kräfte bedürfen, wenn er mit dem leicht Erworbenen haushälterisch umgehen und seinem Leichtsinne und Hange zum zwecklosen unverständigen Vergeuden weniger fröhnen möchte. Dem Begriff des Nothwendigen gibt er eine sehr unklare und dehnbare Fassung; Dinge, welche

Digitized by Google

der anspruchslosesten Mittellosigkeit unter uns eines Menschen nicht mehr würdig erscheinen, betrachtet er als Ueberfluß; und wiederum hegt und befriedigt er Genüsse, welche einem guten Haushälter verschwenderisch erscheinen. Wenn aber die buchstäbliche Befolgung des Evangeliums, nicht für den morgenden Tag um Essen, Trinken und Kleidung zu sorgen, gut und löblich ist, so erwirbt sich unser Mitbruder unter den Tropen die Krone des Verdienstes, denn er fragt und sorgt kaum für den heutigen, geschweige denn für den morgenden Tag.

An der Feuerstelle, welche niemals erkaltet, schaltet und waltet das Weib; der Herd ist gleichsam der Zauberring, in welchen das gebietende Leben sie hineingebannt hat; da kauert sie den ganzen Tag vor den siedenden Töpfen, da stampft sie den Mais und Reis von den Hülsen frei, röstet sie die Arega, die Yucca und das Bananenbrot; da legt sie den Säugling an die Brust, wiegt ihn in Schlaf, lehrt ihn die ersten Schritte thun, schleppt ihn, mit gespreizten Beinchen in reitender Stellung auf ihre Hüfte gesetzt, unverdrossen mit sich herum, bis ihn seine eigenen Füße tragen; da fädelt sie den Faden in das Nadelöhr, wehrt die Zudringlichkeit der Hunde und der kleinen gehätschelten schwarzen Schweine, die kecken Angriffe des Federviehes ab; da hütet sie das Heimwesen, dient und wartet des Mannes, dem sie sich zugesellt, reicht ihm Speise und Trank und nimmt selbst die Brocken auf, die er zurückläßt, oder aus Gunst und Gnade ihr zuwirft, und schafft und sorgt unablässig für den Gebieter, den sie als Magd fürchtet und doch liebt als Weib, der volle Gewalt über sie hat und diese ausübt mit herrischem Eigenwillen, und zu dem sie doch aufblickt mit heißem, verlangendem Auge, ihm alle Hingabe, die er fordern möchte, entgegenträgt, und weiter nichts weiß und kennt, für weiter nichts sorgt und lebt als für seine Gunst und Zärtlichkeit.

Sie folgt ihm wie ein Hündlein nach; sie läßt sich stoßen, treten, mishandeln; sie krümmt sich winselnd zu seinen Füßen, schweigt, wenn sie nicht reden soll, redet, wenn er ihre Stimme verlangt, kommt zu ihm, wenn er sie lockt, tritt zurück, wenn er sie abweist, und harrt, bis er sie wieder verlangt. Und wenn er sie zu sich in die Höhe zieht, sie mitnimmt zu Spiel und Tanz, dann schnellt sie elastisch empor aus Ruß und Asche, Freude lodert aus dem umflorten Auge und durch jede Fiber und Faser zuckt, nach schwüler, träumerischer Ruhe, ungestüm die Genuß- und Lebenslust. Hinunter eilt sie zur Wasserschlucht, aus welcher sie sonst sklavisch ihre Lasten ins Haus trägt, und wie ein Schmetterling, der die Schuppen abgestoßen und seine Fittiche ausbreitet im Sonnenstrahl, flattert sie hervor aus den duftigen Myrten- und Lorberlauben, gebadet und gesalbt, eingehüllt in luftig-leichte, fliegende oder aufgebauschte, rauschende Gewänder, umhangen von blitzendem und klirrendem Flitter, vom Scheitel bis zur Zehe Begierde, Freude und Genuß.

Die Magd, die Frau, die Mutter, alles ist vergessen, und nur das Weib lebt, wenn Lust und Freude durch alle Wipfel und Lüfte rauscht. Wie sie als aufknospendes Mädchen im blinkenden Putz und Flitter die Funken und Strahlen der Freude gehascht, mit feurigen Blumen im Haare, von wollustduftenden Salben und Oelen triefend, mit heißathmenden Lippen, begehrenden und Begierden entzündenden Augen, üppig hervorquellenden Reizen, unwissend und ohne es zu wollen die ungestümen Bursche nach sich gezogen, dann die gewelkten Blumen aus dem Haar geworfen, das zerknitterte Flügelkleid an die Dornen gehängt, das Magdgewand aufgenommen — so flattert und schwirrt sie nun wieder wie ein vom Winde aufgewirbeltes Blatt an jene Funken und Strahlen zurück, singt und fühlt mit den unvergänglichen Empfindungen der Jugend, ob auch der Lenz längst von den Zügen gestreift und die Mittagssonne über den Scheitel gegangen.

Es liegt auf der Hand, daß dieses in träumerischer Ruhe und entsagungsvoller Vereinsamung niedergehaltene sinnliche Wesen beim leisesten Anrufe aufschnellt und mit den

Digitized by Google

Jugendempfindungen noch unter gerunzelter Stirn trotz der Duldung und Verzichtleistung unter dem herrischen Willen, trotz der Magdstreue und der Weibesliebe, der niedergedrückten Hingebung, der äffischen Liebe zu den Kindern und des zwingenden Bannkreises der Häuslichkeit weder dem klösterlichen Gelübde noch dem Dienste der weißen Rose huldigt, auch die Tugend nicht in ascetische Bande schlägt, sondern freigebig und gütig, nachsichtig und gefällig ihre rauhen Pfade ebnet; daß die Energie des Handelns und Vollbringens zur Hebung des sittlichen und materiellen Wohlstandes in solcher schwülen Sinnen- und Seelenatmosphäre keinen kräftigen Aufschwung nimmt, daß das Auge in der Fata-Morgana der Luftgebilde und das Herz in der Genußsucht gefangen, nicht sonderlich geschärft sind für die Wahrnehmung der täglichen Sorgen, noch darauf sinnen und trachten, sich emporzuheben aus Dürftigkeit und Elend, zumal das starke Geschlecht dem schwachen Geschlechte weder ein Beispiel noch Stütze und Anhalt gewährt und das Familienoberhaupt den Familiengliedern nicht sonderlich voranleuchtet als Muster der Treue, Tugend und Thatkraft.

Ob auch im allgemeinen die unheilvolle Blutmischung voneinander abstehender Rassen nicht zur innern Veredlung oder äußern Wohlgestaltung der Frauen beigetragen, die unschönen äthiopischen und wenig anziehenden indianischen Formen und Typen in dem Mischungsgeschlecht vorwalten, so mäßigen und mildern doch natürliches Geschick in Haltung und Bewegung, gefälliger Anstand und gewandtes Benehmen, jugendliche Lebhaftigkeit, reizbare Einbildungskraft und Gedankenbeweglichkeit, die südliche Grazie der Seele selbst das Abstoßende in Formen und Farbe der äußern Erscheinung und die Auswüchse und Unzuträglichkeiten eines überwuchernden Naturalismus. So ist auch dem platten, stumpfen indianischen und dem wulstigen, grobsinnlichen äthiopischen Gesichte, sowie den Formen und Farben, welche zwischen beiden liegen, nicht der göttliche Funke, der aus dem Angesicht des Menschen leuchtet, vorenthalten.

Da aber, wo die Lüfte kühler wehen, auf den übereinandergeschichteten, erhabenen Stufen der Cordilleren, vererbte sich ungeschmälert die weibliche Anmuth, die Schönheit, die gesunde Frische und Kraft und die feine Sitte, der freie Stolz und Anstand, die würdevolle Hoheit in Haltung und Betragen, die spanische Grandezza von den Ahnfrauen aus Castiliens Burgen und Sevillas Gärten auf die Enkeltöchter der tropischen Erde; unverkürzt bewahrte sich der reine Formenbau, die regelmäßige Zeichnung der Züge, das volle, ovale Auge mit seinen aus dunkler Tiefe heraufglühendem Blicke, die symmetrisch gezirkelte Einfassung desselben mit dichten, dunkelseidenen Wimpern und Brauen, der zarte Anhauch frischer Farben, die schwere Fülle schwarzblauen Haares, die feine Rundung der Glieder, der elastische Gang, der Rhythmus der Bewegung und der geschmackvolle Gebrauch aller dieser schönen Gaben einer freigebigen Natur, welche einst die umworbenen Damen der stolzen Barone zugleich mit der Herrschaft des mächtigen deutsch-spanischen Weltreiches in die neuerbeuteten reichen Krondomänen jenseit des Meeres, in die niedergeworfenen Staatengruppen der Karaiben und die zertrümmerten Reiche der Mouyskas und Inkas getragen. In der kühlen, aber gesunden Bergluft durchschimmert das rosige Blut den zarten Schnee der Wangen und füllt purpurroth die leichtgeschwungenen Lippen; in den Niederungen und Tiefthälern aber hat der feurige Strahl der Tropensonne die Rosen von den Wangen und den Purpur von den Lippen gestreift und über die volle schneeige Büste einen gelben Alabasterschimmer geworfen, dessen zarte wächserne Durchsichtigkeit unter dem Aufschlage des dunkelbrennenden Auges und in dem dichten Rahmen des vollen schwarzen Haares nur noch intensiver hervortritt. Vortheilhafter noch würden diese natürlichen und von der Kunst in Zucht und Erziehung genommenen Reize wirken, wenn auf die innere Durchbildung des Geistes, die Vertiefung der Seele dieselbe Kunst und Sorgfalt, Zucht und Erziehung verwendet werden möchte wie auf

Digitized by Google

die Wohlgestaltung der äußern Erscheinung, die vollendete Abrundung in der äußern Form in Haltung, Anstand und Sitte.

Ob auch unter den Töchtern der Erde jene mit lichthellem Angesicht ohne Zweifel die bevorzugten genannt werden dürfen, so sind doch auch die dunkler angehauchten Schwestern, die Abkömmlinge reinen indischen oder mit europäischem und afrikanischem Blute gemischten Geschlechts, welche oberhalb der heißen Niederungen unter einem gedämpftern Himmelsstrahle das Auge erschließen, nicht geradezu als Stiefkinder der Natur zu bezeichnen. Zwar als wilde Rosen wachsen sie auf unter den Rosmarin und Alpenrosen ihrer sonnigen Savannen und frischluftigen Bergeshalden, auf den schwebenden Hängen und in der schattigen Waldschlucht; andern Wurzeln sind sie entsprossen, minder sanft und zart gehütet und kunstlos emporgerankt in dem natürlichen Gehege; Spuren der rauhen und heißen Lüfte und Winde, der Sonne und Regen haften ihrem Kleide an und Dornen umwachsen ihren Blumenkelch. Jedoch, wie anmuthig, wenn sie hervorschlüpfen aus ihren wilden Hecken und Lauben, aus der dichtumwachsenen Wasserschlucht und niederflattern von den sonnigen gelben Malvenhügeln oder den nebelfeuchten Weizenfeldern, mit fliegenden Bändern und wehenden Kleidern zu Spiel und Tanz geschmückt, voll argloser Fröhlichkeit, mit einem Herzen ohne Falsch, mit hingebenden, von lauter Lust umgaukelten Sinnen, gleich den summenden Bienen und Käfern, welche der fröhliche Sonnenstrahl zu munterm Spiele erweckt, oder wie flatternde Rosenblätter, welche ein duftberauschter Wind über die sonnigen Gefilde treibt! Wie pikant, wenn sie mit ebenso gläubigem, wie von dem Bewußtsein der Erbsünde wenig beschwertem Herzen ihre Opfer und Versprechungen in den Schos der angebeteten Gottesmutter niederlegen, unter den Augen der Himmlischen ebenso vollherzig, ebenso warm und menschlich lieben und begehren, mit derselben Seeleninbrunst und demselben begehrlichen Aufschlag des dunkeln Auges, mit denselben belebten, sprechenden, ob auch minder edel geschnittenen Zügen zu den Heiligen beten und auf das Unheilige alle Sinne richten, wie neben ihnen die weiße Schwester auf weichem Teppich und in den schweren Wellen und Wolken rauschender Seide ihre schöne Gestalt zugleich inbrünstig beugt und blendend hebt. Und wenn sie lauschend an den erzählenden Lippen des weißen Mannes hangen, der als Gast in die einsame väterliche Hütte eingetreten, und dann das staunende, träumerisch schwimmende Auge zugleich schüchtern und zutraulich auf der fremden Erscheinung ruht; die rothe Glaskorallenschnur, einfach schmückend, den dunkeln Nacken umschlingt, die langniederfallenden schweren Flechten sich spielend um die weiche Rundung der Arme winden und im auffangenden Schose sich in dichten Ringen umeinanderrollen, das ganze, wunderbare Geheimniß des beseelten und begeistigten Lebens sympathisch entgegenathmet: wer möchte es alsdann dem urwüchsigen Burschen verargen, wenn er mit seiner Musika, der rasselnden Marakka, mit Guitarre und Triangel unwillig die Rede des weißen Mannes unterbricht, Auge von Auge scheucht, den lauschenden, an der fremden Gestalt haftenden Sinn aufstört, die Rose seiner Berge aus dem Staunen und Träumen emporhebt, den Arm um die schmeidigen Hüften legt und die Schöne mit sich fortreißt in den Reigen der Lust, zu Spiel und Tanz.

Aber doch blickt der Weiße hinab zu dem Farbigen, der Farbige hinauf zu dem Weißen; Stolz und Selbstbewußtsein, eigene Werthschätzung und stillschweigend anerkannte Souveränetät seines Geschlechts erhebt den einen, Pariastellung bedrückt den andern; weiß sein heißt schön sein, ausgezeichnet und gefürchtet sein durch die Geburt, bevorzugt durch Bildung, Erziehung, Gut und Beruf, durch intellectuelle und materielle Ueberlegenheit, ein Günstling des Himmels und Gebieter auf Erden. Der farbige Paria nimmt dies Bekenntniß und Geständniß schweigend auf, aber grollt der Natur, die ihn niedriger geschaffen und als Stiefkind aus ihrem Herzen gestoßen hat; trotzig und knirschend, voll

Digitized by Google

Misgunst und Neid im Herzen, lehnt er sich gegen die unabweisbare Anerkennung der Vorzüge auf, die er haßt und doch beneidet, bekämpft und rachsüchtig verfolgt, weil er sie nicht besitzen kann. Ueberall, wo, wie unter den Tropen Amerikas, ein Gemisch von Menschenrassen denselben Boden miteinander theilt, ist das weiße das freie und gefürchtete, das farbige das dienende und tributäre Geschlecht, und wenn auch der farbige Mensch hier und da durch Zahl und Massengewicht äußerlich herrscht, nicht immer und überall dient mit der Hände Arbeit und in des Leibes und Gesetzes Fron, so verharrt er doch in moralischer und geistiger Unterthänigkeit.

Reich und gesegnet ist das Land, der Boden, der diese licht- und dunkelfarbigen Menschen trägt, und die Fruchtbarkeit der wilden aufgebrochenen Erde, die niedergelegten Schätze auf und unter der Oberfläche, die unerschöpfliche Zeugungskraft der zusammenwirkenden elementaren Naturkräfte werfen den Ueberfluß in den Menschenschos. Aber nicht zeugungskräftig an Werken und Thaten wie die Natur ist der Mensch; seine Kräfte arbeiten ungeregelt, verzehren sich in Widerstreit, zersplittern in vereinzelten unfruchtbaren Anstrengungen und in dem lähmenden und aufreibenden Mangel an Hülfsmitteln, verkommen in Ueberfluß, versiegen in Trägheit und Genußsucht. Nichts vermag der Mensch, wenn er allein steht, wenn er losgelöst aus dem organischen Zusammenhange der Gesellschaft, hingestellt wird in die wilde, elementare, ob auch productivste Natur; andererseits ist Ueberfluß keine Stachel zur Arbeit, zur Anspannung der Kräfte und des Ehrgeizes; je leichter und voller die Quellen fließen, desto sorgloser und oberflächlicher wird die Ausbeutung betrieben, desto lässiger und zögernder raffen sich Betriebsamkeit und Thatkraft auf. Der Ueberschuß an Kraft, welcher von der geringen Arbeit und der trägen Ruhe nicht aufgezehrt wird, verzehrt sich fruchtlos und nutzlos in Leichtfertigkeiten; Eitelkeit, welche sich fälschlich Ehrgefühl nennt; Habgier, Raublust, Parteigängerthum, welches die geringe Betriebsamkeit und wenig geregelte Thätigkeit in steter Unsicherheit erhält und in dauernde Guerrillakriege hineinzieht, Prunk- und Prahlsucht, Scheinwesen, Genuß- und Vergnügungssucht, Aberglaube und Donquixoterie lassen nach oben und unten die besten Kräfte des Volkes für das eigene Selbst und die Gesammtheit vertändeln und versiegen.

So wenig fruchtbringend die sittliche und intellectuelle Volkskraft wirkt, so wenig macht sich auch die physische Kraft und Stärke in dem langsamen Zuwachse der Bevölkerung geltend; sinnliche Glut und Wollust allein schaffen kein Leben; Ausschweifung und Prostitution verkümmern es; doch liegt der Grund der geringen Bevölkerungszunahme nicht so sehr in physischer Schwäche und Verkommenheit, als vielmehr in der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse; solcher Zunahme wirken namentlich entgegen die beständigen Unruhen und Bürgerkriege, die Unsicherheit der politischen Zustände, überhaupt die gesunkenen Culturzustände. Die Vermehrung der Einwohnerzahl wie die Hebung und Kräftigung der Cultur durch Einwanderung ist den Regierungen trotz wiederholter Bemühungen und Geldopfer nicht gelungen; immer sind die Einwanderungsversuche an Mängeln, an Fehlgriffen, an schlechter Leitung und Ausführung der oft besten Absichten, an Klima und Natur des Landes gescheitert; jetzt hat fast alle Einwanderung aufgehört, und selbst die Bewohner der Canarischen Inseln, welche dieselbe besonders stützten und dem Lande in ihrem Fleiße, ihrer Colonisations- und Erwerbsthätigkeit ein werthvolles Culturferment zuführten, zeigen infolge der unsichern politischen Zustände keine Neigung mehr, das Festland aufzusuchen, wandern vielmehr in die alte Heimat zurück, oder auf die andern westindischen Inseln aus.

Auf dem Gesammtgebiete Columbiens, unter welchem Namen hier immer die heutigen Staaten von Venezuela und Neugranada verstanden sein sollen, dessen Flächeninhalt ungefähr 43423 deutsche Quadratmeilen beträgt, leben nach ungefährer Zählung und

Digitized by Google

Schätzung 4,091433 Menschen, mit Ausschluß der unabhängigen Indianer; davon fallen auf Grund der Zählung von 1855 auf Neugranada mit einer Bodenfläche von 23200 deutschen Quadratmeilen 2,526000 — und auf die 20223 deutsche Quadratmeilen große Grundfläche von Venezuela 1,569433 Einwohner, Zahlen, die hier und da wol zu hoch gegriffen und schwerlich genau ermittelt sein werden. Die allgemeine Dichtigkeit der Bevölkerung stellt sich auf die deutsche Quadratmeile in Venezuela auf 77,5 und in Neugranada 110; so dünn auch diese Zahlen sind, so überbieten sie dennoch das Mittel von Südamerika überhaupt. Die Bevölkerung aber vertheilt sich sehr ungleich; während z. B. in der bevölkertsten, aber kleinsten Provinz von Venezuela, auf der Insel Margarita, 565 Menschen auf der Quadratlegua wohnen, und in dem fruchtbaren Thale von Aragua in der Provinz Carácas die Bevölkerung sich fast so dicht wie in den bewohntesten Gegenden Frankreichs zusammendrängt, theilen sich in die 20149 Quadratleguas große Provinz Guayana nur 0,6 Menschen in eine Quadratlegua Landes. In Neugranada schiebt sich die Bevölkerung vorzugsweise in der Zone zwischen 3000 und 10000 Fuß Höhe über dem Meere zusammen, und in diesen Höhen wetteifern einzelne Gegenden ebenfalls mit den bevölkertsten Gegenden Spaniens und Frankreichs.

Die Zahl der uncivilisirten Indianer, sogenannter Wilden, Bravos, welche, unabhängig von Staat, Kirche und gesellschaftlichem Verbande, zurückgedrängt innerhalb der großen Flußnetze des mit Urwald bewachsenen Binnenlandes leben, wird in Venezula zu 52400, in Neugranada nach den höchsten Schätzungen zu 114000, nach den niedrigsten zu 103000 angenommen. Sie zerfallen in Hauptgruppen und eine Menge kleiner verschiedener Stämme, die aber größtentheils unter sich verwandt sind, und der karaibisch-brasilianischen Rasse zugezählt werden. Die Indianer Venezuelas haben ihre Wohnsitze hauptsächlich in der Provinz Guayana; in Neugranada bewohnen sie die Ebenen im Osten, die Ufer und Zuflüsse des Rio-Atrato und die antillische Küste, wo sie die Halbinsel Grajira, durch welche die Grenze zwischen Neugranada und Venezuela geht, fast ausschließlich in Besitz haben.

Nicht so sehr in dem Volkselement, als vielmehr in der Natur des Landes, seiner geographischen Gestalt, der Gliederung seiner Oberfläche, seiner Bewässerung, seiner organischen Welt liegt eine in ihrem einstigen Umfange noch unabsehbare Fülle von Macht und Größe verborgen. Die geographische und durch die Configuration der Küste natürlich befestigte Lage namentlich Venezuelas gehört zu den bevorzugtesten aller Gebiete Südamerikas; sie richtet unwillkürlich den Blick des Historiographen auf die durch sie angedeutete hohe Bestimmung, welche der Zukunft dieses Landes unzweifelhaft vorbehalten ist. Seine 200 geographische Meilen lange Küste bietet gutgeschützte Rheden, Buchten und Hafenplätze dar und ist von schützenden Inseln gekrönt; in einer Ausdehnung von 45 Leguas erhebt sich steil aus dem Meere eine mehrere tausend Fuß aufsteigende Gebirgsmauer, welche jeder Invasion eine feste Brustwehr entgegensetzt; außer dieser natürlichen Befestigung gewährt dieselbe noch den großen Vorzug vor allen andern Küsten Südamerikas, daß etwaige Einwanderungen aus nordischen Ländern ohne Verzug in zwei bis drei Stunden aus der heißen, gefürchteten tropischen Küstenzone in ein gesundes, der nordischen Constitution angemessenes, kühles Gebirgsklima übergeführt werden können. Oestlich und westlich von dieser Gebirgsmauer wird die Küste wieder flach, bis sie nach beiden Seiten hin noch einmal wieder steil ansteigt — im Osten am Golf von Cariaco und im Westen in der dicht ans Meer herantretenden Sierra de Santa-Marta und der Hügelgruppe von Cartagena — und daselbst vortreffliche Hafenplätze mit gutem Ankergrunde bildet.

Gelingt den kommenden Jahrhunderten die Vermehrung der Bevölkerung in den menschenarmen Ländergebieten und die Schöpfung eines thatkräftigen, betriebsamen Volkes,

Digitized by Google

sei es durch Erziehung desselben zur politischen Reife und sittlicher Gesundheit und als Folge dessen, durch den Aufschwung der allgemeinen Culturzustände, durch Einwanderung, durch Hebung und Durchsetzung der unfruchtbaren Volkskraft mit einem starken und colonisationsfähigen, namentlich germanischen Volksbestandtheile, durch Zwang von außen oder aus eigener Selbstentwickelung, so wird dieses, von der Natur prädestinirte Land seiner Größe und Weltbedeutung sicher entgegenwachsen. Die lange Küste ist, wie angedeutet wurde, dem Weltmeere nach drei Seiten, nach Osten, Norden und Westen geöffnet und zugleich durch vorzüglichen Ankergrund und Ackerboden ausgezeichnet, wie durch natürliche Wälle befestigt; das Binnenland ist durchzogen von einem natürlichen dichten Netze von Wasserstraßen, die leicht schiffbar gemacht und verbunden werden können: der Atlantische Ocean steht durch den Orinoco und Rio-Meta in unmittelbarer Verbindung mit dem Hochlande von Bogotá, der Wasserscheide zwischen beiden Weltmeeren; die Stadt Bogotá, nahe den Quellen des Rio-Meta, zwei Tagereisen von dem schiffbaren Rio-Magdalena entfernt, durch eine Landstraße nach Westen mit dem Stillen Ocean, durch eine andere nach Süden mit dem Amazonenbecken verbunden, reicht somit allen Meeren im Osten, Norden und Westen des ausgedehnten Festlandes und im Süden dem Binnenmeere des Amazonenbeckens die Hand; beglückt mit einem gesunden Klima und bewohnt von einem kräftigen Bergvolke, trägt das Hochland von Bogotá alle Bedingungen in sich zur Bildung eines Mittel- und Verbindungspunktes aller jener weiten Länderstriche zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, dem Antillenmeere und dem Amazonenbecken, einer Reichsbildung, welche der geniale Bolivar schon als ungezeitigte Frucht seinem Volke zu gewinnen und zu sichern trachtete.

Zwischen den Niederungen und höchsten Erhebungsspitzen dieses Ländergebiets finden sich alle Oberflächenformen, alle Klimate, alle Bodenerzeugnisse, Leben, Gestalt und Charakter der organischen Welt in der größten Mannichfaltigkeit. Die Natur des Bodens, dem Pflanzenwuchse durchweg günstig, häuft die Mannichfaltigkeit desselben zu großer Massenhaftigkeit und Mächtigkeit an; die eingestreuten fruchtbaren Bodenstrecken nehmen nirgends eine größere Ausdehnung an; den günstigsten Einfluß auf die allgemeine Fruchtbarkeit und das Klima des Landes übt die Vertheilung und Streichung der Gebirgszüge und ihre Stellung gegen den Atlantischen Ocean aus; durch diese verticale Gliederung ist das Land den herrschenden Ostpassatwinden, der feuchten Meeresluftströmung offengelegt, welche die Regenniederschläge herbeiführen, das Wetter machen, das Klima reguliren, die Erde bewässern; während bei entgegengesetzter Höhenbildung, bei Erhebung des östlichen Küstengebietes zu jenen geschlossenen, aufgethürmten Gebirgsketten der westlichen Andes, die feuchten Passatwinde an den hohen, kalten Küstengebirgen gebrochen, abgeleitet und niedergeschlagen und alles Hinterland trocken und unfruchtbar gelegt, der versengenden Glut der Tropensonne rettungslos preisgegeben sein würde. Die Klimate und mit diesen im engern Zusammenhange der Pflanzenwuchs und Ackerbau, welche auf der terrassenförmig übereinandergeschichteten Oberfläche von den brennendheißen bis zu den eisigkalten Regionen nahe beisammenliegen, zeigen in Columbia eine noch viel größere Mannichfaltigkeit als in irgendeinem andern tropischen oder subtropischen Lande Amerikas, da in der Bodengliederung weder die plateauartigen Oberflächen zusammenhängen, weder Massengebirge wie in Mexico, noch die unzerklüfteten, wenig durchsetzten Gebirgsketten wie in Peru, oder ausgedehnte flache Thal- und Hochebenen vorherrschen, sondern das Gebirgsland in vielfacher Zerklüftung und mannichfaltigster Gliederung von einem plateauartigen Bergknoten fächerartig ausstrahlt, wie in Neugranada, oder in mäßig breiten Parallelketten mit vielseitigen Abdachungen und seitlichen Ausläufern fortstreift wie in Venezuela; innerhalb dieser zerklüfteten Fächer- und Parallelketten berühren und mischen sich alle Klimate, sodaß sie in allen Nuancirungen und Uebergängen in gleicher Weise zur

Digitized by Google

Herrschaft kommen. Demnach zerlegt man das Hochland in fünf klimatische Zonen: in die Tierra caliente (die heiße), die Tierra templada (die gemäßigte), die Tierra fria (die kalte Zone), in die Zone der Páramos (der unbewohnten Bergeinöden) und das Nevádo (des ewigen Schnees); in jeder dieser Zonen finden aber noch die mannichfaltigsten klimatischen Abstufungen und örtlichen Abweichungen Raum. Die Jahreszeiten werden zum Theil durch die Configuration des Landes bedingt, vielfach auch durch örtliche Einflüsse verschoben. Die Ebenen im Osten der Andes und die der atlantischen Küsten haben die gewöhnlichen zwei tropischen Jahreszeiten, die trockenen oder den Sommer, die nasse oder den Winter, jede von sechs Monaten Dauer, und beginnt die erstere zwischen dem Septemberäquinoctium und dem Decembersolstitium, die Regenzeit zwischen dem Märzäquinoctium und dem Junisolstitium, sodaß die Niederschläge sich einstellen und anhalten, während die Sonne zwischen dem Aequator und dem nördlichen Wendekreise sich bewegt, vom April bis zum October, und aufhören, während die Sonne zwischen dem Aequator und südlichen Wendekreise sich befindet, vom October bis April. Obgleich Winter genannt, ist die Regenzeit die heißere wegen der geringen Neigung der Sonne und der Unterbrechung des regelmäßigen Ostpassates, indem in dieser Zeit der heftigen, meist von Gewittern begleiteten Regen die herrschenden Winde zwischen Ost und West umzulaufen und heiß zu sein pflegen, während die trockene Jahreszeit, Sommer genannt, kühler ist, wegen der größern Entfernung der Sonne und der dann herrschenden frischen, nördlichen Winde. Während dieser Monate fällt auch mitunter Regen, aber nicht so häufig und so heftig wie im Winter, wo er fast alle Tage reichlich und anhaltend, durchschnittlich drei Stunden täglich fällt. Die Dauer der Regenzeit weicht in den verschiedenen Theilen des Landes ab; in den Urwäldern der Provinz Guyana regnet es das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Monate Januar und März, ihren Sommermonaten, in denen aber noch Regenschauer vorkommen; auf der Küstenebene des Stillen Meeres dagegen gibt es gar keine trockene Jahreszeit. In Venezuela kommt wie in Mexico und Panama eine merkwürdige Unterbrechung der Regenzeit um Johannis vor. Im Innern des Gebirgslandes unterscheidet man zwei trockene und zwei nasse Jahreszeiten, von denen die beiden trockenen beim Herannahen der Solstitien, die beiden Regenzeiten bei dem der Aequinoctien anfangen. Jede derselben dauert ungefähr 90 Tage. Eine Ausnahme von dieser Regel machen jedoch die Gegenden über 10000 Fuß Höhe. Diese sind, während in den tiefern Gegenden die trockene Jahreszeit vorherrscht, mit Wolken bedeckt und dann finden heftige Regengüsse mit Hagel gemischt, statt. Es ist dies die Periode der Anschwellung der von den Cordilleren herabkommenden Flüsse, wobei die untere Schneegrenze der Nevádos sich herabsenkt; in der Regenzeit dagegen sind die Hochcordilleren trocken, Regengüsse kommen nicht vor und die Kälte ist geringer.

Das ganze Gebirgsland schließt unter allen Zonen in reicher Mannichfaltigkeit und Abwechselung Hoch- und Tiefthäler, Gruppen von runden Bergkegeln und kleinen Tafelflächen, sogenannten Mesas, sanft gewelltes Hügelland und sanftgeneigte Thalmulden ein; das Klima der gemäßigten Zone vereinigt in sich alle Bedingungen zu einem gesunden und angenehmen Aufenthalte, kräftigt und hebt das allgemeine Wohlgefühl, macht körperlich stark und geistig frisch und den Menschen aus allen geographischen Breiten tauglich und tüchtig zur Arbeit und zu einem gedeihlichen Leben; es sind glückliche, gesegnete Erdstriche, welche diese Zone in sich schließt. Dahin gehören unter andern das Hochthal von Caracas, das Bergthal zwischen den Quellen des Guayre und Tuy, die anmuthigen Thäler von Aragua mit dem See von Valencia und das ganze Bergland, welches die Sierra Nevada de Merida umgibt, wie auch in Neugranada das ganze Hochthal des obern Rio-Cauca und das umgebende Gebirgsland des Magdalenenstromes. Jedoch den größten Flächenraum des Landes nimmt die Tierra caliente ein, deren Fruchtbarkeit und Mäch-

Digitized by Google

tigkeit des Pflanzenwuchses keine Ebenbürtigkeit duldet; ihr Raumінhalt ist in Venezuela noch ausgedehnter als in Neugranada; absolut ungesund ist das Gebiet der heißen Zone nicht, wenigstens nicht im Innern des Landes, wogegen in sumpfigen, waldreichen und unventilirten Niederungen an der Küste und namentlich in dem Delta der größern Ströme aufreibende, miasmatische Fieber und Dysenterien herrschen, und auch das Gelbe Fieber und Schwarze Erbrechen periodisch auftreten. Im allgemeinen aber kann der größere Theil des Landes gesund genannt werden, wenngleich auch alle die mannichfaltigen physischen Verhältnisse eine große Verschiedenheit der Salubrität des Klimas bewirken; den oft ungünstigen Gesundheitszustand des Volkes in den wärmern Klimaten, namentlich die vielen bösartigen Hautkrankheiten und Leprosen sind nicht so sehr den klimatischen Einflüssen als vielmehr dem gesunkenen Culturzustande des Volkes zuzuschreiben. Sehr häufig ist in den Gebirgsgegenden der Kropf und kommen oft abschreckende Verunstaltungen durch denselben vor; es gibt Gegenden, wo der Kropf so ausnahmsweise zu Hause ist, daß eine kropflose Erscheinung eine Ausnahme von der Regel bildet; allgemein ist die Meinung verbreitet, daß die Gebirgswasser schädliche Bestandtheile für die Bildung des Kropfes — des Coto — enthalten; besonders gilt das von den aufgestauten Wassern, welche mit vegetabilischen Ueberresten in Berührung kommen; man verspricht sich schon von einem Ortswechsel blos wegen des Wassers heilsamen Erfolg gegen die Kropfbildung; in Antioquia und Cauca, wo aus Porphyrfelsen Salzwasserquellen entspringen, wird das Salz aus diesen Bergwerken, welches Jod enthält, allgemein mit dem besten Erfolge angewendet; der Kropf ist dort eine seltene Erscheinung, und man vertreibt ihn durch tägliches Verschlucken einiger Dosen dieses Jodsalzes; in gewissen Familien, wo das Salz gereinigt wurde, war der Kropf heimisch; in Gegenden, wo das Salz von Zipaquirá eingeführt wurde, zeigte er sich ebenfalls wieder; schon vor der Entdeckung des Jod war die Heilkraft der Salzniederschläge von Guaca bei Medellin bekannt und gebraucht. Dem Wanderer bleibt in dem Vollgenusse der gesunden, anmuthigen Gebirgslandschaft ebenfalls nicht der traurige Anblick der Kretins und Idioten vorenthalten, ob auch diese unglücklichen Geschöpfe, welche zu oft einen unheimlichen Schatten auf die herrlichen Alpenländer werfen, nur selten wahrgenommen werden.

So stehen dem Eingeborenen und dem Eingewanderten alle Klimate, alle Bodenerzeugnisse, jeder Aufenthalt und jede Lebensluft, jede Nahrungs-, jede Cultur- und Lebensweise zur Wahl, die ihm am meisten zusagend oder eigenthümlich und geboten sind; auf allen Höhen finden die Culturpflanzen aller Zonen, wie auch der wilde Pflanzenwuchs das beste Gedeihen, besonders in den Urwaldgebieten, welche reich an Bau- und Nutzhölzern und den für die Industrie und Medicin wichtigen Gewächsen sind. Viele Gegenden eignen sich vorzüglich und ausschließlich, wie die Grassteppen Venezuelas, die Llanos, zur Viehzucht. Unter der Oberfläche der Erde aber durchbrechen, geringer in Venezuela, mächtiger in Neugranada, reiche Adern von Edelmetallen, Gold, Silber, Platina, Kupfer und Eisenerze, Quecksilber und Blei das Massengestein und finden sich große Lager von Steinkohlen, mächtige Vorräthe von Asphalt und Erdöl, Schwefel- und Soolquellen. Berühmt sind die Goldwäschereien in den Provinzen Chako und Cauca und die Goldbergwerke in der Provinz Antioquia; die Silberminen von Santa-Ana bei Mariquita, wo in den funfziger Jahren monatlich für 14000 Thlr. Silber gewonnen wurde; ferner die von der Entdeckungszeit her bekannten Smaragdgruben von Muzo und Somondou auf dem Plateau von Bogotá, wie die unerschöpflichen Steinsalzlager von Zipaquirá.

Dehnt man, um die Bedeutung dieser Länder für den Welthandel weiter zu verfolgen, den Blick über den ganzen Südcontinent Amerikas aus, so sieht man in ein Netz von Wasserstraßen, wie kein anderer Erdtheil etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Die Ver-

Digitized by Google

bindung des Amazonenbeckens mit dem La-Platabecken ist herzustellen durch Beseitigung einiger Hindernisse in den zu benutzenden Flüssen und durch Anlegung eines Kanals von wenig mehr als einer Legua Länge.*) Der Plan dieser Kanalverbindung wurde bereits im Jahre 1773 von dem damaligen Statthalter der Provinz Matto-Grosso, Luis de Albuquerque, entworfen; er scheiterte aber aus Mangel an Baarmitteln für wahrhaft humane Zwecke. Die Wiederaufnahme und Ausführung des Planes würde die beste und ausgedehnteste Binnenwasserstraße der ganzen Welt schaffen.**) Mit ihr im Zusammenhange stehen weiter nach allen Theilen Südamerikas schiffbare und durch Dampfer seit einer Reihe von Jahren bereits regelmäßig befahrene Ströme, sodaß der ganze Südcontinent durch ein Verbindungsnetz von Wasserstraßen durchzogen ist, das seinesgleichen nicht wieder findet.

Oberhalb der Einmündung des Madeira in den Amazonenstrom befindet sich die Mündung des Rio-Negro; der obere Amazonas (Solimoes) ist der Weg nach Peru, Ecuador und Neugranada; Tabatinga, dieser Grenzort Brasiliens gegen Peru, liegt noch 300 Meilen von der Mündung des Rio-Negro entfernt. Die ganze Gegend wird seit etwa 20 Jahren von den Dampfern der zweiten Linie der Amazonas befahren. Ueber Tabatinga hinaus geht die Dampfschiffahrt noch 230 Meilen bis Iurimonges am Hualtaga, einem Zustrom des Amazonas in Peru. Der Amazonenstrom wird überhaupt jetzt 836 geographische Meilen mit den Dampfern befahren. Nach Ecuador und Neugranada führen die Flüsse Ica und Hyapura, welche in den obern Amazonas fallen. Der Ica (in Peru und Ecuador Putamayo genannt) ist 100 Meilen weit für Dampfer schiffbar, der Hyapura sogar 150 Meilen weit. Der Wasserweg nach Venezuela ist der Rio-Negro. Solche topographische Verhältnisse sprechen ohne allen Commentar für die Bestimmung jenes Welttheils und dessen Bedeutung als Sammelplatz der gesammten Welthandelsflotte, wenn einst diese vielen weiten Ländergebiete bewohnt und angebaut sein werden.

Ausgedehnte Hochebenen, wie sie besonders Mexico besitzt, fehlen in Columbien; dagegen findet sich in Venezuela eine Art niedriger Tafelflächen, sogenannte Mesas, welche, ob sie gleich auch wenig erhaben sind, die fließenden Gewässer vertheilen und einen außerordentlichen Quellenreichthum besitzen; in Neugranada kommen freilich auch einige nicht unbedeutende Hochebenen vor, aber der größte Theil des Berglandes besteht aus Hochthälern und Páramos. Unter Páramo versteht man die hohen, kalten, windigen Bergeinöden unterhalb des Nevádo, zwischen 11—13000 Fuß über dem Seespiegel, wo die Vegetation ihren Abschluß findet und für den Menschen keines Bleibens mehr ist; nicht selten fällt in dieser Region Schnee, der aber nicht lange liegen zu bleiben pflegt. Im gewöhnlichen Sinne wird unter Páramo überhaupt das kalte, unbewohnte Bergland verstanden, das aber noch mit einem mannichfaltigen farben- und blütenreichen, duftigen und aromatischen, zierlichen Gebüsch- und Staudenwuchs geschmückt ist, von Rinder- und Schafheerden abgeweidet wird und in seiner untern Grenze noch einen kümmerlichen

*) Dieser Wasserweg wird alsdann gebildet vom Amazonenstrom aus durch die Flüsse Madeira, Guapore und Alegre; der Zwischenraum zwischen dem Alegre, dem Amazonenbecken angehörend, und dem Aguageh, der zum Strombecken des La-Plata gehört, wird durch die Wasserscheide beider Flüsse, die Sierra Aguageh, gebildet und beträgt wenig mehr als eine Legua; er würde leicht durch einen mit Schleudern versehenen Kanal durchbohrt werden können. Die Fortsetzung des Wasserweges geht weiter südwärts durch den Aguageh, den Jauru und den Paraguay, welcher letztere, mit dem Parana vereinigt, vom Einflusse des Uruguay ab den La-Platastrom mitbildet.

**) Diese Wasserstraße würde zugleich Brasilien und Paraguay, einen Theil Argentiniens und Uruguay in eine ungeheuere Insel verwandeln.

Digitized by Google

Gerstenbau gestattet. Die Luft ist schnellem Wechsel von großer Durchsichtigkeit und dichten Nebeln unterworfen, und auch noch tiefer hinab, in der gleich wechselvollen Tierra fria, nicht immer so angenehm, wie man aus der mittlern Temperatur und den geringen täglichen und jährlichen Schwankungen des Thermometers zu schließen geneigt sein möchte. Der Bewohner der heißen Zone, der gegen alle Temperaturschwankungen sehr empfindlich ist, scheut und fürchtet den Páramo. Die Grenze des Nevádo, oberhalb des Páramo, beginnt unter den Tropen mit 14000 Fuß über dem Meeresspiegel, während das Gebirge Mitteleuropas schon mit 8000 Fuß Höhe die Schneelinie durchschneidet.

Im Gegensatze zu diesem Gebirgslande tritt in Venezuela die Form der Ebene mit eigenthümlich ausgeprägtem Charakter in den Llanos und Savannen auf; Natur und Mensch stehen sich dort und hier einander schroff gegenüber. Die Ebenen dehnen sich über den vierten Theil des ganzen Gebietes von Venezuela aus und sind ihrem Localcharakter nach untereinander wieder in vier verschiedene Klassen unterschieden; die östlichen, die von Cumaná und Barcelona, sind die reichern an Wasser und Pflanzenwuchs, und das um so mehr, je mehr sie sich dem Delta des Orinoco nähern; die südlichen, die von Apure, haben eine so horizontale und gleichmäßig flache Beschaffenheit, daß sich nirgends die geringste Erhöhung des Bodens wahrnehmen läßt; die von Carácas und Carabobo sind von kleinen sichtbaren Senkungen, Hügelreihen und flachen Bänken durchbrochen, und jene von Varinas endlich von zahlreichen Gewässern, welche von den Cordilleren herabfallen, bewässert und von fast durchgehends schiffbaren Strömen begrenzt. Die Savannen auf dem rechten Ufer des Orinoco zeichnen sich vor den Llanos auf dem linken Ufer durch eine größere Mannichfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit aus; ihre Oberfläche bietet einen malerischen Wechsel von Höhenzügen, Hügeln, Wäldern, Flüssen, Palmengruppen und frischen Ebenen dar, die nicht, wie die Llanos am linken Ufer, überschwemmt werden und neben den reichsten Weiden zugleich den fruchtbarsten Ackergrund besitzen.

Das Urwaldgebiet, welches die Savannen und Llanos begrenzt, übertrifft an Ausdehnung das Gebiet der Ebenen und das Gebirgsland zusammengenommen; eine dünne, weit auseinandergestreute Bevölkerung von meistens unabhängigen Indianern bewohnt das ganze Waldgebiet, das zum größten Theil zur Cultur geeignet ist. Gegenwärtig aber findet der Ackerbau, mit theilweiser Ausnahme der Savannen, nur im Gebirgslande eine Stätte, das zu den schönsten und fruchtbarsten Gebieten der Neuen Welt gehört, aber aus Mangel an Industrie, Arbeitskraft und technischen Hülfsmitteln größtentheils noch unbeackert liegt; Wald nimmt den größten Flächenraum desselben ein, und der Rest, der aus Seen, Lagunen und Sümpfen besteht, ist nicht cultivirbar. Die Savannen und Llanos umfassen das Gebiet der Viehzucht; ungezählte Heerden durchschwärmen es; aber während der Regenzeit werden alljährlich große Strecken Landes überschwemmt und dann bleiben die Weiden nur auf die wenigen erhabenen Bänke beschränkt.

Durch die physische Natur des Landes wird die materielle Thätigkeit seiner Bewohner hauptsächlich auf Viehzucht und Ackerbau hingeleitet, deren sich der Handel, als Ausfluß und Abfluß aller ihrer Endziele, in ganzer Ausdehnung bemächtigt. Die Viehzucht, zu welcher sich außer den Llanos in Venezuela, viele Theile von Neugranada, namentlich die Ebenen von Casanára, das obere Caucathal und die Umgegend von Neyva und Magdalenenthal, vortrefflich eignen, hat durch die Bürgerkriege große Einbuße erlitten; auf keinen Industriezweig wirken die Revolutionen so störend und verheerend als gerade auf die Viehzucht; außerdem ist der Bestand der großen Pferde- und Rinderheerden auch durch den Verfall des großen Grundeigenthums, als nächste Folge der unvorbereiteten Sklavenemancipation, sehr gelichtet worden. Der Ackerbau erschöpft sich in der Gewinnung von Exportfrüchten; nur der kleine Grundbesitzer, der Pachter, Tagelöhner, Colonist verwendet seine Kraft und Thätigkeit auf den Anbau der sogenannten „kleinen Früchte",

Digitized by Google

der Nahrungspflanzen, welche den eigenen Verbrauch im Lande decken; er gibt den Ueberschuß seiner Erträge an den Markt der Städte und den Ausbeutungsbetrieb des Großgrundbesitzthums ab, der aus Mangel an Arbeitskraft neben dem Plantagenbau den eigenen Unterhalt nicht zu gewinnen, die großen Pflanzungen nur nothdürftig zu erhalten vermag. In erster Linie der Nahrungspflanzen steht der Mais, ihm zur Seite die Banane, welche fast ohne alle Cultur wächst, und dann folgen der Reihe nach die Yucca (Manioc), die Erbse, die schwarze Bohne u. s. w. Weizenbrot kennt nur die Tierra fria, und obgleich hier der Weizen in Ueberfluß erzeugt werden könnte, ist sein Anbau doch nur beschränkt; das Gebirgsland verbraucht seinen Weizen allein, die Küste erhält das Weizenmehl von den Vereinigten Staaten. Die Ausfuhr der Bodenerzeugnisse erstreckt sich auf Cacao, Kaffee, Rinderhäute; in geringen Mengen Taback, Indigo, etwas Baumwolle und einige Waldproducte, Bau- und Farbenholz, Dwidwi, Droguen und Arzneistoffe; von den Erträgen des Cacao- und Kaffeebaumes bleibt ein ansehnlicher Bestandtheil im Lande zurück, hauptsächlich aber wird nur der Ausschuß und minder gute Qualität selbst verbraucht.

Venezuela erzeugt den besten Cacao der Welt; besonders genießt der Cacao, welcher von Carácas ausgeführt wird, die sogenannte Carácasbohne, den Vorzug vor sämmtlichen Cacaosorten. Neugranada liefert wiederum den besten Taback, und namentlich berühmt ist der Taback von Ambalema im Thale des Magdalenenstromes, und der von Palmyra im Thale des Rio-Cauca, in welchen beiden Thälern der Tabacksbau einen besondern Aufschwung gewonnen hat. Dagegen ist in der Provinz Varinas in Venezuela, deren Blätter sich einst eines besondern Rufes erfreuten, der Tabacksbau fast ganz eingegangen und von der Viehzucht fast ganz verdrängt worden; das Varinaskraut soll sich nur für die Pfeife eignen, zum Wickeln von Cigarren nicht verwendbar sein und so mit dem Untergange, wenigstens mit der Verdrängung der Pfeife durch die Cigarre seinen eigenen Untergang gefunden haben. Zucker wird in allen Thälern und Niederungen viel und vorzüglich gebaut, doch ist wegen Mangelhaftigkeit des Betriebes keine Concurrenz mit Westindien möglich; er kommt gar nicht zur Ausfuhr, wird aber in großen Mengen verbraucht und geht größtentheils in die Destillationsblase. Auch Indigo und Baumwolle könnte von vorzüglicher Güte erzeugt werden, doch liegt der Anbau derselben aus Mangel an Arbeitskraft ganz danieder. Durchaus vernachlässigt ist leider der Gartenbau; die europäischen Gemüse und Baumfrüchte würden auf den Hochebenen und Gebirgsabdachungen vorzüglich gedeihen, aber es wird selbst auf die Anzucht und Veredlung der einheimischen herrlichen Baumfruchtarten gar keine Sorgfalt verwendet, und Blumen- und Obstgärten, welche in Mexico in großer Fülle und Schönheit bestehen, kennt man auch in den schönsten und fruchtbarsten Theilen des Landes nicht.

Isolirte Ansiedelung oder gesellschaftliche Vereinigung zu kleinen Gruppen und Gemeinden, wie der Anbau kleiner, zusammenhangsloser und getrennter Landparcellen, entspricht am meisten der Gemüthsart und der Thätigkeit des Volkes, soweit das Gemenge von Rassen und Mischrassen, das von dem Boden jener Länder Besitz genommen, den Begriff von „Volk und Volksthum" zuläßt. Da wo sich der einzelne von den örtlichen Vorzügen und Reizen einer Landschaft gerade angezogen fühlt, schlägt er seine Hütte auf, und er verläßt und wechselt sie wieder, sobald andere Eindrücke noch bestimmter auf ihn einwirken. Selten aber weicht er aus eigenem Antriebe von der Scholle, auf welcher er geboren ist oder welche er erwählt und sich gleichsam anvermählt hat, da er sich mit derselben innerlich verwachsen und für sie eine überwältigende Vorliebe fühlt; löst er sich auch von der Scholle selbst los, so vertauscht er doch freiwillig kaum eine Zone mit der andern, eine Naturumgebung mit der andern von ihr abweichenden. Meistens ist es eine

Digitized by Google

plötzliche Aufwallung, ein Eindruck des Augenblicks, der über die Wahl seiner Niederlassung entscheidet.

Obgleich gesellig, beweglich und lebenslustig, liebt der farbige Eingeborene nicht die große Stadt und die zusammengedrängte, beengte und beengende Welt, und je vorherrschender in ihm das indische Blut, desto mehr trachtet er nach Loslösung aus der Gesellschaft, nach Ungebundenheit, Isolirung, freier, ungehinderter Bewegung. Städte und städtisches Getriebe verpflanzte der weiße Eroberer aus seinem Stammlande in das adoptirte Vaterland, und wenn und wo er die Anfänge dazu fand, erweiterte und befestigte er dieselben, und gab ihnen Ausdruck, Wesen und Gestalt. Er selbst aber und seine Nachkommen sind und bleiben die Träger des städtischen Lebens und Gemeinverbandes, und zu ihnen gesellt sich der Neger, welcher die Geselligkeit liebt, an lautem und lärmendem Getriebe Gefallen findet; der Ureinwohner des Landes und die Mischlinge jedoch meiden die Bande der Gesittung, welche die Städte um die Menschheit schlingen, obgleich der rothe Mann höher organisirt und bildungsfähiger ist als der Schwarze, und zwischen ihm und dem weißen Manne weniger physische Abneigung besteht als zwischen diesem und dem Congoneger. In der großen Masse des Rassengemisches aber herrschen vorwiegend particularistische Neigungen vor, liegt die Sucht nach Absonderung, nach Zerstückelung der Kräfte, der Keim gesellschaftlicher Auflösung und Zersetzung.

Die Mischung der drei auf dem amerikanischen Boden zusammengewürfelten Menschenrassen brachte ein Rassengemenge hervor, das alle Farbenschattirungen von dem tiefsten Schwarz bis zum lichten Hell durchläuft. Aber diese naturwidrige Zusammendrängung und Mischung der so gänzlich verschiedenartigen Rassen ist eine Quelle des Unheils geworden für jene Länder, in welchen sie bewerkstelligt wurden. Das eifersüchtige Streben der Farbigen nach Gleichberechtigung nebeneinander und Herrschaft übereinander hat in ihnen den Keim gegenseitigen Hasses und hämischer Feindschaft gelegt; die Eigenarten der Urrassen haben sich in dem Erzeugnisse ihrer Kreuzungen nicht miteinander verschmelzen können und werden in dem Staatenguſse stets Risse und Ausbrüche bilden. Die leibliche Berührung verschieden organisirter und durch verschiedene Himmelsstriche voneinander abgesonderter Menschenrassen hat endemische und epidemische Seuchen und Uebel erzeugt, die wie eine ewig drohende Geisel über dem Bewohner jener Ländergebiete schweben. Die Rassenabneigung ist eine Naturäußerung, die keine Logik, keine Civilisation, keine tausendjährige Gemeinschaft, wie die tägliche Erfahrung bewahrheitet, zu unterdrücken vermag. So hat sich der fluchwürdige Handel mit Menschenleben in seinen Folgen bitter gerächt; von der Natur bevorzugte Erdstriche sind von den Elementen, die man willkürlich und gegen das physische und sittliche Gebot zusammengeworfen, unterwühlt worden.

Glücklicherweise überwiegt das indianische Blut in dem Mischungsverhältnisse, da die Einfuhr schwarzer Sklaven auf dem Festlande von Columbien bedeutend geringer gewesen als auf den westindischen Inseln. Die Gegensätze zwischen amerikanischer und kaukasischer Rasse sind weniger groß als die zwischen dem Europäer und Aethiopier; ihre leibliche und geistige Organisation stößt sich gegenseitig weniger ab, und wenn auch bei der Zähigkeit der einen wie der andern Faser eine Mischung und Verschmelzung untereinander sich schwer verwirklichen mag, so ist doch die Fähigkeit und Möglichkeit dazu eher gegeben, ein Nebeneinanderwohnen und Miteinanderleben wenigstens keinenfalls ausgeschlossen wie zwischen den weißen und schwarzen Menschen.

Die Ureinwohner, die Indianer, sind von den Küstenstrichen fast ganz verdrängt worden; die uncivilisirten Stämme oder Indios reducidos, d. h. die, welche sich der Sprache, Sitte, der Cultur und Kirche des modernen Staates unterworfen haben, leben im Binnenlande, in den Gras- und Waldebenen und namentlich über das Hochgebirge zerstreut

Digitized by Google

und sind dort die Träger und Pfleger des Ackerbaues und der Viehzucht geworden, welcher Thätigkeit sie friedlich und still und mit phlegmatischer Beharrlichkeit nachgehen; einzelne Stämme haben sogar noch ihre Stammessonderheiten und das Stammgepräge unverändert bewahrt und sich, unvermischt mit andern Stämmen, in einzelne Ortschaften oder über einzelne Höhenplateaux zusammengezogen. Wenn auch alle Einer Rasse angehören, so prägt sich doch in der hellen und dunkeln Kupferfarbe sowol wie in dem Körperbau und dem Gesichtsausdrucke wie auch in dem abweichenden Temperament ihre Stammesverschiedenheit deutlich aus. Ihre Scheu und Gefügigkeit einerseits wie Stolz und Zurückhaltung andererseits ist der frechen Zudringlichkeit, Halsstarrigkeit und dem stumpfen Ehrgefühl des Negers geradezu entgegengesetzt; es wohnt ihnen eine tiefe Regung inne für Heimat und Familienbande; aber mistrauisch und schüchtern gegen jeden Andersfarbigen, abergläubisch in Religion und Gebräuchen, phlegmatisch und unzuverlässig in ihren Aussagen, jedem Zwange und der Unterwürfigkeit unter fremden Willen abgeneigt, lassen sie sich selten und nur mit Ueberwindung zu Lohnarbeiten und Dienstleistungen heranziehen; sie sind nicht geeignet, aus eigener Kraft mitzuwirken an dem Aufschwunge und der Kräftigung des Staates, dessen Bürger sie sind.

Andere Stämme haben ihre ursprünglichen Sprachen und Sitten, Lebensgewohnheiten, Ueberlieferungen und Wohnsitze gegen alle fremden Einflüsse behauptet, sind aber getauft und, wenn man es für dasselbe halten will, auch Christen geworden; sie leben unter kirchlicher und staatlicher Beaufsichtigung. Diese, Indios catequisados genannt, umfassen den kleinsten Theil der indianischen Bevölkerung und sind mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit unterworfen und christlicher Gesittung zugeführt. Diejenigen Indios catequisados, die von den spanischen Missionen beherrscht wurden und bis zu einem gewissen Grade gesittet waren, verwilderten wieder während des Unabhängigkeitskrieges der Colonien gegen das Mutterland, und die Versuche, welche später angestellt wurden, sie in die alte Abhängigkeit zurückzuführen, blieben ohne Erfolg. Sie bewohnen die Niederungen, namentlich im Beckengebiete des Orinoco und einiger Flüsse, die sich in den See von Maracaibo ergießen.

Die Indianer, welche dem Kirchen- und Civilregiment noch nicht unterworfen, ungetauft und unbotmäßig sind, Indios bravos, wilde Indianer genannt, leben, nach ihren meist verwandten Sprachen und Stämmen geschieden, zurückgedrängt in die entlegenen, uncultivirten Ländergebiete, zumeist in dem großen Stromgebiet des Orinoco, Rio-Negro und Cuyuni; sie gehören größtentheils dem karaibisch-brasilianischen Stamme an. Einzelne andere Stämme haben sogar mitten in dem modernen Staatenbau, von der civilisirten Bevölkerung umfaßt, ihre volle Unabhängigkeit behauptet, wie die Grajiros auf der Halbinsel Grajiro an dem Golf von Maracaibo und andere kleine vereinzelte Ueberreste der großen ausgerotteten Motilonenfamilie im Westen und Südwesten des Maracaibosee beckens.

Eine derartige unausgeglichene Berührung von Cultur und Uncultur ist nur möglich in einem so dünn bevölkerten, zum größten Theil mit Urwald bedeckten Lande, in welchem alle Verbindungen stocken und natürliche, schroff trennende Grenzen allen Verkehr abschneiden. Ein Gebiet schiebt sich in das andere wie ein unbekannter Welttheil ein, in welchem die Menschen wie an einer Meeresbucht in weiten Bogen und Umwegen herumgehen.

Die drei Urrassen, Weiße, Rothe und Schwarze, welche auf dem tropisch-amerikanischen Boden zu einer verhängnißvollen Berührung zusammengetreten sind, bilden mit ihren drei Unter- oder Bastardrassen, Mestizen, Mulatten und Zambos, ein Volksgemenge, das zwar von einem Staatsverbande umfaßt, doch in sich einen unhaltbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren ein-

Digitized by Google

schließt; aber die weitere Vermischung dieser ersten Rassenverschmelzungen in zweite, dritte und vierte Abstufungen schafft ein wahres Rassenwirrsal. Mag nun der Lauf der Jahrhunderte dieses Conglomerat zu so feinen Atomen auflösen, daß sie keinen Raum mehr bieten zu Unterscheidungen; mag das endliche Ergebniß aller Rassenverschmelzung die Entstehung eines neuen Rassencharakters oder die Rückkehr zu der lebenskräftigen Urrasse sein, oder mag die gegenwärtige Bevölkerung, wie es den Ureinwohnern des Landes geschehen, von außen her durch ein neues Volk verdrängt oder doch überwältigt und aufgesogen werden, nur die eine oder die andere Folge wird endlich das Gleichgewicht der Naturgesetze, und aus der Summe von Schattirungen Volk und Individualität wiederherstellen.

Aus der Mischung der weißen und schwarzen Menschenrasse ging der Mulatte hervor; seine Hautfarbe ist heller oder dunkler geschwärzt, je nachdem mehr von der väterlichen oder mütterlichen Eigenart auf ihn übergegangen ist. Die Kinder derselben Aeltern zeigen oft merkliche Farbenabstufungen zwischen licht und dunkel; die Beschaffenheit des Haares leitet zuverlässiger zur Erkennung der Abstammung als die Hautfarbe, die sich oft zwischen den verschiedenen Rassen bis zur Deckung nähern kann. Der Körperbau des Mulatten zeigt Kraft, Gesundheit und feste Muskulatur, sein Schritt ist wuchtig und elastisch, seine Gestalt verwegen aufgerichtet, sein Kopf wohlgebildet, sein Gesicht ausdrucksvoll, der Blick seines dunkeln Auges feurig, stechend und herausfordernd. Aus der Mischung indianischer und kaukasischer Rasse (spanischer Nation) ging der Mestize hervor; seine Hautfarbe ist gelbbräunlich, ebenfalls bald heller, bald dunkler gebräunt, je nach der Hinneigung zur väterlichen oder mütterlichen Verwandtschaft; sie nähert sich oft so sehr der Farbe des weißen Creolen, daß sie an den unbedeckten Körpertheilen, dem Gesicht und den Händen, kaum von derselben zu unterscheiden ist, da die unbedeckte Haut, auch des weißen Creolen, mehr oder minder von dem Klima gebräunt und gegelbt ist, und der Teint unter den Angehörigen einer und derselben Familie oft sehr verschiedene Schattirungen zeigt. Das schwarze, schlichte, straffe indianische, und das volle, weiche, dunkle Haupthaar des Spaniers verbinden sich gewöhnlich zu einer reichen, langen, krausgewellten Haarfülle. Der Mestize schließt sich in seinen Neigungen dem Weißen an und sucht seinen Stolz und Ehrgeiz darin, dem Weißen so verwandt und gleich wie möglich zu erscheinen. Er ist wohlgebildet, aber von schmächtigem Wuchse, und zu entnervenden Ausschweifungen geneigt, ist talentvoll, geistig aufgeweckt und sehr verschlagen. Der Zambo endlich, der Sprößling aus amerikanischer und afrikanischer Rasse, hat eine schwarzbraune Hautfarbe und kurzes, wollig gekräuseltes Haupthaar; sein Körperwuchs ist sehr kräftig, stämmig, zäh und gesund; an geistiger Begabung bleibt er hinter dem Mulatten, auch der Mulatte hinter dem Mestizen zurück, übertrifft aber beide in den Schattenseiten des Charakters und an physischer Stärke. Die Mischungen dieser Unterrassen unter sich und mit den Urrassen erzeugen jenes übergangslose und undefinirbare Rassen- und Farbengemenge, das sich auf dem columbischen Boden durcheinander bewegt, bis es durch die Zwischenstufen der Tri- und Quadrogenitos einerseits, und der Ter- und Quarteronen u. s. w. andererseits, in der fünften und sechsten Abstufung, den Quintogenitos und Sexteronen, wieder in die Urfarbe zurückkehrt.*) Das Bastardproduct, Mestize und Mu-

*) Die Abkömmlinge von Weißen und Indianern heißen Mestizen, die von Weißen und Negern Mulatten, die von Negern und Indianern Zambos; die eines Weißen und einer Mestize Trigenitos, die einer Weißen und einer Trigenita Quadrogenitos; die Quintogenitos werden als Weiße betrachtet. Die Abkömmlinge eines Weißen und einer Mulattin heißen Tercerone, die eines Weißen und einer Tercerone Quarterone u. s. w., die Sexterone sind von den Weißen wenig verschieden.

Digitized by Google

latte, scheint von der Natur bestimmt, sich als Rasse nur einen beschränkten Zeitraum auf der Erde erhalten zu können.

Die Sklaverei lag, solange sie bestanden, nur auf dem Nacken des Negers und der Mischlinge; der Indianer ertrug sie nicht; er ging in derselben an Geist und Körper zu Grunde; daher wurde von dem Versuche, ihn zum Sklaven zu machen, bald abgestanden, und zu diesem Behufe der Neger eingeführt. Auf diesen übte die Sklaverei keinen verderblichen Einfluß aus; er fand in Amerika überdies sein Vaterland, welches ihm mehr als seine Heimat zusagte.

Die Aufhebung der Sklaverei war auf dem hispano-amerikanischen Festlande bereits durch die Befreiung der Manomizen*) vorbereitet; für die Wohlfahrt des Landes und die Befestigung des Grundbesitzes wäre es ersprießlicher gewesen, wenn jene vorsichtig eingeleitete und allmählich eingeführte Aufhebung der Sklaverei später nicht durch einen Gewaltstreich des Präsidenten Monárjas, um sich in seiner Willkürherrschaft zu erhalten, in ihrem ruhigen Verlaufe gestört und durch die plötzliche Befreiung aller Sklaven überstürzt worden wäre. Durch diese willkürliche Unterbrechung und Wegdecretirung des allmählichen Ueberganges aus einem Zwangs- in ein freiwilliges Dienst- und Arbeitsverhältniß erlitt die Bodencultur einen argen Stoß und der allgemeine Wohlstand eine rückschreitende Bewegung; alle gesellschaftlichen Verhältnisse wurden gewaltsam aus ihrem alten Gefüge gehoben. Die plötzlich befreiten Sklaven zerstreuten sich in alle Winde und zersplitterten und verringerten die bisherige Arbeitskraft; die großen Haciendas blieben ohne genügende Bedienung, die Betriebsamkeit ward gelähmt und der bereits cultivirte Boden verwilderte theilweise wieder. Die frühern Sklaven, welche ihre alten Wohnsitze festhielten, wurden Pächter ihrer ehemaligen Eigenthümer, bebauten ihre eigenen Felder und leisteten dem Grundherrn nur nach gegenseitigem Uebereinkommen einige spärliche Dienste, welche nicht genügend und zu unzuverlässig waren, um die Hacienda vor dem Verfalle zu schützen. Aber nur der große Grundbesitz producirte über den Verbrauch hinaus; die freien Neger pflanzten nothdürftig so viel, als zur Fristung des Lebens geboten war.

Nach und nach begannen die tiefeinschneidenden Schäden zu vernarben. Durch gegenseitige Vereinbarungen wurde ein neuer modus vivendi hergestellt, die materielle Thätigkeit nach einem andern Plane wieder aufgenommen; der Sklave ward Lohnarbeiter, und um ihn als solchen seßhaft und fest zu machen, gab ihm der Grundherr ein Stück Landes von einem bestimmten Umfange gegen eine geringfügige Abgabe in Pacht, die er durch persönliche Dienstleistungen zu entrichten sich verpflichtete. So bildete sich allmählich ein seßhafter Pächter- und Arbeiterstand, der, mehr oder minder betriebsam, gegen Tagelohn bei dem Grundherrn auf Arbeit ging; die Arbeit wurde meistens in Accord übernommen. Zu der ehemaligen Bedeutung und Culturausdehnung kehrten die alten großen Haciendas freilich nicht wieder zurück, da die gesteigerten Betriebskosten von den Eigenthümern, deren Vermögen hauptsächlich in den Sklaven gesteckt hatte, nicht erschwungen werden konnten. Der Staat hatte freilich die Entschädigung für das befreite Eigenthum nominell übernommen; aber an den Bons einer leeren Staatskasse, die nicht zahlen kann noch will, hat man noch niemals die wunderbare Wandlung des Papiers in Metall wahrgenommen.

Materiell hat der ehemalige Sklave seine Lage kaum verbessert. Als Sklave besaß er ebenso viel und mehr, als er jetzt sein Eigenthum nennt; ihm ward eine Wohnung angewiesen, gleich der, die er jetzt besitzt; zu derselben gehörte ein gewisses Stück Land,

*) Manomizen heißen die von Sklaven geborenen Kinder, welche bis zum 20. Jahre dem Eigenthümer Sklavendienste verrichten mußten und darauf frei wurden.

Digitized by Google

dessen Früchte er verkaufte und dessen Ertrag ihm gehörte wie gegenwärtig; ihm ward Gelegenheit gegeben, seinen Feldbau zu erweitern und Ersparnisse machen zu können zum Rückkauf seiner Freiheit, die ihm gegen eine gesetzlich festgestellte Summe nicht verweigert werden durfte. Er konnte sich nach der Arbeitszeit an Sonn- und Festtagen frei ergehen und mit seinem erworbenen Gelde schalten und walten wie er wollte. Vier Tage in der Woche war er gezwungen, unentgeltlich auf der Hacienda seines Herrn zu arbeiten; die übrigen drei Tage gehörten ihm zu seiner Erhaltung und Erholung. In vielen Gegenden Deutschlands steht den ländlichen Arbeitern bekanntlich nur der Sonntag zur eigenen Verfügung, das heißt, soweit diese nicht durch die gesetzlichen Bestimmungen über die Sonntagsheiligung beschränkt ist. Begriffe sind relativ, so auch der Begriff der Sklaverei. Jetzt, als freier Arbeiter, erhält der ehemalige Sklave seine Arbeit allerdings bezahlt, er übernimmt aber auch die alleinige Sorge für seinen Unterhalt, während er früher unter humanen und gesetzlich geregelten Bedingungen umsonst arbeiten, aber auch erhalten werden mußte, er mochte nun arbeiten oder nicht. Von seiner gewonnenen freien Verfügung über Zeit, Mittel, Ruhe und Arbeit weiß er im Durchschnitt keinen andern Gebrauch zu machen als früher; träge, indolent, ohne Ehrgeiz, anmaßend, diebisch, gierig und wollüstig, gibt er sich, da der Zwang aufgehört, trotz des leichten und lohnenden Erwerbes durch der Hände Arbeit, nur momentan und so weit einer Thätigkeit hin, als es zur Bestreitung der kaum nennenswerthen Lebensbedürfnisse und zur Cultur seiner Nahrungspflanzen nothwendig ist; frei und faul ist ihm dasselbe, und bornirt und affectirt sucht er den Stolz seiner Freiheit in der Faulheit zur Schau zu tragen; das materielle Elend ist im Grunde dasselbe geblieben.

An materielles Elend ist auch immer moralisches Elend geknüpft, von dem einen Zustande der andere abhängig. Indessen muß man billig und gerecht sein gegen die Folgen einer Institution, welche so wie die Sklaverei alle sittliche und intellectuelle Kraft im Menschen zu Grunde richtet, und es ist nicht zu erwarten, daß sich die Spuren solcher Entartung sofort von einer Generation zur andern schon verwischen sollten; die Wandlung von einem unfreien zu einem freien Geschlechte durchläuft, wie die physische Umwandlung von einer Species in die andere, durch lange Zeiten ihre Entwickelungsphasen. Es steht bei aller Niedrigkeit der intellectuellen Fähigkeiten doch von einem menschlich organisirten Wesen immer zu hoffen, daß mit dem wiedergegebenen und allmählich erwachenden Bewußtsein von Würde und Ehre auch das Streben nach Befreiung aus dem materiellen Elende und kraft dessen das Verlangen nach sittlicher Hebung und Freiheit erweckt werde. Bereits hört man aus dem Munde ehemaliger Sklavenbesitzer die Aeußerung, daß nach der Aufhebung der Sklaverei der Diebstahl seltener geworden, und daß, seit der Farbige ein Eigenthum besitze, er auch das Eigenthum anderer mehr zu achten wisse; auch stehen die Beispiele nicht ganz vereinzelt da, daß ehemalige Sklaven in verhältnißmäßig nicht langer Zeit sich Haus und Hof und behäbigen Wohlstand und eine angesehene, einflußreiche Stellung erworben haben. Der Anbau kleiner Bodenflächen nimmt an Ausdehnung stetig zu; die Zollregister weisen nach, daß die Ausfuhr an Landeserzeugnissen ebenfalls stetig zunimmt, daß namentlich die Kaffeeausfuhr seit Aufhebung der Sklaverei um das Fünffache zugenommen hat. Allerdings kommt ein Theil dieser Zunahme auf den Zuwachs der Bevölkerung, aber auch auf die veränderten Ackerbauverhältnisse selbst; denn da der Kaffeebau einen geringern Aufwand an Massenkraft erfordert als z. B. der Zuckerrohrbau, und noch andere Ursachen auf die Abnahme gewisser Culturen eingewirkt haben, so hat sich die Kaffeeproduction ganz besonders gesteigert, wenn auch zum Theil auf Kosten anderer, sonst mehr erzielter Bodenproducte.

Ob nun die Sklavenemancipation dem farbigen Menschen materiellen und sittlichen Gewinn oder Verlust gebracht, ob auf der einen Seite blinde Verurtheilung, auf der

Digitized by Google

andern Seite blöde Lobpreisung gegeneinander eifern, ob die Wohlfahrt großer, schöner Länder zu Grunde gerichtet, oder der Keim zu neuer Wohlfahrt gelegt werden mag: die Sklavenemancipation ist eine Forderung unsers Jahrhunderts und geht überall unaufhaltsam, mit unerbittlicher Nothwendigkeit vor sich. Unleugbar ist, daß ohne Sklavenarbeit eine Wohnbarmachung, Erschließung und Entwickelung der tropischen Ländergebiete unmöglich war, daß nach Aufhebung derselben nur derselbe Mensch, auch in seiner Freiheit, die Nutzbarmachung des Bodens weiter fortführen kann, daß der weiße Mensch diese Aufgabe nicht als Erbe auf sich zu nehmen, nicht dauernd die nothwendige Arbeit unter jenen Breiten zu leisten vermag. Bisjetzt hat das Werk der Humanität überall, wo es eingeführt wurde, nur die unheilvollsten Folgen nach sich gezogen; nicht nur, daß das Eigenthum vernichtet, der Wohlstand zerrüttet, die allgemeinen Culturverhältnisse gehemmt und niedergehalten wurden, sondern die Freiheit selbst brachte denen, die mit ihr beschenkt wurden, weder physisches noch sittliches Gedeihen, wenigstens noch zunächst in dieser Stunde nicht; und doch läßt sich dieser Proceß nicht aufhalten; er muß als eine vom Zeitgeiste gebotene Idee durchgeführt werden, ob auch momentan unermeßliche Schäden, Greuel und Schrecken den reellen Gewinn noch in Frage stellen. Erst eine nähere oder fernere Zukunft wird lehren und bethätigen, ob die Freiheit für den Schwarzen und Mischling verderblich und mit seiner Eigenart unverträglich ist, ihn mithin vernichten und untergehen lassen wird, oder ob auch ihn die Natur zur Aufnahme und zum Träger der Cultur befähigt hat, er mithin zu einem tauglichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft heranwachsen und sich erhalten wird.

Die Lohnarbeiten in den Städten und auf dem Lande werden fast nur von Negern und Mischlingen verrichtet. Diese besitzen nicht die phlegmatische Beharrlichkeit der Indianer zum seßhaften Ackerbaue oder die ungeselligen Neigungen zur isolirenden Viehzucht auf den weiten, einsamen Weidestrecken; sie wollen lieber schnell fremden Sold gewinnen, als einen allmählich wachsenden Wohlstand aus eigener Betriebsamkeit anstreben; so wie sie heute gewinnen, lassen sie morgen wieder zerrinnen; in ihnen lebt kein Bedürfniß eigener Häuslichkeit, keine besondere Anhänglichkeit an Herd und Familie; das nothdürftigste Obdach und einige Nahrungspflanzen genügen ihnen. Das gleicht einigermaßen die gestörten frühern Arbeitsverhältnisse wieder aus; denn die Neger und Mischlinge — die frühern Sklaven — verrichten nach wie vor die Feldarbeit in persönlichen Dienstleistungen, nur, daß sie ihre Kräfte ungehindert zersplittern und ganz nach eigenem Bedürfniß und Belieben verwenden und verwerthen; die Indianer aber, die sich nur widerwärtig als Lohnarbeiter anwerben lassen, haben auch ehemals ihre Kräfte nicht in die Wage der allgemeinen Arbeitsleistungen geworfen. Während der kupferrothe Mann hauptsächlich das Gebirge und die entlegenen, weiten, waldreichen Ebenen des Binnenlandes bewohnt, lebt der gesellige, neugierige, zudringliche und ebenso maßlose als anmaßende Neger in den bevölkerten Küsten- und Stromniederungen, mitten im Herzen der Gesellschaft und zusammengedrängt innerhalb gewisser Gebiete; wenn auch die schwarze Rasse von jeher in den Colonien des spanischen Festlandes weniger zahlreich gewesen ist als auf den Inseln, und auch jetzt noch den andern beiden Rassen gegenüber die große Minderzahl bildet, so erhält sie doch durch die Mischlinge, welche ihr geistig und physisch näher stehen als dem Weißen, einen bedeutenden Zuwachs, und durch die gemeinsamen Interessen aller Farbigen wie durch ihr enges Zusammenwohnen, vielfach ein örtliches und partielles Uebergewicht und das gerade in den wichtigsten Landestheilen. Diese Sachlage mahnt die Weißen gar wohl zur Vorsicht und sollte sie zur Einigkeit und zum festen Zusammenhalten unter sich um so mehr bewegen, als die Haltung der Farbigen ihnen gegenüber seit den letzten langjährigen Parteikriegen immer offener einen bedrohlichen Charakter angenommen hat.

Digitized by Google

Die literarische Corruption in Frankreich.

Von

Rudolf Gottschall.

De la corruption littéraire en France. Étude de littérature comparée sur les lois morales de l'art par Ch. Potvin (2. Aufl., Brüssel und Leipzig 1873).

Wir haben uns über das literarische Franzosenthum in Deutschland bereits eingehend ausgesprochen und auch über das neue französische Drama in dieser Zeitschrift eine Reihe von Studien veröffentlicht. Die demüthigende Abhängigkeit des deutschen Theaters von dem französischen ist indeß eher im Zunehmen, obschon der Einfluß unserer dramatischen Production auf die französische vollkommen gleich Null zu achten ist und kein einziges deutsches Stück für französische Bühnen bearbeitet wird. Während die großen Hofbühnen nur Stücke zur Aufführung bringen, in deren Dialog für das französische Drama Reclame gemacht wird, sind die zweiten Bühnen in den großen Städten eifrig beflissen, jede auftauchende Novität der pariser Theater, oft gegen theuere Summen, anzukaufen, und von den Hauptstädten aus verbreitet sich die Sündflut der französischen Production über das offene Land. Kaum hat Alexandre Dumas seine „Femme de Claude" und seinen „Alphonse", Sardou seinen „Andrea" vom Stapel gelassen, so erscheint von den Fluten der blauen Donau Hr. Jauner in Paris, um diese Stücke für sein Carl-Theater zu erobern und Hrn. Laube, der in dem gleichen Genre arbeitet, siegreiche Concurrenz zu machen; auch die berliner Directoren beeifern sich, diese Stücke baldmöglichst in Scene gehen zu lassen, und ein großer Theil der Tageskritik, hämisch gegen hervorragende einheimische Schriftsteller, macht seine Bücklinge vor den untergeordneten Talenten der Seine, welche vor der gediegenen Kritik der pariser Revuen niemals Anerkennung gefunden haben und vor Stücken, welche von den französischen Autoren selbst als „Abhub ihres Theaters" bezeichnet werden, gut genug, damit sich die deutschen Barbaren davon ernähren können.

Einen sehr wichtigen Beitrag zu einer verwerfenden Kritik gerade jener Literatur, welcher die Tagesgötzen der deutschen Bühne und der deutschen Feuilletonscribenten angehören, enthält die Schrift von Ch. Potvin: „De la corruption littéraire en France", welche deshalb einer eingehendern Beachtung verdient, als ihr bisher in Deutschland zutheil geworden ist. Potvin geht von so entschiedenen moralischen Gesichtspunkten aus, daß auch die wahrhaft genialen Autoren des neuern Frankreichs, ein Victor Hugo, eine George Sand nach dieser Seite hin keine Gnade vor ihm finden, obwol er ihrem Genius die nicht zu versagende Anerkennung zollt. Er verfällt dabei oft in eine Einseitigkeit,

Digitized by Google

welche von höherm ästhetischen Standpunkte aus nicht zu billigen ist. Doch man darf sagen, Einseitigkeiten thun uns noth, gesunde Einseitigkeiten sind ein heilsames Gegengewicht gegen die Ausschreitungen nach der andern Seite hin. In einer Zeit, in welcher die Shakspeareomanie wie die Gallomanie in Blüte steht, darf man den protestirenden Kritikern ihr gutes Recht nicht bestreiten, und selbst das moralische und ästhetische Philisterthum muß gehört werden, wenn es den durchgehenden Rossen eines maßlosen Enthusiasmus in die Zügel fällt.

Sagen wir von Haus aus, was uns von dem Standpunkt Potvin's scheidet. In den einleitenden Kapiteln untersucht er das Verhältniß des Wahren, Guten und Schönen, die Bedeutung der Moral für das Kunstwerk und wendet sich besonders gegen die Ausnahmestellung, welche die Romantiker in Frankreich, wie auch diejenigen in Deutschland, dem Genie einräumten. Victor Hugo und Béranger sind in Bezug hierauf Anhänger derselben Doctrin, welche die Schlegel und Tieck in Deutschland verfochten haben, und zu welcher auch Goethe sich neigte, soweit dies für ein anerkanntes Genie zulässig war, das leicht in den Verdacht der Selbstvergötterung gerathen konnte. Gewiß steht das Genie in Bezug auf die Praxis der Moral nicht über den Gesetzen seiner Zeit. Ihm hierin einen Vorzug einräumen zu wollen, wäre um so bedenklicher, als das Genie für seine Gegenwart als solches nicht existirt. Weder die eigene Ueberzeugung, ein incarnirter Genius zu sein, noch die Huldigung der Zeitgenossen ist hierfür entscheidend; erst die Nachwelt schafft das Genie als eine geschichtliche Thatsache. Es könnten also viele Künstler und Schriftsteller, die sich für Genies halten, jene moralischen Freibrief misbrauchen, und in der That weist die Literatur eine große Zahl liederlicher Genies auf, bei denen die Nachwelt nur die Liederlichkeit, nicht aber das Genie anerkannt hat. Etwas anderes ist es indeß mit dem dichterischen Genie und seiner Freiheit im dichterischen Schaffen. Daß ein echter Genius eine weit in die Zukunft dringende Intuition, etwas Reformatorisches an sich hat, ist doch unverkennbar, und religiöse Genies haben Glauben und Sitte der Menschheit für Jahrtausende verändert. Wenn ihre Werke daher auch Wahrheiten predigen, welche noch von der Gegenwart verworfen werden, so darf eine kleinlich hofmeisternde Moral nicht über diese Schöpfungen zu Gericht sitzen. Vergängliches und Bleibendes muß auch auf dem Gebiete der Moral gesondert werden. Ewig bleibend wird vor allem das Gesetz der Humanität sein, und solange es ein Gewissen der Menschheit gibt, wird jede Verletzung der Nächstenliebe, jeder Hohn auf die Barmherzigkeit, jeder Kannibalismus der Gesinnung diesem innern Gericht verfallen. Anders verhält es sich z. B. mit den Moralgesetzen in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse. Culturgeschichte und Ethnographie beweisen uns, daß hierüber bei den Völkern die verschiedensten Anschauungen herrschten und noch herrschen. Wenn die Sitte verlangt, daß, wo und wie sie herrscht, ihr gehuldigt werde: so kann es der Dichtung nicht versagt werden, Perspectiven in eine Zukunft zu eröffnen, in welcher ein anderes Gesetz des Lebens zur Geltung gekommen ist, oder den reformatorischen Gedanken Ausdruck zu geben; es kann ihr nicht versagt werden, Conflicte zu schildern, in welche schon in der Gegenwart oft ein berechtigtes Gefühl mit den bestehenden Satzungen geräth. Daß die französische Literatur besonders seit 1830 mit der muthigen Initiative, welche diesem Volke eigen ist, auch in der Dichtung Probleme aufwirft, welche die Philosophen der Saint-Simonistischen Schule in der Theorie aufgestellt hatten und welche, trotz des scheiternden Abenteuers von Menilmontant, nicht dem Gelächter preisgegeben werden dürfen, hat ihren Vorkämpfern eine europäische Bedeutung gesichert, an welcher auch ihre blasirten Marodeurs noch zehren. Doch alle diese Fragen müssen von der Begeisterung eines schönen Idealismus aufgeworfen und durchgeführt werden; wenn sich der wie eine hohle Nuß klappende Realismus ihrer bemächtigt, so bleibt wenig mehr übrig als die Photo-

Digitized by Google

graphie der Ehebrüche und der Bordelle, als der larmoyante Jammer am Schmerzenslager schwindsüchtiger Courtisanen oder die weichliche Rührung über den Edelmuth verkommener Geschöpfe, als die Abschrift einer widerlichen Wirklichkeit, welche mit den Idealen der Zukunft nichts gemein hat. Dieser Idealismus bildet die gewaltige Kluft zwischen einer George Sand und einem Victor Hugo auf der einen, und einem Alexandre Dumas dem Jüngern auf der andern Seite — und diese Kluft nicht genugsam hervorgehoben zu haben, machen wir dem Werk von Potvin zum Vorwurf. Potvin gehört zu den conservativsten Moralphilosophen; jede Abweichung von dem bestehenden credo erscheint ihm schon als eine laesio enormis, und wenn er die Vergötterung oder vielmehr die Vergottheitung des Genies mit Recht verwirft, so wendet er sich doch mit Unrecht gegen das Hohenpriester- und Prophetenthum desselben und die ahnungsvollen Verkündigungen, durch welche dasselbe schon oft Reformen des Lebens und der Sitte angekündigt und eingeleitet hat.

Das große Verdienst der Potvin'schen Schrift ist dagegen die Durchsichtigkeit, mit welcher die ganze wildwuchernde Production der neufranzösischen Romantik und des ihr folgenden Realismus gleichsam in bestimmte Rubriken gebracht wird. Es sind moralische Conflicte, die in feste Formeln gefügt werden. So ordnet sich alles Gleichartige von selbst dem bestimmten angemessenen Kreise unter. Nicht die Charakteristik der einzelnen Dichter steht unserm Autor in erster Linie, sondern diejenige der einzelnen Probleme. Im Grunde ist es überraschend, auf wie wenige Elementarstoffe sich alle diese, dem Anschein nach so wunderbar bunten Mischungen zurückführen lassen.

Eins der beliebtesten dieser Probleme hat zur Vignette die biblische Magdalena und lautet: „Entsühnung der Sünde durch eine echte Liebe." Es handelt sich hier nicht um die Büßerin Correggio's mit Kreuz und Todtenschädel, sondern um die Magdalena, die Christus liebt und durch diese Liebe entsühnt wird. Dies Thema ist sogar älter als das neue Evangelium. In Sudroka's Drama, dem ältesten indischen, kommt die Buhlerin Vacantasena vor, welche durch ihre Liebe zu dem Brahmanen Tscharudattah entsühnt wird. Die Nachstellungen eines prinzlichen Verehrers weist sie mit Entschiedenheit zurück, besteht Lebensgefahr zu Gunsten ihrer neuen Liebe und rettet den Geliebten zuletzt durch ihr Erscheinen vom Tode. Die Gattin des Brahmanen begrüßt sie als ihre Schwester und Nebengattin — wir befinden uns im Lande der Polygamie — und der König erklärt sie für seine Verwandte.

So gut wird es den abendländischen Sünderinnen meistens nicht. Victor Hugo sucht in „Marion de Lorme", wie er selbst sich ausdrückt, die Buhlerin durch etwas Liebe zu läutern. Sie liebt Didier, und um sein Leben zu retten, gibt sie sich einem Laffemas hin. Potvin sagt: „Mag eine ehrsame Frau sich der Schande hingeben, um einen Vater, einen Gatten, einen Sohn zu retten — das Thema wird jedenfalls ernste Schwierigkeiten darbieten. Doch wenn ein Weib aufgehört hat rein zu sein und in der Schande lange Zeit nichts als das Vergnügen sah, wenn es von vornherein befleckt, nur dadurch unsere Theilnahme erwecken kann, daß es durch Liebe geläutert wird: in diesem Fall ist die Entsühnung zu nöthig, um unvollständig bleiben zu können; eine neue Befleckung, selbst wenn sie die Folge edler Hingebung und nur mit Abscheu unternommen war, ruft zu sehr die andern in die Erinnerung zurück, ist zu sehr ein Rückfall in frühere Lebensgewohnheiten, um nicht jede moralische Wirkung zu zerstören."

Gewiß, es ist ein reiner tragischer Conflict, wenn einem edeln Weibe nur die Wahl bleibt zwischen dem Opfer ihrer Ehre und der Rettung dessen, was sie mehr als alles liebt, und die Reinheit und Schärfe dieses Conflicts geht verloren, wenn dies Weib schon früher ihre Ehre leichtsinnig preisgegeben hat. Insofern hat Potvin recht. Jener

Digitized by Google

Conflict ist rein und in seiner Einfachheit, wir möchten sagen, classisch; doch es gibt auch gemischte Conflicte, wie sie die romantische Schule liebt, und es wäre einseitig, ihnen tragische Bedeutung absprechen zu wollen. Wie, es sollte nicht tragisch sein, wenn ein Weib sich durch edle Liebe aus einem der Sinnlichkeit gewidmeten Cultus aufrafft, sich innerlich entsühnt fühlt und um das Leben des Geliebten zu erretten, gegen ihren Willen zurückgeschleudert wird in die Schmach der Vergangenheit, um so mehr, wenn ihr Opfer ein vergebliches bleibt? Dabei schwebt ein poetischer Hauch um diese Gestalt der Marion de Lorme; eine geniale Künstlerin, welche freier Liebe und maßloser Leidenschaft gehuldigt, wird immer mit andern Augen betrachtet werden müssen als eine Prostituirte von Metier.

Dies Metier in seiner ganzen Widerlichkeit athmet die „Camelliendame" von dem jüngern Alexandre Dumas. Die Heldin dieses Stückes konnte, wie Potvin sagt, ihren Geliebten retten, indem sie sich nur der Untreue anklagt; sie klagt sich dieser Untreue an und sie prostituirt sich von neuem — das Thema von „Marion de Lorme" durch den schnödesten Realismus profanirt, denn auch die Rosen der Schwindsucht, die das Laster unheimlich machen, blühen auf demselben Boden mit ihm. Zwischen der freien Liebe einer ihren Neigungen folgenden Künstlerin und den bezahlten Buhlkünsten einer für Geld sich hingebenden Courtisane liegt überhaupt ein Abgrund, über den nur die Blindheit einer an realistischen Aeußerlichkeiten hängenden Auffassung glaubt hinwegvoltigiren zu können.

In „Marion de Lorme" und der „Camelliendame" endet indeß der Conflict tragisch, die Entsühnung durch die Liebe führt nur zum Untergang. Feuillet hat in seiner „Rédemption" einen versöhnenden Ausgang gesucht. Ein Selbstmordversuch seiner Magdalena gilt für genügende Sühne. Der Geliebte heirathet sie darauf. Anders stellt sich Augier zu der Frage; die École du bon sens leugnet ganz einfach die Berechtigung des Problems. In seiner „Mariage d'Olympe" wird der Gordische Knoten durch einen Revolverschuß gelöst. Montrichard sagt gleich in der ersten Scene des Stücks: „Das Lieblingsthema unserer Zeit ist die Rehabilitation der verlorenen Sünderin. Unsere Dichter, unsere Romantiker, unsere Dramaturgen fallen die jüngern Köpfe an mit fieberhaften Ideen von Erlösung durch die Liebe, von Jungferschaft der Seele und andern philosophischen Paradoxen, welche diese Frauen ausnutzen, eine Dame und große Dame zu werden". Wo die „Rédemption" aufhört, beginnt die „Mariage d'Olympe". Diese Magdalena hat nichts Rührendes, zeigt keine Spur von Reue; sie hat einfach einen jungen Menschen getäuscht und geheirathet. Augier vertritt seine skeptische Anschauung gegenüber diesem Problem durch sehr schlagende Gleichnisse, die er seinem Helden in den Mund legt: „Setzen Sie eine Ente in einen See in die Mitte von Schwänen — sie wird sich augenblicklich nach ihrem Sumpf zurücksehnen: «La nostalgie de la boue» — das «Heimweh des Schmuzes»!" Es gibt also keine bereuenden Magdalenen, sagt die eine persona dramatis. „O ja", entgegnet die andere, „aber nur in der Wüste." Man kann also nicht sagen, daß Augier in seinem Stücke das Problem Victor Hugo's, Feuillet's, des jüngern Dumas in entgegengesetzter Weise gelöst hat; er hat es gar nicht aufgeworfen. Diese Olympia ist eine berechnete Dame; sie läßt mit sich handeln, sie will eine liebenswürdige Scheidung der Ehe, aber — ihre 500000 Frs. als Zugabe. Der Marquis, der sich anfangs auf den Handel einläßt, tödtet sie, um die Ehre der Familie zu retten. Ist das groß, heroisch, tragisch? Es ist brutal! Durch solche Tödtung kommt der Marquis wohlfeilern Kaufes fort. Mit Recht sagt Potwin: „Die falsche Moral übertreibt nur die Strenge. So soll jede entehrte Frau in der Welt nur zwei Dinge finden: für sich das Heimweh des Schmuzes, gegen sich das Recht auf Mord!" Das ist in der That eine höhere moralische Idee, gegenüber einer Religion, welche eine Mag-

Digitized by Google

balena zur Heiligen macht. Ueber das Ziel hinausschießen, sagte Lafontaine, heißt nicht es erreichen.

Eine andere Lösung versucht Pailleron in den „Faux ménages". Sein Held, Armand, glaubt nicht wie Didier, ein anständiges Mädchen zu lieben. Armand wußte alles, er wird geliebt, und Esther ist, durch Unterricht und Bildung geläutert, die passende Genossin ihres Geliebten, durch Arbeit und Ehre seiner würdig geworden. Und wie verfährt er gegen diese Frau, welche die Leidenschaft für das Schöne, Respect für sich selbst besitzt, welche nur von innerer Läuterung träumt, um ehrenwerth zu werden, wenn auch nicht geehrt, welche den Beleidigungen trotzt, aber bei dem Anblick der Unschuld scheu zurückweicht, welche den heldenmüthigen Entschluß faßt, ihren Geliebten einer reinen Gattin zu überlassen und sich dem dunkeln Leben der Arbeit wieder hinzugeben? Er läßt sie im Stich, nachdem er sie mit Beredsamkeit vertheidigt, selbst seine Mutter und die Achtung aller für sie gewonnen. Denn als ihr Heroismus und Edelmuth vollständig geworden, läßt er sie ziehen und zwar aus einem kläglichen Motiv — weil er einen Vater gefunden, der zwar ein Lump, aber ein adelicher Lump ist. Diese Entwickelung ist unmotivirt und grausam. Mit Recht sagt Potvin: „Glaubt der Poet gegen die «faux ménages» plaidirt zu haben? Er hat nur einen «vrai ménage» zerstört, welche seine Verse legitimirt hatten."

So ergeht's den Frauen mit liederlichen Antecedentien in dem neuen französischen Drama; wie ergeht es aber den Männern, die dies Schicksal theilen? Darauf gibt Méry in „Le sage et le fou" die unzweideutige Antwort: der „Weise" liebt nur ein einziges, nicht gerade tugendsames Weib; der „Thor" ist ein Cavalier, der sich von allen lieben läßt, im Verkehr mit der Demi-Monde, in dem Ehebruch sein Leben hinbringt. Als es nun gilt, ein regelmäßiges Leben zu führen, da kann sich der „Weise" nicht von der Frau losmachen, an die er sich gleichsam festgeklammert hat; der Thor ist frei wie die Luft; er hat nur Maitressen gehabt, sich nie in Liebe hingegeben und heirathet eine reine Jungfrau. Der Thor ist also der Weise und das ist der Humor davon.

Wir haben durch diese Probe gezeigt, wie Potvin ein einzelnes Problem in seine analytische Retorte wirft, wie er es hin- und herwendet, um das Licht von den verschiedensten Seiten auf dasselbe fallen zu lassen, wie er das dramatische Repertoire des neufranzösischen Theaters als reichhaltige Beispielsammlung benutzt. In derselben Weise behandelt er die verschiedensten Fragen, welche im neufranzösischen Drama und Roman aufgeworfen werden. Er verurtheilt scharf vom sittlichen und ästhetischen Standpunkte aus die unmöglichen Contraste. Ein Vater, wie Triboulet, der fremde Mädchen dem Könige ins Garn jagt und die Anklagen und den Schmerz ihrer Väter verspottet, dann aber, als er selbst ohne Wissen und Willen die eigene Tochter dem Könige zugeführt hat, in Verzweiflung geräth, weil ihm das höchste Gut seines Lebens geraubt ist, kann nicht eine so glühende Vaterliebe zeigen; es ist unmöglich, daß derselbe Mann zugleich den König zum Laster und seine Tochter zur Tugend erzieht. Und doch — hat der menschliche Charakter nicht seine Unerklärlichkeiten? Und finden wir nicht oft, daß die Menschen den entgegengesetzten Maßstab anlegen, wo es ihre eigenen und wo es fremde Angelegenheiten gilt? Der Ausspruch des weisen Junkers: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders", genügt, um die Contraste eines Charakters wie Triboulet und des Augier'schen Giboyet, den Potvin in geistreicher Weise dem romantischen Hofnarren als den modernen Salonzyniker an die Seite stellt, zu rechtfertigen.

Eine Gruppe neufranzösischer Romane dreht sich um ein heikles Thema, welches bereits die Quellenschriftsteller des altenglischen Dramas und die Dramatiker, die aus ihnen schöpften, ausgebeutet haben, und welches auch in der „Philosophie des Unbewußten"

Digitized by Google

eine nicht unwichtige Rolle spielt. Es ist das Problem, welches man als die „Illusion der Liebe" bezeichnen könnte. In Shakspeare's „Maß für Maß" umarmt Angelo im nächtigen Dunkel statt jener Isabella, für die er in verzehrender Leidenschaft entbrennt, seine frühere Braut, und in „Ende gut, alles gut" spielt dieselbe Verwechselung; Bertram genießt Helena und glaubt, Diana zu genießen. Das macht, wie der skeptische „Philosoph des Unbewußten" behauptet, für den Genuß selbst keinen Unterschied. Dasselbe Motiv findet sich bei den neuern französischen Autoren. Die Hoheprieſterin des Ideals, Lelia, will ihrem schwärmerischen Verehrer Stenio die Nichtigkeit aller Liebe beweisen. Ihre Schwester Pulcheria, eine Buhlerin, gibt sich dazu her, statt ihrer in Stenio's Umarmungen zu schwelgen. Stenio bekennt Lelia, daß er die Entzückungen des Himmels in ihrem Arm genossen hat; Lelia lehnt diesen Dank ab und triumphirt, daß sie ihm gezeigt hat, was das Leben sei, ohne ihm selbst zur Fackel zu dienen, um in diese Abgründe des Nichts und der Einsamkeit hinabzusteigen. Aehnlich sagt in dem neuen Roman von Victor Cherbuliez: „Ladislas Bolski", die Russin Frau von Liewitz, nachdem sie dem Helden des Romans, ihrem polnischen Geliebten, ihre Kammerfrau in einer Liebesnacht untergeschoben hat, mit höhnischem Lachen: „Et voilà ce que c'est que l'amour!" Potvin macht der George Sand zum Vorwurf, daß sie eine These, die von der Sinnlichkeit gilt, auf die Liebe angewendet habe, und bestreitet auch ihre Berechtigung; jeder einfache Mensch, jeder edle Liebhaber wäre durch den Instinct gewarnt worden, er hätte „die Küsse der ganzen Stadt" auf diesen Lippen gefühlt. Damit ist indeß nur eine Kritik über den concreten Fall, den der Roman darstellt, ausgesprochen, nicht über die Frage selbst. Der Instinct mag eine Buhlerin von einer Heiligen unterscheiden; wie aber, wenn es sich nicht um solche Contraste handelt, sondern nur um die Verwechselung der „Rechten" mit einer „Falschen", die etwa zu derselben gesellschaftlichen Kategorie gehört? Wird da die Philosophie des Unbewußten noch Recht behalten?

Potvin, der eine größere Abtheilung seines Werkes der Darstellung des Ideals und der Charakteristik der großen Dichter widmet, versäumt auch in den andern Kapiteln nicht, den Verirrungen der romantisch-mystischen Muse die deutschen Ideale eines Lessing, Klopstock und Schiller entgegenzustellen. Er charakterisirt eine Gruppe von Romanen, welche die religiöse Frage und ihre Beziehung zur Liebe behandeln: „L'histoire de Sibylle" von Octave Feuillet; „Mademoiselle de la Quintinie" von George Sand und „Maison tranquille" von Ernst Leclercq. „In den drei Romanen ist das geliebte Weib christlich gesinnt und vertritt den Glauben; der Held ist ein Freidenker und personificirt die Vernunft. In allen dreien wird die Frage in gleicher Weise aufgestellt. „Sie hatte sich gelobt", sagt Feuillet von seiner Heldin Sibylle, „niemals einen Mann zu heirathen, der nicht ihren Glauben theile." „L'âme des deux époux ne doit pas faire deux lits", sagt George Sand, ein geflügeltes Wort, das durch jede Uebersetzung den Duft von seinen Schwingen verlieren würde, und der Atheist des Hrn. Leclercq spricht ganz dieselbe Sprache: „Du hast einen religiösen Glauben, den ich nicht theile; das trennt uns als ein unüberschreitbarer Abgrund." „Die Anschauungen der drei Schriftsteller sind sehr verschieden, aber ihre These ist ganz dieselbe." Potvin kommt bei seiner Analyse dieser Romane zu dem entgegengesetzten Resultat, daß zwei Wesen, die sich lieben, sich gegenseitig die Gewissensfreiheit garantiren können, und führt als glänzendes Beispiel einer poetischen Verherrlichung der Toleranz Lessing's „Nathan" an, aus welchem er mehrere Aussprüche und einzelne Partien des Dialogs übersetzt. „Die Harmonie der Religionen, die Brüderschaft der Culte schließt herrlich diese Dichtung ab: Christ, Muselman, Jude, immerhin; aber vor allem und über allem Menschen! So und nicht durch Thesen der Intoleranz wird man den Aberglauben besiegen!"

Weiterhin stellt Potvin der abenteuerlichen Freundschaft und Opferlust alt- und neu-

Digitized by Google

französischer legendarischer Gedichte die erhabene Freundschaft Abdiel's zu dem gefallenen Engel Abbadonna, welche „die Reue bis in die Hölle bringt", gegenüber, und die edle Aufopferung des Marquis Posa für Don Carlos.

Eine selbständige und eingehende Analyse widmet Potvin den Werken und Anschauungen des jüngern Alexandre Dumas und sucht diesem Autor, der sich so viel auf seine Logik zugute thut, den Mangel jeder Logik in seinen dramatischen Schöpfungen nachzuweisen, was bei diesem auteur à thèse, wie er sich selbst nennt, durchaus nicht schwer fällt. Die Blütenlese aus dem „Théâtre" des jüngern Dumas, aus seinen Stücken und Vorreden ist in der That eine sehr reichhaltige und charakteristische; der Autor hat nicht nur den Muth, sondern auch den Uebermuth seiner Meinung und ist ein physiologischer Realist de pur sang. Er hat die Frauen studirt, nicht blos mit dem Verstand und dem Herzen, sondern auch mit dem Secirmesser, und die Resultate seiner Studien lesen sich zum Theil wie eine anatomische Abhandlung. Er bebt vor keinem Ausdruck zurück; mag er auch brutal sein, wenn er nur treffend ist; dann hat ihn die Inspiration echter Wahrheitsliebe in die Feder dictirt. Er charakterisirt zuerst la femme incomprise, dann la femme insatiable, in deren Steckbrief die zartesten Nuancen der Hautfärbung und Hautwärme nicht fehlen.*)

Auf den Ruhm eines Frauenlob und Schiller macht der jüngere Dumas keinen Anspruch; seine Definition der „Frau" verdient mit seinen fast unübersetzbaren eigenen Worten angeführt zu werden: „La femme est un être circonscrit, passif, instrumentaire, disponible, en exspectative perpetuelle. C'est la seule œuvre inachevée que Dieu ait promis à l'homme de reprendre et de finir. C'est un ange de rebut. Son cerveau est une vase et son ventre est un moule: l'un et l'autre ne donnent une forme qu'à ce que l'homme y dépose." Mit gröberm Cynismus kann man kaum von dem weiblichen Geschlecht sprechen. Von Emancipation desselben will Dumas nichts wissen, natürlich nur von Subordination; man kann an diesem Maßstab ungefähr die weiblichen Ideale seiner Stücke messen. Daß dieselben unmoralisch sind, gibt der Autor gern zu; das Theater sei ja ein Bild der Sitten und Leidenschaften der Menschen, und da diese jetzt unmoralisch seien, so müsse es auch die Bühne sein. Bei der Analyse dieser Stücke weist Potvin nach, daß in ihnen das Courtisanenthum und der Ehebruch vorherrsche, ja er untersucht auch die Technik derselben etwas näher und findet, daß sich der Dichter, um die Stücke zusammenzuhalten, zweier sehr grober Bindfäden bediene. Der erste sind die Briefe, die von Act zu Act sich kreuzen; bald gibt man sich ganze Packete wieder, bald falsche Briefe, die man sich schreiben läßt, bald kleine, die man sich insgeheim zusteckt, bald große, die man öffentlich liest. „Ich habe deren 8 in «Diane de Lys», 9 in der «Dame aux camélias» und der «Question d'argent», 11 in dem «Père prodigue», 19 in dem «Demi-monde» gezählt, wobei ich die Packete nur für eins rechne. Diese Briefe und besonders die Packete spielen eine große Rolle; sie knüpfen und lösen, erscheinen und verschwinden, rufen scenische und moralische Wirkungen hervor; sie greifen alle Augenblicke als deus ex machina ein. Es ist wahr, daß die Brieftaxe damals sehr niedrig war. Das zweite Hausmittel für die dramatische Technik des Alexandre Dumas sind die Lügen. Es wäre schwer sie zu zählen; man lügt ebenso viel wie man schreibt in diesen Stücken. Alles lügt — und das scheint so natürlich wie einen Brief auf die Post zu geben oder geheimnißvolle Briefpackete zu empfangen.

*) Qu'est ce qu'un seul mari croit faire là-dedans? Elle en avalera un, deux, trois et plus .... Ces mariages sont des homicides legaux. — Il ne faut pas plus accuser cette femme que l'autre: Elle est née ainsi; elle est dans son type et par conséquent dans son droit. Voilà l'animal!

Digitized by Google

Die Helden lügen, die Moralisten lügen, die anständigen Frauen werden durch eine Lüge gerettet, die Männer rächen sich durch einen Meineid. Man sagt sich ins Gesicht: Sie lügen." Potvin gibt eine ganze Blumenlese von Lügen, welche in den Stücken von Dumas vorkommt. Wir sehen, er ist auch ein Analytiker des Details und sieht den schreiblustigen Dramatikern auf die Finger. Vieles aus dieser Blumenlese wird vielleicht unsern Lesern bekannt vorkommen; es ist bereits für deutsche Charakteristiken des jüngern Alexandre Dumas ausgeschrieben worden, bisweilen sogar ohne Quellenangabe.

In einem letzten Abschnitt stellt Potvin die Gründe dieser literarischen Corruption zusammen, die er zum Theil, und gewiß mit Recht, auf das Conto einer Uebergangsepoche setzt. Doch er hat nicht genug hervorgehoben, daß für solche Uebergangsepochen nur der Idealismus, der in die Conflicte der Gegenwart hinein die Ideale der Zukunft zeichnet, ein ästhetisches Recht hat, nicht der Realismus, welcher den Gärungsproceß der Gegenwart mit allem, was sich dabei von faulen und verweslichen Stoffen entwickelt, wie in einem chemischen Laboratorium zur Schau stellt. Interessant wird es für deutsche Leser sein, daß Potvin einen Theil der Schuld dieses Verfalls auf die Nachahmung Shakspeare's schiebt, die mit der romantischen Schule auch in Frankreich platzgriff und viele Ungeheuerlichkeiten derselben zur Folge hatte. „Das Genie Shakspeare's", sagt er, „ist nicht französisch genug, um in Frankreich Wurzel zu schlagen und hier gesunde Früchte zu bringen. Der literarische Fortschritt kann sich nicht außerhalb des Genius einer Nation vollziehen." Potvin bezieht sich hierbei sogar auf die Aeußerung Herder's über Goethe, daß Shakspeare ihn verdorben habe. Goethe hat indeß nur ein shakspearisirendes Stück geschrieben, den „Götz von Berlichingen", und ist dann seinem eigenen geläuterten Genius gefolgt. Wie viele andere deutsche Talente aber von Grabbe und Immermann bis zu Ludwig und Lindner gingen und gehen an dem in ein System gebrachten Shakspeare-Wahnsinn zu Grunde.

Als Hauptgrund für den Verfall der französischen Literatur führt Potvin den Materialismus der Schriftsteller an, der nach äußern goldenen Früchten hasche und nach den Erfolgen, wie sie das flottirende Theaterpublikum, ein public de ioie, bereitwillig darbietet. In der That sind auch die ersten Schriftsteller Frankreichs wenig verschämt in ihren Zugeständnissen, was das Haschen nach äußern Erfolgen betrifft. In den ersten Jahren nach der Julirevolution strebte man noch nach großen literarischen Zielen, nach Wiedergeburt des Theaters, Schaffung eines modernen Romans; doch das Jahr 1837 wird von der „Revue des deux Mondes" bereits als der Termin bezeichnet, mit welchem diese schöne Idealität des Strebens und Schaffens aufhörte. Da nannte der Verfasser der „Mémoires du diable", Soulié, das Publikum un vieux débauché, welcher Bacchanalien des Verbrechens und unmögliche Leidenschaften verlange, und sonst die Schriftsteller zur Einsamkeit und Dunkelheit verdamme. Das aber können diese nicht ertragen; sie geben dem Jahrhundert die grausamen Dinge, die es verlangt; sie greifen zur Feder und schreiben „Mémoires du diable". Ruhm und Gold ist die Losung. Da gibt Lamartine dem Publikum seine „Confidences". „Warum begehst du diesen Fehler?" schreibt ihm ein Freund. „Ist es des Geldes wegen? Das heißt es zu theuer bezahlen und zu tief in den eigenen Adern suchen." Und dennoch war es des Geldes wegen. Der Poet hatte 100000 Frs. zu bezahlen; seine Gläubiger wollten dafür sich an seine Geburtsstätte Milly halten, ein Stück davon losreißen. Da verlangt ein pariser Verleger von dem Dichter seine „Confidences", ein Stück von seiner Seele — und der Poet verschreibt ihm dies Stück. Noch offenherziger spricht sich George Sand in den „Lettres d'un voyageur" aus; sie bekennt zu ihrer Schande, daß sie die Heiligkeit des künstlerischen Apostolats nicht respectirt habe. „In eine verhängnißvolle Laufbahn geworfen, ohne ausschweifende Wünsche und Bedürfnisse, aber im Kampfe mit unvor-

Digitized by Google

hergesehenem Misgeschick, belastet mit der Sorge für theuere Wesen, deren einzige Stütze ich war, bin ich nicht Künstlerin gewesen, obgleich ich alle Mühen, den ganzen Feuereifer, alle Leiden durchmachte, die mit dieser heiligen Mission verknüpft sind. Gedrängt, gezwungen, Gold zu verdienen, habe ich meine Einbildungskraft gezwungen zu schaffen, ohne mich um die Beihülfe meiner Vernunft zu kümmern; ich habe meine Muse geschändet, wenn sie mir nicht nachgeben wollte. Sie hat sich dafür gerächt. . . . Sie hat mir nur trostlose und gallige Seiten dictirt und sich darin gefallen, alle edelmüthigen Regungen meiner Seele mit Zweifel und Verzweiflung anzukränkeln. Der Mangel an Brot hat mich krank, der Schmerz darüber, daß ich zu geistigem Selbstmord gezwungen bin, hat mich bitter und skeptisch gemacht."

Und wenn das am grünen Holze geschieht — was soll da am dürren werden? Das Handwerk herrscht, die Reclame, die äußerliche Schaustellung; die Mysterien der Mitarbeiterschaft kommen in Skandalprocessen zu Tage; der literarische Mercantilismus triumphirt. Da schildert einer, der's versteht, diese „Galerensklaven des Gedankens", die vorwärts getrieben werden im Strome des Ruhmes, des Erfolges, ihrer Vergnügungen und Begierden, die wohl wissen, daß sie vernichtet, zurückgelassen, vergessen werden, wenn sie nicht laufen wie die andern. „Wenn die geistige Arbeit nicht die edelste aller Beschäftigungen ist, so ist sie das gemeinste aller Handwerke. Verzweiflung, Haß, Neid, Elend, Laster und Thorheit sind das Ende; ja sie erscheinen bisweilen schon in der Mitte dieser verächtlichen Laufbahn, wo die Concurrenz an die Stelle der Nachahmung tritt, die Popularität um den Ruhm betrügt, wo das Geld ein Zweck, die Liederlichkeit ein Stachel und die Trunkenheit eine Muse ist."

Wer sagt dies? Niemand anders als der jüngere Alexandre Dumas.

Wir sehen, in welche Lage uns die literarischen Gallicismen der neuen Kritik und Production und das Franzosenthum in Deutschland bringen würden. Der deutsche Genius sträubt sich dagegen, daß uns solche Zustände octroyirt werden, so eifrig auch oberflächliche Tagesschriftstellerei und die speculirenden Bühnenleiter uns in diese Bahnen drängen wollen. In Deutschland herrscht noch der Glaube an das Ideal. Solange noch jährlich hundert antike und mittelalterliche Dramen gedruckt werden, darf man an der Idealität des deutschen Schriftstellerthums nicht verzweifeln. In diesem Trotz gegen den Zeitgeschmack, wenn er auch unberechtigt ist, prägt sich der Glaube an die Selbstherrlichkeit der Kunst aus. Die Talente und selbst die Talentlosigkeiten denken nicht an den äußern Erfolg, sie folgen nur dem innern Triebe des Schaffens. Der Glaube an die Nachwelt mag eine Illusion sein; er ist immerhin ein edler Sporn des Schaffens. Das Metier hat einen breiten Boden, zahlreiche Vertreter, große Erfolge; aber das künstlerische Streben der besten Autoren ist deshalb keine Mythe geworden. Die absichtlichen Verdunkelungen ihres Ruhmes von seiten einer Tageskritik, die in französischer Weise nur das Metier kennt und anerkennt, ist nur eine vorübergehende, wie überhaupt der Kern des deutschen Idealismus, auf dem unsere classische Literatur beruht, durch alle Annagungen kritischer Maulwürfe nicht zerknuspert werden kann.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Seinen Schulfreunden, Gervinus und Liebig, ist Johann Jakob Kaup schnell ins Grab gefolgt. Er starb am 4. Juli 1873 nach kurzer Krankheit an einer infolge einer Lungenentzündung entstandenen Gehirnaffection. Er wurde am 10. April 1803 zu Darmstadt geboren. Nachdem er die untere Schule durchlaufen, besuchte er bis zu seiner Confirmation das dortige Pädagogium, wo er zu den obengenannten beiden Genossen in ein enges Freundschaftsverhältniß trat. Mit Eifer betrieb Kaup bereits damals Naturwissenschaften, namentlich das Studium der Säugethiere und Vögel. Im Herbst des Jahres 1822 ging er nach Göttingen, studirte dort indessen nur bis zum Jahre 1823, da er in seinen Erwartungen, die er namentlich auf den Professor Blumenbach gesetzt hatte, sich insofern getäuscht sah, als dieser mehr als Physiologe und Anatom seinen glänzenden Ruf rechtfertigte, denn als Zoologe und Botaniker. Kaup begab sich nunmehr nach Heidelberg, fand aber auch dort nicht den gesuchten Quell der Belehrung. Nach diesem abermaligen Scheitern seiner Hoffnungen faßte er den Entschluß, Deutschland zu verlassen und an einem bedeutenden Museum des Auslandes seine Studien autodidaktisch zu betreiben. Er ging zu diesem Zweck nach Leyden. Hier nahm ihn der bekannte Director des dortigen Museums, Temminck, sehr freundlich auf und wies ihm in fester Anstellung das Gebiet der Fische und Amphibien des Museums zu. Durch Herrichtung und Behandlung verschiedener Naturalien erwarb er sich außerdem ein hübsches Stück Geld. Nach zwei Jahren kehrte er, sehr bereichert in seinen Kenntniffen, in die Heimat zurück, freilich auf einem großen Umwege, indem er bis in die Elbherzogthümer von dem directen Wege abschweifte. Nach einigen Jahren erhielt er von der Universität zu Gießen den Titel eines Dr. phil. honoris causa, aber freilich ohne ein Amt. Erst nach Jahren wurde er als Inspector des darmstädter Naturaliencabinets angestellt. Mehrfache ehrenvolle und verlockende Berufungen an deutsche Universitäten schlug er wiederholt aus. In seinem engern Vaterlande galt er nicht viel. Aber das Ausland, namentlich England und Frankreich, gab ihm fortwährende Beweise der Verehrung und Hochachtung. So war er jedes Jahr mehrere Monate lang in London und Paris, um in den dortigen Museen mit Rath und That zu helfen und zu ordnen. Im Jahre 1829 erschien Kaup's kleine Schrift: „Skizzirte Entwickelungsgeschichte der europäischen Thierwelt", ein Werk, in welchem er, lange vor Darwin, die Entwickelung höherer aus niedern Thiergattungen nachwies. Diese Schrift ging indessen unbeachtet vorüber. Später wurde Kaup indessen anderer Meinung, und in seinem Werke: „Das Thierreich", ging er von ganz abweichenden Anschauungen aus, wie er auch Darwin's Lehre geradezu für einen Unsinn erklärte. Bedeutende Entdeckungen legte Kaup in seinem im Jahre 1862 erschienenen Werke: „Beiträge zur nähern Kenntniß der urweltlichen Säugethiere mit vierundvreißig Lithographien", nieder.

In Karlsbad starb in den ersten Tagen des Julimonats 1873 Prinz Adalbert von Preußen. Als Sohn des Prinzen Wilhelm, des jüngsten Bruders Friedrich Wil-

Digitized by Google

helm's III., und der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg, wurde er am 29. Oct. 1811 zu Berlin geboren. Von der Kindheit an zum Militärstande bestimmt, machte er schnell die Vorstufen der soldatischen Laufbahn durch und wurde im Frühlinge des Jahres 1839 als Oberst mit der Führung der Garde-Artilleriebrigade betraut. Nachdem er darauf eine kurze Zeit der zweiten Garde-Artillerieinspection angehört hatte, ernannte ihn am 22. Aug. 1840 der König zum Generalmajor. Im Jahre 1826 machte der Prinz eine Reise nach Holland, 1832 nach England und Schottland, 1834 nach Petersburg und Moskau, 1837 nach dem südlichen Rußland, der Türkei, Griechenland und den griechischen Inseln, 1842 nach Brasilien, von wo er im Jahre 1843 zurückkehrte. Er folgte auf allen diesen Reisen einem unwiderstehlichen Drange, die Welt kennen zu lernen, einem Drange, der sich in ihm schon früher hatte geltend gemacht und der ihm sein Leben lang eigenthümlich geblieben ist. Die Resultate seiner Reise nach Brasilien hat er in dem Werke „Aus meinem Reisetagebuche 1842—43" (als Manuscript gedruckt, Berlin 1847) niedergelegt. Das Werk ist auch in englischer Uebersetzung im Buchhandel erschienen. Im Juni 1843, nachdem er eben von Amerika zurückgekehrt war, wurde er an Stelle des damals gerade verstorbenen Prinzen August zum ersten Generalinspector der gesammten preußischen Artillerie ernannt. Im Jahre 1846 avancirte er zum Generallieutenant. Durch eine im Jahre 1848 erschienene „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte" (Potsdam) bewies er, daß er im Marinefache nicht unbedeutende Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt habe, und legte damit den Grund zu seiner spätern Laufbahn. Er wurde deshalb um seinen Rath bei der Herstellung der deutschen Flotte angegangen. Bekanntlich wurde durch Beschluß der Nationalversammlung die Bildung einer technischen Marinecommission effectuirt. Das Reichsministerium ernannte den Prinzen Adalbert zum Vorsitzenden dieser Commission, und es ist zu einem nicht geringen Theile der Umsicht, Erfahrung und Energie des Prinzen zu danken, daß eine deutsche Flotte wirklich zu Stande kam. Als die Reaction eintrat und die deutsche Flotte unter den Hammer gebracht wurde, widmete der Prinz seine bisher dem ganzen großen deutschen Vaterlande zugewandten Marinebestrebungen ausschließlich Preußen. Am 30. März 1854 wurde er zum Admiral der preußischen Küsten und Oberbefehlshaber der Marine ernannt. Vor den Verdiensten des Prinzen um die preußische Flotte treten diejenigen aller andern zurück. Namentlich hat er zur technischen Ausbildung des Personals der Flotte viel beigetragen, wie er sich denn der Sache mit ganzer Hingebung und voller Liebe bis an sein Ende gewidmet hat. Im Sommer des Jahres 1856 unternahm er auf der Dampfcorvette Danzig eine Uebungsfahrt im Mittelmeere, bei welcher Gelegenheit er einen gefährlichen Kampf mit den Riffpiraten zu bestehen hatte, mehrere seiner Soldaten einbüßte und selbst im Schenkel verwundet wurde. Während des Dänenkrieges vom Jahre 1864 übernahm er den Befehl über das Ostseegeschwader. Er ging am 14. April mit der Grille, Arkona und der Nymphe nebst fünf Kanonenbooten von Swinemünde aus in See. Es gab bei dieser Gelegenheit ein kleines Gefecht mit einigen durch die Grille in das Feuer der Kanonenboote gelockten feindlichen Schiffen. Zu weitern Thaten fand sich indessen während des Krieges keine Veranlassung. Nach geschlossenem Frieden und Errichtung des Norddeutschen Bundes wurde dem Prinzen Adalbert das Amt eines Oberbefehlshabers der norddeutschen Marine zutheil; er setzte alle seine Kraft ein zu einer schnellen Entwickelung der Marine. Im Jahre 1870 erschien er mit dem deutschen Panzergeschwader in den englischen Häfen und wurde dort mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen. Während des französischen Krieges von 1870 und 1871 hielt sich der Prinz, nachdem die Flotte in Wilhelmshaven glücklich in Sicherheit gebracht worden war, größtentheils im königlichen Hauptquartier auf. Prinz Adalbert, welcher auch als Mensch die Achtung aller derjenigen in hohem Grade genoß, welche ihm näher standen, war morganatisch mit Therese Elsler, der Schwester von Fanny Elsler, vermählt. Seine Gemahlin wurde von Friedrich Wilhelm IV. geadelt und hieß seitdem Frau von Barnim. Diese Ehe war mit einem Sohne, dem Freiherrn Adalbert von Barnim (geboren 1841) gesegnet, welcher leider bereits im Jahre 1860 zu Roseres in Aegypten am Klimafieber starb; gewiß ein harter Schlag für den Prinzen Adalbert.

Digitized by Google

Literarische Revue.

Wie überhaupt gegen Ende des Jahres die Fluten der literarischen Neuigkeiten ganz besonders sich zu steigern pflegen, so wurde in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres 1873 auch im Gebiete der historischen Literatur eine solche Fülle von neuen Erscheinungen veröffentlicht, daß es für den Referenten beinahe unmöglich wird, sie alle zu bewältigen und von allen gleichmäßig eingehende Kenntniß zu nehmen. Und doch fühlt er sich dazu um so mehr aufgefordert, als in der Entwickelung unserer modernen deutschen Geschichtschreibung die Anzeichen eines sich vorbereitenden Umschwungs immer unverkennbarer hervortreten. Die großen geschichtlichen Ereignisse, deren Zeuge wir gewesen, die große politische Arbeit, mit deren Lösung Staat und Kirche der Gegenwart zum Theil unter schweren Kämpfen und gewaltsamen Zuckungen beschäftigt sind, haben auch für die Vergangenheit, die nähere sowol wie die fernere, ein lebendigeres und namentlich praktischeres Interesse erweckt: mit der Steigerung des politischen Interesses ist auch eine Steigerung des geschichtlichen Verständnisses, eine Schärfung des geschichtlichen Sinnes verbunden gewesen. Unsere Geschichtschreiber sind von dem lebendigen, dem belebenden Geiste der wieder einmal gewaltig einherschreitenden Geschichte ergriffen worden: in immer weitern Kreisen sehen wir von ihnen die bisher so ängstlich festgehaltenen Schranken der zünftigen Fachwissenschaft niederreißen, wir sehen sie öfter als sonst hinaustreten aus dem vornehmen Kreise der in ihrer besondern Sprache zueinander redenden Gelehrten, um zu der großen Gesammtheit der Gebildeten, zu der an der geschichtlichen Arbeit der Gegenwart schaffenden Nation zu sprechen; wir sehen andererseits, daß diese ihnen eifriger entgegenkommt, das so Gebotene mit lebhafterer Theilnahme aufnimmt, weil sie eben zu der Erkenntniß gelangt ist, daß diese scheinbar so fernab liegenden Dinge auch für die Gegenwart von der höchsten Bedeutung sind und zu einem vollen Verständniß derselben nicht mehr entbehrt werden können.

Manche der neuerschienenen historischen Werke lassen sogar deutlich erkennen, daß sie ihre Entstehung unmittelbar dem Bedürfnisse verdanken, über viel umstrittene Fragen auch weitern Kreisen unparteiische Aufklärung zu verschaffen und damit die Möglichkeit zu einem rein sachlichen Urtheile an die Hand zu geben. In dieser Beziehung möchten wir das Buch von J. Huber: „Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt" (Berlin 1873), als ein Musterstück geschichtlicher Darstellung hervorheben. Nicht blos was die Benutzung des reichhaltigen Quellenmaterials und der übermäßig großen und stets noch anschwellenden Literatur über diesen Gegenstand angeht, sondern vorzugsweise wegen des gemäßigten und durchaus objectiven Urtheils, welches den Jesuitenorden in seiner geschichtlichen Bedeutung, aus der Zeit seines Entstehens, in den ihm dadurch gegebenen Bedingungen und durch dieselben gestellten Aufgaben zu erfassen und darzustellen mit Erfolg bemüht gewesen ist, verdient das Huber'sche Werk die größte und allgemeinste Beachtung und wird weit über den augenblicklich schwebenden Kampf hinaus auch für die Wissenschaft von Bedeutung bleiben. Eine ähnliche Bedeutung hat für ein anderes, jedoch verwandtes Gebiet das vortreffliche Buch von H. B. Oppenheim: „Benedict Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie 1848—1870" (Berlin 1873). In dem Rahmen der politischen Biographie werden da die wichtigsten Fragen, welche die preußische Politik im Innern und nach außen hin in dem umgrenzten Zeitraume zu lösen gehabt und in Angriff genommen hat, eingehend gewürdigt: die Entwickelung der Stellung Waldeck's zu denselben wächst, wie das bei dem hervorragenden Antheil, den Waldeck an allen diesen Dingen genommen, und der maßgebenden Rolle, die er dabei gespielt hat, natürlich ist, dem Biographen unter den Händen zu einer Geschichte der politischen Parteien in Preußen und wird eben dadurch auch für die allerneueste und noch mitten im Fluß befindliche Weiterentwickelung dieser Verhältnisse von dem höchsten Interesse. Auf die Beziehungen der jetzt mehr und mehr sich voneinander scheidenden liberalen Parteien fällt manches neue und sehr dankenswerthe Licht; vornehmlich aber wird der Leser doch an die Achtung gebietende Gestalt des edeln Waldeck gefesselt. Der klaren und unbefangenen politischen Einsicht desselben wird ebenso wie seinem rückhaltslosen Freimuth ein ehrendes Zeugniß ausgestellt durch die scharfe Selbstkritik, die Waldeck an sich und

Digitized by Google

den von ihm vertretenen Ansichten übt. Dafür ist es besonders bezeichnend, daß Waldeck am Abend seines Lebens offen bekannte, die so lange geführte Leitung der politischen Entwickelung nicht mehr in der Hand zu haben; er fühle gewissermaßen, daß die neue Zeit mit ihren neuen Aufgaben auch neue Menschen und neue Ideen nöthig habe.

So unmittelbar wie bei diesen beiden Werken freilich treten die Beziehungen zur Gegenwart, das Hervorwachsen aus ihr und die Tendenz, auf sie zu wirken, bei den übrigen Novitäten der historischen Literatur, die uns das letzte halbe Jahr gebracht hat, nicht hervor; deshalb wählen wir für ihre Besprechung zu übersichtlicherer Veranschaulichung des Geleisteten die übliche Gruppirung nach den drei großen Hauptabschnitten der Geschichte.

Auf dem Gebiete der alten Geschichte, welches im Vergleiche mit der Bevorzugung, die es ehemals genoß, jetzt, wenn auch nicht gerade vernachlässigt, so doch sehr spärlich angebaut wird, muß zunächst als ein geradezu Epoche machendes Werk hervorgehoben werden: „Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias. Kritische Untersuchungen zur Geschichte der ältern Republik", von K. W. Nitzsch (Berlin 1873). Der gelehrte Verfasser, der sich im Gebiete der alten Geschichte ebenso wie in dem des Mittelalters als einen scharfsinnigen Kritiker bewiesen und durch eine kühne Fragestellung seinen Fachgenossen manche hart umstrittene Controverse hingeworfen hat, weist in dem ersten Abschnitte dieses seines neuesten Werkes die annalistischen Quellen nach, aus denen Livius und Dionysius von Halikarnaß, die Hauptträger unserer Kenntniß der ältern römischen Zeit, ihre Darstellung geschöpft haben; er findet dieselben in den Annalen des Fabius Victor, des Valerius Antias und des Licinius Macer; der zweite, umfangreichere und besonders interessante Theil des Werkes gibt dann eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung dieser Annalistik und eine Charakteristik derselben nach Inhalt, Form und Tendenz, und zeigt so in ansprechendster Form, wie ganz schlecht es mit der quellenmäßigen Begründung unserer Kenntniß von der ältern römischen Geschichte bestellt ist. Wirkungen dieser in ihrer Art Epoche machenden Arbeit werden wir in der Behandlung der römischen Geschichte ohne Frage in Zukunft noch oft begegnen. Ferner haben wir hier zu verzeichnen zwei neue Bände (zweiter und dritter) von Wilhelm Ihne's „Römischer Geschichte" (Leipzig 1873), welcher wir bei dem Erscheinen des ersten Bandes als eines verdienstlichen, auf selbständiger Forschung beruhenden und sich durch ansprechende Darstellung empfehlenden Werkes an dieser Stelle Erwähnung gethan haben. Mit dem zuletzt erschienenen dritten Bande ist die Darstellung, die äußere Entfaltung der römischen Macht zur Weltherrschaft verfolgend bis zu dem Jahre, mit dem die rückläufige Bewegung, zunächst der innere Zersetzungsproceß beginnt, dem Jahre 133 n. Ch. vorgeschritten; der Verfasser ist seiner von vornherein befolgten Methode treu geblieben, indem er jederzeit auf die Quellen zurückgeht und die Darstellung durch stete Verweisung auf diese belegt, wodurch auch dem nicht zünftig gebildeten Leser ein Nachprüfen ermöglicht, namentlich aber ein Einblick in die wissenschaftliche Methode gestattet wird.

Von den geschichtlichen Werken, die ihren Stoff dem Mittelalter entlehnen, räumen wir billig den ersten Platz ein der Fortsetzung, mit welcher Wilhelm von Giesebrecht die zahlreichen Verehrer seiner allmählich zu einem Gemeingut der ganzen Nation gewordenen „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Braunschweig) nach langer, schmerzlich empfundener Unterbrechung erfreut hat. Möge dem Werke nun ein gleichmäßigeres und schnelleres Fortschreiten beschieden sein. Denn wieder ist es nur eine Abschlagszahlung, die uns geboten wird: die erste Abtheilung des vierten Bandes, mit dem wir in die große staufische Zeit eintreten, erzählt die Geschichte Lothar's III. und Konrad's, des ersten staufischen Königs, der die künftige Größe seines Hauses so wenig ahnen ließ, bis zum Jahre 1146; hoffentlich läßt die zweite Abtheilung, welche die Geschichte Konrad's zu Ende führen und die Quellennachweisungen enthalten soll, nicht zu lange auf sich warten; im Interesse des Werkes selbst und seiner frischern und vollern Wirksamkeit auf das Publikum muß man dieses wünschen. Einer Charakteristik der Giesebrecht'schen Geschichtschreibung glauben wir uns im übrigen billig enthalten zu können. Inzwischen ist denn auch die Lücke, welche die neuern, mit so vielem Eifer geführten geschichtlichen Studien in der Behandlung gerade der großen staufischen Zeit auffallenderweise gelassen hatten, endlich vollends ausgefüllt worden. Von Hans Prutz' „Kaiser Friedrich I."

Digitized by Google

ist der dritte Band (Leipzig 1874) erschienen. Derselbe behandelt die Zeit vom Venetianischen Frieden 1177 bis zu dem Ende des großen Kaisers in den Fluten des Saleph auf dem Kreuzzuge 1190. Nächst der Zertrümmerung der welfischen Macht durch den Sturz Heinrich's des Löwen tritt als durch diese neueste Behandlung vielfach aufgeklärt und in ein anderes Licht gestellt namentlich die Geschichte der Unterhandlungen mit den lombardischen Städten in den Vordergrund, welche zum Abschluß des Konstanzer Friedens und damit zu einer glänzenden Restaurirung der kaiserlichen Macht auf ganz neuen Grundlagen führten. Besonderes Interesse wird außerdem gerade in unsern Tagen der Kampf erregen, welchen Kaiser Friedrich I. in den letzten Jahren seiner ruhmreichen Regierung gegen die erneuten und gesteigerten Anmaßungen der Hierarchie zu führen hatte, aus dem er aber als triumphirender Sieger hervorging, namentlich weil die deutschen Bischöfe jener Zeit, anders als ihre Nachfolger in unsern Tagen, von nationalem Ehrgefühl, von deutscher und reichstreuer Gesinnung erfüllt, ihm entschlossen zur Seite standen und die staatsfeindlichen Intriguen der Curie kläglich zu Falle brachten. Für die Freunde der geschichtlichen Entwickelung der Reichsverfassung im Mittelalter wird die rechtshistorische Untersuchung von Dr. Friedrich Schirrmacher, dem bekannten Historiographen Kaiser Friedrich's II. und der Epigonen der Hohenstaufen, über „Die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums" (Berlin 1874) von Interesse sein, während die „Aelteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911" von Dr. E. A. Quitzmann (München 1873) sich auf ein dunkles und schwieriges Gebiet gewagt hat, welches nur für Fachmänner von Interesse ist.

Für die Geschichte des Reformationszeitalters haben wir zunächst in der zweiten Hälfte des zehnten Bandes der „Allgemeinen Weltgeschichte" von Dr. Georg Weber (Leipzig 1873) eine mit allen den hinreichend bekannten Vorzügen ausgestattete, im besten Sinne des Wortes populäre Zusammenfassung des von der wissenschaftlichen Forschung bisher Gewonnenen zu verzeichnen, stellen aber unmittelbar daneben die „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit" von Wilhelm Maurenbrecher (Leipzig 1874), weil uns dieselben trotz des anspruchslosen Titels vollkommen geeignet scheinen, die gesammte Auffassung des Reformationszeitalters wesentlich umzugestalten, jedenfalls bedeutend zu vervollkommnen und zu erweitern. Maurenbrecher, der sich schon durch sein 1865 erschienenes Buch „Karl V. und die deutschen Protestanten" als einen gründlichen Forscher auf diesem Gebiete bewährt hat, bietet uns hier eine Anzahl schon früher — meist in den „Grenzboten" — veröffentlichter Aufsätze zum Theil umgearbeitet, vielfach ergänzt und erweitert, welche in ihrem Zusammenhange die Grundlinien und die entscheidenden Momente seiner eigenthümlichen Auffassung der Reformation ins Licht zu setzen geeignet sind. Als besonders charakteristisch und anregend heben wir hier blos Einen Punkt heraus. Im Gegensatze zu der gewöhnlichen Auffassung, welche in der Reformation ein aus deutschem Geiste entsprungenes Ereigniß sieht, welches in seinem Verlaufe und in seinen Wirkungen dem entsprechend denn auch auf die germanischen Völker beschränkt geblieben ist, thut Maurenbrecher — wie uns scheinen will, völlig schlagend — dar, daß der Drang nach Besserung der Kirche im 15. Jahrhundert bei den romanischen Völkern, namentlich infolge ihrer eigenthümlichen Entwickelung bei den Spaniern nicht minder rege, ja weit reger war als bei den Deutschen, und daß in Spanien im Gegensatz zum Papstthum unter Leitung einer streng kirchlichen Partei im innigsten Zusammenwirken mit der königlichen Macht, welche unter Ferdinand und Isabella eben dieser reformatorischen Richtung diente, das mit vollständigem Erfolge durchgeführt worden ist, was man überall sonst vergeblich erstrebte, eine Erneuerung, eine Reformation der mittelalterlichen Kirche, sodaß man strenggenommen nur in Spanien von einer Reformation sprechen kann, während in Deutschland u. s. w. statt einer solchen vielmehr eine Revolution eintrat. Die Skizzen, die Maurenbrecher von dieser Bewegung entwirft und die uns völlig überzeugt haben, erwecken den lebhaften Wunsch, daß es dem Forscher vergönnt sein möge, sein größeres Werk über diesen Gegenstand einem baldigen Abschluß entgegenzuführen. In die spätern, weniger erfreulichen Zeiten der deutschen Reformation führt uns der vierte Band von Ch. F. von Stälin's „Würtembergischer Geschichte"; derselbe behandelt die Zeit der Herzoge Christoph und Ludwig (1550—93) und gibt namentlich von der durch dieselben begonnenen organisatorischen Gesetzgebung ein bis in das kleinste Detail sorgfältig ausgeführtes Bild. Seit dem vor mehr als 30 Jahren er-

Digitized by Google

folgten Erscheinen des ersten Bandes genießt Stälin's „Würtembergische Geschichte" den wohlverdienten Ruhm, ein unübertroffenes Muster einer Specialgeschichte aufgestellt zu haben, von der denn auch die allgemeine deutsche Geschichte die mannichfachste Anregung und Förderung erfahren hat; um so schmerzlicher empfindet man den inzwischen erfolgten Tod des hochverdienten Historikers, mit dem nicht blos die Hoffnung, das in seiner Art einzig dastehende Werk noch vollendet zu sehen, vereitelt, sondern in die Reihe der deutschen Geschichtsforscher eine Lücke gerissen ist, die durch keinen Ersatzmann ausgefüllt werden wird. Von Moritz Ritter's „Geschichte der deutschen Union", welche sich die Darstellung der unerquicklichen, dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges unmittelbar vorausgehenden Zeiten zur Aufgabe gemacht hat und auf einer reichen Fülle bisher ungenutzter archivalischer Materialien beruht, ist nach längerer Pause der zweite Band erschienen, welcher zunächst die Zeit des unentschiedenen Schwankens (1603—6) behandelt, dann die „Revolution in Oesterreich", d. h. die Erhebung Matthias' gegen Rudolf II., weiterhin die Revolution im Reiche, die Verbindung und die Union Heinrich's IV. von Frankreich und Christian's von Anhalt und den donauwörther Handel, welcher den Ausbruch des Religionskrieges in unmittelbarste Nähe rückte, berichtet und endlich eine detaillirte, actenmäßige Darstellung gibt von der Gründung der Union im Jahre 1608. In einzelnen Punkten berührt sich mit dem verdienstlichen Ritter'schen Werke das Buch von Martin Philippson: „Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa 1598—1610" (Berlin 1873), von welchem der zweite Band erschienen ist. Derselbe gibt unter fleißiger Benutzung der umfangreichen und weitzerstreuten Literatur und auch archivalischer Materialien eine gutgeschriebene und interessante Schilderung der innern politischen, kirchlichen, socialen und wirthschaftlichen Zustände Frankreichs und Spaniens, des aufsteigenden und des absterbenden Staates, welche den damals eintretenden totalen Umschwung in der europäischen Machtstellung leider auch von dieser Seite her vollständig begreifen läßt.

Wenden wir uns nunmehr, die große Masse der Monographien von untergeordneterer Bedeutung und die blos auf die Fachgelehrten berechneten gelehrten Untersuchungen beiseitelassend, dem Felde der neuern Geschichte zu, welches aus nahe liegenden und oben im Eingange kurz angedeuteten Gründen besonders fleißig angebaut wurde, so haben wir zunächst als eine besonders dankenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur zu verzeichnen den zweiten Band von Karl von Noorden's „Europäischer Geschichte im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg" (Düsseldorf 1874). Um die Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges als den Mittelpunkt gruppirt gibt uns von Noorden hier eine im größten Maßstabe angelegte Geschichte der innern und der äußern Politik der europäischen Staaten bis zum Schlusse des Jahres 1707. Besondere Berücksichtigung finden, wie schon früher, die Verhältnisse Englands, dessen Entwickelung der Verfasser mit einer gewissen Vorliebe auch in die Einzelheiten der parlamentarischen Kämpfe hinein verfolgt. Die Schätze der wichtigsten der europäischen Staatsarchive, namentlich die des in neuerer Zeit mit so unübertroffener Liberalität der Wissenschaft zur Verfügung gestellten wiener Staatsarchivs, sind in der erschöpfendsten Weise benutzt ist und damit eine Fülle neuer Aufklärung gewonnen worden. Welchen Fortschritt die geschichtliche Kunst in Forschung und Darstellung gemacht hat recht deutlich zu erkennen, gibt gerade das von Noorden'sche Werk Gelegenheit, wenn man es mit den entsprechenden Abschnitten der ihrerzeit so verdienstlichen und noch heute nicht entwertheten Schlosser'schen „Geschichte des 18. Jahrhunderts" vergleicht. Der stofflichen Verwandtschaft wegen stellen wir dem von Noorden'schen Werke die neue Arbeit von S. Sugenheim an die Seite: „Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen Nordischen Kriege (1700—21)", welche als zweiter Theil der zweiten Reihe der „Deutschen Nationalbibliothek: Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart" erschienen ist. Unter gewissenhafter Benutzung der ältern Literatur, ohne gelehrte Zuthaten, in ansprechend populärer Form werden die Zustände Deutschlands zu Beginn des 18. Jahrhunderts und ihre den nationalen Interessen und der Ehre des Reiches so nachtheilige Entwickelung unter dem Einflusse der großen Umwälzung geschildert, welche sich in Europa durch den Zusammenbruch der schwedischen Großmacht im Norden und die Zerschlagung der

Digitized by Google

spanischen Monarchie im Süden Europas vollzog. Wie alle Sugenheim'schen Arbeiten empfiehlt sich auch diese durch die Frische und Lebhaftigkeit des Vortrags; befremdlich dagegen erscheint uns die dem Buche vorausgesetzte Vorrede. Differenzen mit einem frühern Verleger und Nörgeleien mit einem ungefälligen Bibliothekar gehören nicht vor das Publikum.

Als eine längstersehnte Erscheinung begrüßen wir dann einen neuen Band von des unermüdlichen Johann Gustav Droysen „Geschichte der preußischen Politik", mit welchem das zu einem von dem Verfasser selbst wol nicht geahnten Umfange anwachsende Werk endlich in die Behandlung der Zeit „König Friedrich II." (Leipzig 1874) eingetreten ist. Die Vorzüge dieses Droysen'schen Werkes sind ebenso wie die als Schwächen zu bezeichnenden Eigenthümlichkeiten desselben hinreichend bekannt und auch an dieser Stelle früher wiederholt erörtert worden. Geistvolle Auffassung, staunenswerthe Beherrschung des Materials bis in die kleinsten Details hinein, lebendiger, hier und da packender Vortrag gereichen diesem Bande wie seinen Vorgängern zur Zierde; doch auch hier wieder sieht man den Verfasser sich nur allzu oft mit einer gewissen Vorliebe in die Irrgänge des diplomatischen Für und Wider verlieren und statt auf der großen, dem sicher erkannten Ziele zustrebenden Straße der preußischen Politik zu bleiben, alle, auch die resultatlosen als irrig aufgegebenen Ansätze und Anläufe mit oft ermüdender Ausführlichkeit behandeln. Von allem andern abgesehen erregt dieses Verfahren namentlich ein schweres Bedenken: wie denkt Droysen auf diese Weise auch nur bis zum Ende der Regierung Friedrich's des Großen — der neue Band reicht bis zum Ende des ersten Schlesischen Krieges — zu kommen? Höchst interessant und lehrreich für die Erkenntniß der in der Behandlung gerade der preußischen Geschichte gegeneinander kämpfenden Richtungen ist es, dem Droysen'schen Buche das neueste Werk Leopold von Ranke's an die Seite zu stellen. Unter dem Titel „Genesis des preußischen Staates. Vier Bücher preußischer Geschichte", von Leopold von Ranke (Leipzig 1874), hat der Altmeister der deutschen Historiker das erste, allgemein einleitende Buch seiner zuerst 1847 erschienenen „Neun Bücher preußischer Geschichte" vollständig umgearbeitet, zu vier Büchern erweitert, also eigentlich zu einem ganz neuen Werke umgeschaffen in die Oeffentlichkeit gesandt. Ueber die „Neun Bücher preußischer Geschichte" sind bekanntlich seinerzeit selbst im Kreise der erklärten Verehrer Ranke's die Stimmen sehr getheilt gewesen; die „Genesis des preußischen Staates" aber stehen wir keinen Augenblick an zu dem Bedeutendsten zu zählen, was Ranke überhaupt geschaffen hat. Die Ereignisse der Jahre seit 1866 müssen ja gerade auf die Auffassung und Beurtheilung der geschichtlichen Entwickelung des preußischen Staates maßgebenden Einfluß üben; die Beziehungen der Hohenzollern'schen Politik zu den Schicksalen Deutschlands, ihre Bedeutung für die Gesammtheit der geschichtlichen Entfaltung sind ja in ganz anderer, viel nachdrücklicherer Weise als bisher in den Vordergrund getreten und allgemein erkennbar geworden. Von diesem historisch-politischen Gesichtspunkte aus, welcher ganz gegen Ranke's sonstige Manier die jüngste Gestaltung der preußisch-deutschen Schicksale und die darauf beruhende Zukunft jeder Zeit scharf im Auge behält, zeichnet Ranke mit Meisterhand in großem Stile und mit der festesten, bestimmtesten Linie das Werden und Wachsen des preußischen Staates von seinen ersten Anfängen bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen; nur das wirklich geschichtlich Werthvolle, nur das wahrhaft fruchtbar Gewordene, nicht die Anläufe ohne Ergebnisse, nicht die gescheiterten Versuche hat er in seine Darstellung aufgenommen, und eben darin, daß er so sich beschränkend die Summe des historisch gewordenen festen Bestandes, auf dem die Entwickelung Preußens 1740 zu beruhen hatte, in krystallklarer Uebersichtlichkeit zu ziehen gewußt hat, liegt das hohe Verdienst dieser neuesten Ranke'schen Schöpfung.

Wenn man den Weg, der in diesem Werke für die Erforschung der preußischen Geschichte vorgezeichnet ist, consequent weiter verfolgt, so wird ein reicher Gewinn zu machen sein, und zwar nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die bessere praktisch-politische Erkenntniß. Endlich ist es ja wol allgemeiner anerkannt worden, daß der preußische Staat nicht blos durch seine militärische Kraft zu dem Platze, den er jetzt einnimmt, aufgestiegen ist, sondern seinen Beruf, den deutschen Staat zu bilden, vornehmlich dargethan hat durch die consequente, unermüdliche, selbsterziehende Arbeit an der Entwickelung und Ausgestaltung des eigenen Staates. Einen werthvollen Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntniß in dieser Richtung gibt die „Geschichte des preußischen

Digitized by Google

Beamtenthums vom Anfange des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart" von S. Isaacsohn, von welcher der vorliegende erste Band (Berlin 1874) das Beamtenthum in der Mark Brandenburg von 1415, dem Eintritt der Hohenzollern, bis 1604, der Stiftung des Geheimen Staatsraths, behandelt, unter gewissenhafter Benutzung der reichlich vorhandenen, gedruckten und ungedruckten Urkundenmaterialen und Acten. Nach einer andern Seite hin wurde die Erkenntniß der Eigenart des preußischen Staates gefördert und einer immer gerechtern Würdigung der geschichtlichen Verdienste desselben um die deutsche Nationalität und ihre Gestaltung vorgearbeitet durch das stattliche Buch: „Hohenzollern'sche Colonisationen. Ein Beitrag zu der Geschichte des preußischen Staates und der Colonisation des östlichen Deutschlands", von Dr. Max Beheim-Schwarzbach (Leipzig 1874). Die Aufnahme fremder Colonisten und die befruchtende Verschmelzung derselben mit dem eigenen Volksthum ist eine öfter wiederkehrende, bedeutende Erscheinung in der preußischen Geschichte. Die Lebensfähigkeit des preußischen Staates, die Culturkraft seines Volksthums hat sich gerade darin besonders nachdrücklich und segensreich bethätigt; mehr als einmal hat Preußen, seinem in des Großen Kurfürsten Zeiten übernommenen Berufe getreu, den um des Glaubens willen aus ihrer Heimat Geflüchteten gastlich und zum Segen für beide Theile seine Grenzen geöffnet. Diese Colonisationen, die mit der Gesammtpolitik der Hohenzollern aufs genaueste zusammenhängen, einmal unter einem einheitlichen Gesichtspunkte in ihrem geschichtlichen Verlaufe darzustellen, war eine dankbare Aufgabe und ist hier in wol befriedigender Weise gelöst worden.

Eine seit einem Jahrhundert schwebende, noch zuletzt mit erneuter Leidenschaftlichkeit erörterte und in dem die Gegenwart erfüllenden politischen Kampfe oft in der gehässigsten Weise ausgebeutete Controverse freuen wir uns endlich ein für allemal zu Grabe getragen, für alle Urtheilsfähigen aus dem Gebiete weiterer Erörterung gerückt zu sehen durch das dreibändige Werk: „Die erste Theilung Polens", von Adolf Beer (Wien 1873). Auf Grund der eingehendsten archivalischen Forschung führt Beer den unwiderleglichen Beweis dafür, daß der erste entscheidende Anstoß zur Theilung Polens 1773 von Oesterreich gegeben und in Petersburg mit Begierde aufgenommen worden ist; die gehässigen Vorwürfe, die man gegen den großen Preußenkönig als den Urheber der Theilung zu schleudern pflegte, fallen als völlig unhaltbar in Nichts zusammen. Als eine interessante Ergänzung zu diesem Werke sei hier gleich eine neueste dankenswerthe Publication desselben fleißigen Forschers erwähnt: „Friedrich II. und Van Swieten. Berichte über die zwischen Oesterreich und Preußen geführten Verhandlungen, die erste Theilung Polens betreffend", herausgegeben von Adolf Beer. (Leipzig 1874).

Endlich wollen wir noch aus der die Geschichte der Gegenwart behandelnden historischen Literatur wenigstens die bedeutendsten Erscheinungen kurz erwähnen. Alte, gern gesehene und zu schneller Orientirung unentbehrlich gewordene Bekannte begrüßen wir in dem zweiten Bande der „Geschichte der Jahre 1867 bis 1871" von Eduard Arnd (Leipzig 1873), welcher die „Geschichte der außereuropäischen Staaten" in der bekannten klaren, übersichtlichen und umsichtigen Weise behandelt, und in dem „Das Jahr 1872" darstellenden sechsten Bande der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Berlin). Walter Rogge's interessantes, hier und da freilich seinen publicistischen Ursprung an sich tragendes Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" ist mit dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes, welche den Kampf um das Reichsparlament und den Kampf mit dem Föderalismus behandeln, schnell zu dem verheißenen Abschluß geführt worden. Nicht ohne Wehmuth endlich gedenken wir des seinen allgemein anerkannten Vorgängern sich würdig anschließenden vierten (Schluß-)Bandes der „Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart", von Dr. Hermann Reuchlin (Leipzig 1873), dessen hochverdienter Verfasser die Veröffentlichung des mit rastlosem Fleiße zu Ende geführten Werkes leider nicht mehr hat erleben sollen; die hier gebotene Darstellung der letzten Zeiten Cavour's und der Vollendung der nationalen Einheit von 1860 bis 1870 läßt die so oft gerühmten trefflichen Eigenschaften Reuchlin'scher Geschichtschreibung im hellsten Lichte erscheinen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

John Stuart Mill.

Von

Friedrich Althaus.

Der Versuch einer Charakteristik John Stuart Mill's ist seit kurzem wesentlich erleichtert durch die in seinem Nachlasse vorgefundene „Selbstbiographie", die seinen Verordnungen gemäß bald nach seinem Tode veröffentlicht wurde.*) Dies posthume Werk des berühmten Philosophen ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Es bildet nicht blos eine interessante Ergänzung seiner schriftstellerischen Thätigkeit; es liefert zugleich Beiträge zu der Geschichte seiner Zeit und Einblicke in die Erziehung und Entwickelung eines ihrer hervorragendsten Charaktere, welche als einzig in ihrer Art bezeichnet werden dürfen. Leider ist die Zahl von Selbstbiographien bedeutender Menschen nur zu gering; unter den vorhandenen entwirft aber wol keine das Bild eines so völlig ungewöhnlichen Entwickelungsganges wie diese. Wie Mill selbst bemerkt, war es besonders der Wunsch, eine Darstellung dieses Entwickelungsganges zu hinterlassen, als Beispiel von dem, was die Erziehung aus dem Menschen machen könne, was ihn zur Abfassung seiner Lebensgeschichte bewog. Sodann war er der Ansicht, daß in der Uebergangsepoche, in welcher das gegenwärtige Geschlecht sich befindet, die Schilderung des Wachsthums eines Geistes, der immer vorwärts strebt, der immer gleich bereit ist, von seinen eigenen Gedanken wie von denen anderer zu lernen und zu verlernen, von Interesse sein müsse. Endlich (und auch dies letztere Motiv ist charakteristisch) empfand er es als ein Bedürfniß, die Verpflichtungen anzuerkennen, welche seine intellectuelle und seine moralische Entwickelung andern Personen schulde, „von denen einige in hohem Ansehen stehen, andere weniger bekannt seien, als sie es verdienen, und der eine, dem er am meisten verdanke, ein Mann sei, den kennen zu lernen es der Welt an Gelegenheit gefehlt habe". Der Zweck dieser „Selbstbiographie" ist daher wesentlich ein praktischer. Wenn nur die Thorheit verlangen oder erwarten kann, daß ein Werk, in welchem der Denker sich selbst zum Gegenstande setzt, ohne Selbstgefühl sein solle, so mag es andererseits wenige biographische Bekenntnisse geben, denen der Reiz der Selbstbespiegelung ferner liegt, denen das Motto „Wahrheit ohne Dichtung" in besserm Sinne und höherm Grade zukäme. Dennoch fehlt es der Lebensgeschichte Mill's nicht an romantischen Elementen. In jedem Falle darf es als ein seltener Vorzug gelten, bei dem Bemühen ein Lebensbild des Dahingeschiedenen zu entwerfen und seinen Einfluß auf die Bildung und Denkweise seiner Zeit zu wür-

*) Vgl. „Autobiography. By John Stuart Mill" (London 1873).

Digitized by Google

digen, ein Werk zu Grunde legen zu können, das ihn zeigt, wie er sich selbst sah und dessen Mittheilungen zu dem, was bereits früher über sein Leben und seine Thätigkeit bekannt war, die wünschenswertheste Ergänzung bilden.

Man hat oft die Ansicht geäußert, daß große Männer den Haupttheil ihrer Begabung ihren Müttern verdanken. Bei Mill fand das gerade Gegentheil statt. Seine Mutter (eine auffallende Thatsache) wird in seiner „Selbstbiographie" nicht einmal erwähnt*), und sofern die Bildung des Geistes und Charakters durch äußere Einflüsse überhaupt möglich ist, war sie bei Mill das fast ausschließliche Werk seines Vaters. Sein Vater war der Eine, dem er, nach dem Geständniß in der oben angeführten Stelle, „das meiste verdankte"; er selbst, seine Natur und seine Geschichte, sind daher nur im Lichte dieses väterlichen Einflusses wahrhaft zu begreifen. Wenn Mill hinzufügt: es habe der Welt an Gelegenheit gefehlt, jenen Einen kennen zu lernen, so gilt diese Bemerkung allerdings vorzugsweise von dem persönlichen Charakter des Vaters, wie er sich im Privatleben darstellte; denn im übrigen war der Vater John Stuart Mill's keineswegs ein der Welt unbekannter Mann. Im Jahre 1775 als Sohn eines Schuhmachers und Farmers in dem schottischen Dorfe Northwater Bridge, in der Grafschaft Angus, geboren, erregte James Mill durch seine Talente früh die Aufmerksamkeit Sir John Stuart's, eines benachbarten Gutsherrn, wurde durch diesen in den Stand gesetzt, in Edinburgh Theologie zu studiren, entsagte aber, nachdem er schon als Prediger ordinirt war, infolge der Erkenntniß, daß er weder die Dogmen der presbyterianischen noch irgendeiner andern Kirche glauben könne, der theologischen Laufbahn und widmete sich dem Lehrberuf, bis er zu Anfang unsers Jahrhunderts nach London übersiedelte, wo er sich verheirathete und viele Jahre lediglich durch schriftstellerische Arbeiten erhielt. Inmitten der großen Kriege jener Epoche, der Blütezeit des modernen englischen Toryismus, war dies für einen unbemittelten Mann von Mill's Ueberzeugungen keine geringe Errungenschaft. Denn auch in politischer Hinsicht hatte er mit den herrschenden Traditionen gebrochen und kühn einem demokratischen Radicalismus gehuldigt. Aehnlichkeit der Ideen und des Charakters führten ihn bald nach seiner Niederlassung in London mit dem damaligen Führer der englischen Radicalen, Jeremy Bentham, zusammen und als Mitarbeiter und Apostel Bentham's gewann er dann in England Ansehen und Einfluß. Noch allgemeiner wurde James Mill der Welt bekannt durch seine 1818 erschienene „History of British-India", ein Werk des Fleißes, der Gelehrsamkeit und philosophisch-staatsmännischer Einsicht, das für seine Zeit Epoche machte und dem Verfasser den Weg zu einem hervorragenden Posten in der Regierung der Ostindischen Compagnie in London bahnte. Später bewährte er den seltenen Umfang seiner Fähigkeiten, als Nationalökonom durch seine „Elements of political economy" (1821), als Philosoph durch seine „Analysis of the phenomena of the human mind" (1829). Die Erklärung des Sohnes: die Welt habe keine Gelegenheit gehabt, seinen Vater kennen zu lernen, erleidet daher, wie schon bemerkt, weniger auf seinen öffentlichen als auf seinen Privatcharakter Anwendung. Außerdem mag sie als der Ausdruck der Ueberzeugung gelten, daß in den Schriften des ältern Mill nur ein verhältnißmäßig geringer Theil seiner Leistungsfähigkeit zur Erscheinung gekommen, daß er, so groß sein persönlicher Einfluß auf seine Umgebung war, nach außen eine weit glänzendere Rolle hätte spielen können, wenn nicht seine Anstellung im India House ihn von einer directern Theilnahme an den Bewegungen der Zeit, und besonders von einer parlamentarischen Laufbahn, ausgeschlossen hätte. Eine eingehende Schilderung des Vaters

*) Einem Kritiker in der „Edinburgh Review" zufolge, der sich ihrer erinnert, war sie eine unbedeutende Frau, die ganz in der Sorge für den Haushalt aufging und neben dem Vater vollständig verschwand.

Digitized by Google

war unter allen Umständen zum Verständniß der Entwickelung des Sohnes unerläßlich, und der Leser wird es dem Verfasser der „Selbstbiographie" Dank wissen, daß er die Galerie der Zeitgenossen um ein so merkwürdiges Charakterbild vermehrt hat, zu dessen Zeichnung niemand besser befähigt war als er, und dessen Betrachtung zugleich auf seine eigene Lebensgeschichte ein so bedeutungsvolles Licht wirft.

John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren, der älteste von einer Familie von sieben Kindern. Die erste wichtige Thatsache seines Lebens war der Entschluß seines Vaters, seine Erziehung selbst zu übernehmen, und der Geist, in welchem dieser Entschluß ausgeführt wurde. James Mill befand sich in dem damaligen England wie mit seinen religiösen und politischen Ansichten, so auch mit seinen Ideen über Erziehung in einer verschwindenden Minorität. Er hatte den Glauben an die herrschenden Grundsätze nicht mit Unglauben oder Gleichgültigkeit, sondern mit neuen Ueberzeugungen vertauscht, denen sein ernster Puritanercharakter das volle Gewicht religiöser Wahrheiten verlieh, und dieser Ernst der Ueberzeugung verbot ihm, seine Kinder der Erziehung von Lehranstalten anzuvertrauen, die seiner Meinung nach auf falschen Grundlagen ruhten. Außerdem hatte er als Erfahrungsphilosoph seine eigenen Ansichten über die möglichen Einflüsse der Erziehung. Ein abgesagter Gegner der Lehre von den angeborenen Ideen, schrieb er der Entwickelung von innen heraus eine sehr geringe, der Wirkung äußerer Einflüsse eine beinahe unbegrenzte Macht zu. Seiner Meinung nach wurde der Mensch wesentlich das, was diese Einflüsse aus ihm machten. Zu dem Wunsche, seinem Sohne die bestmögliche Erziehung zu geben, gesellte sich daher die Ueberzeugung, daß der bildende Einfluß der Erziehung kaum zu früh beginnen könne. In der That begann James Mill, den Mittheilungen der „Selbstbiographie" zufolge, seine Thätigkeit als Erzieher und Lehrer des Sohnes in einem Lebensalter, das ebenso erstaunlich früh war als die angewandte Erziehungs- und Lehrmethode ungewöhnlich. „Ich habe", sagte der jüngere Mill, „keine Erinnerung von der Zeit, als ich anfing Griechisch zu lernen; man hat mir gesagt, daß es in meinem dritten Jahre war." Zu seinen frühesten Erinnerungen über diesen Punkt gehörte das Auswendiglernen griechischer Vocabeln, die der Vater mit der danebenstehenden englischen Uebersetzung auf Stückchen Papier für ihn aufgeschrieben. Und bis zu seinem achten Jahre las er dann unter des Vaters Leitung Aesop's Fabeln, Xenophon's „Anabasis" und „Cyropädie", den ganzen Herodot, Auszüge aus Diogenes Laertius, Lucian und Isokrates und sechs Platonische Dialoge. Wie er selbst gesteht, verlangte sein strenger Lehrer in Bezug auf das Verständniß dieser Schriften mehr von ihm, als ein Knabe in seinem Alter leisten konnte, aber andererseits ging auch des Vaters Aufopferungsfähigkeit in seinem selbstgewählten Lehrberuf weit über das Gewöhnliche hinaus. Es gab um jene Zeit noch keine griechisch-englischen Wörterbücher. Der Knabe mußte daher über jedes ihm unbekannte Wort bei dem Vater Rath holen, während dieser in derselben Stube, an demselben Tische mit seinen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt war. „Er, einer der ungeduldigsten Menschen", sagte der jüngere Mill, „unterzog sich diesen fortwährenden Unterbrechungen und vollendete dabei mehrere Bände seines Geschichtswerks und alles, was er sonst während jener Jahre schrieb."

Außer dem Griechischen war während dieser ersten Epoche des Lernens der einzige eigentliche Lehrgegenstand die Arithmetik, die gewöhnlich die Abendstunden ausfüllte. Aber die Vorbereitung und die Lehrstunden in diesen Gegenständen bildeten nur einen Theil des Unterrichts im weitern Sinne des Wortes. Ein großer Theil davon bestand aus eigener Lektüre und aus Gesprächen mit dem Vater während gemeinsamer täglicher Spaziergänge. Was die selbstgewählte Lektüre des Knaben betraf, so war dieselbe mit Vorliebe auf geschichtliche Werke gerichtet. So las er zwischen seinem dritten und achten Jahre Robertson, Hume und Gibbon, Hooke's „Geschichte von Rom", Watson's „Geschichte Phi-

Digitized by Google

lipp's II. von Spanien", Burnet's „Geschichte seiner Zeit", und während des Lesens machte er sich Notizen über die wichtigsten Punkte und erzählte dann auf den Spaziergängen eines jeden Tages, was er tags zuvor gelesen. Der Vater seinerseits knüpfte an diese Berichte Erklärungen und Fragen und erweiterte den Kreis der zu lesenden Bücher durch Werke, die als solche seinen Schüler nicht angezogen haben würden, deren Einfluß ihm jedoch als wünschenswerth erschien, wie Millar's „Geschichte der englischen Constitution", Mosheim's „Kirchen- und Ketzergeschichte", Anson's und Cook's „Reisebeschreibungen" u. s. w., und auch von diesen mußte der Sohn in gewohnter Weise auf den Spaziergängen mündliche Rechenschaft ablegen. Kinderbücher wurden, wenn nicht geradezu ausgeschlossen, so doch nur spärlich zugelassen. Als Lieblingsbuch dieser Gattung erwähnt Mill „Robinson Crusoe"; außerdem las er Tausendundeine Nacht, Don Quixote, Miß Edgeworth's „Volkssagen" u. a.

Mit seinem achten Jahre begann eine zweite Epoche des Unterrichts. Er fing an, in Gemeinschaft mit einer jüngern Schwester Lateinisch zu lernen, und erhielt zugleich die ihm sehr unangenehme Aufgabe, seine jüngern Geschwister zu unterrichten oder für den väterlichen Unterricht vorzubereiten. Etwas später wurde der Stundenplan erweitert durch Geometrie und Algebra. Während dieser Epoche, deren Dauer Mill von seinem achten bis zum zwölften Jahre rechnet, las er von lateinischen Autoren Virgil, Horaz, Phädrus, Livius, Sallust, Ovid, Terenz, Lucrez, Cicero; von griechischen Homer, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Thucydides, Demosthenes, Aeschines, Polybius und Aristoteles' Rhetorik, entweder ganz oder theilweise. Daneben setzte er seine historische Lektüre fort und verfaßte, statt wie früher blos Notizen zu machen, vollständige Auszüge aus den gelesenen Werken. Auf diese Weise schrieb er eine „Römische Geschichte", eine „Universalgeschichte des Alterthums", eine „Geschichte von Holland" und endlich, zwischen seinem elften und zwölften Jahre, eine nach Hooke, Livius und Dionysius bearbeitete ausführliche „Geschichte der römischen Verfassung", die etwa einen Octavband füllte und aus der er sich, als besonders bemerkenswerth, seiner eifrigen Parteinahme für die Plebejer gegen die Patricier erinnerte. Der Vater äußerte seinen Beifall über diese nützliche Beschäftigung, verlangte aber (sehr weise, wie Mill meint) nie, das Geschriebene zu sehen. Auch zerstörte er selbst, einige Jahre später, in einem Anfall von kritischer Verachtung jene Denkmale seines Knabenalters, ohne zu ahnen, „daß er für seine ersten Schreib- und Denkversuche je ein Interesse werde empfinden können".

Ein anderer bemerkenswerther Umstand dieser zweiten Epoche war es, daß sein Vater ihn zwang, sich im Schreiben von Versen zu üben — nicht von griechischen und lateinischen Versen, womit in englischen Schulen noch immer so viel Zeit verschwendet wird, sondern von englischen Versen. Bei einem Manne, der, wie die Benthamiten im allgemeinen, eine fast abwehrende Haltung gegen die Poesie und die durch diese geweckten und gepflegten Geisteskräfte einnahm, mußte eine solche Forderung mit Recht überraschen. Auch waren die Gründe, durch die er, seiner Gewohnheit gemäß, dem Sohne gegenüber sein Verlangen motivirte, ebenso eigenthümlich als das Verlangen selbst. Ein Grund war der, daß gewisse Dinge besser und kräftiger in Versen auszudrücken seien als in Prosa, was als wirklicher Vorzug der Poesie gelten müsse. Einen zweiten Grund fand er in dem Umstande, daß die Welt im allgemeinen Versen einen höhern Werth beimesse, als dieselben verdienten, weshalb die Fähigkeit Verse zu schreiben, eine des Erlernens werthe Kunst sei. Und so schrieb denn der junge Mill auf des Vaters Geheiß Verse: Anreden an mythologische Personen oder allegorische Abstractionen, Nachahmungen anderer Dichter, metrische Uebersetzungen des Horaz — „elendes Zeug", wie er selbst erklärt, obgleich er den Nutzen dieser Uebungen in Bezug auf die Erwerbung einer gewissen Gewandtheit des Ausdrucks zugesteht. Um dieselbe Zeit las er auch Shakspeare, der

Digitized by Google

ihn etwas später zu eigenen dramatischen Versuchen begeisterte; Milton, Goldsmith und Burns, die einzigen Dichter, deren Werth sein Vater anerkannte, und Sir Walter Scott, dessen poetische Erzählungen den Knaben entzückten und dessen Lieder er zu eigenen innerlichen Weisen vor sich hinsang, ja von dem er einige Lieder zu Melodien componirte, deren er sich noch im spätern Mannesalter erinnerte. Zu seinem grenzenlosen Vergnügen und Interesse las er endlich auf eigene Faust populäre Werke über Physik und Chemie.

So hatte er nach allen Seiten rasche Fortschritte gemacht, als mit seinem zwölften Jahre eine neue Phase seiner Erziehung anfing. Die unterscheidende Eigenthümlichkeit dieser dritten Erziehungsperiode bestand darin, daß nicht sowol die Anregung zum Denken als das Denken selbst den Hauptzweck des Unterrichts ausmachte. Der Hauptgegenstand des Lernens wurde daher die Logik, und den ersten Schritt zum Studium dieser Wissenschaft bildete das Aristotelische „Organon", nebst einigen gleichzeitig gelesenen lateinischen Abhandlungen über die Logik der Scholastiker. Nachdem diese in gewohnter Weise während der Lehrstunden und auf den täglichen Spaziergängen gründlich durchgesprochen worden, folgte die „Logik" von Hobbes. Es gelang dem strengen Lehrmeister damals nicht, seinem jugendlichen Schüler den Nutzen dieser Studien vollkommen verständlich zu machen; aber in spätern Jahren schlug Mill ihren Werth sehr hoch an. „Nichts in meiner Erziehung", sagt er, „ist mir meiner Meinung nach für die Ausbildung meiner Denkfähigkeit von solchem Nutzen gewesen. Die erste Operation des Denkens, in der ich einiges Geschick erlangte, war die Zergliederung eines schlechten Beweisgrundes und das Auffinden der Stelle, wo der Trugschluß lag. Und obgleich dies Geschick dem Umstande zuzuschreiben war, daß mein Vater mich mit der größten Ausdauer darin geübt hatte, so ist es doch ebenso wahr, daß die Schullogik und die beim Studium derselben erworbenen geistigen Gewohnheiten zu den hauptsächlichsten Werkzeugen dieser Uebung gehörten. Ich bin überzeugt, daß nichts in der modernen Erziehung, wenn es gehörig angewandt wird, so geeignet ist, scharfe Denker zu bilden, die den Worten und Lehrsätzen einen klaren Sinn beilegen und sich nicht durch unbestimmte, lose, zweideutige Ausdrücke täuschen lassen. Der gerühmte Einfluß mathematischer Studien ist im Vergleiche nichts dagegen."

Man hört hier den Verfasser der deductiven und inductiven Logik, und gewiß verdient sein Ausspruch ernste Beachtung. Uebrigens waren seine Studien auch während dieser Epoche keineswegs auf die Schullogik beschränkt. Ergänzt wurden sie, außer durch die Lektüre der schwierigern lateinischen Schriftsteller, besonders durch ein sorgfältiges Studium der wichtigern Dialoge Plato's, deren sokratische Methode mit der Denkweise des ältern Mill vollkommen zusammenstimmte und auf den Geist seines Schülers einen tiefen Eindruck hervorbrachte. In Bezug auf diese Methode, mit ihrer aufklärenden Erziehung zum vorurtheilslosen Denken, betrachtete der junge Mill sich seitdem recht eigentlich als einen Platoniker, und zwar seiner Meinung nach mit weit besserm Rechte als diejenigen Philosophen, die sich nur durch die Annahme gewisser dogmatischer Schlüsse Plato's auszeichnen, „welche den am wenigsten verständlichen seiner Werke angehören und hinsichtlich deren das Wesen seines Geistes und seiner Schriften es ungewiß erscheinen läßt, ob er selbst mehr darin sah als poetische Phantasien oder philosophische Vermuthungen". Als ein anderes charakteristisches Bildungsmittel derselben Zeit erwähnt Mill die Lektüre des großen Werkes seines Vaters über Britisch-Indien. Dasselbe erschien von 1818—19 an und während des Druckes las er dem Vater das Manuscript vor, indeß dieser die Druckbogen corrigirte. Den belebenden Einfluß der vielen neuen Ideen, welche diese Lektüre in ihm weckte, erkennt Mill, mit besonderm Hinblick auf seine eigene spätere Laufbahn im indischen Staatsdienst, dankbar an. Der Vater wurde, wie schon oben erwähnt, infolge seiner vortrefflichen Leistung, und trotz seiner rückhaltslosen Kritik der Mängel der frühern Verwaltung Indiens, bereits 1819 im India House angestellt. Da

Digitized by Google

nun seitdem der Haupttheil seiner Zeit nothwendigerweise den officiellen indischen Geschäften anheimfiel, hätte man, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, ein plötzliches Abbrechen seines Erziehungsplanes erwarten können. Dies war jedoch nicht der Fall. Abgesehen von allen andern Studien, hielt James Mill vielmehr während des Jahres 1819 seinem Sohn, auf den noch immer fortgesetzten gemeinsamen Spaziergängen mit Zugrundelegung der Werke seines Freundes Ricardo, einen Cursus von Vorlesungen über Nationalökonomie und ließ ihn nicht blos über das Vorgetragene sorgfältige Aufzeichnungen machen, sondern Ricardo's Lehren mit denen seiner Vorgänger vergleichen, sodaß schließlich die Umrisse eines vollständigen nationalökonomischen Systems der Feder des Knaben entflossen, welche der Vater einige Jahre nachher für seine eigenen „Elements of political economy" benutzte. Erst nach Beendigung dieses nationalökonomischen Cursus, und nachdem der junge Mill sein vierzehntes Jahr vollendet (1820), hörten die eigentlichen Unterrichtsstunden auf. Zwischen ihrem Abschluß und dem Beginn einer neuen Epoche des Lernens lag ein vierzehnmonatlicher Aufenthalt des Jünglings in Frankreich. Ehe aber von diesem berichtet wird, müssen einige allgemeine Bemerkungen über das ganze hier skizzirte Erziehungssystem und über die dasselbe begleitenden und ergänzenden moralischen Einflüsse hinzugefügt werden.

In Bezug auf zwei Punkte kann kaum eine Meinungsverschiedenheit obwalten, nämlich über das völlig Ungewöhnliche einer solchen Erziehung an sich und über ihren außerordentlichen Erfolg in dem vorliegenden Falle. Mit Recht bemerkt Mill, daß ihm durch seine Erziehung der Vortheil geworden, schon als Knabe Fortschritte zu machen in den höhern Zweigen des Wissens, die gewöhnlich erst im Mannesalter gemacht werden; daß, wenn er etwas geleistet, er dies unter anderm dem glücklichen Umstande verdanke, daß er mit einem Vorsprung von einem Vierteljahrhundert vor seinen Zeitgenossen seine Laufbahn begonnen habe. Als einen andern Umstand von entscheidender Bedeutung hebt er den Grundsatz seines Vaters hervor, ihn nichts lernen, nichts dem Gedächtniß anvertrauen zu lassen ohne vorhergehendes vollständiges Begreifen. Freilich gibt er nach dieser Seite zu, was sich dem Leser der Biographie als Vermuthung aufdrängt, daß nämlich der Vater in Hinsicht auf dieses Begreifen manches von ihm forderte, was absolut über den Horizont seiner Entwickelung hinauslag, daß er, wie Mill es treffend ausdrückt, „Wirkungen erwartet habe ohne Ursachen". Um so größeres Befremden muß es erregen, wenn er die allgemeinere Annahme eines ähnlichen Erziehungsplanes begründet durch die Behauptung seiner verhältnißmäßig leichten Ausführbarkeit. „Wenn ich", sagt er an einer der außerordentlichsten Stellen seiner Erzählung, „von Natur eine ungewöhnlich leichte Auffassungskraft gehabt, oder ein sehr genaues und starkes Gedächtniß besessen hätte, oder von auffallend thätigem und energischem Charakter gewesen wäre, so würde der Versuch nicht entscheidend sein. Aber in allen diesen natürlichen Gaben stehe ich eher unter als über Pari; was ich leisten konnte, könnte sicherlich jeder Knabe und jedes Mädchen von gewöhnlicher Fähigkeit und gesunder körperlicher Constitution auch leisten." Das Urtheil, welches der Philosoph hier in reifem Mannesalter über seine ursprüngliche Begabung fällt, ist in seiner einfachen Entschiedenheit ohne Zweifel ernst gemeint. Aber dem Außenstehenden muß es als eine erstaunliche Ueberschätzung der Macht der Erziehung, als eine ebenso erstaunliche Unterschätzung des Einflusses naturgegebener Anlagen erscheinen. Die große Masse der Knaben, nicht zu reden von den Mädchen, würde der Wucht eines so ausschließlich der frühesten Ausbildung des Denkens zugewandten Erziehungsplanes erliegen; nur bei einem Knaben von den ungewöhnlichsten Anlagen konnte er den Erfolg haben, den er hatte. Mill selbst deutet es als einen Mangel seiner Erziehung an, daß sein Vater ihn mehr dazu ausbildete, zu wissen als zu thun. Wenn er dem corrumpirenden Einfluß des Schullebens entging, so entbehrte er andererseits dessen erfrischende

Digitized by Google

praktisch bildende Wirkungen. Die Spiele des Knabenalters waren nicht für ihn vorhanden. Seine einzige Erholung im Freien bestand in den Spaziergängen mit seinem Vater, die überdies, wie wir sahen, wieder nur als eine andere Form des Unterrichts gelten konnten. Auch dies waren ungewöhnliche, seine Erziehung begleitende Umstände. Und wie oft würde endlich ein Schüler einen Lehrer finden, wie Mill ihn in seinem Vater fand, wie oft ein Lehrer einen solchen Schüler? Dennoch ist es unmöglich, Mill's Bericht ohne Gedanken zu lesen, welche an seine eigenen anklingen. Ein höheres Bewußtsein von dem Werthe der Zeit in der Erziehung, eine lebhaftere Ueberzeugung von der Möglichkeit und Nothwendigkeit durchgreifender Reformen des Erziehungswesens drängen sich unwillkürlich auf und in diesem Sinne wird sein Beispiel gewiß seinen wohlthätig anregenden Einfluß nicht verfehlen.

Ebenso ungewöhnlich als seine intellectuelle war seine moralische Erziehung. Sein Vater hatte den Muth und die Charakterfestigkeit, auch in dieser Hinsicht von Anfang an unbedingt seiner Ueberzeugung zu folgen, und vermied es nicht blos, religiöse Vorstellungen auf den Knaben wirken zu lassen, die seiner eigenen Philosophie zuwiderliefen, sondern erklärte ihm unverhohlen seine Gründe gegen die Zulässigkeit des Glaubens an das Christenthum, oder an irgendeine andere vorhandene Religion. Was die Menschen zu verschiedenen Zeiten über die Natur und den Ursprung der Dinge gedacht, ließ er ihn in der Religions- und Kirchengeschichte lesen; auch weckte er in ihm ein starkes Interesse für die Reformation, „als den großen und entscheidenden Kampf gegen die priesterliche Tyrannei, für die Freiheit des Gedankens". Aber ebenso offen erklärte er sich über die Unvereinbarkeit der Lehren irgendeiner Kirche mit den Gesetzen der Erkenntniß. „Ich gehöre so", sagt Mill, „zu der geringen Anzahl derjenigen meiner Landsleute, die einen religiösen Glauben nicht abgeschüttelt haben, sondern, die nie einen hatten; ich wuchs in dieser Beziehung in einem negativen Zustande heran. Ich betrachtete die neuern Religionen gerade wie die alten, als etwas, das mich in keiner Weise anging. Es schien mir nicht sonderbarer, daß das englische Volk glaubte, was ich nicht glaubte, als daß die Menschen, von denen ich im Herodot las, dasselbe gethan hatten. Die Geschichte hatte mich mit der Thatsache der Verschiedenheit der Meinungen unter den Menschen vertraut gemacht, und dies war nur ein Fortbestehen jener Thatsache." Bei einer so gänzlichen Abwendung von allen hergebrachten Formen des religiösen Glaubens bewahrte jedoch ein Hauptelement aller Religionen in dem Erziehungsplane des Vaters seinen vollen Einfluß. An die Stelle der religiösen Lehren setzte er moralische Vorschriften, und diese entwickelte er mit einer Kraft und Entschiedenheit der Ueberzeugung, die auf den Sinn seines Schülers eine tiefe, dauernde Wirkung ausübten. Schon als beide in den erwähnten frühern Jahren die Memorabilien Xenophon's lasen, trat die Gestalt des Sokrates dem Geiste des Knaben nahe als ein Vorbild idealer Vortrefflichkeit, und unter den am frühesten ihm eingeprägten Lehren erinnerte er sich stets derjenigen, welche die Sage von der Wahl des Hercules verkörpert. Etwas später kam er unter den Einfluß der erhabenen moralischen Ideale Plato's. Seines Vaters eigene Vorschriften waren zu allen Zeiten wesentlich „die der Socratici viri: Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Wahrhaftigkeit, Beharrlichkeit, Bereitwilligkeit, Schmerz und Mühsal zu ertragen; Rücksicht auf das gemeine Wohl, Schätzung der Personen nach ihren Verdiensten und der Dinge nach ihrem innern Werthe, ein Leben der Arbeit, im Gegensatz zu einem Leben selbstsüchtiger Ruhe und Trägheit". Und da diese Lehren dem Lehrer in Fleisch und Blut übergegangen waren, seinen eigenen Charakter gebildet hatten, wirkte er ebenso sehr durch sein Beispiel als durch seine Philosophie. Wenn er in etwas fehlte, so war dies seine übergroße Strenge. Nicht daß es ihm von Natur an Zartgefühl mangelte, aber während er als Utilitätsphilosoph die Herrschaft der Gefühle über die Vernunft grundsätzlich bekämpfte, glich er,

Digitized by Google

dem Urtheile seines Sohnes zufolge, „den meisten Engländern darin, daß er sich der Kundgebungen seiner Gefühle schämte, bis die Abwesenheit solcher Kundgebungen allmählich die Gefühle selbst abschwächte". Bei seinen jüngern Kindern, in seinen spätern Lebensjahren, war das nicht mehr der Fall. Sie liebten den Vater zärtlich. „Auch von sich selbst gesteht sein Biograph: obgleich des Vaters Strenge ihn mit Furcht statt mit Liebe erfüllt, und obgleich er nicht zu entscheiden wisse, ob er durch diese Strenge mehr gewonnen oder verloren, sei er nicht dadurch verhindert worden, eine glückliche Kindheit zu verleben, und dem Vater stets mit treuer Ergebenheit anzuhangen. Der mächtige Eindruck, welchen die Persönlichkeit wie die Lehren eines solchen Vaters auf das gesammte Wesen des Sohnes hervorbringen mußten, bedarf nach allem diesen keiner weitern Erklärung.

Befestigt wurde dieser Eindruck durch den frühen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, die in allen wesentlichen Dingen mit dem ältern Mill übereinstimmten. Der merkwürdigste unter diesen war Jeremy Bentham, der Gründer der Utilitätsphilosophie und des neuern englischen Radicalismus. Gemeinsamkeit der Ueberzeugungen hatte James Mill bald nach seiner Niederlassung in London mit Bentham zusammengeführt und viele Jahre erwies dieser sich ihm als treuer thätiger Freund. Mit dem jüngern Mill correspondirte Bentham schon in dessen erster Kindheit. Die Sommermonate brachte James Mill während des Zeitraums, in dem die „History of British-India" entstand, mit seiner Familie regelmäßig auf Bentham's Landsitze zu, sodaß während aller dieser Jahre (1808—18) auch sein Sohn unter dem directen Einfluß eines Mannes stand, dessen Persönlichkeit ebenso eigenthümlich und stark ausgesprochen war als die des Vaters, und welcher der vielversprechenden Entwickelung des Knaben die lebhafteste Theilnahme widmete. Nächst Bentham übte vor allen Ricardo persönlichen Einfluß auf ihn aus. Abgesehen davon, daß der junge Mill „als Bewohner des Studirzimmers seines Vaters" bei dessen Unterhaltungen mit Ricardo zugegen war, lud dieser Meister seiner Wissenschaft ihn, nachdem er angefangen Nationalökonomie zu studiren, zu häufigen Besuchen in seinem Hause und zu Spaziergängen ein, um sich über nationalökonomische Fragen mit ihm zu unterhalten. Auf ähnliche Weise verkehrte der Knabe mit Joseph Hume, dem später als Finanzreformer allgemein bekannt gewordenen radicalen Parlamentsmitgliede. Durch seinen ganzen Verkehr wurde so sein Denken und Streben consequent in derselben Richtung angeregt. Und so selbstverständlich und natürlich schien ihm dies ganze Leben, daß das Ungewöhnliche seiner Entwickelung ihm erst zum Bewußtsein kam, als sein Vater, kurz vor der Abreise nach Frankreich, zu seiner nicht geringen Ueberraschung gegen ihn bemerkte: er werde, wenn er andere Menschen kennen lerne, finden, daß er manches wisse, was junge Leute in seinem Alter gewöhnlich nicht wüßten, und ihn warnte, die Complimente, die man ihm vermuthlich darüber machen werde, nicht hinzunehmen als einen Tribut persönlicher Verdienste. Vollkommen einleuchtend schien ihm die hinzugefügte Erklärung, daß er seine ausnahmsweisen Kenntnisse lediglich den ausnahmsweisen Vorzügen seiner Erziehung verdanke, daß es ihm im Gegentheil zur Schande gereichen müsse, wenn er sich solche Vorzüge nicht zu Nutze gemacht habe. „Ich fühlte", sagt Mill, „daß mein Vater hierin genau die Wahrheit der Sache aussprach, und meine eigene Ansicht und Empfindung über diesen Punkt wurden dadurch auf immer festgestellt."

So vorbereitet unternahm der Jüngling im Beginn seines funfzehnten Jahres (1820) seine erste größere Reise. General Sir Samuel Bentham, ein Bruder des Philosophen, der seit den Friedensschlüssen von 1815 mit seiner Familie in Südfrankreich wohnte, hatte ihn zu einem längern Besuche eingeladen, und dieser Besuch dehnte sich schließlich zu einem vollen Jahre aus, sodaß Mill erst im Juli 1821 nach England zurückkehrte. Ein Jahr voll bedeutungsvoller Eindrücke und Erlebnisse, ein Jahr fortgesetzten Lernens, aber auch

Digitized by Google

einer persönlichen Freiheit, wie er sie nie zuvor genossen. Dauernde Eindrücke hinterließ seinem für Naturschönheit warm empfänglichen Sinne zunächst ein Sommeraufenthalt in den Pyrenäen. Hier, unter Anleitung des Botanikers Bentham, eines Sohnes des Generals, begann auch sein Studium der Botanik, einer Wissenschaft, die ihm selbst später mehrfache Bereicherungen verdankte und der er bis zum Ende seines Lebens treu blieb. Zugleich erwarb er eine hinreichende Vertrautheit mit der französischen Sprache, um während der Wintermonate 1820—21 den Vorlesungen an der Universität Montpellier beiwohnen zu können. Er hörte dort Chemie, Zoologie und Logik und vervollständigte unter einem Privatlehrer seine Kenntnisse in den höhern Branchen der Mathematik. Als noch wichtiger erschien es ihm später, daß er damals ein ganzes Jahr lang die freie anmuthende Atmosphäre des festländischen Lebens geathmet hatte. Im Gegensatz zu der französischen leichtlebigen Geselligkeit empfand er seitdem lebhafter als zuvor die insulare Verschlossenheit seiner Landsleute, die er in Verbindung brachte mit andern Mängeln des englischen Lebens und Charakters. Und nicht das allein. Seine Reise verschaffte ihm auch die persönliche Bekanntschaft mit mehrern Führern des Liberalismus, — in Paris bei Jean Baptiste Say, einem Freunde seines Vaters, in dessen Hause er auf der Hin- und Rückreise einige Zeit als Gast wohnte. Unter ihnen erinnerte er sich Saint-Simon's, der damals noch nicht Gründer einer Philosophie oder Religion; aber angesehen war als „geistreiches Original". Als Frucht dieser Bekanntschaften trug Mill, wie er selbst erklärt, ein dauerndes Interesse an den politischen Bewegungen und Geistesströmungen des Continents davon; in jenen Tagen unter Engländern keineswegs eine gewöhnliche Errungenschaft, wodurch er sich frei erhielt von dem selbst seinem sonst so vorurtheilsfreien Vater anhaftenden Irrthum: allgemeine Fragen zu beurtheilen nach blos englischen Maßstäben. Wenn man hinzubedenkt, daß alle diese Anregungen ihm in so früher empfänglicher Jugend zutheil wurden, muß das im Auslande verlebte Jahr mit Recht als eine wichtige Förderung auf seinem Lebenswege gelten.

Der bereits erwähnte Kritiker der „Edinburgh Review" (im Januarheft 1874) lernte den jungen Mill bald nach dessen Rückkehr aus Frankreich kennen und entwirft in wenigen, dieser Erinnerung gewidmeten Worten ein anziehendes Bild von ihm. „Ich erinnere mich", sagt er, „daß ich mit Mill und seinen Schwestern den Constitution Hill hinaufging, um die Königin Karoline" (die unglückliche Gemahlin Georg's IV., deren Proceß damals vor dem Oberhause geführt wurde) „in Begleitung des Alderman Wood Piccadilly entlang fahren zu sehen. Mill war damals 15 Jahre alt und hatte trotz seiner für sein Alter staunenswerthen Kenntnisse nichts von einem Pedanten, im Gegentheil bemerkte man an ihm viele Kennzeichen eines liebenswürdigen und warmherzigen Gemüths. Er war auffallend freundlich gegen jüngere Kinder. Ich entsinne mich eines kleinen Dramas, das er zu ihrer Belustigung geschrieben hatte, und sah noch vor kurzem in alten Familienpapieren einen scherzhaften Bericht über eine solche Kindervorstellung von «Don Molino» (Mill), der bei dieser Gelegenheit als Souffleur gedient hatte." Im Herbst des Jahres 1821 verlebte derselbe Jugendfreund mit Mill mehrere Wochen an der Seeküste in Norfolk, wo beide eifrig botanisirten. Auch erinnerte er sich, daß er ihn damals, während seiner Mußestunden in London, in der Wagenremise Bentham's, die auf Veranlassung des unermüdlichen Gründers der Utilitätsphilosophie zu einem Gymnasium eingerichtet worden, mit mehrern andern utilitarischen Freunden habe turnen sehen. Was seine geistige Ausbildung betraf, so nahm dieselbe während der nächsten anderthalb Jahre nach Mill's Heimkehr wesentlich in der frühern Weise ihren Fortgang. Erweitert wurde der Kreis seiner Studien besonders durch zwei Gegenstände: die Jurisprudenz und die höhere analytische Psychologie. Sein Vater hatte damals die juristische Laufbahn für ihn im Sinne, und als Vorbereitung für dieselbe las er während des

Digitized by Google

Winters 1821—22 mit John Austin, einem ausgezeichneten Juristen und Freunde des ältern Mill, Römisches und Englisches Recht. Zur Ergänzung dieser Studien empfahl sein Vater ihm gleichzeitig Dumont's Bearbeitung von Bentham's Buch über die Gesetzgebung, den „Traité de Législation", ein Werk, dessen Lektüre in seinem Leben Epoche machte. Schon früher war er mit den Ideen des Gründers der Utilitätsphilosophie im allgemeinen bekannt, ja seine Erziehung war in gewissem Sinne eine praktische Anleitung zum Benthamismus gewesen. Aber die systematische Entwickelung dieser Ideen, die umfassende Begründung der Haupt- und Grundlehre von „dem größten Glück der größten Anzahl" und der Verwirklichung dieses Glückes durch Aufklärung der Geister und vernunftgemäße Gesetzgebung, kam nun wie mit der Macht einer neuen Offenbarung über ihn, öffnete ihm eine Einsicht, welche alle zerstreuten Theile seiner Kenntnisse und Ueberzeugungen zu einem lebendigen Ganzen zusammenfaßte. „Als ich", sagt er, „den ersten Band des «Traité» niederlegte, war ich ein anderer Mensch geworden. Ich hatte jetzt Meinungen, einen Glauben, eine Lehre, eine Philosophie, in einer der besten Bedeutungen des Wortes eine Religion, deren Einschärfung und Verbreitung zu dem äußern Hauptzweck eines Lebens gemacht werden konnte. Und ich sah vor mir einen großartigen Plan zur Umgestaltung der menschlichen Zustände vermittels jener Lehre." Zu einer Zeit, die gemeinhin den unklaren Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter bezeichnet, gesellte sich so bei Mill zu der seltensten intellectuellen Ausbildung schon die Begeisterung für ein klar erkanntes praktisches Ideal; und seiner Theilnahme an der Verwirklichung dieses Ideals wandte sich seitdem sein ganzes Sinnen und Streben zu. „Ich hatte seitdem", sagt er an einer spätern Stelle der „Selbstbiographie" im Rückblick auf diese Zeit, „in Wahrheit einen Lebenszweck: ein Verbesserer der Welt zu werden. Meine Vorstellung von meinem eigenen Glücke war mit diesem Zweck vollständig identificirt. Die persönlichen Sympathien, nach welchen ich verlangte, waren die Sympathien von Mitarbeitern an diesem Unternehmen. Ich bemühte mich, am Wege so viele Blumen zu sammeln, als ich konnte, aber meine ganze Zuversicht auf eine ernste und dauernde persönliche Befriedigung ruhte auf diesem Grunde, und oft pries ich mich glücklich, die Gewißheit eines glücklichen Lebens vor mir zu haben, indem ich mein Glück in etwas Dauerndes und Fernes setzte, worin immer ein Fortschritt gemacht werden konnte, während es nie durch vollständige Erreichung zu erschöpfen war." Im Lichte dieser neuen Offenbarung gewannen alle seine Studien eine frische Bedeutung. Er las damals zuerst eine zusammenhängende Geschichte der Französischen Revolution, von deren Hergängen er bis dahin nur unbestimmte Vorstellungen gehabt hatte, und fühlte sich mächtig dadurch angeregt. Seine eigene jugendliche Sehnsucht nach der Rolle eines demokratischen Vorkämpfers fand hier reichliche Nahrung. Ihm schien, daß, was vor so kurzem geschehen, leicht wieder geschehen könne, uud das glänzendste Los, das er sich vorzustellen vermochte, war, „erfolgreich oder unerfolgreich, als Girondist mitzuwirken in einem englischen Convent". Doch diese Träume unterbrachen nicht den gleichzeitigen Fortgang ernsterer Arbeiten. Er las zugleich, theils für sich, theils unter der Leitung seines Vaters, die Werke von Locke, Helvétius, Hartley, Berkeley, Hume, Reid und Dugald Stewart, und machte, alter Gewohnheit gemäß, zum bessern Ueberblick und Verständniß, aus allen analytisch vergleichende Auszüge. Auch zu einer schriftstellerischen Thätigkeit bereitete er sich seit dem Sommer 1822 durch eifrige Uebung seiner Feder vor. Im Winter desselben Jahres, in der Mitte seines eigenen siebzehnten Lebensjahres, erschienen seine ersten journalistischen Arbeiten in den londoner Zeitungen. Bezeichnend genug, waren dies Briefe über eine nationalökonomische Frage, hinsichtlich deren Oberst Torrens, ein bekannter Nationalökonom, den ältern Mill und Ricardo in dem längst verschollenen „Traveller" angegriffen hatte, zu deren Vertheidigung nun der jüngere Mill in demselben Blatte in

Digitized by Google

die Schranken trat. Im Beginn des Jahres 1823 versuchte er sich an einem größern Gegenstande. Auf Anlaß der Verfolgung Richard Carlile's, wegen antichristlicher Schriften, richtete Mill eine Reihe von fünf Briefen mit der Unterschrift „Wicleff" an das „Morning Chronicle", worin er die Nothwendigkeit vollständiger Freiheit des Meinungsausdrucks, über religiöse wie über politische Fragen, befürwortete. Das „Chronicle" brachte drei dieser Briefe zum Abdruck; die übrigen zwei, die auch diesem Hauptorgan des damaligen Liberalismus zu weit gingen, erschienen nicht. Aber Mill blieb seitdem Mitarbeiter der beiden genannten Zeitungen und lieferte während des Jahres 1823 eine beträchtliche Anzahl von Beiträgen zu dem „Traveller" und „Chronicle", theils Kritiken über Bücher, theils, und zwar häufiger, Briefe, die sich über parlamentarische Absurditäten, über Mängel in den Gesetzen, oder über Vergehen der Obrigkeiten und Gerichtshöfe bei der Verwaltung der Gesetze ausließen. Das waren die Anfänge seiner öffentlichen Laufbahn als Schriftsteller und als Politiker. Und zu derselben Zeit brach sein erwachender Drang, aus der Schule hinauszutreten ins Leben und in Gemeinschaft mit andern Gleichgesinnten für die gewonnenen Ueberzeugungen einzustehen, sich noch auf eine andere praktische Weise Bahn. Um die Jahreswende von 1822—23 entstand unter seiner Leitung ein Verein junger Leute mit dem bezeichnenden Namen der „Utilitarischen Gesellschaft". Die Grundlage dieses Vereins bildete die Anerkennung des Bentham'schen Princips der Utilität, als Maßstab zur Beurtheilung sittlicher und politischer Fragen; und bei den Zusammenkünften, die alle 14 Tage stattfanden, wurden in diesem Sinne Vorträge gehalten und die dabei auftauchenden Meinungsverschiedenheiten in mündlicher Debatte erörtert. Es war das erste mal, daß die Ausdrücke „utilitarisch" und „Utilitarianer" als Parteinamen gebraucht wurden, und es verdient als bemerkenswerthe Thatsache Erwähnung, daß die seitdem gäng und gebe gewordene Bezeichnung zuerst durch die Kunde von dieser kleinen Gesellschaft in die Oeffentlichkeit drang. Auf die Verwendung von Bentham's Secretär, der unter den ersten Mitgliedern war, wurde ein Local in Bentham's Hause für die Versammlungen gewonnen. Allmählich erweiterte die Gesellschaft sich von drei Mitgliedern auf zehn, von denen unter andern William Ellis, George Graham und John Arthur Roebuck später als Nationalökonomen und Politiker eine Rolle spielten; doch der Führer der „Utilitarianer", durch überlegene Talente und Kenntnisse, wennschon der jüngste an Jahren, blieb ihr Gründer, John Stuart Mill. Einen weitern Einfluß übte die utilitarische Gesellschaft nicht aus. Sie bestand als exclusiver Verein jener jungen Männer bis 1825, in welchem Jahre sie, wie wir sehen werden, einem neuen wichtigern Vereine Platz machte.

Inzwischen hatte auch eine andere bedeutungsvolle Entscheidung stattgefunden. Statt für die juristische Laufbahn bestimmte James Mill seinen Sohn schließlich für den indischen Staatsdienst, und im Mai 1823, bei Vollendung seines siebzehnten Jahres, trat er, wie sein Vater vier Jahre früher, als Beamter in das India House ein. Dieser Schritt übte auf den größern Theil seines spätern Lebens einen wesentlich bestimmenden Einfluß aus. Denn wie sein Vater hielt Mill beharrlich an seiner Berufsthätigkeit fest und blieb im Dienste der Compagnie bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1858, d. h. während eines Zeitraumes von 35 Jahren. Bei dem Rückblick auf einen so langen Lebensabschnitt konnte er später nicht umhin, zu erkennen, was er schon im Verlaufe desselben lebhaft gefühlt hatte, daß nämlich die Vorzüge dieser Berufsstellung keineswegs ohne entsprechende Nachtheile waren. Als Nachtheile empfand er besonders die Ausschließung vom Parlament und vom öffentlichen Leben und das fast unausgesetzte Gebanntsein an London, während er seinerseits ein Leben auf dem Lande, Reisen und den gelegentlichen Aufenthalt in fremden Ländern vorgezogen hätte. Doch ebenso wenig konnte er blind sein gegen die Vorzüge seines Amtes. Zunächst wurde ihm, dem Mittellosen, dadurch eine feste Grund-

Digitized by Google

lage für seine publicistische und wissenschaftliche Thätigkeit gesichert, wie er sie, bei seinen Ansichten, nicht leicht anderswo hätte finden können. Sodann waren auch seine Berufsarbeiten im India House von hinlänglichem Interesse, um einen beweglichen vielseitigen Geist wie den seinen anzuregen, ja um ihm für seine wissenschaftlichen Arbeiten in mannichfacher Weise förderlich zu sein. Die Routine des Bureau machte er sich schnell zu eigen, und obgleich er anfangs seinen Platz am untern Ende der Beamtenliste einnahm, zog man ihn, in Anerkennung seiner großen Fähigkeiten, bald zur Theilnahme an den höhern Verwaltungsgeschäften heran, indem man ihm die Ausarbeitung von Depeschen des Verwaltungsrathes der Compagnie an die indischen Regierungen übertrug. Durch Erfahrung belehrt, durch seinen Vater, unter dem er arbeitete, unterwiesen, und durch die rasche Entwickelung seiner Talente gefördert, stieg er so innerhalb weniger Jahre zu dem Posten des Chefs der Correspondenz mit Indien in einem der Hauptdepartements, dem der einheimischen Staaten, empor. Diesen Posten bekleidete er, bis er 1856 zu der auch von seinem Vater früher verwalteten Stelle des Oberaufsichtsrathes der Correspondenz mit Indien (Examiner of India Correspondence), der höchsten, welche die Compagnie in England zu vergeben hatte, erhoben wurde. Daß eine solche thätige, unmittelbar eingreifende und bestimmende Theilnahme an der Regierung des gewaltigen Colonialreiches ihm als theoretischem Reformator der Meinungen und Einrichtungen seiner Zeit von Nutzen sein mußte, liegt auf der Hand. „Ich wurde", bemerkt er selbst, „durch diese Thätigkeit daran gewöhnt, die Schwierigkeiten eines jeden Verfahrens und die Mittel, denselben vorzubeugen, im Hinblick auf praktische Durchführung dargelegt und erörtert zu hören; es wurde mir Gelegenheit geboten zu beobachten, wann öffentliche Maßregeln und andere politische Thatsachen nicht die erwartete Wirkung ausübten und aus welchen Ursachen; und vor allem war es in diesem Abschnitt meines Wirkens von Wichtigkeit für mich, daß ich nur ein Rad in einer Maschine war, die als Ganzes zusammenarbeiten mußte. Als speculativer Schriftsteller würde ich niemand haben zu Rathe ziehen können als mich selbst, und in meinen Speculationen keinem der Hindernisse begegnet sein, die auftauchen mußten, sobald sie zu praktischer Anwendung gekommen wären. Aber als Chef politischer Correspondenz konnte ich keinen Befehl erlassen und keine Ansicht aussprechen, ohne verschiedene mir sehr ungleiche Personen zu überzeugen, daß es zweckgemäß sei so zu handeln. Meine Stellung war mithin vortrefflich geeignet, mich durch die Praxis diejenige Ausdrucksweise entdecken zu lassen, welche einem Gedanken bei Geistern, die nicht durch Gewohnheit darauf vorbereitet sind, am leichtesten Eingang verschafft, während ich zugleich praktisch vertraut wurde mit den Schwierigkeiten, welche der Bewegung einer größern Anzahl von Menschen entgegenstehen, mit den Nothwendigkeiten des Compromisses, mit der Kunst, das Nichtwesentliche zu opfern, um das Wesentliche zu erhalten. Ich lernte wie das möglich Beste sich erlangen lasse, wenn nicht alles zu erlangen war, statt unwillig und entmuthigt zu sein, weil ich nicht ganz meinen Willen haben konnte, froh und ermuthigt zu sein, wenn ich den kleinsten Theil davon haben konnte, und wenn selbst das unmöglich war, eine völlige Uebermeisterung mit völligem Gleichmuth zu ertragen. Ich habe", so schließt Mill diese charakteristischen Bekenntnisse, „mein ganzes Leben hindurch gefunden, daß diese Errungenschaften von der allergrößten Bedeutung sind für das persönliche Glück; und sie sind auch eine sehr nothwendige Bedingung für jeden, um ihn in den Stand zu setzen, als Theoretiker oder als Praktiker so viel Gutes zu leisten, als unter den Umständen möglich ist." Die 35 Dienstjahre im India House waren daher, trotz mancher unzweifelhafter Nachtheile, auch von entschieden förderndem Einfluß auf seine Entwickelung, und die Leichtigkeit, mit der er in seinem spätern Lebensalter aus der Studirstube hinaustrat in die Arena der Volksversammlungen und der parlamentarischen Kämpfe, erklärt sich zum Theil aus jener um-

Digitized by Google

fassenden Bekanntschaft mit der Verwaltung eines mächtigen Reiches, in welcher der ehemalige Beamte des India House groß geworden war. Eine Sammlung von Mill's indischen Depeschen würde eine interessante Zugabe bilden zu der Einsicht in diesen Theil seiner Laufbahn; da aber eine solche bisjetzt nicht vorhanden ist, müssen die erwähnten Thatsachen genügen. Als wichtig ist nur noch das hervorzuheben, daß sein Amt im India House freilich von Jahr zu Jahr ein beträchtliches Opfer an Zeit erforderte, aber nichtsdestoweniger ein hinreichendes Maß von Muße übrigließ, um die fortgesetzte Beschäftigung mit eigenen Studien und Arbeiten möglich zu machen. Die Stunden von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags gehörten dem Staatsdienste; der Rest des Tages gehörte ihm selbst. Und mit jener energischen Verwerthung des Augenblicks, die er von früh auf durch seinen Vater gelernt, haushälterisch und unermüdlich zugleich, machte der junge Mill sich seine freie Zeit nach besten Kräften zu Nutze.

Es war nicht lange nach dem Beginn seiner obenerwähnten Mitarbeit an dem „Traveller" und „Chronicle", als ihm Veranlassung geboten wurde, seine Talente auf einem höhern Gebiete der Journalistik zur Geltung zu bringen. Schon während einer Reihe von Jahren hatten Bentham und der ältere Mill den Plan zu einer Vierteljahrsschrift besprochen, die den berühmten Vierteljahrsschriften der Whigs und der Tories, der „Edinburgh Review" und der „Quarterly Review", entgegentreten sollte als Organ der Radicalen. Im Jahre 1824 brachte Bentham, damals bereits fünfundsiebzigjährig, aber noch immer voll jugendlicher unverwüstlicher Thatkraft, den vielerörterten, oft als unausführbar vertagten Plan zur Ausführung, indem er aus eigenen Mitteln die „Westminster Review" begründete. Die erste Nummer dieser radicalen Vierteljahrsschrift erschien im April 1824 und erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Schon das Unternehmen an sich mußte in jener Epoche fortdauernder toryistischer Obmacht überraschen; denn zum ersten mal rafften die Radicalen sich hier aus ihrer Vereinzelung auf und traten den alten Parteien als Partei, in geschlossener Phalanx, auf gleichem Fuße gegenüber. Dazu entsprach der Kühnheit des Unternehmens das Talent der Leistungen. Von besonderer Wirkung war ein Angriff des ältern Mill auf die „Edinburgh Review" und die durch diese befürwortete aristokratisch-whigistische Politik. Die historischen Daten zu diesem Artikel hatte sein Sohn gesammelt, indem er auf des Vaters Wunsch sämmtliche bis dahin erschienenen Bände der „Edinburgh Review" durchgelesen und die erforderlichen Auszüge besorgt hatte. Zu der zweiten Nummer der „Westminster Review" trug er selbst eine Fortsetzung des Artikels seines Vaters bei. Und so in die Reihe der Mitarbeiter aufgenommen, widmete er sich von nun an der Förderung der Interessen der radicalen Zeitschrift mit einem Eifer, dem die Theilnahme keines andern Mitarbeiters gleichkam. Außer seinem Vater und dem Redacteur Mr. Bowring (später Sir John Bowring), lieferten seine Freunde von der Utilitarischen Gesellschaft, Grote, der Geschichtschreiber Griechenlands, Fonblanque (später Redacteur des „Examiner"), die Gebrüder Austin u. a. Beiträge, doch alle im Vergleich mit ihm selbst verhältnißmäßig selten; denn 17 Nummern der Revue von 1824—28 brachten nicht weniger als 13 Artikel aus seiner Feder. Er schloß diese Artikel später, als seiner Ansicht nach nicht mehr von hinreichendem Interesse, von der Sammlung seiner kleinern Schriften aus; aber die Thatsache, daß er neben vielen andern sogleich zu erwähnenden Arbeiten, von seinem 18. bis zu seinem 23. Jahre als einer der Hauptmitarbeiter der radicalen Vierteljahrsschrift thätig war, bleibt immer merkwürdig. Auch einige bei dieser Gelegenheit gemachte Enthüllungen über die innere Geschichte der Benthamiten verdienen Beachtung, weil sie nicht blos die Schule der philosophischen Radicalen jener Jahre im allgemeinen kennzeichnen, sondern auf Mill's persönliche Denkweise während desselben Zeitraums ein interessantes Licht werfen. Die Centralgestalt der Partei war demnach nicht Bentham selbst, sondern

Digitized by Google

der ältere Mill. Bentham wirkte durch seine Schriften, James Mill zugleich durch diese und durch seinen persönlichen Einfluß, der bei seiner mit Ernst und Klarheit der Ueberzeugung gepaarten Charakterstärke und einer glänzenden Gabe, seinen besten Gedanken in lebendigem Verkehr Ausdruck zu geben, für alle, die in seinen Kreis traten, unwiderstehlich war. Bei alledem herrschte unter den Mitgliedern der Partei keine absolute Einstimmigkeit. So waren der jüngere Mill und seine Freunde, ebenso wie Bentham, schon damals entschieden für die politische Emancipation der Frauen, welche James Mill in seinem „Essay on government" für unnöthig erklärt hatte. Andererseits beschränkte ihr Glaubensbekenntniß sich auch nicht auf die Lehren Bentham's; einen ebenso festen Vereinigungspunkt als diese bildete unter ihnen z. B. die Malthus'sche Lehre von der Bevölkerung. Trotz dieser und anderer unvermeidlichen Verschiedenheiten standen jedoch gewisse Punkte des radicalen Glaubensbekenntnisses für alle Mitglieder der Partei unerschütterlich fest. So in der Politik ein unbegrenztes Vertrauen auf die Wirksamkeit zweier Dinge: einer repräsentativen Verfassung und der vollständigen Freiheit der Discussion. Alles war ihrer Meinung nach gewonnen, wenn das Volk aufgeklärt und durch ein demokratisches Wahlgesetz in den Stand gesetzt würde, seinen Meinungen durch die Wahl eines wahrhaft repräsentativen Parlaments Ausdruck zu geben. Ob dies Parlament einer Monarchie oder Republik angehöre, schien verhältnißmäßig unwichtig, falls nur jene Grundbedingungen jeder guten Regierung erfüllt seien. Als völlig unverträglich mit diesen Postulaten erschien dagegen die bestehende Herrschaft der Aristokratie, d. h. die Herrschaft einer Klasse über ein Volk und die Fortdauer einer Staatskirche oder Priesterkaste, die ihrer Natur nach das Interesse habe, den Fortschritt des menschlichen Geistes zu hemmen. Beide Körperschaften bildeten mithin seitens der Benthamiten die Gegenstände gründlicher Abneigung. In Bezug auf ethische Fragen galt das Princip der Utilität und des durch diese bewirkten menschlichen Glückes als maßgebend; gegen die Vorschriften der traditionellen gesellschaftlichen Moral verhielt man sich gleichgültig. Als Grundlehre der Psychologie endlich wurde die Bildung des menschlichen Charakters durch äußere Umstände, vermittels des allgemeinen Gesetzes der Ideenassociation, angenommen und, als daraus folgend, die unbegrenzte Möglichkeit, die moralische und intellectuelle Lage der Menschheit durch Erziehung zu verbessern. Alle diese Lehren wurden besonders von den jüngern Mitgliedern mit dem unnachgiebigen Eifer einer Sekte vorgetragen. Man hoffte, auf das 19. Jahrhundert einen ähnlichen Einfluß auszuüben wie die französischen Encyklopädisten auf das 18., und niemand ging, dem Geständnisse Mill's zufolge, in der Leidenschaft dieses Ehrgeizes weiter als er selbst. Die bekannte Charakterisirung eines Benthamiten als einer „Denkmaschine" war, meint er, während zweier oder dreier Jahre dieser Periode seines Lebens in Bezug auf ihn nicht ganz unrichtig. „Ich war", sagt er, „voller Ehrgeiz und Verlangen nach Auszeichnung, und Eifer für das, was ich für das Glück der Menschheit hielt, war meine stärkste Empfindung, die sich mit allen andern vermischte und sie färbte. Aber mein Eifer war damals noch wenig mehr als Eifer für speculative Ideen." Die Ausbildung des Elements der Empfindung, im Gegensatz zu bloßer Logik und Analyse, war eben (und dies durfte für seinen Vater wie für die Benthamiten überhaupt als bezeichnend gelten) in seiner Erziehung systematisch vernachlässigt worden. Gefühl als solches galt den Benthamiten für gleichbedeutend mit unklarer Sentimentalität und leerer Allgemeinheit. Ja die Welt der Gefühle stand ihnen gegenüber als eine feindliche Welt, weil sie fanden, daß in ethischen und philosophischen Streitfragen das selbst der Rechtfertigung bedürfende bloße Gefühl so häufig zur schließlichen Rechtfertigung und Begründung des Handelns gemacht wurde, während in der Praxis Handlungen, die das menschliche Glück beeinträchtigen, vertheidigt wurden, weil das Gefühl sie erheische und Personen von Gefühl Verdienste zuge-

Digitized by Google

schrieben wurden, die ihrer Meinung nach nur guten Handlungen gebührten. Nicht daß es ihnen an Verständniß für die Vortrefflichkeit selbstlosen Wohlwollens und selbstloser Gerechtigkeitsliebe gefehlt hätte; aber „sie erwarteten die Wiedergeburt der Menschheit nicht von einer unmittelbaren Wirkung jener Gefühle, sondern von der Wirkung der erzogenen, die selbstischen Gefühle aufklärenden Vernunft". Ihnen kam es vor allem darauf an, „die Ansichten der Menschen in Gemäßheit mit der innern Evidenz der Dinge umzugestalten, durch logische Beweisgründe klar zu machen, was ihr wahres Interesse sei". Wenn dies gelungen, meinten sie, werde alles andere von selbst folgen. Aus dieser einseitig aufklärenden Haltung entsprang auch ihre Unterschätzung der Poesie und der Einbildungskraft überhaupt, als eines Elementes der menschlichen Natur und Cultur. Bentham selbst pflegte zu sagen: „alle Poesie sei Verdrehung"; Mill gesteht von sich, die Poesie habe ihm damals nicht misfallen, wenn sie vernunftgemäßen Ideen Ausdruck verliehen; aber er sei theoretisch gegen sie gleichgültig gewesen und vollständig blind gegen ihre Bedeutung für die menschliche Cultur, als Erzieherin der Gefühle. Was sich an poetischem Gefühl in ihm regte, wurde hervorgerufen durch die Betrachtung des Lebens heroischer Menschen alter und neuer Zeit, besonders der Helden der Philosophie. Zu der Geschichte des Lebens und Denkens dieser Heroen kehrte er immer wieder zurück wie andere zu einem Lieblingsdichter. Nichtsdestoweniger bedurfte es einer erschütternden Krise in seinem Leben, um ihn von den Einseitigkeiten jener ersten Phase seines Benthamismus zu befreien und seine Weltansicht auf einer breitern Grundlage zu erneuern.

Was man indeß auch den philosophischen Radicalen vorwerfen mochte, sie vertraten dem alten England gegenüber unzweifelhaft eine Macht des Fortschritts und übten zu einer Zeit, als die Flut der großen Reaction, welche die Napoleonischen Kriege herbeigeführt hatten, allmählich verebbte, durch ihr entschlossenes Zusammenwirken in der „Westminster Review" nach allen Seiten eine belebende Wirkung aus. Sie schrieben mit dem Tone eifriger Ueberzeugung, als kaum sonst jemand einen gleich starken Glauben an eine gleich klar ausgesprochene Lehre bekannte; sie griffen die bestehenden Misbräuche in Staat und Kirche, die beiden politischen Parteien, die sich seither in die Herrschaft getheilt, kühn in der Fronte an und sie steckten dem neuen Geschlecht Ziele, welche des Erstrebens wol werth waren. Von dem persönlichen Ansehen des jungen Mill innerhalb seiner Partei gibt, nächst seiner hervorragenden Betheiligung an der „Westminster Review", nichts eine eindringlichere Vorstellung als die Aufgabe, welche ihm, bald nach der Begründung der „Review", von Bentham gestellt wurde. Zu Ende des Jahres 1824 übertrug nämlich der greise Gründer der Partei ihm, dem achtzehnjährigen Jüngling, die Herausgabe seines großen fünfbändigen Werkes über die gerichtliche Beweisführung („Rationale of Judicial Evidence"). Bentham selbst hatte dies Werk dreimal geschrieben und Mill's Arbeit bestand darin, die drei Manuscripte des Verfassers in ein einziges zusammenzuschmelzen, gewisse, von diesem gelassene Lücken auszufüllen und auf kritische Einwände gegen die ebenerschienene Bearbeitung Dumont's zu erwidern. Mill übernahm diese gewaltige Arbeit und vollendete sie innerhalb zweier Jahre. Seine Absicht war ursprünglich gewesen, sich nicht als Herausgeber zu nennen; als aber das Werk 1827 fertig war, mußte er dem entschieden ausgesprochenen Verlangen Bentham's in diesem Punkte nachgeben, und als Herausgeber dieses Bentham'schen Werkes trat er so zum ersten mal mit seinem Namen an die Oeffentlichkeit. Für seine Lebenszwecke war die Arbeit ihm in doppelter Weise förderlich, theils durch die vermittels eigener juristischer Studien erweiterte genaue Kenntniß des bearbeiteten Gegenstandes, theils durch die Ausbildung seiner schriftstellerischen Talente in Bezug auf Leichtigkeit und Klarheit des Stils. Gelegenheit, diese Errungenschaft praktisch zu erproben, bot ihm, außer der „Westminster Review", die von seinem Freunde Austin im Jahre 1825 gegründete „Parliamentary

Digitized by Google

History and Review", eine Zeitschrift, welche sich die Kritik der parlamentarischen Debatten zur Aufgabe setzte und an der während der drei Jahre ihres Bestehens, neben James Mill, Bingham, Strutt, Romilly und andern Utilitarianern, vor allen der jüngere Mill lebhaften Antheil nahm. In demselben Jahre (1825) fing er an Deutsch zu lernen und stiftete mit seinen Freunden von der Utilitarischen Gesellschaft, denen George Grote, der Geschichtschreiber Griechenlands, und andere sich anschlossen, einen neuen Verein zum Zwecke gemeinsamer systematischer Ausbildung in den Wissenschaften, deren Studium diesem Kreise am nächsten lag: der Nationalökonomie, der Logik und der Psychologie. Grote, damals noch Chef eines Bankhauses in der City, stellte dem Verein ein Zimmer in seinem Hause in Threadneedle Street zur Verfügung und zweimal wöchentlich kam man morgens vor dem Beginn der Geschäfte, von $^1/_2$9 bis 10 Uhr, dort zusammen. Der zuerst gewählte Gegenstand war die Nationalökonomie. Die Werke von James Mill und Ricardo wurden dabei zu Grunde gelegt; ein Mitglied las ein Kapitel oder einen kleinern Abschnitt vor und man erörterte dann das Vorgetragene in mündlicher Debatte. Eine Hauptregel war, jeden Punkt, auch die während der Discussion auftauchenden Nebenfragen, gründlich durchzusprechen, bis womöglich Einstimmigkeit erzielt wurde. Von dem Ernst und der Gründlichkeit dieser Discussionen gibt wol nichts eine bessere Vorstellung als der Umstand, daß mehrere neue nationalökonomische Theorien, wie die berühmten Theorien der internationalen Werthe und des Kapitalgewinns und der Interessen, welche Mill später in seinen „Essays on some unsettled questions of Political Economy" entwickelte, wesentlich aus jenen Vereinssitzungen entsprangen. Nachdem der Verein auf solche Weise die Nationalökonomie gründlich durchgearbeitet, folgte das Studium der Logik, mit Zugrundelegung der Werke De Trieu's, Whately's und Hobbes'. Auch hier wurden die Hauptfragen allseitig debattirt und es war auf Grund der dadurch empfangenen Anregung, daß Mill zuerst den Plan faßte, selbst eine Logik zu schreiben. Von der Logik endlich ging man mit Zugrundelegung von Hartley's „Observations on Man" und James Mill's „Analysis of the Phenomena of the Human Mind" zu der analytischen Psychologie über, deren Erörterung im Jahre 1830 den Kreis der Studien und der Existenz des Vereins beschloß. Den bildenden Einfluß dieser geistigen Ringschule konnte niemand höher anschlagen als Mill selbst. „Ich habe", sagt er, „von diesen Discussionen immer meine eigene wirkliche Einweihung als selbständiger und unabhängiger Denker datirt. Durch sie erwarb ich auch oder kräftigte doch sehr eine geistige Gewohnheit, der ich alles zuschreibe, was ich auf dem Gebiete der Speculation geleistet oder je leisten werde, nämlich die: nie halbe Lösungen von Schwierigkeiten hinzunehmen als ganze; nie ein verwickeltes Problem aufzugeben, sondern immer wieder zu demselben zurückzukehren, bis es ganz aufgeklärt war; nie dunkle Ecken eines Gegenstandes unerforscht zu lassen, weil sie als unwichtig erschienen, nie zu denken, daß ich einen Theil eines Gegenstandes vollständig verstehe, ehe ich das Ganze verstand."

Noch auf einem größern öffentlichen Schauplatz fand er während desselben Zeitraums (1825—30) Gelegenheit und Muße, den Drang seiner Kämpfernatur nach Wahrheit und Freiheit zu bethätigen. Auf Veranlassung Roebuck's nahmen nämlich Mill und seine Freunde theil an den Debatten einer Gesellschaft von Owéniten (Anhängern des Socialisten Robert Owen) und zwar um diese zu bekämpfen, wennschon sie manche Grundsätze mit ihnen gemein hatten. Den ersten Gegenstand der Debatte bildete die Malthus'sche Lehre von der Bevölkerung, den zweiten Owen's System im allgemeinen und die Discussion, an der allmählich auch andere Außenstehende sich betheiligten, erstreckte sich im ganzen über drei Monate des Jahres 1825. Das durch diese Kämpfe erregte lebhafte Interesse führte zu dem Plan einer größern Gesellschaft, ähnlich der unter Dugald

Digitized by Google

Stewart's Vorsitz berühmt gewordenen „Speculativen Gesellschaft" in Edinburgh. George Villiers (später Graf Clarendon) und dessen Brüder Hyde und Charles Villiers, Romilly, Charles Austin und Mill traten zusammen und entwarfen die Statuten; Macaulay, Thirwall, Lord Howick, Samuel Wilberforce der jüngere, Poulett Thomson, Edward und Henry Bulwer, Fonblanque und viele andere schlossen sich an. Der Erfolg entsprach zuerst nicht den davon gehegten Erwartungen. Manche Mitglieder zogen sich zurück. Doch Mill und Roebuck hielten aus und durch Zuziehung frischer Kräfte, welche Vertreter sämmtlicher Parteien, von den Hochtories bis zu den Schülern Coleridge's und den Benthamiten umfaßten, stieg die Gesellschaft seit 1827 allmählich zu Blüte und Ansehen. Mill war einer der Hauptredner, und auch diese Thatsache wirft auf seinen Entwickelungsgang ein bedeutsames Licht; denn schon während jener Jugendjahre sieht man ihn hier in denselben Parteikämpfen eine Rolle spielen, die er in seinem spätern Lebensalter zur Ueberraschung einer Welt, welche ihn inzwischen vor allem als Philosophen kennen gelernt hatte, noch einmal mit so glänzendem Erfolg als Parlamentsmitglied erneuerte. Was er bei dieser Gelegenheit über seine rednerischen Talente bemerkt, ist zugleich für sein unbefangenes Urtheil über sich selbst und als biographische Thatsache charakteristisch. „Ich brachte es", sagt er, „nie zu wirklicher Geläufigkeit und hatte immer einen schlechten und ungefälligen Vortrag; aber ich verstand es, mir Gehör zu verschaffen, und da ich meine Reden immer ausarbeitete, wenn, wegen der dabei in Frage stehenden Gefühle oder der zu entwickelnden Ideen, der Ausdruck von Wichtigkeit schien, so bildete mein Talent zu wirksamer Darstellung sich bedeutend aus, und ich erwarb nicht blos ein Ohr für Fluß und Rhythmus, sondern ein praktisches Gefühl für treffende Sätze und ein unmittelbares Kriterion für die Eigenthümlichkeit derselben, durch ihre Wirkung auf eine gemischte Zuhörerschaft."

Während Mill so als Beamter im India House, als Journalist und als Redner in Revuen und Vereinen ein thätig bewegtes Leben führte, hatte er zugleich die oben angedeutete innere Krise durchgemacht, die auf sein ganzes Denken und Empfinden einen dauernd bestimmenden Einfluß ausübte. Es war im Herbst 1826. Schon seit einiger Zeit war er in gedrückter unmuthiger Stimmung gewesen, als sich ihm eines Tages die Frage aufdrängte: ob, wenn alle seine Lebenszwecke, alle Veränderungen in den Einrichtungen und Meinungen, denen er entgegensehe, plötzlich verwirklicht werden könnten, dies eine große Freude und ein Glück für ihn sein werde? Und eine ununterdrückbare innere Stimme antwortete mit Nein. Bei diesem Bewußtsein sank ihm das Herz. Die Grundlage, auf der sein ganzes Leben geruht hatte, brach unter ihm zusammen; das Ziel, dem er nachgestrebt, hörte auf, ein Ziel für ihn zu sein. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Anfangs meinte er, die Wolke werde sich bald zertheilen; doch Monate vergingen, und schwer, unveränderlich, allgegenwärtig lastete auf ihm die Wucht der Erkenntniß jenes Augenblicks. Der Vers von Coleridge:

A grief without a pang, void, dark and drear,
A drowsy, stifled, unimpassioned grief,
Which finds no natural outlet or relief
In word, or sigh, or tear —

schien ihm später seinen Zustand vollkommen auszudrücken. Erst im Frühling 1827, als er die Stelle in Marmontel's „Memoiren" las, wo dieser von dem Tode seines Vaters, von der traurigen Lage der Hinterbliebenen und von seinem eigenen plötzlichen Entschluß erzählt, jung wie er war, seiner Familie alles sein zu wollen — und während des Lesens zu Thränen gerührt wurde, fing der schwere Druck zu weichen an. Ein Hoffnungsstrahl durchbrach seine dumpfe Verzweiflung; er begann von neuem Freude zu finden am Leben

Digitized by Google

und an der Natur, sich durch Bücher, durch Unterhaltung, durch seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten angeregt zu fühlen, und obgleich Rückfälle ähnlicher Stimmungen wiederkehrten, war er doch nie wieder so elend wie vorher. Der Ursprung und die Bedeutung der Krise wurden ihm erst allmählich klar. Es war eine Reaction seiner Natur gegen die einseitige Verstandesbildung, die er empfangen, eine Reaction des Gefühls gegen die Analyse, und im weitern Sinne eine Erfahrung von jener großen Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert, die sich in der ganzen europäischen Geistesbildung erkennen ließ: der Reaction der Mächte des Empfindens und der Phantasie gegen die Alleinherrschaft der Aufklärung. Aehnliche Fälle sind bei hervorragenden Männern jener Epoche auch außerhalb Englands nicht selten gewesen. Wir haben sie mehrfach in Deutschland erlebt und das Resultat war meist ein bedauerliches: ein Ueberschlagen aus einem Extrem ins andere, eine hülflose Flucht der geängsteten Seele, des Freidenkers in den Mysticismus, oder in den Schos der alleinseligmachenden Kirche. Bei Mill brachten die Wehen jener Krise eine andere Wirkung hervor. Sie führten zu einer Erweiterung und Vertiefung, nicht zu einem Umsturz seiner frühern Weltansicht. Mit den Einseitigkeiten derselben gab er nicht auch ihre Wahrheiten auf, sondern setzte vielmehr diese in organischen Zusammenhang mit der neuerrungenen Erkenntniß. Die Folgen dieser Geistesarbeit waren zwiefach. Zunächst veränderte sie seine Theorie vom menschlichen Glücke. Ohne in der Ueberzeugung zu wanken, daß das Glück der Prüfstein aller Gesetze des Handelns und der Zweck des Lebens sei, kam er zu der weitern Erkenntniß, daß dieser Zweck nur erreicht werden könne, indem man ihn nicht zu dem unmittelbaren Zweck mache, daß nur diejenigen glücklich seien, welche einen andern Zweck ins Auge fassen als ihr eigenes Glück: das Glück anderer, den Fortschritt der Menschheit, eine Kunst oder einen Beruf, dem sie nicht als einem Mittel, sondern als einem idealen Ziele folgen. Indem sie so etwas anderes erstreben, finden sie das Glück am Wege. Die zweite Folge war, daß er zum ersten mal der innern Cultur des Individuums unter den Nothwendigkeiten des menschlichen Wohlseins die gebührende Stelle anwies. Er hörte auf, dem Einfluß äußerer Umstände und der Erziehung des Menschen zur Speculation und zum Handeln fast ausschließliche Wichtigkeit beizumessen, und während seine Ansicht über den Werth des Talents und der Praxis der Analyse als einer wesentlichen Bedingung für den Fortschritt des Individuums wie der Gesellschaft unerschüttert blieb, schien ihm nun die Erhaltung eines gesunden Gleichgewichts der Fähigkeiten von überwiegender Bedeutung. „Die Cultur der Gefühle", sagte er, „wurde fortan eine der Grundlehren meines sittlichen und philosophischen Glaubensbekenntnisses und meine Gedanken und Neigungen wandten sich mit wachsender Macht allem zu, was für diesen Zweck förderlich schien."

Wie sich von selbst versteht, war dieser Proceß der Umbildung einer alten, des Aufbaues einer neuen Geisteswelt ein langsamer, und Jahre vergingen, ehe die beiden kämpfenden Weltanschauungen sich zu einer höhern Einheit verschmolzen. Als helfende Mächte bei dieser versöhnenden Arbeit nennt Mill die Musik, die Poesien Wordsworth's, den Universalismus Goethe's, die Philosophie der Coleridgeaner, die in England vor allem jene Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert vertraten, endlich die Schriften Saint-Simon's und ganz besonders die Geschichtsansicht dieses Apostels des Socialismus, welche ihm das tiefere Verständniß für den eigenthümlichen Uebergangscharakter unsers kritischen Zeitalters erschloß. Unter allen diesen Einflüssen gewannen seine Philosophie und seine Ideale allmählich eine neue Gestalt. Es war kein neues System, durch welches er das alte ersetzte, „nur eine Ueberzeugung, daß das wahre System etwas weit Complicirteres und Vielseitigeres sei, als ich früher geahnt hatte, und daß seine Aufgabe darin besteht, nicht gewisse Mustereinrichtungen aufzustellen, sondern Grundsätze, aus welchen die für die ge-

Digitized by Google

gebenen Verhältnisse geeigneten Einrichtungen abgeleitet werden können". Als solche leitende Grundsätze erkannte er an: „daß der menschliche Geist eine gewisse Ordnung des möglichen Fortschritts habe, in welcher einige Dinge andern vorhergehen müssen, eine Ordnung, welche Regierungen und öffentliche Lehrer wol modificiren können, aber nicht in unbeschränkter Weise; daß alle Fragen politischer Einrichtungen relativ, nicht absolut sind und daß verschiedene Stadien des menschlichen Fortschritts nicht nur verschiedene Einrichtungen haben, sondern haben sollten; daß die Regierungen sich immer in der Hand derer befinden oder in die Hand derer übergehen müßten, welche die größte Macht in der Gesellschaft bilden, und daß das Wesen dieser Macht nicht von den Einrichtungen abhängt, sondern die Einrichtungen von ihm; daß jede allgemeine Theorie oder Philosophie der Politik eine Theorie des menschlichen Fortschritts voraussetzt, und daß diese identisch ist mit einer Philosophie der Geschichte." In Bezug auf seine neuen Ideale bemerkt er: „Ich blickte durch das gegenwärtige Zeitalter lauter Debatten, aber gemeinhin schwacher Ueberzeugungen, einer Zukunft entgegen, welche die besten Eigenschaften der kritischen mit den besten Eigenschaften der organischen Geschichtsperioden vereinigen wird: ungehemmte Gedankenfreiheit, unbegrenzte Freiheit der persönlichen Handlungsweise, sofern dieselbe andern nicht schadet, aber auch Ueberzeugungen von dem, was recht und unrecht, nützlich und verderblich ist, beruht, Ueberzeugungen, welche den Gefühlen durch frühe Erziehung und allgemeine Uebereinstimmung der Denkart tief eingeprägt und in der Vernunft und in den wahren Erfordernissen des Lebens so fest gegründet sind, daß sie nicht wie alle frühern und gegenwärtigen religiösen und sittlichen Lehren abgeschüttelt und durch andere ersetzt zu werden brauchen."

So fand ihn die französische Julirevolution von 1830. Dies Ereigniß, das in seinen europäischen Rückwirkungen besonders auch für England epochemachend war, erfüllte ihn mit der lebhaftesten Begeisterung. Unverzüglich eilte er nach Paris, machte dort Lafayette's Bekanntschaft und legte den Grund zu einem vieljährigen Verkehr mit mehrern der einflußreichsten Führer der radicalen Parteien. Bald nach seiner Rückkehr eröffnete der Fall des toryistischen Ministeriums für England ein neues Zeitalter des Fortschritts. Die Kämpfe um die erste Reformbill begannen und mit dem Eifer seiner alten und neuen Ueberzeugungen warf Mill sich in die Theilnahme an diesen Kämpfen hinein. Seine Mitarbeit an der „Westminster Review" hatte, infolge von Misverständnissen mit dem Redacteur, bereits 1828 aufgehört; aus der Debattirgesellschaft hatte er sich zu Anfang des Jahres 1829 zurückgezogen. Obgleich er daher seit dem Frühling 1830 mit den ersten Büchern seines Systems der Logik beschäftigt war und gleichzeitig auch die „Essays on some unsettled questions of political economy" ausarbeitete, fehlte es ihm, bei seinen thätigen Gewohnheiten, doch nicht an Muße, seinen Sympathien und Antipathien, seinen Hoffnungen und Befürchtungen in zahlreichen Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften Ausdruck zu geben. Besonders lebhaft war seine Theilnahme an dem damals durch Fonblanque redigirten „Examiner". In den Kreis seiner Beiträge zog er alle wichtigsten Fragen des Tages: die Verfassung, die allgemeine und die auswärtige Politik, die commerzielle und die finanzielle Gesetzgebung, und zwar behandelte er dieselben wesentlich von dem Gesichtspunkte demokratischer, radicaler Reform. Denn wenn er auch aufgehört hatte, die repräsentative Demokratie als ein absolutes Princip zu betrachten, so war er doch für Europa und besonders für England so sehr als je Radicaler und Demokrat geblieben, d. h. ein unbeugsamer Gegner des Uebergewichts der Aristokratie der Geburt und des Reichthums, aus deren demoralisirendem Einfluß er viele Hauptschäden der Zustände seines Vaterlandes herleitete. Zu der Entwickelung einer allgemeinen Weltansicht fand sich während jener aufgeregten Tage in bloßen Zeitungsartikeln kaum Veranlassung. Dennoch versuchte Mill eine solche zu An-

Digitized by Google

fang des Jahres 1831, in einer längern Reihe von Artikeln im „Examiner", unter dem Titel „Der Geist der Zeit". Ihm selbst schien später diese Darlegung seiner neuen Ideen weder durch Stil noch durch Gehalt befriedigend; aber sie brachte eine bemerkenswerthe Wirkung hervor. Thomas Carlyle, der damals in seiner schottischen Bergeinsamkeit den „Sartor Resartus" schrieb, las sie, glaubte in Mill „einen neuen Mystiker" zu erkennen und suchte, als er im Herbst desselben Jahres nach London kam, dieses vermeintlichen Mystikers persönliche Bekanntschaft. So fanden sich die beiden Männer, die auf die Denkweise des gegenwärtigen Geschlechts in England einen größern Einfluß ausgeübt haben als irgendwelche andern Zeitgenossen. Mill war und wurde nicht der Mystiker, den Carlyle in ihm erkannt zu haben glaubte; allein die Entwickelungsphase, die er eben durchmachte, bot zwischen ihm und jenem zahlreiche Berührungspunkte, und viele Jahre zählte er nicht nur zu den intimen Freunden, sondern zu den begeisterten Bewunderern des großen Schotten. Er empfing von ihm ähnliche Einflüsse wie diejenigen der Coleridgeaner und Goethe's. In späterer Zeit gingen die Anschauungen des logischen Realphilosophen und des poetischen Transscendentalphilosophen mehr und mehr auseinander, bis sie endlich während des letztverflossenen Jahrzehnts, bei einer bekannten Veranlassung, in ihren praktischen Consequenzen einen offenen Bruch herbeiführten. Auf diese Begebenheit werde ich an Ort und Stelle zurückkommen. Vorläufig ist unter den übrigen Zwischenfällen dieser Epoche in Mill's Leben die Thatsache seines freundschaftlichen Verkehrs mit Carlyle festzuhalten. Zwischen ihm und andern frühern Freunden und Parteigenossen bewirkte dagegen der Umschwung seiner Ideen eine Entfremdung; so besonders zwischen ihm und seinem Vater. James Mill war in seiner Philosophie zu alt geworden, sie war zu tief mit seinem schroffen unbeugsamen Puritanercharakter verwachsen, als daß eine Aenderung von ihm noch hätte erwartet werden können. Der jüngere Mill vermied deshalb soviel als möglich allgemeine Erörterungen der beiderseitigen philosophischen Standpunkte, ein Bemühen, welches durch den Umstand erleichtert wurde, daß er hinsichtlich der politischen Tagesfragen, den damaligen Hauptgegenständen des Interesses und der Unterhaltung seines Vaters, meist mit diesem übereinstimmte. Im übrigen müssen hinsichtlich seiner publicistischen Theilnahme an den Reformkämpfen jener Zeit die gegebenen Andeutungen genügen. Denn wie schon bemerkt, nahm Mill keine der vor das Jahr 1832 fallenden Arbeiten in die Sammlung seiner kleinern Schriften („Dissertations and Discussions", London 1859) auf. Der Essay, welcher diese Sammlung eröffnet, erschien 1832 in der Zeitschrift „The Jurist" und giebt sofort einen vortrefflichen Begriff von der Anwendung seiner neuen Philosophie auf wichtige zeitgenössische Fragen. Ehe ich jedoch auf diese neue Phase seiner publicistischen Thätigkeit eingehe, muß noch ein anderes persönliches Verhältniß berührt werden, dessen Anfänge in dieselbe Zeit fielen und das auf sein ganzes späteres Leben eine tiefgreifende Wirkung ausübte.

Es war dies das Verhältniß zu dem ausgezeichneten Wesen, dem Mill zuerst in der Widmung zu dem Buche „Ueber die Freiheit" (1859) ein öffentliches Denkmal setzte, seit dem Anfang der dreißiger Jahre seine Freundin, später seine Frau. Als er sie 1831 kennen lernte, war er 25, sie 23 Jahre alt. Sie war verheirathet an einen Mr. Taylor, einen aufgeklärten vortrefflichen Mann, den sie hochschätzte, dem aber das tiefere antwortende Verständniß für ihre seltene Natur fehlte. Bis zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Mill hatte sie sich, seinem eigenen Ausdruck zufolge, „vorzugsweise nach dem hergebrachten Vorbild des weiblichen Genius entwickelt. Für ihren äußern Kreis war sie eine Schönheit und eine Frau von Geist, mit einem natürlich distinguirten Wesen, dessen Einfluß alle, die sich ihr näherten, empfanden; für den innern eine Frau von tiefem und starkem Gefühl, von durchdringendem und intuitivem Verstande und von einer höchst gedankenvollen und poetischen Natur". Mill entdeckte in

Digitized by Google

ihr bald „eine Vereinigung der Eigenschaften, die er bei allen andern ihm bekannten Personen nur zu glücklich gewesen war einzeln zu finden. Eine vollständige Befreiung von jeder Art des Aberglaubens (mit Einschluß desjenigen, welcher der Natur und dem Weltlauf eine vorgebliche Vollkommenheit zuschreibt) und ein ernster Protest gegen viele Dinge, welche noch ein Theil der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen sind, waren bei ihr nicht das Resultat eines harten Verstandes, sondern der Kraft edler, erhabener Gefühle und bestanden zusammen mit einem im höchsten Grade ehrfürchtigen Geiste". In ihrem allgemeinen geistigen Wesen, in Temperament und Organisation erinnerte sie ihn oft an Shelley; aber sie entwickelte sich unendlich viel weiter, als dieser während seines kurzen Lebens sich entwickeln konnte. Die Darstellung ihres Genies und Charakters in Mill's „Selbstbiographie" liest sich wie ein Gedicht, wie eine entzückte Rhapsodie von idealer menschlicher Vollkommenheit, und es ist kaum möglich sich des Eindrucks zu erwehren, daß der Dichtergeist einer leidenschaftlichen Liebe dem Philosophen die Feder führte, als er Stellen schrieb wie diese: „In den höchsten Regionen der Speculation und in den kleinsten praktischen Dingen des täglichen Lebens war ihr Geist dasselbe vollkommene Werkzeug, das ins Herz und Mark der Sache eindrang und immer die wesentliche Idee, das wesentliche Princip ergriff. Dieselbe Klarheit und Schnelligkeit des Schöpfergeistes, welchen ihre empfindenden wie ihre intellectuellen Fähigkeiten beherrschte, würde, bei ihren Gaben des Gefühls und der Phantasie, sie zu einer vollendeten Künstlerin gebildet haben, wie ihre feurige und zarte Seele und ihre kräftige Beredsamkeit sie gewiß zu einer großen Rednerin gemacht haben würden, und ihre tiefe Kenntniß der menschlichen Natur, ihre praktische Einsicht und ihre Weisheit sie in Zeiten, wo eine solche Laufbahn den Frauen offen stand, berühmt gemacht haben würde unter den Herrschern der Menschheit" — oder wenn er mit Bezug auf Carlyle von ihr bemerkt: während er selbst sich nie getraut, über Carlyle's intuitive Dichternatur ein Endurtheil zu fällen, habe er sein Wesen klar erkannt, nachdem es ihm enthüllt worden „durch eine, die uns beiden weit überlegen war, die ein größerer Dichter war als er und ein größerer Denker als ich, deren eigener Geist und Natur die seine und weit mehr einschloß". Allein man mache so viele Abzüge als man wolle, die Thatsache der intimen Beziehungen Mill's zu dieser merkwürdigen Frau, sein Urtheil über sie und sein Bekenntniß ihres Einflusses auf sein eigenes Denken und Schaffen müssen immer den bedeutungsvollsten Umständen seines Lebens zugezählt werden. Sie bereichern nicht nur die Geschichte unserer Zeit durch eine der interessantesten, der Welt bisher so gut wie unbekannten Frauengestalten, sie offenbaren auch die innerste Natur des Philosophen John Stuart Mill mit einer sympathischen Wärme des Geistes und des Herzens, die uns ihn selbst und sein ganzes Leben menschlich näher bringt. Auch läßt die „Selbstbiographie" den Leser nicht im Unklaren über die ganz besondern Einflüsse auf seine Entwickelung, welche Mill dem Verkehr mit seiner spätern Frau zuschreibt. Sie machte ihn, wie er wiederholt erklärt, kühner in seinen Speculationen über die idealen Ziele des menschlichen Strebens und beförderte zugleich in Bezug auf theoretische Schlüsse einen weisen Skepticismus, „der, während er ihn nicht hinderte, seine Denkthätigkeit bis zu allen daraus entspringenden Schlüssen zu verfolgen, ihn davor bewahrte, diese Schlüsse mit einem Grade von Vertrauen anzukündigen oder festzuhalten, welchen die Natur solcher Speculationen nicht rechtfertigte und seinen Geist nicht nur frei erhielt, sondern dazu stimmte, jede Aussicht auf klarere Vorstellungen und bessere Beweise, auch in Hinsicht auf Fragen, über die er am meisten nachgedacht hatte, froh zu bewillkommnen und eifrig zu suchen". Diese edle Begeisterung für menschliche Ideale, diese hohe Unparteilichkeit, diese tiefe Abneigung gegen jeden in sich fertigen Dogmatismus bilden allerdings hervorstechende Charakterzüge seiner Thätigkeit als Denker und als Politiker, und unter den Einflüssen, welche von den dreißiger Jahren an diese

Digitized by Google

Sinnesweise in ihm entwickelten, müssen die eben angedeuteten fest im Auge behalten werden.

Der erste den „Dissertations and Discussions" einverleibte Essay vom Jahre 1832 erörterte die Frage der Rechte des Staates gegenüber den alten Stiftungen, deren England eine erstaunliche Menge aufzuweisen hat. In der Periode seines crassen Benthamismus würde Mill, wie er offen gesteht, diese Stiftungen einfach als solche verurtheilt und vorgeschlagen haben, daß der Staat sie zum Zwecke der Tilgung der Nationalschuld einziehe. Jetzt wurde er beiden Seiten seiner vertieften Denkweise gerecht, daß alle Stiftungen Nationaleigenthum seien, welches die Regierung controliren dürfe und solle, bestand aber zugleich auf der Wichtigkeit des Umstandes, Erziehungsmittel zu besitzen, welche nicht abhängig seien von der bloßen Nachfrage des Marktes, d. h. von der Durchschnittsbildung und Einsicht der Aeltern, sondern geeignet, einen höhern Maßstab der Bildung festzustellen und zu behaupten, weshalb er die Benutzung der ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr entsprechenden alten Stiftungen zu diesem Zwecke befürwortete. Dieser Essay mag als Beispiel für den Ton mehrerer andern gelten, die bis zum Jahr 1834 in verschiedenen Zeitschriften erschienen und von denen nur eine ebenfalls in die „Dissertations and Discussions" aufgenommene Kritik von Alison's „Geschichte von Europa" erwähnt werden mag. Gleichzeitig setzte Mill seine Mitarbeit am „Examiner" fort und war eifrig bemüht, durch seinen persönlichen Einfluß bei seinen alten Freunden Grote, Roebuck, Buller, Romilly, Sir William Molesworth, Strutt u. a., die inzwischen in das reformirte Parlament gewählt waren, Einfluß zu üben auf eine entschiedene Haltung der radicalen Partei im Unterhause. Diesen Bemühungen war überhaupt bis zum Jahre 1840 ein Haupttheil seiner publicistischen Thätigkeit gewidmet, wennschon er über den Parteifragen des Tages nie das weitere Gebiet der großen Politik und der philosophischen Speculation aus den Augen verlor.

Es war eine Anerkennung zugleich seiner energischen Vorkämpferschaft an der Spitze der Radicalen und die wirkungsvollste Gelegenheit, seine Ueberzeugungen mit Nachdruck geltend zu machen, als ihm im Jahre 1834 die Stelle des Hauptredacteurs der „Westminster Review" angeboten wurde. Die ursprüngliche „Westminster Review" bestand damals noch fort, befriedigte aber die Häupter der Partei nicht. Sir William Molesworth begründete daher als neues Organ der philosophischen Radicalen zunächst die „London Review"; dann kaufte er auch die „Westminster Review" an, und unter Mill's Redaction erschien nun die vereinigte Zeitschrift bis zum Jahre 1840 als „London and Westminster Review". Während der ersten zwei Jahre empfing die Revue ihren Ton besonders durch die Gedankenrichtung seines Vaters, der einer der Hauptmitarbeiter wurde, und über dessen Beiträge der Sohn selbstverständlich keine Controle ausüben konnte. Nach dem im Juni 1836 erfolgten Tode des Vaters fielen diese Rücksichten fort und über ihre einseitig benthamistische Haltung hinausgehoben, bildete die „London and Westminster Review" seitdem recht eigentlich das Organ der vorgeschrittensten politischen und philosophischen Denker jener Zeit. Carlyle und dessen Freund John Sterling traten in die Reihen der Mitarbeiter. Mill selbst widmete sich dem Unternehmen mit rastloser Energie. Die später in die „Dissertations and Discussions" aufgenommenen Essays machten, seiner Erklärung zufolge, kaum den vierten Theil dessen aus, was er von 1834—40 für die Revue schrieb. Wie er in der „Selbstbiographie" bemerkt, hatte er bei der Redaction vor allem zwei Ziele im Auge. Das erste war: die philosophischen Radicalen zu befreien von dem Vorwurfe eines sektenhaft einseitigen Benthamismus; das zweite: sie anzufeuern zu der Bildung einer starken organisirten Partei, welche nöthigenfalls die Regierung des Landes in die Hand nehmen oder doch Bedingungen vorschreiben könne, unter denen sie dieselben mit den Whigs theile. In dem erstern Bemühen war er

Digitized by Google

erfolgreich. Abgesehen von dem Umstande, daß er den Vertretern der Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert die Spalten der Revue öffnete, ist es nur nöthig, an seine eigenen berühmten Artikel über die Civilisation, über Armand Carrel und Alfred de Vigny, über Bentham und Coleridge zu erinnern, um die Emancipation der „Westminster Review" von den Fesseln des Benthamismus, ihre Erneuerung auf einer breitern Grundlage des Denkens und der Thatsachen zu beweisen. In Bezug auf jene andere Hoffnung dagegen sollte er enttäuscht werden. So talentvoll und so ehrenhaft seine radicalen Freunde im Parlament waren, so trat doch kein Führer unter ihnen auf, der ihre Sache in großem Sinne leitete. Sie sanken daher bald zu einer bloßen Linken der Whigs herab und wurden allmählich von den Wogen der neuen toryistischen Reaction überflutet. Bei dem spätern Rückblick auf jene Zeit gibt Mill selbst die Ungunst der Verhältnisse und das Uebertriebene seiner Erwartungen von dem, was die radicale Partei im Parlament hätte leisten können, zu. Damals jedoch bildete die Hoffnung, die angedeuteten Resultate zu erzielen, einen seiner Hauptbeweggründe, die beträchtlichen Opfer, nicht blos an Zeit, sondern an Geld nicht zu scheuen, welche die Leitung der Revue ihm auferlegte. Als ihm daher über die Vergeblichkeit seines Strebens nach jener Seite kein Zweifel blieb, legte er die Redaction der „Westminster Review" im Frühling 1840 nieder. Er gab damit die Mitarbeit nicht völlig auf, vielmehr erschienen noch öfter bis in die sechziger Jahre hinein Beiträge aus seiner Feder in der radicalen Vierteljahrsschrift. Und auch sonst setzte er seine altgewohnte publicistische Thätigkeit in andern Zeitschriften (der „Edinburgh Review", der „Fortnightly Review", „Frazer's Magazine" u. s. w.) gelegentlich weiter fort. Dennoch bezeichnete er jenen Rücktritt von der Redaction der „Westminster Review" für einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben. Bis dahin hatte Mill vorzugsweise innerhalb der Kreise seiner Partei gewirkt; war vor allem innerhalb dieser Parteikreise durch Talent und Charakter bekannt geworden. Es war jetzt die Zeit für ihn gekommen, hinauszutreten auf einen größern Schauplatz, die Resultate seines Lebens und Denkens in Werken zusammenzufassen, welche auf allgemeine Beachtung und längere Dauer Anspruch machen konnten, als Reden und Debatten in Vereinen, oder als Abhandlungen in Zeitungen und Vierteljahrsschriften. Er sollte als Mann der Wissenschaft das Gebäude der Wissenschaften, die er von früh auf erforscht, auf umfassenden Grundlagen, im Geiste einer zu männlicher Reife und Klarheit gelangten Philosophie aufführen. Und dieser Aufgabe wandte er sich nun mit ernstem Eifer zu.

Nach seinem ganzen Lebens- und Bildungsgange durften vor allem drei Wissenschaften eine Bereicherung von ihm erwarten: die Logik, die Nationalökonomie und die Politik. An einem System der Logik hatte Mill, wie oben bemerkt, bereits seit 1830 gearbeitet. Von 1832—38 hatte diese Arbeit geruht; dann wurde sie von neuem aufgenommen und endlich während der Jahre 1840—41 noch einmal vollständig durchgearbeitet und vollendet. Im Jahre 1843 erschien dann in zwei Bänden das „System of Logic, ratiocinative and inductive", das erste unter Mill's Namen veröffentlichte größere Werk und zugleich das Werk, welches sofort seinen nationalen und internationalen Ruhm als Philosoph begründete. Seine eigenen Erwartungen von dem Erfolge der „Logik" waren gering, theils weil er, in einer Zeit der materiellen Interessen, ein sehr beschränktes Interesse für den Gegenstand voraussetzte, theils weil er wußte, daß unter denjenigen, die sich mit logischen Untersuchungen abgaben, die Philosophie der angeborenen Ideen und der Erkenntniß a priori vorherrsche und vermuthlich noch lange vorherrschen werde. Dennoch schien es ihm von Bedeutung, die Tradition dessen, was er für eine bessere Philosophie hielt, aufrecht zu erhalten, indem er der Welt ein philosophisches Textbuch der entgegengesetzten Lehre bot, der Lehre, welche alle Erkenntniß aus der Erfahrung, und alle moralischen und intellectuellen Eigenschaften hauptsächlich aus der Richtung ableitet,

Digitized by Google

welche den Ideenassociationen gegeben wird. Aber nach beiden Seiten ging der wirkliche Erfolg seines Werkes weit über seine anfänglichen Erwartungen hinaus. In England erschien in kurzen Zwischenräumen eine neue Auflage nach der andern, bis kurz vor Mill's Tode das theuere und seinem ganzen Wesen nach für ein genußliebendes, gedankenloses Geschlecht nicht anziehende, sondern abstoßende Buch die achte Auflage erlebte. Während dieses etwa dreißigjährigen Zeitraums erfuhren die philosophischen Studien an den englischen Universitäten einen frischen Aufschwung, und es wuchs eine neue Generation heran, deren lebenskräftigste, leistungsfähigste Vertreter vorzugsweise gebildet wurden in der Schule des Verfassers der deductiven und inductiven Logik. Freilich fehlte es Mill nicht an Gegnern. Er wurde angegriffen von Whewell, der seine Zurückführung der sogenannten nothwendigen Wahrheiten der Mathematik und Physik auf Prämissen der Erfahrung und der Ideenassociation (nach Mill's Ansicht eins der wichtigsten Resultate seiner logischen Untersuchungen) bekämpfte; von Sir William Hamilton, der ihm als Hauptführer der intuitiven Philosophie entgegentrat. Aber in allen wesentlichen Punkten blieb die Autorität seines Werkes unerschüttert. Was das Ausland anging, so wurde Mill's „Logik" allmählich in fast alle Culturſprachen übersetzt. In Deutschland war es Justus Liebig, der schon während der vierziger Jahre eine Uebersetzung anempfahl und zwar mit dem denkwürdigen Bekenntniß, daß er, der große Naturforscher, einen Theil seiner Untersuchungen und Erfolge der Anwendung der Methoden verdankte, welche Mill in seinem Werke entwickelt hatte. Daß übrigens in der Heimat der absoluten Identitätsphilosophie die Widersacher Mill's zahlreicher, seine Kritiker absprechender waren als anderswo, war nicht zu verwundern. Manche weigerten ihm und weigern ihm bis auf den heutigen Tag das Prädicat eines Philosophen überhaupt; andere geben zu, daß er gewisse Verdienste habe, weisen ihm aber einen verhältnißmäßig untergeordneten Rang an; einer erklärte noch vor acht Jahren, mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Erscheinen der „Logik", Mill's Werk als Methode der wissenschaftlichen Forschung für unentbehrlich und „einzig in seiner Art", sprach ihm aber zugleich jede Originalität ab, weil Mill in der Vorrede zur „Logik" seine Ansprüche darauf beschränkt, die verstreuten Bruchstücke schon vorhandener Theorien zu einem System verbunden zu haben, und sich gegen die Voraussetzung verwahrt, daß er der Welt eine neue Theorie der Denkoperationen bieten, in der Erforschung der Wahrheit eine Revolution habe bewirken wollen. Wahr ist es, die „Logik" Mill's blendet nicht durch den kühnen Entwurf, die poetische Begeisterung, die in sich fertige dogmatische Vollständigkeit der während des letzten Jahrhunderts aufgetauchten transscendentalen Systeme. Wer in dem Philosophen vor allem den Dichter sucht, wird sich bei ihm enttäuscht finden. Doch seine Philosophie besitzt andere Vorzüge. Wenn sie kein in sich fertiges System aufstellt, sondern auf dem Boden der Wissenschaft stehen bleibt, die als solche unvollendbar ist, so bewahrt sie sich andererseits frei von der Anmaßung einer vom Dreifuß weissagenden Offenbarungsphilosophie, welche die Welt aus dem Geiste construirt und das Wirkliche als solches vernünftig findet; und wenn sie keine glänzenden Perspective in die Welt des Absoluten und Unbekannten eröffnet, so schärft und kräftigt sie den wissenschaftlichen Forschergeist, indem sie alles nicht streng vor dem wissenschaftlichen Denken zu Rechtfertigende ausschließt von ihren Behauptungen. Den absoluten Charakter der menschlichen Erkenntniß zu behaupten ist eine Sache, ihn zu beweisen, eine andere. Ehrlicher und auf die Dauer der Zeit rühmlicher ist es, ihre Bedingtheit zu bekennen, welche nachweisbar ist; an der Ausbildung von Methoden zu arbeiten, deren Anwendung wahrhafte Fortschritte des Wissens verheißt. Die Ausbildung einer solchen Methode bezeichnet den Epoche machenden Charakter von Mill's Werke. Er verschmolz in seinem System der Logik die beiden vor ihm nur einseitig und ohne durchgreifenden innern Zusammenhang angewandten logischen Methoden: die Syllogistik des Aristoteles und

Digitized by Google

die inductive Logik Bacon's, und ebnete, durch den Nachweis der Anwendbarkeit dieser Grundmethoden des schließenden Denkens auf die Natur wie auf die Geisteswissenschaften, der philosophischen Speculation die Bahnen zur Erkenntniß neuer Wahrheiten. Die philosophische Logik von dem Wulst der Scholastiker zu reinigen, die inductive Logik auf Grund der seit Bacon stattgehabten Fortschritte der Naturwissenschaften zu erneuern und beide zu einem umfassenden System zu verknüpfen, hieß allerdings auf dem Boden der Erfahrung arbeiten, erforderte aber gewiß keine gewöhnliche Selbständigkeit und Kraft des Denkens. Die feste Begründung und die geistige Elasticität des so geschaffenen Systems haben bereits die Erfahrungen einer Generation bestätigt, und die gesammte Entwickelung unserer Zeit scheint darauf hinzudeuten, daß diesem philosophischen Grundwerke Mill's noch eine lange Dauer aufhellender schöpferischer Wirksamkeit vorbehalten ist.

Schon 1844 folgte der Logik ein zweites Werk, die „Essays on some unsettled questions of political economy". Mill hatte diese Arbeit, die ebenso wie die „Logik" ursprünglich durch die Debatten der Gesellschaft in Threadneedle Street angeregt wurde, bereits 1833 vollendet; aber die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden, hatte die Veröffentlichung verzögert. Jetzt legte der Erfolg der „Logik" die Herausgabe nahe. Nationalökonomen von Fach haben in diesem ersten nationalökonomischen Werke Mill's seine ausgezeichnetste Leistung auf diesem Gebiete erkennen wollen, und im Vergleich damit sein nationalökonomisches Hauptwerk, die „Principles of Political Economy", herabgesetzt. Ohne uns auf Erörterungen über diesen Punkt einzulassen, muß als unbezweifelte Thatsache festgestellt werden, daß jenes Hauptwerk, das übrigens auch die Resultate der frühern Forschungen einschloß, seinen Vorgänger vollständig verdunkelte. Mill schrieb dasselbe, wie er in der „Selbstbiographie" erzählt, schneller als irgendein anderes Werk von Bedeutung, nämlich innerhalb zweier Jahre, von 1845—47, eingerechnet einen Abzug von sechs Monaten im Winter 1846—47, als seine Zeit vollständig in Anspruch genommen wurde durch eine Reihe von Artikeln im „Morning Chronicle", in denen er die Bildung bäuerlicher Freigüter aus den brach liegenden Ländereien Irlands befürwortete, zum Zweck einer wahrhaften augenblicklichen und dauernden Hebung des unglücklichen Volkes, das damals von den Wehen der großen Hungersnoth ergriffen war. Die „Principles of Political Economy" waren eben die reife Frucht vieljähriger Studien, vieljährigen Denkens über sämmtliche in den Bezirk dieser Wissenschaft fallende Gegenstände; und das Werk war im Frühling 1848 kaum erschienen, als man den Verfasser der „Logik" sofort auch als nationalökonomische Autorität ersten Ranges anerkannte. Dieselbe umfassende Meisterschaft über den Stoff, dieselbe zugleich gründliche und übersichtliche Behandlung, derselbe entwirrende, aufhellende Scharfblick in den Labyrinthen des Denkens, dieselbe philosophische Unparteilichkeit und Gerechtigkeit und dieselbe durchsichtige Klarheit des Stils, in dem wissenschaftliche Würde und die natürliche Unbefangenheit eines Mannes, der seiner Sache Meister ist, sich vereinigten, hoben die „Nationalökonomie" wie die „Logik" Mill's als ein für seine Zeit classisches Werk über alle seine Mitbewerber empor. Nicht daß diesem vorherrschenden Urtheil gegenüber die Stimme einer absprechenden Kritik geschwiegen hätte. Sie ließ sich im Gegentheil laut genug vernehmen, besonders wieder in Deutschland. Man gab von seiten dieser Kritik die Brauchbarkeit des Mill'schen Werkes als eines „guten Handbuchs", als „einer höhern Art von Compilation" zu, versagte ihm aber die Anerkennung eines selbständigen wissenschaftlichen Werkes. Bald maß er dem psychologischen Gesichtspunkte vor den Gesichtspunkten der Natur und der Geschichte eine zu ausschließliche Wichtigkeit zu, bald ging er zu weit in dem Bemühen, den Ansichten seiner Vorgänger und Zeitgenossen gerecht zu werden; dann wieder machte er sich einer unbegreiflichen Inconsequenz schuldig, indem er die Ansprüche der arbeitenden Klassen auf ein besseres Los in der Zukunft verfocht und zugleich mit aller Entschiedenheit an der

Digitized by Google

Malthus'schen Bevölkerungslehre festhielt. Diese und andere Einwände näher zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Es genügt, daran zu erinnern, daß Mill's Werk trotz aller dagegen gerichteten Angriffe nicht blos durch zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen unter allen Völkern die weiteste Verbreitung gefunden, sondern sein Ansehen als vollständigstes, gründlichstes und wissenschaftlich unparteilichstes System der Nationalökonomie unvermindert bewahrt hat. Man mag in Bezug auf den Werth dieser oder jener Theorie verschiedener Meinung sein, man mag zugeben, daß auch andere Forscher, wie Carey und Macleod, Vortreffliches geleistet haben; aber als zusammenhängendes System steht das Werk Mill's noch immer unübertroffen da. „Der Plan meines Werkes", sagt er selbst in der Vorrede, „ist verschieden von demjenigen irgendeiner Darstellung der politischen Oekonomie, welche seit Adam Smith in England erschienen ist. Der «Wealth of nations» ist in vielen Theilen veraltet, in allen unvollständig. Die politische Oekonomie im eigentlichen Sinne des Wortes ist seit Adam Smith's Zeit aus ihrer Kindheit herangewachsen, und die Philosophie der Gesellschaft, von welcher jener große Denker seinen Gegenstand praktisch nie trennte, obgleich noch in einem sehr frühen Stadium ihrer Entwickelung begriffen, ist viele Stufen aufgestiegen über diejenige, auf welcher er sie verließ. Kein Versuch aber ist bisjetzt gemacht worden, seine praktische Methode mit der vermehrten Kenntniß der Theorie über diesen Gegenstand zu verbinden, oder die ökonomischen Phänomene der Gesellschaft in ihrem Verhältniß zu den besten socialen Ideen der Gegenwart darzustellen, wie er dies mit so bewundernswerthem Erfolg in Bezug auf die Philosophie seines Jahrhunderts gethan hat." Diese Verbindung von Theorie und Praxis, von Nationalökonomie und Socialphilosophie bildet in der That einen der auszeichnendsten Charakterzüge von Mill's Werke, und als Beispiel der fruchtbaren Wechselwirkung beider mögen nur die berühmten zwei Schlußbücher erwähnt werden, welche die Einflüsse des Fortschritts der Gesellschaft und der Staatsregierung auf die Probleme der Nationalökonomie entwickeln.

Nach der Veröffentlichung der „Principles of political economy" verfloß ein längerer Zeitraum, ehe Mill den Kreis seines Einflusses durch ein neues größeres Werk erweiterte. Aber er war nicht unthätig. So fügte er den schon genannten Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1848 einen Artikel in der „Westminster Review" hinzu, worin er die Revolution jenes Jahres gegen Lord Brougham und andere Angreifer vertheidigte, und begann eine Anzahl von Essays über gewisse Grundfragen des menschlichen Lebens und Denkens; in Bezug auf mehrere derselben sagt er im Jahre 1860, daß er schon längst die Strenge der Horazischen Vorschrift übertroffen habe. Unter diesen war das Buch über die Freiheit und vermuthlich auch einige der in seinem Nachlasse vorgefundenen Abhandlungen, deren Veröffentlichung noch zu erwarten steht. Das Scheitern der revolutionären Bewegung von 1848 erfüllte ihn mit tiefer Melancholie, die nur langsam einer hoffnungsvollern Stimmung wich. Bedeutungsvoller jedoch waren andere Vorkommnisse dieser Zeit. Im Jahre 1849 starb Mr. Taylor, und zwei Jahre darauf reichte die ausgezeichnete Frau, deren Freundschaft so viele Jahre Mill's Leben verschönert hatte, ihm die Hand zum dauernden Bunde. Von den Jahren des Glückes, welche folgten, hat er in der „Selbstbiographie" ein schönes Bild entworfen. Es war ein Leben vollkommenster Geistes- und Herzensgemeinschaft, liebevoll gemeinsamer, aus gleichen Anschauungen und Idealen entspringender Arbeit, in welches kein Mislaut störend eindrang. Schon früher hatte er um einer solchen Gemeinschaft willen den zerstreuenden Verkehr der Gesellschaft gemieden; von nun an zog er sich vollkommen in die Einsamkeit eines Glückes zurück, das ihm nichts weiter zu wünschen übrigließ. Ein noch ungestörterer Genuß dieses Glückes schien ihm beschieden, als 1858 die Aufhebung der Ostindischen Compagnie ihn von dem langen Zwange des Staatsdienstes befreite. Der

Digitized by Google

Minister für Indien, Lord Stanley, stellte ihm in Anerkennung seiner hohen Verdienste einen Sitz in dem neuen indischen Staatsrathe zur Verfügung; doch Mill schlug das Anerbieten aus. Der endlich errungene Besitz voller Freiheit hatte jetzt doppelten Werth für ihn gewonnen. Den Winter von 1858—59 wollte er zunächst in Südeuropa zubringen. Aber die Reisenden hatten kaum Avignon erreicht, als ein plötzlicher Anfall von Lungenentzündung seine schwärmerisch geliebte Frau dahinraffte. Mill stand wieder allein — in seinem tiefen Schmerz nur aufrecht erhalten durch ihr Andenken und durch die Sympathie ihrer Tochter, seiner Stieftochter, die ihm als Gefährtin seiner Einsamkeit zur Seite blieb. „Seitdem", sagt er am Schlusse dieses Kapitels seiner „Selbstbiographie", „habe ich Erleichterung gesucht, sofern eine solche möglich war, durch die Lebensweise, die mich am meisten in den Stand setzte, sie mir noch nahe zu fühlen. Ich kaufte ein Haus so dicht als möglich an der Stelle, wo sie begraben liegt, und dort wohnen ich und ihre Tochter (meine Leidensgenossin und jetzt meine Hauptfreude) beständig während eines großen Theils des Jahres. Meine Lebenszwecke sind einzig und allein diejenigen, welche die ihrigen waren; meine Arbeiten und Beschäftigungen die, an welchen sie theilnahm oder mit denen sie sympathisirte. Ihr Andenken ist mir eine Religion und ihre Billigung der Maßstab, nach dem ich, als dem Inbegriff alles Würdigen, mein Leben zu regeln suche."

Und es währte nicht lange, ehe der Tiefgebeugte sich zu neuer Thätigkeit aufraffte. Nach der Beendigung der „Nationalökonomie" hatte er seine Gedanken der dritten Wissenschaft zugewandt, die ihn, neben jener und der Logik, von früher Jugend beschäftigt hatte: der Politik. Noch vor dem Tode seiner Frau war, in jener Gemeinsamkeit des Schaffens, die er für alle unter ihrem Einfluß entstandenen Arbeiten seines Geistes als charakteristisch hervorhebt, das berühmte Buch über die Freiheit vollendet; und die erste größere Arbeit, mit der er, nach so langer Pause, im Jahre 1859 wieder vor der Welt erschien, war diese. Sie war gewidmet „dem geliebten und betrauerten Andenken derjenigen, welche alles, was am besten in meinen Schriften ist, inspirirte und zum Theil schuf: der Freundin und Gattin, deren erhabener Sinn für Wahrheit und Recht meine mächtigste Anregung und deren Beifall mein höchster Lohn war" — und brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Mill begründete in diesem Werke die Nothwendigkeit der individuellen Freiheit des Denkens und des Handelns, gegenüber der Tyrannei der Gesellschaft; eine Freiheit, welche ihre einzige Schranke haben solle in den Rechten der andern und in der Erhaltung des öffentlichen Friedens. Die Darstellung von einer selbst bei ihm ungewöhnlichen Klarheit des Ausdrucks und Durchsichtigkeit des Stiles, wurde allgemein als mustergültig anerkannt und noch gegen das Ende seines Lebens war er selbst der Meinung, daß mit Ausnahme der „Logik", nichts, was er geschrieben, länger dauern werde als das Buch von der Freiheit. Während desselben Jahres veröffentlichte er, auf Veranlassung der Derby-D'Israelischen Reformbill von 1859, seine „Thoughts on Parliamentary Reform" und gab in zwei Bänden eine Auswahl seiner kleinern Schriften, die schon öfter genannten „Dissertations and Discussions", heraus. Der Fesseln eines Amtes ledig, in jeder Hinsicht unabhängig und zur Zurückgezogenheit geneigt, schien Mill nun, in seinem dreiundfunfzigsten Jahre, in eine rein schriftstellerische Laufbahn eingetreten, wenn man eine Thätigkeit, die sich vorzugsweise mit Politik und zwar mit praktischer Politik beschäftigte, so bezeichnen darf. In der That veröffentlichte er schon 1861 als nächstes Hauptwerk ein vollständiges System der Politik, die „Considerations on Representative Government". Nach vielen vorhergegangenen einzelnen Darstellungen enthielt dieses Werk den reifsten Ausdruck seines politischen Denkens und trug, infolge der lebhaften Erörterungen, welche dadurch hervorgerufen wurden, am meisten dazu bei, ihn dem größern Publikum als politischen Denker bekannt zu machen und den Weg zu seinem Eintritt ins Parlament

Digitized by Google

zu bahnen. Mill erscheint in den „Considerations on Representative Government" nicht mehr als der demokratische Radicale von früher, sondern als der Vertreter einer gemäßigten Demokratie. Einen entschiedenen Umschwung in seinen Ansichten hatte, unabhängig von den früher angedeuteten allgemeinen Einflüssen, besonders Tocqueville's Werk über die Demokratie in Amerika bewirkt. Er hatte dadurch tiefe Einblicke gewonnen in die Gefahren, denen die demokratische Regierungsform die Gesellschaft aussetzt, wenn sie nicht auf der breiten Grundlage der Erziehung ruht und der Tyrannei der Masse Schranken setzt. Aus dem Bemühen, solche Schranken zu setzen, entsprang z. B. sein Vorschlag zur Abfassung der Gesetze durch eine legislative Commission, statt durch das Parlament, dessen wesentliche Function er in der Erörterung, nicht aber bei seiner Zahl und Zusammensetzung, in der Abfassung der zu gebenden Gesetze erkannte. Aus demselben Bemühen gingen mehrere der berühmten Vorschläge hervor, welche dem Philosophen später als „Grillen" vorgeworfen wurden. So, zur Verhütung der Tyrannei einer Klasse, d. h. der absoluten Herrschaft der Majorität in der repräsentativen Versammlung, das Verlangen der Vertretung der Minorität, d. h. desjenigen Theiles des Volkes, dessen repräsentative Männer in den Wahlen erlegen sind. Derselbe Plan war schon früher von Thomas Hare entworfen worden, und Mill entwickelte und begründete ausführlich ein Verfahren, ihn praktisch durchzuführen. Eine andere derselben Kategorie angehörige „Grille", ersonnen gegen die Gefahr der Herrschaft der geistigen Mittelmäßigkeit, war das Verlangen der Ertheilung einer Mehrzahl von Voten an Männer von anerkannt hoher geistiger Begabung. Ausgeschlossen von dem Wahlrecht sollten dagegen alle sein, die nicht wenigstens die Anfangsgründe einer Erziehung nachweisen könnten. Endlich (und dies war die „Grille", welche nicht blos die lebhafteste Discussion verursachte, sondern die größte Wirkung ausgeübt hat) forderte Mill die Ertheilung des Wahlrechts an eine Volksklasse, die seiner Meinung nach bis dahin am ungerechtesten von allen behandelt worden: an die Frauen. Daß er schon in seinen Jugendjahren derselben Ansicht gewesen, wurde oben angeführt. Der Verkehr mit seiner Frau, welche die politische und sociale Gleichberechtigung der Frauen in ihrem vollen Umfange befürwortete, hatte seine Gedanken über diesen Gegenstand befestigt und vertieft und seine damals mit voller Entschiedenheit eröffnete Vorkämpferschaft für die Rechte der Frauen bildete, wie bekannt, den Ausgangspunkt einer Bewegung, die seitdem immer größere Verhältnisse angenommen hat und deren Ende noch nicht abzusehen ist. Es ist bemerkenswerth, daß um dieselbe Zeit auch schon das Buch geschrieben wurde, in welchem Mill seine Ideen über die sogenannte Frauenfrage am ausführlichsten dargelegt hat: „The subjection of women", obgleich die Veröffentlichung erst acht Jahre später (1869) stattfand, als die Bewegung im vollen Gange war. Sowol durch diese anregenden Eigenthümlichkeiten als durch die umfassende philosophische Erörterung des Gegenstandes übten die „Considerations on representative government" eine Wirkung aus, die sich auf alle Parteien erstreckte. Den Demokraten boten sie ein Textbuch, das die reifsten politischen Gedanken eines der hervorragendsten Denker der Zeit verkörperte; aber auch die Conservativen beriefen sich auf die Autorität Mill's, wenn die Rede war von der Nothwendigkeit, den Uebeln der Demokratie vorzubeugen.

Während der folgenden Jahre ragte Mill hervor unter der kleinen Minderzahl seiner Landsleute, die in dem amerikanischen Bürgerkriege Partei ergriffen für die Union, gegen die rebellischen Sklavenhalter. Er war den vorbereitenden Parteikämpfen der amerikanischen Republik zu aufmerksam gefolgt, um auch nur einen Augenblick den Vorwand einer Tarifsfrage oder der Behauptung der Staatsrechte als wahre Ursache des Krieges gelten lassen zu können; noch viel weniger konnte er als specifisch englischer Patriot den Zerfall der

Digitized by Google

Union mit Schadenfreude begrüßen, oder, wie sein alter Freund Thomas Carlyle, die Sklaverei der Neger als deren naturgegebenen und wünschenswerthesten Zustand anerkennen. Er protestirte sobald als möglich in einem Artikel in „Frazer's Magazine" gegen die in England herrschenden Ansichten und versäumte auch später keine Gelegenheit, mit Nachdruck gegen eine Verirrung aufzutreten, die ihn mit Schmerz erfüllte. Seine bedeutendste Arbeit während der Jahre zwischen der Herausgabe seines letzten Werkes und seinem Eintritt ins Parlament war jedoch eine Auseinandersetzung mit zwei Philosophen, von denen einer ihn selbst wesentlich beeinflußt hatte, während der andere ihm als grundsätzlicher Widersacher gegenüberstand: Sir William Hamilton und Auguste Comte. Schon länger hatte Mill es für wünschenswerth gehalten, die intuitive Philosophie einer umfassenden Kritik zu unterwerfen, und die beste Veranlassung dazu schien die Herausgabe der Vorlesungen Sir William Hamilton's zu bieten, den er als den Hauptvertreter dieser Philosophie in England betrachtete. Wie gewöhnlich, war es ihm dabei nicht um die blos abstracte Speculation zu thun. Seiner Ansicht nach zog vielmehr jene Gedankenrichtung eine Menge nachtheiliger praktischer Consequenzen nach sich und bestand eine natürliche Feindschaft nicht allein zwischen den Philosophen, der alle Erkenntniß aus der Erfahrung und der Ideenassociation herleitet, sondern zwischen dem praktischen Reformer, der die Welt nach der Vernunft der Dinge umzugestalten strebt, und einer Philosophie, welche das Bestehende rechtfertigt durch die Berufung auf tiefgewurzelte Gefühle, gewisse Lieblingslehren aufstellt als intuitive Wahrheiten und die Intuition für die Stimme Gottes und der Natur erklärt, die mit größerer Autorität sprechen als die Vernunft. Er fand diese für die Reaction des 19. gegen das 18. Jahrhundert charakteristische Denkart noch immer so weit verbreitet und zugleich in so natürlichem Einklang mit der menschlichen Trägheit und den conservativen Interessen im allgemeinen, daß eine Analyse der intuitiven Metaphysik ihm von der größten Bedeutung schien. So entstand seine „Examination of Sir William Hamilton's philosophy" (London 1865), ein Werk, das seine Aufgabe gründlich erfüllte und innerhalb eines Zeitraums von acht Jahren bereits vier Auflagen erlebt hat. Mit Comte stimmte Mill in Bezug auf die logische Methode überein. Er war der erste gewesen, der in der Logik die öffentliche Aufmerksamkeit auf Comte hingelenkt hatte, und viele Jahre hatte er mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden. Als aber Comte in den letzten Bänden seiner „Philosophie positive" sein Ideal des Staates und der Gesellschaft der Zukunft entwickelte, und einer nach dem Muster der katholischen Kirche gebildeten Hierarchie von Philosophen eine despotische Herrschaft einräumte über die widerstandslose Masse der Menschheit, trennte sich Mill mit Bedauern von dem frühern Genossen. Comte's Werke waren inzwischen allgemein bekannt geworden, und Mill hielt es für seine Pflicht, das System des französischen Philosophen einer eingehenden Kritik zu unterwerfen, die Grenze zwischen dessen früherer und späterer Entwickelung anzudeuten und die Lehren, mit welchen er übereinstimmte, von denjenigen zu sondern, die er für unhaltbar und verwerflich hielt. Er that dies in zwei, ursprünglich für die „Westminster Review" geschriebenen Abhandlungen, die später unter dem Titel „Auguste Comte and Positivism" (London 1865) als Buch erschienen. Er selbst hatte seine Ideale von der Zukunft, und diese Ideale trugen in vorrückendem Alter eine mehr und mehr socialistische Färbung. Er sah, wie er in der „Selbstbiographie" bekannt, einer Zeit entgegen, „wenn die Gesellschaft nicht mehr geschieden sein werde in die Müßigen und Fleißigen; wenn die Regel, daß die, welche nicht arbeiten, nicht essen sollen, nicht blos auf die Armen angewandt werde, sondern unparteiisch auf alle; wenn die Theilung des Ertrags der Arbeit, statt, wie jetzt in hohem Grade, von dem Zufall der Geburt abzuhängen, stattfinden werde durch Uebereinstimmung, nach einem anerkannten Princip der Gerechtigkeit, und wenn es nicht mehr unmöglich sein oder für unmöglich

Digitized by Google

werde gehalten werden, daß menschliche Wesen sich um die Erlangung von Wohlthaten bemühen, die nicht ausschließlich ihrem eigenen Genusse bestimmt sind, sondern von der Gesellschaft, der sie angehören, getheilt werden". Aber er vermaß sich nie, die Formen vorzuschreiben, innerhalb deren diese Ideale zu verwirklichen seien, und erklärte sich stets mit der größten Entschiedenheit gegen jene Tyrannei der Gesellschaft über das Individuum, welche die meisten vorhandenen socialistischen Systeme entstellt. Ueber Comte's Socialphilosophie konnte er schließlich nur das Urtheil fällen, daß sie dastehe als eine monumentale Warnung für sociale und politische Denker, was geschehen müßte, wenn die Menschen in ihren Speculationen den Werth der Freiheit und der Individualität aus den Augen verlieren.

Es fehlte daher seiner Muße nicht an Früchten der Arbeit. Doch gerade der Erfolg dieser Arbeit öffnete ihm, ohne daß er danach suchte, einen neuen Wirkungskreis, dessen Anforderungen seine Muße mehrere Jahre lang unterbrachen. Mill's Schriften hatten, besonders seit dem Erscheinen des Buches über die Freiheit, eine immer raschere und weitere Verbreitung gefunden, sodaß er, zahlreichen an ihn gerichteten Bitten nachgebend, zu Anfang des Jahres 1865 eine billige Ausgabe der „Nationalökonomie", des Buches über die Freiheit und der „Considerations on representative government" für die arbeitenden Klassen veranstaltete; und als zu Ende desselben Jahres allgemeine parlamentarische Neuwahlen stattfanden, stellten die liberalen Wähler des großen hauptstädtischen Wahlbezirkes von Westminster an ihn das Gesuch, eine Parlamentscandidatur anzunehmen. Mill antwortete in einem Briefe, der an Offenheit, wenigstens in unsern Tagen, wol schwerlich seinesgleichen gehabt hat. Er erklärte den Wählern, daß er persönlich keinen Wunsch habe, Parlamentsmitglied zu werden, und daß es seinen Grundsätzen zuwider sei, sich um den ihm angebotenen Sitz auf die hergebrachte Weise zu bewerben oder die geringste Summe für Zwecke der Wahl zu verausgaben; auch könne er nicht versprechen, falls er gewählt werde, sich um ihre Localinteressen zu bekümmern. In Bezug auf die allgemeine Politik beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen und bemerkte unter anderm, daß er es für seine Pflicht halten werde, die Zulassung der Frauen zu den Parlamentswahlen zu fordern. An diesem Programm hielt er fest, und daß die Wähler von Westminster nicht allein darauf eingingen, sondern ihn im October 1865 mit beträchtlicher Majorität gegen einen einflußreichen conservativen Gegner durchsetzten, verursachte ihm selbst keine geringe Ueberraschung. In der That erregte von allen Neuwahlen jenes Jahres keine andere ein so lebhaftes Interesse wie diese. Mit besonderer Spannung erwartete man Mill's erstes Auftreten vor der Versammlung seiner Wähler. Die wenigsten wußten, welche Schule der öffentlichen Rede er schon in früherer Zeit durchgemacht, und seine Gegner weissagten dem Manne des Bureau und der Studirstube eine Niederlage. Doch die sichere Unbefangenheit, mit der er gleich vor dem ersten Meeting erschien, machte diesen Voraussetzungen ein Ende. Auch im Parlament war ein Mann von Mill's Schlage eine neue Erscheinung. Man empfing ihn mit einem Gemisch von Achtung und Neugier, zugleich aber mit dem Vorurtheil, daß er der praktischen Politik zu weit vorausgeeilt, zu radical, zu abstract sei, um bestimmend in die Debatten des Hauses einzugreifen. Der großen Menge ehrenwerther und sehr ehrenwerther Mitglieder war er als Philosoph identisch mit einem Grillenfänger. Allein auch hier war das Resultat dasselbe. Schon seine erste Rede über die Reformbill von 1866, in der er die Ansprüche der arbeitenden Klassen vertrat, gab ihm eine anerkannte Stellung im Unterhause. Seitdem setzte er sich das Ziel, nur dann an den Debatten theilzunehmen, wenn es Aufgaben galt, die von ihm besser erfüllt werden konnten als von andern, oder vor deren Erfüllung andere wegen der damit verknüpften Unpopularität sich scheuten. Er führte diesen Plan durch während der Sessionen dreier Jahre (1866—68), in Re-

Digitized by Google

den über Irland, über Jamaica, über die Wahlberechtigung der Frauen, über die Nationalschuld, über die Todesstrafe u. a., die in Form und Gehalt seiner würdig waren und einen tiefen Eindruck hervorbrachten. Wenn er im allgemeinen mit der liberalen Partei stimmte, so war seine Haltung doch keineswegs identisch mit der liberalen Parteipolitik; im Gegentheil trennte er sich in manchen Dingen selbst von den vorgeschrittensten Parteigenossen. Aber auch diese furchtlose Unabhängigkeit, deren Motive niemand anzuzweifeln wagte, erhöhte seinen Einfluß. Worin dieser Einfluß bestand, läßt sich mit wenigen Worten nicht besser beschreiben als durch die Bemerkung Gladstone's, der erklärte: es müsse den moralischen und den intellectuellen Ton des Parlaments erniedrigen, wenn Mill's Theilnahme an den Verhandlungen fehle. Unter den Conservativen, welche Mill in einer vielcitirten Stelle der „Considerations on Representative Government" als die ihrer Natur nach dümmste Partei gekennzeichnet hatte, erweckte seine radicale Haltung ihm dagegen zahlreiche und heftige Feinde. Die Gehässigkeit dieser Feinde mehrte sich infolge seiner hervorragenden Theilnahme an dem Jamaica-Comité, als dessen Präsident er sich mit den Bemühungen, den Exgouverneur Eyre wegen seiner blutigen Unterdrückung des Negeraufstandes vom October 1865 vor den englischen Gerichten zur Verantwortung zu ziehen, identificirte. Bei dieser Veranlassung geschah es, daß Mill sich seinem frühern Freunde Thomas Carlyle als offenen Gegner gegenüberfand; denn merkwürdig genug übernahm Carlyle den Vorsitz des Eyre Defence and Air Fund, d. h. der Vertheidigung des Exgouverneurs Eyre gegen die Maßregeln des Jamaica-Comité. Als nun im Herbst 1868 neue allgemeine Parlamentswahlen stattfanden, boten die Tories von Westminster alles auf, sich des gefährlichen Mannes zu entledigen. Keine Kosten wurden gescheut, alle Waffen des Parteihasses wurden in Bewegung gesetzt, um Mill als Freigeist, als blutdürstigen Verfolger des Exgouverneurs von Jamaica, als dictatorischen Papst von Avignon (!) zu brandmarken, und Mill, der auch bei dieser Wahl jede Accommodation an die zahlreichen Unsitten verschmähte, welche die englischen Parlamentswahlen damals noch entstellten, erlag seinem torystischen Widersacher. Sobald dieser Ausgang bekannt geworden war, machte man ihm von seiten anderer Wahlbezirke Anerbietungen; doch er lehnte dieselben ab. Von seinen londoner Wählern nahm er in einer Rede von der Wahlbühne in Trafalgar Square einen würdevollen Abschied. Dann zog er sich, froh der wiedergewonnenen Muße, von neuem zurück in die Einsamkeit von Avignon.

Die parlamentarische Episode in Mill's Laufbahn war kurz gewesen, aber deshalb nichts weniger als bedeutungslos. Sie hatte zur Verbreitung seiner Ideen mächtig beigetragen und seinem Charakterbilde mehr als einen interessanten Zug hinzugefügt. In seine schriftstellerische Thätigkeit mußten die arbeitsvollen Monate der Parlamentssitzungen und die durch seine Stellung bedingte gewaltig anwachsende Correspondenz empfindliche Lücken reißen; doch während der Parlamentsferien hatte er zur Fortsetzung auch dieser Arbeiten Zeit gefunden. So schrieb er 1867 für die „Edinburgh Review" eine ausführliche Kritik des Werkes seines alten Freundes George Grote über Plato, nachdem er sich während der Herbstmonate von 1866 durch das Wiederlesen von Plato's Schriften im Original für diese Aufgabe vorbereitet. Zu Anfang eben jenes Jahres hatte er in einer Ansprache an die Studenten der schottischen Universität Saint-Andrews, die ihn zum Rector gewählt hatten, seine Ideen über die Erfordernisse einer zeitgemäßen Universitätserziehung niedergelegt, Ideen, welche der Bedeutung der classischen Studien und der modernen Wissenschaften gleich gerecht wurden und ein Ideal menschlicher Geistesbildung aufstellten, das den lehrreichsten Gegensatz bildete zu den gäng und gebe Vorstellungen von der Utilitätsphilosophie. Während desselben Jahres endlich hatte er auch einen dritten

Digitized by Google

Band der „Dissertations and Discussions" veröffentlicht, dann, im Winter 1868, mit dem Pamphlet „England and Ireland" einen Beitrag zu der brennenden Frage der irischen Landreform geliefert und in Gemeinschaft mit Grote und andern Freunden eine neue Ausgabe von seines Vaters „Analysis of the phenomena of the human mind" unternommen, die zu Ende des Jahres 1868 erschien. Nach außen konnte es nun scheinen, als nehme Mill, nach seinem Scheiden aus dem Parlament, mit der wohlverdienten Ruhe von der politischen auch die nicht minder verdiente Ruhe von der literarischen Arbeit in Anspruch; denn abgesehen von gelegentlichen Journalartikeln, besonders in der „Fortnightly Review", veröffentlichte er während der Jahre 1868—73 außer der schon öfter erwähnten „Subjection of Women" (1869) kein Werk von Bedeutung. Erst nach seinem Tode erfuhr man, wie unermüdlich thätig er nach alter Gewohnheit auch während dieser letzten Lebensjahre gewesen. In seinem Nachlasse fanden sich, außer der 1870 vollendeten „Selbstbiographie", eine Anzahl noch unveröffentlichter Essays: über den Theismus, über die Natur, über den Nutzen der Religion, deren Vollendung ihn bis zuletzt beschäftigte. Auch gab er die öffentliche Theilnahme an der Politik nie ganz auf. Wiederholt sah man seine wohlbekannte hagere Gestalt mit den scharfgemeißelten Zügen, der breiten Denkerstirn und den durchdringenden Adlerangen auf der Rednerbühne in London, besonders zur Förderung der Frauenbewegung, und noch wenige Monate vor seinem Tode führte er als Präsident der Land League den Vorsitz bei einem Meeting dieser Gesellschaft, welche sich die Umgestaltung der das Grundeigenthum betreffenden Gesetze zum Zwecke gesetzt hat. Uebrigens brachte Mill, wie immer seit dem Tode seiner Frau, den größten Theil des Jahres in Avignon zu. Seine frühere Neigung für die Franzosen hatte während des zweiten Kaiserreiches beträchtlichen Abbruch erlitten, und bei dem jüngsten Kriege lagen seine Sympathien ungetheilt auf der Seite Deutschlands. Doch was ihn an Avignon fesselte, war von solchen Rücksichten unabhängig. Er erfreute sich des südlichen Klimas, der Einsamkeit und der Freiheit, und lebte, ohne die Anforderungen der Gegenwart zu vergessen, in seinen Erinnerungen. Von Jugend auf ein rüstiger Fußgänger und ein leidenschaftlicher Naturfreund, durchstreifte er, von seiner Stieftochter begleitet, in den Pausen der Arbeit noch oft auf weiten Wanderungen die umliegenden Gegenden, meist zugleich botanisirend und die große Pflanzensammlung vervollständigend, die er vor fast einem halben Jahrhundert bei seinem ersten Besuch in Frankreich angelegt hatte. Auch die Musik blieb die Freundin seines vorrückenden Alters. Während seines letzten Besuches in London fand man ihn bei seinen sechsundsechzig Jahren so frisch und geistig thätig als je. Niemand ahnte, daß das Ende so nahe sei. Bald nach seiner Rückkehr nach Avignon aber erkrankte er plötzlich an einem heftigen Anfall der Rose, und nach nur vier Tagen der Krankheit erlag er diesem Leiden am 8. Mai 1873. Am 12. Mai wurde er, nur von seiner nächsten Umgebung geleitet, seinem lange gehegten Wunsche gemäß auf dem Kirchhofe in Avignon an der Seite seiner Frau begraben.

Die Nachricht von Mill's Tode rief in England bei allen Parteien Ausdrücke lebhaften Bedauerns und bewundernder Anerkennung hervor. So verschieden die Urtheile über seine Bedeutung als Philosoph und seine Haltung als Politiker auch im einzelnen lauteten — daß er einer der einflußreichsten Führer seiner Zeit und zugleich einer ihrer reinsten und edelsten Charaktere gewesen, wurde ohne Widerrede anerkannt. Ein aus den angesehensten Vertretern aller Parteien, aus Staatsmännern, Denkern und Dichtern gebildeter Ausschuß trat sofort zusammen, um der nationalen Verehrung für den Verstorbenen eine dauernde Gestalt zu verleihen, und der Beschluß, dies Verlangen durch die Errichtung eines Denkmals in London und durch die Gründung eines Stipendiums für bahnbrechende Arbeiten auf dem Felde der Logik und der Nationalökonomie zu verwirklichen, ist bereits in Ausführung begriffen. Das Erscheinen der „Selbstbiographie" mit

Digitized by Google

ihren offenen Bekenntnissen, besonders über Mill's religiöse Ansichten, hat, wie kaum bemerkt zu werden braucht, in gewissen Kreisen Bestürzung und Entrüstung erweckt; doch das wesentliche Urtheil über ihn ist dadurch in keiner Weise verändert. Die „Selbstbiographie" ist bereits ziemlich allgemein als eins der seltenen Werke anerkannt, die sich unverzüglich eine dauernde Stelle in der Literatur erobern, und als treues Abbild seiner persönlichen Entwickelung und seines innersten Wesens wird sie mit den andern Werken Mill's im Sinne der Zukunft wirken, für deren Gestaltung in Staat und Gesellschaft wie in dem individuellen Charakter der Menschen er mit so seltener Einheit des Lebens und des Denkens gearbeitet hat.

Digitized by Google

Die kirchenpolitische Bewegung in der Schweiz.

Von

Karl Wippermann.

I.

Der seit 1871 in Deutschland mit erhöhter Lebhaftigkeit entbrannte Kampf der Staatsgewalt gegen die Uebergriffe der römischen Hierarchie übte nirgends größern Einfluß als in der Schweiz, wo die kirchenpolitischen Verhältnisse seit Jahrhunderten eine außerordentliche Rolle spielten und das klerikale Element bis in die neueste Zeit von tiefeingreifendem Einflusse auf den Gang der politischen Entwickelung war.

Die freiern politischen Zustände in der Eidgenossenschaft erlaubten seit langer Zeit der Hierarchie eine Verfolgung ihrer staatsfeindlichen Zwecke mit größerer Kühnheit und ihren Widersachern derbere Zurückweisungen der Uebergriffe. Diese Abwehr konnte jedoch während der lange andauernden politischen Abhängigkeit und innern Zerrissenheit des Landes weder oft und allgemein, noch von dauernder Wirkung sein. Mit unermüdlichem Eifer und großer Zähigkeit verstanden die Diener der römischen Hierarchie die zahlreichen recht schwachen Seiten und die unvollkommenen Zustände der Cantone sorgsam zu erhalten und zur Begründung ihrer Macht zu benutzen. Nichts war mehr im Stande, die Bestrebungen Roms zu fördern, als die große Zahl von Staaten kleinster Sorte und deren lockerer Verband. Die unbeschränkten geistlichen Herrscher in Kirche und Schule beuteten ihre große Macht in reichem Maße aus durch eingehendste Betheiligung an den meisten der kleinen Parteiverhältnisse und zahllosen kleinlichen Sonderbestrebungen. Weit früher als in Deutschland wurde in der Schweiz der Ultramontanismus in seiner ganzen staatsfeindlichen Bedeutung erkannt und mit entsprechender Heftigkeit bekämpft, aber nirgends auch fand derselbe im Volke aus Unverstand oder aus heterogenen Interessen mehr Verbündete als hier. Er gestaltete sich äußerlich sehr groß und gelangte in manchen Cantonen an das Ruder des Staats, auf der andern Seite wurde aber auch seine blutige Bekämpfung nicht gescheut. Trotzdem war die Staatsgewalt lange nicht in der Lage, ihn dauernd mit Entschiedenheit niederzuhalten. Soweit irgend die Umstände es gestatteten, erhob er, gestützt auf das Ausland oder auf particulare und unpatriotische Bestrebungen, immer wieder das Haupt, sodaß in allen politischen Verhältnissen der Schweiz dieses staatsfeindliche Element, wie ein dahin gehöriges, seine große Rolle spielte, bis erst in neuester Zeit das Beispiel Preußens und Deutschlands auf Wege radicalern Vorgehens führte.

Digitized by Google

Die politischen Wirren, welche seit 1814 in der Schweiz herrschten, förderten die Bestrebungen der Ultramontanen in hohem Grade. Einfluß fremder Mächte hatte, ähnlich wie in Deutschland, die Schaffung nur eines lockern Staatenbundes, in welchem die Wünsche und Bedürfnisse des Volks keinen Ausdruck fanden, das Wiedererstehen der vollen Cantonssouveränetät und die Garantie der Klöster durch die Bundesverfassung von 1815 bewirkt. Auf dieser Grundlage verband sich der Klerus zur Reactionszeit der Heiligen Allianz in einzelnen Cantonen mit aristokratischen Elementen und oligarchischen Regierungen zur Herrschaft, und setzte vielfach, besonders 1818 in Freiburg, die Berufung des 1814 vom Papste wiederhergestellten Jesuitenordens durch. In der hierdurch für die ganze Schweiz entstandenen unheilvollen Atmosphäre erhoben aber schon in den 1820er Jahren mehrere Cantonsregierungen Widerstand gegen die klerikalen Uebergriffe. Die Abneigung gegen diese verallgemeinerte sich 1830, als nach der französischen Julirevolution das Verlangen nach constitutionellen Formen sich auch in der Schweiz geltend machte. Als aber infolge dessen die Tagsatzung im Juli 1832 eine Revision der Bundesacte beschlossen hatte, bewirkten die Ultramontanen im November 1832 die Bildung des aus den conservativen Cantonen bestehenden reactionären Sarner (Sonder-) Bundes und, vereinigt mit den Radicalen, im December 1833 die Verwerfung jener Revision. Andererseits versuchten die liberalen Cantone wenigstens in ihren Gebieten das Haupthinderniß einer gesunden Staatsentwickelung zu beseitigen. Da in der Bundesverfassung die Grundlagen eines wirklichen Staatskirchenrechts fehlten, einigten sich 1834 zu Baden in Aargau die Vertreter fast aller zur Diöcese Basel gehörenden Stände, nämlich die der Cantone Aargau, Basel, Bern, Luzern, Solothurn und Thurgau, wie auch der Vertreter Sanct-Gallens über bestimmte gemeinsam durchzuführende Punkte. Die 14 badener Artikel enthielten die Einleitung zur Herstellung eines schweizerischen Metropolitanverbandes und zur Gründung eines gemeinsamen schweizerischen Staatskirchenrechts; allein sie wurden 1835 vom Papste als falsch, verwegen und irrig verurtheilt und riefen die ganze Opposition der Ultramontanen hervor. Dieselben glaubten nicht besser entgegenwirken zu können als durch Erregung von Unruhen im berner Jura und in Aargau. Letztere veranlaßten 1836 eine drohende Einmischung Frankreichs, infolge deren die eingeschüchterten liberalen Cantone den Plan fallen ließen. Während der hieran sich schließenden neuen Reaction sorgten die Diener Roms, durch jenen Erfolg ermuthigt, für neue Erstarkung ihrer Macht. Besonders wurden wieder die Jesuiten berufen und der bisher nur mit einigen erzbischöflichen Rechten versehene päpstliche Nuntius in der Schweiz mit ausgedehnten Befugnissen ausgestattet.

Die hierarchischen Bestrebungen waren vertreten durch ein außerordentlich zahlreiches, vom Nuntius geführtes geistliches Heer in den fünf seit 1814 unmittelbar dem Papste unterstellten Bisthümern (Basel, Chur, Sanct-Gallen, Lausanne und Sitten), in welche mit vieler Absicht das kleine Land zersplittert war, während einzelne Bezirke den ausländischen Bisthümern Konstanz, Como und Mailand zugetheilt waren. Wesentliche Förderung erhielten die ultramontanen Bestrebungen 1839 durch die Umwälzung in Zürich, welche von seiten einer pfäffisch-aristokratischen Partei durch Strauß' Berufung auf den dortigen Lehrstuhl der Dogmatik veranlaßt war. Insbesondere wurde hierdurch das sogenannte Siebener-Concordat der liberalen Cantone ganz zerstört. Als dann die liberale Partei versuchte, wenigstens im Innern einzelner Cantone Reformen nach dem Grundsatze der Volkssouveränetät einzuführen, benutzten dagegen die Ultramontanen mit Erfolg jenes erprobte Mittel der Erregung von Aufständen. Verbündet mit den Conservativen, wollten sie nicht nur auf diese Weise in einigen Cantonen jene Bestrebungen hindern, sondern sie hofften dadurch sogar größere Macht leichter als bei ruhiger Entwickelung zu erlangen. Solche Bewandtniß hatte es 1839 mit dem Aufstande in Tessin und 1840

Digitized by Google

mit dem in den katholischen Freiämtern von Aargau. Der letztere Aufstand bezweckte namentlich die Bildung eines katholischen Halbcantons Baden, der schon zur Zeit der Helvetischen Republik bestanden hatte. Da er hauptsächlich von Muri und Bremgarten sowie andern Klöstern aus geschürt war, so wurden diese 1841, nach Niederwerfung der Aufständischen im Treffen bei Bilmergen, vom radicalen Großen Rathe aufgehoben. Die katholischen Cantone glaubten hierin eine Verletzung der die Klöster garantirenden Bundesacte erblicken zu müssen und zogen die Sache vor die Tagsatzung. Dort schwebte diese Frage, unter Einmischungen Oesterreichs und Roms, bis 1843, wo die Ultramontanen wenigstens die Herstellung von vier beim Aufstande nicht betheiligt gewesenen Nonnenklöstern durchsetzten.

Die größten Vortheile errangen die Klerikalen um diese Zeit in Luzern und Wallis. In Luzern brachten sie durch Verbindung mit ochlokratischen Elementen eine neue, dem Papste zur Anerkennung vorgelegte Verfassung zu Stande, welcher zufolge der Staat auf das Placet in Kirchensachen verzichtete, das durch ein bloßes Visum ersetzt wurde, das Cantonsbürgerrecht nur an Römisch-Katholische ertheilt werden sollte und jede Veräußerung kirchlicher Liegenschaften ohne Genehmigung der Kirchenbehörde verboten wurde. Was Wallis betrifft, so wußten die Ultramontanen den untern Theil des Thales trotz der verfassungsmäßig festgesetzten gleichheitlichen Berechtigung zu benachtheiligen; Unterwallis verschaffte sich sein Recht durch einen Aufstand; die Ultramontanen ruhten aber nicht, bis sie nach einem blutigen Siege am Trient 1844 die Verfassung in ihrem Sinne geändert hatten; nur die katholische Religion sollte hiernach einen Cultus im Canton haben.

Von 1842 an ging die Frage über die politische Weiterentwickelung der Schweiz eine Zeit lang ganz in der Jesuitenfrage auf. Schwyz hatte 1838 die Jesuiten wieder eingeführt; Luzern ging 1843 ebenfalls damit um. Da beantragte Aargau im Juni 1844 bei der Tagsatzung deren Ausweisung aus der Schweiz. Nachdem die Bundesbehörde abgelehnt, überließ der Große Rath von Luzern im October 1844 den Jesuiten durch Vertrag die theologische Lehranstalt und das geistliche Seminar. Die Liberalen des Cantons griffen zur Selbsthülfe. Das Mislingen des Unternehmens im December 1844 steigerte die Aufregung in der ganzen Schweiz. In Waadt trat im Februar 1845 ein Umschwung zu Gunsten einer antijesuitischen Regierung ein; der Zug der liberalen Freischaren unter Ochsenbein gegen Luzern hatte jedoch abermals keinen Erfolg. Dagegen beschloß die Tagsatzung im Juli 1846 die Auflösung des im Herbst 1843, angeblich zum Zweck einer Vertheidigung gegen Eingriffe in die Cantonssouveränetät gebildeten Sonderbundes (Luzern, Freiburg, Zug und die Urcantone, seit 1845 auch Wallis), während gleichzeitig in Bern die Gegner der Jesuiten ans Ruder kamen. Nachdem endlich im September 1846 die Tagsatzung die Ausweisung der letztern beschlossen, erhob sich der Sonderbund in Waffen. Erst die Niederwerfung dieser politischen Macht der Ultramontanen (1847) bahnte den Weg zum Beginne ernstlicher Erstrebung einer freiheitlichen, zeitgemäß fortschrittlichen und einheitlich nationalen Entwickelung. Damit war die Schweiz 1848 in Ruhe beschäftigt, als das übrige Europa gewaltsam erschüttert wurde. Der Sturz des Metternich'schen Systems in Oesterreich, welches lange Zeit die klerikalen Bestrebungen in der Schweiz unterstützt und noch im Januar 1848 jene zeitgemäße Umgestaltung der eidgenössischen Verhältnisse zu hindern gesucht hatte, kam dieser Entwickelung zugute. Tief empfand die Römische Curie den Schlag, welcher ihr in dem Lande versetzt war, in dem sie bisher so ausnehmend geherrscht. Aus Besorgniß, daß der Rückschlag selbst den Katholicismus bedrohen könne, ließ der Papst im Mai 1848 durch Bischof Luquet der Regierung von Wallis ein die Wahl der Pfarrer und des Bischofs den Gemeinden und der Regierung zugestehendes Concordat anbieten, desavouirte dasselbe aber später, als er der Hülfe der französischen Republik sicher zu sein glaubte.

Digitized by Google

Die schweizerische Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 schuf die Hauptgrundlage für eine nachhaltige Abwehr ultramontaner Uebergriffe durch die Verwandlung des losen Staatenbundes in einen festgegliederten Bundesstaat. Die Verfassung dehnte das Niederlassungsrecht auf alle christlichen Bekenntnisse aus, gewährte freie Ausübung des Gottesdienstes für die anerkannten christlichen Confessionen, behielt den Cantonen und dem Bunde vor, für Handhabung der öffentlichen Ordnung und des Friedens unter den Confessionen geeignete Maßnahmen zu treffen, und verbot den Jesuiten sowie den denselben affiliirten Gesellschaften den Aufenthalt in der Schweiz.

Das waren einige feste Grundlagen für eine kräftige und systematische Abwehr der klerikalen Uebergriffe. Es war hiermit wenigstens die nächste Hauptsache errungen; viel mehr war zu jenem Zwecke nicht gegeben. Die in dieser Hinsicht den Staatsbürgern gewährleisteten Rechte enthielten nur das nothwendigste und anderwärts längst bestehende Maß; gegen früher aber war ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Vor allem konnten die Acte der Selbsthülfe nicht mehr so leicht vorkommen, welche, von den Ultramontanen angriffsweise, liberalerseits zur Nothwehr unternommen waren. Dazu kam die Erschwerung für die Klerikalen, die Cantone zu isoliren, unter Zuziehung des Auslandes deren Staatsgewalten zu schwächen und politische Sondervereinigungen hervorzurufen, wie sie seit den Zeiten des sogenannten Goldenen Bundes von 1586 im Interesse der römischen Kirche periodisch vorgekommen waren.

Wie vorauszusehen war, versuchte der Ultramontanismus seit 1848 unausgesetzt diese ihm gesetzten Schranken wieder zu sprengen und einen entsprechenden Weiterbau auf diesen Grundlagen zu hintertreiben. Es bedurfte von vornherein großer Festigkeit der Cantonsbevölkerungen und Regierungen, den zahlreichen, hierauf gerichteten Versuchen entgegenzutreten. Daß ihnen dies nicht überall oder ausreichend gelang, daß unter ihnen mitunter sogar die Neigung hierzu ganz oder zum Theil fehlte, erklärt sich durch die lange Zeit der Verschlingung in nicht so schnell abzustreifende klerikale Bande. Wie späterhin bei der ersten kirchenpolitischen Gesetzgebung in Deutschland, mußte das meiste erst von der Zukunft erwartet werden. Auch standen dem Ultramontanismus viele seiner alten Verbündeten nach wie vor zu fernerm gemeinsamen Auftreten noch zur Seite. Nur langsam vermochte der nationale Patriotismus auf den neuen Grundlagen zu erstarken, namentlich erkannte der nur mit vielem Widerstreben abnehmende Cantonsparticularismus die Römlinge als seine natürlichen Genossen. Diese suchten die ihnen lästigen Bestimmungen der Bundesverfassung in der Praxis illusorisch zu machen, einer dem Geiste derselben entsprechenden Entwickelung der Bundes- und der Cantonalgesetzgebung entgegenzuwirken, in den katholischen Cantonen ihre alte Macht wiederherzustellen und neu zu befestigen, in den Cantonen mit confessionell gemischter Bevölkerung confessionelle Streitigkeiten hervorzurufen und allem, was irgend die nationale Unabhängigkeit zu befördern im Stande war, entgegenzusteuern.

Zu besonderer Blüte kamen diese Wühlereien in den 1850er Jahren, als die katholische Kirche während der politischen Reaction in Deutschland und Oesterreich zu großer Macht gelangte. Als die Concordate mit Oesterreich und einigen süddeutschen Staaten in der Beschränkung der Staatsgewalt den Triumph der Hierarchie verkündigten, glaubte die Römische Curie an dem alten Sitze ihres Einflusses nicht zurückbleiben zu dürfen. Vor allen ward Freiburg ein Ausgangspunkt für diese Richtung. Nach seiner im Sonderbundskriege erfolgten Besetzung durch eidgenössische Truppen hatte dieser Canton, an Stelle einer klerikal gesinnten, eine liberale Regierung erhalten. Diese suchte den Bischof von Freiburg der weltlichen Gewalt unterzuordnen und verbot ihm eine Veröffentlichung seiner Erlasse ohne staatliche Genehmigung. Als der Bischof den Gehorsam verweigerte, ließ ihn die Regierung nach Lausanne führen und die Regierung des Cantons Waadt

Digitized by Google

sperrte ihn in das Schloß Chillon; die Vertreter der zum Bisthum Freiburg gehörenden Cantone entsetzten den Bischof seines Amtes. Die liberale Regierung Freiburgs wieder zu stürzen, war der Zweck der klerikalerseits 1850 und 1851 verursachten Aufstände, deren Niederschlagung die Verbannung von Führern wie Carrand und Bischof Marilley aus der Schweiz zur Folge hatte. Dann folgte eine klerikale Agitation in gesetzlichen Formen und 1853 wieder ein vergeblicher Aufstand, bis endlich im December 1856 die Klerikalen bei den Wahlen zum Großen Rathe den Sieg davontrugen, infolge dessen im Mai 1857 eine reactionäre Verfassung zu Stande kam, die verbannten Hauptwühler zurückberufen, die aufgehobenen Klöster wiederhergestellt, den Jesuiten das confiscirte Eigenthum zurückgegeben und das Schulwesen unter den Einfluß der Geistlichen gestellt wurde.

In den andern Cantonen gelangten die Ultramontanen selbst in dieser Reactionszeit nicht zu solchen Erfolgen wie in Freiburg. Als sich im Canton Bern 1850 eine Opposition gegen die seit der demokratischen Verfassungsänderung von 1846 an die Spitze gelangte radicale Regierung bildete, wurde dieselbe klerikalerseits im katholischen Jura zu besonderer Höhe gesteigert; nachdem aber die Conservativen Vortheile errungen, vereinigten sich die zunächst opponirenden Elemente, damit die staatsfeindliche Richtung keine Vortheile aus der Lage ziehe. Hierdurch wurde die Opposition im Jura isolirt. Im Canton Genf wurde die ultramontane Richtung durch das von 1846—53 herrschende System des Staatsrathspräsidenten Fazy außerordentlich begünstigt; ähnlich, wenn auch im geringerm Maße, durch dieselbe von 1856—61 wiederum zur Herrschaft gelangte Persönlichkeit. Wallis kehrte nach dem Ende des Sonderbundskrieges zu seinen klerikalen Zuständen zurück und suchte sie fest zu bewahren. In Tessin vermochte der ultramontane Einfluß blos deshalb nicht zur Herrschaft zu gelangen, weil die Bischöfe von Como und Mailand als Ausländer sich nicht genügenden Einfluß zu verschaffen vermochten. Die bischöflichen Seminare des Cantons wurden 1852 unter die Staatsverwaltung gestellt und einige Klöster wurden aufgehoben. Nur 1855 erlangten die Klerikalen auf kurze Zeit die Oberhand. Die Versuche, welche der Canton 1860—62, namentlich auf Conferenzen zu Turin, unternahm, um sich von jenen italienischen Bisthümern loszumachen, gelangen nicht, obwol auch die Bundesversammlung sich hierfür verwandt und sich bei dieser Gelegenheit grundsätzlich gegen die Gewalt fremder Bischöfe auf eidgenössischem Gebiet ausgesprochen hatte. Der im Canton Sanct-Gallen seit 1831 andauernde Streit zwischen der liberalen und der ultramontanen Partei drehte sich besonders 1857 um die Cantonsschule, deren Abschaffung von letzterer gewünscht wurde. Im Jahre 1859 erhielten die Klerikalen eine kleine Mehrheit im Großen Rathe; die Liberalen verlangten eine Verfassungsrevision, deren ultramontaner Entwurf aber, enthaltend unter andern eine confessionelle Trennung im Unterrichte, wurde 1860 vom Volke verworfen, worauf 1861 beide Parteien sich über eine anderweite Revision verständigten. Hiernach sollte die katholische und die protestantische Kirche unter Aufsicht des Staates selbständig sein und das Erziehungswesen einer aus sechs Katholiken und fünf Reformirten bestehenden staatlichen Behörde übertragen werden. Der Bischof von Sanct-Gallen eiferte vergeblich gegen das infolge anstößigen Verhaltens der katholischen Geistlichkeit erlassene Gesetz wegen ehrlichen Begräbnisses der Selbstmörder. In Aargau unternahmen die Klerikalen 1862 erfolglos eine Bewegung gegen die vom Großen Rathe beschlossene, wie sie glaubten, ihre kirchlichen Interessen bedrohende politische Gleichstellung der Juden; sie setzten sogar die Abberufung des Großen Rathes durch, erreichten damit aber nichts, weil der neugewählte Große Rath die Maßregel doch durchführte. Thurgau hielt mit Kraft die Ultramontanen nieder, verachtete die Drohung des Bischofs von Basel, den Entwurf einer neuen Verfassung vom Volke verwerfen zu lassen, falls die Civilehe eingeführt werden solle, und

Digitized by Google

befreite die Schulen von aller Confessionalität. Auch in Solothurn gelang es jener Partei nicht, Erfolge zu erringen.

Trotz mancherlei und heftigen Kampfes, welchen einzelne Cantone seit 1848 mit der geistlichen Partei zu bestehen hatten, war doch selbst in den am meisten particularistisch gesinnten Cantonen die Einsicht von dem hohen Werthe der Bundesverfassung jenes Jahres zum Durchbruche gekommen. Von großem Einflusse für die Beförderung dieser Einsicht, für Stärkung des nationalen Bewußtseins im Volke und für Geltendmachung einer selbständigen nationalen Politik war die Thätigkeit der 1858 gestifteten und über die ganze Schweiz verbreitete Gesellschaft „Helvetia", während andererseits die 1857 in der Schweiz eingeführten Piusvereine im Sinne der Staatsfeinde wirkten. Es war eine Folge des gestiegenen Bewußtseins nationaler Würde, daß 1859 ein Bundesgesetz zu Stande kam, durch welches jedem Schweizer verboten wurde, ohne Genehmigung seiner Cantonsregierung in fremde Kriegsdienste zu treten, und welches die Werber mit strengen Strafen bedrohte. Anlaß dazu hatten die für die Schweiz beschämenden Thaten schweizerischer Söldner in Italien gegeben. Während man in der Heimat schon genug mit den geistlichen Herren Roms zu kämpfen hatte, waren für Geld geworbene Söhne der freien Schweiz die zuverlässigsten Truppen des Papstes zur Stütze des Kirchenstaates, dieses Vorbildes der ultramontanen Bestrebungen. Diese Werbungen waren schon seit 1450 üblich gewesen und hatten der Schweiz stets nur Haß eingebracht; die Bundesverfassung von 1815 hatte beschränkend eingewirkt; die meisten Cantonalverfassungen seit 1830 und dann die Bundesverfassung von 1848 enthielten ein Verbot, doch gerade die Verträge mit dem Papste, wie auch mit Neapel waren ausnahmsweise in Kraft geblieben. Die im Juni 1859 erfolgte Einnahme und Plünderung Perugias aber durch die im päpstlichen Dienste stehenden Schweizer war entscheidend für die Entstehung jenes Gesetzes, das jedoch infolge der durch die Klerikalen bewirkten Umgehungen noch 1867 vom Bundesrathe in Erinnerung gebracht werden mußte.

Bei aller sorgfältigen Benutzung kleinerer Parteistreitigkeiten entging den Ultramontanen nicht, daß der erste Schritt, welchen die Staatsgewalt 1848 zur Befreiung von ihren Ketten gethan, nothwendig andere Schritte zur Folge haben, und daß die Niederlagen, welche der Ultramontanismus nach 1859 in Deutschland und Oesterreich erlitt, mächtig hierzu anspornen mußten. Sie suchten daher nicht blos einer fortschrittlichen Entwickelung und der nationalen Würde, sondern auch den nationalen Interessen stark entgegenzuhandeln; ja es war, je mehr die frühern Einmischungsversuche des Auslandes in innere Angelegenheiten seit 1848 erschwert waren, die Geistlichkeit mit um so größerer Vorliebe darauf bedacht, zum Nachtheil der Schweiz Verwickelungen mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich herbeizuführen, in welcher Macht als dem natürlichen Feinde des den Fortschritt vertretenden Deutschlands sie unter allen Umständen ihre Stütze suchten. Nach Savoyens Einverleibung in Frankreich forderte die öffentliche Meinung der Schweiz, unterstützt durch die Europas, die Einverleibung von Chablais und Faucigny, der vom Wiener Congreß 1815 für neutral erklärten Theile Savoyens, in die Eidgenossenschaft. Das Recht hierauf hatte der Bundesrath schon im November 1859 auf das Gerücht hin, daß Frankreich Absichten auf Savoyen hege, in einer Denkschrift an die an jenem Congreß betheiligt gewesenen Mächte dargelegt. Frankreich schien auch geneigt und in jenen Gebieten sprach sich die Stimmung günstig für den Anschluß an die Schweiz aus; allein die katholische Geistlichkeit bewirkte in Verbindung mit französischen Agenten eine allgemeine Abstimmung zu Gunsten Frankreichs, worauf dieses im März 1860 die Abtretung für unmöglich erklärte und dadurch die Neutralität der Schweiz sehr in Frage stellte.

Digitized by Google

Inzwischen führten die Consequenzen des mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags 1855 zu einem Versuche, durch Umgestaltung der Bundesverfassung einen Schritt weiter in der fortschrittlichen Entwickelung zu unternehmen, doch wurde bei der Volksabstimmung vom 14. Jan. 1866 nur das in Gemäßheit jenes Vertrags durchaus Nothwendige, eine Aenderung hinsichtlich der bürgerlichen Stellung der Israeliten, durchgesetzt. Im Bunde mit denen, welchen die Reform zu weit, und mit denen, welchen sie nicht weit genug ging, mit den Radicalen und den Conservativen, hatten die Ultramontanen jenen Fortschritt gehemmt. Im Anschluß hieran legten bei Eröffnung der Bundesversammlung am 19. Febr. 1866 alle schweizerischen Bischöfe Verwahrung ein gegen die vom National- wie vom Ständerathe bei jener Revisionsarbeit beschlossene Ausschließung der Geistlichen von der Bundesversammlung sowie gegen die im Nationalrathe aufgestellte Behauptung, die katholische Geistlichkeit sei dem Papste zu blindem Gehorsam verpflichtet.

Für diesmal war den Römlingen die Verhinderung weitern Fortschritts noch gelungen; wegen künftiger Wiederholungsversuche wurden sie jedoch bedenklich. Es galt ihnen, auf der Hut zu sein. Am 1. Dec. 1866 verabredeten die fünf Bischöfe zu Solothurn, jährlich zusammenzukommen, um genauere Beziehungen untereinander zu gründen und in der Verwaltung sowie in der kirchlichen Disciplin ihrer Sprengel Gleichförmigkeit zu unterhalten. Die Vereitelung der Revision machte die Klerikalen zunächst kühner. Die 1859 aus Venetien nach Wallis geflüchteten Jesuiten entfalteten dort offen ihre Thätigkeit, der Bundesrath richtete aber am 7. Nov. 1866 an die Regierung von Wallis die drohende Aufforderung, dieselben von den ihnen anvertrauten Lehrstellen wieder zu entfernen. Die Aufforderung wurde jedoch erst befolgt, nachdem sie der Bundesrath auf ausweichende Antwort hin am 13. Dec. 1866 wiederholt hatte. In Solothurn ließ Girardin, Generalvicar des Bischofs von Basel, an die betreffende Geistlichkeit Weisungen hinsichtlich der von ihr bei Beerdigung von Protestanten einzunehmenden Haltung ergehen. Diese Weisungen zeichneten sich durch große Unduldsamkeit aus. Die allgemeine Entrüstung hierüber führte am 24. Febr. 1866 in Solothurn zu einer großartigen Kundgebung der Bevölkerung, zufolge deren der Bischof von Basel den betreffenden Erlaß am 2. März zurückzog. Aus den Cantonen Aargau, Neuenburg und Luzern ergingen Anerkennungsadressen an die Solothurner; in der aus Luzern hieß es, mit wahrer Begeisterung habe man das Vorgehen der Solothurner vernommen, und es habe wohl gethan, einmal ein höheres Volksurtheil über ultramontane Gelüste zu hören. Solche Kundgebungen hielten aber die Klerikalen in andern Cantonen von ähnlichen Gehässigkeiten nicht ab, vielmehr war es ihr Verhängniß, durch Ueberschreitung alles Maßes überall dem Volke immer mehr die Augen zu öffnen. Es war eben die Zeit, wo in deutschen Staaten begonnen wurde, in nie dagewesener Weise das ganze Wesen und die Ziele des Ultramontanismus aufzudecken und entschieden zu bekämpfen. Das schien, wie überall, so auch in der Schweiz die verstimmten Klerikalen zu bewegen, Rücksichten fallen zu lassen, offener und schroffer zu Werke zu gehen. In Zürich und Basel durften z. B. die Glocken der katholischen Kirchen nicht in das Geläute der protestantischen einstimmen. Auch protestantische Orthodoxe ließen sich Handlungen großer Unduldsamkeit zu Schulden kommen, z. B. in Basel und in Neuenburg; an letzterm Orte beschwerte sich die Geistlichkeit wegen Einräumung eines kirchlichen Locals an Methodistenprediger, erhielt aber von den Behörden die Antwort, die Zeiten der Protestantenverfolgungen seien vorüber.

Das Verlangen nach Revision der Bundesverfassung war nach dem mißglückten Versuche von 1866 bei den Freunden des Fortschritts in noch größerm Maße erwacht und durch die damals von Deutschland und Italien errungene festere Gestaltung neu bestärkt worden; doch wandten sich die Reformfreunde nun zunächst den Cantonalverfassungen zu. In Zürich, welches sich infolge einer am 17. Nov. 1867 unter Führung von F. Loch-

Digitized by Google

ner begonnenen Bewegung am 26. Jan. 1868 für eine umfassende Verfassungsänderung entschied, wurde eine weitgehende Trennung von Kirche und Staat vorgenommen. In der neuen, am 18. April zur Annahme gelangten demokratischen Verfassung ward bestimmt, die kirchlichen und religiösen Genossenschaften sollten ihre Cultusverhältnisse selbst ordnen, jedoch unter Aufsicht des Staates; gegen Genossenschaften oder Einzelne sollte kein Act kirchlicher Autorität geübt werden; Glaubens-, Cultus- und Lehrfreiheit, sowie die Unabhängigkeit bürgerlicher Rechte vom Bekenntniß wurde gewährleistet; die Geistlichen und die Lehrer sollten in der Regel alle sechs Jahre einer Ergänzungswahl unterliegen; die facultative Civilehe sollte eingeführt, den kirchlichen Gemeinden ausschließlich die Sorge um Armen- und Krankenwesen, um Witwen und Waisen überlassen werden; der Besuch der Schule sollte obligatorisch und unentgeltlich sein, die Volkslehrer staatsseitig ausgebildet werden bis zur Befähigung für den Unterricht an einer Bürgerschule und an Fortbildungsanstalten. Zu katholischen Schulzwecken wurden unter anderm die bedeutenden Einkünfte der schon 1863 unter der Verwahrung des päpstlichen Nuntius zu Bern aufgehobenen Benedictinerabtei Rheinau verwandt.

Auch die nach dem Beispiele Zürichs in Aargau, Bern, Solothurn und Thurgau zu Stande kommenden Umgestaltungen der Verfassung bildete eine weitere Etappe in der Zurückdrängung klerikaler Uebergriffe. Was insbesondere Bern betrifft, so ward vom Großen Rathe am 22. Nov. 1856 und 5. März 1868 beschlossen, daß Personen, welche religiösen Orden angehören, nicht mehr sollten als Primärlehrer- oder Lehrerinnen patentirt oder angestellt werden; treten sie solchen Orden nach der Anstellung bei, so solle es angesehen werden, als verzichten sie auf letztere. Im Jura, besonders in Pruntrut, rief dieser Beschluß Aufregung hervor; die dortigen Großräthe, wie auch der päpstliche Nuntius erhoben Verwahrung; erstere beschwerten sich auch bei der Bundesversammlung, der Nationalrath wies sie jedoch am 17. Juli und der Ständerath am 23. Juli 1868 ab. Die Cantone Aargau, Bern und Solothurn ließen sich eine Herabsetzung der Zahl der katholischen Feiertage angelegen sein. Da der Bischof von Basel, mit dem sie Verhandlungen darüber begonnen, bedeutende Schwierigkeiten machte, so nahmen sie im Juni 1867 selbständig diese Herabsetzung auf jährlich sechs Feiertage vor. In Solothurn suchte die Geistlichkeit einen Sturm hiergegen zu erheben, aber vergeblich und der Bundesrath wies eine gegen diese Anordnung erhobene Beschwerde am 1. März 1868 zurück. Bern und Solothurn verhinderten im October 1868 vom Bischof von Basel angeordnete Priesterexercitien.

Gegenüber den Fortschritten, welche die Sache einer Revision der Bundesverfassung durch die in den größern Cantonen vorgenommenen zeitgemäßen Verfassungsänderungen machte, bereiteten die Ultramontanen zeitig eine Gegenbewegung in der Urschweiz, in Freiburg und Wallis vor. Es entsprang dies, da ohnehin der Kampf gegen die Römische Curie in Deutschland und Oesterreich einer grundsätzlichen Entscheidung immer mehr zuzudrängen begann, der Besorgniß vor einem entschiedenern Vorgehen auch in der Schweiz, namentlich einer strengern Handhabung des Jesuitenverbotes. Die Jahre 1869—72 führten daher zu einer Art kleinen, noch zusammenhangslosen Krieges, welcher der Vorläufer stärkern Aufeinandertreffens war.

Die Jesuiten hatten, als die unbedingten Führer der schweizerischen Klerikalen, nicht unterlassen können, trotz der unzweideutigen Bestimmung des Art. 58 der Bundesverfassung, sich hier und da wieder einzuschleichen. In Tessin entfaltete der Jesuit Gaetano Carli aus Castagnato in Italien, Bischof von Almira, dem im September 1867 auf vier Jahre die Niederlassung im Canton gestattet war, seit Mai 1868 vom Kapuzinerkloster in Lugano aus eine verderbliche Wirksamkeit, die er trotz der Warnungen der Re-

Digitized by Google

gierung immer herausfordernder fortsetzte, sodaß er mit der Gesetzgebung des Cantons in Widerstreit gerieth. Im December 1868 wurde er aus dem Canton gewiesen, seine Beschwerde dagegen verwarf der Bundesrath. Am 25. Dec. 1869 schlichen sich zu Baar im Canton Zug auf Aufforderung des dortigen Pfarrers drei Jesuiten aus Feldkirch ein, angeblich um achttägiger Exercitien wegen; auf die Anzeige einiger Bürger wurden sie jedoch bald entfernt. Auch in Sanct-Gallen ließen sich Jesuiten zu schwach verhüllter Ausübung geistlicher Wirksamkeit nieder. Ebenso in Freiburg, wo man noch im Juni 1865 mit großem Pompe das Fest der Seligsprechung des Paters Canisius gefeiert hatte, der am Ende des 16. Jahrhunderts das dortige Jesuitencollegium gestiftet. Diese Vorgänge hatten die Freunde des Fortschritts außerordentlich aufgebracht, und eine am 3. April 1870 zur Erinnerung an den 1844 gegen die luzerner Jesuitenherrschaft unternommene Freischarenzug stattfindende Festversammlung zu Langenthal forderte den Bundesrath auf, dem Wirken der Jesuiten in der Schweiz entschieden entgegenzutreten. In der That richtete diese Behörde am 15. April 1870 ein entsprechendes Rundschreiben an die Cantonsregierungen. In diesem Schreiben hieß es: „Von gewisser Seite scheint die jetzige, geistig vielfach an- und aufgeregte Zeit als der passende Moment betrachtet zu werden, um wieder einen Einbruch in die Bestimmungen unserer Bundesverfassung zu wagen, um Mitgliedern und Sendlingen eines Ordens, der mit den politischen wie sittlich-religiösen Anschauungen des Schweizervolkes als unverträglich erkannt ist, Zutritt zu Amtsverrichtungen zu verschaffen, die, eben weil unsern Grundgesetzen zuwiderlaufend, in keiner Weise zugestanden werden dürfen. Bereits sind aus zwei Cantonen über im Wurf liegende Jesuitenmissionen ernste Klagen hierher gelangt; von andern Punkten liegen wenigstens Anzeichen vor, daß ähnliche Versuche, die Verfassung zu umgehen, auch dort gemacht werden dürften." Es werde also die Bestimmung des Art. 58 der Bundesverfassung und das Kreisschreiben vom 24. Dec. 1866 in Erinnerung gebracht; die Ausschüsse des National- und des Ständeraths hätten den in letzterm ausgesprochenen Grundsatz gebilligt, sodaß sie als ins öffentliche Recht der Eidgenossenschaft übergegangen anzusehen seien. Es war dies der Grundsatz, „daß den Jesuiten weder als Corporation noch als einzelnen Ordensgliedern eine Wirksamkeit gestattet werden dürfe; daß vielmehr denselben jede öffentliche oder private Lehr- und Erziehungsthätigkeit in Schule und Kirche untersagt werden müsse". Die Regierung von Freiburg, zu besonderm Berichte aufgefordert, bestritt, sich einer Verletzung des Art. 58 der Bundesverfassung schuldig gemacht zu haben, indem sie auf das bestimmteste versicherte, es befinde sich im ganzen Canton kein einziger Jesuit, welcher in Schule oder Kirche ein Amt versehe; was die Geistlichen betreffe, über deren Anwesenheit Beschwerde erhoben werde, so seien diese keineswegs Missionare, sondern sie wären nur der Einladung einiger Seelsorger von stark bevölkerten Pfarreien gefolgt, ihnen bei dem großen Mangel an Predigern während des Osterfestes Hülfe und Beistand zu leisten; daher würde sich die Regierung auch nicht veranlaßt gefunden haben, gegen dieselben irgendwie einzuschreiten, wenn die Beschwerde bei ihr angebracht worden wäre. Der Bundesrath aber erwiderte am 16. April, die Auslegung des Art. 58 könne nicht mehr zum Gegenstande von Erörterungen gemacht werden, sondern sei als Thatsache hinzunehmen; da den Jesuiten „jede Lehrthätigkeit" verboten worden, so hege der Bundesrath die Erwartung, daß die Regierung von Freiburg dies zur vollen Anwendung bringen werde. Dieses feste Auftreten der obersten Bundesbehörde schon den ersten halb offenen Versuchen der wohlbekannten Wühler gegenüber, stärkte im ganzen Bunde die Opposition gegen kirchliche Anmaßung. Namentlich war jenes Verhalten gegen Freiburg am Platze, wo die angesehenern Familien noch immer in engem Zusammenhange mit auswärtigen Jesuitenanstalten standen, und, von deren Geiste erfüllt, den Aufschwung des früher blühend gewesenen Cantons hinderten.

Digitized by Google

Aber nicht blos die unmittelbaren Einmischungsversuche der Jesuiten misglückten, sondern es gelangen auch in den Cantonen nur wenige Versuche ihrer Partei, von maßgebendem Einflusse zu werden. Im October 1869 erhielt die letztere in Luzern wieder die Oberhand, ebenso im December 1869 in Zug und im April 1870 in Appenzell-Innerrhoden. Das waren die einzigen Erfolge der Klerikalen in dieser Periode. An ultramontanen Kundgebungen dagegen fehlte es nicht. Dieselben bezogen sich vorzugsweise auf die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Ultramontane Führer, vor allen Mermillod in Genf, veranstalteten am 8. Oct. 1870 daselbst eine Versammlung von Katholiken aus verschiedenen Ländern, welche unter Vorsitz des Erzbischofs Spalding von Baltimore ihre Dankbarkeit gegen diejenigen Katholiken aussprach, die gegen die Besitznahme des Kirchenstaates bereits Verwahrung erhoben hatten, und zur Nachahmung dieses Verhaltens aufforderte. Wie diese Agitation von den übrigen Hauptpunkten, Wien, Fulda, Mecheln und Amerika aus ins Werk gesetzt war, so sollte jetzt auch Genf ein solcher Mittelpunkt werden. Hier erschien auch schon längst unter dem Titel „Genfer Correspondenz" das wol alle ultramontanen Preßerzeugnisse an Gehässigkeit gegen die Staatsgewalten übertreffende Blatt. Der päpstliche Nuntius unterließ nicht, die vom Cardinal Antonelli unterm 20. Sept. 1870 an die großen Mächte gerichtete Verwahrung gegen Roms Besitznahme durch die italienischen Truppen am 3. Oct. auch dem Bundesrathe zu überreichen. Bald darauf gaben auch die fünf schweizerischen Bischöfe in einer Adresse an den Papst ihrem Schmerz über die „Beraubung" des Papstes und über die „Angriffe gegen die Unabhängigkeit des Papstthums" Ausdruck. Endlich erhob am 24. Nov. 1870 das Volk von Uri Protest gegen die Besitznahme Roms und bat namens der schweizerischen Katholiken den Bundesrath, sich bei geeignetem Anlasse für die Herstellung des Kirchenstaates zu verwenden. Die orthodoxen Protestanten der Schweiz traten um diese Zeit ebenfalls mit ihrer Abneigung gegen die Beschränkungen der Hierarchie hervor. Die Synode der Geistlichkeit im Canton Bern richtete am 16. Juni 1869 eine Art von Hirtenbrief an die Bevölkerung mit der Aufforderung, zum Schutze der Landeskirche und ihres Bekenntnisses gegen die wachsende Thätigkeit und Macht der kirchlichen Reformer und ihrer Vereine aufzutreten. Letztere erwiderten am 1. Aug. 1869 auf einer zahlreich aus allen Theilen des Cantons besuchten Versammlung mit der Erklärung, daß die Synode ihre Stellung misbrauche und künftig anders zusammengesetzt werden müsse, da sie in gegegenwärtiger Gestalt keine Gewähr dafür biete, einen getreuen Ausdruck des Willens der Bevölkerung zu bilden. In Solothurn verursachten die Klerikalen großen Lärm wegen einer von Möllinger, Professor der Mathematik, veröffentlichten philosophischen Schrift über die Gottesidee und setzten im August 1869 dessen Abberufung und Pensionirung mit vollem Gehalte durch.

Im Innern mehrerer Cantone erfuhren klerikale Bestrebungen starken Rückschlag und nicht selten derbe Zurückweisung. Bei der Verfassungsrevision in Aargau wies der Große Rath am 14. Jan. 1869 mit großer Mehrheit katholische Wünsche zu Gunsten eines strengen Confessionalismus ab. Der Bischof von Basel machte eine Eingabe gegen die Bestimmungen der neuen Verfassung über die Civilehe, das Recht der Gemeinden zur Abberufung der Seelsorger, die Untersagung der Stiftung von geistlichen Körperschaften und das Schulwesen; die Eingabe wurde ihm jedoch am 18. Jan. 1869 vom Verfassungsrathe mit dem Bemerken zurückgeschickt, daß sie unwürdig und anmaßlich sei. Der Große Rath des Cantons Tessin beschloß am 30. Nov. 1869, den Gemeinden das Recht zur Abberufung der Geistlichen einzuräumen, und sprach sich, nachdem das Volk im Februar 1870 sich für Verfassungsrevision entschieden, im Juli für facultative Civilehe aus. In Schwyz ward am 1. Febr. 1869 das Strafgesetz hinsichtlich der Vergehen gegen die Religion zeitgemäß geändert. Im Canton Bern setzte der Große Rath am

Digitized by Google

25. Nov. 1869 bei Berathung des neuen Primärschulgesetzes zweckmäßige Bestimmungen über die Ertheilung des Religionsunterrichtes fest. Eine lebhafte Bewegung für Trennung des Staates von der Kirche machte sich 1869 und 1870 im Canton Neuenburg bemerklich. Durch Beschlüsse vom Mai und Juni 1869 wurde im Canton Thurgau das Kloster Katharinenthal aufgehoben und der Große Rath von Luzern lehnte am 26. Aug. 1869 die Wiederherstellung des aufgehobenen Frauenklosters Rathhausen ab. Einem Hirtenbriefe des Bischofs von Chur, welcher Gebete und Bittgänge für den Papst anordnete, versagte im October 1870 die Regierung von Zürich das Placet, weil derselbe „von der offenkundig unwahren Voraussetzung" ausgehe, daß der Papst gefangen gehalten werde. Die Regierung von Glarus gestattete die Verlesung dieses Hirtenbriefes nur unter der Bedingung, daß jene Stelle ausgelassen werde.

Die Absichten, welche die Jesuiten durch das Vaticanische Concil zu erreichen gedachten, hatten in hohem Grade zur Steigerung der Aufregung in der Schweiz beigetragen, und es war von vornherein kein Zweifel, daß Concilsbeschlüsse jener Richtung hier wol den größten Widerstand finden würden. Der Bundesrath rechnete auf diesen so fest, daß auch er eine ablehnende Antwort auf die Note ertheilte, welche der bairische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe am 9. April 1869 über die dem Concil gegenüber gemeinsam einzunehmende Haltung an die Regierungen der europäischen Staaten richtete. In seiner Antwort vom 6. Sept. 1869 sagte der Bundesrath nämlich, daß er zwar den in jener Note ausgesprochenen Grundsätzen über die Pflichten der Staaten bei etwaigen Ausschreitungen der Kirchenversammlung beipflichte, sich jedoch vermöge der Stellung, welche die Bundesverfassung den Bundesbehörden anweise, nicht in der Lage befinde, zum voraus Verwahrung einzulegen oder Präventivvorkehrungen zu treffen gegen etwaige Beschlüsse, die das Concil ohne Zuziehung der Vertreter der Staatsgewalt über Gegenstände gemischter Natur einseitig fassen würde. Er dürfe sich gegenüber den geistlichen Behörden der Eidgenossenschaft solcher Maßregeln um so eher enthalten, als denselben die verfassungsmäßigen Mittel schon hinlänglich bekannt seien, welche die Bundesbehörden in den Stand setzen, Beschlüssen des Concils zu begegnen, die mit den Grundsätzen der schweizerischen Staatsverfassung in Widerspruch stehen oder den Frieden unter den Confessionen gefährden würden.

Konnte auch der Bundesrath mit Recht im allgemeinen ruhig den Concilsbeschlüssen entgegensehen, so war doch auch nicht zu verkennen, daß diese angesichts der demokratischen Verfassungen mancher Cantone, namentlich aber in den erzkatholischen Cantonen, in denen die Bildung der Bevölkerung noch weit zurück ist, von großer Gefahr werden können. Dessen ward man sich immer mehr bewußt, je mehr die schweizerischen Klerikalen für die auf dem Concil gehegten jesuitischen Plane auftraten. Die entschiedene Haltung der deutschen, österreichischen, ungarischen und französischen Bischöfe auf dem Concil rief im Anfange des Jahres 1870 in der Schweiz um so größern Beifall hervor, je mehr man die entgegengesetzte Haltung der meisten schweizerischen Bischöfe beklagte. Mit Ausnahme blos des gelehrten Bischofs von Sanct-Gallen hatten diese sämmtlich eine Adresse zu Gunsten des Unfehlbarkeitsdogmas unterzeichnet. Die hierüber erbitterte Stimmung kam mehrfach zum offenen Ausdruck. Als man sich in Basel auch Fastnachtsscherze über den päpstlichen Hof und das Concil erlaubte, beklagte sich der päpstliche Nuntius zu Bern, Agnozzi, am 23. März 1870 in einer Note beim Bundesrathe aufs bitterste über diese „gehässigen Kundgebungen wider den katholischen Cultus". Die Opposition gegen Rom nahm mit dem Ende des Concils täglich an Entschiedenheit zu, insbesondere ward im Canton Aargau ein Aufruf zur Gründung eines „Katholisch-kirchlichen Reformvereins" erlassen, in welchem es hieß: „Tausende von Katholiken der

Digitized by Google

Schweiz warten nur auf ein Zeichen, einen Anlaß und Anstoß, um sich gegen das pfäffische Treiben, die geistliche Alleinherrschaft und wider mancherlei Unordnungen auszusprechen. Sie begehren eine kirchliche Reform. Bereits haben die Behörden für das Volk in der Wahlart der Geistlichen, in der Feiertagsfrage, bezüglich der gemischten Ehen und der Verwaltung der Pfründgüter sowie der Ablösung von Collaturrechten Erfolge errungen. Die Katholiken Basel-Lands haben sich jüngst nicht nur für periodische Wahl, sondern auch für die Abberufung der Geistlichen und für die Zurückziehung der Besoldung im Fall von Widerstreben auf seiten des Bischofs erklärt; die Verfassung von Zürich behandelt die katholischen Geistlichen wie andere Beamte. In Aargau ist auch ein Wahlgesetz vorbereitet, es wartet die Priesterseminar- und Placetfrage ihrer Erledigung. Eine neue Ehegesetzgebung für die Schweiz wird manchen geistlichen Plackereien abhelfen. Was hindert uns noch, weitere zeitgemäße Reformen anzubahnen und für das katholische Volk das alte gute Recht der Selbstregierung in kirchlichen Dingen zurückzuverlangen?" Der Aufruf verlangte dann Aufstellung von Synoden aus Geistlichen und in der Mehrzahl aus einsichtigen Laien; diese Synoden sollten mit allen zeitgemäßen Machtbefugnissen ausgerüstet sein: „Wir erklären unumwunden, daß es unserer Einsicht, unserm Gewissen und religiösem Gefühl widerstrebt, ferner einem Katholicismus anzugehören, der sich mit der Wissenschaft, der Aufklärung, der Vernunft in Widerspruch befindet und durch Aufstellung neuer crasser Glaubenssätze sich der gebildeten Welt zum Gespött preisgibt, ja durch die Selbstvergötterung seines Oberpriesters die Rückkehr zum blinden Heidenthum proclamirt."

Unzertrennlich von den gegen Rom gerichteten Abwehren war, namentlich seit Juli 1869, der in gleichem Maße wie diese gestiegene Eifer für die zuerst 1868 vom schweizerischen Juristenverein angeregte Wiederaufnahme einer zeitgemäßen Aenderung der Bundesverfassung. In bezeichnendem Gegensatze zu der Lebhaftigkeit, mit welcher die Reformfreunde das Einzelne dieser Frage in zahlreichen Parteiversammlungen beriethen, verhielten sich die Ultramontanen anscheinend unthätig. Ihnen kam es, wie bisher, grundsätzlich auf Vereitelung des ganzen Planes an. Sie ließen die andern Parteien sich streiten und verfeinden, um schließlich sich mit der dazu geeignetsten Partei zu verbinden. In Voraussicht einer baldigen Inangriffnahme jener Revision ließ um die Mitte December 1869 die Mehrheit der 11 Cantone, welche sich zu dem sogenannten Eheconcordat geeinigt hatten, dessen Ausführung fallen, weil der Zweck nunmehr in einer mehr umfassenden Weise unternommen zu werden versprach. Nachdem sich der Bundesrath am 21. Dec. 1869 für die Revision der Bundesverfassung entschieden hatte, unternahm er am 27. April 1870 die ersten Schritte hierzu und veröffentlichte am 2. Juni die von ihm der Bundesversammlung unterbreiteten Vorschläge. Der Fortgang der Revisionssache erlitt eine erhebliche Unterbrechung durch den die Schweiz nahe berührenden Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71. Doch auch während desselben ließen die Reformfreunde die wichtige Angelegenheit nicht aus den Augen, besonders da die ganze liberale Schweiz durch die Beschlüsse des Concils außerordentlich gereizt worden war. Im October 1870 wandte sich eine Anzahl meist katholischer Cantonsräthe aus Thurgau mit einer Adresse an das thurgauische Mitglied der den Entwurf der revidirten Bundesverfassung bearbeitenden Commission und bat mit Rücksicht auf die Concilsbeschlüsse, „welche eine Leugnung der Vernunft und Menschenwürde und infolge dessen einen Protest gegen die Existenz des heutigen Staates sowol als der modernen Gesellschaft bedeuten", dahin zu wirken, es möge die katholische Kirche nur unter der Bedingung gewährleistet werden, daß Geistliche, welche in amtlicher Function die neuen Dogmen lehren, ihres öffentlichen Lehramts zu entheben und Pfarrgeistliche ebenso für die in ihren Kirchen von Fremden

Digitized by Google

(z. B. bei besondern Fest- und Missionsanlässen) ausgeübte priesterliche Thätigkeit verantwortlich seien.

Von besonderm Einflusse auf jene Arbeiten zur Revision der Bundesverfassung waren Vorgänge, in welchen die römische Hierarchie in ihrer ganzen Anmaßlichkeit und Staatsgefährlichkeit auf grellste Weise hervortrat und durch welche die Staatsgewalt nothwendigerweise darauf geführt wurde, sich gegen solche fremden Uebergriffe aufs festeste zu wappnen. Es war dies der Kirchenstreit in der Diöcese Basel und das Auftreten der römischen Kirche im Canton Genf.

Genf war von den Ultramontanen zu einem Hauptmittelpunkte ihrer Thätigkeit gewählt, seit durch Savoyens Anschluß an Frankreich diese Macht eine den Canton mehr bedrohende Stellung erlangt hatte. Während noch am Ende des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung der Stadt fast ausschließlich aus Protestanten bestand, wohnten dort schon im Anfang der 1860er Jahre außerordentlich viele Katholiken. Der Einfluß der durch das herrschende Regierungssystem sehr begünstigten Römlinge war in der Stadt und den katholischen, früher savoyischen Gemeinden groß. Lange hatte die demokratische Partei aus übergroßer Besorgniß, sich unbeliebt zu machen, nicht gewagt, klerikalen Uebergriffen gegenüber die Gewalt, in deren Besitze sie war, vollauf zu gebrauchen. So hatte die Regierung die Niederlassung der sogenannten unwissenden Brüder, das Gebaren des Pfarrers Gaspar Mermillod sowie die Vermehrung der Barnabiten- und Karmeliterklöster zugelassen, welche, wie in einer Schrift des Professors Hornung nachgewiesen wurde, außer dem Gesetze standen. Der klerikale Einfluß machte sich sehr bemerklich, als den erwähnten Gemeinden 1866 bestimmte, durch einen Vertrag zu Turin früher zugesicherte Vorrechte durch das sogenannte Gleichheits- oder Hospitalgesetz entzogen werden sollten. Dieses sollte alle Unterschiede entfernen, welche auf dem Gebiete der Armenpflege und des öffentlichen Unterrichts zwischen Alt- und Neugenfern noch bestanden; die Altgenfer sollten auf die ihnen gehörenden Gemeindegüter und jene Katholiken auf ihre Vorrechte verzichten. Infolge jenes Einflusses wurde das Gesetz am 18. Nov. 1866 vom Großen Rathe verworfen. Als derselbe am 26. Aug. 1868 die Sache wieder aufnahm, führte die Berathung zu einer scharfen Kritik der besonders von Mermillod geleiteten klerikalen Bestrebungen.

Das Wachsthum jenes Einflusses im Canton hatte schon 1864 das Augenmerk der Römischen Curie in besonderm Maße auf sich gezogen. In diesem Jahre war auf Vorschlag des Bischofs Marilley von Lausanne, zu dessen Sprengel die katholischen Gemeinden des Cantons infolge eines päpstlichen Breves vom 20. Sept. und eines Beschlusses des Staatsrathes vom 1. Nov. 1819 gehörten, von letzterm der Jesuitenzögling Mermillod aus Carouge zum Pfarrer in Genf bestellt. Bald darauf erhielt dieser, ohne Antrag des Bischofs und ohne daß dem Staatsrathe Mittheilung davon gemacht war, vom Papste den Titel und die Würde eines Auxiliarbischofs von Hebron (in partibus) zu Genf. Anscheinend sollte dies dadurch begründet sein, daß Mermillod seit 1857 zugleich Generalvicar des Bischofs für den Canton war, in der That aber war es die Einleitung zu dem Versuche der Römischen Curie, den Canton einseitig vom vertragsmäßigen Diöcesanverbande loszulösen und ein besonderes Bisthum für denselben zu gründen. Der Staatsrath nahm Mermillod's Eigenschaft als Auxiliarbischof nicht an und benachrichtigte den Bischof Marilley, daß er die Handlungen, welche jener Pfarrer auf dem Gebiete der bischöflichen Attribute erfülle, so lange nicht in Betracht ziehen werde, als dieselben im Namen des Bischofs und nach seiner persönlichen Leitung vollzogen seien. Darauf verlieh der Papst am 5. Juli 1865 unbeschränkte Vollmacht an Mermillod. Bischof Marilley theilte dies bald darauf der Regierung mit, doch wurden von dieser

Digitized by Google

auch jetzt noch keine entschiedenen Versuche zur Abwehr des Uebergriffes unternommen. Ein solcher wurde erst infolge obiger Berathung des Gleichheitsgesetzes im August und September 1868 angeregt. Die Klerikalen waren aber bereits so wenig gewohnt Opposition zu finden, daß die bloße Berührung dieses Punktes sie in großen Zorn versetzte; der katholische Deputirte Nallet rief seinen Collegen zu: „Wir fürchten euch nicht, der katholische Klerus ist durch sich selbst garantirt. Ihr werdet uns und den Klerus nie dahin bringen, den Nacken zu beugen. Wir werden euch zum Trotz dabei beharren, Mermillod unsern Bischof zu nennen, und bald werden wir sagen: unser Bischof von Genf. Ueberlegt es wohl; wir werden uns zeigen, laßt nur die Wahlen herbeikommen!" Indeß vermochten die Klerikalen das Zustandekommen jenes Gesetzes nicht mehr zu hindern; es wurde am 27. Sept. 1868 genehmigt. In der Hauptsache unternahm jedoch die Regierung nichts; sie ließ sich nicht einmal die am 13. März 1869 zu Carouge gegen die „unwissenden Brüder" ausgebrochenen Unruhen zur Lehre dienen. Im September 1869 wurde im Großen Rathe bei einer Verhandlung über die Klöster abermals ein Einschreiten gegen die römischen Uebergriffe verlangt, insbesondere sprach Cartaret die Besorgniß aus, daß Mermillod mit der Zeit eine so überwiegende Stellung erlangen könne wie einst Calvin und Fazy. Doch erst am 7. Oct. 1870 kam die Regierung dazu, dem Bischof Marilley zu erklären, daß wegen seiner Weigerung, die von Mermillod vollzogenen kirchlichen Verwaltungsacte unter seine Verantwortlichkeit zu nehmen, dessen Anerkennung als Generalvicar vorläufig aufhöre. Hiermit tritt ein Abschnitt in der Entwickelung dieser Angelegenheit ein, und es ist nunmehr zunächst der baseler Kirchenstreit zu betrachten.

Den Anfang dieses Streites bildete die Frage hinsichtlich des Priesterseminars zu Solothurn. Es erregte allgemein großen Anstoß, daß in dieser vom Bischof von Basel abhängigen Anstalt im Anfange des Jahres 1869 das vom Jesuiten Gury herausgegebene Lesebuch der Moral eingeführt war. Die Regierung von Aargau nahm im Juli Notiz von der Sache, infolge dessen es zur Berufung der aus den Ständen Aargau, Basel-Land, Bern, Luzern, Solothurn, Thurgau und Zug bestehenden Conferenz der Diöcese Basel kam. Dieselbe verlangte am 1. Aug. 1869 vom Bischof eine Reorganisation des Seminars. Der zu Solothurn wohnende Bischof von Basel, Eugen Lachat von Morvelier im Canton Bern, wollte jedoch hiervon nichts wissen. Im Auslande erzogen, von fremdem Einflusse geleitet, der schweizerischen Verhältnisse unkundig, hatte Lachat schon mehrfach den Frieden gestört, welcher bis zu seinem Amtsantritte in der Diöcese geherrscht. Wegen jener seiner Weigerung kündigte die Diöcesanconferenz am 4. März 1870 den Vertrag wegen des Seminars, weil die betreffenden Regierungen mit dem in demselben herrschenden Geiste nicht einverstanden seien, und am 2. April 1870 beschloß die Conferenz die Aufhebung des Seminars. Der Bischof protestirte dagegen am 1. Mai und beleidigte die durch sein Verhalten schon sehr gereizte Bevölkerung der Cantone in hohem Grade dadurch, daß er im October 1870 der Regierung von Aargau eröffnete, er wolle von sich aus, ohne Rücksicht auf eine Zustimmung der Diöcesanstände, mit einmüthiger Zustimmung des Domkapitels, ein neues Seminar gründen. Gegen ein solches Vorgehen legte jedoch Aargau Verwahrung ein, weil es mit der vertragsmäßig gewährleisteten gegenseitigen Stellung, mit der dem Bischof gegenüber den sieben Ständen auferlegten Pflicht einverständlichen Handelns, endlich mit der neuesten Erklärung der Diöcesanconferenz in Widerspruch stehe; gehe der Bischof dennoch so vor, wie er beabsichtige, so müßte dieser Einbruch in die Bisthumsverträge den Bestand des Bisthums ernstlich in Frage bringen. Diese Erklärung wurde den aargauischen Domherren und der Regierung von Solothurn mitgetheilt, letzterer mit der Bitte um Berufung der Diöcesanconferenz. Auch die Regierung von Basel-Land machte dem Bischof

Digitized by Google

Vorstellungen; sie suchte ihm begreiflich zu machen, es sei mit der Aufhebung des Seminars beabsichtigt, zu verhindern, daß die angehenden Geistlichen in einer öffentlichen Anstalt Einflüssen ausgesetzt seien, welche ihrem Wesen nach dem Rechtsbewußtsein und den sittlichen Begriffen der schweizerischen Bevölkerung zuwider seien; die vom Bischof in Aussicht gestellte Errichtung eines der Aufsicht der Stände entrückten bischöflichen Seminars würde aber nicht nur diese Absichten vereiteln, sondern auch mit dem Sinne des Bisthumsvertrags von 1828 und den Grundsätzen der Verfassungen der Bisthumscantone in Widerspruch stehen, da in diesen dem Staate die oberste Aufsicht über das gesammte Erziehungswesen vorbehalten sei. Auch die Diöcesanconferenz legte am 27. Oct. 1870 entschiedene Verwahrung gegen die Absicht des Bischofs ein und wählte eine Commission zur Begutachtung der Frage, wie die staatlichen Rechte und Interessen der sieben Stände gegenüber den geistlichen Behörden auch künftig auf dem Wege gemeinsamen Vorgehens kräftig und erfolgreich gewahrt werden könnten; dabei sollte namentlich die Frage über Revision des Grundvertrags und die Anregung eines schweizerischen Erzbisthums bei der nächsten Revision der Bundesverfassung sowie die Errichtung einer katholisch-theologischen Facultät geprüft werden.

Im Frühjahre 1872 wurden diese Streitigkeiten unterbrochen durch die nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges wieder aufgenommene Frage der Bundesverfassungsrevision. In dem betreffenden Entwurfe spielten nach Lage der Dinge die kirchlichen Angelegenheiten keine unbedeutende Rolle. Noch während der Bearbeitung desselben hatten die fünf Bischöfe am 3. Mai 1871 eine Denkschrift über die Lage der katholischen Kirche in der Schweiz und über deren Rechtsverhältnisse an den Bundesrath gerichtet und darin in Hinblick auf die bevorstehende Revision um „Schutz der Kirche und ihrer Diener sowie ihrer Einrichtungen und Satzungen im allgemeinen" gebeten. Ihre besondern Wünsche standen mit den Anschauungen und Beschlüssen der Bundesverfassungscommission in großem Gegensatze. Der Entwurf derselben wurde, nachdem sich im Juli 1871 auch beide Räthe der Bundesversammlung für Revision ausgesprochen, am 6. Nov. letztern vorgelegt. Er besagte unter anderm Folgendes:

Während die Bundesverfassung über Glaubens- und Gewissensfreiheit schweigt und die Cultusfreiheit nur den „anerkannten christlichen Confessionen" gewährleistet, proclamirte jener Entwurf die Unverletzlichkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit und bestimmte: „Niemand darf in der Ausübung der bürgerlichen oder politischen Rechte um der Glaubensansichten willen beschränkt oder zur Vornahme einer religiösen Handlung angehalten oder wegen Unterlassung einer solchen mit Strafen belegt werden. Niemand ist gehalten, Steuern zu bezahlen, welche speciell für eigentliche Cultuszwecke einer Confession oder Religionsgenossenschaft, der er nicht angehört, auferlegt werden; Glaubensansichten entbinden nicht von der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten." Die Cultusfreiheit ward „innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und öffentlichen Ordnung gewährleistet", und den bisher den Cantonen sowie dem Bunde vorbehaltenen Maßnahmen für Handhabung dieser Ordnung und des Friedens unter den Confessionen wurden in dem Entwurfe auch solche „gegen Eingriffe kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staates" beigefügt. Auch das Recht der Ehe, über welches die Verfassung bis dahin nichts enthielt, welches in vielen Cantonen durch eine Menge engherziger Bestimmungen beschränkt und von manchen Gemeinden geradezu als eine Finanzquelle ausgebeutet wurde, stellte der Entwurf unter den Schutz des Bundes, untersagte dessen „Beschränkung aus kirchlichen und ökonomischen Rücksichten oder wegen des bisherigen Verhaltens oder aus andern polizeilichen Gründen", und erkannte die in einem Canton oder im Auslande gültig abgeschlossene Ehe im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft als Ehe

Digitized by Google

an. Der Primärunterricht wurde für obligatorisch und unentgeltlich erklärt, endlich das Jesuitenverbot in bestimmterer Weise erneuert.

Die Ultramontanen zeigten sich alsbald wieder als die heftigsten Gegner dieser Revision. In diesem Sinne setzten sie im December 1871 bei den dreijährigen Erneuerungswahlen zum Nationalrath eine lebhafte Bewegung ins Werk. Dabei zeichneten sich hauptsächlich die vom Kloster Sarnen abhängigen Filiale und das Kloster Engelberg in Unterwalden aus. Das Ergebniß jener Wahlen war jedoch eine Verstärkung der Revisionspartei. Von allen Gegnern der Revision, welche bei der Abstimmung vom 12. Mai 1872 den am 8. März dem Volke vorgelegten Entwurf zu Falle brachten, waren die Ultramontanen die gefährlichsten. Sie hatten in geschickter Weise ein Bindeglied abzugeben verstanden zwischen den Föderalisten, den Internationalen, den conservativen Zürichern, den wegen der Entscheidung der Alpenbahnfrage noch grollenden Graubündenern, den Radicalen und den Bewohnern der französischen Schweiz, welche aus irrigen Voraussetzungen ein Uebergewicht des germanischen Elements befürchteten. Außerdem hatten sie die unwürdigsten Mittel benutzt, Lüge, Verleumdung und Verlästerung auf der Kanzel und im Beichtstuhl angewandt. Der abermalige Erfolg ermuthigte sie; das Bewußtsein, die ganze fortschrittliche Entwickelung gehemmt zu haben, spornte sie zu neuem Eifer, und aufs neue bauten sie auf ihren namentlich in den Urcantonen wiederum erprobten Einfluß. Freilich kam schon bald, z. B. auch bei Eröffnung des Ständerathes am 27. Mai 1872, die Ansicht zu offenem Ausdruck, daß das nächste mal die Revisionssache siegen werde; das kühnere Vorgehen der Klerikalen auf Grund ihres neuen Erfolges war darum aber um so begreiflicher. Im Herbst 1872 gab die Römische Curie der pfäffisch gesinnten Bevölkerung der Urcantone ein Zeichen des Dankes, indem sie von der fernern Aufbringung der Kosten des schon zwei Jahrhunderte andauernden Processes zur Heiligsprechung des Nikolaus von der Flüe durch dieselben absah und durch Vornahme der letztern dem Klerus zugleich ein neues Agitationsmittel gab. In Wallis wagte man, den Jesuitenpater Allet zum Pfarrer von Leuk zu wählen, der Bundesrath aber forderte am 1. Nov. 1872 den Staatsrath von Wallis zur Versagung der Genehmigung auf. Vor allem suchten die Bischöfe jetzt das die Grundlagen der Kirchenverfassung ändernde neue Dogma zur Verkündigung zu bringen. Im allgemeinen hatte schon am 18. Aug. 1872 die baseler Diöcesanconferenz den Bundesrath um Schritte zur Wahrung der Rechte des Staates und der Einzelnen gegen die Concilsbeschlüsse gebeten. Die Antwort dieser Behörde war dahin gegangen, sie habe schon bei Formulirung ihrer Anträge zur Revision der Bundesverfassung Rücksicht auf die beim Concil hervorgetretenen hierarchischen Tendenzen und demgemäß auf eine grundsätzliche Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche in Aussicht genommen, doch sei sie auch bereit, Fragen wegen etwa noch vorher zu thuender Schritte, sobald sie ihr bezeichnet würden, zu prüfen.

Digitized by Google

Bilder aus Kreta.

Von

Elvis Melena.

I.

Matter und matter plätscherten die Räder der Persia, bis ein gänzlicher Stillstand, dem das wohlbekannte Gerassel des herabfallenden Ankers folgte, uns unsere Ankunft im Hafen der Stadt Canea im Jahre 1866 bekundete.

Das ferne Ziel war erreicht, doch der Zauber des Unsterns, der über unserer verhängnißvollen Irrfahrt gewaltet, nicht gebrochen; denn da weder der englische Consul noch sein Kavaß uns abholen kam, hieß es, in tiefer Nacht allein mit einer Dienerin auf dem halbbarbarischen Kreta landen, ohne Kenntniß der Volkssprache endlose Plackereien im Zollhause bestehen und in einem türkischen Städtchen Obdach suchen, wo, bei der zweifachen Gefahr, von verwilderten Hunden angefallen und von argwöhnischen Polizisten aufgegriffen zu werden, dem Fremden nicht einmal die bescheidene Zuflucht eines Khans*) zu Gebote steht.

Während solche Gedanken mich beschäftigten, lichtete sich das Verdeck der Persia; neue Passagiere belebten es wieder, und da es zum Aus- und Einschiffen an Waaren fehlte, sollte der Lloyd, wie es dann zu geschehen pflegt, sofort seine Rückreise nach Syra antreten.

Durch dieses „Periculum in mora" zum Landen gezwungen, sah ich mich nach einem Bootsmanne um, als das laute Wiederholen meines Namens uns unverhofft zu Ohren drang und aus dieser kritischen Lage riß.

Unser schutzgewährender Gönner war ein wohlbeleibter, europäisch gekleideter Levantin, der englisch sprach und sich mir als den amerikanischen Viceconsul, ferner als Freund und Abgesandten des britischen Consuls vorstellte, hinzufügend, letzterer habe ihn gebeten uns gastlich aufzunehmen, weil Hr. Dickson's Junggesellenwirthschaft einer Dame kein passendes Quartier böte.

Schiffsmatrosen, Bootsleute, Zollbeamte, Lastträger, Kavassen**), alles flog, lief sprang und tummelte sich bei dem dictatorischen Auftreten und den mit Stentorstimme

*) Eine öffentliche Herberge für Maulthiertreiber u. dgl. im Orient.

**) Jede Regierung gesellt ihren Consulaten im Orient einen bis vier dieser bewaffneten Gensdarmen zu, die als Ehrenwachen für den Consul ebenso unverbrüchlich sind wie die europäischen Polizeidiener. Man wählt sie meistens unter den Albanesen, weil diese sich durch Treue und Zuverlässigkeit auszeichnen.

Digitized by Google

ertheilten Befehlen des Hrn. E., und ehe wir uns dessen versahen, glitten wir in einer Barca über die stillen Gewässer von Canea's Hafen.

Wie spannend ist doch der erste Eintritt in ein fremdes Land, zumal wenn die Nacht es geheimnißvoll verschleiert! Es wehten an jenem 10. Jan. Lüfte so lau, wie man sie während der heißesten Sommernächte kaum kennt: eine seltene Sternenpracht funkelte mit bläulichem, röthlichem und weißem Glanze an dem Himmelsdom, doch Grabesstille herrschte ringsumher, und auf diesem dunkeln Hintergrunde war es nur die von Booten umwimmelte Persia, die einen kleinen Licht und Leben ausstrahlenden Focus bildete.

Nach wenigen Ruderschlägen landete das Boot an dem Kai; ich betrat zum ersten mal die Insel Kreta, jene Insel, die mich in meinen frühesten Kinderjahren schon so mächtig gelockt hatte, daß ich mich zu entsinnen weiß, wie ich meine Tante während des geographischen Unterrichts, den sie den ältern Geschwistern im bescheidenen Hollybushfarm ertheilte, zu quälen pflegte, bis sie mich auf den Schos gehoben, damit ich das märchenhafte Eiland, wo es ein Labyrinth mit einem menschenfressenden Minotaurus, einem heldenmüthigen Theseus und einer rettenden Ariadne einst gegeben, auf der Karte zur Genüge betrachten könne.

Doch wir dürfen nicht länger säumen, die Kavassen sind uns schon vorausgeeilt, das helle Licht ihrer consularischen Laternen — denn hier zu Lande haben selbst die Laternen consularische Vorzüge — zeigt uns, daß ein sehr schlecht gepflastertes, steil hinanlaufendes, enges Gäßchen nach der etwas breitern Straße Topchana*) führt.

Rechts und links unregelmäßig gebaute Häuserchen, hier einige herrenlose Hunde in festem Schlafe, dort andere, die, vom Hunger getrieben, sich auf einem Haufen Unrath widrige Leckerbissen streitig machten, etwas weiter ein Paar scheu hinwegspringende Katzen. Dies war alles, was das Auge während des flüchtigen Ganges erspähen konnte. Bald hatten wir die Wohnung des Hrn. E. erreicht und die hölzerne Treppe derselben erstiegen. Die Thür und das große Balkonfenster des Empfangszimmers ward uns zu Ehren weit aufgesperrt: ein Flügel, nach dessen Taufschein zu fragen es sich nicht geziemt hätte, ein Sofa und Stühle, über welche weiße Decken lagen, die uns bekundeten, daß die edle Häkelkunst bis zur Insel des Minos gedrungen, bildete das Mobiliar dieses Raumes. Schwarzumrahmte illuminirte Kupferstiche, ergreifende Scenen aus Paul und Virginie und Robinson Crusoe's Wanderleben darstellend, zierten die weißbetünchten Wände, während eine Sammlung silberner Krüge, Dosen und Kannen, augenscheinlich Andenken aus frühern Zeiten, in einem Glasschranke sichtbar waren.

Hr. E., der mittlerweile mir sein „Curriculum vitae" mitgetheilt und unter anderm auch erzählt hatte, er habe Europa und den Orient bereist, viele hohe Herrschaften gekannt und schon als Kind das Wohlwollen eines Lords genossen, durchmaß nun aufgeregten Schrittes und bei wiederholtem Rufen nach verschiedenen Dienern und Dienerinnen Saal und Hausflur; da indessen trotz des steigenden Affects seiner Stimme niemand sich blicken ließ, schloß ich, und nicht mit Unrecht, daß unser Wirth wie der „Antiquary" in Walter Scott's so betiteltem Roman, um die Ehre seines Hauses zu retten, ein Personal riefe, das nur in seiner Einbildung lebte.

„Oh we shall be so comfortable, all so comfortable"**), sagte er mir mit beredter Ueberzeugung nach jedem vergebenen Rufe, indem er seinen Rock zurückschlug und mit beiden Händen festen Halt in den Armlöchern seiner Weste nahm, bis es ihm einfiel, daß, wenn er sich mit imaginären Dienern begnügen müsse, es ihm wenigstens nicht an leibhaftigen Töchtern fehle, was zur Folge hatte, daß vier junge Mädchen mit auf-

*) Topchana, türkisch — Zeughaus, Kanonengießerei.

**) O wir werden uns so behaglich fühlen, so behaglich.

Digitized by Google

gelösten Haaren, leichter Drapirung, aber desto reichlicher gepuderten Gesichtern, schlaftrunken hergetaumelt kamen und in stummer Empfindung uns auf beide Wangen den ersten weißen Kuß kretischer Bewillkommnung aufdrückten.

Die amerikanische Viceconsulin entzog sich unsern Blicken, ließ uns aber durch Marigo und Aspasia, die ältesten Töchter des Hauses, als Spende ihrer Gastlichkeit große Tassen siedenden Thees zukommen.

Sobald wir ihn ausgeschlürft, nahm Hr. E. eine der vielen hellflackernden Wachskerzen in die Hand, um uns nach unserer Schlafstätte zu begleiten. Wir hatten nicht weit zu gehen, denn unmittelbar an der Treppe öffnete er eine Thür und wir standen vor einem etwa sechs Fuß langen und vier Fuß breiten fensterlosen Cabinet, wo außer einem Bett, das es bis auf ein Viertel füllte, nichts vorhanden war. „Glauben Sie nicht, daß sie hier ganz besonders comfortable schlafen werden?" fragte mich unser Wirth, das Bett aufdeckend und die geheimnißvollen Schreckuisse seines Innern kühn zur Schau tragend*); „sollte noch irgendetwas zu Ihrem Comfort fehlen, so reden Sie nur."

Als Hr. E. bei diesen Worten Miene machte, mich dem Genuß des überschwenglichen Comforts dieses Cabinets zu überlassen, fiel mir der Gedanke, daß demselben nicht nur Licht und Luft, sondern ebenfalls die schlichtesten hydropatischen Hülfsmittel mangelten, so centnerschwer auf die Seele, daß ich nicht umhin konnte zu gestehen, ich hätte als Engländerin die Eigenthümlichkeit, große Ablutionen zu machen. „Waschen? waschen wollen Sie sich? Ach nichts leichter als das", unterbrach mich unser fürsorgender Wirth, indem er mir winkte, ihm auf die Hausflur zu folgen, wo er dann vor dem Skelet eines hölzernen Waschtisches stehen blieb, an welchem der Zahn der Zeit bis auf das gerundete Vacuum, das unter der venetianischen Herrschaft vielleicht eine porzellanene Schale umfaßte, jedes Kennzeichen seiner ursprünglichen Bestimmung abgenagt hatte. „Sehen Sie", fuhr er dann fort „hier pflegen wir uns immer en famille zu waschen, das ist ja viel gemüthlicher, und für Sie gibt's ja noch Platz genug. Zweifeln Sie nicht, meine Lady, die englischen Gebräuche sind mir wohlbekannt, Ihrem Comfort soll nichts, aber auch gar nichts fehlen."

Es gibt Augenblicke im Leben, wo man den Umständen nur stumme Ergebung entgegenstellen kann, und in der Hoffnung, diese patriarchalischen Waschfeste möchten mir stets so fremd bleiben wie die eleusinischen Mysterien, mußte ich mich dem Los einer gleichsam „lebend Begrabenen" unterziehen, ohne zu wissen, welche Comforts meiner Dienerin harrten.

Als sie aber am folgenden Morgen meinen Kerker erleuchten kam, klagte sie mir bitterlich, sie fühle sich wie gerädert, weil sie wegen der Kürze der nackten, strohernen Gartenbank, die ihr im Eßzimmer als Lager diente — möge der geneigte Leser vor der culinarischen Metapher einer Römerin nicht erschrecken — krumm, wie ein mit dem Schwanz in dem Rachen gebratener Merluzzo (Weißfisch) hätte liegen müssen.

Die Enge meines Schlafgemachs, die keinem Koffer Zutritt gestattete, vereitelte den bescheidenen Wunsch, das während einer sechswöchentlichen Irrfahrt getragene Costüm abzulegen; auch pochte Hr. E. mit wiederholter Nachfrage nach all den genossenen Comforts an die Thür, gleichzeitig meldend, der englische Consul sowie der erste Dragoman des Generalgouverneurs warte bereits auf mich in dem Saale.

Aus dem letzten Besuch schloß ich, daß unser Wirth den Empfehlungsbrief, den ich von Musurus-Pascha (dem türkischen Gesandten zu London) an den Generalgouverneur

*) Da das Steppen der Matratzen auf Kreta selbst in den sogenannten vornehmen Häusern nicht üblich ist, so darf man ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß eine alte kretische Matratze mit einem halbgefüllten Kartoffelsack identisch ist.

Digitized by Google

der Insel Kreta brachte, in übereilter Wichtigthuerei an Ismail-Pascha bei Tagesanbruch übersandt hatte; da ich aber meiner Unabhängigkeit durch keine Verbindlichkeiten zu nahe treten wollte, lehnte ich sämmtliche Anerbieten des Generalgouverneurs dankbar ab, mir vorbehaltend, ihm und seiner erwachsenen Tochter Leila meine Aufwartung nächstens zu machen.

Die persönliche Bekanntschaft des Hrn. Dickson überzeugte mich, daß Odo Russell, der mich ihm brieflich empfohlen, die seltenen Eigenschaften dieses seines Freundes keineswegs übertrieben hatte.

Ich erwähne hier im voraus, daß Hr. Dickson, stets um das Wohl anderer besorgt, nie an sich dachte und von den Folgen einer vernachlässigten Erkältung in seinen besten Lebensjahren hinweggerafft wurde.

Sowie dem Arzt die Hoffnung des Genesens schwand, schickte er diesen interessanten Kranken nach Konstantinopel; als ich ihn zum Abschiede am 20. Juni 1869 an Bord begleitete, war er nichts als eine durch energische Willenskraft aufrecht stehende Leiche; trotzdem verbot er uns, seinem in Konstantinopel wohnhaften Bruder seine Ankunft telegraphisch zu melden, vorgebend, er wolle ihn weder ängstigen noch belästigen. Infolge dessen landete der sterbende Consul, nur von einem Diener begleitet, im Gewühl der türkischen Hauptstadt, wo er, auf einer Bahre getragen, von vier Gasthöfen abgewiesen wurde, bis ein nach Reisenden suchender Lohndiener ihn zu einem Stübchen verhalf, in dem er nach 24 Stunden seinen letzten Athemzug that; ja er ahnte so wenig sein nahes Ende, daß er mir noch wenige Augenblicke vor demselben schreiben ließ, es ginge ihm besser.

Die ungewöhnlichen Ehren, die ihm bei seiner Bestattung in Konstantinopel erzeigt wurden, bewiesen, daß nicht nur sein consularischer Rang, sondern seine Leistungen während des Krimkrieges und seine persönlichen Verdienste hohe Anerkennung fanden.

Hr. Dickson besaß ganz bedeutende Sprachkenntnisse, ein seltenes musikalisches Talent, und bei feinster Bildung das liebenswürdigste Gemüth; sein Herz war so reich an Humanität, daß kein Geschöpf, nicht emmal ein leidendes Thier, mit ihm in Berührung kam, ohne seine Güte zu empfinden, und das Andenken, welches er in Canea hinterlassen, ist so schön, daß die bloße Erwähnung seines Namens Thränen aus allen Augen entlockte.

Auf den Vorschlag, den Ort meiner Selbstverbannung kennen zu kennen, sofort eingehend, unternahm ich in der Gesellschaft jenes vortrefflichen Mannes meine erste Streifereien durch die Stadt Canea.

Wenn die vielfach ausgesprochene Meinungsverschiedenheiten alter und moderner Schriftsteller uns im Zweifel lassen*), ob das heutige Canea die Stätte des alterthümlichen Kydonia einnimmt, oder ob der Sitz für jene „mater urbium" des westlichen Theiles der Insel auf einer Anhöhe zu suchen ist, die eine geographische Meile südwestlich von dem heutigen Canea liegt und unter dem gewöhnlichen Namen Paleokastron**) die Ruinen einer alten Stadt zur Schau trägt, so können wir andererseits die Identität des Hafens von Canea mit dem des ehemaligen Kydonia keinen Augenblick bestreiten.

Nicht nur das Factum, daß außer diesem und dem Hafen von Suda, von dem nie die Rede sein kann, sich sonst keiner an dieser Küstenstrecke befindet, sondern die Beschreibungen, welche die alten Autoren von dem Hafen der Stadt Kydonia gegeben haben und in welchem wir die typischen Eigenthümlichkeiten wiedererkennen, die den Hafen von Canea charakterisiren, bürgen dafür.

---

*) Vgl. Höck, I, 23, und die dort erwähnten Autoren.

**) Παλαιὸν Κάστρον — alte Festung, Burg, Stadt; auf Kreta der Name für Ruinen fast jeder Art.

Digitized by Google

Scylax in seinem „Periplus" erwähnt seines großen Naturdammes, seiner am Eingange befindlichen Felsenriffe und Untiefen und bemerkt, er sei „Λιμὴν κρειοτὸς πρὸς βορέαν"*), ein nach Norden geschlossener Hafen, auch sehen wir, daß im Alterthum die bedeutendsten Städte auf Kreta nicht unmittelbar bei, sondern in einer gewissen Entfernung von ihren respectiven Häfen oftmals lagen.

Wir wandern also durch Canea mit der Gewißheit, daß wir einen Boden betreten, wo das kretische Urgeschlecht der Kydonen die erste Niederlassung gründete; wir wissen, daß diese Hafenstadt, mag sie den Namen Kydonia oder einen andern getragen haben, bald in den Besitz der schiffahrenden Samier kam, aber infolge eines Seekampfes, den diese mit den Aegineten zu bestehen hatten, schon im sechsten Jahre letztern zufiel, hierauf, nachdem sie von den Athenern und Polyrrheniern besetzt und verheert worden war, von Metellus (69 v. Chr.) erobert wurde und schließlich die wechselvollen Schicksale der übrigen Städte des kretischen Westens theilte. Im Jahre 1252 schickten die Venetianer eine Colonie nach Kreta zum Aufbau der Stadt Canea, um durch Besetzung dieses festen Punktes die Griechen, welche von dem Tage an, wo Kreta eine Provinz der venetianischen Republik geworden war, nichts gethan hatten, als die Waffen der Empörung gegen ihre italienischen Herrscher zu führen, besser unterjochen zu können.

Obschon Canea nur etwa den vierten Theil der Größe der Stadt Candia hat und auch ein Fünftel weniger Einwohner zählt, so behauptet sie, seitdem sie Sitz der Regierung und Residenz der consularischen Corps geworden ist, den Rang der kretischen Hauptstadt. Die guterhaltenen Bollwerke und Wälle, die sie verschanzen und umgeben, die am Hafen gelegenen hohen Schwibbogen, ehemalige Galerenzeughäuser, die katholische Kirche mit ihrem Kapuzinerkloster, sind von den Venetianern erbaut. Die übrigen griechischen und lateinischen Kirchen aus jener Zeit wurden bis auf zwei, die dem orthodoxen Cultus dienen, in Moscheen verwandelt. Zwei mit gewölbartigen Buden besetzte Straßen oder sogenannte Bazars, wo Waaren und Lebensmittel feilgeboten werden, durchkreuzen die Stadt, und da das eine ihrer drei Thore zugemauert bleibt und die auf etwa 18000 Seelen gestiegene Bevölkerung auf ein Areal beschränkt ist, welches ursprünglich für ein Drittel dieser Einwohnerzahl berechnet war, so ist das Menschengedränge, zumal in den beiden Hauptstraßen von Canea, sehr groß. Plätze gibt's nur zwei hier: der größere, wiewol er aus der venetianischen Zeit her den Namen „Spiaggia" (Gestade) trägt, liegt nicht am Meere, sondern in der Mitte der Stadt; eine von Bäumen beschattete alte Moschee, ein über einem Brunnen erbauter Kiosk und einige Arcaden verleihen ihm einen malerischen Charakter, während der kleinere Platz, der wegen seiner wasserreichen Fontaine Chadirvan**) heißt, ganz unansehnlich und nur durch eine elende Häusergruppe von dem Kai getrennt ist.

Ueber die tiefen Löcher und den kläglichen Zustand des Steinpflasters von Canea darf man sich nicht wundern, wenn man weiß, daß die Türken, seitdem sie Kreta eroberten, lange Zeit nicht einen Stein zum Ausbessern desselben verwendet haben. Erst der Generalgouverneur Reouf-Pascha, der 1870—71 die Insel Kreta verwaltete und sich um manche Verbesserung in Canea, auch um die Anlage eines öffentlichen Gartens außerhalb der Stadt verdient machte, hat bedeutende Strecken der Hauptstraßen neu umpflastern lassen. Was die Häuser betrifft, so bieten sie den Anblick eines so morschen Agglomerats von griechischen, venetianischen und türkischen Bauflickwerken, daß eine

*) Washley, I, 13, führt an, daß die alten Schriftsteller sich oftmals der Worte „λιμὴν κρειοτὸς" bedienten, um einen Hafen zu bezeichnen, der innerhalb der Stadtmauern lag und mit einer Kette geschlossen werden konnte; beides ist auf den Hafen der Canea anwendbar.

**) Chadirvan, türkisch, soviel als Quelle, Brunnen.

Digitized by Google

Feuersbrunst, die hier Tabula rasa machte, im sanitätischem Interesse der dicht zusammengedrängten Bevölkerung als Wohlthat zu erachten wäre.

Als wir an jenem Januarmorgen bei feuchter schwüler Siroccoluft auf dem mit glattem Koth bedeckten abscheulichen Steinpflaster hin- und herrutschend inmitten eines europäisch-afrikanisch-asiatischen Menschengewühls uns unsern Weg durch Caneas enge Gassen bahnten, und ich sowol den halbnackten Arabern und Negern als den herrenlosen Hunden und schmerbeladenen geschundenen Lastthieren den Stempel des Leidens und der Verwahrlosung unzweideutig aufgedrückt sah, da empfand ich bei dem Gedanken, dieses halbbarbarische „Ultima Thule" sei fortan die Stätte meines Weilens, einen Anflug von Heimweh nach europäischer Civilisation; doch es war nur eben ein „Anflug", von dem ich, sobald wir den Hafenkai erreichten, nichts mehr wußte.

Hübsche Häuser von drei bis vier Stockwerken stehen hier im Umkreise und beherrschen mit ihren Terrassen, Erkern und Balkonen nicht nur die Aussicht auf das Meer, sondern auch auf den Kai, die Promenade von Canea, die stets von flanirenden Faulenzern und sich tummelnden Geschäftsleuten belebt ist; malerisch gruppirt sitzen vor den Kaffeehäusern mit Rauchen des Tschibuks, des Nargileh oder des Cigarrito, mit Domino-, Triktrak- oder Kartenspiel, zuweilen mit Zeitungslektüre beschäftigt, meistens aber in orientalischem dolce far niente Kaffee oder Scherbet schlürfend, Türken und Christen, Kaufleute und Tagelöhner aus Smyrna, Alexandria, Konstantinopel, Triest und Bengasi, arabische, griechische und maltesische Matrosen, Offiziere, Juden und Kavassen, die durch den Contrast ihrer Tracht, Gesichtszüge und Farbe dem neuangekommenen Europäer eine bunte Reihe interessanter Bilder bieten, während das graziöse Aus- und Einlaufen verschiedener, mit den drei benachbarten Welttheilen Handel treibender Fahrzeuge seine Aufmerksamkeit nicht minder fesselt.

Der Hafen von Canea hat, seitdem die Consuln das Dorf Khalepa bewohnen, die charakteristische Zierde der Nationalfahnen verloren, die an allen Sonn- und Feiertagen bei Ankunft der Nationalschiffe und andern wichtigen Veranlassungen aufgezogen werden, bleibt indessen das einzige interessante, ja ich möchte hinzufügen, das einzige für den Europäer bewohnbare Stadtviertel.

Das Diner im Hause des Hrn. E., zu welchem der englische Consul mit seinem Kanzler eingeladen war, unterbrach unsere Wanderung: gemeinschaftliche Familienmahlzeiten zu bestimmen, ist auf Kreta ebenso unbekannt wie in Süditalien. Ein jeder nach seinem Hunger nimmt eine oder die andere Speise, oftmals nur ein Stück Brot, Früchte, rohe Bohnen, Zwiebeln, Oliven u. dgl. zu sich, und nicht einmal das Weihnachts- und Osterfest vermag die Familienglieder gemüthlich um Einen Tisch zu vereinigen.

Unsere Ankunft war also die Veranlassung zu einem ganz außerordentlichen Ereignisse: Marigo und Aspasia, die einzigen Töchter, die am Diner theilnahmen, erschienen in himmelblauen damastenen Schleppkleidern, im Schmucke diamantener Ohrringe, Brustnadel und Ringe, die einer prinzlichen Hoheit keineswegs unwürdig gewesen wären und deren reines Wasser mit besonderm Glanze auf dem rabenschwarzen Haare und dem matten Weiß der stark gepuderten Wangen der jungen Kretenserinnen irisfarbig funkelte.

Das Menu strotzte von Delicatessen; doch weder der feingefüllte kalekutische Truthahn, noch der frische Caviar, noch der verschwenderisch credenzte Champagner vermochten uns das Gefühl zu benehmen, daß der Aufwand solcher europäischen Bewirthung nur ganz übernatürlicher Anstrengungen zu verdanken sei und daß wir auf einem Vulkan schwelgten, dessen erster Ausbruch uns in einen Krater echt kretischer Anomalien wirbeln müsse; das Nichterscheinen der Frau Viceconsulin bei Tisch und das beharrliche Behaupten ihrer Rolle einer „unsichtbaren", wenn auch „fürsorgenden Gottheit" war hierfür sehr maßgebend.

Digitized by Google

Der Kaffee wurde nach aufgehobener Tafel im Salon servirt. „Nun wird Marigo uns aber ein Lied spielen (She will give us a tune)", begann Hr. E., indem er den Flügel — und gleichzeitig im Interesse seiner Nachbarn — das große Balkonfenster aufriß; doch Marigo war nicht mit ihrem Vater einverstanden, sie sträubte sich jungfräulich und erst als er sie fast mit Gewalt ans Klavier gebracht, ließen ihre mit Diamanten geschmückten Finger das, wenn auch etwas veraltete, doch vor gewissen englischen Melomanen einer bescheidenen Sphäre stets beliebte Negerlied „Jim croco" ertönen. Paganini pflegte, wie es heißt, den stürmischsten Beifall seines Auditoriums durch die Aufführung gewisser Stücke auf einer einzigen Saite seiner Geige zu erlangen, wie sollte nun Marigo, deren Virtuosität so groß war, daß sie die halbe Tastatur des Flügels mit einem ihrer Finger beherrschte, während sie durch das Anhalten des Fortepedals und einen unverändert tremulirenden Baß ihre Leistungen vor jedem Vorwurf des Mangels an Volltönigkeit sicherstellte, nicht unser größtes Erstaunen erwecken? Ja ihr Spiel begeisterte den durch das üppige Mittagsmahl und die reichlichen Libationen schon stark angeregten Hrn. E. dermaßen, daß er allen consularischen Stolz beiseitesetzend, bei jedem Refrain des „Jim Croco" in heitere Bocksprünge ausbrach und uns das „Twin about, wheel about, do just so" mit allen Negerchicanen, energisch dramatisirt, zum besten gab.

Anders wirkte die Musik auf Hrn. Dickson: ein ungewöhnlicher Ernst umflorte seine milden Züge, er wurde bleich und schweigsam, und nachdem Marigo mit ihrem Talent „der Vergangenheit" die Lieder unserer Vorfahren: „Ah vous dirai-je Maman", „Komm lieber Augustin" und eine populäre Polka vorgetragen hatte, fiel's ihm zum Glücke ein, Solon's weisen Spruch „μηδὲν ἄγαν"*) praktisch zu beherzigen und durch den Vorschlag eines Spazierganges auf den Wällen diesem musikalischen Genuß ein Ende zu machen.

Wenn die Stadt Canea dem Fremden weiter kein Interesse, als einige Erinnerungen aus der venetianischen Zeit bietet, wie z. B. Wappenschilder über dem Eingang der bedeutendsten Häuser, ferner am Vorthore und an einer Kaserne auf dem Platze Spiaggia ein Basrelief des beflügelten Löwen von San-Marco nebst einer Inschrift, so ist ein Gang um die Wälle, die sie umringen, viel lohnender.

Von hier aus sehen wir nach Süden zu die schneebedeckten Madara Bouna**) die weißen oder sphakiotischen Höhen; auf ihrem schillernden Eispanzer zeichnen sich in scharfen Linien schroffgebildete Felsenberge ab, die wiederum einer Kette lieblich grünender, mit Dörfern besäeter Hügel als ernster Hintergrund dienen. Vor dieser dreifachen Bergreihe erstreckt sich in ihrer ganzen Ueppigkeit mit Klöstern, Villen, Meiereien und Orangengärten geschmückt, die meilenweite Ebene von Canea, östlich von der tiefeinlaufenden Sudabai begrenzt, westlich im blauen Nebel schwindend: nach Norden zu die Stadt Canea mit ihrem doppelten Hafen und neuen Leuchtthurm, ihren Minarets und Kuppeln, die blendendweiß von dem in tiefstem Purpurblau strahlenden Meere abstechen; zu unsern Füßen halb im Sande begraben ein großes arabisches Duar***) und unweit davon jenseit des nach Khalepa führenden Weges, das am Strande gelegene, vom Silberschauer der Wellen bespülte Negerdorf Neapolis (neue Stadt). Ein erquickender Nordwind hatte die letzte Spur der leidigen Siroccos vertrieben und ließ nun die sinkende Sonne in ungetrübter Klarheit am Horizont scheinen; als ihre letzten Strahlen nicht nur ein schönes Alpenglühen über die sphakiotischen Höhen verbreiteten, sondern auch den idaischen Götterberg zart geröthet im Duft des fernen Ostens erkennbar machten: da war das vor

*) In allem Maß halten.

**) Griechisch γενειὰ ὄρη. Μαδάρα βουνὰ ist eine Tautologie, indem Μαδάρα in dem kretischen Dialekt ebenso viel als Βουνὰ, Berge, heißt.

***) Duar, Dorf oder richtiger gesagt Zeltkreis, wie bei den arabischen Horden in Nordafrika gebräuchlich.

Digitized by Google

uns liegende Bild von so vollendeter Schönheit, daß wir in höchster Bewunderung Frieden mit dem uncivilisirten Kretaeilande schlossen.

Das Erlangen einer eigenen Wohnung — eine zu unserm Bleiben in Canea unerläßliche Bedingung — schien sowol Hrn. Dickson als auch unsern Wirth wenig zu kümmern. Ersterer, der infolge meiner Aeußerung uns in ein paar Stübchen des abwesenden amerikanischen Consuls, zu welchen man aber nur durch Hrn. E.'s Hausthür gelangen konnte, einquartiert hatte, wähnte, wir seien im Paradiese, und bedachte nicht, daß wir für sämmtliche Nahrungs- und Dienstbedürfnisse wie zuvor auf die Familie des amerikanischen Viceconsuls angewiesen blieben, während letzterer mir seinerseits wiederholte, ich dürfe um keinen Preis zu bald aus seinem Hause ausziehen, weil es sonst Stadtgespräch werden würde, es habe mir wegen Mangel an Gastlichkeit bei ihm nicht gefallen.

Was aber meinen Wünschen am allerentschiedensten entgegentrat, war die materielle Unmöglichkeit, auch nur das bescheidenste Obdach zu miethen. Am Hafen war keine Wohnung frei, und von der einzigen kleinen Etage, die ein türkisches Haus in einem entlegenen Stadtviertel uns bot, kann ich nur sagen, daß sogar mein Windspiel, wie ein Ibis, der sich von Unrath umringt sieht, sein feines Schnäuzchen rümpfend und mit hochgehobenem Pfötchen sich davon abwendete.

Der Generalgouverneur stellte zu meiner Verfügung ein Haus mit zwanzig Räumen und Stallung für ebenso viele Pferde, welches er im benachbarten Dorfe Khalepa für seinen kränkelnden Sohn gemiethet hatte; da ich aber nicht gern Verbindlichkeiten gegen Ismail-Pascha eingehen wollte, so war mir sein gütiges Anerbieten nur insofern nützlich, als die Erwähnung Khalepas mich daran erinnerte, daß ein Hr. Lyghounes, mit dem wir von Syra gereist waren, uns vor Caneas ungesunder Luft warnend, gerathen hatte, das hoch und gesund liegende Dorf Khalepa, wo, unweit seiner eigenen Villa, ein nettes Häuschen zu miethen wäre, als Aufenthalt zu wählen.

Nach einem Diner, zu welchem Hr. Dickson Hrn. E., Marigo, Aspasia und mich gebeten hatte, unternahmen wir miteinander also einen Spaziergang nach Khalepa, um das obenerwähnte Quartier zu besichtigen. Aus dem sogenannten Landthor tretend, gingen wir den tiefen, breiten Stadtgraben eine Weile entlang; sein ebener, kühler und mit mehrern Brunnen versehener Grund ist zum Landbau besonders geeignet und bildet auch Caneas Hauptgemüsegarten. Hat man den links abweichenden Stadtgraben zurückgelassen, dann schweift das Auge über die grünende Flur, die sich bis zu den kahlen Anhöhen erstreckt, auf welchen Khalepas Häuser, Villen, Orangengärten und Olivenhaine zerstreut liegen.

Links in unmittelbarer Nähe sehen wir das obenerwähnte arabische Dorf Neapolis; es ist, wie sein Name bekundet*), nicht alten Ursprungs, sondern wurde erst während der ägyptischen Herrschaft**) von einigen Fellahs, syrischen und ägyptischen Soldaten gegründet, die Mehemed-Ali-Pascha nach Kreta begleiteten und entweder afrikanische Sklavinnen hier heiratheten oder ihre Familien zu sich kommen ließen. Diese Negercolonie vermehrt sich zusehends, denn die Männer als Eselverleiher, Tagelöhner, Last- und Wasserträger, die Frauen ihrerseits als Ammen, Dienerinnen und Krankenpflegerinnen, auch vermittels Feilbieten gewisser beim Volke beliebter Hülsenfrüchte und Näschereien, verdienen mehr Geld, als zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse nöthig ist.

*) νέα πόλις, d. h. neue Stadt.

**) Der Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali-Pascha, dem damals Kreta unterworfen war, besuchte die Insel im Jahre 1833.

Digitized by Google

Neapolis, mit seinen blendendweißen, fast fensterlosen, niedrigen Häuserchen, auf deren flachen Dächern trockenes Reiserwerk liegt, das zum Schutze gegen die Sonnenglut pergolaartig über die Thür hervorragt, mit seinen im bunten Feredsche*) gehüllten Kadinen**), seinen arabischen oder numidischen Frauen, die unverschleierten Antlitzes die höchst charakteristischen Züge zur Schau tragen, mit seinen gruppenweise zusammenruhenden, kaffeeschlürfenden und rauchenden Hamals (Lastträgern), endlich mit seinen sich selbst überlassenen Eseln, die, das Heranplätschern der Wellen nicht scheuend, auf dem tiefen Sande des Gestades in Nachdenken liegen, matt einherschleichen oder im Wohlbehagen ihrer Freiheit sich wälzen, gibt uns ein viel treueres Bild der Gegend bei Damiette oder Alexandria als das einer griechischen Insel. Noch höheres Interesse bietet aber der arabische Duar, welcher rechts und hart an der nach Khalepa führenden Straße liegt: wer sich hinein wagt, glaubt durch Zauber nach Bengasi an der Ostküste der Großen Syrte, nach dem Sudan oder dem Tschadsee versetzt zu sein, denn er sieht sich plötzlich von Afrikanern körperlich und sprachlich verschiedener Stämme umringt, die ihr nomadisches Leben in buntem, aber friedlichem Gewühl auf diesem Stückchen Sandwüste unangefochten fortführen. Die Völkerstämme aus Baghermi, Wadai, Bornu, Tuareg, Bengasi und noch andern Staaten sind hier vertreten, doch liefert letztere Provinz wegen ihrer großen Nähe das bedeutendste Contingent. In den letzten Jahren trieb die in der Provinz Barka (oder Bengasi) herrschende Hungersnoth ganze Horden darbender Araber nach Kreta: einige führten ihre letzte Habseligkeit — Pferde und Esel, die nur in Haut und Knochen hingen — mit sich, was dem Sachkundigen oft Gelegenheit bot, vortreffliche Pferde der afrikanischen Küste zu einem Spottpreis zu kaufen. So hörte ich eines Tages, der italienische Consul hätte für einen jungen makellosen Grauschimmel nur 45 Frs. — etwa 12 preußische Thaler — bezahlt; als ich ihm aber zum schönen Thiere Glück wünschte, erwiderte er lächelnd: „Nun, der Kauf war nicht ganz so billig, denn noch bevor das verhungerte Thier den Hof betreten, hatte es mir meinen nagelneuen feinen Panamahut in einem Nu vom Kopfe abgefressen!“

Schwerbeladene Boote bringen zu gewissen Jahreszeiten solche Zufuhren dieser Auswanderer nach Kreta, daß der Generalgouverneur oft genöthigt ist, ihnen das Landen zu verbieten, weil diese neuen Ankömmlinge, anstatt wie die hier eingebürgerten Araber sich ihr Brot mit Arbeiten zu verdienen, es vorziehen, auf kleine Räubereien auszugehen und somit nicht nur die Gegend um Canea und Khalepa unsicher machen, sondern auch gleichzeitig ringsumher die ägyptische Augenkrankheit (Ophthalmia aegyptiaca) verbreiten.

Die Zelte der auf Kreta einheimisch gewordenen Araber bestehen aus einem groben schwärzlichen Stoffe, der aus Kamel- und Ziegenhaaren gewebt ist und über einige tief in die Erde geschlagene Pfähle stramm gezogen wird; diese Behausungen, wo Menschen und Vieh friedlich beieinanderlagern, sind am Boden ringsumher von Rohrflechten, Schilfmatten oder Buschwerk umgeben und haben, sowie die grauleinenen Kittel, welche als einziges Kleidungsstück die Blößen beider Geschlechter bedecken, ein Aussehen von Armuth, die, wie ich später erfuhr, unter diesen Leuten nicht herrscht.

Ich lernte das später kennen; ich bewohnte Khalepa schon seit einem Jahre, als Feuer spät abends im Duar ausbrach; Mehemed-Ali-Pascha, der als Divisionsgeneral mit dem Generalgouverneur und zahlreichem Militär an Ort und Stelle des Brandes geeilt war, sagte mir am folgenden Tage, er habe anfangs gefürchtet, das ganze Dorf würde ein Raub der Flammen werden, doch beschränkte sich der Schaden auf die Vertilgung von acht Zelten. Acht, ohnehin arme Familien, waren indessen obdachlos geworden, weshalb ich

*) Feredsche — türkischer Ueberwurf der Frauen.
**) Kadin, türkische Frau.

Digitized by Google

Mehemed-Ali-Pascha bat eine Collecte für die Abgebrannten eröffnen und mein Scherflein als ersten Beitrag dazu annehmen zu wollen. Derselbe ging hierauf ein, fügte aber hinzu: „Glauben Sie ja nicht, daß diese Araber so arm sind, als sie aussehen; was meinen Soldaten während des Brandes in verflossener Nacht am meisten zu schaffen machte, werden Sie schwerlich errathen, es war das Wegtragen gewisser mit Beschliks gefüllter Säcke, welche diese Leute im Innern ihrer Zelte und unter dornigem Buschwerk versteckt hielten.“ Beschliks sind große türkische Münzen sehr untergeordneten Metalls im Werthe von 5 Piastern — etwa 10 Sgr.

Nicht nur wegen der Einerleiheit der Tracht, sondern weil diese arabischen Frauen, die von ihrer Geburt an den Unbilden der Witterung ausgesetzt und schweren Arbeiten unterworfen sind, früh altern, außerdem sich die Arme, Schultern und das Gesicht blau tätowiren, ist es oft unmöglich, sie von den jungen Männern zu unterscheiden. Beide Geschlechter bieten indessen höchst malerische Figuren.

Unter den ausgewachsenen, bemitteltern Männern ragen gewisse Athleten hervor, die ein weites weißes Gewand togaartig um ihre breiten Schultern werfend und einen langen Stab in der Rechten führend, mit solcher Grandezza einherschreiten und den Handkuß ihrer Untergebenen so würdevoll entgegennehmen, daß man in ihnen eine alttestamentarische Majestät zu sehen glaubt. Sind auch die ältern Frauen leibhaftige Darstellungen von Macbeth's Hexen, so finden sich dagegen unter den jüngern sehr interessante Gestalten. Eine wildflatternde Haaresfülle umrahmt die sphinxischen Gesichtszüge dieser Schönheiten, von deren lohfarbigem Colorit das dunkle Feuer zweier versengender Augen und das blendende Weiß untadelhafter Zähne stark absticht: der vermittels eines Taues über den Hüften leicht befestigte leinene Kittel wirft plastische Falten und gestattet den Anblick der bronzirten und schön gerundeten Arme und Beine dieser Araberinnen; letztere sind mit schweren messingenen, zuweilen auch goldenen Bändern geschmückt, und wenn diese jungen Frauen, einen antik geformten Wasserkrug auf dem Kopfe tragend, die Arme in die Höhe heben, bieten sie dem meißelnden Künstler die vollkommensten Modelle zu echt classischen Karyatiden.

Als wir unsern Weg fortsetzten, drang beim Gemurmel sanft rauschender Wellen zu uns ein erquickender Seeduft vom Meeresgestade empor, welches uns links eine Mannichfaltigkeit von lieblichen Buchten, Schluchten, Klippen- und Felsenpartien bewundern läßt. Eine Hecke strotzender Aloë mit ihren kühn in den blauen Aether steigenden candelaberähnlichen Blüten trennt uns rechts von grünenden Feldern, die sich bis zu den Bergen von Madara erstrecken; die schneebedeckten sphakiotischen Höhen, die in einer unabsehbaren Kette kühn emporragen, verleihen Kretas südlichem Charakter einen ganz besondern Zauber, während das schroffe Gebilde der akrotirischen „Bouna“, weit in die dunkeln Fluten hervortretend, den vor uns liegenden Anhöhen von Khalepa als ernster Hintergrund dient.

Bald ist dieses Dorf erreicht; wir haben heute den 12. Jan. und dürfen uns nicht wundern, wenn der Schnee des Morgenlandes nicht nur in dicken Flocken auf den Mandelbäumen liegt, sondern hier und da einen Blütenteppich unter unsere Füße streut.

Ueber der hohen Mauer, die Hrn. Lyghounes' Villa umringt, ragt neben der Palme, dem japanischen Mispel- und Pfefferbaume das satte, immergrüne Laub, wo die goldenen Früchte der Hesperiden glühen; doch jetzt können wir nicht in jenes verlockende Plätzchen dringen, indem die Besichtigung des unweit gelegenen zu vermiethenden Häuschens uns vor allem wichtig ist.

Ueber die herrliche Aussicht, die es beherrscht, vergißt man bald, daß es nur aus zwei mangelhaften Stuben, einem Cabinet und einem Stall besteht; ja selbst die alpdrückende Gewißheit, man müsse in Khalepa wegen des frühen Thorschlusses von 4 Uhr an auf jeden Besuch aus der Stadt verzichten, kam, bei dem Gedanken an die

Digitized by Google

Wohnungen, die Canea uns bot, so wenig in Betracht, daß ich nicht zögerte, Hrn. E. zu sagen, ich wünschte die kleine Villa Guaracino auf sechs Monate zu miethen; infolge dessen erfuhr ich am folgenden Morgen, jenes Häuschen stünde für einen Hauszins von 10 Pfd. St. — etwa 66 preuß. Thlr — zu meiner Verfügung.

Wir hatten also ein Obdach gefunden; doch was war nicht alles noch zu verrichten, zu besorgen, zu bestellen und zu kaufen, bis wir nach Khalepa ziehen und uns einer selbständigen Existenz erfreuen sollten! Das Häuschen, welches von einem türkischen Bei bewohnt worden war, mußte gründlich gereinigt, seine Wände nach Landesart weiß übertüncht und die Fußböden gescheuert werden. Ferner war es schwierig, einen Diener zu finden, der trotz des monatlichen Lohns von 4 Pfd. St. — 27 preuß. Thlr. — nicht Anstand nahm, in Khalepa zu wohnen, und da überdies unser Mobiliar nur aus meinem Sattel und zwei kleinen Matratzen bestand, die Stadt Canea außer gewissen grünen Strohstühlen aus Marseille, kein einziges fertiges Stück Möbel zu kaufen bot, so verging fast eine Woche, bis ein Tischler die unentbehrlichsten Gegenstände zusammengeleimt und genagelt hatte.

Endlich tagte der heißersehnte Morgen des Umzuges; auf Verlangen des Hrn. E. zahlte ich ihm die Hausmiethe im voraus, doch kaum hatte er meine 10 Pfd. St. in seiner Westentasche verwahrt, als er mir mit bedenklicher Miene sagte: „Es wird Ihnen nicht entfallen sein, daß die getäfelte Decke des größern Zimmers der Villa Guaracino dermaßen nachgegeben hat und solche Krümmung bildet, daß der Einsturz des Terrassendaches von einem Augenblick zum andern droht, weshalb Sie jene Stube ja nicht bewohnen, nein, nicht einmal betreten dürfen, solange das Dach nicht gründlich ausgebessert worden ist, was indessen, wegen der bereits eingetretenen Regenzeit, fürs erste nicht geschehen kann."

Die naive Eröffnung unsers biedern Wirths — der, wie ich später erfuhr, von mir für die baufällige kleine Villa Guaracino eine zweifache Miethe erpreßt hatte — erhöhte meinen Wunsch, uns seiner Gastlichkeit zu entziehen, so sehr, daß ich ungeachtet eines anhaltenden Landregens, der den Himmel ringsumher verschleierte, die letzten Vorkehrungen zu unserm Aufbruch treffen ließ; als es aber zum Abschiednehmen kam, stießen wir auf eine große Opposition, denn Hr. E. verwehrte uns nicht nur mit seiner ganzen Beredsamkeit, sondern buchstäblich mit Gewalt den Austritt aus seinem Hause.

Erst als er sich überzeugte, Hr. Dickson sei viel zu sehr Engländer, um vor einem nassen Gang nach Khalepa zurückzuschrecken, und zu liebenswürdig, um meinem Wunsche nicht zu willfahren, gab er klein bei, seinem Zorne nur damit Luft machend, daß er, hörbar für alle Vorbeigehenden, mir laut vorwarf, mein Eigensinn brächte ihn um seinen guten Ruf und er würde in der ganzen Stadt als Barbar verschrien werden, weil er uns bei solchem Wetter aus seinem Hause habe ziehen lassen.

Unser Aufzug durch Caneas Straßen, wo Frauen höchstens an einem sonnigen Festtage auf kurze Augenblicke erscheinen, erregte kein geringes Aufsehen und gab zu allen erdenklichen Commentaren Anlaß; er hatte in der That wenig von jenem orientalischen Aufwand, der hier zu Lande so beliebt, ja gewissermaßen unentbehrlich ist, weil er leider sowol bei den Kretern als auch bei den Levantinern als Maß des Werthes der Menschen gilt. Der englische Consul, von seinem Kanzler und seinem Kavaß begleitet, Hr. E. und wir — alle mit Impermeables, Regenschirmen und starkem Schuhzeug versehen — folgten durch dick und dünn den zwei Arabahs, auf welchen unsere heterogenen Habseligkeiten bunt durcheinanderlagen, und da eine grobe Kutte die reich mit Gold verbrämte albanesische Tracht des Kavasses bedeckte und uns somit jenes letzten ehrerettenden Reliefs beraubte und wir eiligen Schrittes gingen, glichen wir viel mehr geheimnißvollen Flüchtlingen als den vornehmen Europäern, welche die gaffende Menge bisher in uns vermuthete.

Digitized by Google

Der Regen hielt zum Glück Maß, und als wir unser Ziel erreicht und die Besitznehmung der baufälligen Villa Guaracino mit einem guten Glas Wein feierlich eingeweiht hatten, wurde der amerikanische Viceconsul so heiterer Laune, daß er uns auch ohne Marigo's Begleitung „Jim Croso's" Lied und Tanz zum besten gegeben haben würde, hätte die tiefgesenkte, getäfelte Decke der Nebenstube nicht als Damoklesschwert unser Leben mit ihrem Einsturz bedroht.

Der leidige Thorschluß nöthigte übrigens die Herren, uns bald unserer fernern Einrichtung allein zu überlassen. Es dunkelte schon, als wir mitten im Auspacken durch ein lautes wiederholtes Klopfen an die Hausthür gemahnt wurden, daß ein monatlicher Lohn von 4 Pfd. St. nicht einmal vermochte, einen maltesischen Diener den ersten Tag an das Haus zu fesseln. Aus Furcht, die anhaltende Erschütterung könne den für uns historisch gewordenen Einsturz beschleunigen, eilten wir hinab und fanden vor der Hausthür zwei türkische Soldaten mit einem Unteroffizier, der es weder an Temennas noch an Salam-aleks*) mangeln ließ, uns aber zu gleicher Zeit mit einem türkischen Wortschwall dermaßen betäubte, daß wir achselzuckend die Thür vor ihm wieder zuschlossen.

Doch damit war es nicht abgemacht: die Leute kehrten zum zweiten mal, zum dritten mal wieder, und erst als der pflichtvergessene Luigi erschien, erfuhr ich, der Offizier mit seinen Soldaten sei von dem Generalgouverneur geschickt, um bei uns im Hause zu übernachten. Nichts hätte mich mehr befremden können als diese Erklärung; da die Leute indessen, trotz meiner wiederholten Versicherung, ich bedürfte ihrer keineswegs, nicht vom Flecke wichen und Luigi seinerseits auf meine Frage, ob unsere persönliche Sicherheit irgendwie gefährdet sei, nur ausweichend antwortete, mußte ich die Augen zum ersten mal in Khalepa schließen mit dem Bewußtsein, mein ländliches Retiro habe sich gleichsam in eine kleine Kaserne verwandelt.

Hr. Dickson, der am folgenden Tage nicht lange auf sich warten ließ, versicherte mir, Ismail-Pascha habe, durch die Zusendung einer Ehrenwache, uns die höchste Aufmerksamkeit erzeigen wollen, doch brauchte ich sie ferner nicht anzunehmen, indem Mordthaten, Raubanfälle, Hausdiebstähle und dergleichen Dinge auf Kreta nie vorkämen und die größte Anzahl der Dorfbewohner bei offenen Thüren, im Sommer auf ihren Dachterrassen zu schlafen pflegten.

Der englische Consul sagte mir ferner: Ismail-Pascha beabsichtige, mir zu Ehren eine Soirée im Serail zu geben, um mich mit seiner erwachsenen Tochter und der Elite der türkischen Damen bekannt zu machen, und da die Vorkehrungen zu dergleichen Gesellschaften etwas Zeit erheischen, so wolle derselbe mit meiner Genehmigung den nächsten Sonntag Abend dazu bestimmen.

Die fünf Tage, die uns von dem vielversprechenden Feste trennten, verstrichen trotz des anhaltenden Regens, der uns an das Haus fesselte, ungemein rasch; denn wer sich entschließt, auf Kreta zu weilen, muß nolens volens „Jack of all trades"**) werden und darf weder vor Tischler-, noch Schlosser-, Maurer-, Sattler- und Tapeziererarbeit zurückschrecken. Als aber der Sonntag herannahte und die Schleusen des Himmels noch immer nicht ihre letzten Fluten auf uns herabgeschüttet zu haben schienen, — ja der Weg nach der Stadt so unergründlich geworden war, daß der treue Hr. Dickson sich selbst nicht zu Pferde hinauswagte: da ergriff mich eine gewisse Angst beim Gedanken, wie bei dem gänzlichen Mangel eines Beförderungsmittels ich „en toilette" nach Canea gelan-

*) Temenna, der morgenländische Gruß, wobei die Hand zuerst ans Herz und dann an die Stirn gelegt wird. Salam-alek, eine türkisch-arabische Grußformel, die „Frieden sei mit Euch", bedeutet.

**) Wörtlich: Hans von allen Handwerken.

Digitized by Google

gen würde. Da ich ebenso ungern das Schauspiel des türkischen Balles vermissen als den Generalgouverneur beleidigen wollte, fragte ich schriftlich bei meinem Consul an, wie ich mich unter so misslichen Umständen Sr. Excellenz gegenüber zu verhalten hätte; doch mit Hrn. Dickson's Antwort: „das Wetter würde sich wahrscheinlich aufklären", war mir wenig geholfen, und es blieb mir keine Wahl, als die letzte Stunde Tageslicht zu benutzen, um bei Sturmwind, Regen und Koth beherzt nach Canea zu waten. Uns begegnete am Stadtthore ein Diener des Generalgouverneurs, der nach Khalepa beordert war, um mir den Wagen Sr. Excellenz anzubieten; ich sagte ihm, ich ginge zum englischen Consul, mich zum Feste umzukleiden, und wünschte, der Wagen könne mich dort abholen.

Als ich ein paar Stunden später in Ismail-Pascha's Staatsequipage saß, begriff ich, warum er gezögert hatte, sie mir nach Khalepa zu schicken. Wie dieser Urkasten aussah, weiß ich nicht; ich fühlte nur, daß der Rücksitz durch eine Armlehne getheilt war, und daß das Fuhrwerk, von unzähligen Soldaten und Dienern zu Fuß und zu Pferde mit und ohne Laterne umringt, wie auf hohen Wogen geschaukelt, bald links, bald rechts lag. Die Escorte zu Fuß war keineswegs überflüssig, weil das eine oder das andere Rad alle Augenblicke in einer Vertiefung so fest stecken blieb, daß ohne Nachhülfe die Carrosse entweder nicht von der Stelle konnte oder Gefahr lief umzustürzen, oder in Stücke zerschellt zu werden, indem die schönen, übermüthigen, arabischen Schimmelhengste, die davorgespannt waren, sich wenig an die Vertiefungen des venetianischen Steinpflasters kehrten, und sobald ihr kräftiger Zug Widerstand fand, mit solcher Vehemenz ausschlugen und über den Strang hauten, daß Menschen, Lastthiere und Hunde angsterfüllt, schreiend und heulend beim Herannahen der Staatsequipage die Flucht ergriffen. Kurz das Erscheinen des Wagens des Paschas in den Straßen der Canea gibt allemal zu solchem tumultuarischen Wirrwarr Anlaß, daß es scherzweise heißt, es sei mit einem politischen Aufruhr gleichbedeutend. Hr. Dickson, den ich vor dem Serail traf, begab sich durch den Haupteingang in den Selamlik*), während mir die Thür des zum Haremlik**) führenden Hofes von außen aufgeschlossen wurde. Hier sollte ich erfahren, wie wenig stichhaltig der orientalische Aufwand ist, und daß man in türkischen Häusern, wo der größte Luxus getrieben wird, unverhofft auf barbarische Mängel stoßen kann. Kein dienender Geist ließ sich erblicken, und bei der ringsumher herrschenden Dunkelheit und meiner gänzlichen Unkenntniß der Localitäten konnte ich nur, indem ich einem Dufte folgte, der leider nicht an den der „Rose von Schiras" erinnerte, ins Haus gelangen.

Ein mattleuchtendes Lämpchen ließ mich auf der Hausflur des Erdgeschosses erkennen, daß eine in zwei Stiegen sich theilende große, hölzerne Treppe zum obern Stockwerk führte. Erst als sie unter meinem Tritte zu krachen begann, regte sich ein menschliches Wesen; ein kleiner in europäische Civiltracht gekleideter Mann wurde sichtbar; ich hielt ihn für einen Haremhüter oder einen Ceremonienmeister, bis er mir die Hand reichte und sagte, er selbst sei der Generalgouverneur; seine Tochter kam uns in dem ersten Saale entgegen; doch kaum hatte derselbe mir die Hanoum-Leila mit den Worten: „Je vous présente la Demoiselle du Pacha"***) vorgestellt, als er mich ins Selamlik führte, um mit Hrn. Dickson, dem amerikanischen Consul, Hrn. Stillmann und

*) Audienz- oder Gesellschaftssaal.

**) Frauenwohnung.

***) Ein Türke vom alten Schrot und Korn spricht in Gegenwart anderer nie von seiner Frau, und er würde die bloße Erkundigung nach ihrem Befinden für eine gewaltige Taktlosigkeit erachten; daß aber Ismail-Pascha, als ursprünglicher Grieche, seine Tochter mir gegenüber gleichsam verleugnete, war befremdend.

Digitized by Google

einigen andern Herren der Abendandacht in der Moschee des Serails von einer Privatloge aus beizuwohnen. Während der Muzzin, nach Osten gerichtet, seine nasalen Gebete ableiert und die türkischen Soldaten mit den obligaten Verbeugungen darauf responbiren, will ich den Leser mit dem Generalgouverneur etwas näher bekannt machen.

Ismail-Pascha, der jetzige Generalgouverneur der Insel Kreta mit dem Beinamen „Ikim-Baihi", der Hauptarzt, ist ein Grieche von Geburt. Sein Vater Namens Pestimadjé Oglou, d. h. Sohn des Serviettenfabrikanten, war ein in Smyrna ansässiger Chiot. Ismail-Pascha studirte Medicin in Paris, empfing aber, wie die Mehrzahl der Griechen, die sich diesem Berufe widmen, sein Doctordiplom in Pisa.

Mit gewissen Fähigkeiten begabt, schlau und ehrgeizig, verleugnete er den Glauben seiner Vorfahren, um als Renegat im türkischen Dienste rasche Carrière zu machen; er wurde Ende Juni des Jahres 1861, etwa zehn Tage nach der Thronbesteigung des Sultans Abd-ul-Asis, als Stellvertreter des damaligen Generalgouverneurs Ismail-Pascha-Tepelenti nach Kreta geschickt.

Er fand die Insel fast ohne Polizei und die griechische Bevölkerung sich selbst überlassen. Zwei Raubanfälle — auf Kreta unerhörte Verbrechen — hatten auf der Landstraße stattgefunden. Ein Cerigot war bei Armiro angehalten und um 5 Piaster beraubt worden, und einem Kretaer hatte man bei Jerimata den Ueberrock und 8 Piaster abgenommen.

Ismail-Pascha zeigte schon während der ersten Monate seiner Verwaltung entschiedene Parteilichkeit für die Griechen; er theilte ihnen mit, auch er sei griechischen Ursprungs, und als Beleg hierzu berief er seinen Bruder Georg, der als Schneidergeselle in Athen arbeitete, zu sich und ließ außerdem seine Schwester und einen Onkel zu wiederholten malen auf längere Zeit nach Canea kommen.

Zum Feste Mariä Verkündigung organisirte Ismail-Pascha im Jahre 1862, um, wie er behauptete, einem von seinen Vorgängern angenommenen Gebrauche treu zu bleiben, eine freie Reise nach der Insel Tinos und zurück für alle Christen, die nach jenem Wallfahrtsort der heiligen Jungfrau zu pilgern wünschten. Er ernannte seinen Freund Mitzo Nikolaki zum Anführer dieser Pilgerzüge und beauftragte ihn, Oel und Wachs zu einem bedeutenden Betrage nebst einer erklecklichen Summe Geldes für die Mönche in seinem Namen auf dem Altar der heiligen Jungfrau zu Tino zurückzulassen.

Dieses Verfahren trug dem Mitza Nikolaki den Spottnamen Surré Tmini ein, ein Titel, der dem Anführer der Pilgerkaravanen zukommt, der alle Jahre von Konstantinopel nach Mekka reist und dem die Pflicht obliegt, die Gaben des Sultans an der Kaaba zu deponiren.

Auf diese Art fuhr Ismail-Pascha in seiner Verwaltung fort, sich mehr und mehr den Griechen gewogen zu zeigen. Diese aber waren in zwei Parteien getheilt; die Sphakioten, die bisher stets die Oberhand gehabt hatten, bildeten ausschließlich die eine derselben. Ismail-Pascha begriff bald, daß er den übrigen Theil der christlichen Bevölkerung für sich gewinnen würde, gelänge es ihm nur, den Hochmuth und die Vermessenheit jener Bergbewohner zu demüthigen. Hierzu bot sich im Sommer des Jahres 1863 eine passende Gelegenheit.

Ein junger Sphakiot aus Kalikrati, Namens Janny Papaicenaki, hatte, der seit undenklichen Zeiten gebräuchlichen Landessitte gemäß, mit Hülfe einer gewissen Anzahl Dorfgenossen ein Mädchen von 12—13 Jahren, die einzige Tochter eines Griechen aus der Umgegend von Rettimo, entführt. Ismail-Pascha ließ sofort den Vater des jungen Mädchens, der wegen seiner Wohlhabenheit den Beinamen Tschekinia (von Zecchine) trug, eine Klage vor Gericht einbringen. Als dies geschehen war, forderte der Generalgouverneur den Capitano (Häuptling) der Sphakioten auf, das geraubte Kind seinen Aeltern

Digitized by Google

zurückzuerstatten; doch der Entführer derselben, der am Tage des Mädchenraubes sich von seinem Bruder, einem in Kalikrati wohnhaften Priester, mit dem Mädchen hatte trauen lassen und nun Gatte war, weigerte sich es zu thun und floh in die Berge.

Ismail-Pascha legte diesem Vorfall große Wichtigkeit bei und berichtete ihn der Pforte mit ungewöhnlichem Aufwande; er schilderte die Provinz Sphakia in vollem Aufstande und ließ zwei Bataillone der Garde nebst einem Brigadegeneral nach Kreta kommen.

Mitte August verließ die Expedition mit vielem Pomp die Stadt Canea. Der Generalgouverneur begleitete sie bis nach Tuzla, und auch der Segen des Mollah (Oberrichters) fehlte nicht den „wahren Gläubigen", die sich an diesem heiligen Kriege betheiligten.

Hussein-Pascha, der Liva oder Brigadegeneral, der diese Truppen befehligte und der während des Krieges am Ufer der Donau sich im Treffen bei Oltenitza sehr ausgezeichnet hatte, staunte nicht wenig, die Provinz von Apokorona in friedfertigster Stimmung zu finden, noch mehr aber, als er Askyso, das erste und bedeutende Dorf der Provinz Sphakia, betrat und von der dortigen Bevölkerung, anstatt mit feindlichen Demonstrationen, mit Gaben von Früchten und Lämmern und dergleichen empfangen wurde.

Hussein-Pascha verstand sogleich, welche Rolle der Generalgouverneur ihn spielen ließ; er ließ den Priester, der das flüchtige Paar getraut hatte, pro forma verhaften, und schickte ihn nach Canea. Hier wurde er ins Gefängniß gesetzt, bis der Gatte sich selbst zur Verhaftung stellte, was dieser wohlweislich erst that, nachdem seine Strafe durch die Vermittelung des Sphakiotenhäuptlings in eine zweijährige Einsperrung verwandelt worden war.

Das Expeditionscorps kehrte heim. Ismail-Pascha erwarb zu Konstantinopel den Ruhm, die Insel Kreta durch die Unterwerfung der aufrührerischen Sphakioten beruhigt zu haben, und empfing bei dieser Gelegenheit das große Ordensband des Osmanié.

Es hieß gegen Ende desselben Jahres, daß Ismail-Pascha von Kreta abberufen werden sollte; um dies zu verhindern, veranlaßte er das Volk, ein Gesuch an den Sultan zu richten, damit die Pforte ihn von neuem als Verwalter der Insel bestätige. Diese Bittschrift wurde von vielen Griechen und auch von solchen Türken, die sich besonders freuten, die Sphakioten unterdrückt zu sehen, unterzeichnet.

Ismail-Pascha, um seine Zwecke zu fördern, reiste auf zweimonatlichen Urlaub nach Konstantinopel und legte bei seiner Rückkehr auf Befehl des Sultans den Kretern eine neue Steuer auf das Salz, den Taback und auf den Absatz des Weins und der geistigen Getränke auf.

Einige Griechen aus Lakus und Selino versammelten sich im October auf der Hochebene von Omatos, um gegen diese Verletzung der Privilegien, welche die Pforte der kretischen Bevölkerung im Jahre 1848 bewilligt hatte, zu protestiren; doch der Generalgouverneur begab sich selbst an Ort und Stelle der Versammlung, und alles schlug fehl oder wurde vielmehr auf einen spätern Zeitpunkt vertagt.

Als Lord Stanley, das berühmte Haupt der Tories, im Oberhause erklärte, „die Zerstückelung des Ottomanischen Reiches sei nur eine Frage der Zeit", eine Prophezeiung, die von London aus telegraphisch nach allen Welttheilen berichtet wurde, und Sir Henry Bulwer bald darauf der Pforte auf Kreta bezügliche Vorschläge machte, kam es Ismail-Pascha in den Sinn, daß „Fürst von Kreta" zu sein gar kein übler Posten wäre; durch welche Mittel er dergleichen ehrgeizige Plane zu verwirklichen hoffte und welche ernste Ereignisse sie mit Hülfe anderer Umstände zur Reife brachten, werden wir in der Folge erfahren.

Während der Muezzin das Teravi*) ableierte, unterhielt mich Ismail-Pascha von der glänzenden Praxis, die er in Konstantinopel zurückgelassen hatte. Ismail-Pascha,

*) Ein während des Ramazans vorgeschriebenes Abendgebet.

Digitized by Google

berühmt wegen seiner Geschicklichkeit bei der Operation der Beschneidung, welche die Mohammedaner, wie bekannt, erst im 13. Lebensjahre vollziehen, erlangte durch die Verrichtung derselben an dem Sultan Abd-ul-Medschid Zutritt in den Harem Mahmud's II., wo er als Günstling der Sultanin-Valide bald zu hohen Ehren gelangte. Auch erzählte er von seiner jetzigen Thätigkeit auf Kreta; er sagte mir, er beaufsichtige selbst eine im Serail befindliche Kinderschule; er habe die Insel bis auf zwei Provinzen und zwar mit großem Interesse bereist, und versprach schließlich, mich mit der nöthigen Escorte zu versehen, sobald die Jahreszeit weitere Ausflüge gestatten würde. Darauf begleitete er mich bis zum Vorsaal, der als neutraler Boden den Selamlik vom Haremlik trennt, wo er mich mit der Bemerkung verließ, er könne wegen der Anwesenheit der Kadinen die Wohnung seiner Tochter nicht betreten.

Viele hochgeputzte türkische Frauen waren im angrenzenden Salon schon versammelt; doch bevor ich ihrer erwähne, muß ich die Leser mit der achtzehnjährigen Hanoum-Leila bekannt machen, nicht etwa daß ich ihre körperlichen Vorzüge hervorheben will, denn dieses junge Mädchen kann sich weder einer eleganten Figur, noch regelmäßiger Gesichtszüge rühmen, und hat man ihre seelenvollen Augen, ihr schönes schwarzes Haar und ihren ganzen Habitus, den mein berühmter Freund „au profil Dantesque" mit Recht „appétissant" betitelt hätte, gelobt, so bleibt nichts zu sagen übrig.

Leila's Bildung und die Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten ist dagegen für ein Kind des Morgenlandes sehr erwähnungswerth. Sie verfertigt, und mit vielem Geschmack, alle ihre Kleidungsstücke, schneidet auch die ihrer Sklaverinnen zu, spielt ganz leidlich Klavier, schreibt nicht nur in französischer, griechischer und türkischer Sprache, sondern ist auch, wie ich zufällig erfuhr, Dichterin.

Bei einem Besuche, den ich später bei Leila machte, wurde mir nach Landessitte Kaffee in ungehenkelten Täßchen, die je in einem „Zarf" (Behälter) stehen, präsentirt; der goldene „Zarf" einer Tasse war buchstäblich mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besäet; voller Bewunderung ruhten meine Blicke auf diesem Gegenstande orientalischer Pracht, während ich nach einem andern „Zarf" griff. Der Pascha und seine Tochter, denen dies nicht entging, bestanden darauf, ich müsse mich des kostbaren „Zarfs" bedienen; bei meiner Frage, warum sie es wünschten, erröthete Leila und entfernte sich schweigend; ihr Vater aber sagte mir: „Dieser Zarf ist ein Geschenk, welches meine Tochter vor wenigen Tagen von dem Sultan empfangen hat als Anerkennung für ein Gedicht, welches sie ihm zur Feier seines letzten Geburtstages widmete; sowie es ankam, sagten wir einstimmig, Sie müßten es einweihen." Bei näherer Bekanntschaft waren es indessen die Gefühle echter Menschlichkeit, die ich vor allem an dieser jungen Türkin schätzen mußte, Gefühle, die aus dem reinen Born ihres edeln Herzens hervorquellend, jedem Einfluß fremd blieben und sich bei jeder Gelegenheit offenbarten.

Der dreijährige Aufstand, der später unter Ismail-Pascha auf Kreta ausbrach, war schon so weit gediehen, daß die Pforte zu Zwangsmaßregeln schritt, als Leila, von der Frau des französischen Consuls befragt, welchen Eindruck die neuen politischen Bewegungen eigentlich auf sie machten, zur Antwort gab: „Mir, dem türkischen Mädchen, ziemt es wahrlich nicht über solche Dinge zu reden; doch meine ich, man dürfe weder mit Hohn noch mit Tadel, sondern nur mit Bedauern über die bedrängten Christen urtheilen."

Als ich Leila einige Tage darauf besuchte, fand ich sie mit ganz verweinten Augen; auf meine Frage, was ihr fehle, hieß es, sie litte an einer starken Migräne, doch das junge Mädchen gestand mir heimlich, daß ihre rothen Augen keineswegs einer Migräne, sondern den Thränen zuzuschreiben wären, die sie vergossen, weil es ihr trotz aller Bitten nicht gelungen, ihren Vater zu bereden, frisch angekommene Truppen nicht gegen die Insurgenten auszuschicken.

Digitized by Google

Was die Toilette der jungen Paſchatochter betrifft, ſo trug ſie bauſchige Hoſen und ein Kleid von ſchwerem hellroſa Damaſt; die mit Spitzen und weißem Sammt reichbeſetzte halb decolletirte Taille der letztern hatte einen europäiſchen, der Rock dagegen, wenn zwei lange Stücke Zeuges dieſe Benennung verdienen, einen türkiſchen Zuſchnitt. Der Saum des vordern Stückes blieb immer im Gürtel befeſtigt, während das hintere bald als endloſe Schleppe zu Boden lag, bald von Leila an ihr Leibchen feſtgeſteckt wurde, was ihrer ohnehin kleinen, unterſetzten Figur ein ſehr unbeholfenes Ausſehen gab. Ihre ſchwarzſammtene Kopfbedeckung glich in der Form einer ungariſchen Hirtenmütze *) und war vorn mit einer roſa Feder und einer prachtvollen diamantenen Aigrette geſchmückt; an dieſen Edelſteinen litt unſere türkiſche Sappho keinen Mangel; denn außer der Aigrette an der Tocke funkelte auf Leila's Bruſt eine koſtbare diamantene Broſche, Diamanten bedeckten das Medaillon, welches ſie mit der Photographie ihres Vaters um den Hals trug; Diamanten zierten ihre weißen Händchen und mit einer großen diamantenen Nadel befeſtigte ſie allemal ihre damaſtene Schleppe an ihren Gürtel.

Die übrigen jungen Türkinnen waren wie die Hanoum gekleidet, nur trugen ſie keinen ſo koſtbaren Schmuck, und eine geſchmackloſe Zuſammenſtellung greller Farben verlieh ihren Toiletten etwas beſonders Auffälliges. Was die ältern Kadinen betrifft, ſo hätten ſie in ihren tuchenen mit Pelz gefütterten und verbrämten Paletots, ihren bauſchigen Hoſen von dunkelm Kattun, zumal wenn ſie mit untergeſchlagenen Beinen die Tſchibuks pafften, für ebenſo viele verkleidete Männer gelten können. Neben dieſen unäſthetiſchen Erſcheinungen boten einige kleine Sklavenmädchen, die paarweiſe in hellen gazeartigen mit Gold- und Silberflitterchen beſprenkelten Stoffen bajaderiſch drapirt waren, dem Auge einen erquicklichen Contraſt; und wohl uns, daß dem Auge wenigſtens etwas zugute kam; denn es herrſchte eine ſo allgemeine Befangenheit, daß in dieſer Verſammlung von etwa 50 Frauen höchſt wunderbarerweiſe nicht ein Wort ſich vernehmen ließ. Erſt nachdem Roſenconfect und mit Moſchus gewürzter Kaffee ſervirt worden war und die Geſellſchaft ſich in den angrenzenden Saal begeben hatte, löſten ſich allmählich die Zungen der geſprächigſten Kadinen. Leila ſetzte ſich an das Pianino und trug mit Aplomb und Fertigkeit einen ſelbſtcomponirten Marſch vor; darauf ſpielte ſie verſchiedene griechiſche, türkiſche und arabiſche Volkstänze und ſang ſchließlich, oder näſelte vielmehr, unzählige Verſe eines kretiſchen Liedes, auf welche einige der Kadinen mit denſelben gräßlichen Naſenlauten reſpondirten. Eine italieniſche Arie, die ich nicht umhin konnte vorzutragen, mag den türkiſchen Frauen ſehr ſonderbar vorgekommen ſein, denn kaum hatte ich zu ſingen begonnen, als ſie ſämmtlich in ein lautes Gelächter ausbrachen. Nur Leila, die neben mir ſitzen blieb, horchte in ernſtem Schweigen und ſagte, als ich aufhörte, ſie wolle fortan auch europäiſch ſingen lernen.

Der Saal, in welchem muſicirt wurde, war zum Tanze geeignet, denn außer dem Pianino und einigen Stühlen enthielt er nichts; ſelbſt das kleinere Zimmer, wo die Geſellſchaft in ſo eiſiger Befangenheit geſchwiegen hatte, prangte keineswegs mit orientaliſchem Luxus; ſein ganzes Mobiliar beſtand aus einem Teppich, einem Divan, einer Conſole und einem Tiſche mit einem Blumenſtrauße und einigen großen Muſcheln.

Da Muſikanten nicht den Harem betreten dürfen und europäiſche Violiniſtinnen noch nicht an Kretas Geſtade verſchlagen worden ſind, ſo war es die Hanoum, die ſämmtliche Orcheſterpflichten übernahm, was ſie mit ebenſo vieler Sachkenntniß als Bereitwilligkeit that. Erſt führten verſchiedene Gruppen von je vier Damen einen candiotiſchen

*) Die türkiſchen Frauen nennen dieſe jetzt bei ihnen modiſchen Tocken „Garibaldis", natürlich ohne zu ahnen, was dieſer Name zu bedeuten hat.

Digitized by Google

Sortos*), dann je zwei Tänzerinnen eine khaniotische Sousta**) auf; ferner wurde ein „πεντόβημα***) getanzt und schließlich eine Pyrrhiche versucht, ich sage versucht, weil dieser antike Waffentanz, wenn nicht von flinken Jünglingen im Freien, sondern in einem geschlossenen Raume von gemästeten, in Seidenroben rauschenden Kadinen aufgeführt, seinen homerischen Charakter gänzlich verliert.

Obschon die Türkinnen sich keineswegs am Tanze zu belustigen schienen, sondern eine an Unwillen grenzende orientalische Apathie dabei entwickelten, hielten sie doch Leila's Fingerchen zwei volle Stunden in Thätigkeit. Das Abendessen, welches unserer in einem besondern Eßsaal harrte, hätte nicht nur die Hanoum in Verdacht bringen können, sie gehöre der Gesellschaft der Vegetarier an, sondern war, zumal bei dem vorangehenden Trunk eisiger Mandelmilch, geeignet, das Gleichgewicht des stärksten Magens zu stören, denn es bestand ausschließlich aus Orangen, Quitten, Aepfeln, Birnen, Melonen, Wassermelonen, Weintrauben, Mandeln, Mandarinen, Kastanien, trockenen Feigen, Rosinen und Pflaumen, eingemachten Früchten, Confect und Zuckerbohnen.

Leila, die aufs liebenswürdigste an der Tafel präsidirte, genoß gar nichts, sondern war nur darauf bedacht, mir mit Mandeln, Orangenschalen u. dgl. eine Unzahl von orientalischen Kunststücken vorzumachen, und freute sich kindlich, so oft ich ihre Fingergeschicklichkeit nicht nachahmen konnte; doch die übrigen Kadinen, wenig gewohnt, sich mit abendländischem Anstande der Messer, Gabeln und Servietten zu bedienen, brachen, sobald sie ihren Appetit gestillt hatten, in so lärmende Ausgelassenheit aus, daß Leila dem Tafeln ein schleuniges Ende machen mußte.

Das zweite Serviren des moschusduftenden Kaffees, was in den Häusern hoher türkischer Herrschaften (auch bei den Tagvisiten) als Zeichen gilt, man dürfe oder solle sich entfernen, schloß die Abendgesellschaft der Hanoum.

Ein starker Bockgeruch, der uns auf der Treppe entgegenströmte, wurde erklärlich, als wir am Haupteingange zum Serail eine große schwarze Masse gewahrten, die mit gewaltigen Sprüngen auf zwei Soldaten losging, weil sie diesem sphakiotischen „Ibex" den Weg ins Haus versperrten. Dieses schöne Exemplar eines kretischen Agrimi†) war nämlich während eines Ausfluges, den Ismail-Pascha in den sphakiotischen Bergen machte, gefangen worden, und Ismail-Pascha hielt so große Stücke darauf, daß er demselben zuweilen Zutritt im Erdgeschoß des Serails gestattete.

Da ich auf die geselligen Freuden in Canea zu reden gekommen bin, muß ich auch eines Balles erwähnen, den der englische Consul so freundlich war einige Tage später mir zu Ehren zu geben, und der durch die Anwesenheit des „starken" Geschlechts mehr Abwechselung bot als die Damengesellschaft im Haremlik.

Sämmtliche Consuln mit ihren Angehörigen, ihren Kanzlern, Secretären und Dragomans, sowie alle namhaften griechischen Kaufleute der Stadt waren bereits in voller Gala

*) Der „Σορτὸς" ist ein der provenzalischen „Farandole" nicht unähnlicher Rundtanz.

**) Die „Σούστα" gleicht der italienischen „Tarantella", indem zwei Tänzer gegenüber einander hüpfend verschiedene Touren improvisiren.

***) Der „πεντόβημα", wörtlich „fünfschrittige Tanz", besteht in nichts anderm, als daß die Tänzer fünf Schritte vor und fünf Schritte rückwärts gehen oder vielmehr schleichen. Von den Kadinen aufgeführt, fehlte diesen Tänzen jeder Charakter, ja sie wären kaum voneinander zu unterscheiden gewesen, wenn der Rhythmus der Musik sich nicht verändert hätte.

†) Die arabischen Steinböcke (Capra Ibex) sind, seitdem die Sphakioten die Pfeile abgelegt und sich der Feuergewehre bedienen, selbst in den Regionen der Weißen Berge sehr selten geworden. Sie haben lange, dunkelbraun röthliche Haare und sichelförmige Hörner mit stark vortretenden Querwülsten, sind größer als die gewöhnlichen Ziegen und übertreffen die europäische Gemse an Gewandtheit.

Digitized by Google

und tanz-, trink- und eßlustiger Erwartung in der geräumigen Wohnung des Hrn. Dickson versammelt, als der Generalgouverneur mit seinem Gefolge erschien; er setzte sich auf das Sofa und überreichte mir mit dem Gruße der Hanoum Leila einen großen Strauß auserlesener Blumen. Dabei ließ er es an Artigkeiten nicht fehlen, denn als sein Mundschenk ihm eine mit Wasser gefüllte massiv goldene Schale brachte*), drang er darauf, ich solle ihm aus derselben vortrinken; auch forderte Ismail-Pascha mich gleich auf sein Partner beim Whist zu sein, und da meine wiederholten Versicherungen, mein mangelhaftes Spiel werde ihm nicht genügen, keine Geltung bei ihm fanden, mußte ich, noch bevor die Tanzpräliminarien begonnen hatten, meinen Platz an dem Grünen Tische nehmen.

Nie werde ich jene Sitzung vergessen, nicht etwa weil sie mich um den Genuß der Abendgesellschaft brachte, sondern weil es keine leichte Aufgabe war, den stillen Kartenkampf einem so vorzüglichen Whistspieler, wie Ismail-Pascha zu sein sich rühmen konnte, acht Stunden ununterbrochen zu Dank zu bestehen. Ismail-Pascha war ein so leidenschaftlicher Whistspieler, daß er fast jeden zweiten Tag sich bei einem oder dem andern Consul zum „Robber" anmelden ließ. So oft es beim russischen Consul in Khalepa geschah, sah ich den Pascha in seiner Staatscarrosse von etwa 24 Begleitern zu Fuß und zu Pferde umringt, herangefahren kommen. Gleich nachdem er sein Diner, das allemal mit großem Aufwande vorausging, genossen, pflegte die Whistpartie zu beginnen, die bei stets draußen harrendem Gefolge bis zum nächsten Morgen dauerte.

Obschon es bereits fünf Uhr war, als die gesellige Pein endete, so hatte der Ball noch nichts von seinem „Brio" verloren. Der Cotillon sollte bald beginnen, und der englische Consul meinte, ich käme gerade recht, um denselben mit ihm zu eröffnen, doch ich bat Hrn. Dickson mich zu entschuldigen; wenn ich, anstatt mich daran zu betheiligen, seine Autorität beanspruchte, mir das Stadtthor öffnen zu lassen, damit ich sofort nach Khalepa gehen könne. Mein sonst so gefälliger Landsmann behauptete aber, dies sei unmöglich, indem der Geueralgouverneur, der sich jetzt erst zur Ruhe gelegt, die Schlüssel der Stadtthore allemal in seinem Schlafgemach verwahre, in welches niemand ohne Gründe von höchster Wichtigkeit treten dürfe.

So konnte ich mich selbst überzeugen, daß der Unterschied zwischen einem europäischen und einem consularischen Ball auf Kreta nicht etwa in den Tänzen, sondern nur darin liegt, daß die Damen auf letzterm den Moden und gewissen Schönheitsmitteln fanatischer huldigen, daß die Gäste beim Herumreichen der Erfrischungen sowie beim sardanapalischen Souper den Wirth jeder Mühe des Zusprechens entheben, daß die Herren, ihre Tänzerinnen am Arme führend, mit naivster Unbefangenheit in den verschiedenen Gemächern Kühlung suchen gehen, und schließlich, wenn es dem geneigten Leser nicht vor einem Blicke in die Küche graut, daß die jungen Mohren, denen das Anfachen des Feuers und das Waschen der Geräthe hier obliegt, so oft die Diener den Rücken drehen, plötzlich in ihrer Arbeit aufhören, ihre Schlarfen übermüthig in die Luft schleudern und beim Klange der Musik in einen wilden Negerhops ausbrechen.

Erst nachdem die letzte Dame sich von dem englischen Consul verabschiedet hatte, ermöglichte er mir den Heimweg und war so freundlich, mich selbst durch das längstgeöffnete Stadtthor zu begleiten; denn als wir Khalepa erreichten, strahlte schon mit gewohnter Pracht die Sonne am wolkenlosen Himmel.

*) Politische Intriguen unterwühlten schon damals die Ruhe der Insel Kreta, weshalb Ismail-Pascha aus Vorsicht nur Wasser zu trinken pflegte, welches er sich aus Konstantinopel kommen ließ und welches der Verwahrung eines besondern Mundschenks anvertraut war.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 28. Jan. 1874 starb zu Zürich der österreichische General der Cavalerie Freiherr Ludwig Karl Wilhelm von Gablenz, seit den schleswig-holsteinischen Kriegen einer der am meisten genannten Generale des österreichischen Heeres. Er wurde am 19. Juli 1814 zu Jena als Sohn des Freiherrn Heinrich Adolf von Gablenz (geb. am 25. Oct. 1764 zu Weida) geboren. In seinem Vater hatte er das Bild eines echten Soldaten vor Augen; denn dieser machte als sächsischer Offizier bereits in den Jahren 1778 und 1779 die Kriege in Böhmen mit und nahm 1793—96 an den Feldzügen am Rhein und seit dem Jahre 1806 an den Kriegen Napoleon's und später an den Befreiungskriegen theil; er starb am 11. Mai 1843 als sächsischer Generallieutenant und Gouverneur von Dresden. Gablenz, der Sohn, erwarb sich seine Sporen als sächsischer Reiter. Er diente mehrere Jahre als solcher und ging dann in die österreichische Armee über. Unter Radetzky war er in Italien und vervollständigte daselbst seine militärische Bildung wesentlich. In der Schlacht von Custozza zeichnete er sich besonders aus und wurde alsdann Major im Generalstabe. Im Herbste des Jahres 1848 wurde er als Generalstabschef zum Schlik'schen Armeecorps nach Ungarn commandirt. Als Oberstlieutenant beim Savoyen-Dragonerregiment ging er mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg nach Warschau und bekleidete alsdann im ungarischen Kriege das Amt eines österreichischen Commissars im russischen Hauptquartier. Nach Deutschland zurückgekehrt, war es seine Aufgabe, sich einer Reihe von politischen Missionen an den deutschen Höfen zu entledigen. Nachdem er zum Obersten ernannt worden war, wurde er im Jahre 1854 zum Generalmajor befördert. Seine nächste hervorragende Bethätigung war die lebhafte Theilnahme an den Ereignissen in den Donaufürstenthümern. Wir finden ihn dort zugleich als Führer einer Brigade und in staatsmännischen Missionen. Im Jahre 1857 stand er abermals in Italien. Der Krieg vom Jahre 1859 brachte ihn wiederum an die Spitze einer Brigaig- Die Schlacht von Solferino gab ihm eine glänzende Gelegenheit, seine soldatische Tüchtigkeit und zugleich seine persönliche Bravour auf das schlagendste zu documentiren. Als Graf Reischach auf dem Felde geblieben war, rückte Gablenz in dessen Stelle als Divisionsführer ein; durch die sehr tapfere Vertheidigung von Cavriana deckte er im Centrum den Rückzug. Das Jahr 1863 ließ ihn zum General-Feldmarschallieutenant vorrücken und brachte ihn als zweiten Inhaber an die Spitze des 6. Ulanenregiments. Beim Ausbruche des dänischen Krieges finden wir ihn unter Wrangel als Befehlshaber über das österreichische Armeecorps der Alliirten. Als solcher überschritt er am 1. Febr. 1864 die Eider. Bereits drei Tage später gerieth das österreichische Corps bei Oberselk ins Feuer und nahm den Königsberg. Das Danewerk wurde von den Dänen verlassen, und schon am 6. Febr. rückte Gablenz in Schleswig ein und lieferte den Dänen das für ihn siegreiche Gefecht bei Oeversee. Am 8. März schlug er sie bei Veile aufs Haupt. In den spätern Ereignissen dieses Krieges fand Gablenz keine Gelegenheit zu glänzendem Hervortreten mehr. Nach geschlossenem Frieden commandirte der mit Ehrenzeichen aus

Digitized by Google

dem dänischen Kriege reich geschmückte Stratege eine Zeit hindurch das 5. Corps in Verona. Wiederum in den Norden rief ihn nach der Uebereinkunft von Gastein seine Ernennung zum Statthalter von Holstein. Dort war indessen seines Bleibens nicht lange; denn als im Juni 1866 der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, wurde er mit dem Commando über das 10. österreichische Corps betraut. Er siegte am 28. Juni bei Trautenau über das 1. preußische Armeecorps von Bonin und brachte damit doch wenigstens einmal die österreichischen Waffen in diesem Kriege zum Siege. Am Tage zuvor rückte Bonin in die Stadt Trautenau ein und stieß jenseit derselben auf den Feind, von dem er zurückgeworfen wurde, sodaß er in das Gebirge retiriren mußte. Die Schlacht von Königgrätz machte Gablenz in hervorragender Stellung mit. Die mannichfachen starken Anstrengungen, welchen er sich während der letzten Jahre ausgesetzt, zwangen Gablenz, sich auf einige Zeit Ruhe zu gönnen, und so trat er nach dem Friedensschlusse auf einige Zeit in Disponiblität. Eine besondere Ehre wurde ihm durch die Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses zutheil. Er vertrat in dieser Stellung eine liberale und deutsch-freundliche Tendenz. Bereits im Juli desselben Jahres finden wir den wieder gekräftigten Gablenz als Commandeur von Kroatien und Slawonien; später wurde er zum Chef der Militärgrenze ernannt. Zum General der Cavalerie befördert, wurde er im Jahre 1869 Commandant von Ungarn in Ofen. Er wohnte als österreichischer Abgesandter zur Enthüllung des Denkmals König Friedrich Wilhelm's III. auch dem Einzuge der siegreichen deutschen Truppen in Berlin am 16. Juni 1871 bei. Noch in demselben Jahre erbat er seine Versetzung in den Ruhestand, welche ihm auch vom Kaiser unter gleichzeitiger Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens zutheil wurde. Es wirft ein bedauerliches Licht auf die österreichischen Börsenzustände und das unwiderstehliche Streben nach Bereicherung, welches alle Kreise beherrscht, daß auch dieser hervorragende General in finanzielle Verwickelungen gerieth, welche sein tragisches Ende zur Folge hatten. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, sich aus diesen Conflicten zu retten, gab er sich selbst in Zürich den Tod.

Am 19. Aug. 1873 starb zu Leipzig Dr. Hermann Theodor Schletter, Docent an der dortigen Universität, Mitglied der Examinationscommission für Juristen, Redacteur des Lectionskatalogs der Hochschule. Schletter war ein geborener Dresdener und studirte in Leipzig die Rechte. Nach absolvirter Promotion habilitirte er sich daselbst im Jahre 1839 und wurde im Frühling des Jahres 1848 außerordentlicher Professor. Vom Jahre 1854 an bekleidete er längere Zeit hindurch das Amt eines außerordentlichen Beisitzers des königlichen Appellationsgerichts zu Leipzig, ein Ehrenamt, das er stets mit voller Hingebung verwaltet hat. Im Jahre 1865 rückte Schletter zu der Stellung eines ordentlichen Honorarprofessors auf, nachdem er im Jahre 1860 bereits Mitglied der Prüfungscommission für Juristen geworden war. Als gelehrter Schriftsteller war er schon im Jahre 1837 vor das Publikum getreten und zwar mit dem „Handbuch der wichtigsten sächsischen Gesetze allgemeinen Inhalts, mit Anmerkungen begleitet, bevorwortet von Karl Friedrich Günther". Alsdann erschien sein „Handbuch der juristischen und staatswissenschaftlichen Literatur" (Grimma 1840—43). Seine „Beiträge zur deutschen, insbesondere sächsischen Rechtspflege", welche er im Jahre 1843 begann, enthalten Materialien zur sächsischen Justizpflege und Proceßgesetzgebung im 17. Jahrhundert. Seine liberale Denkungsart bekundete Schletter zuerst mittels seines Werkes: „Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung; Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen über das literarische Eigenthum und die Presse in allen deutschen Bundesstaaten" (Leipzig 1846). Dem Werke hatte der Verfasser ein sehr freisinniges Vorwort vorausgeschickt. „Der mündliche Strafproceß in Deutschland" (1847) war sein nächstes Werk von Bedeutung. Unter dem Titel: „Lehrbuch des königlich sächsischen Strafproceßrechts" erschien im Jahre 1856 ein Compendium Schletter's, in welchem er die Ergebnisse seiner Studien auf dem Gebiete des sächsischen Strafprocesses zusammenfaßte. Im Jahre 1853 veröffentlichte er: „Ueber den neuen Entwurf einer Strafproceßordnung für das Königreich Sachsen", und: „Zur Textkritik der Carolina, zugleich vorläufiger Bericht über einige in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden neuerlich aufgefundenen Handschriften". Bereits im Jahre 1857 ließ er ein Werk erscheinen, welches in der juristischen Welt allgemei-

Digitized by Google

nes Aufsehen machte; es war dies: „Die Constitutionen Kurfürst August's von Sachsen vom Jahre 1572. Geschichte, Quellenkunde und dogmengeschichtliche Charakteristik derselben. Nach größtentheils unbenutzten Quellen. Mit Nachtrag von F. A. Biener." In weitesten Kreisen wurde der Name Schletter's ferner gelegentlich eines Streites genannt, den er im Jahre 1844 mit dem königlich preußischen Justizminister von Mühler hatte. Schletter veröffentlichte infolge dessen eine Broschüre unter dem Titel: „In Sachen der mainzer Advocatenversammlung gegen Hrn. Justizminister von Mühler Exc. und den ungenannten Recensenten in den Kamptz'schen Jahrbüchern von dem Verfasser des «Offenen Sendschreibens» an Erstern." In der periodischen Presse machte sich Schletter in erster Linie durch seine Leitung der Fortsetzung von Hitzig's „Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege" bekannt. Ferner war er Herausgeber der „Jahrbücher der deutschen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung", welche in Erlangen erschienen. Auch war er während der Jahre 1846—52 Redacteur des „Leipziger Tageblatt", also eines nichtjuristischen Blattes, was auf die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit ein helles Licht wirft. Während der Jahre 1848—54 gab er gemeinschaftlich mit Lang die „Deutsche Monatsschrift" heraus. Zuletzt leitete er das „Sächsische Wochenblatt", Amtsblatt der leipziger Kreisdirection, das er seit dem Jahre 1861 redigirte. Auch als Freimaurer hat Schletter sich literarisch bethätigt. Eine mit M. Zille unternommene Umarbeitung von Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei" gab er unter dem Titel: „Allgemeines Handbuch der Freimaurerei" in drei Bänden heraus (1861—66). „Maurerische Lebensansichten" erschienen von ihm im Jahre 1863. Die Gründung einer Volksbibliothek verdankt Leipzig in erster Linie dem für alles Edle begeisterten Schletter, was hier noch zum Schluß bemerkt sei.

Der in der Mitte des Monats December 1873 verstorbene Gerolamo Nino Bixio wurde am 2. Oct. 1821 zu Genua geboren und widmete sich, erst 14 Jahre alt, dem Seemannsstande. Er trat im Jahre 1835 als Schiffsjunge in die Handelsmarine ein. Einige Zeit darauf verließ er diese und ging in die sardinische Staatsmarine über. Er gehörte derselben bis zum Jahre 1846 an. Amerika und Australien hatte er mehrmals besucht. Mit Begeisterung nahm er die Nachricht vom Ausbruche der lombardischen Revolution auf und begab sich sofort in das venetianische Gebiet, wo er sich einem Freiwilligencorps einreihen ließ. Bei der Vertheidigung von Vincenza zeichnete er sich durch persönlichen Muth und große Tapferkeit aus; auch soll er an derjenigen Venedigs hervorragend betheiligt gewesen sein. Im Jahre 1849 finden wir ihn als Generalstabsoffizier Garibaldi's in Rom. Auch diese Stadt half er vertheidigen. Eine nicht unerhebliche Verwundung, welche er sich bei dieser Gelegenheit zuzog, entfernte ihn auf einige Zeit vom Schauplatze der politischen Begebenheiten. Rom fiel in die Gewalt der Franzosen, und Bixio kehrte, verstimmt und niedergedrückt, in seine Vaterstadt Genua zurück. Wiederum trat er in die dortige Handelsmarine ein, um nicht müßig zu sein. Im Jahre 1859 gab ihm Garibaldi, der viel auf ihn hielt, in dem von ihm errichteten Corps der Alpenjäger die Stelle eines Majors, in welcher er sich durch militärische Tüchtigkeit und eine seltene Thatkraft bewährte. Nachdem der Friede von Villafranca zu Stande gekommen, ging Bixio nach Centralitalien und nahm bei der toscanischen Regierung als Oberstlieutenant und Regimentscommandant Dienste. Beim Austritte Garibaldi's aus dem Dienste Centralitaliens folgte er dem Beispiele seines alten Befehlshabers und schied ebenfalls aus seiner Dienststellung aus. Im Jahre 1860 machte er die Expedition von Marsala, welche bekanntlich von Genua aus unternommen wurde, mit alter Unternehmungslust mit. Garibaldi bekundete ein besonderes Vertrauen zu Bixio, indem er ihm den Auftrag gab, sich der beiden Dampfer der Compagnie Rubattino, Piemonte und Lombardo, zu bemächtigen. Dies geschah, und Bixio übernahm den Befehl des Lombardo, während Garibaldi selbst den Piemonte commandirte. Nachdem die Expedition Marsala erreicht hatte, wurde eins der beiden Bataillone, in welche die Freiwilligen zuvörderst eingetheilt wurden, ihm übertragen. Bei Calatafimi und Palermo zeichnete sich Bixio an der Spitze seines Bataillons durch Umsicht und Bravour aus, erhielt auch in beiden Treffen leichte Verwundungen. Die Regierung Siciliens machte ihn nacheinander zum Obersten und Brigadier. Er setzte mit seinem Corps als-

Digitized by Google

bald von der Insel nach dem Festlande über und rückte im Anschluß an die übrigen Truppen auf Neapel vor, nachdem er noch zuvor das Treffen bei Reggio bestanden hatte. Eine nicht unwichtige Aufgabe war ihm in der Schlacht am Volturno zuertheilt; er hatte nämlich in dem Treffen von Maddaloni, durch welches der Garibaldi'schen Armee der Rücken gedeckt wurde, das Commando zu führen, eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, welcher er sich mit allgemein anerkanntem Geschick und seltener Energie und Entschlossenheit glücklich entledigte. Zum Generallieutenant ernannt, trat er am Ende des Krieges, als die Südarmee aufgelöst wurde, in das italienische Heer über. Längere Zeit gegen seinen Wunsch und Willen in Unthätigkeit, die er zu theoretischen Studien verwandte, erhielt er später die Territorialdivision von Alessandria, und damit einen schwierigen Posten, auf dem er indeß durch seine soldatische Tüchtigkeit seinen Ruhm als trefflicher General befestigte und vermehrte. Die parlamentarische Thätigkeit Bixio's (er wurde zu Genua ins Parlament gewählt) ist keine hervorragende, aber eine immerhin achtunggebietende. Einer bestimmten politischen Partei hat er sich übrigens im Parlament nicht angeschlossen, wie er auch an den Debatten einen nur beschränkten Antheil genommen hat.

In München ist am 26. Nov. 1873 der königlich preußische Geh. Hofrath Karl Waagen gestorben. Sein berühmter Bruder, der Geh. Regierungsrath und Director der Gemäldegalerie der berliner Museen, Gustav Waagen (geb. 1794), ist ihm bekanntlich am 13. Juli 1868 auf einer Kunstreise zu Kopenhagen im Tode vorangegangen. Karl Waagen wurde im Jahre 1800 zu Hamburg geboren. Sein Vater war der bekannte Porträt- und Landschaftsmaler Friedrich Ludwig Heinrich Waagen, der daselbst eine Zeichnungsschule und Akademie errichtet hatte. Die beiden Söhne wuchsen somit unter den Einflüssen eines an Kunsteindrücken reichen Lebens auf. Sie widmeten sich später beide der Kunstforschung. Einen Theil ihrer Kindheit verlebten die Brüder in Altwasser in Schlesien, wohin sich der Vater zurückgezogen hatte. Von dort aus ging der talentvolle und strebsame Karl nach Prag auf die Akademie, dann nach Dresden. In der letzterwähnten Stadt kam er mit dem Dichter Ludwig Tieck in nähere Beziehung und fühlte sich durch den Umgang mit diesem geistreichen Manne sehr angeregt zur Beschäftigung mit der Poesie und der bildenden Kunst. Er hat mancherlei gedichtet, jedoch ohne sich selbst zu genügen. Waagen begab sich dann nach München, wo er sich namentlich mit dem Studium der Frescomalerei eifrig beschäftigte. Für schlesische Freunde führte er in der bairischen Hauptstadt mehrere kleine historische Oelgemälde aus. Von dort besuchte er auf längere Zeit Breslau, um daselbst Porträts zu malen. Später betheiligte er sich an der Restauration der für das königliche Museum zu Berlin bestimmten Gemälde, was ihm Veranlassung gab, sich unter Schlesinger's Leitung zwei Jahre hindurch in diesem Fache auszubilden. Darauf besuchte er Italien und verweilte einige Zeit in Wien. Führich und Schwind wurden hier von ihm protegirt. Im Jahre 1827 finden wir Waagen in Rom; hier studirte und schuf er fleißig. Außer kleinern Sachen, die theilweise das Gebiet der Skizze nicht überschritten, brachte er hier eine größere Landschaft zu Stande. Lebhaft angeregt nicht nur durch das künstlerische, sondern auch durch das gesellige Leben Roms, sowie von der Schönheit Italiens voll, kehrte er im Jahre 1828 in die Heimat zurück. In München machte er Studien bezüglich der Lithographie. Als er im Jahre 1831 einen Ruf als Director des königlichen lithographischen Instituts nach Berlin empfing, lehnte er denselben ab. Ein Jahr darauf vermählte er sich in München mit der berühmten Sängerin Nannette Schechner. Seit seiner Verheirathung fing die Feder an, den Pinsel aus der Hand Waagen's zu verdrängen. Er malte zwar noch einige historische und andere Bilder, wie einen Christus als Weltrichter, eine Madonna, mehrere Porträts en miniature und in Oel sowie besonders ein vortreffliches Porträt seiner Frau; allein seine Hauptbeschäftigung war und blieb von jetzt an die kunstkritische Bethätigung an mehrern Blättern, sowie Studien und Versuche zu größern Werken dieses Genres. Der Tod seiner Frau, welcher im Jahre 1860 erfolgte, und das Ableben seines Bruders ergriffen ihn tief. Allein daß er trotzdem sich seine alte jugendliche Frische erhalten hatte, das beweist der Umstand, daß er jetzt mit fast größerm Eifer als je die Feder führte und zwar mit Vorliebe auf dem Gebiete der Politik und

Digitized by Google

der socialen Frage. Manche Flugschrift sandte er mit und ohne Nennung seines Namens in die Welt. Namentlich aber polemisirte er gegen das römische Concil und verfocht die Sache des Altkatholicismus mit Feuer und Geist. Er war ein stets gerüsteter Kämpfer.

Am 29. März 1873 starb Abate Francesco Zantedeschi, ein italienischer Physiker. Geboren im Jahre 1797, trat er aus Neigung in den geistlichen Stand; tüchtige Leistungen in der Physik und Philosophie führten ihn 1838 auf den Lehrstuhl dieser Disciplinen am königlichen Lyceum zu Venedig; später kam er in gleicher Eigenschaft nach Padua, wo er bis zu seinem Tode lebte. Obgleich seit 1855 erblindet und dadurch von aller öffentlichen Thätigkeit zurückzutreten gezwungen, entwickelte Zantedeschi während seiner Wirksamkeit als Lehrer und auch noch in den letzten, durch Unglück verdüsterten Jahren auf dem Gebiete der Physik als Forscher und Schriftsteller eine Rührigkeit, die ihresgleichen suchen dürfte. Außer den für den Schulgebrauch geschriebenen „Instituzioni di filosofia e di fisica" besitzt man von ihm mehr denn 325 verschiedene Aufsätze, wovon die meisten in der „Biblioteca italiana" und in der „Bibliothèque universelle de Géneve" abgedruckt sind. Darin umfaßt er alle Zweige der Physik. Seine Specialität war jedoch das Gebiet der imponderabeln Materien und der Meteorologie, und machen die Italiener seinetwegen gegenüber Faraday im Elektromagnetismus, und gegenüber Brewster in der Spectralanalyse Anspruch auf Priorität.

Zantedeschi theilte nämlich in zwei Aufsätzen in der „Biblioteca italiana" (Bd. 53, 1829) und in der „Bibliothèque universelle de Genève" (Bd. 43, 1830) die wissenschaftliche Thatsache von den elektrischen Eigenschaften des Magnets und der Möglichkeit mit, durch magnetische Körper Elektricität zu entwickeln, und da Faraday's Entdeckung mit seiner Schrift „Experimental researches in electricitys" erst vom 24. Nov. 1831 datirt, so behaupten die Italiener mit ziemlichem Rechte die Priorität der Entdeckung für ihren Landsmann. Ebenso sagt Selmi in der „Enciclopedia di chimica scientifica e industriale", daß unser Physiker noch vor Brewster die Erfahrung gemacht habe, daß die Erdatmosphäre viele Strahlen des Sonnenspectrums, besonders rothe, gelbe und grüne absorbire. Auch gegenüber seinen Landsleuten verfolgte ihn ein gleicher Unstern. In seiner Schrift „Sulle leggi della distribuzione del calorico nell' atmosfera d 'Italia ossia sulla termografia" (1839) gab er zuerst umfassenden Aufschluß über Italiens meteorologische Verhältnisse; diese Schrift ist viel besser als die später von Matteucci über den gleichen Gegenstand veröffentlichte und so bekannt gewordene. Gerühmt wurde auch ein Aufsatz über „Sulle burrasche accadute nel maggio" (1863) und deren Einfluß auf die Magnetnadel. Der stille und in den letzten Jahren ganz zurückgezogene Gelehrte genoß übrigens der höchsten Verehrung, welcher auch durch zahlreiche Auszeichnungen Ausdruck gegeben wurde. Es würde hier zu weit führen, alle seine Leistungen und Entdeckungen aufzuführen; für den Fachmann sind diese noch specieller in Zantedeschi's Autobiographie, mit deren Abfassung er die letzten Jahre zubrachte, zu finden. Diese sammt der umfassenden Correspondenz mit bedeutenden Fachgelehrten wurden in dem Archiv der Akademie von Verona niedergelegt.

Politische Revue.

20. Februar 1874.

Der Deutsche Reichstag, über dessen in dieser Session besonders hochwichtige Thätigkeit wir später einen zusammenfassenden Artikel bringen werden, hat bereits eine seiner bedeutsamsten Berathungen, diejenige über das Reichs-Militärgesetz eröffnet, und Graf Moltke eine längere Rede zur Vertheidigung der Vorlage und der nothwendigen Anspannung deutscher Wehrkraft gehalten, mit interessanten Seitenblicken auf die politische Situation Europas.

Gleichzeitig tagt noch das preußische Abgeordnetenhaus, das sich vorzugsweise mit den Berathungen der Ministeretats beschäftigt; doch auch auf diesen Etats fin-

Digitized by Google

den sich zahlreiche Posten, in Betreff welcher der Streit der Parteien auf das heftigste entbrennt und welche namentlich dem Kampf der Ultramontanen gegen die Regierung stets neue Nahrung geben. Und was bei der Etatsberathung in dieser Hinsicht nicht zur Sprache kommen kann, das wird durch verschiedenartige Interpellationen in die Debatte eingeführt.

Eine der langathmigsten Interpellationen war diejenige des Freiherrn von Loë vom 24. Jan. in Betreff des Vereins- und Versammlungsrechts, insbesondere der Theilnahme an dem Verein der deutschen Katholiken (mainzer Verein) und der Auflösung der Katholikenversammlungen. Freiherr von Loë beklagt sich über die Unterdrückung der katholischen Kirche durch Ausnahmegesetze und vertheidigt die Vereine gegen die Anklage unpatriotischer Gesinnungen. Minister von Eulenburg sucht diese Anklage durch Mittheilung aus den Statuten des Vereins zu rechtfertigen, in denen es unter anderm heißt: Sakrilegien, welche das Strafgericht Gottes herausforderten, würden gesetzlich autorisirt. Deshalb habe die Regierung das Recht, ihren Beamten die Theilnahme an einem solchen staatsfeindlichen Vereine zu verbieten. Er acceptire die Berufung auf die staatsbürgerlichen Rechte nicht, diese würden für die Beamten durch ihre Standespflichten in gewisser Weise eingeschränkt; die Eigenschaft eines Beamten gehe der eines preußischen Unterthanen vor. Und mit seinem bekannten, etwas sarkastischen Humor schloß der Minister mit der greifbaren Anspielung, die Regierung werde erwägen, ob solche Aufforderungen nicht auch an diejenigen Beamten zu erlassen sind, die jetzt zur Disposition auf Wartegeld stehen. Diese Schlußwendung erregte Heiterkeit, obgleich die ganze Auseinandersetzung doch einen stark bureaukratischen Charakter athmete. In einem freien Staate gibt es keine Einschränkung staatsbürgerlicher Rechte, deren Genuß für den Beamten ebenso gut wie für jeden andern Staatsbürger ein unverkümmerter sein muß.

Während der Etat für das Ministerium des Auswärtigen, das Staatsministerium und den „Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Anzeiger" im ganzen ohne Debatte genehmigt wird, gibt der Dispositionsfonds für allgemeine politische Zwecke im Bureau des Staatsministeriums Veranlassung zu einer lebhaften Debatte. Der Abgeordnete Richter-Hagen erklärt sich in einer pikanten Rede, in welcher er die Mysterien der officiösen Zeitungsschreiberei enthüllt, gegen die Bewilligung eines derartigen Preßfonds, indem er in der jetzigen großartigen Organisation der Preßbureaux nur eine unsittliche Einrichtung sieht, auf die Corruption der Presse berechnet. Der Minister des Innern und Lasker vertheidigen den Preßfonds auch gegen den Abgeordneten Windthorst, welcher behauptete, die Beamten der Regierung, welche für die Presse arbeiteten, müßten dies offen thun. Lasker meinte dagegen, wenn die Regierung einwirken wolle und schriebe dabei, daß die Preßerzeugnisse von ihr herrührten, so würden sie wenig Eindruck machen. Diese Aeußerung rief eine gewisse Bewegung in der Kammer hervor; in der That mußte die Energie, mit welcher sich ein Führer der liberalen Partei dieses geheimen Preßfonds annahm, Befremden erregen. Uebrigens wurde der Dispositionsfonds mit 205 gegen 141 Stimmen bewilligt.

Bei der Berathung über den Etat des Cultusministeriums am 30. Jan. war die einem neuen katholischen Bischof ausgesetzte Unterstützung von 16000 Thlrn. der Gegenstand heftiger Angriffe von seiten der Centrumspartei. Gegenüber dem Abgeordneten Reichensperger, welcher die Sekte der Altkatholiken in erbittertstem Tone angriff, nahm der Abgeordnete Petri dieselbe in einer sachlich gehaltenen und würdigen Rede in Schutz, indem er sowol nachwies, daß die Wahl des Bischofs Reinkens eine kanonisch gültige sei, als auch, daß die Anerkennung des Bischofs den in Preußen bestehenden staatsrechtlichen Grundsätzen entspreche. Am Schlusse sagte der Redner: „Sie wissen ja, daß noch in der letzten Encyclica der Papst seine heftigen Bannstrahlen gegen uns geschleudert hat; aber wir fürchten uns nicht, sondern sagen mit Walther von der Vogelweide:

Wer zagt, daß er den Himmel fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich;
Mir ist nicht bang' um meine Seele,
Steh' ich zu Kaiser und zu Reich."

Der Cultusminister hob den Glaubenssatz der katholischen Kirche hervor, daß ein kirchliches Gemeinwesen nicht existiren könne ohne einen Bischof. Nur durch die viele Jahrhunderte zurückliegende Praxis sei es möglich gewesen, den Altkatholiken zu einem Bischof

Digitized by Google

zu verhelfen. Unter Betheiligung von Geistlichen und Laien sei dieser gewählt worden, von einem Bischof der katholischen Kirche habe er seine Weihe erhalten und die Regierung habe geglaubt, daß mehr als diese beiden Momente unter den gegebenen Verhältnissen nicht gefordert werden könnten, um anzunehmen, daß kirchlicherseits alles gethan sei, um einen Bischof zu erlangen. Nachdem noch Abgeordneter von Mallinckrodt gegen die Staatsomnipotenz gesprochen und Miquel, nach einer humoristischen Seitenbemerkung, er wolle hier nicht untersuchen, ob Alt- oder Neukatholiken die wahren Ketzer seien, erklärt hatte, weil den Altkatholiken der Genuß einer Religionsübung von der katholischen Kirche verweigert werde, habe der neutrale Staat die moralische, allerdings keineswegs die rechtliche Verpflichtung, ihnen das zu ersetzen, wurde die Position von 16000 Thlrn. für den Bischof Reinkens genehmigt.

Bei den Debatten über den Etat des Cultusministeriums wurde auch von Virchow das System der unbesoldeten außerordentlichen Professoren als wenig förderlich und gedeihlich angegriffen; es fänden sich im Etat 40 außerordentliche Professoren ohne Gehalt und die Minimalgehalte anderer beliefen sich auf 200, 300, 400 Thlr. Es wäre zu wünschen gewesen, daß unter den Resolutionen, welche die Budgetcommission für den nächsten Etatentwurf formulirt hatte und welche auch von der Versammlung angenommen wurden, sich auch der Wunsch für die Errichtung einer ordentlichen Professur der deutschen und universellen Literatur an den preußischen Universitäten befinde, womit München in rühmenswerther Weise vorangegangen ist. Wenn die deutsche Nation ihren Ruf bewahren soll, eine Nation von Denkern und Dichtern zu sein, in der Pflege der Kunst und Wissenschaft eine hervorragende Stelle einzunehmen, so kann es unmöglich gleichgültig sein, ob auf den Universitäten, abgesehen von einer höchst einseitigen Fachbildung, auch für die Geschmacksbildung der Jugend in ernsterer Weise gesorgt werde. Mit Recht sagte Lasker, nachdem er anerkannt hatte, daß seit dem Eintritt des jetzigen Finanzministers in die Verwaltung und dem gleichzeitigen Aufschwunge der finanziellen Zustände mehr gethan worden sei als früher: „Aber man hat nicht geglaubt, daß es genüge, in Bezug auf Universitäten nicht allein, sondern auf alle Institute der Wissenschaft und schönen Künste unsere Schuld dem Lande gegenüber durch bloße Additions- und Subtractionsexempel abzutragen. Vielmehr glaubt man zunächst feststellen zu müssen, daß Kunst und Wissenschaft in allen ihren Zweigen bisher in Preußen allezeit sehr vernachlässigt worden sind und zwar deshalb, weil unser Etat zu sehr belastet gewesen ist mit den schwierigen Aufgaben des Militäretats und wir nicht dazu gekommen sind, für die schönern Aufgaben der Nation entsprechende Positionen abzuwerfen. Jetzt aber, wo diese Belastung auf das Reich übergegangen ist, ist es unsere Aufgabe, die Bedürfnisse fortwährend zu prüfen und trotz des anscheinend günstigen Exempels, das der Herr Finanzminister gemacht hat, fortwährend daran zu erinnern, was in Preußen für Künste und Wissenschaften noch zu thun übrigbleibt."

Ein lebhafteres Interesse als die Etatsberathungen nahm die Sitzung vom 5. Febr. in Anspruch, in welcher die erste Berathung des Gesetzentwurfs wegen Declaration und Ergänzung des Gesetzes vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen stattfand. Reichensperger begann seine Rede gegen diese Novellen mit den Worten: „Die beiden neuen Gesetzentwürfe bestätigen das Dichterwort, daß Böses fortwährend neues Böses gebären muß; man solle lieber statt aller dieser Gesetzesparagraphen nur den einen setzen: in Preußen wird die katholische Kirchenverfassung nicht mehr anerkannt", und schloß seine Philippika, indem er sagte: die Regierung ist schon längst am Scheidewege des Hercules angekommen, es wird den jetzigen Vertretern der Staatsgewalt sehr schwer, ja unmöglich sein, wieder auf den richtigen Weg zurückzukommen; sie haben die schönste Ehrensäule des Reiches, die Religionsfreiheit, umgeworfen; sie haben jetzt nur noch die Pflicht, Se. Majestät zu bitten, er möge ihnen baldigst Nachfolger geben." Im Verlaufe der Rede selbst erblickt Reichensperger in den Zusatzparagraphen nur Consequenzen des Grundprincips der Maigesetze; er findet eine durchaus revolutionäre Behandlung der Kirche darin, daß in den Motiven zu den neuen Gesetzentwürfen auch über die Ausschließung von der Ausübung geistlicher Functionen gesprochen werde, daß ihnen zufolge ein von der Staatsbehörde abgesetzter Bischof auch kirchlich kein Bischof mehr sein solle, und es sei ferner durch die Beschlagnahme des Pfarramtsvermögens, so-

Digitized by Google

bald die Stelle nicht in Gemäßheit der Maigesetze besetzt werde, den Oberpräsidenten generaliter eine Beschlagnahme des Kirchenvermögens geboten. Der Redner rechtfertigt dann den nicht revolutionären, sondern durchaus passiven Widerstand der katholischen Geistlichkeit, meint, die Regierung habe sich getäuscht in dem Glauben, daß der niedere Klerus die befreiende Hand des Cultusministers dankbar ergreifen werde; auch das katholische Volk habe in zwei Wahlkämpfen seine Stellung zu diesen Fragen klar gelegt, selbst in den imposanten Minoritäten. „Wollen Sie hierin nicht den wirklichen Willensausdruck des Volkes sehen, so werfen Sie doch lieber gleich alles constitutionelle Repräsentativwesen in die Rumpelkammer, proclamiren Sie die Dictatur und nennen Sie das Culturkampf." Der Redner vergaß dabei, daß imposante Minoritäten gerade nach den Principien des Constitutionalismus niemals eine siegreiche Entscheidung bringen können, daß sie immer unterliegen müssen, und daß, den einzigen Stuart Mill ausgenommen, noch kein Lehrer des Staatsrechts auf den Gedanken gekommen ist, auch für die Minoritäten eine neue Art von legaler Wirksamkeit zu schaffen.

Die Entgegnung des Abgeordneten Richter-Sangerhausen suchte Reichensperger's überschwengliche, jederzeit ins Unendliche, Grenzenlose abschweifende Phantasie zum Maß der gegebenen Thatsachen zurückzuführen; er wies auf die allgemeine Bewegung in Europa hin, dadurch hervorgerufen, daß sich die gegenwärtige katholische Kirche mit den Ideen des modernen Rechtsstaates nicht vertragen kann, daß sie denselben feindlich und bedrohlich gegenübertritt. Was aber Christenpflicht sei, sucht Richter aus den apostolischen Sendschreiben des neuen Evangeliums nachzuweisen; er citirt unter besonderer Beziehung auf das katholische Oberhaupt den Spruch: „Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht!", und mit Beziehung auf die Bischöfe in Preußen den andern: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn die Obrigkeit hat das Schwert nicht umsonst!"

Die Erbitterung der Reichensperger'schen Rede war wol zum großen Theil durch die nicht lange vorher eingetroffene Kunde von der Verhaftung des Erzbischofs Grafen Ledochowski in Posen hervorgerufen, welche am 3. Febr. stattgefunden hatte; der Erzbischof war nach Ostrowo in das Kreisgefängniß abgeführt worden, wohin ihm noch vor kurzem eine Nachrechnung in Bezug auf acht neue gesetzwidrige Maßregeln seiner erzbischöflichen Verwaltung überreicht wurde. Die übrigen Vorkämpfer der Centrumspartei mußten indeß ihre Kampflust bis auf die Berathung der zweiten Vorlage und die Specialberathung der ersten vertagen; die Verweisung der Vorlage an eine Commission war mit 190 gegen 177 Stimmen bei namentlicher Abstimmung abgelehnt worden und die zweite Berathung wird also ebenfalls im Plenum stattfinden.

Der zweite wichtigere Gesetzentwurf, die Verwaltung erledigter Bisthümer betreffend, kam am 7. Febr. zur Berathung. Hier trat Mallinckrodt mit einer nicht minder allgemein gehaltenen Rede wie am 5. Reichensperger in die Schranken, indem er den Standpunkt seiner Partei mit der Berücksichtigung der wichtigsten im Parlament und in der Presse erhobenen Einwendungen entwickelte. Doch erschien die Siegesfreudigkeit der Partei schon sehr herabgestimmt; Mallinckrodt gab zu, daß die Kirche, um ein größeres Uebel zu vermeiden, sich schon öfter einem kleinern unterworfen habe; er wies darauf hin, daß ein großer Theil des katholischen Volkes, bis in die Tiefen aufgeregt, sich dann mit innerm Knirschen beugen werde, daß ein Theil an seiner Religion festhalten und sie um so eifriger üben, ein anderer verwildern werde, und drohte mit der Umwälzung, die von diesem verwilderten Theil ausgehen werde. Trotz aller Drohung lag in diesen Aeußerungen das Zugeständniß, daß der Staat in dem gegenwärtigen Kampfe den Sieg davontragen müsse. In der That ist der neue Gesetzvorschlag über die Verwaltung erledigter Bisthümer für diesen Kampf von entscheidender Bedeutung; gegen den Widerstand der hierarchischen Gewalten wird das Selbstbestimmungsrecht der kirchlichen Gemeinden angerufen. Sobald ein Gerichtshof einen Bischofssitz für erledigt erklärt hat, erfolgt die Beschlagnahme des Diöcesanvermögens, wenn das Kapitel die Wahl eines Vicars verweigert; die Berufung der Geistlichen findet dann entweder durch den Patronatsberechtigten oder durch die Gemeinde statt. Es ist dies ein weitgreifendes Princip, für dessen Verwirklichung allerdings das Verhalten des niedern Klerus entscheidend sein muß; denn wenn dieser sich weigert, die Stellen, zu denen er gewählt worden, zu be-

Digitized by Google

setzen, so ist das Gesetz ein Messer ohne Griff und bedarf weiterer noch radicaler durchgreifender Remeduren.

In den übrigen Sitzungen des Abgeordnetenhauses nahm die Durchberathung der Etats, der Kreisordnung für die Rheinlande und Westfalen, der neuen Provinzordnung, mehrerer Eisenbahnvorlagen, darunter derjenigen einer berliner Stadtbahn, die regste Thätigkeit der Gesetzgeber in Anspruch.

Das Herrenhaus, die letzte Hoffnung des Abgeordneten von Gerlach, daß die Vorlage über die Civilehe nicht zum Gesetz werde, trat in die Berathung über dieselbe am 17. Febr. ein. Die Reste der durch den Zeitstrom fortgeschwemmten Stahl'schen Partei erhoben sich hier zu eindringlicher Opposition, wie dies bei einer Frage von nicht abzuschwächender principieller Bedeutung, mag sie von den Staatsleitern auch nur als eine durch die Nothwendigkeit aufgedrungene Maßregel erscheinen, nicht anders zu erwarten war. Von Kleist-Retzow nannte die Vorlage die Vollendung derjenigen Entwickelung, welche 1848, in dem Jahre der preußischen Schande, welches die kommenden Geschlechter vergeblich mit Thränen hinwegzuwischen suchen werden, begonnen hat; er declamirt gegen Socialismus, Materialismus und die Entchristlichung des Staates. Aehnlich sprachen Graf von der Schulenburg, Freiherr von Manteuffel, Graf zur Lippe; Graf Krassow vertheidigt einen Antrag, der im wesentlichen auf die Einführung der Noththürmliche hinauskommt.

Was im allgemeinen die europäische Situation betrifft, so ist sie, gegenüber der Gefahr, daß Frankreich die ultramontanen Interessen für die seinigen erklären und darauf hin eine kriegerische Politik gegenüber Deutschland einschlagen werde, jetzt für das letztere Reich eine günstige und gesicherte. Zwar mochte mit Recht Moltke im Reichstage hervorheben, daß, was wir in einem halben Jahre erobert, in einem halben Jahrhundert von uns werde mit den Waffen vertheidigt werden müssen; er mochte darauf hinweisen, daß die französische Regierung schon heute berechtigt ist, für die active Armee 1,200000 und für die Territorialarmee über 1 Mill. Männer einzuberufen; doch der Zusammenhalt der drei Mächte, welche früher die Heilige Allianz bildeten, jetzt aber, nach Zerstörung der theologischen Illusionen einer Restaurationspolitik, welche Europa das Gesetz dictiren wollte, auf dem Gebiete der Realpolitik Hand in Hand gehen, bildet ein so machtvolles Gegengewicht, daß die französische äußere Politik unter diesem Drucke zu einem gänzlich passiven Verhalten gezwungen ist. Die Besuche des Kronprinzen von Preußen und des Kaisers von Oesterreich in Petersburg sowie die frühern Besuche und Gegenbesuche der Kaiser von Oesterreich und Deutschland in Berlin und Wien ergeben keine günstige Conjunctur für französische Machtentfaltung nach außen. Auch Italien, welchem gegenüber Frankreich sich am meisten zu einer energischen, fast provocirenden Haltung berufen glaubte, weist die Geltendmachung eines althergebrachten Uebergewichts mit solcher Entschiedenheit zurück, daß Frankreich auch hier zu einem diplomatischen Rückzuge sich genöthigt sah.

Freilich, wer über die Signatur des unmittelbarsten Augenblickes hinaus den Blick auf die Zukunft richtet, der wird mitten unter Symptomen, welche den Frieden zu verbürgen scheinen, gewaltige Vorbereitungen erblicken, welche für einen Krieg der Zukunft verhängnißvoll werden könnten. Das russische Reich hat eine außerordentlich wichtige Etappe in seinem innern Entwickelungsgange erreicht; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bildet das Correlat zur Aufhebung der Leibeigenschaft und hat eine nicht minder weitreichende Bedeutung. Bei allen unerläßlichen Modificationen, welche diese Wehrpflicht in ihrer Anwendung auf ganz und halb asiatische Völkerschaften erleiden muß, bei der besonders nöthigen und hervortretenden Bevorzugung der gebildeten Stände, der Einjährig-Freiwilligen durch Ausnahmegesetze, bei allen Schwierigkeiten, welche sich der Einführung dieses modern europäischen Princips in einem absolutistischen Staate entgegenstellen, dem das allgemeine Wahlrecht und überhaupt jedes parlamentarische Wahlrecht als Correlat fehlt, wird die Ausführung dieses Gesetzes doch zu einer so ungeheuern Machtentfaltung des slawischen Ostreichs führen, daß sein Uebergewicht für das Reich der Mitte in Europa, bei einer etwaigen Allianz mit Frankreich, verhängnißvoll werden müßte. Wir sind aber an einen so raschen kaleidoskopischen Wechsel in den po-

Digitized by Google

litischen Combinationen und Allianzen gewöhnt, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland, gegenwärtig gegründet auf Sympathien der herrschenden Kreise, bei innerer Entfremdung der Nationen, gewiß nicht für die Zukunft irgendwelche Bürgschaft gewähren.

In Frankreich selbst ist das Septennat de sMarschalls Mac-Mahon die Losung geworden, welche die conservative Partei und die große Mehrheit der Nationalversammlung festhält, nachdem der Marschall selbst am 4. Febr. in seiner Erwiderung auf die Begrüßungsrede des Handelsgerichtspräsidenten den festen Willen ausgesprochen hatte, die ihm durch die Nationalversammlung übertragene siebenjährige Gewalt unverkürzt zu behaupten und die allseitige Achtung der gesetzlich constitutionellen Verhältnisse zu erzwingen. Selbst viele Legitimisten glauben die Zeit für den Grafen Chambord, den einige Ultras vergebens wieder möglich zu machen suchen, noch nicht gekommen. Herzog von Broglie spricht es bei jeder Veranlassung aus, man wolle das Septennat aufrecht erhalten, aber mit streng monarchischen Institutionen umgeben. Den Anfang damit hat man mit dem neuen Mairesgesetz gemacht, dessen Einführung indeß vielfach auf Hindernisse stößt, und mit dieser Verkümmerung des Selbstbestimmungsrechts der Gemeinden soll die in Aussicht genommene Verkümmerung des allgemeinen Wahlrechts Hand in Hand gehen. Unter solchen Auspicien ist die Opposition im Lande im Steigen. Die letzten Ersatzwahlen für die Assemblée sind theils radical-republikanisch, theils bonapartistisch ausgefallen und die Rührigkeit der letztern Partei nimmt zu, je mehr durch die reactionären Maßregeln der Regierung ihre Chancen steigen. Denn das muß dem Blindesten einleuchten, daß die letzte Verfassung des Kaisers Napoleon III. auf Grundlagen ruhte, denen gegenüber die jetzt in Thätigkeit gesetzte oder in Angriff genommene Verfassungsmaschinerie als eine Rückkehr zu einem längstüberwundenen Scheinconstitutionismus erscheinen muß. So ist es für die Bonapartisten ein glückliches Zusammentreffen, daß die Großjährigkeitserklärung des Prinzen in Chislehurst, die am 16. März erfolgen soll, in eine Epoche fällt, in welcher die Regierung Frankreichs sich immer entschiedener von den Principien von 1789 lossagt. Diesen Moment hat der Exminister Rouher für geeignet gehalten, seine Stimme zu erheben und mit der Miene eines Protectors dem Septennat seine, allerdings sehr verclausulirte Unterstützung zuzusagen. Sein Brief an den „Ami de l'Ordre" hat großes Aufsehen erregt. Daß er erklärte, im gegebenen Augenblick würden sich nur zwei Regierungsformen gegenüberstehen, das Kaiserthum und die Republik, hat die Regierung, so wenig sie die Bonapartisten zurückweisen kann, sehr verstimmt, die Royalisten aber, als deren Vertreter der Marquis de Franclieu auftrat, zu der Gegenerklärung genöthigt, daß Kaiserthum und Republik nicht zwei verschiedene Dinge seien, sondern nur unter verschiedenen Formen derselbe Ausdruck der Revolution und daß beide am bestimmten Tage sich das alte Lebensprincip Frankreichs, den König, gegenübersehen würden. Der „gegebene Augenblick" Rouher's und der „bestimmte Tag" des Marquis von Franclieu dürften indeß wol schwerlich mit dem Ende des Mac-Mahon'schen Septennats zusammenfallen. Auch Prinz Napoleon als Vertreter der bonapartistischen Linken glaubte sich zu einer Lebensäußerung berufen und erklärte in einem jener „Zeitungsberichte", welche man die Correspondenzkarten der politischen Glaubensbekenntnisse nennen könnte, daß er das Septennat nicht anerkenne, weil es nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen sei, und daß er festhalte an den Principien der Demokratie. Inzwischen nehmen die Vorbereitungen für das Fest zu Ehren der Großjährigkeit des Prinzen wachsende Dimensionen an und es fehlt nicht an Mistrauischen, welche in dem Briefe des bonapartistischen Staatskanzlers die geheimnißvolle Ankündigung eines drohenden Staatsstreiches sehen; hat er doch selbst ausgesprochen, daß das Septennat durch unvorhergesehene Ereignisse abgekürzt werden könne. Wer die Stärke der bonapartistischen Partei nach der Zahl ihrer Mitglieder in der Assemblée mißt, kann freilich in allen Lebensäußerungen derselben, so zuversichtlich und übermüthig sie auftreten, nur bedeutungslose Verwarnungen erblicken. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß die Napoleonische Organisation des Beamten- und Präfectenthums keineswegs bei dem Umsturz des Kaiserthums mit fortgeschwemmt worden ist, daß das neue Mairesgesetz eine große Zahl geheimer und offener Imperialisten in die höchsten Stellen des Gemeindewesens befördern wird und daß in der Armee der Imperialismus einen festern Halt hat als das Königthum und die Republik. Denn die Heere bewahren

Digitized by Google

mit ihren Fahnen ihre kriegerischen Erinnerungen und die Geschichte der jetzigen französischen Armee in ihrem Kern und ihren Cadre's gehört dem zweiten Kaiserthum an. Der Napoleonismus hat überdies eine weit größere Routine in der Handhabung der politischen Intriguen und aller geheimen Maschinerien des Staatslebens und verdankt seine Erfolge vor allem den Militärverschwörungen. Die große Beachtung, welche der Brief Rouher's gefunden hat, läßt sich nur mit solchen Erwägungen erklären und man sieht in Frankreich dem verhängnißvollen Datum der Majoritätserklärung des Prinzen nicht ohne Spannung entgegen.

Während die Assemblée über die neuen Steuervorlagen, von denen die Salzsteuer auf den entschiedensten Widerspruch der Opposition stoßen wird, debattirt und votirt, liegen die Gewerbe danieder. Die Noth in Paris und in Frankreich überhaupt ist im Steigen. Die Nachwehen der Milliardenzahlungen machen sich geltend. Man will in Paris und Lyon den Industriellen, besonders dem Detailhandel, durch große Feste aufhelfen. Ein solches Monstrefest soll im Palais de l'Industrie zu Ehren des Marschalls Mac-Mahon gegeben werden. Der Director der „Presse" Hubert Debrousse, setzt selbst eine Million für das Fest aus; 40000 Einladungen sollen zu demselben ergehen. Einem Concert, bei welchem ein Monstreorchester aller Hauptmusikcorps mitwirkt, soll, vor dem Beginne des Balles, eine Geldsammlung für die Armen folgen, welche durch die Frau Marschall Mac-Mahon und 150 Dames-Patronesses veranstaltet werden. Gegenüber der Noth des Landes und der Steuerschraube der Septennatsminister dürften diese Wohlthätigkeitsbälle nur als ein schwaches Palliativ betrachtet werden.

Die Ultramontanen haben sich durch die Unterdrückung des „Univers", durch die Reden des Herzogs von Decazes, welche Deutschland und Italien gegenüber von Friedensversicherungen überströmten, ja auch durch die Kunde von der Drohnote des Fürsten Bismarck, welche erklärte, wenn der Krieg in Frankreich für unvermeidlich gelte, werde man in Deutschland nicht warten, bis Frankreich in der Lage sei, ihn nach Wunsch führen zu können, keineswegs einschüchtern lassen. Hat doch die Regierung den Bischöfen selbst, welche die pastoralen Bannbriefe erließen, nur väterliche Ermahnungen zukommen lassen. Louis Veuillot schreibt nach wie vor seinen von den Odeurs de Rome duftenden Kraftstil, und die ultramontanen Karavanen setzen sich wiederum in Bewegung. Die Wallfahrtsstatistik des Jahres 1873 ergibt staunenerregende Resultate. Fünf Diöcesen allein haben 640000 Pilger gestellt, was für die 86 Diöcesen Frankreichs die Zahl von 11 Millionen ausmachen würde. Gleichzeitig sucht man die Kasernen den Ultramontanen zu überliefern. Darauf zielte ein Antrag der Herren Fresman und Oberst Carron, welcher die Einrichtung eines besondern Gottesdienstes für die Militärs in den Kasernen verlangt, mit der zwangsweisen Verpflichtung, ihm regelmäßig beizuwohnen und zur Beichte zu gehen. Bischof Dupanloup meinte, der religiöse Dienst sei die Sicherheitsklappe für den obligatorischen. Ein Gegenantrag Jouins, welcher den Soldaten die Gewissensfreiheit sichern sollte, wurde am 26. Jan. mit 330 gegen 362 Stimmen abgelehnt.

In Italien haben sich die Ultramontanen eines Sieges zu erfreuen; am 6. Febr. ist das liberale Unterrichtsgesetz mit 140 gegen 107 Stimmen verworfen worden. Die geheimen Ultramontanen, zu denen auch die Anhänger Lamarmora's gehören, stimmten natürlich gegen ein Gesetz, welches von der klerikalen Presse als eine Ausgeburt der Revolution bezeichnet wurde. Auch manche Syndici und Municipalräthe stimmten dagegen, weil sie eine Ueberlastung der städtischen Gemeinden infolge seiner Bestimmungen befürchteten. Die geheime Abstimmung gab manchen Deputirten den Muth, gegen das Gesetz sein Votum abzugeben, während er sonst aus Scheu vor der öffentlichen Meinung für dasselbe gestimmt haben würde. Uebrigens fand eine vollkommene Zersetzung der parlamentarischen Parteien bei der Abstimmung statt; ein Theil der Rechten und der Linken stimmten dafür, ein anderer dagegen; hauptsächlich stimmten die beiden Centren gegen das Gesetz. Ohne Frage ist die Zurückweisung desselben, trotz mancher Mängel, die es besaß, ist vor allem die Ablehnung des obligatorischen Unterrichts ein Unglück für das Land.

Einen schwachen Erfolg dafür bietet die neue Befestigung der deutsch-italienischen Beziehungen, welche die ultramontane Partei mit Hülfe des Bismarck-Lamarmora'schen Zwischenfalls zu lockern suchte. Infolge der Interpellation des Abgeordneten Nicotera

Digitized by Google

erklärte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Visconti-Venosta, am 3. Febr., er müsse jede Verantwortung der Regierung für die Lamarmora'sche Veröffentlichung ablehnen, die sie zu verhindern völlig außer Stande gewesen sei. Die Veröffentlichung sei um so ernster zu misbilligen und um so tiefer zu beklagen, als dieselbe dazu gedient habe, gegen eine der italienischen innig befreundete Regierung den Vorwand zu Anschuldigungen zu liefern, die, weil sie vor den klar vor Augen liegenden Thatsachen in Nichts zusammenfielen, nur auf misverständlichen Auffassungen beruhen konnten. Die Regierung sei berechtigt, sich in dieser Form und Weise zu äußern, da diese allein der Wahrheit und den freundschaftlichen Beziehungen der beiden Regierungen sowie der Solidarität der gemeinsamen Interessen beider Regierungen gegenüber einer Partei entspreche, die überall in Europa agitire, und deren Agitation vor allem nur den Zweck habe, zu Feindseligkeiten gegen Italien zu schüren. Die von Lamarmora veröffentlichten Documente erklärte der Minister für öffentliche, selbst wenn sie einen vertraulichen Charakter gehabt hätten, und versprach, da es an ausreichenden Bestimmungen für die Publication solcher Documente fehle, im Wege der Gesetzgebung geeignete Maßregeln hierfür in Vorschlag zu bringen. Dem Fürsten Bismarck ist durch diese Erklärung eine eclatante Genugthuung zutheil geworden.

In England ist durch die Auflösung des Parlaments am 26. Jan., durch diesen Appell an das Land von seiten Gladstone's, der mit einer melancholischen Minorität nicht weiter regieren wollte, die politische Bewegung auf einmal eine sehr lebendige geworden. Der Adresse des Premier an seine Wähler in Greenwich setzte den Premier der Zukunft, D'Israeli, seinen Aufruf an die Wähler von Buckinghamshire entgegen, welcher das ganze Register der Anklagen enthält, mit denen die Tories der liberalen Verwaltung Gladstone's gegenübertreten. Die Summe dieser Anklagen wird dahin zusammengefaßt, daß etwas mehr Energie nach außen und etwas weniger Energie nach innen nöthiger gewesen wäre. Die Regierung habe mit großer Thorheit einen Vertrag aufgegeben, der England den freien Verkehr durch die Straße für den Handel mit China und Japan sicherte und als Tausch einen Landstrich in Afrika angenommen, der England jetzt in den Aschantikrieg verwickelt habe. Einige von der Partei Gladstone's bedrohten das Königthum, andere die Unabhängigkeit des Oberhauses, noch andere wollten die Religion aus der im nationalen Unterrichtswesen ihr gebührenden Stelle verdrängen, nachdem der Premier selbst die irische Kirche beraubt habe und nunmehr die anglikanische zu entstaatlichen suche. Uebrigens ist man auch vielfach in liberalen Kreisen der Ansicht, daß Gladstone's reformatorische Kraft während der mehrjährigen Premierschaft erschlafft sei und eine oppositionelle Wirksamkeit sie wieder erfrischen könne. Die Neuwahlen schlugen indeß zu Ungunsten der Gladstone'schen Cabinets aus. Am 16. Febr. beschloß dasselbe seine Entlassung zu nehmen, und D'Israeli wurde mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragt. Ob die conservative Regierung in Frankreich in dem neuen torystischen Cabinet in England eine Stütze finden wird, ob die scharf betonten kirchlichen Tendenzen D'Israeli's auf die europäische Situation von Einfluß sein werden, muß die Zukunft lehren. Das großartige Protestantenmeeting vom 27. Jan. hat inzwischen der deutschen Regierung seine wärmsten Sympathien für ihr Vorgehen gegen die Ultramontanen ausgesprochen, und die Bedeutung desselben konnte durch das katholische Meeting vom 7. Febr., obschon Vertreter der höchsten Aristokratie die Leitung desselben in Händen hatten und das Einschreiten gegen die Kirche in Preußen als „tyrannisch" bezeichnet wurde, durchaus nicht abgeschwächt werden. Für eine Ironie des Zufalls muß es gelten, daß der Aschantikrieg, aus welchem man dem jetzt ausscheidenden Cabinet einen schweren Vorwurf machte, fast gleichzeitig zu Gunsten der Engländer entschieden worden ist.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Hoffmann von Fallersleben.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf Gottschall.

Je mehr die Gleichartigkeit moderner Cultur alles auf dasselbe Niveau herabdrückt und originelle Erscheinungen auch in Literatur und Kunst zu den Ausnahmen gehören: desto mehr muß die Literaturgeschichte darauf bedacht sein, gewisse Typen, die sich von der allgemeinen Verblaßtheit und Verwaschenheit abheben, für die Nachwelt aufzubewahren. Es gibt Dichter, deren Eigenheit ganz in ihren Werken aufgeht und sich hier unverkennbar ausprägt; andere wieder, bei denen das äußere Leben, Wesen und Erscheinung mit beachtet werden müssen, wenn wir das Bild ihrer vollen Originalität gewinnen wollen. Zu diesen letztern gehört der jüngstverstorbene Hoffmann von Fallersleben. Nimmt man blos seine Werke zur Hand, so gehört er theils zu den germanistischen Forschern und Sammlern, an denen man wenig Apartes entdecken kann, da sie zu den officiellen Säulen aller deutschen Hochschulen gehören, theils zu den deutschen Liederdichtern, deren Zahl Legion ist und die im Grunde unter allen Dichtern die physiognomielosesten sind, indem sie an die meist namenlose Volksliederdichtung grenzen, die in „des Knaben Wunderhorn" tutet, und indem überhaupt in jedes gebildeten Mannes Leben, oft selbst in dem der Ungebildeten, irgendeine Epoche in Blüte schießt und einige poetische Liederknospen und -Blumen erzeugt. Und da das Lied der unmittelbarste Ausdruck der Empfindung ist, so bedarf es oft nur eines recht warmen und innigen Gefühles, um in einer Sprache, die für uns dichtet und denkt, auch ein gelungenes Lied zu schaffen.

Die Eigenart eines Dichters wie Hoffmann von Fallersleben tritt erst hervor, wenn wir sein literarisches Schaffen theils in Zusammenhang mit seiner ganzen Persönlichkeit, theils in den Rahmen einer bestimmten Zeit bringen. Er ist der wandernde Minstrel der vormärzlichen Epoche, ein umherziehender Minne- und Meistersänger der politischen Opposition; unter dieser Signatur wird sein Name in der deutschen Literaturgeschichte fortleben. Nicht daß wir gering dächten von seinen wissenschaftlichen Leistungen oder von seiner harmlosen Liederpoesie; im Gegentheil, in Bezug auf ästhetischen Werth verdient die letztere den Vorzug vor seinen sangbaren Sirventes, Streit- und Kampfliedern; aber bei Dichtern, die nicht ersten Ranges sind und nicht größere abgeschlossene Kunstwerke schaffen, liegt der Schwerpunkt ihrer Bedeutung dort, wo ihr literarisches Wirken in culturgeschichtliche Zusammenhänge tritt, wo sie Träger des Geistes und Charakters einer

Digitized by Google

bestimmten Epoche sind. Und deshalb bleibt der Name Hoffmann's von Fallersleben mit unserer vormärzlichen Sturm- und Drangepoche dauernd verknüpft.

Ueber sein Leben hat uns Hoffmann selbst in seinem sechsbändigen Werke: „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen" (1868), eine ebenso gewissenhafte wie weitschweifige Auskunft gegeben. An Fülle des angesammelten Materials läßt diese Selbstbiographie nichts zu wünschen übrig, und in der That enthält sie manche interessante Actenstücke zur Geschichte der Zeit, daneben freilich vieles, was für die Entwickelung der Cultur und Literatur vollkommen gleichgültig ist und nur ein persönliches und vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen kann. Schon die Geschichte der Kindheit und Jugend berichtet hundert Dinge, die mehr oder weniger in der ersten Epoche jedes Menschenlebens sich wiederholen, und so sehr seit Jean Paul's meisterhaften Darstellungen des Kinder- und Jugendlebens in seiner, wir möchten sagen thaufeuchten Frische solche Jugendbilder bei gemüthvollen deutschen Autoren beliebt sind: so wenig wird doch die Gefahr vermieden für dasjenige, was dem eigenen Herzen in der Beleuchtung wehmüthiger Erinnerungen lieb und werth ist, das gleiche Interesse bei allen Lesern vorauszusetzen und es mit einer Breite zu behandeln, welche auf dieselben nur ermüdend wirken kann. Die Gabe so intensiver Farbengebung, wie sie Bogumil Goltz in seiner „Jugendidylle aus Westpreußen" an den Tag gelegt hat, ist Hoffmann versagt; er weiß uns nicht mit einem gewissen unwiderstehlichen Zauber in die Situationen zu bannen, die er schildert; er ist durchweg Lyriker, der den Ausdruck seiner eigenen Empfindungen wiedergibt, aber nicht ein Darstellungstalent besitzt, welches durch eine mit lebendigen Empfindungen gesättigte Darstellung fesselt. Wir können daher diejenigen, deren Interesse für den verstorbenen Dichter so groß ist, daß dadurch auch manches Unbedeutende an Bedeutung gewinnt, in Betreff der Kindheit und Jugend desselben auf den ersten Band seiner Autobiographie verweisen.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen geboren, besuchte die Schulen und Gymnasien zu Helmstedt und Braunschweig und bezog 1816, um Theologie zu studiren, die Universität Göttingen. Doch er fühlte nicht den Beruf zum Theologen in sich; seine Neigung wandte sich philologischen und literargeschichtlichen Studien zu und zwar besonders den altdeutschen, wozu ihm die Bekanntschaft, die er mit den Brüdern Grimm 1818 gemacht hatte, die hauptsächlichste Anregung gab. Im Jahre 1819 vertauschte er Göttingen mit Bonn und machte von hier Ausflüge durch die Rheinlande und nach Holland, um die Volkspoesie dieser Gegenden zu studiren. Darauf hielt er sich eine Zeit lang in Berlin auf und wurde 1823 zum Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau erwählt.

Hoffmann hat keine eigentliche Sturm- und Drangepoche durchgemacht; seine Jugend war diejenige eines Gelehrten, der sich für seine Studien vorbereitet. Kein philosophisches System durfte ihn zu seinen Schülern zählen, wie ja überhaupt die germanistischen Sprachforscher, dem Charakter der Quellen gemäß, mit welchen sie sich beschäftigen, eine Naivetät und Schlichtheit des Geistes bewahren, die alle Faustischen Probleme von ihnen fern hält. Auch später, selbst in der jungdeutschen und junghegel'schen Bewegungsepoche, welche mit so vielen philosophischen Elementen gesättigt war, hat Hoffmann nie irgendwelche Theilnahme für die Probleme des Gedankens gezeigt; er blieb ein Freund der Wald- und Wiesenblumen des Geistes und kümmerte sich nicht um die kunstvollen Prachtblüten desselben, die er für die Producte einer Treibhauscultur ansehen mochte.

Inzwischen sollte er in Breslau auf der Leiter der akademischen Würden sehr langsam in die Höhe klettern und nicht ohne mehrfach auszugleiten; die kleinen Leiden des Universitätslebens, der Bibliothekar- und Professorcarrière hat er uns in seiner „Selbstbiogra-

Digitized by Google

phie" mit einer Ausführlichkeit geschildert, welche diesmal nicht ohne Verdienst ist. Wir sehen, welch ein Nest von kleinlichen Intriguen, Nebenbuhlereien, Eitelkeiten solch eine deutsche Universität ist, die sich nach außen als alma mater der Wissenschaften sehr stattlich präsentirt; wie da der Hunger nach Auszeichnungen und Gehaltssteigerungen zugleich mit dem neidischen Aerger über dergleichen, wenn es dem Collegen zutheil wird, eine wahrhaft verzehrende Rolle spielt und wie die Leuchten der Wissenschaft in ihrer nächsten Nähe oft eine sehr schwüle und dumpfe Atmosphäre verbreiten. Wenigstens war dies so zur Zeit, als Hoffmann an der breslauer Bibliothek und Universität angestellt war; es wird hoffentlich jetzt anders geworden sein.

In dem ehemaligen Stiftsgebäude der Augustiner-Chorherren, in dessen hellen Zimmern und Corridoren die breslauer Universitätsbibliothek aufgestellt ist, müssen wir uns den jungen Custos vier Jahre lang hinter seinem Pulte denken. Hier verfaßte er zunächst den ersten Band seiner „Horae belgicae" und wurde am 14. Juni von der Universität zu Leyden zum Doctor creirt. Sein erster Vorgesetzter war der tüchtige Civilrechtslehrer Unterholzner, welchem der bekannte Literarhistoriker, der Consistorial- und Schulrath Wachler folgte, der Verfasser einer der wenigen, bisweilen im burschenschaftlichen Kraftstil, aber im ganzen mit schlagender Prägnanz abgefaßten allgemeinen Literaturgeschichten, die wir besitzen. Er war damals der Regierung misliebig geworden und erhielt für seine andern Stellen, die er aufgeben mußte, während er den Gehalt fort bezog, als Sinecure die Stelle als Oberbibliothekar. Hoffmann gibt von ihm folgendes Porträt: „Wachler war damals 57 Jahre alt, sah aber aus wie ein achtzigjähriger Greis. Der große Kopf mit den grauen Haaren und den großen Augen neigte nach vorn hin, sein Gang war langsam und unsicher, seine Sprache ruhig. Man glaubte einen besonnenen, friedliebenden, aller Welt gewogenen Mann vor sich zu sehen. Und doch war er leidenschaftlich durch und durch und parteiisch in allen Beziehungen des Lebens. Er polterte wie ein Renommist über die größten Kleinigkeiten und lobte oder billigte und beschönigte wenigstens alles, was seine Partei- und Gesinnungsgenossen thaten. Er führte Deutschheit, Biederkeit und Humanität im Munde und war der Intrigue gegen seine Collegen und Untergebenen dennoch fähig." Anfangs begünstigte jedoch Wachler den jungen Custos, der auf seine Empfehlung 1824 definitiv mit 300 Thlrn. Gehalt angestellt wurde. Bald aber kam es zu Streitigkeiten wegen der Zahl der Amtsstunden. Hoffmann zeigte dabei ein starkes Selbstgefühl und eine nicht geringe Neigung zum „Krakeelen", was seine collegialischen Verhältnisse stets etwas unerquicklich machte. Dies Urtheil ist das Facit, das wir aus seiner Selbstbiographie ziehen, da er mit ebenso großer Treue wie Naivetät alle Actenstücke, Briefe u. s. w. mittheilt, die zu einem solchen Urtheil berechtigen. Selbst das Ministerium, das ihn protegirte, mußte den „anmaßenden" und „subordinationswidrigen" Ton seiner Eingaben rügen, der nicht nur „straffällig, sondern überhaupt der Würde gebildeter Männer nicht angemessen sei".

Aus dem Stiftsgebäude der Augustiner in die Aula Leopoldina, aus dem Bibliothekzimmer auf den akademischen Lehrstuhl hinüberzurücken war Hoffmann's lebhafter Wunsch, welcher längere Zeit daran scheiterte, daß keine wissenschaftlich bedeutende Leistung des jungen Gelehrten vorlag. Wohl hatte er mancherlei edirt: den „Hymnus Theodisius in Sanctum Georgium" (1824), „Althochdeutsche Glossen" (1826), „Alemannische Lieder" (1826), auch eine „Monatsschrift von und für Schlesien" herausgegeben; doch das waren mehr Kleinigkeiten. Erst in den „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur", deren erster Theil 1830 erschien und dem Minister Altenstein gewidmet war, hatte Hoffmann ein größeres Werk geschaffen, und er beeilte sich, da der Minister die Widmung angenommen hatte, durch eine Reise nach Berlin so rasch wie möglich die Früchte derselben einzuheimsen. Er hatte Audienz bei Altenstein und sprach auch das

Digitized by Google

damalige Factotum des Cultusministeriums, den Geheimrath Johannes Schulze. Von diesen beiden Männern, welche das Unterrichtswesen in Preußen damals im aufgeklärten Geiste Hegel'scher Philosophie leiteten, entwirft er uns das folgende Bild: „Schulze war eigentlich immer aufgeregt und gewöhnlich sehr zerstreut und konnte leicht leidenschaftlich und beleidigend werden. Manchem Gelehrten und Künstler, die mit dem geistlichen Ministerium in Beziehung standen, ging es bei Schulze nicht besser wie mir. Er wendete und drehte sich um einen und vor einem herum wie ein Kreisel, die Pfeife ging alle Augenblicke aus, wurde wieder angesteckt, der Schlafrock flog wie im Winde und die Arme und Hände begleiteten fleißig seine raschen Worte. Bei seiner innern und äußern Unruhe vergaß er das, was er immer im Munde führte und allen empfahl, die Würde, auch war er in seinen Ausdrücken nicht eben wählerisch. Seine Liebe für Kunst und Wissenschaft glich mehr einer Liebhaberei; außer der classischen Philologie und Hegel'schen Philosophie ließ er eigentlich nichts gelten; er war ein gelehrter Beamter, dem das Bureaukratische doch noch mehr galt als das Philomathische. Der Minister von Altenstein dagegen verhielt sich ruhig und würdevoll, ließ jeden aussprechen und ging auf alles ein. Beseelt von reinster Liebe für Kunst und Wissenschaft wollte er für beide das Beste wirken. Er ehrte beide in ihren Trägern und betrachtete den Gelehrten und Künstler nicht wie einen gewöhnlichen Beamten, der an bestimmte Arbeiten und Stunden gebunden ist. Er sah in den Universitäten etwas Höheres als bloße Cadettenhäuser für den Staatsdienst, wollte nicht den Geist dressiren und jede freie Selbstthätigkeit beseitigen. Dabei hatte er ein sanftes Gemüth, das im Unglück viel verloren, aber an Liebe für die Menschen, für Kunst und Wissenschaft reicher geworden war. Wie mit seinen Blumen verkehrte er mit den Menschen, gütig, wohlwollend, theilnehmend."

Durch seinen Besuch in Berlin erreichte er das gewünschte Ziel; er wurde am 18. März 1830 zum außerordentlichen Professor an der philosophischen Facultät der Universität Breslau, und zwar für das Fach der deutschen Sprache und Literatur mit einem jährlichen Gehalt von 200 Thlrn. ernannt. Es gab noch kleine Chicanen, da Hoffmann als Ehrendoctor nicht rite promovirt hatte; doch verständigte man sich über diese Formalität. Die Stimmung der Collegen über die neue Würde Hoffmann's sprach am schlagendsten derjenige Professor, mit dem er noch am meisten befreundet war, Stenzel, in einem Schreiben aus, in welchem er offen bekannte, daß das Verfahren, welches das Ministerium in „dieser Angelegenheit geglaubt hat anschlagen zu müssen, von der Art sei, daß wol kein vernünftiger, besonnener Mann es vorhersehen konnte"; er fügte hinzu: „als ehrlicher Mann beklage ich Sie, anstatt Ihnen Glück zu wünschen". Hoffmann arbeitete indeß fleißig in seinem Fach fort, gab den zweiten und dritten Theil der „Horae belgicae", den „Reinecke Vos" nach der lübecker Ausgabe vom Jahre 1498 und vor allem 1832 eine verdienstliche „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" (1832) heraus; außerdem hatte er auf einer Reise in die fetten österreichischen Klöster und Abteien und in die Schweiz (1834) ein althochdeutsches Fragment von Wichtigkeit entdeckt und glaubte jetzt ein gebührendes Recht auf eine ordentliche Professur zu besitzen. Er richtete ein derartiges Ersuchen an das Cultusministerium. Die Stimmung der Facultät war keine günstige. Der Philosoph Professor Rochowsky entgegnete Hoffmann in einer Weinlaune auf die Frage, was die Facultät denn eigentlich über ihn beschlossen habe, indem er ihm herzlich die Hand drückte, mit unendlich liebevoller Miene: „Lieber Herr College, wir haben Sr. Excellenz dem Herrn Minister geschrieben, daß wir nicht wünschen, daß Sie der unserige werden." Gleichwol wurde Hoffmann 1835 Ordinarius der philosophischen Facultät. Er war durchaus als ein Schützling des Altenstein'schen Ministeriums zu betrachten, in vieler Hinsicht als ein Eindringling in die Facultät, die ihm in ihren Gutachten den tiefeindringenden philosophischen Geist, die ernste Studien-

Digitized by Google

assiduität und die Vorlesungsgabe abgesprochen hatte. Hoffmann wünschte seiner Stellung an der Bibliothek, eine Quelle fortwährender Aergernisse und Nörgeleien mit den Oberbibliothekaren und dem Regierungsbevollmächtigten Heinicke, los und ledig zu werden; doch gelang ihm dies erst gegen Ende des Jahres 1838.

Hoffmann fuhr indeß fort in der Edirung seiner „Horae belgicae" und anderer wissenschaftlichen Werke, erhielt von den Ministerien Urlaub zu mehrern größern Reisen nach den Hansestädten, nach Dänemark und Holland, nach Oesterreich und Frankreich, Reisen, welche seinen Horizont erweiterten und ihn mit namhaften Gelehrten und Dichtern in nähere persönliche Beziehung brachten. Gegen Ende des Jahrzehnts beschäftigte er sich angelegentlicher auch mit politischen Studien und Fragen, wozu seine Wallfahrten ihm die hauptsächlichste Anregung gaben. Als nun das Huldigungsjahr 1840 eintrat, da waren es diese politischen Interessen, in das Gewand der längstgepflegten Poesie gekleidet, welche für seine bürgerliche Existenz eine entscheidende Katastrophe herbeiführten und seiner akademischen Thätigkeit ein plötzliches Ende machten.

Wir haben den äußern Lebensgang Hoffmann's im Anschluß an seine wissenschaftliche Wirksamkeit erzählt, doch seiner poetischen Entwickelung und seiner dichterischen Leistungen bisher nicht gedacht, um diese erste Epoche derselben, die Epoche der „zahmen Liederpoesie", in Zusammenhang vorführen zu können.

Wachler sprach von Hoffmann's „poetischen Spielereien"; er kennzeichnete damit eine Poesie, die infolge gelegentlicher Anlässe in der leichtesten Liederform aufblühte und deren Klippe allerdings die „Spielerei", das Triviale und Bedeutungslose sein mußte. Darin ging aber diese Liederdichtung nicht auf; sie hatte auch schöne und glückliche Funde poetischer Inspiration aufzuweisen, und daß ihr Quell immer so frisch sprudelte, legte Zeugniß ab für den Beruf des Dichters. Der angeborenen Befähigung wurde durch seine Studien die bestimmte Richtung angewiesen: die Volks- und Minnelieder in ihrem leichten und freien Erguß wurden die Vorbilder, denen er nachstrebte. Herzenserfahrungen, die zu keinem Abschluß führten, gaben der Liebeslyrik Stoff; gesellschaftliche Beziehungen die Anregung zu einer üppig blühenden Gelegenheitslyrik.

Im Jahre 1826 hatte Hoffmann die „Zwecklose Gesellschaft" gegründet; sie bestand aus jungen Gelehrten, Künstlern oder Kunstfreunden, die ein gemeinsames Bedürfniß zusammenführte. Daneben hatte sich ein Singverein unter dem Namen „Die kleine breslauer Liedertafel" gebildet, mit dem Zweck, eigene Compositionen zu liefern und zu singen, dann diese selbst und den Vortrag zu besprechen. Für diese Liedertafel war Hoffmann der fleißige Textlieferant; durch sie sowol wie durch die Zwecklose Gesellschaft erhielt er fortwährend Anlaß und Anregung zum Dichten. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien in Breslau 1827, fand aber nur sehr geringe Beachtung. Doch ließ sich Hoffmann dadurch in seiner harmlosen Poetasterei nicht irremachen; er verfaßte eine „Maikäferiade, oder: Lieben, Lust und Leben der Maikäfer vor Einführung des Philisterthums", welche er dann wie seine „Kirchhofslieder", seine „Schlagschatten", ein „Zweckloses Fastnachtsbüchlein", „Weinbüchlein" u. a., im Druck erscheinen ließ. Auch der Künstlerverein, der sich inzwischen gebildet hatte, sowie die seit 1829 häufig, zuletzt alljährlich wiederkehrende Schillerfeier machten allerlei Hoffmann'sche Maikäfer flügge.

In der That kann man seine gesellschaftliche Lieder- und Trostpoesie eine „Maikäferpoesie" nennen; sie hat etwas fröhlich Summendes, bisweilen auch schwerfällig Taumelndes; sie findet Behagen an diesem schwärmenden Herumflattern um allerlei Gelegenheitsblumen. Diese Trinksprüche sind meistens nicht epigrammatisch zugespitzte Toaste; es sind zum Theil plauderhafte Makamen mit allerlei Reimspielen, welche denjenigen Rückert's nachgedichtet sind. Bisweilen wurde das muntere Behagen witzig, wie in dem Trinkspruch auf die Philister:

Digitized by Google

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Die Poetenverachter,
Monetenbetrachter,
Die Luchser, die Muckser,
Die Pfennigfuchser,
Die Mucker und Achselzucker,
Die Agio- und Taxenkucker,
Die Linsenleser
Und Zinsenzähler,
Die Couponsschneider
Und Hungerleider,
Die wo andere vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenschirm erscheinen,
Und wo die Freude droht einzuschlagen,
Den Blitzableiter in der Tasche tragen u. s. f.

In jeder Sitzung der Zwecklosen Gesellschaft wurden außer den neuesten Gedichten noch Aphorismen, Sprüche und Epigramme vorgetragen. Hoffmann theilt in seiner „Autobiographie" eine beträchtliche Zahl der von ihm selbst verfaßten Gnomen und Epigramme mit. Sie sind besonders insofern interessant, als sie uns den Dichter in einem neuen Lichte zeigen — er „jeanpaulisirt" in diesen Sprüchen, eine in Bildern und Vergleichungen sich aussprechende Geistreichigkeit, welche zu der schlichten Poesie seiner Lieder einen auffallenden Contrast bildet. Während die Prosasprüche in der Farbe Jean Paul's opalisiren, haben die Reimsprüche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Goethe'schen Aphorismen in Versen. Sie bezeichnen indeß eine von Hoffmann selbst nicht weiter verfolgte Richtung seines poetischen Schaffens und wir theilen hier einige von jeder Sorte als charakteristische Proben mit:

Die That ist die wahre Tochter des Thuns; hingegen das Gethue eine natürliche Tochter, die aber gewöhnlich eher unter die Haube kommt als jene.

Daß man auf der See an Wasser oft Mangel leidet, ist bekannt, aber niemand will's recht glauben, daß einem im scheinbarsten irdischen Glücke oft gar viel Glück fehlt.

Der Frühling der Erde und die Jugend des Menschen — ist nicht beides ein Traum? Die Erde träumt ihn jedes Jahr, ach! aber der Mensch nur einmal.

Das Johanniswürmchen leuchtet mit dem After; so glänzt mancher in der Welt durch Afterwitz.

Complimente sind in der Regel spanische Wände, die man verschiebt, um gewisse Dinge zu verbergen.

Ein Brausekopf und eine Mispel sind erst dann genießbar, wenn die Zeit sie mürbe gemacht hat.

Die schönsten Ideen des Dichters gleichen der Herbstzeitlose; sie blühen, ehe sie Blätter getrieben haben.

Bleib' mit deinen besten Gaben
Ruhig hinterm Strauch!
Krüppel will den Vortanz haben,
Das ist Weltgebrauch.

Wo sich nur das eigne Interesse rührt,
Gleich wird eine andere Sprache geführt;
Was gestern ein Topf war für die Frau Base,
Heut ist es eine hetrurische Vase.

Bist du redlich von Gesinnung
Und beseelt von Muth und Kraft,
Brauchst du keine Zunft und Innung,
Nicht Verein noch Bruderschaft u. s. f.

Digitized by Google

Was Hoffmann's eigentliche Liederpoesie betrifft, die nichts von den Stacheln der Distel hat, sondern still wie die Lilie blüht: so besteht ihr Vorzug in dem prunklos innigen Ausdruck der Empfindung und in einer meist anmuthig lautern Form. Diese Lieder haben nirgends das bizarr Epigrammatische der Heine'schen, auch nicht den künstlerischen Adel derjenigen von Geibel; sie sind einheitlicher empfunden als jene, volksinnlicher gehalten als diese. Viel frischer Veilchen- und Waldduft athmet uns aus ihnen entgegen; sinnige Naivetät, freundliche Herzlichkeit, bisweilen eine Schalkhaftigkeit, die aber nirgends epigrammatisch wird, nur schelmisch lächelnd den warnenden Finger in die Höhe hebt. Freilich aber vermeidet diese Naivetät nicht das Triviale und die volksthümliche Sangesfreudigkeit verfällt oft in leere Bänkelsängerei.

Die erste Muse seiner Lyrik war eine hoffnungslose Liebe, die das Herz des Dichters mit großer Trauer erfüllte und der eine zweite auf dem Fuße folgte, welche anfangs ein nahes Glück versprach, aber dann ebenso unglücklich endete. Die beiden Huldgöttinnen wurden in Hoffmann's Versen unter den sehr alterthümlichen Namen Arlikona und Boëtheina gefeiert. Doch versank der Dichter deshalb nicht in Weltschmerz, in Lenau'sche Verzweiflung; er gab seiner Trauer und Liebesklage einen durchaus schlichten Ausdruck in der Form des minniglichen Liedes:

So viel Flocken als da schimmern
Auf dem schneebedeckten Feld,
So viel Sternlein als da flimmern
An dem blauen Himmelszelt:
So viel Träume und Gedanken
Weben um mich her und wanken —
Das ist aller Liebe Lust,
Die sich rechter Treu bewußt.

So viel Blumen als da sprießen
Um die schöne Frühlingszeit,
So viel Bächlein als da fließen
In den Thälern weit und breit:
So viel Blicke will ich senden,
So viel Thränen will ich spenden —
Das ist aller Liebe Los,
Die da liebet hoffnungslos.

Die „Lieder an Arlikona" sind in den Jahren von 1822—28 gedichtet; aus dem Schlußlied ersehen wir, daß dieser Kampf seiner Empfindungen ein siebenjähriger gewesen ist, bis Arlikona einem andern Herz und Hand reichte:

Sieben Jahre sind vergangen!
Ach! und du bist doch nicht mein,
Sieben Jahre voll Verlangen
Heißer Sehnsucht, Gram und Pein.

Die Nachfolgerin Boëtheina, die sich anfangs auch gegen Hoffmann's Liebe spröde verhielt, wurde seine Braut. Seine Lyrik sang in ihrer Art begeisterte Liebesdithyramben, ja sie fuhr vor Begeisterung gleichsam aus ihrer eigenen, ehrlich deutschen Haut und in das spanische Romanzencostüm:

Blumen blühn in allen Farben,
Blumen blühen aller Orten,
Und ein reicher Blumengarten
Ist Castilien geworden.
Und die Schmetterling' und Käfer
Trinken schwirrend, singend, summend

Digitized by Google

Aus den vollen Blütenkelchen
Neue sel'ge Frühlingswonnen.
Aber meine Seele schwebet
Auf des Liedes leisen Schwingen
Ueber alle diese Blumen
Einer ihren Gruß zu bringen.
Rothe Rose, lichte Rose,
Meine Rose, sei gegrüßt!
Was ich wünschte, was ich hoffte,
Alles ist in dir erblüht.

Seine Braut kränkelte indeß und reiste von Breslau ins Bad; die Hochzeit wurde von der Familie immer weiter hinausgeschoben; er sah ein, daß die an ihn gemachten Ansprüche so hoch waren, daß er sie nicht erfüllen konnte — und so löste sich dies Verhältniß wieder.

Eine neue, auch durch die Selbstbiographie nicht von ihrer Anonymität erlöste Huldgöttin war die begeisterte Muse derjenigen Gedichte, welche als „Buch der Liebe" (1836) erschienen und wol die besten Liebesgedichte Hoffmann's enthalten:

Wie soll ich nennen dich, dich Namenlose?
Ein Veilchen bist du immer, nah' ich mich,
Und fern von dir erscheinst du mir als Rose
Und träumend seh' ich nur als Lilie dich.

In dieser Welt des Trugs und Scheins,
O daß dich Gott behüte,
Daß nie sich trübe deines Seins
Jungfränlich schöne Blüte.

So können Jahre noch verschwinden
Und ganze Frühlinge verblühn —
Dir kann ich immer Kränze winden,
Denn meine Lieb' ist Immergrün.

Die große Mehrzahl dieser 192 Gedichte hat das Gepräge kurzathmiger lyrischer Aphorismen wie die vorliegenden; man könnte sie Liebesepigramme nennen, natürlich ohne satirische Pointen. Nur selten erschließt sich diese knospenhafte Poesie zu einer vollen Entfaltung ihres Blumenkelchs:

Dir muß ich immer singen,
Solang' mein Herz noch lebt,
Wohin auf Traumesschwingen
Auch meine Sehnsucht schwebt.

Im Schatten hoher Palmen
Beim letzten Sonnenstrahl,
Und auf den grünen Almen
Im stillen Alpenthal;

Am Fuß der Pyramiden
Auf glühendheißem Sand,
Und in dem milden Frieden
An Ganges heil'gem Strand —

Wohin auf Traumesschwingen
Auch meine Sehnsucht schwebt,
Dir muß ich immer singen,
Solang' mein Herz noch lebt.

Digitized by Google

Es sind klar austönende, meist sehr anmuthende Lieder, welche der Dichter in dem „Buch der Liebe" zum Kranze gewunden hat.

Die erste Ausgabe seiner „Gedichte" war in zwei Bändchen 1834 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen. Doch obschon Hoffmann mit größter Strenge der Anforderungen und mit Beseitigung alles Unbedeutenden und formell Mangelhaften, wie er selbst schreibt, diese Ausgabe veranstaltet hatte, so hatte sie doch keinen buchhändlerischen Erfolg und machte auch in der Journalistik wenig von sich reden. Eine spätere in Hannover bei Rümpler erscheinende Ausgabe, welche den reichern Stoff der inzwischen geschaffenen Lyrik in sich aufnahm, brachte es zu sechs Auflagen (1864, 6. Aufl.). Auch später, als sich Hoffmann als politischer Lyriker einen Namen gemacht hatte, gab er sich noch der Pflege des Liedes hin und ließ eine große Reihe kleiner einzelner Sammlungen erscheinen, unter denen, wie wir hier vorwegnehmen wollen, um das Bild des „harmlosen" Liederdichters im Zusammenhang festzuhalten, die „Kinderlieder", „Funfzig neue Kinderlieder" (1845), „Soldatenlieder" (1851), „Soldatenleben" (1852), „Rheinleben" (1865) und andere Erwähnung verdienen.

Die rastlose Productivität des „Liederdichters" findet ihre Erklärung in dem atomistischen Charakter des Liedes. Aus Liedern, Gnomen, Epigrammen bilden sich die lyrischen Insektenschwärme; denn die Welt der primitiven Empfindungen, wie sie das Lied festhält, ist unendlich reich. Eine und dieselbe Empfindung findet ein hundertfaches Spiegelbild in den Erscheinungen der Natur und in den Begegnungen des Lebens; sie ist wie ein Schmetterling, der über eine Blumenwiese fliegt! Und in welche Fülle von Empfindungen zerlegt sich wieder ein das Leben beherrschendes Gefühl wie die Liebe! Freilich, diese Schmetterlinge sind nicht immer prachtvolle Tagfalter, Pfauenaugen und Trauermäntel; es finden sich auch Kohlweißlinge darunter, welche durch ihre Masse ersetzen, was ihnen an Farbenpracht fehlt, oder Mottenschwärme, welche unscheinbar und doch verdunkelnd um das Licht der Dichtung flattern.

Nun ist es für Hoffmann charakteristisch, daß seine Poesie sich niemals über die Gattung des Liedes erhob, daß sie auch nicht einmal den Versuch machte, die Ode, die Elegie, die erzählende Dichtweise zu pflegen; denn die wenigen Romanzen, welche die Sammlung seiner Gedichte enthält, können nicht in Betracht kommen; sie sind ohne Werth und Bedeutung und verleugnen, trotz leiser, epischer Färbung, den Charakter des Liedes nicht. Noch weniger hat Hoffmann die dramatische oder epische Dichtung im größern Stil gepflegt. Er war ein so specifischer Liederdichter, wie die deutsche Literatur kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Diese harmlose Liederdichtung findet aber in Deutschland wenig Beachtung. So reizend viele der Hoffmann'schen Lieder sind — wer weiß, ob sie nicht im Buchhandel den Todesschlummer aller poetischen Makulatur geschlafen hätten, wenn nicht die politische, damals modische Lyrik die Theilnahme des Publikums auf den Sänger hingelenkt hätte. Gleichwol standen auch die spätern Sammlungen harmloser Lyrik gerade nicht hoch in der Gunst der kaufenden Lesewelt.

Hoffmann's Lieder knüpften meist an das eigene Erlebniß an; wir sehen dies in seinen Liebesgedichten, wir sehen dies wieder in seinen poetischen Reiseskizzen, seinen „Helgoländer Liedern", seine „Poppelsdorfer Erinnerungen":

Ihr blauen Berge, seid es wieder,
Du bist es wieder, grünes Thal!
Hier sang ich meine ersten Lieder,
Ich liebte hier zum ersten mal.

Am meisten unabhängig von den Eindrücken des eigenen Lebens sind seine mittelalterlichen Landsknecht- und seine modernen Feldjäger- und Husarenlieder, in denen ein frischer,

Digitized by Google

soldatischer Geist sich mit volksthümlicher Bravour ausprägt. Sehr anmuthig sind die „Kinderlieder", an denen Hoffmann auch in den Zeiten der politischen Bewegung friedlich fortdichtete; sie sind einem echt kindlichen Gemüth entsprossen, ohne alle erkünstelte Naivetät, ohne nürnberger Spielwaarenlack, und die Melodien, welche der Dichter sich selbst dazu ersann oder zurechtgelegt hatte, tragen dazu bei, den naiven Charakter dieser Lieder noch ansprechender hervortreten zu lassen. In diesen Liedern „Für das junge Deutschland von fünf, sechs, sieben Jahren" wird die Grasmücke, das Eichhörnchen, der Maikäfer, die Biene, das Täubchen besungen; ein Kampflied beim Schneeballen, ein Weihnachtslied findet sich auch; der kleine Pegasus wird gesattelt für ein Steckenpferdreiterlein:

Hopp, hopp, ich bin ein Reitersmann
Und ich brauche keinen Bügel,
Keinen Zaum und keinen Zügel:
Pferdchen geht aus eignem Trieb
Ohne Sporn und Peitschenhieb.

Das Lied vom „Abendstern" unterscheidet sich wesentlich von demjenigen im „Tannhäuser":

Du lieblicher Stern,
Du leuchtest so fern.
Doch hab' ich dich dennoch
Von Herzen so gern.

Das „Lied vom Monde" hat nichts mit dem Goethe'schen gemein. Wenn der Goethe'sche Mond Busch und Thal mit Nebelglanz füllt und die Seele rührt, so weidet der von Hoffmann besungene die Schäfchen auf seiner blauen Flur; denn all die weißen Sterne sind seine Schäfchen:

Sie thun sich nichts zu Leide,
Hat eins das andere gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Die Perle der Sammlung ist aber das Gedicht „Kindheit", das sich weniger an das sechsjährige junge Deutschland wendet, sondern das Kindheitsparadies wieder den Erwachsenen vor die Augen zaubert. Wie reizend sind die ersten Verse des Gedichts:

Ein Gärtlein weiß ich noch auf Erden,
Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht,
Das kann mir nie verwüstet werden,
Es ist von Engeln stets bewacht.

Da zeigt sich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau,
Da äugelt noch wie Demantschimmer
An Gras und Blättern Himmelsthau.

Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt noch trübet ihren Lauf;
Da sprießen noch an jeder Stelle
Die schönsten Blumen morgens auf.

Da schwirren noch auf güldnen Schwingen
Die Käfer Freud' und Lust uns zu;
Und aus den dunkeln Büschen singen
Uns Nachtigallen Freud' und Ruh'.

Digitized by Google

Und nach einer Zahl ähnlicher Verse lenkt der Schlußvers ein zu sinnvoller Pointe:

O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah;
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh, gleich ist das Gärtlein da.

In allen diesen Liedern herrscht keine zuckersüße Naivetät, die uns im Munde zergeht; es ist auch kein erkünsteltes Hineinempfinden in den Gesichtskreis der Kinderwelt, sondern es war die unverfälschte Kindheit der Seele, die in solchen Liederklängen austönte.

Während Hoffmann die Kinderwelt und das Weihnachtspublikum mit diesen Gaben erfreute, hatte sein Name einen bösen Klang in den Regierungskreisen gewonnen; er war auf einmal ein öffentlicher Charakter geworden; er hatte vom Baum der politischen Erkenntniß verbotene Früchte gebrochen und seine Professorstellung, welche zu erringen ihm so viele Mühe gemacht hatte, wieder verloren.

Die Reisen ins Ausland im Jahre 1838 und 1839 hatten seinen Sinn für politische Zustände geweckt und zu Vergleichen zwischen dem öffentlichen Leben dort und in der Heimat herausgefordert. Hier war noch sehr viel politisches Zopfthum, die Censur stand in voller Blüte, die Polizei hatte eine hochwichtige Geltung; die versprochene Reichsverfassung erschien als ein Ziel, das den vorgeschrittenen Liberalen stets vor Augen stand; doch während der Regierung König Friedrich Wilhelm's III. vertröstete man sich gern auf die Zukunft. Hoffmann hatte alle diese Stoffe zum Theil auf seiner Reise nach Frankreich und der Schweiz poetisch verarbeitet. Als er in Marburg bei Vilmar war, las er ihm mehrere dieser politischen Lieder vor, welche demselben sehr gefielen. Hier kam er auf den Gedanken, diese Gedichte „unpolitische Lieder" zu nennen; er sagte: Es wird schwer halten, etwas, wie ich es meine, durch die Censur zu bringen und dann auch vor der Polizei die Verbreitung einige Zeit lang zu sichern." Zurückgekehrt nach Breslau, dichtete er die Lieder, die sich inzwischen stark vermehrt hatten, und bot sie Hoffmann u. Campe in Hamburg, der besten und routinirtesten Firma für derartige verbotene Waare, zum Verlag an.

Inzwischen starb König Friedrich Wilhelm III. Mit der Thronbesteigung des neuen, als geistreich bekannten Monarchen trat die bisher latente politische Bewegung überall ans Licht und in den so gelockerten Boden fielen die Saatkörner der Hoffmann'schen Lieder, um fröhlich emporzukeimen. Campe hatte den Verlag derselben übernommen; die hamburger Censur einige gestrichen, die Mehrzahl aber passiren lassen. Hoffmann reiste nun über Hamburg nach Helgoland und machte dort die Bekanntschaft Campe's, welchen Heine bekanntlich „aller Verleger Blüte" nannte und über den sich der „Unpolitische" in folgender Weise ausläßt: „Sowie man ihn erst erblickt, glaubt man einen frommen Wupperthaler, Herrnhuter oder Altlutheraner vor sich zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber ist er nichts weniger als das. In seinen Augen liegt eine lauernde Schlauheit, die sich erst recht verräth, wenn er sich die Mühe gibt, durch Blick und Worte sich als treuherzigen, grundehrlichen, uneigennützigen Geschäftsmann darzustellen. Er ist dann so weich in seiner Sprache, in seinen Reden so milde, so theilnehmend, daß man irre werden könnte, wenn er uns selbst nicht davor bewahrte, denn es dauert nicht lange, so ist er wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser: scherzhaft und witzig, rücksichtslos, bissig. Jedenfalls ist er ein gewandter, umsichtiger Buchhändler, der sein Publikum, seine Zeit und seinen Vortheil sehr genau kennt und der vor vielen seinesgleichen den großen Vorzug hat, daß er ein sehr ergötzlicher Unterhalter ist."

Digitized by Google

In Helgoland 1841 dichtete Hoffmann eins seiner besten patriotischen Lieder: „Deutschland, Deutschland über alles"; er theilte Campe, welcher ihm eben dorthin den zweiten Theil der „Unpolitischen Lieder" gebracht hatte, mit, er habe ein Lied gemacht, das koste 4 Louisdor. Darauf las er dasselbe „der Blüte aller Verleger" vor, und dieser legte dem Dichter in der That 4 Louisdor auf seine Brieftasche. Eine Eigenheit des großen Buchhändlers schien indeß Hoffmann doch zu verstimmen. Campe war stets für seinen neuesten Verlagsartikel schwärmerisch begeistert; nun hatte er inzwischen die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" erhalten, deren damals unbekannter Verfasser Dingelstedt war. Er duckte also seinen „Unpolitischen" durch den Hinweis auf das glänzende, neuaufsteigende Gestirn: „Dem kommen Sie nicht nach sowol an Pointen als an Schärfe: einige Lieder sind ganz im Volkston. Ja, da sind wunderbare Sachen darin. Es sind Saiten berührt, die Ihnen ganz fremd geblieben sind."

Als Hoffmann von seinem Ausfluge nach Breslau zurückkehrte, hatte sich bereits ein Ungewitter über seinem Haupte zusammengezogen; die „Unpolitischen Lieder" hatten in Berlin das höchste Misfallen erregt. Nicht mehr der freisinnige Altenstein, sondern Eichhorn, der das Verfolgen misliebiger Tendenzen und Richtungen zu einer Hauptaufgabe des Cultusministeriums machte, stand an der Spitze des Unterrichtswesens. Hoffmann wurde alsbald von dem Regierungsbevollmächtigten Geheimrath Heinicke und dem Universitätsrichter vernommen; vergeblich berief er sich auf den Toast, den er bei dem letzten Schillerfest auf König Friedrich Wilhelm IV. ausgebracht, und auf sein preußisches „Husarenlied"; vergeblich vertheidigte er das Recht des Dichters und meinte, Gedichte müsse man mit Gegengedichten widerlegen — das nach Berlin wandernde Protokoll, mit einigen starken Aeußerungen des durch den Erfolg der „Unpolitischen Lieder" verwöhnten Dichters, war wenig geeignet, ihm Absolution zu verschaffen.

Inzwischen verbot am 8. Dec. 1841 das preußische Ministerium des Innern den Campe'schen Verlag, ein Verbot, welches den pariser Aristophanes zu dem bekannten Vers begeisterte:

Der Frühling kommt, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur,
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am Ende von selbst die Censur.

Hoffmann machte Anfang 1842 eine Reise nach Sachsen und Thüringen und genoß, wie bereits in Hamburg und Helgoland die ersten Früchte seines dichterischen Ruhmes, der seiner stillen Lyrik so lange versagt geblieben war. Ovationen wurden ihm überall zutheil; in Leipzig wurde er im Hôtel-de-Pologne gefeiert. Sein Steckbrief kam in die Zeitungen. „Eine hohe, männlich kräftige Gestalt", sagten die „Sächsischen Vaterlandsblätter", „der man es ansieht, daß sie nicht geschaffen ist, um Rücken und Nacken zu beugen, freundliche Züge, ein klares treues deutsches Auge, blondes Haar nnd Bart, Einfachheit, Treuherzigkeit im ganzen Wesen, einen Anklang des niederdeutschen Dialekts in der Sprache und Offenheit und Biederherzigkeit in jedem Ausspruche — so trat er uns entgegen; er läßt den Gelehrten und Professor im ersten Augenblick vergessen und dafür den gemüthlichen, durchaus volksthümlichen Dichter in ungeschminkter Form sehen." Heinrich Laube verglich Hoffmann mit Béranger, dem er an Volksthümlichkeit wie im Geiste seiner Lieder verwandt sei, wurde aber für diesen Vergleich eines echt deutschen Mannes mit dem Franzosen von einem andern Festtheilnehmer zur Rede gestellt. Bei der Rückreise durch Leipzig bringen 300 Studenten dem Dichter ein Hoch! Er war bereits im vollen Zuge seiner Popularität.

Dem Dichter war zunächst das Halten öffentlicher Vorlesungen vom Geheimrath

Digitized by Google

Heinicke untersagt worden; die Facultät zog ihn nicht mehr zu ihren Sitzungen hinzu. Der Aufenthalt in Breslau wurde ihm immer unheimlicher; er wanderte wieder durch Deutschland, wurde in Osnabrück, in Köln und andern Städten verherrlicht. Den Festen folgten oft Untersuchungen, und da die Zeitungen wiederum darüber ausführliche Berichte brachten, so wurde Hoffmann's Name einer der populärsten in Deutschland. In der „Rheinischen Zeitung" veröffentlichte er damals folgendes Gedicht an den König:

Aus dürrem Staube wird das Laub noch brechen
Und auch der nackte Felsen wird noch grün.
Du darfst Ein Wort, ein einzig Wort nur sprechen
Und unsre ganze Hoffnung wird erblühn.

Nur in der Hoffnung ruht das schönre Leben,
Die Hoffnung ist auch unser Ziel und Hort,
Du gibst uns alles, willst du Hoffnung geben,
Und unser ganzes Hoffen ist Ein Wort.

O sprich Ein Wort in diesen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtssinn, Lug und Schmeichelei
Die Wahrheit gern in Fesseln möchten schlagen,
Mein König, sprich das Wort, das Wort ist frei!

Durch einen Beschluß des Staatsministeriums vom 3. Dec. 1842, welchen der König am 20. Dec. bestätigte, wurde indeß Hoffmann seiner Professur entsetzt, ohne Pension zu erhalten. Die Entscheidung führte eine Menge einzelner Gedichte an, um das Gesammturtheil zu motiviren: „Der Inhalt dieser Gedichte hat als ein durchaus verwerflicher erkannt werden müssen. Es werden in diesen Gedichten die öffentlichen und socialen Zustände in Deutschland und respective in Preußen vielfach mit bitterm Spotte angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht; es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei dem Lesen der Lieder, besonders im jugendlichen Alter, Misvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeiten hervorzurufen und einen Geist zu erwecken geeignet sind, der zunächst für die Jugend, aber auch im allgemeinen nur verderblich wirken kann."

Hoffmann selbst läßt sich von seiner unpolitischen Muse trösten:

Ich bin Professor gewesen,
Nun bin ich abgesetzt;
Einst konnt' ich Collegia lesen,
Was aber kann ich jetzt?

Jetzt kann ich dichten und denken
Bei voller Lehrfreiheit,
Und keiner soll mich beschränken
Von nun bis in Ewigkeit.

Mich kümmert kein Staatsminister
Und keine Majestät,
Kein Bursch' und kein Philister
Noch Universität.

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.

Der findet noch treue Genossen,
Wer für das Rechte ficht,
Für Freiheit unverdrossen
Stets eine Lanze bricht.

Digitized by Google

Der findet noch eine Jugend,
Beseelt von Tugend und Muth,
Wer selbst, beseelt von Tugend
Und Muth, das Gute thut.

Ich muß das Glas erheben
Und trink' auf mein eignes Heil;
O würde solch frommes Leben
Dem Vaterlande zutheil.

Der Professor ist begraben,
Ein freier Mann erstand —
Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

Dies Lied war ganz in dem Genre der „Unpolitischen Lieder" gehalten, denen der Dichter später noch einige ähnliche Sammlungen folgen ließ: „Deutsche Lieder aus der Schweiz" (1843; 4. Aufl., 1862), „Hoffmann'sche Tropfen" (1844), „Deutsche Gassenlieder" (1843), „Maitrank" (1844) u. a., ohne indeß mit diesen Nachkömmlingen denselben glänzenden Erfolg zu erzielen wie mit den „Unpolitischen Liedern". Die gleiche Unerschöpflichkeit wie seiner stillen Lyrik, war auch seiner politischen eigen, da diese ebenfalls auf die Gattung des Liedes beschränkt blieb; aber hier wirkte doch eine unbeschränkte Vervielfältigung abschwächend, weil der politische Gedanke die geeignetste Form verlangt und wenn er diese einmal erreicht hat, in mattern Copien wirkungslos zum Ausdruck gebracht wird. Hoffmann's politische Lieder avant la lettre waren aber eben die unpolitischen.

Wenn man jetzt indeß diese Sammlung durchblättert, wird man sich kaum die Wirkung erklären können, welche sie zu ihrer Zeit hervorrief. Obschon die Mehrzahl dieser Gedichte auf epigrammatische Pointen hinausläuft, so haben diese doch bei weitem nicht die scharfe Zuspitzung des Heine'schen Witzes. Sie sind mehr schalkhaft verspottend als unwiderstehlich treffend, und obwol in ihren Angriffen auf das staatliche Zopfthum, auf Censur, Friedenssoldatenthum, Orden, Titel, Adel ziemlich harmlos, besonders im Vergleich mit der großen politischen Bewegung, welche gegen das Ende des Jahrzehnts in Deutschland sich entwickelte, so kam doch in einzelnen Gedichten, wie „Türkische Liturgie", „Rokokos Glaubensbekenntniß" etwas wie republikanische Gesinnung zum Durchbruch, die doch mit dem begeisterten Toast, welchen der Dichter kurz vorher auf König Friedrich Wilhelm IV. ausgebracht hatte, nicht in Einklang zu bringen war. Unklarheit lag in der vormärzlichen Epoche; der Tyrtäus derselben, Herwegh, feierte auch in einem Athem die Republik und den König von Preußen, welcher das einige Deutschland gründen sollte.

Die Wirkung der Hoffmann'schen Lieder beruhte nun größtentheils auf dem, was man ihre „Inscenirung" nennen möchte. Man mußte sie singen hören, denn ein großer Theil ihrer Pointen trat erst durch die glücklich gewählten Melodien hervor. Der Witz lag oft in dem pikanten Contrast zwischen Text und Melodie. Aber die letztere erläuterte den Text in schelmischer Weise. Man mußte sie Hoffmann selbst singen hören, der ja als wandernder Minstrel durch die deutschen Lande zog, in geselligen Kreisen bei der Punschbowle, an der Wirthstafel bei dem Champagner, bei Sänger- und sonstigen Festen, welche alle damals den Dolch der politischen Tendenz im Gewande verbargen, diese Lieder anstimmte. Er sang sie mit dem hellen Ton seiner Stimme, mit schalkhaftem Lächeln, mit einem oft ironischen, oft schwunghaften Taktschlagen sie begleitend, und so wurde ihre theils prickelnde, theils zündende Wirkung ausnehmend erhöht. Das politische Wandersängerthum selbst fand die verschiedenartigsten Beurtheilungen. Während die einen die Wiedergeburt altdeutscher Sangesweise und Sängerbräuche, eine verdienstliche

Digitized by Google

Propaganda der politischen Ideen, ein ruhmvolles Apostelthum darin erblickten, sahen die andern in Hoffmann nur einen poetischen Commis-voyageur, der sich überall anvetterte, überall tractiren ließ, aus seinem politischen Liedersang ein Metier machte und um eine wohlfeile Popularität buhlte; man tadelte die Eitelkeit, die sich an dem Beifall trunkener Hörer berauschte, sich durch Ständchen und Hochs das Gefühl festlicher Bedeutung geben ließ, und man wollte in dieser Weinstubenlyrik nur eine Entartung der Poesie zu unwürdigem Bänkelsängerwesen sehen.

Hoffmann's „Unpolitische Lieder" waren noch vor den „Gedichten eines Lebendigen" von Georg Herwegh erschienen. Auch Herwegh hielt einen Triumphzug bis Königsberg und wurde von der liberalen Partei durch Ständchen und Festessen gefeiert. Er declamirte und recitirte, während Hoffmann sang. Seine Vortragsweise hatte einen Zug intensiver Begeisterung, oft etwas düster Fanatisches, ganz im Gegensatz zur schalkhaften Schlichtheit Hoffmann's. Die Königsberger besinnen sich noch heute, wie bei dem großen Festmahl im Junkerhof der geistreiche Justizrath Crelinger, der Arrangeur des Festes, seine langen Windmühlenflügelarme über den jungen Dichter breitete, ihm dabei energisch auf die Schulter klopfte und ihm so die Weihe gab im Namen der liberalen Partei. Dann trat der festlich consecrirte Dichter auf und trug sein prachtvolles Gedicht vor:

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall!
Erhebt euch vom Schlummer der Sünden!
Schon wollen die Feuer sich überall,
Die heiligen Feuer entzünden.
Frisch auf! wer ans ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt
Und ein flammendes Schwert um die Lenden.

Man hat Hoffmann oft mit Béranger verglichen, indem man bei beiden das Volksthümliche, Sangbare, Humoristische hervorhob, doch was die zündende Verve eines elektrisirenden Gedankenschwungs und eine in kühnen Refrains sich abschließende Strophenbildung betrifft, so hat wol Herwegh eine größere Aehnlichkeit mit dem französischen Chansonnier. Beide Dichter zusammen vertreten die zwei Hauptseiten unserer politischen Zeit: Herwegh den pathetischen Schwung, der oft ins wild Stürmische und Dithyrambische überging, Hoffmann das volksthümliche Lied mit melodischem Fluß und schalkhafter Pointe. Ohne Frage erweckte jene Zeit die schönsten Hoffnungen für die Entwickelung unserer Poesie, so sehr die Aesthetiker der stricten Obscuranz über die Tendenzdichtung die Stirn runzeln mochten. Doch es war eine Zeit, wo die Lyrik zu den Interessen des Tages gehörte, wo auch das männliche Publikum sich lebhaft für dieselbe interessirte, wo die akademische Jugend die neuerscheinenden Gedichte declamirte und sang. Die Theilnahme der Nation trug die wie in einem frischen geistigen Lenzeshauch aufblühende Lyrik. Diese Theilnahme ist fast gänzlich wieder verschwunden; ein langjähriger lyrischer Altweibersommer hat sie abgelöst. Man kann in Hoffmann's politischer Lyrik die wilden und die zahmen Xenien unterscheiden. Die wilden sind mit dem Stachel ausgerüstete epigrammatische Lieder. Da wendet sich der Dichter gegen die Congreßpolitik und ihren „Sklavenhandel":

Hat man doch auf den Congressen
Seelen genug verkauft,
Hat zur Wohlthat die Finessen
Gnädigst umgetauft.

Und man wird noch wiederholen
Diese Wohlthat oft;
Denn es gibt noch manches Polen,
Wo man Theilung hofft.

Digitized by Google

Das Lied ist zu singen auf die Melodie: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen"; man sieht hieraus, wie oft schon in der Wahl der Melodie eine epigrammatische Pointe liegt. Dem Deutschen Bunde gehen die Lieder Hoffmann's stark zu Leibe. So heißt es im „Leoninischen Vertrag":

Weh dir, weh dir, mein Vaterland,
Der Bund, dein eigner Saul,
Hat dir gebunden jede Hand,
Geknebelt dir das Maul.

Das Gedicht „Auch ich bin in Arkadien geboren" stellt die eitle Poesie der fürstlichen Versprechungen und unserer Zustände überhaupt dar. Andere Gedichte wenden sich gegen die mangelhafte Volksvertretung, wie die „Kuhschnappelsche Volksrepräsentation", in welcher die einseitige Vertretung von Grundbesitz und Gewerbe angegriffen wird, während die geistigen Interessen leer ausgehen. Das Gedicht „Bundscheckig" lautet:

Wenn auch unsre Blüten starben,
Blieben uns die Farben doch,
Und es spielt in schönen Farben
Unser Deutschland immer noch.
Aber ach! wir sind betrogen
Um ein Zeichen schön'rer Zeit;
Denn es wird kein Regenbogen
Aus dem bunten Bundeskleid.

Gegen Titelkram und Ordensbettel, gegen das Zopfthum des Friedensmilitärs, welches in „Tragische Geschichten" und „Chinesisches Loblied" gegeißelt wird; gegen den Adel richtet sich eine große Zahl dieser Gedichte, deren Stoffe aber heutzutage kein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Theils legt man auf die hier angegriffenen Auszeichnungen im allgemeinen kein großes Gewicht mehr; theils hat die militärische Friedensidylle längst aufgehört und die Großthaten der deutschen Heere gehören der Geschichte an.

Ein größeres Recht auf Dauer dürfen diejenigen Lieder in Anspruch nehmen, welche nicht in Spitzen und Häckel auslaufen, sondern in denen eine warme patriotische Gesinnung wie in Einem Gusse ausströmt. „Deutschland, Deutschland über alles" gehört zu diesen Perlen, die mehr werth sind als die Campe'schen 4 Louisdor, oder Gedichte wie „Mein Vaterland":

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand!
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten, nur in Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit,
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf ich's Freund' und Feinde zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Wenn der Dichter aber damals in dem Gedicht „Eliaswagen" Deutschland „Europas fünfte Macht" und „das fünfte Rad am Wagen" nannte, wenn er mahnend ausrief:

Digitized by Google

Fünftes Rad, fürwahr du solltest
Ein Eliaswagen sein!
Fünfte Macht, wenn du es wolltest —
Und Europa wäre dein,

so hat er in seinem hohen Alter die Befriedigung erlebt, daß Germania in der That auf einem Triumph- und Eliaswagen einherfährt und Europa ihre Macht und Bedeutung anerkennt.

Von der vormärzlichen Wanderschaft Hoffmann's, auf der wir ihn bald im Kreise hanseatischer Vollbürger, bald bei dem demokratischen Alten vom Berge, dem Herbergsvater der politischen Opposition, Itzstein, auf seiner Rheingauvilla Hallgarten, bald bei dem jungen Grafen Reichenbach in Waldorf, bald bei mecklenburgischen Gutsbesitzern, bald auf größern Reisen sehen, können wir nur einige charakteristische Züge hervorheben.

Hoffmann ist auch insofern ein echter Deutscher, als es ihm nur im Vaterlande comfortabel ist. Im Jahre 1839 reiste er nach Frankreich und Paris. Zwischen Saône und Rhein wandelt ihn Heimweh an, dem er alsbald in einem Gedichte Ausdruck gibt:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinen Schatten, deinem Sonnenschein,
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein.

Die Fremde macht mich still und ernst und traurig;
Verkümmern muß mein frisches junges Herz.
Das Leben hier, wie ist es bang und schaurig,
Und was es beut, ist nur der Sehnsucht Schmerz.

Wie er es in Frankreich bang und schaurig findet, so imponirt ihm auch nichts in diesem Lande. Er zeichnet in seinem Tagebuch aus Paris auf: „Ich ging zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Straßen, Brücken, ich sah Louvre, Palais-Royal, Tuilerien, Quai Voltaire, Pont neuf, Place Vendôme u. s. w. Ich war wenig befriedigt, mir war, als ob ich alles das schon großartiger und schöner gesehen hätte."

Man mochte daher zweifelhaft sein, ob der Grafschaftsbesitzer Tenge, als er Hoffmann 1844 zum Reisegesellschafter für eine Reise nach Italien gewählt hatte, einen glücklichen Griff gethan. Wenn auch Hoffmann nicht gerade wie Nicolai die entomologischen Studien in den Wirthshäusern in erste Linie stellte, so sind doch seine Aufzeichnungen aus Italien sehr dürftig und seine Muse fand keine Anregung in Hesperien. Man vergleiche Goethe's „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" mit Hoffmann's:

Viel Esel auf den Straßen,
Viel Esel hier und da!
Fürwahr, das Land der Esel,
Das ist Italia!

und man wird dieser einzigen lyrischen Blüte aus Hoffmann's italienischer Reise das Zeugniß ausstellen müssen, daß sie ebenso duft-, glanz- und farblos ist, wie Goethe's Gedicht den ganzen Duft des Südens athmet, und daß Nicolai an dieser italienischen Poesie seine Freude gehabt hätte.

Kurz vor der Reise nach Italien hatte die bekannte Begegnung zwischen Hoffmann und Freiligrath in dem Gasthause Zum Riesen in Koblenz statt, von welcher der letztere Dichter singt:

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;

Digitized by Google

Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Freiligrath empfand damals das Schiefe seiner Stellung als „pensionirter Dichter". Hoffmann hatte ihm in dem Gedicht „Schweigethaler", das er dem neben ihm sitzenden „Hofpoeten" vorsang, arg zugesetzt. Der Dichter, der sich bereits in einem innern Wandlungsproceß befand, hatte die Sticheleien auf seine Pension nicht übel genommen. In seinem Glaubensbekenntniß zeigte er sich als Gesinnungsverwandten Hoffmann's, und in seinem „Ça ira" ging er weit über alles hinaus, was Hoffmann je gedichtet hatte.

Gegen einen andern gesinnungsverwandten Dichter, Dingelstedt, sang unser Dichter, als dieser in Stuttgart Hofrath geworden war, etwas gallige Fehde- und Spottlieder.

Ein Wandersänger wie Hoffmann war damals allen polizeilichen Chicanen ausgesetzt. Das badische Ministerium wollte ihn ausweisen; in Berlin wurde er 1844 durch die Polizei ausgewiesen. Die Veranlassung hierzu war ihm besonders empfindlich, weil sie seine Freundschaft zu den Gebrüdern Grimm trübte. Es war Wilhelm Grimm's Geburtstag, die Studenten brachten ihm einen Fackelzug. Hoffmann ist gerade zum Besuch bei den Gebrüdern Grimm anwesend; er neigt sich zum Fenster hinaus, der Fackelschein beleuchtet sein Gesicht, er wird erkannt und man bringt auch ihm ein Hoch! Dies genügt für die damals mit der höchsten discretionären Gewalt bekleidete Polizei ihn auszuweisen. Diese Angelegenheit gibt übrigens Veranlassung zu einer endlosen Zeitungspolemik. Den Brüdern Grimm mochte die Ablenkung der studentischen Begeisterung ebenso unwillkommen sein wie die ganze Demonstration zu Gunsten eines abgesetzten Professors, nachdem sie selbst erst vor kurzem wieder in regelmäßige Lebensbahnen eingelenkt waren. Sie gaben eine etwas vornehme Erklärung ab, in der sie die literarischen Verdienste hervorhoben, die Hoffmann willfährig geleistet habe, und bekannten, daß sie sein Schicksal bedauerten, diese Empfindung sie aber nicht verbinde, seine Meinungen und Handlungen zu vertreten und gutzuheißen. „Daß er uns diesmal wie ein ungelegener Gast kam und alle Freude störte, wird er selbst fühlen." Sie fanden es albern, daß man ihnen, auf solchen Anlaß hin, gleichsam die politische Gesinnung abfordere. „In den Qualm des Parteiwesens, von welcher Seite er aufsteigt, können wir nicht athmen." Fast alle liberalen Zeitungen griffen diese Erklärung mit der größten Heftigkeit an. Hoffmann's Name war wieder in aller Munde.

Man konnte es dem „gemaßregelten" Sänger nicht verdenken, daß er irgendwo in Deutschland Heimatrecht gewinnen wollte, um vor der polizeilichen Willkür gesichert zu sein. Es gelang ihm dies in Mecklenburg, und zwar in einer Art und Weise, welche auf die patrimonialen Zustände dieses Landes ein komisches Streiflicht wirft. Schon war der Bürgermeister Born in Brüel, einem kleinen mecklenburgischen Städtchen, bereit, Hoffmann von Fallersleben das Bürgerrecht zu verleihen, als er noch zur rechten Zeit von der Regierung verständigt wurde, daß eine solche Verleihung höhern Orts misfällig aufgenommen werden würde. Da nun in Mecklenburg jede Stadt und jedes Dominium und jeder Ritter das Recht hat, jemand das Heimatsrecht zu ertheilen, so nahm ihn der Rittergutsbesitzer Dr. Schnelle unter seine „ritterschaftlichen Hintersassen" auf, und ertheilte ihm durch einen Heimatsschein das Heimatsrecht in seinem Gute Buchholz (1845). Einige Standesgenossen des Dr. Schnelle konnten nicht begreifen, wie derselbe dazu gekommen, einen Menschen in sein Gut aufzunehmen, den er zu nichts gebrauchen könnte, ja sogar noch unterhalten müßte, wenn er in seinem Nichtsthun alt und hinfällig werde. Auf solche Bedenken erwiderte ein Witzkopf: „Der Hoffmann ist Kuhhirt, hat aber im Sommer einen Stellvertreter." Auch Glaßbrenner machte in seinem „Berliner Guck-

Digitized by Google

kasten" hierüber recht artige Bemerkungen; auf einem Bilde präsentirte sich „der wendische Kuhhirt Hoffmann von Fallersleben, wie er eben auf Dr. Schnelle's Gut bläst, daß es in Mecklenburg Morgen wird", und auf die Anfrage eines Jungen, ob er dies denn auch verstehe, entgegnet der Guckkästner: „O ja, er hat schon früher das Rindvieh recht gut behandelt."

Während Hoffmann in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, aus welchem Staat er ausgewiesen wurde, und anderwärts umherwanderte, seine Lieder sang, Ständchen und Hochs erhielt, ebenso Geldunterstützungen jeder Art selbst aus Norwegen, zog sich das politische Ungewitter über Europa immer dichter zusammen, bis es im Februar und März 1848 zu gewaltsamem Ausbruch kam. Damit war die Zeit der Demonstrationen und all der andern Plänkeleien der sogenannten „Gesinnungstüchtigkeit" vorüber, die politische Lyrik konnte gehen, sie hatte ihre Arbeit gethan; die Radicalen auf den Deputirtenbänken und den Barrikaden standen im vollen Licht; die Dichter traten in tiefen Schatten und die Lyrik Hoffmann's besonders war mit Einem Schlage zum alten Eisen in die Rumpelkammer geworfen. Die interessante Glanzepoche seines Lebens war vorüber, und wir können über seine weitern Schicksale hier nur kurz berichten.

Das Revolutionsjahr 1848 rehabilitirte ihn in Preußen und seitdem wurde ihm das gesetzliche Wartegeld als Pension zutheil. Er verheirathete sich 1849 und lebte bis zum Jahre 1854 am Rhein, anfangs in Bingerbrück, später in Neuwied, bis er 1854 nach Weimar zog, wo er mit Schade das „Weimarische Jahrbuch" (1854—57) herausgab. In Weimar verkehrte er viel mit Liszt, der schlichte Wandersänger mit dem glänzenden Wandervirtuosen, der Zukunftsdichter außer Diensten mit dem Zukunftsmusiker, dessen Stern damals im Steigen war. Er improvisirte noch manches Gelegenheitsgedicht, doch seine Hauptthätigkeit war der deutschen Sprach- und Literaturforschung zugewendet; er gab die „Findlinge" (2 Thle., 1859—60) heraus, und von ältern Schriftwerken den „Theophilus" (2 Bde., 1853—54); er veranstaltete neue Auflagen seiner deutschen Liedersammlungen: „Unsere volksthümlichen Lieder" (2. Aufl., 1859); „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts" (2 Thle., 2. Aufl., 1860), „Niederländische Volkslieder" (2. Aufl., 1856).

Im Jahre 1860 ernannte ihn der Herzog von Ratibor zu seinem Bibliothekar auf Schloß Korvei an der Weser, und hier hatte er wieder ein Asyl gefunden, wo er seinen Lieblingsneigungen ungestört folgen und seine bibliothekarische Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. Hier unter Büchern und alten Drucken, in einer anmuthigen Gegend an der Weser, fand er ein wohnliches Daheim, und die deutsche Literatur mag dem schlesischen Herzog Dank wissen, daß er dem alternden Dichter eine solche Stätte bereitet hat. Hier benutzte er die Muße, neben seinen Studien sich in eine Vergangenheit zu vertiefen und gab seine bereits obenerwähnte Biographie heraus. Hoffmann hatte als echter Sammler und Bibliothekar alles auf ihn Bezügliche aus der vormärzlichen Publicistik zusammengestellt, und diese Masse von Zeitungsausschnitten und Zeitungsartikeln gab seiner Autobiographie einen allzu bedeutenden Umfang und machte sie für das unterhaltungsbedürftige Lesepublikum fast ungenießbar. Auch übte der Autor keine spätere Kritik an der hamsterartig zusammengetragenen Stofffülle, und so blieb viel Veraltetes, ohne Erläuterung und Modification stehen, wie z. B. die unerquickliche Zeitungspolemik gegen Gutzkow. Gleichwol ist das Werk immerhin, wie erwähnt, eine „Fundgrube" für die Charakteristik der „vormärzlichen" Epoche, die für die Erinnerung der Gegenwart weit mehr verschollen ist, als man im allgemeinen glaubt.

Noch einmal sattelte Hoffmann in der alten Benedictinerabtei Korvei den Hippogryphen zum Ritt in das „alte romantische Land" der politischen Lyrik und gab seine

Digitized by Google

„Streiflichter" (1877) heraus. Es ist interessant, die Ansichten des fünfundsiebzigjährigen Dichters mit denjenigen seiner politischen Sturm- und Drangperiode zu vergleichen, die er allerdings in seinen besten Mannesjahren durchmachte. Da finden wir die alte Opposition gegen Orden — Hoffmann hatte indeß selbst einen niederländischen, belgischen und österreichischen erhalten — gegen Titel, gegen den Adel, gegen die Hofpoeten u. s. f. Daneben regt sich der Germanist und setzt die deutschen Musiker zur Rede, daß sie alle ihre Werke französisch tituliren:

Als wäre hinterdrein auch die Musik
Bestimmt nur für die grande nation
Und solche, die parler français verstehen.

Er geißelt die Fremdwörtersucht, die Affenschande, welche das erste Volk der Welt jahrhundertelang mit Griechisch und Latein treibt:

Wir müssen Griechisch lernen und Latein,
Und wer's nicht kann, kann werden kein Student,
Einjähriger sogar auch nicht einmal;
Er kann nicht sterben für das Vaterland,
Wenn er nicht Griechisch und Latein versteht.

Die Universitäten erscheinen ihm nur als Kasernen für den höhern Staatsdienst, für die Bureaukratie:

Die Schul' und Universität ward längst
Nur für den Geist zu einer Zwangsanstalt
Und gibt der leid'gen Mittelmäßigkeit
Ein Privilegium für Kirch' und Staat.

Ueber Mode, öffentliche Meinung, Lehrfreiheit, Kleinstädterei, Sängerfeste, bei denen der Dichter früher oft gefeiert wurde, finden sich allerlei satirische Streiflichter; der Dichter rühmt die Kindergärten und erklärt sich gegen den Socialismus, indem er „die Arbeiterfrage keine Frage" nennt. Es ist dieselbe mäkelnde, ziemlich harmlose Satire der „Unpolitischen Lieder", aber ohne den Guß melodischer Formen, ohne poetischen Duft, ohne strophischen Zusammenhalt, selbst ohne Reim; es sind die Jamben des Archilochos und des Schefer'schen „Laienbrevier"; aber es ist dabei die baarste und nüchternste Prosa ohne jeden poetischen Hauch.

Hier in Korvei starb Hoffmann am 29. Jan. 1874, nachdem er wenige Tage vorher vom Schlage gerührt worden war, eines sanften Todes. Imposant war sein Leichenbegängniß; die Kinder des evangelischen Petristiftes, die Schüler des königlichen Wilhelmsgymnasiums zu Höxter, die obere Klasse des holzmindener Gymnasiums, die Liedertafel „Germania" und die Baugewerkschulen aus Holzminden und Höxter, jene 800, diese 300 Personen stark, hatten sich eingefunden, ebenso die Offiziere des 6. westfälischen Infanterieregiments Nr. 55, dessen Musikcorps die Leichenfeier verherrlichen half. Am Sarge Hoffmann's sprach in dessen Wohnung Ernst Scherenberg einen dichterischen Nachruf, auf dem Kirchhof der Superintendent Beckmann.

Ueber die Bedeutung Hoffmann's als Germanisten werden die Fachgelehrten sich aussprechen; er war mit den Grimm befreundet, die seinem Verdienst Anerkennung widerfahren ließen, er hat mit Haupt zusammen gewirkt und Zarncke schloß sich als Student an ihn an. Jedenfalls war er einer der eifrigsten Forscher und Sammler auf diesem Gebiete.

Als Dichter hat er einige Lieder von bleibendem Werth gedichtet, die ihn überleben

Digitized by Google

werden, sowol auf dem Gebiet der patriotischen als der stillen Lyrik, und bleibt in seinem vormärzlichen Wirken und Wesen eine der originellsten Erscheinungen des deutschen Parnasses, dessen Insassen mehr und mehr einem physiognomielosen Nivellement zu verfallen drohen. Schließen wir daher das Charakterbild mit einer Strophe aus Scherenberg's schwunghaftem poetischem Nachruf:

Und du fielst! — Aus deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab!
Unsre letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab.
Aber dann — wie Donner hall' es,
Steig' empor zum Sternenzelt:
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles auf der Welt!

Digitized by Google

Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873.

Von

Wilhelm Hamm.

I.

Die Weltausstellungen, vergleichende Nebeneinander der productiven und industriellen Leistungen aller Völker des Erdbodens, sind Kinder der neuesten Zeit. Die Idee derselben, zuerst vom Prinz-Regenten Albert von England aufgegriffen, ist gerade ein Vierteljahrhundert alt; seitdem haben deren fünf stattgefunden, zwei zu London, 1851 und 1862, zwei zu Paris, 1855 und 1867 (die verunglückte zu Neuyork im Jahre 1853 nicht mit eingerechnet), endlich eine 1873 zu Wien. Sie haben nicht alle den gleichen Charakter, auch nicht denselben Erfolg gehabt. Hinsichtlich des letztern steht die erste von 1851 unerreicht da; kein Wunder, sie vereinigte in dem Krystallpalast des Hydepark, welcher selber der Ausgang einer ganz neuen Architektur gewesen ist, die aufgehäuften Errungenschaften einer langen Zeitperiode, während die spätern zu rasch aufeinanderfolgten, um jedesmal viel Unbekanntes zu bringen oder die Entwickelung einer eingeschlagenen Richtung deutlich vor Augen zu stellen. Will man die frühern Weltausstellungen charakterisiren, so spricht man zugleich das Urtheil über ihre Wirkung. Diese war bei der ersten fast in allen Zweigen der gewerblichen Thätigkeit fühlbar; wie sie der Markstein einer neuen Zeit für die Bodencultur gewesen ist, so schreibt sich auch von ihr der Aufschwung der Technik her, welche dort eine Lehrmittelsammlung gefunden hatte, wie sie noch niemals beisammen gesehen worden war. Die zweite Weltausstellung, zu Paris, hat das Kunstgewerbe auf das Piedestal gehoben, welches es jetzt schon so würdig einnimmt; sie hatte zugleich mit Glück den Versuch gewagt, auch die eigentliche schöpferische Kunst in den Wettkampf der productiven Thätigkeiten hereinzuziehen, und man ist seither bei dieser Erweiterung des ursprünglichen Planes geblieben. Auf der dritten, zu London 1862, trat die Urproduction in den Vordergrund, neben ihr der vielgliederige Apparat der Wissenschaft und das Kriegswesen. Im Jahre 1867 trachtete Pairs mit der vierten Weltausstellung alle vorhergegangenen glänzend zu überbieten, namentlich auch durch ein neues, sinnreich erdachtes und praktisch bewährtes System der Gruppirung von Erzeugnissen und Ländern. Der weite Raum des Marsfeldes bot nicht allein dem ungeheuern Rundbau der eigentlichen Ausstellung, sondern auch einer großen und bunten Zahl von Annexen und besondern Etablissements genügendes Feld; hier trat auch zum ersten mal die Gartenkunst in ihr Recht, während der Landwirthschaft die Insel Billancourt als Domäne angewiesen war. Das System dieser Schau war bekanntlich

Digitized by Google

dahin gerichtet, die Entwickelung des menschlichen Geistes in den Producten seiner Arbeit von den Uranfängen bis zur höchsten Kunstleistung zu zeigen, und darin zugleich die Tiefe des Wissens und Könnens der einzelnen Nationen. Leider ward dieses würdige Ziel nicht ganz erreicht, zum Theil wurde es vereitelt durch den gezwungenen Ausschluß eines Welttheils von der Concurrenz. Die fünfte und jüngste Weltausstellung wollte alle Ziele ihrer Vorgängerinnen wie in einem Brennpunkte vereinigen, und daneben noch zwei früher vernachlässigte Richtungen cultiviren: das häusliche und das intellectuelle Leben der Völker. Inwiefern ihr dies gelungen ist und welche Erfolge man von ihr erwarten darf, wird die übersichtliche Darstellung in den nachfolgenden Blättern zu zeigen trachten. Wir können und dürfen dabei nicht allzu sehr in das Einzelne eingehen, möchten jedoch betonen, daß wir nur nach eigenem Sehen und Prüfen berichten, aber in der glücklichen Lage sind, mehr von dieser Weltausstellung gesehen zu haben als die meisten. Wir haben ihrer Geburt hülfreich zur Seite gestanden, sie während ihres Lebens Tag für Tag gepflegt, haben ihren letzten Athemzug gehört, und sind bei ihrer Section thätig gewesen; also kennen wir sie von innen und außen.

Schon lange war die Rede davon gewesen, eine Weltausstellung nach Wien einzuberufen. Dem bedenklichen Umstande der Binnenlage hielt die Nähe des Orients und der lebhafte Verkehr Oesterreichs mit demselben die Wage; außerdem war es ein hochwichtiges und lehrreiches Experiment an und für sich, die gewaltigen Verkehrsmittel des Festlandes auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen; endlich war die Stadt wohl geeignet zur Aufnahme und Fesselung eines lebhaften Zuzugs von Fremden. Anfänglich fand die Idee nur Anklang bei einigen auf frühern Weltausstellungen geschulten Ordensjägern; durch deren Kanäle faßte sie Posto zuerst bei dem Niederösterreichischen Gewerbevereine, sodann unter der Einwirkung der brillanten geschäftlichen Hausse bei der Kaufmannschaft, zuletzt bei der Regierung, welche nur zögernd sich die Hand zu bieten entschloß, nachdem eine ihr genügend dünkende Garantie geschaffen worden war. Frischer und entschiedener griff der Hof zu; insbesondere gewann der Kaiser Vorliebe für den Plan, und hat denn auch kein Opfer, selbst nicht penible persönliche Mühewaltung gescheut, um denselben in glänzender Weise zur Verwirklichung zu bringen. Ueberhaupt — dies sei beiläufig gleich hier erwähnt — zeichnete sich die wiener Weltausstellung vor allen andern aus durch die großartige Betheiligung des Monarchen und seiner Familie, welche nicht einen Augenblick erlahmte, auch, wie wir gleich sehen werden, allein das Unternehmen ermöglichte. — In die ersten Vorbereitungen zur Gründung des Werkes brach der Deutsch-Französische Krieg eine schreckhafte Bresche. Selbst nach seiner raschen Beendigung war es längere Zeit hindurch Frage, ob es rathsam sei, in solchen Zeiten des Völkerhaders Friedensfeste zu feiern. Allein die Idee hatte schon zu fest in den Köpfen und Gemüthern Wurzeln geschlagen, Wien träumte vom Regen fremden Goldes, das Land von Wiederherstellung der Valuta; der Damm war längst gebrochen, ein Einhalt kaum mehr möglich. So entschloß man sich denn rasch, und das war gut. Die maßgebenden Kreise glaubten den rechten Mann zur Inscenirung und Leitung des Unternehmens in der Person des Kanzleidirectors des Generalconsulats zu Paris, Baron von Schwarz-Senborn, gefunden zu haben, der, eben wegen seiner Verdienste um die Landesangehörigen unter dem Régime der Commune in den Freiherrenstand erhoben, rasch noch zur Vergrößerung des Nimbus zum Wirklichen Geheimrath mit dem Prädicat „Excellenz" ernannt wurde. Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaisers, übernahm das Protectorat; Erzherzog Rainer, sein Vetter, das Präsidium der Weltausstellung, und im Herbst des Jahres 1871 konnte zum Abschluß der Präliminarien geschritten werden.

Eine der wichtigsten Bedingungen, die Wahl des Platzes, sollte alsbald in zufrieden

Digitized by Google

stellendster Weise entschieden werden. Der Kaiser verwilligte dazu mit großer Liberalität den Prater, der, eine kaiserliche Domäne, bekanntlich unmittelbar vor den Thoren Wiens einen Park bildet, wie ihn wol keine andere Großstadt in solcher Naturwüchsigkeit, Waldfrische und Ausdehnung besitzt. Man muß wissen, was dieser Entschluß gekostet hat, wenn man bedenkt, daß ihm zufolge Tausende von uralten Bäumen haben fallen müssen, die der Stolz des Besitzers und der Anwohner waren; heute noch verzeiht mancher alte Wiener der Weltausstellung nicht den „Mord der Waldriesen". Das Terrain war zu seinem Zwecke wie geschaffen. Ganz nahe der Stadt, der Donau, der Nord- und der Staatsbahn, bot es schon bezüglich des Verkehrs die größten Vortheile; außerdem war seine Lage mitten im Schatten des Forstes, umgrünt von satten Wiesen, dicht an den belebtesten Spaziergängen und an jenem Sammelsurium von Belustigungsorten, welches den altgewohnten Volksnamen „Wurstelprater" nach seiner gänzlich vollzogenen Umgestaltung heute nur mit Unrecht führt, so eigenartig reizend, daß man nicht besser hätte wählen können. Allerdings waren viele Schwierigkeiten zu besiegen, allein sie waren nicht unüberwindlich und die Kräfte dazu vorhanden. Armeen von Arbeitern rückten heran, unter ihnen hervorragend das Pioniercorps, welches das Reichskriegsministerium bereitwillig zur Verfügung stellte. Die Rüstungen und Vorarbeiten erstreckten sich aber nicht blos auf die über 260 Hektare umfassende Ausstellungsarea selbst, sondern auf die ganze Umgegend. Namentlich die Stadt Wien that Erstaunliches. Neue Brücken wurden geschlagen; zahlreiche Straßentracte eröffnet; das Netz der Pferdebahn erweitert; die Gebäude, darunter viele riesige Gasthöfe, stiegen wie Pilze aus der Erde; überall wurde gepflastert, planirt, verschönert. Die Handwerker hatten alle Hände voll zu thun; trotz des massenhaften Einwanderns auswärtiger Gehülfen stiegen die Löhne von Woche zu Woche; die Leute wußten gar nicht mehr, was sie fordern sollten; dennoch wurde rastlos fortgerüstet und fortgebaut; das Geld dazu war ja vorhanden.

Die Generaldirection der Weltausstellung hatte mittlerweile ihr Ministerium und dessen Dienst organisirt. Ihr Chef, Baron Schwarz, war mit absoluter Machtvollkommenheit bekleidet und herrschte mit souveräner Rücksichtslosigkeit. Er mußte dies vielleicht; leider vergriff er sich öfters, namentlich in der Wahl seiner Unterstaatssecretäre und Rathgeber. Dagegen hatte er einen überaus tüchtigen Architekten, Hasenauer, an der Seite, dem ein großer Theil des Erfolgs vorzugsweise zu danken ist. Auf dem Platze selbst wurde gleichzeitig ein militärischer und polizeilicher Sicherheitsdienst eingerichtet, namentlich auch gegen etwaige Feuersgefahr. In letzterer Beziehung wurde in der That Bewundernswerthes geleistet. Niemals in der Welt ist vorgekommen, was in der schlimmen Nacht des 2. Aug. geschah, als das elsässische Bauerhaus lichterloh brannte, ohne daß die leckenden Flammen den 6 Fuß davon entfernten, ganz aus Holz bestehenden Pavillon des österreichischen Ackerbauministeriums mit seinen unersetzlichen Schätzen erheblich beschädigten; er wurde nur gerettet durch die prompte Thätigkeit der Feuerwehr des Platzes. Dem Generaldirector sollte zur Seite stehen eine große Generalcommission, deren zahlreiche Mitglieder mehr aus Courtoisie als aus andern Gründen erwählt worden waren; glücklicherweise kam sie niemals ins Gefecht, wurde nicht gefragt und war schon vor der Eröffnung vergessen. Dagegen hatten sich auf directe Anregung hin sowol in den einzelnen Kronländern Oesterreichs als auch überall im Auslande besondere Landescommissionen gebildet zur Aufnahme der außerordentlich reichlich zufließenden Anmeldungen, sowie überhaupt zur Arrangirung der betreffenden Gruppentheile. Selbst aus den entferntesten Staaten gingen die Beitrittserklärungen so zahlreich ein wie noch niemals zuvor.

Mit Energie wurden die Bauten in Angriff genommen. Ihren Mittelpunkt bildete der große Industriepalast, nach dem sogenannten Fischgrätensystem construirt, wobei von einer langen, aus Osten nach Westen streichenden Haupthalle gegenüberstehende Galerien

Digitized by Google

nach Nord und Süd ausgingen, während ein kolossaler Rundbau als Centrum sich erhob. Dieser, die vielbewunderte und vielgeschmähte Rotunde, war in der That ein Meisterwerk, würdig des Unternehmens, dem es dienen sollte. Den Entwurf dazu hatte der bekannte britische Ingenieur Scott Russell geliefert; er mußte aber im Ingenieurbureau der Weltausstellung gänzlich umgeändert werden, wobei sich herausstellte, daß der erstere etliche 80000 Ctr. Eisen zu wenig berechnet hatte. Denn aus Eisen wurde der riesige Bau vorzugsweise hergestellt, und dieses lieferten die Harkort'schen Werke zu Harkorten in Westfalen, nachdem kein österreichisches Etablissement die Uebernahme gewagt hatte. Die Rotunde der wiener Weltausstellung ist das größte Bauwerk seiner Art; ihr Durchmesser sowol wie ihre Höhe überragen die von Sanct-Peter in Rom bei weitem; ersterer beträgt 135, letztere 105 Meter. Ihre Construction ist, von außen gesehen, nicht gerade schön zu nennen; man hat sie mit einer riesigen Butterbüchse verglichen, deren konischer Deckel statt des Knopfes einen cylindrischen Aufsatz hat, die sogenannte Laterne. Auf der Spitze prangt die goldene Kaiserkrone; um deren Größe zu veranschaulichen, genügt die thatsächliche Angabe, daß die blaue Glasperle, welche ihren Scheitel ziert, dreiviertel Eimer Bier faßt; ein Maß, welches am Tage der Krönung des Gebäudes durch mehrmaliges Füllen und Leeren sorgfältig constatirt wurde. Die gesammte Länge des Industriepalastes beträgt 925, seine Breite 180 Meter, von einem Ende der Quergalerien zum andern gemessen. Der letztern sind es im ganzen 32; das Raumbedürfniß nöthigte jedoch, die sie trennenden Höfe bis auf drei zu überbauen, sodaß hierdurch der ursprüngliche Plan der Eintheilung eine wesentliche Aenderung zu seinem Nachtheile erlitt. Um den Kern dieses kolossalen Hauptgebäudes krystallisiren sich die übrigen Bauten, deren es im ganzen etwa 160, darunter verschiedene von ebenfalls gewaltiger Ausdehnung, gewesen sind. Wir werden dieselben im einzelnen kennen lernen.

Die Eisenbahnen, welche nach der Hauptstadt Wien führen, hatten eine außerordentliche Aufgabe zu bewältigen, als der Zeitpunkt des Einlangens der Ausstellungsobjecte in den ersten Monaten des Jahres 1873 gekommen war; sie entsprachen derselben jedoch in anerkennenswerther Weise. Schienenstränge durchzogen das ganze Gebiet der Ausstellung; aus allen Ländern waren geschulte Arbeiter eingetroffen, die Marine hatte ihre kräftigsten Matrosen zur Verfügung gestellt; es arbeiteten täglich 20000 Menschen am Aufbau und der Möblirung dieser ephemeren Stadt. Am frühesten waren die Briten eingetroffen, deren Geschicklichkeit sich wiederum auffallend geltend machte; sie hatten zuerst unter allen Völkern ihre Gegenstände aufgestellt, wie sie dieselben auch später am schnellsten wieder ausräumten. Deutschland machte sich vor allem geltend durch die Massenhaftigkeit, mit der es auftrat; Frankreich war, wie es schien, nicht recht in seinem Element und kam langsam vorwärts, durfte sich aber mit vielen andern trösten, die noch weit hinter ihm zurückblieben. Darunter machte insbesondere Nordamerika von sich reden; im Schoße seiner Commission war die bekannte Corruption der dortigen Geldmacherei aufgetreten, sodaß der Erfolg seiner Ausstellung, welche, nebenbei gesagt, sehr viel zu wünschen übrigließ, sogar eine Zeit lang in Frage gestellt war. Auch in der Künstlerwelt waren Mishelligkeiten ausgebrochen, die nur schwierig beigelegt wurden. Endlich hatte sich auch das Unternehmen so fabelhaft großartig entwickelt, daß die dafür ausgeworfenen Millionen sich wie Rauch verflüchtigt hatten, ehe es nur zwei Drittheile seiner Vollendung erlangte; nur nach ernsten Kämpfen acceptirte der Reichsrath das fait accompli und fernere Verwilligungen.

Trotz aller dieser Hemmnisse fand die feierliche Eröffnung der Ausstellung, wie vorher bestimmt, prompt am 1. Mai statt. Von einem Fertigsein konnte nicht die Rede sein, im Gegentheil, überall stieß das Auge noch auf leere Räume, auf halbvoll-

Digitized by Google

endete Gebäude, auf ein Chaos von vollen und leeren Kisten; wurde doch bis tief in den Juli hinein noch gebaut und aufgestellt. Zwar bedurften auch alle frühern Weltausstellungen an ihrem Eröffnungstage der Maskirung; so weit im Rückstand war aber doch keine geblieben wie die wiener; freilich hatte auch keine deren enorme Ausdehnung, deren grandioses Ensemble nur annähernd erreicht. Die Feier fand statt in der noch völlig leeren Rotunde, deren Dimensionen auf die 22000 Anwesenden einen tiefen Eindruck machten. Sonst war nicht viel Weihevolles dabei. Gesang und Musik verloren sich, gleich den gesprochenen Worten, in dem ungeheuern Raume; dagegen machte das farbige Gewühl aller Uniformen und Nationaltrachten der halben Welt einen brillanten Eindruck. Der Kaiser, von hohen Gästen umgeben, nahm die Kundgebungen von seiten des Protectors, des Präsidenten, Generaldirectors, des Ministerpräsidenten und des Bürgermeisters der Stadt Wien huldvoll entgegen und inaugurirte darauf durch einen kurzen Rundgang das fertige, aber unvollendete Werk. Trotz der schwunglosen Eröffnungsfeier war die Ausstellung dennoch außerordentlich in der allgemeinen Meinung gestiegen, seitdem Tausende zum ersten mal ihre großartigen Anlagen in sich aufgenommen hatten.

In der That war der Eindruck, den man beim Betreten derselben empfing, ein in jeder Hinsicht blendender, überraschender, freilich nur, wenn man den Platz von der Südseite aus betrat, während die Eingänge von Westen her, welche vermöge der Communicationseinrichtungen von den meisten Besuchern gewählt wurden, keineswegs den grandiosen Anblick der erstern darboten, daher stets das anfängliche Gefühl der Enttäuschung hervorriefen. Das Südportal führte zwischen luftigen Galerien zunächst auf den großen Freiplatz unmittelbar vor der Rotunde, zu welcher eine Doppelallee hochstämmiger, schattenreicher Kastanien geleitete, die ein Jahr vorher als alte Bäume hierher überpflanzt wurden und von welchen kein einziger eingegangen war — ein wirklicher Triumph der Landschaftsgärtnerei. Zu beiden Seiten breiteten sich prächtig gehaltene Rasenplätze aus, coupirt von Blumenteppichen und Boskets seltener Gewächse; acht große Bassins in Cement, mit Schwänen bevölkert, brachten lebendige Abwechselung in das Bowlinggreen, namentlich durch die riesigen Fontainen, die von einer Dampfmaschine getrieben, ihre figurirten Strahlen hoch in die Luft schleuderten. Hier und da hob sich malerisch eine Gruppe uralter Eichen, Ahorne oder Pappeln, geschonte und mit Geschmack benutzte Ueberbleibsel des alten Praters, aus dem Grün der Parterres; man hatte anfangs in Nachahmung des Krystallpalastes im Hydepark die Idee gehabt, auch einige solcher Baumriesen im Innern der Rotunde stehen zu lassen, mußte aber davon abkommen, als man gewahrte, daß sie hier nicht gedeihen wollten. Ein großes Rondel schließt den Haupteingang, die Kaiserallee, von dem Platze vor dem Industriepalast ab, zu welchem eine breite, von monumentalen Löwen bewachte Treppe führt. Hier kreuzt sich die schöne, von Westen nach Osten leitende Elisabeth-Avenue mit der Kaiserallee; sie war die schönste Straße des Ausstellungsparks, eingefriedigt von den glänzendsten Nebengebäuden, zum Theil im dichten Schatten des alten Waldes. Von hier war der Blick ein wahrhaft imposanter; er erinnerte an die Place de la Concorde am Eingange der Champs-Elysées in Paris, war aber viel freier, weitreichender, und bot ein wechselvolleres, belebteres Bild. Einen würdigen Abschluß erhielt dasselbe durch das reiche Portal der Rotunde, in dessen Ornamentirung Architektur, Bildhauerkunst und Malerei sich überboten hatten. Den außerordentlichen Eindruck, welchen diese Vereinigung der Künste, des Geschmacks und der geschickten Benutzung vorhandener Mittel erzielte, hat keine frühere Ausstellung nur entfernt zu bieten vermocht; es ist sogar zu bezweifeln, daß jemals und irgendwo etwas Aehnliches existirte.

Um durch den vollen Ueberblick rasch zur Orientirung zu gelangen, bestiegen die Besucher gewöhnlich zuerst die Kuppel der Rotunde, eine Uebung, in der wir ihnen folgen wollen. Es mußten dazu in einem Nebenhofe besondere Karten gelöst werden, mit welchen

Digitized by Google

man Zulaß fand, um entweder mittels einer Wendeltreppe oder eines Aufzugs emporzugelangen, welche beide in den gemauerten Hohlsäulen im Westen und Osten angebracht waren, die das Dach trugen. Den ersten Ruhepunkt gewährten die Aufgänge bei der Galerie, welche unmittelbar unter der Kuppel das Innere der Rotunde umläuft. Hier erst konnte man deren außerordentliche Dimensionen recht ermessen. Wie Ameisengewühl sah das Wogen der Menschenmassen tief da unten aus, wie Maulwurfshügel erschienen die Monumente, deren Größe man, vor ihnen stehend, bewunderte. Prächtig hob sich, von dem Lichte der völlig verglasten Laterne des Gipfels überstrahlt, das innere Zeltdach der Kuppel in die schwindelnde Höhe; es war gebildet aus Juteleinwand, deren mattgelber Grund die daraufgemalten schwebenden Victorien schön zur Geltung brachte; selbst von dem erhöhten Standpunkt aus erschienen sie höchstens von Menschengröße, während sie doch diese sechsmal überragten. Von der innern Galerie aus tritt man in das Freie, man wandelt über Stege und Wendeltreppen auf dem äußern Zinkdach der Rotunde, das sonderbarerweise in tiefe Kästen eingetheilt ist, welche Bedenklichkeiten wegen Ansammlung der atmosphärischen Niederschläge wach rufen müssen. Da man rings von weitgedehnten Flächen umgeben ist, erreicht man schwindelfrei die Galerie, welche die Laterne, den höchsten Aufsatz des Gebäudes, umgibt. Welche Rundschau — sie ist eine der imposantesten, die man sehen kann. Die ganze Stadt Wien mit ihren zahlreichen Vororten, die waldigen Vorsprünge des Mittelgebirges bis zu den Alpen des Sonnwendsteins und des Schneeberges, die prägnanten Höhen des Kahlenberges und Leopoldsberges, die weithinleuchtenden Stiftsgebäude von Klosterneuburg, der Bisamberg, die Ebenen des Marchfeldes bis zu den Mannhartsbergen, der Schloßberg bei Preßburg, in blauer Ferne die Karpaten, dazwischen das breite Silberband der Donau mit ihren zahlreichen Nebenarmen und Wildwassern, durch die deutlich erkennbaren Arbeiten der Regulirung im Augenblicke eher vermehrt als vermindert — alles dies vereinigt sich zu einem Panorama, wie es nur selten in gleicher Mannichfaltigkeit geschaut werden kann. Stundenlang könnte man hier oben verweilen, ohne Ermüdung, um es zu studiren bis ins Einzelne, unterstützt durch die aufgepflanzten großen Fernrohre. Allein uns gilt es zunächst, eine getreue Uebersicht der einzelnen Objecte oder Etablissements des Ausstellungsplatzes zu gewinnen. Zuerst fällt der Blick auf das fast unendliche Dach zu unsern Füßen, welches den Industriepalast deckt und dessen Construction deutlicher hervortreten läßt als jede andere Betrachtung. Dann richtet er sich nach Süden, von wo wir eingetreten sind. Zwei bedeutende Bauten fesseln ihn hier zu allernächst; links der Kaiserpavillon, für den Monarchen und seine Gäste als Pied à terre bestimmt, ein edel zierliches Werk der Renaissance, inwendig mit einfach kostbarem Luxus wahrhaft vornehm ausgestattet, und zwar nur durch inländische Kunst und Industrie, welche es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Kaiser mit der gesammten Einrichtung ein Geschenk zu machen; rechts, in correspondirend obliquer Stellung, erhebt sich der Pavillon der Jury, in welchem die Bureaux der Preisrichter und der Versammlungssaal der Congresse sich befinden, letzterer mit Meisterwerken der Malerei und einem pariser Lustre von seltener Pracht geschmückt. Dahinter, senkrecht auf das Südportal stoßend, befinden sich die mit Vordächern und Säulengängen umgebenen Kanzleien der Generaldirection, das Postamt, die Zollämter, die Staats- und Privattelegraphenstationen. Gedeckte Galerien aus zierlichem Holzsparrenwerk rahmen diesen Theil des Platzes derartig ein, daß man trockenen Fußes nach allen Hauptgebäuden der Ausstellung wandern kann.

Im Südwesten, zunächst dem Eingange der Elisabeth-Avenue, fällt der Blick auf eine Gruppe von Etablissements, welche der Erfrischung der Besucher gewidmet sind. Die amerikanische Restauration des Mr. Kune, eines betriebsamen Reporters des „New-York Herald", die bürgerliche und die Actienbrauerei des weitbeliebten pilsener Bieres machen

Digitized by Google

sich hier den Rang streitig; idyllisch erhebt sich auf ihrem Kellerhügel eine ungarische Czarda, wo der Saft der Reben von Tokay und Menes, von Erlau und Szomlau fließt, während behende Zigeuner sinnverwirrende Klänge der Geige und des Cymbals ertönen lassen. Dort eine neuweltliche Trinkhalle, wo die hundertlei Schaumgetränke der erfinderischen Yankees aus Schilfrohren geschlürft werden; hier die freundliche Schweizerconditorei, wo die hübschesten Dirnen aller Cantone in den kleidsamen Nationaltrachten Absynth, Iva, Vin de Glace und Kaffee serviren, daneben der Heller'sche Spieldosensalon. In maurischem Stil und dennoch bescheiden steht der Pavillon Spaniens unter deutschen Ulmen; zur Seite präsentirt sich das portugiesische Schulhaus. Das Hauptgebäude dieser Zone ist der geschmackvolle, von einer breiten Galerie umgebene Pavillon der Zeitung „Neue Freie Presse", in welchem sich allnachmittäglich die Menge drängt, um zu sehen, wie die großartige, von hydraulischer Kraft getriebene Schnellpresse neuester Erfindung in jeder Secunde acht sechzehnseitige Bogen auf einmal druckt, beschneidet, zusammenfalzt und fertig dem Leser in die Hände liefert. Ein paar Schritte davon bietet eine glutaugige Tochter Andalusiens in buntem Kiosk Proben der edeln Weine von Xeres, Malaga, Alicante, Cariñena, zum Kosten. Wer aber vaterländischen Trank vorzieht, der eilt in die räumige, wohlbeschattete Halle der Liesinger Bierbrauerei, wo immer das „Krügel, frisch vom Eis" und die „Frankfurter mit Kren" seiner harren. Auch eine französische Restauration fehlt nicht, sie verdeckt den in einem wahrhaft tropischen Garten sich bergenden, überaus zierlichen Pavillon von Monaco mit seinen Parfums und Seltenheiten. Daraus führt ein Sprung nach Schweden, das hierher die Erzeugnisse seiner Kanonengießerei zu Finspong, seine Armeeausstellung, seinen originellen Jagdpavillon, sein Schulhaus, endlich seine Restauration verlegt hat, letztere eine der besten, wo es schwedischen Punsch, veritables Knäkebröd und vor dem Diner das unvermeidliche „Smörbröd" mit Schnaps gibt, wenn man genug Geld in seinen Beutel gethan. Ein melancholisch gothisches Mausoleum, der Südwestecke der Rotunde gegenüber, predigt vergeblich „Memento mori" unter allen diesen Herrlichkeiten. Ganz im Hintergrunde raucht die Esse des Dampfkessels, dessen Maschine, von Gebrüder Decker u. Comp. in Canstatt, die Wasserleitung und die gewaltigen Springbrunnen des Platzes treibt.

Vielleicht der interessanteste Theil des Weltausstellungsplatzes ist der südöstliche, zu welchem wir uns nunmehr wenden. Seine Einzelheiten gruppiren sich längs der Elisabeth-Avenue und rings um den Kaiserpavillon. Unter ihnen fällt zuerst ins Auge der Kiosk der Südbahn neben Kühn's zerlegbarem Wohnhause; dem Südportal nahe ragen aus den Pappeln hervor die italienische Restauration und die falerner Weinschenke, welche ebenso schlechte Geschäfte gemacht haben wie die vielbesuchte Traiteurie der bekannten Frères provencaux aus Paris gute. Der Pavillon der ersten österreichischen Sparkasse mit seinen zahlenreichen Tabellenwerken, derjenige des böhmischen Industriellen und Gutsbesitzers Stark von Tschemin, leiten über zu dem Pavillon des kleinen Kindes, der leider in seiner wirklich kindischen Ausstattung keineswegs der Idee entsprach, welche ihn ins Leben rief. Dann kommt der große Eisenhof der österreichischen Metallindustrie, hinter welchem die Niederlage der österreichischen Heilquellen Hunderte von Mineralwassern verschenkte, während gegenüber die kaiserliche Tabackregie ihre Specialitäten feilbot, deren beste Abnehmer die Händler mit echt türkischem Taback waren. Zur Seite eines Cementtempels präsentirt sich ein Blockhaus als russische Restauration, woselbst Wotki und Quaß, die Suppen Borschtsch, Tschtschii, Babwinia und andere östliche Originalgenüsse gegen den weltläufigen Rubel einzutauschen waren. Gegenüber steht ein mit Thürmchen flankirtes russisches Wohnhaus, als Heim für den Zaren bestimmt; an ihm haftet der einzige schwere Unglücksfall während der ganzen Dauer der Weltausstellung, da eines schönen Tages die Außentreppe unter dem Zudrang der Menschen einbrach und mehrere schwer

Digitized by Google

beschädigt wurden. Es folgt sodann die Ausstellung des Oesterreichischen Lloyd in Triest, weither kennbar durch den hohen Fockmast mit Takelage, der aus dem Dach ihres Gebäudes emporwächst; dahinter aber, umhegt von schönsten Gartenanlagen, erhebt sich eins der bedeutendsten Monumente des Raumes, der Palast, welchen der Vicekönig von Aegypten im reinsten orientalischen Stil mit ungeheuern Kosten hat aufbauen lassen, um ihn dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich zum Geschenk zu machen. Es mangelt nichts an seiner charakteristischen Ausstattung; sogar die Ställe sind bevölkert mit Kamelen, Büffeln, weißen persischen Reiteseln, sanften Zebus, ägyptischen Fettschwanzschafen und Ziegen; auch fehlt nicht der Garten mit der murmelnden Fontaine, die Moschee und der Begräbnißplatz. Und damit treten wir völlig über in den Orient, der sich hier eine kleine Stadt auferbaut hat, so bunt und heimlich, so nach Kaffee und Tschibuk, Sandelholz und Ambra duftend, daß man sich mit Einem Schlage nach Stambul oder Bagdad versetzt wähnt. Zwar serviren in dem ersten türkischen Kaffeehause des Cercle oriental ganz gegen die Gesetze des Korans leichtbehoste Lerchenfelderinnen mit dem Fes auf der thurmhohen falschen Frisur die kleinen Tassen voll echtem Mokka aus Brasilien, zwar verkaufen die k. k. Türken des Bazars ohne Gewissensbisse Crucifixe und Amulete, Jerichorosen und Weihwasserschalen neben- und durcheinander; allein was ficht dieses den Sohn des Abendlandes an? Bewundernd weilt er vor dem persischen Palais, das nach einer Idee Sr. Maj. des Schahs höchstselbst ganz mit Spiegelglasschindeln bekleidet ist, sodaß es in der Sonne glitzert wie die Diamanten auf der Brust des Königs der Könige; ihm gegenüber aber steht des Contrastes halber das einfache Zelt des Turkmanenhäuptlings. Ein wahres Bijou von außen und innen ist das kleine marokkanische Haus, welches Consul Dr. von Schmidl aus dem Palmenschatten Tetuans unter das dichtere Laub der Eichen verpflanzt hat; bis in das Kleinste ausgeführt, gibt es einen merkwürdigen Einblick in das Familienleben wohlhabender Mohammedaner, der nicht wenig verstärkt wird durch die freundliche Gastlichkeit der famosen Riffpiraten, welche als Hüter engagirt sind. An Afrika und die Levante schließt sich das ferne Wunderland Nipon. Hier ist der japanische Bazar mit seinen hunderttausend Papierfächern, ohne den keine Dame die Ausstellung verläßt, mit seinen Malereien, Bronzen und Lackarbeiten, welche die Herren Japanesen so zu verkaufen wissen, daß der schlaueste Zögling des Ghetto ihnen gegenüber ein Schüler bleibt; hier auch ist der japanische Garten mit seinen Drachen und Bambusen, Brücken und Steinen, aber sonst höchst steriler Ausstattung; dagegen schwebt über ihm an hohem Mast eine Standarte, die sich zu einem Fischungeheuer aufbläst, sobald der Wind sie füllt. Dicht daran schließt sich südlich der Mozartplatz, wo jeden Nachmittag eine andächtige Gemeinde den Klängen des Strauß'schen Orchesters lauscht; dahinter bergen sich im tiefen Waldesschatten der amerikanische Wigwam mit seinen die Indianer vertretenden Negernkellnern, und das nette steierische Weinhaus, wo das acetum styriacum die arglosen Opfer fordert. Von dem Concertplatz führt der Pfad südöstlich an dem eisernen Palmenhause vorbei in die wunderbar schönen Gartenanlagen vor dem langgedehnten Segment des Florazeltes, in welchem die Gartenbauausstellungen abgehalten wurden; gegenüber heben sich zahlreiche kleine Tempel, eiserne Gartenpavillons, Monumentalwerke. Hier befanden sich auch die ebenso reichhaltig als instructiv angelegten Baumschulen, welche die Kunst der heutigen Pomologie in ihrer höchsten Vollendung zeigten; leider hatte man sie an eine ungünstige Tiefstelle versetzt, sodaß ein böser Wolkenbruch sie binnen einer Stunde völlig vernichtete. Für den Fachmann ist dadurch eine der bedeutendsten Partien der Ausstellung zu Wasser geworden. An der Gärtnerwohnung, dem Pavillon der Eisenmöbel von Quittner u. Herzog und der triestiner Restauration vorbei gleitet der Blick auf die geräumige Halle der österreichischen Marine mit ihren riesigen Ankern und zierlichen Schiffsmodellen, und haftet zuletzt auf dem französischen

Digitized by Google

Leuchtthurm. Auf der Plattform desselben befindet sich das vielberufene Nebelhorn, dessen durch Dampf erzwungener Brummton die Stunde des Ausstellungsschlusses allabendlich anzeigt, nicht blos den Besuchern, sondern aller Bevölkerung drei Meilen in der Runde.

Nunmehr beschreiten wir die halbe Tour der Rotunde zum Ausblick nach Norden. Zunächst unter uns gewahren wir einen freien Platz, wie er anmuthiger und würdiger kaum gedacht werden kann. Seinen Mittelpunkt bildet das Kolossalmonument des Königs Max von Baiern, ein Werk Kaspar Zumbusch's, die Königsstatue aus Bronze, die überlebensgroßen Figuren des Piedestals aus Gips, das Ganze von imponirender Schönheit. Es schaut herab auf bunte Parterres mit Blumen und Rasen, die eingerahmt werden von den fünf hübsch geformten, vielfensterigen Pavillons, in welchen die deutsche Urproduction und Industrie sowie das deutsche Unterrichtswesen vertreten sind. Zwischen ihnen durch fällt die Aussicht auf das etwas schwer ornamentirte Portal eines ungeheuern Gebäudes mit großen Rundbogenfenstern; es ist dies die 805 Meter lange Maschinenhalle, deren Inhalt eine bisher nicht dagewesene Zusammenstellung der wunderbaren Mechanismen ist, die der menschliche Geist zur Vereinfachung und Vervielfältigung der Arbeit erfunden hat. Ein großer Theil derselben befand sich während der ganzen Ausstellungsperiode in Thätigkeit, getrieben durch kolossale Dampferzeuger nördlich hinter der Maschinenhalle. Hier hat sich überhaupt ein ganz besonderer, etwas entlegener, daher am wenigsten besuchter Theil der Weltausstellung etablirt. Oesterreichische, deutsche, englische, französische, schweizerische und amerikanische Kesselhäuser zeigen die verschiedenartigsten Constructionen der Dampfproductoren, welche die Maschinen speisen; hier befinden sich zu gleicher Zeit die hübschen und praktischen Wohnhäuser für die englischen und belgischen Arbeiter, welche, von diesen bewohnt, zugleich Ausstellungsobjecte bilden; hier ist die Maschinenwerkstatt für die Installationen und Reparaturen aufgeschlagen, der Anderson'sche Bremsdynamometer für Kraftversuche placirt und der Motor für die Wasserleitung dieser Abtheilung errichtet. Außerdem finden sich hier eine Bäckerei, zwei britische Gasfabriken, der Pavillon des Welthandels mit seinen hochinteressanten Sammlungen, derjenige der deutschen Ziegel- und Eismaschinen, ein Wehr mit Poncelet'schen Wasserrädern, eine kleine Windmühle und eine Anzahl von Restaurationen, besonders für die Bedürfnisse der Arbeiter. Den Abschluß dieser Zone bildet der provisorische Bahnhof, der mittels einer Verbindungsbahn den directen Verkehr mit den übrigen Bahnhöfen Wiens vermittelte, allein sehr wenig benutzt worden ist. Uebrigens haben auch die Nordbahn und die Nordwestbahn hier ihre eigenen Paläste mit den Expositionen ihrer Betriebsmittel und den Erzeugnissen ihrer Werkstätten auferbaut. Darüber hinaus erblickt man das weite, jetzt wüstenartig anzuschauende Gebiet der Donauregulirung. Die Geradlegung des gewaltigen Stromes ist schon ganz genau zu erkennen, aber labyrinthisch dehnt sich noch außerhalb der geregelten Grenzen das Wassergewirr. Ein paar Dampfer sind in Sicht, man vernimmt das Geräusch der vom Suezkanal her importirten Baggermaschinen und auf den Localbahnen des meilenweiten Terrains schleppen langsam die Schotterzüge ihre langen Lastentrains. Am nächsten Ufer des Stroms schauen ein paar niedrige Verdecke hervor; hier liegen die vielbesprochenen ulmer Wohnungsschiffe vor Anker, die der in die Welt geschrienen, nie vorhandenen Quartiernoth der Stadt abhelfen wollten, aber selber wegen totalen Mangels an Gästen in solche Noth geriethen, daß sie unter den Hammer gebracht werden mußten.

Drehen wir uns jetzt nach Nordwesten, dem Eingang zu, welchem der wiener Tramway das Gros der Besucher bringt, so fällt uns hier vor allem ein sehr hohes Säulengerüst mit Wendeltreppe auf, dessen Gipfel einen großen Behälter bildet; es ist dies der Thurm für die Hochdruckwasserleitung, welche die Brunnen und Fontainen des Platzes springen macht. Ihr gegenüber befindet sich die große wiener Bäckerei, deren Erzeugnisse

Digitized by Google

von den Ausländern für die beste Leistung der Ausstellung gehalten wurden, und daneben eine zweite amerikanische Restauration, über die das Urtheil gerade umgekehrt lautete. Es war überhaupt höchst interessant, mit zuzusehen, wie die Leute, welche von fern und nah gekommen waren, um das Publikum nach Kräften auszubeuten, im Anfang auftraten wie die Riesen, aber mit jedem Tag einen Zoll kleiner wurden, bis von vielen zuletzt gar nichts mehr übrigblieb. Ein Pavillon für Sämereien, ein englisches Eisenhaus führen sodann über zu der großen westlichen Agriculturhalle, in welcher die landwirthschaftlichen Producte von Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen, Dänemark, der Schweiz, Italien und Nordamerika aufgestellt waren. Die ganz in ihrem heimatlichen Baustile errichteten Fischereipavillons von Schweden und Norwegen, endlich eine sogenannte hamburger Restauration schließen das Ensemble dieser Weltausstellungsgruppe ab.

Gegen Nordosten erblicken wir die reichste Mannichfaltigkeit an Einzelbauten, es ist, als seien hier die Pavillons und Kioske ausgesäet. Zuerst nennen wir den zierlich mit Benutzung von Tonnen und Sudkesseln aufgeführten Tempel der Dreher'schen Brauerei in Schwechat, der größten des Continents; daneben steht der kleine Holzpalast, welcher die Producte der Besitzungen des Herzogs August von Koburg-Gotha birgt; einen Glanzpunkt der Ausstellung bildet der geschmackvolle Pavillon des Fürsten Schwarzenberg, umgeben von einem Park, der ein landwirthschaftliches Versuchsfeld, eine Obstbaumschule und einen Forstgarten einschließt; in zwei Bassins schwimmen monströse Producte der berühmten Fischwasser von Wittingau und in einem dritten dienen zwei lebende Biber, alte, wohlgenährte Gesellen, dem Publikum zur steten Attraction und Belustigung. Dann zählen wir auf den Kiosk der Brauereien, Brennereien und Kunsthefefabriken von Mauthner, das elegante eiserne Stallgebäude von Wagner, die Bauten aus Cement und aus Kunststeinen von Curti und Chailly; die großen Hallen, in welchen die steierischen und kärntnerischen Montanindustrien sich ausgebreitet haben; die stets angefüllte Actienbrauerei von Silberegg in Kärnten, woselbst urwüchsige Hebes in niemals dagewesenen Nationalcostümen den dünnen braunen Saft der stets durstigen Menschheit schenken; die in reißender Thätigkeit begriffenen Sägewerke von Steffens; die Asphaltbude von Bosch und die Sammlung der Zinkornamente von Wenzel; das große Modell des Rothschild'schen Brückenbaus à jour und die stilvolle kleine Schieferkirche von Liebieg. Ein bedeutendes Etablissement repräsentirt die Prager Maschinenbau-Actiengesellschaft (Daniek u. Comp.); nicht minder sehenswerth ist die Halle der Staatsbahn. In derjenigen der Actiengesellschaft für Brücken- und Straßenbau arbeiten den ganzen Tag mit ohrzerreißendem Geräusch die neuartigen Steinbohrmaschinen, während dahinter furchtbare Batterien von Dynamitpatronen aufgefahren sind. Ein ganz aus cannelirtem Eisenblech erbauter Salon mit säulengetragener Veranda ist von einer englischen Restauration eingenommen; zwölf verführerisch aufgeputzte Damen mit babylonischen Haarthürmen stehen in der ersten Woche im Bar-Room; mit jeder andern verschwindet eine davon, bis endlich auch die letzte zu den Amerikanern übergeht. Den Glanztag seines Daseins hat dies Etablissement gehabt, als der Prinz von Wales in demselben in der Mitte der britischen Arbeiter tafelte. Aber schmuzige Köche, zähes Roastbeef und Mockturtlesuppe aus erübrigter Bratensauce können selbst einem speculativen Engländer, trotz fabelhafter Preise, auf die Dauer nicht helfen. Dann haben wir hier noch die Ausstellungen der böhmischen Kohlenindustrie aus Dux und diejenige der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft mit ihren schönen Steamermodellen. Neben ihr befindet sich das elsässische Bauerhaus, eine höchst getreue Copie; es ist eine Restauration und nennt sich „Zum Büüre Hüsel" (Bauerhäusel). Wer aber darin sich erfrischt und die Preise zu seinem Schaden erfahren hat, accommodirt sich gern der Volksstimme, die es „zum bairischen Hiesel" (ein bekannter

Digitized by Google

Räuber) getauft hat. Auch der angeschriebene Thorspruch: „Halt' fest am Reich, Bauer, es falle süß oder sauer", wird vielfach glossirt, namentlich im französischen Sinn. Wer ihn angegeben, hat eine kleine Fälschung begangen, denn es muß heißen: „Halt' fest am Recht!" In der geräumigen Scheune befand sich der größte Theil der elsässisch-lothringischen Producte, darunter sehr schöne und werthvolle Stücke; diese sind aber, sammt dem Gebäude, bei dem großen Brande sämmtlich vernichtet worden. Zwei der hervorragendsten Pavillons finden sich in nächster Nähe, derjenige der additionellen Ausstellungen der Gewerbe und Erfindungen nebst den Frauenarbeiten, und sodann der des österreichischen Ackerbauministeriums. Letzterer, umgeben von geschmackvollen Anlagen mit Alpenpflanzen auf Karstgestein, einer Miniaturnachbildung der Adelsberger Grotte, merkwürdigen Forstproducten, überragt von gewaltigen Mastbäumen mit weithin flatternden Wimpeln, war, der allgemeinen Stimme nach, eine der gelungensten Unternehmungen auf dem ganzen Platze; sein Inneres entsprach durch systematische Anordnung, gefälliges Arrangement und bedeutenden Inhalt dem von außen empfangenen Eindruck. Oestlich ihm gegenüber erhob sich die am zahlreichsten besuchte Localität der ganzen Ausstellung, die Kosthalle, in welcher Proben von Wein und Bier, Liqueuren und Eßwaaren verabreicht wurden; der Zudrang war in guten Tagen hier so groß, daß der hamburger Delicatessenmann darin an einem solchen 22000 belegte Semmeln verkauft haben soll, ohne das andere. Uebrigens ließ die Ausführung der guten Idee sonst sehr viel zu wünschen übrig. Den Abschluß auf dieser Seite bildet die östliche Agriculturhalle, ein Pendant der westlichen, ebenso unschön wie diese aus Bretern zusammengeschlagen. In ihr sind Land- und Forstwirthschaft vertreten aus Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Rußland.

Allein immer noch haben wir das große Panorama nicht ganz ausgekostet. Gegen Osten gerichtet, gewahren wir, parallel mit der correspondirenden Breitseite des Industriepalastes, ein mächtiges Gebäude, dessen reicher Stil mit pompejanischer Attica, auch ohne die goldene Inschrift, verräth, daß es „der Kunst" gewidmet ist. Vor ihm breiten sich zwei vertiefte Rasenparterres mit Fontainen und Blattpflanzengruppen aus, in deren Mitte der famose Brunnen Sultan Achmet's II. steht, ein überaus zierliches Specimen orientalischer Baukunst, bis ins kleinste getreu dem Original in Konstantinopel nachgebildet. Die Kunsthalle besteht aus einem Centralsaal mit einer doppelten Reihe von Galerien an jeder Seite, an sie schließt sich der geräumige Kunsthof, rings umfriedigt von einem bedachten, seitlich offenen Säulengange, welcher unterbrochen wird von je einem kleinern Pavillon, in welchen außer Sculpturen und Bildern die Exposition des amateurs untergebracht ist. Die mit Werken der Bildhauerkunst und Architektur geschmückte Veranda erhält gegen Osten einen würdigen Abschluß durch den von Förster entworfenen Triumphbogen der wiener Ziegelfabrik. Dicht dahinter schlängelt sich ein träger Abfall der Donau, das sogenannte Heustadelwasser, durch den Park; wir überschreiten dasselbe auf einer Brücke im Nordosten und befinden uns nunmehr in einer zweiten, eigenthümlichen Abtheilung der Weltausstellung, welche einen minder polirten Charakter zeigt als die durchlaufene. An der vielbesuchten Restauration von Sacher vorüber, wo unter hohen Bäumen frugal im Schatten getafelt wird, streift der Blick die Forstpavillons der Waidhofener Industriegesellschaft, des Erzherzogs Albrecht, der Länder Krain und Steiermark; er haftet länger auf demjenigen der ungarischen Staatsverwaltung, welcher die Form einer uralten Holzkirche mit spitzem Thurm angenommen hat, deren Modell aus einem weltentlegenen Karpatenthale geholt worden ist, eine der interessantesten Bauten des gesammten Raumes. Ringsumher liegen die gefällten Riesen der Urwälder an der Theiß und Maros, der Save und Drau, während in offenen Lauben ungeheuere Fässer aus slawonischen Dauben lagern. Kleinere Etablissements, wie das des Städtereinigungsverfahrens von Kapitän Liernur, ein neuartiges Stallgebäude u. s. w. übersieht man leicht, nicht aber das Dorf,

Digitized by Google

das sich hier zusammendrängt. Es besteht aus je einem russischen, siebenbürgisch-sächsischen und szeklerischen, einem slowakischen, rumänischen, kroatischen, galizisch-polnischen Bauerhause, zwei gaydeler Landmannswohnungen, dem prächtigen vorarlbergischen Bauerhause und einer oberösterreichischen Sennhütte, fast alle getreu nach der Natur, ohne Zuthaten modellirt (nur das russische ist verfeinert, eine Art Spitzenarbeit in Holz), im Innern genau eingerichtet und mit Hausrath ausgestattet, wie in der Wirklichkeit, auch von Originalinsassen in der Landestracht bewohnt, welche ihre Verrichtungen ausführen wie daheim. Die schöne niederösterreichische Meierei schließt dies kosmopolitische Dörfchen ab; in ihrem geräumigen Stall sind alle Milchviehrassen Oesterreichs aufgestellt und liefern dem Städter einen Genuß, den er sonst selten findet, unverfälschte Milch, in dem schattig gelegenen Café, das sich hier angebaut. Zu der Gruppe gehört auch das österreichische Musterschulhaus mit Schulgarten, Werkstätten und Turnlocal, das leider seinesgleichen nicht in der Wirklichkeit findet; gegenüber erhebt sich eine ganz aus Eisen construirte kleine Kirche, daneben eine schwedische Meierei; das österreichische Turnerhaus, der Pavillon für Glasmalereien mit seinen durchsichtig bunten Wänden haben hier ebenfalls Posto gefaßt. Zwischen dem großen Sanitätspavillon mit seinem, der Heilung und Pflege verstümmelten Krieger gewidmeten, ebenso anziehenden als abstoßenden Inhalt, und dem Hause, in welchem die für die Weltausstellung privilegirte Photographenassociation ihre Ateliers aufgeschlagen hat, befindet sich ein großer Freiplatz; er ist zum Theil eingenommen von einem hohen, cirkelrunden Bretterverschlag außergewöhnlichen Durchmessers, für viele Spätlinge ganz räthselhaft. In diesem Rund war der Ballon captif gefesselt, der bekanntlich einen Tag vor seiner ersten Ascension vom Sturmwind erfaßt, nach Ungarn getragen und dort elendiglich zerstückt ward. Weiter hinaus liegt der Bauhof der Ausstellung, in der südöstlichen Ecke aber die große Kaserne, in welcher beständig ein Regiment garnisonirte zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit, wenn nöthig. Außerdem aber bezog auch die städtische Sicherheitswache eine Reihe von Wächterhäusern, die sich über den ganzen Park vertheilten. Am entlegensten Ostende desselben befand sich der große Platz für die Thierausstellung mit seinen Ständen, Ställen, Scheunen, Futterremisen, Localen der Bureaux und Schenken. Erwähnen wir noch, daß außerdem viele Verkaufsbuden, Zelte, Garderobeanstalten, Lieux d'aisance, Wechselbureaux, stationäre und fliegende Buchhandlungen u. s. w. aufgeschlagen waren, daß mehrere Landescommissionen ihre eigenen Amtslocale errichtet hatten, und daß ein hoher Bohlenzaun den ganzen immensen Ausstellungsplatz umzog, so glauben wir so ziemlich alle besondern Bauwerke desselben genannt und dem Leser einen zur Orientirung genügenden Ueberblick verschafft zu haben. Verlassen wir daher nunmehr die Galerie der Rotunde und das Aeußere der Ausstellung, um uns in ihr selber umzusehen. Wir können dies mit Erfolg nur thun, wenn wir nach den Gruppen vorgehen; die Länder sind so sehr auseinandergezerrt gewesen, daß es kaum möglich war, sie apart zu studiren. Diese Trennung war einer der beklagenswerthesten Uebelstände der wiener Ausstellung.

Das allgemeine Programm der fünften Weltausstellung sprach es aus, daß sie eine Darstellung des Culturlebens der Gegenwart, sowie des gesammten Gebietes der Volkswirthschaft geben und deren weitern Fortschritt fördern solle. Die Gegenstände derselben hatten sich in folgende 26 Gruppen zu vertheilen: 1) Bergbau und Hüttenwesen; 2) Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Wein-, Obst- und Gartenbau; 3) chemische Industrie; 4) Nahrungs- und Genußmittel als Producte der Industrie; 5) Textil- und Bekleidungsindustrie; 6) Leder- und Kautschukindustrie; 7) Metallindustrie; 8) Holzindustrie; 9) Stein-, Thon- und Glasindustrie; 10) Kurzwaarenindustrie; 11) Papierindustrie; 12) graphische Künste und gewerbliches Zeichnen; 13) Maschinenwesen und Transportmittel; 14) wissen-

Digitized by Google

schaftliche Instrumente; 15) musikalische Instrumente; 16) Heereswesen; 17) Marinewesen; 18) Bau- und Civilingenieurwesen; 19) das bürgerliche Wohnhaus, seine innere Einrichtung und Ausschmückung; 20) das Bauerhaus mit seinen Geräthen und Einrichtungen; 21) die nationale Hausindustrie; 22) Darstellung der Wirksamkeit der Kunstgewerbemuseen; 23) die kirchliche Kunst: 24) Objecte der Kunst und Kunstgewerbe früherer Zeiten, ausgestellt von Kunstliebhabern und Sammlern (Exposition des amateurs); 25) die bildende Kunst der Gegenwart; 26) Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungswesen. An diese 26 Hauptgruppen reihte sich eine Anzahl von besondern Zusammenstellungen zur Illustration der Geschichte der Erfindungen und Gewerbe; der Verwerthung der Abfallstoffe nebst der Zunahme ihrer Verwendung; der Geschichte der Preise; der Darstellung des Welthandels; einer möglichst getreuen Statistik der Bodencultur, der Industrie, des Handels und der Verkehrsmittel. Temporäre Ausstellungen von Thieren und Pflanzen, Proben mit neuen Verfahrungsweisen, praktische Versuche waren dazu bestimmt, die Ausstellung zu beleben und unmittelbar wirksam zu machen. Endlich sollte durch internationale Preisaufgaben, durch Congresse und wissenschaftliche Vorlesungen für die Berathung belangreicher Zeitfragen gesorgt werden. Wie man sieht, war das Programm ein sehr umfassendes; es unterschied sich von denjenigen der frühern Weltausstellungen nicht blos durch die Anordnung und Eintheilung, sondern auch durch Einführung wesentlich neuer Gesichtspunkte. Gerade aber sein Reichthum verursachte, daß die Ausführung zum Theil scheiterte und vieles Versprochene nicht zur That wurde. Indeß blieb immer noch genug, um zu erfreuen und belehren. Die Theilnahme an der Beschickung war eine außerordentliche, größer, als jemals zuvor. Im ganzen waren vertreten 39600 Aussteller, welche sich über folgende Länder vertheilten: Oesterreich 9108, Ungarn 3100, Deutschland 7524, Frankreich und seine Colonien 3564, Italien 3560, Türkei 1980, Rußland 1500, Großbritannien und Colonien 1216, Nordamerika 990, Rumänien 1250, Schweden 790, Norwegen 140, Belgien 620, die Schweiz 950, Portugal und Colonien 580, Dänemark und Colonien 396, Spanien und Colonien 1221, Niederlande und Colonien 420, Brasilien 384, Griechenland 235, China 45, Monaco 8, Persien 7, Marokko 6, Venezuela 6. Von Aegypten, Tunis, Siam, Japan, Hawaii, San-Salvador, Chile, Uruguay und der Argentinischen Republik waren nur vom Staate selbst oder von Einzelnen Collectivausstellungen veranstaltet worden, welche unter je einer Nummer figurirten; die benannten Theilnehmer an den letztern mit hinzugerechnet, beläuft sich die Zahl der Aussteller auf 53000 in runder Summe.

Gehen wir nunmehr zur Einzelbetrachtung über, so muß die Ausstellung der ersten Gruppe, welche das Bergbau- und Hüttenwesen in sich begriff, als eine der hervorragendsten unter allen gepriesen werden; noch niemals hat die Welt einen ähnlichen Zusammenfluß von Montanproducten und Hülfsmitteln zu ihrer Gewinnung wie Verwerthung gesehen, ein redendes Zeugniß für die hohe Stufe, welche diese wichtige Industrie in der Gegenwart einnimmt. Drei Länder waren es, welche in dieser Branche alle übrigen in Schatten stellten: Oesterreich, Deutschland und Schweden. Ersteres, wesentlich begünstigt durch die Lage, konnte am massenhaftesten auftreten; seine unerschöpflichen, zum Theil weltberühmten Salinen, sein böhmisches Silberbergwerk, die edeln tiroler Kupfergruben und das reiche Queckſilberwerk zu Idria waren in so glänzender Weise vertreten, daß sie jede Concurrenz besiegten. Nicht mindere Anerkennung fanden die Sammlungen und Kartenwerke der Geologischen Reichsanstalt zu Wien, die Ausstellungen der Eisenindustrie Steiermarks, der Eisen-, Blei- und Zinkwerke Kärntens, der Eisen- und Kohlengruben des Banats. Das Deutsche Reich excellirte zunächst durch seine überaus reiche, mannichfaltige und auf das schönste systematisch geordnete Collection fossiler Brennstoffe, sodann durch die staßfurter Stein- und Kalisalze, die Silber- und Bleierze vom Harz und aus

Digitized by Google

Sachsen, den Bernstein der Ostseeküsten; hohen Werth beanspruchten die geologischen Karten der preußischen Landesanstalten. Der Mineralreichthum Schwedens und Norwegens war durch die Silberwürfel aus Kongsberg, Eisen-, Nickel-, Kupfer-, Kobalterze, die gehaltvollen Apatitphosphorgesteine von Bamble, sowie eine bedeutende Gesteinssammlung sehr anschaulich repräsentirt. Unter den sogenannten Pièces de résistance der erwähnten Länder verdienen Erwähnung: der Kessel mit 15000 Pfd. idrianer Quecksilber, auf dem, zum höchsten Staunen und Ergötzen des Volks eine achtundvierzigpfündige Kanonenkugel schwamm; der 1100 Pfd. schwere Silberblick aus Pzibram, beide im Pavillon des österreichischen Ackerbauministeriums; der weiße Krystallsalzblock aus Friedrichshall in Würtemberg; die Manganite von Ilfeld; der 100 Ctr. schwere Schwefelkiesblock aus Vigsnaes (der am Schlusse der Ausstellung durch den Boden des Industriepalastes brach und in die Tiefe fuhr) u. s. w. Aus andern Ländern sind zu nennen: die Sammlung ostindischer Mineralien des Institute of geological Survey in Kalkutta; die Goldklumpen und Rohdiamanten des Caplandes — unter letztern der „Stewart" von 288 Karat und der berühmte „Star of Africa"; der „Welcome-Nuggett", 2195, und der „Viscount Canterbury", 1105 Unzen schwer, beide gediegene Goldklumpen der australischen Diggings in Victoria; der dunkelgrüne Malachit und die prächtigen Opale aus Queensland; der schön durchscheinende Onyxmarmor aus Algerien; die Collection griechischer Marmorarten und der spartanische Verde antico; der aus dem Ural stammende Riesensmaragd von 2000 Karat, welchen dereinst Kaiser Nikolaus dem Alexander von Humboldt verehrt hatte; die unvergleichlichen sibirischen Malachite und Graphite; die große Rhodonitvase auf einem Jaspispiedestal aus Kastansk; die japanesischen Bergkrystalle von wasserheller Reinheit; die brasilianischen Edelsteine, darunter ein seltener Feueropal; die nordamerikanische, trefflich geordnete Mineraliensammlung mit ihren vielen Merkwürdigkeiten; die reichen Goldquarze aus Venezuela u. s. w. Besondere Erwähnung verdienen die überaus schönen und an Arten zahlreichen Marmorcollectionen, welche die italienische Regierung eingesandt hatte; es waren deren zwei, von denen eine die sämmtlichen an alten Römerbauten verwendeten Muster zeigte. Hierher stellen wir auch die paläontologischen Seltenheiten der Ausstellung. Unter ihnen nahmen den ersten Rang ein die vollständigen Skelete des Riesenvogels Moa aus Neuseeland in vier verschiedenen Arten, von welchen die größte, Dinornis giganteus, eine Höhe von 10 Fuß hat. Außerdem waren in der Unterrichtsabtheilung Höhlenbären, Mammuthschädel und zahlreiche merkwürdige Petrefacte ausgestellt.

Im Hüttenwesen stand offenbar Deutschland an der Spitze der gesammten Aussteller. Seine Exposition in diesem Industriezweige war ganz besonders günstig und instructiv arrangirt; sie war namentlich wissenschaftlich systematisch geordnet. Namen wie Borsig, Krupp, Harkort, Werke wie Königs- und Laurahütte in Oberschlesien, Burbach in Luxemburg, Rothe Erde bei Aachen, Hörde, Phönix zu Laar, Union in Hamm, Neuß, Bochum, Osnabrück u. s. w. sind in der gesammten technischen Welt zu wohl bekannt, als daß ihre Leistungen hier noch besonders gekennzeichnet zu werden brauchten. Wie gewöhnlich, bildete die wirklich großartige Ausstellung von F. Krupp in Essen, mit dem 1050 Ctr. schweren Gußstahlblock als Kern, den Hauptanziehungspunkt in dieser Hälfte der Gruppe; ihr war ein besonderer Pavillon gewidmet.

Leider war die Hüttenindustrie von Oesterreich-Ungarn in so vielen verschiedenen Pavillons untergebracht, daß zum großen Nachtheile des Gesammteindrucks eine Uebersicht außerordentlich erschwert war. Außerdem fehlte es hier an verläßlichen Daten, wie sie Deutschland in mustergültiger Weise geliefert hatte. Unter den einzelnen Objecten machten sich insbesondere geltend das Bessemerroheisen, die Cementstahle und die Schwarzbleche der innerberger Gewerkschaft, welche die größten Hohöfen des ganzen Landes besitzt, der Puddlingsstahl und Tiegelgußstahl von Vordernberg-Köflach in Steiermark, die Schmiede-

Digitized by Google

stücke der steierischen Eisenindustriegesellschaft, darunter eine 33 Fuß lange, 14 Zoll starke, 180 Centner schwere Welle, die Ingots und Schienen des Bessemerstahlwerks Ternitz, des bedeutendsten in Oesterreich; die nach dem neuen Verfahren von Jacobi entphosphorten Erze der prager Eisenindustriegesellschaft, die Roheisensorten des der Staatsbahn gehörigen Werkes Reschitza im Banat u. s. w. Schweden, welches großentheils auf Frischfeuerung mit Holzkohlen angewiesen ist, steht in seinem Hüttenwesen nicht ganz auf der Höhe der Production; dennoch führte es beachtungswerthe Leistungen vor, so den seltenen Uchatiusstahl aus Wikmannhittan, die Walzendrähte von Kohlsva, die zur Gewehrfabrikation bestimmten Bessemerstahle von Fagersta, den Martinstahl von Lesjöfors, die Geschützblöcke, Panzer und Hartgußprojectile von Finspong und Ankarsum. England, welches mit einer Jahresproduction (1871) von 2384,593209 Zollcentnern Steinkohlen und 134,664277 Zollcentnern Roheisen an der Spitze der Eisenindustrie steht, hatte die meisten Neuheiten vorgeführt, unter welchen die Darstellung und die Producte der Regenerativöfen von Sir C. W. Siemens in Swansea das größte Aufsehen bei den Fachmännern erregten, da sie einen ganz neuen Proceß der Eisen- und Stahlerzeugung introduciren. Ferner sind hier zu nennen die Winderhitzungsapparate von Th. Whitwell, die Schmiedeeisenröhren von Wednesbury, die Panzerplatten der Cyclop Iron Works, darunter die 320 Zollcentner schwere des preußischen Kriegsschiffs Borussia und verschiedene mit Spitz- und Rundkugeln durchschossene Platten, die Armstronggeschützblöcke aus Stahlkernen mit Eisenringen und anderes. Im ganzen war das Hüttenwesen Großbritanniens aber sehr ungenügend vertreten. Viel besser dasjenige Frankreichs. Unter seinen Objecten traten insbesondere diejenigen des immensen Schneider'schen Werkes zu Creusot in den Vordergrund, welches mit 308 Dampfmaschinen zu 19000 Pferdekräften und 15500 Personen arbeitet, und jährlich 3,600000 Zollcentner Roheisen (bemerkenswerth das Ferromangan mit 70 Proc. Mangangehalt), 1,800000 Zollcentner Stabeisen, 1,200000 Zollcentner Stahl, 100 Stück Locomotiven und für 8,500000 Frs. Maschinen und Brücken erzeugt. In der belgischen Ausstellung excellirten die Werke von Seraing, Jemappes und Charleroi. Rußland brachte seine uralischen Magneteisen und den Gußstahl aus Perm und Obouhoff zur Geltung. Letztere Hütte hatte das größte Gußstahlgeschütz geliefert, welches, zwölfzöllig, das berühmte Krupp'sche um 78 Centner an Gewicht übertrifft, sein Projectil wiegt 295, die Pulverladung 52 Kilogramme. Nordamerika war in nur geringfügiger Weise repräsentirt; auch aus andern Ländern ist nichts besonders Bemerkenswerthes zu verzeichnen. Als constatirte Fortschritte sind aufzuführen: die directe Eisenerzeugung aus Erzen in Flammöfen nach Siemens; die Ersetzung der Handarbeit beim Puddlingsproceß durch die Maschine; die Verbreitung des Bessemerns und Martinisirens bei der Stahlfabrikation; die Anwendung des Ueberhitzens des Stahls bei Ausführung von Façongüssen. Zu Paris im Jahre 1867 war der Martinproceß bei der Stahlfabrikation die einzige aufgetretene Neuheit. Von andern Metallverarbeitungen verdienen Erwähnung: ein Platintiegel im Werthe von 25000 Thlrn. aus London (Johnson Mathei u. Comp.); Normalmaßstäbe aus Iridioplatin von Demoutis-Gueneſſer in Paris; die Behandlung der Bleierze mit Natron behufs ihrer Reinigung von Antimon und Arsen, demzufolge Gewinnung des Silbers ohne Verlust und eines guten Weichbleis durch E. Th. Payen in Marseille; gegossene Kupferplatten von 5334 Zollpfund Gewicht von Lavessières in Paris; die Phosphorbronze aus Iserlohn (ganz neu!); die Zinke der Vieille Montagne und anderes mehr..

Die zweite Gruppe gehörte nicht ausschließlich der Urproduction an; sie umfaßte das gesammte Gebiet der Bodencultur', deren Erzeugnisse nicht blos in rohem, sondern auch in verarbeitetem Zustande in den Verkehr treten. Die Sache bringt es mit sich, daß bei

Digitized by Google

allen Ausstellungen gerade diese Gegenstände den größten Raum einnehmen; sind sie es doch, auf deren weitere Verwerthung der größte Theil der Industrie fußt, abgesehen davon, daß die Verhältnisse des Klimas, Bodens und der Lage bei ihnen eine Mannichfaltigkeit hervorrufen, wie sie kein anderer Productionszweig aufzuweisen hat. Land- und Forstwissenschaft waren daher auch auf der Wiener Weltausstellung außerordentlich reich vertreten, wenngleich nicht in dem Grade wie in London 1862 und in Paris 1867; außerdem fehlten hier jene großartigen Neuheiten, welche die Exposition von 1851 so epochemachend bezeichneten. Es waren ihren Erzeugnissen vorzugsweise die beiden großen Agriculturhallen des Ostens und Westens gewidmet; allein in allen Abtheilungen der einzelnen Länder, in vielen Specialpavillons und selbst in den Anlagen des genannten Parkes mußten sie aufgesucht werden, wenn man ein richtiges Bild von ihrer Gesammtheit erlangen wollte. Es würde viel zu weit führen, wenn wir uns auf diesem Boden in Einzelheiten einlassen wollten; es sollen nur die hervorragendsten Momente bezeichnet, das Neueste genannt werden. Unter den Producten fanden sich viele schöne und reiche Sammlungen; Bedeutendes nicht. Das schönste Getreide hatten Australien, England und Belgien geliefert; belgische Flachse, russische Hanfe waren in seltener Auswahl vorhanden; doch concurrirten Deutschland (Baden und Baiern) sowie Oesterreich und Italien erfolgreich mit den genannten Ländern. Unzählbar waren die Collectionen von Sämereien, am interessantesten diejenigen ferner Weltgegenden, die leider nicht an Ort und Stelle gewürdigt werden konnten. Bedeutend entfaltete sich die junge Industrie der Kunstdüngerfabrikation; von der Wissenschaft ins Leben gerufen, ist sie binnen kurzer Frist der Praxis schon unentbehrlich geworden, indem sie Gesteine wie die Phosphorite und Kalisalze, Knochen und viele Abfälle in Pflanzennahrung verwandelt und auf diese Weise die Hochcultur, den industriellen Betrieb der Landwirthschaft fördert und unabhängig macht. Die britischen Superphosphate, die Kalipräparate aus Kalusz und Staßfurt, die Fischguanos und Walfischreste von den norwegischen Lofoten, die französischen Blutdünger u. s. w. waren nie zuvor in solchen Suiten und so belehrend ausgestellt. Der Zahl nach war in dieser Branche das Deutsche Reich am besten vertreten, was einen günstigen Schluß auf die Intensität seiner Agricultur gestattet. Versuche, welche auf einem benachbarten Gute mit einer großen Zahl dieser Hülfsmittel angebahnt worden waren, mislangen leider, zum Theil infolge des überaus trockenen Sommers. Oesterreich, selbstverständlich auf diesem Felde am bedeutendsten repräsentirt, hatte mehre Collectionen an Bodencultur-producten aufzuweisen, welche, wie diejenige des Erzherzogs Albrecht, des Herzogs von Koburg, des Fürsten Schwarzenberg, des Barons Sina und andere, einen Begriff von den immensen Großgrundbesitzen in seinen Ländern geben konnten. Im Forstwesen stand, was imposante Darstellung einer fast unerschöpflichen Production betrifft, unstreitig Ungarn an der Spitze; den wissenschaftlichen Theil der Forstwissenschaft hatte Deutschland am glänzendsten zur Geltung gebracht. Die bestgeordnete Holzsammlung lieferte Griechenland (durch Professor Orphanides); die größte Sammlung von Modellen zur Bringung der Forstproducte das österreichische Ackerbauministerium. Als ein Unicum durfte angesehen werden der Riesenstamm einer Araucaria, welchen Brasilien gesandt und mittels durchgehender Eisenspindel im Freien so aufgestellt hatte, daß er seinen vollen Eindruck nicht verfehlte. Die Zahl der landwirthschaftlichen Maschinen war, wie immer, Legion. England behauptete, wie ebenfalls immer, das Feld; aber es wurde, und zwar zum ersten mal auf einer Weltausstellung, doch in drei Sonderproductionen geschlagen: bei den Pflügen durch Schweden, dessen fabelhaft billige Preise neben hoher Vollendung der Construction wahrhaft Erstaunen erregten; bei den Säemaschinen durch Deutschland, wo Erfinder wie Sack, Siedersleben, Zimmermann u. s. w. eine vollständige Emancipation von der früher unentbehrlichen britischen Bezugsquelle erzielt haben; und bei den Mähemaschinen

Digitized by Google

durch Nordamerika. Auf letztere Mechanismen, gegenwärtig die wichtigsten agricolen neben den Dreschmaschinen, concentrirte sich das Hauptaugenmerk der Landwirthe. Es konnte nicht geleugnet werden, daß die Vereinigten Staaten, ihr Vaterland, in dieser Fabrikation die entschiedenen Meister sind, und alljährig Neues auf den Markt bringen, das von sinnreicher Ausnutzung der mechanischen Momente Zeugniß ablegt. Auch bei den auf dem Gute Leopoldsdorf vorgenommenen, leider höchst liederlich und unpraktisch entrirten Arbeitsversuchen ließen die Leistungen der amerikanischen Mähemaschinen diejenigen aller andern weit hinter sich zurück. Nächstdem war es der Dampfpflug in der neuesten Construction von Fowler mit zwei Automobilen, welcher das meiste Interesse erweckte. Es war Veranlassung getroffen, daß ein solcher gewaltiger Apparat der Bodencultur mittels Dampf auf einer benachbarten Domäne, Gutenhof, sich während des ganzen Sommers in Thätigkeit befand, sodaß Jedermann sich von seinen unübertrefflichen Leistungen durch den Augenschein überzeugen konnte. Was diesmal als eine Neuheit auffiel, war, daß die Briten, gewiß sehr contre coeur, die Form des deutschen oder vielmehr des böhmischen Ruchadlopfluges für ihre Apparate adoptirt hatten; sie fangen also an, von den Ländern zu lernen, deren Lehrer sie so lange gewesen sind. Es sei hier gleich mit erwähnt, daß in dem vorgenannten Gutenhof das österreichische Ackerbauministerium als Beitrag zur Weltausstellung eine hydrotechnische Anlage hatte ausführen lassen, welche sowol alle Systeme der Ent- und Bewässerung, als auch den Einfluß der letztern auf die Vegetation der Feld- und Gartenfrüchte zu zeigen bestimmt war und die von vielen Landwirthen besucht worden ist. Auf dem Gute der Zuckerfabrik Seelowitz, wo der berühmte Robert zuerst das Diffusionsverfahren durchgeführt hatte, fanden gleichfalls Versuche statt mit Maschinen zur Cultur der Zuckerrüben; von den hohen Preisen, welche für diesen Concurs ausgesetzt waren, fielen die höchsten und meisten nach Deutschland. Eine bis dahin noch nicht versuchte, höchst interessante Zusammenstellung war die historische Pflugsammlung im Pavillon des österreichischen Ackerbauministeriums. Sie bestand aus 170 Pflugwerkzeugen von den ältesten Zeiten an bis auf heute und aus allen Theilen der Welt; ihr Mittelpunkt war der ehrwürdige Pflug, welchen Kaiser Joseph II. im Jahre 1769 auf einem Felde bei Wischau in Mähren geführt hat; er ist Eigenthum des Museums in Brünn. Eine Galerie von Aquarellen in sehr schöner Ausführung versinnlichte die zum Verständniß des Geräthes erforderliche Bespannung der einzelnen Pflüge mit den Führern in der Landestracht; außerdem war eine Sammlung von Handwerkszeugen zur Bodencultur von nah und fern der Vergleichung halber daneben ausgestellt.

Da die Viehzucht ein wichtiger, in vielen Fällen die Rente vermittelnder Zweig der Landwirthschaft ist, so darf gleich an dieser Stelle einiges über die abgehaltenen Thierausstellungen gesagt werden. Die erste derselben, von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Schweinen, fand statt vom 31. Mai bis 9. Juni und war sehr gut beschickt, wenngleich einzelne Länder, wie z. B. die Schweiz, aus Furcht vor der Rinderseuche ihre Mitwirkung versagt, oder andere, wie England, nur weniges ausgestellt hatten. Andere dagegen, vor allen Italien, dessen agricole Entwickelung überhaupt hohe Anerkennung verdient, überraschten durch Einsendung von Thieren hohen Zuchtwerthes und tadelloser Formen. Am meisten Anwerth fand unter den Rindern die berner Fleckviehrassen, nächst ihr das schweizerische Braunvieh und die steierisch-kärntnerischen Milchthiere. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildeten übrigens die Schafe, unter denen einerseits die norddeutschen Negretti, andererseits die englischen Downs den meisten Beifall gewannen. Die Schweine waren, in den verschiedensten britischen Schlägen und den Donaurassen, gleichfalls sehenswürdig vertreten. Unter den Merkwürdigkeiten zeichnete sich ein paar völlig weiße ungarische Büffel aus. Eine zweite Ausstellung, nur von Pferden, fand am 18. bis

Digitized by Google

23. Sept. statt. Anfänglich sollte mit derselben auch eine solche von Geflügel, Hunden, Katzen und Fischen verbunden, endlich noch eine besondere Ausstellung von Wild und von Melkereiproducten abgehalten werden, allein man ließ diese im Programm versprochenen Schauen ohne weiteres fallen, weil man fürchtete, damit ebenso Fiasco zu machen wie mit vielem sonst auf landwirthschaftlichem Gebiete. Die Pferdeausstellung, der sich besonders der Oberstallmeister Graf Grünne, ein bewährter Kenner, angenommen hatte, war dagegen die splendideste und interessanteste, welche bisjetzt überhaupt in der Welt abgehalten worden ist; darüber waren alle Stimmen einig. Die Herstellung der Localitäten hatte alle Erfahrungen früherer Jahre sich zu Nutze gebracht, sie war in jeder Beziehung musterhaft. Aus dem Orient hatten der Sultan und der Khedive ihre herrlichsten Thiere gesandt; mit ihnen stritten um die Palme die Original-Araber der Könige von Würtemberg und Italien, des Grafen Dzieduczyski und anderer Züchter; die preußischen Gestüte von Graditz und Trakehnen, die österreichischen von Radautz, Piber, Lipizza, Kladrub, die ungarischen von Mezöhegyes, Kisber, Babolna hatten ihre besten Producte eingestellt; aus Frankreich war der berühmte Eleveur Delaville mit 40 Stück seiner prachtvollen Anglonormänner gekommen; England hatte Vollblut und Halbblut, Suffolk-Punches und Cleveland-Elefants gestellt; das meiste Interesse schien sich aber doch in den kolossalen Producten einheimischer Zucht der Norischen-Alpenrasse zu concentriren, von deren Vorhandensein und Formen die wenigsten der fremden Besucher eine Ahnung gehabt haben mögen. Täglich wurden die ausgestellten Pferde in einer besondern weiten Arena vorgeführt und vorgeritten; es bildete sich zugleich ein höchst lebhafter Markt, sodaß denn gerade diese Sonderausstellung als eine der gelungensten bezeichnet werden muß. Am 21. und 23. Sept. fanden zugleich internationale Wettrennen auf dem nahe gelegenen Turf der Freudenau statt, von welchen indessen nichts Besonderes zu sagen ist, zumal sie nichts weniger als international waren. Schon vordem ist der interessanten Zusammenstellung der österreichischen Rindviehrassen im Gebäude der niederösterreichischen Meierei, und der ägyptischen im Palast des Vicekönigs befindlichen Thiere, auch der böhmischen Biber, gedacht worden; zu diesen permanenten Ausstellungen gesellten sich noch diejenigen von lebenden Bienen in ihren Stöcken, von Seidenraupen, die sich ohne Absicht der Einsender aus australischen Grains entwickelt hatten und zum Verspinnen gebracht wurden, endlich von Fischen, die in verschiedenen Bassins zu sehen waren. Karpfen von 24 Pfd. Gewicht, ein junger Wels, mehrere riesige Hechte und Aale waren das Bemerkenswertheste darunter.

Was von Objecten zu sehen war, die sich auf die Thierproduction beziehen, gehörte theilweise zu dem Interessantesten der ganzen Gruppe. Hier sind zu nennen: die prächtigen italienischen Wachspräparate, welche die Anatomie und Physiologie der Honigbiene und der Seidenraupe in vergrößertem Maßstabe vor Augen führten; das Bienencabinet von Dr. Pollmann in Bonn; die Darstellung der ganzen Naturgeschichte der Seidenspinner, aus Roveredo; die große Sammlung aller Fische des Adriatischen Meeres von Dr. Syrski; die in ganz eigenthümlich vollkommener Weise präparirten Fische Brasiliens, welche neben vollständiger Erhaltung des Glanzes und der Farbe die größte Lebenswahrheit zeigten; endlich die vielen Geräthe, Hülfsmittel und Illustrationen der künstlichen Fischzucht. Diese hat insbesondere in den österreichischen Landen Fuß gefaßt und zahlreiche Anhänger gewonnen, wird aber auch anderweit, so namentlich in Elsaß und in Baiern, mit Erfolg cultivirt. Als eins der wichtigsten thierischen Producte der Landwirthschaft ist die Wolle zu nennen. Von ihr hatten die deutschen Schäfereien die besten und schönsten Vliese ausgestellt; auch die deutschen Wollsammlungen waren ohnegleichen. Oesterreich hatte wenig, aber Gutes gebracht, seine Wollzucht ist offenbar im Rückgange begriffen. Höchst interessante Proben lieferten die Länder des Orients, sowie ferner

Digitized by Google

Welttheile, unter welchen Australien obenansteht. Niemals zuvor ist so lange, seidenweiche und glänzende, wunderschöne Kammwolle nur gesehen worden, wie sie Queensland vorgelegt hatte; allein ebenso bemerkenswerth waren auch die hochfeinen Wollen aus Victoria und Neuseeland. Das Capland hatte dagegen nur wenige Proben eingesendet. Einer bedeutenden Zukunft verspricht die Wollproduction in dem französisch colonisirten Algerien entgegenzugehen.

Die Ausstellung des Obst- und Gartenbaues machte sich fast überall bemerkbar, wohin im Freien der Blick fiel. Alle die prächtigen Anlagen in ihrer sinnreichen Mannichfaltigkeit bildeten geschmackvolle Muster der Ziergärtnerei, und außer der schon erwähnten officiellen Baumschule waren deren kleinere verschiedenen Privatpavillons angelehnt. Außerdem fanden in dem gleichfalls genannten Florazelte statt: vom 1. bis 10. Mai eine Ausstellung von Blumen, von getriebenem und frisch conservirtem Obst, vom 15. bis 25. Juni die zweite Blumen-, daneben Ausstellung von Kirschen und Beerenobst; vom 20. bis 30. Aug. dritte Ausstellung von Blumen, von Pflaumen und Frühbirnen; vom 18. bis 23. Sept. endlich die vierte und letzte Ausstellung von Blumen, daneben von Pflaumen, Herbstbirnen, Aepfeln und Weintrauben. Eine für den October projectirte Ausstellung der Producte von Baum- und Rebschulen unterblieb. Die aufgezählten Pflanzenschauen bildeten liebliche und erquickende Episoden in dem Expositionsgetriebe; da sachverständige Männer, Mitglieder der Wiener Gartenbaugesellschaft, sie arrangirt hatten, so gelangen sie auf das trefflichste, sogar in immer steigender Progression, sodaß jedesmal die gegenwärtige als die schönste angesehen wurde. In Details über sie einzugehen, verwehrt uns der Raum; es sei nur hervorgehoben, daß in neuen Culturen Belgien, in guter Haltung der Pflanzen Oesterreich, in Gemüse Deutschland, in Obst Tirol, in Weintrauben Ungarn, in Südfrüchten Griechenland die Palme davontrugen, ohne der hors d'oeuvres, wie z. B. der russischen Gemüse aus Petersburg, der schwedischen Gartenproducte, der ägyptischen und japanesischen Seltenheiten zu gedenken. Auch im Industriepalaste und in den Hallen war vieles hierher Gehörige zerstreut; von Obstnachbildungen, ebenso von Traubenabbildungen hatte Italien das Beste geleistet. Prächtiges frisches Obst war in der australischen Abtheilung zu sehen.

Mit voller Anerkennung muß der wissenschaftlichen Vertretung der Bodencultur gedacht werden. Es ist noch nicht lange her, daß dieselbe überhaupt möglich geworden ist, da sie erst seit kaum 30 Jahren das sichere Fundament gewonnen hat, welches allein die naturwissenschaftlich begründete Theorie zu geben vermag. In diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume hat sich eine totale Umgestaltung vollzogen, welche zunächst an den Bildungsmitteln für den Beruf der Land- und Forstwirthschaft zu erkennen ist. An ihnen ist Deutschland reicher als jedes andere Land; der Kern seiner Ausstellung in dieser Gruppe ruhte auf seinen land- und forstwirthschaftlichen Bildungsanstalten. Besonders die letztern hatten das Beste geliefert, was überhaupt in diesem Genre zu sehen war; alle andern Nationen haben hier Belehrung gesucht und gefunden. Oesterreich hat den rechten Weg erst vor kurzem betreten; was daher seine Bodenculturschulen brachten, war nicht weit her. Selbst das älteste Institut dieser Art im Reiche, Ungarn angehörend, stand tief verdunkelt und strebte vergeblich, durch ein ungarisches Kolossalwappen, in Mais, Bohnen, Paprika und andern Landesfrüchten ausgeführt, einigen Schimmer auf seine Schwäche zu werfen. Dagegen bot wider Erwarten das gerade im Agriculturwesen wenig gekannte Portugal in den Sammlungen seiner Landwirthschaftsakademie zu Lissabon das Bild eines sehr rührigen Emporstrebens. Dies gilt auch für Spanien mit seinem Institut zu Barcelona und für Italien, dessen Versuchsstationen hier zum ersten mal in das ihnen günstige Licht des öffentlichen Urtheils traten. Die letztern Anstalten, Kinder der jüngsten Epoche, waren gleichfalls aus Deutschland mehrfach repräsentirt; am

Digitized by Google

instructivsten und vollständigsten jedoch diejenigen Oesterreichs. Die Milch- und Futterstoffpräparate der landwirthschaftlich-chemischen Versuchsstation zu Wien, die ausgezeichneten Arbeiten der önologischen Station zu Klosterneuburg waren ohne Rivalen. Viel bewundert wurden insbesondere die Wasser- und Sandculturen der letztern mit Reben, welche zu staunenswerther Entwickelung gediehen. Auch die thätige Seidenbauversuchsstation zu Görz hatte das Ihrige geleistet. Das Bedeutendste aber bot die Statistik der Bodencultur, welche neuerdings einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Sehr schön, fast kokett, hatte Frankreich seine Erhebungen in dieser Richtung zur Geltung gebracht, namentlich durch vergleichende Nebeneinanderstellungen des Zustandes vor 20 Jahren und des gegenwärtigen Fortschritts. Den letztern schreibt es den großartigen Prämien zu, die alljährlich dem besten Betriebe ertheilt werden, und von welchen eine kostbare Auswahl, in silbernen Ehrengeschenken bestehend, zur Schau gestellt war. Großbritannien hatte in dieser Richtung gar nichts geleistet, obgleich es bekanntlich dem Fortschritt der Bodencultur zuerst die Wege gezeigt hat. Dagegen waren Schweden, Nordamerika, Italien und Rußland bemüht gewesen, Interessantes in Werken, Tabellen und Karten vorzuführen; der agronomische Atlas des letztern großen Reiches verdient besonders erwähnt zu werden. Das meiste hatte Oesterreich gethan. Es überreichte seinen Gästen ein ausführliches, ausdrücklich für die Weltausstellung verfaßtes Werk über seine Bodenculturverhältnisse (ebenso ein Denkbuch über das Montanwesen), und sein Ackerbauministerium hatte in einer ganzen Reihe von trefflich ausgeführten graphischen Darstellungen das gesammte Tablean der Urproduction auf das anschaulichste vor Augen zu führen gewußt. Nicht minder thätig waren die landwirthschaftlichen Vereine des Landes gewesen; unter ihren Leistungen verdienen namentlich hervorgehoben zu werden der Culturatlas von Niederösterreich, von Baron A. von Hohenbruck redigirt, und die Culturkarten von Oberösterreich, durch C. Foltz veranlaßt. Auch die von R. von Dombrowsky geschmackvoll arrangirte böhmische Collectivausstellung brachte vieles hier Einschlägige, nicht minder die Ausstellungen der einzelnen Großgrundbesitzer. Aber das Gebiet ist ein viel zu umfangreiches, als daß wir es versuchen dürften, auch nur annähernd allem Schönen und Guten gerecht zu werden, das auf ihm emporgewachsen war.

Die Wanderung ermüdet, wir wollen Athem schöpfen. Und um nichts zu verlieren, können wir dies am besten, wenn wir uns ein wenig in das Gewühl, das Leben und Treiben des großen Völkermarktes werfen, der sich „wiener Weltausstellung" nennt.

Digitized by Google

Die kirchenpolitische Bewegung in der Schweiz.

Von

Karl Wippermann.

II.

Die Frage der Verkündigung des neuen Dogmas fachte hauptsächlich den Streit des Bischofs von Basel mit den Regierungen der zu seinem Sprengel gehörenden Cantone von neuem an. Die Diöcesanconferenz hatte am 18. Aug. 1870 dem Bischofe diese Verkündigung mit dem Bemerken untersagt, daß im Falle seines Ungehorsams die Frage über den Fortbestand des Bisthums Basel als eine offene würde behandelt werden. Dieses Verbot suchte der Bischof im Februar 1871 zu umgehen, indem er in einem von den Kanzeln zu verlesenden Fastenmandat jenes Dogma in den Vordergrund stellte. Alsbald verbot die Regierung von Aargau den Geistlichen, die betreffenden Abschnitte von den Kanzeln zu verlesen. Es trat nun zunächst derselbe Verlauf ein wie in Deutschland. Der Bischof verlangte von seinen Geistlichen unbedingte Anerkennung der neuen Lehre und begann gegen diejenigen, welche sich hierzu nicht verstehen konnten, einzuschreiten. Die im Frühjahr 1871 von Bischof Lachat ausgesprochene Amtsentsetzung des Pfarrers Egli in Luzern rief aber große Erbitterung hervor. Ein am 18. Sept. 1871 in Solothurn stattfindender Congreß freisinniger Katholiken beschloß einstimmig, die sieben Regierungen zu ersuchen, daß sie das neue Dogma und den Syllabus von 1864 „als mit dem schweizer Verfassungsrecht unvereinbar erklären", insbesondere deren Lehre im Jugendunterrichte mit allen dem Staate zu Gebote stehenden Mitteln verhindern und, wenn katholische Kirchengemeinden oder Einzelne derselben sich von der Kirche der päpstlichen Unfehlbarkeit trennen wollten, ihr Miteigenthumsrecht an dem gesammten Kirchen- und Pfründevermögen, auch das freie Wahlrecht der Gemeinde bei Besetzung der Pfründen anerkennen und schützen möchten. Der Canton Aargau war auf dem besten Wege, diesem Beschlusse zu entsprechen. Durch allgemeine Volksabstimmung war daselbst am 30. Juli 1871 ein Gesetz genehmigt, nach welchem sämmtliche Geistlichen alle sechs Jahre einer Wiederwahl durch die Gemeinden unterliegen sollten. Daran schloß sich am 27. Sept. der Beschluß des Großen Raths wegen Rücktritts des Cantons vom Diöcesanverbande des Bisthums Basel und am 30. Nov. wurde die völlige Trennung von Kirche und Staat ausgeführt durch Beseitigung aller confessionellen Verfassungsbestimmungen, durch Uebertragung der Civilstandsregisterführung an weltliche Beamte, Einführung der obligatorischen Civilehe, Behandlung des Begräbnißwesens als Polizeisache, Erlaß eines

Digitized by Google

Gesetzes über die kirchlichen Genossenschaften, Herausgabe der Pfründegüter und Einführung eines für die gesammte Jugend, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß passenden Religionsunterrichts in den Schulen.

Nach der Lockerung, welche die Verhältnisse des Bisthums Basel auf Grund obiger Thatsachen innerlich und äußerlich erfahren, war es doppelt herausfordernd, als Bischof Lachat im Herbst 1872, ohne sich zuvor mit seinem Senat in Einvernehmen gesetzt zu haben, die Absetzung und Excommunication des allgemein sehr geachteten Pfarrers Gschwind von Starrkirch-Dullikon bei Olten im Canton Solothurn „wegen liberaler und altkatholischer Schriften" aussprach. Die Regierung erklärte am 5. Nov. 1872 dem Bischof gegenüber die Absetzung dieses Pfarrers mit dem Bemerken für nichtig, daß ein Pfarrer in ihrem Canton nur mit Bewilligung der weltlichen Behörde und jedenfalls nur auf gerechte Beschwerde sowie auf gesetzlichem Wege abgesetzt werden könne. Der Bischof erhob am 9. Nov. Einspruch, die Regierung aber erklärte, es verbleibe bei der Entscheidung und sie werde Gschwind als einzig rechtmäßigen Geistlichen schützen, solange nicht seitens der Gemeinde gegründete Klagen eingingen und sie selbst die Abberufung beschließen würde; denn der Pfarrer sei vermöge seiner Function auch staatlicher Beamter, und eine Absetzung dürfe nur durch den Staat, jedenfalls nicht einseitig, ohne dessen Mitwissen stattfinden; dieselbe sei hier ohne irgendwelchen materiellen Grund geschehen und ohne daß dem Charakter und der Amtsführung des Pfarrers ein Vorwurf gemacht werden könne; sie beruhe einzig darauf, daß er die katholische Lehre anerkannt habe, wie dieselbe von den Vätern bis 1872 anerkannt worden; der Staat habe das Recht und die Pflicht, seine Mitbürger gegen Anmaßungen zu schützen; als solche müsse es aber betrachtet werden, wenn der Bischof in die Rechte der Gemeinde und des Staates eingreife und einseitig über die Absetzung von Pfarrern verfüge. Demgemäß ließ die Regierung die Behinderung von Gschwind's pfarramtlichen Verrichtungen durch einen in Starrkirch erscheinenden Bevollmächtigten des Bischofs nicht zu; der dortige Oberamtmann war angewiesen, den Pfarrer in seinem Wirken nöthigenfalls mit Hülfe der Polizei zu schützen. Die Bevölkerung aber pflanzte einen „Freiheitsbaum" auf mit der Inschrift: „Dem Pfarrer zum Schutz, den Feinden zum Trutz"; die Gemeinden Olten und Grenchen richteten Zustimmungsadressen an Gschwind; der Liberale Verein zu Olten beschloß, die betroffenen Gemeinden zu unterstützen und den Regierungsrath um die geeigneten Schritte zu ersuchen, damit die Rechte der Gemeinden und Bürger auch des Cantons Solothurn gegen kirchliche Uebergriffe geschützt würden. Die Gemeinde Olten bat am 18. Nov. 1872 um Verhinderung des neuen Dogmas in Lehre und Praxis von Kirche und Schule. Auch der Gemeinderath von Solothurn bat hierum. Bischof Lachat bedrohte nunmehr die Gemeinde Starrkirch und Gschwind's Anhänger mit Interdict und Kirchenbann, die Regierung von Solothurn aber mit kirchlichen Censuren, weil sie sich durch ihre offene Auflehnung gegen die kirchlichen Behörden und gegen das neue Dogma zum Mitschuldigen der Häresie und des Ketzers gemacht habe. Die Haltung der klerikalen Presse steigerte die Erbitterung über dieses Gebaren des Bischofs. Auch die Sprache der liberalen Presse ward immer schärfer und entschiedener; sie forderte baldige Entscheidung, ob der Jesuitismus in dieser Krise die Oberherrschaft üben dürfe.

Entschiedenern Ausdruck erhielt die allgemeine Stimmung am 19. Nov. 1872 durch die Mehrheit der Diöcesanconferenz. Dieselbe erklärte, Bischof Lachat vergebe durch verbotswidrige Verkündigung und Aufrechthaltung des neuen Dogmas die dem jeweiligen Bischof von Basel zukommenden Episkopalrechte und die Rechte der Diöcesancantone, wodurch er die ganze Grundlage der bestehenden Kirchenverfassung verändere; es widerspreche dieses Vorgehen des Bischofs seinem am 30. Nov. 1863 abgelegten Eide, den betreffenden Regierungen gehorsam sein zu wollen; durch seine eigenmächtige und widerrechtliche Absetzung

Digitized by Google

von Pfarrern wegen Nichtanerkennung jenes Lehrsatzes gefährde er den confessionellen Frieden unter den Diöcesanen und durch einseitige Errichtung eines eigenen Seminars habe er den Bisthumsvertrag und die päpstliche Bulle von 1828 verletzt; die Regierung von Solothurn und die Diöcesanvorstände hätten 1865 und 1869 verlangt, daß die Dispensacten auf bestimmte gleichmäßige Summen gestellt würden, der Bischof treibe aber, entgegen seinem Versprechen und den Beschlüssen des Tridentiner Concils, den unwürdigen Taxenhandel fort. Aus diesen Gründen werde beschlossen: das neue Dogma wird nicht anerkannt; der Bischof ist nicht berechtigt und es wird ihm untersagt, Pfarrer der Diöcese einseitig abzusetzen und Priester wegen Nichtanerkennung des Dogmas mit Censuren zu belegen; der Bischof hat den gegen die Pfarrer Egli und Gschwind ausgesprochenen Kirchenbann zurückzuziehen und wird ersucht, den Kanzler Duret von seiner Stelle zu entfernen; der Bisthumsvertrag ist einer Revision zu unterwerfen und der Bischof wird eingeladen, zu diesem Behuf mit den Ständen in sofortige Verhandlung zu treten; der Bundesrath wird ersucht, gestützt auf Art. 44 der Bundesverfassung, ein Gesetz zu erlassen, welches den Bürgern die Freiheit zur Ausübung des Gottesdienstes und die Verfügung über ihre kirchlichen Fonds in jeder Richtung sichert und Bestimmungen enthält, die alle Vorkehrungen und Eingriffe der kirchlichen Gewalten untersagen und geeignet sind, die öffentliche Ordnung und den Frieden unter den Confessionen zu erhalten; der Bundesrath wird ferner ersucht, den Nuntius, der nach Untergang der weltlichen Macht des Papstes keine Berechtigung mehr als Vertreter eines weltlichen Staates hat, als solchen nicht mehr anzuerkennen und gesetzliche Bestimmungen zu erlassen, die ihm jede Einwirkung auf staatliche und kirchliche Angelegenheiten unmöglich oder wirkungslos machen.

Diese von allen Diöcesanregierungen außer von Luzern, wo seit 7. Mai 1871 die Ultramontanen wieder am Ruder waren, und Zug gefaßten Beschlüsse wurden, nachdem der päpstliche Nuntius Verwahrung erhoben, dem Bischof mitgetheilt. Derselbe antwortete am 21. Dec., er könne die staatliche Regelung reiner Glaubenssätze und die Behinderung des apostolischen Lehramts niemals anerkennen und auf das Recht der Censur von Geistlichen und der Anwendung von Disciplinarstrafen nicht verzichten; der Bischof allein habe das Recht, Geistliche zu entsetzen; die Antikatholiken müsse er von ihren Stellen entfernen, auch wenn der Staat sie schütze; die Stellung des Bischofs zu Staat, Kirche und Papst sei durch das Dogma der Unfehlbarkeit keine andere geworden; letzteres enthalte keine Gefahr für den Staat, daher sei es unbillig, den Bischof für Nichtvorhandenes zur Verantwortung zu ziehen; er wäre nie seinem Amtseide untreu gewesen, erkenne daher auch keine Pflicht zur förmlichen Verantwortung vor den Gerichtsschranken an, wo die Ankläger zugleich richteten. Wenn Egli und Gschwind ihre schwere Schuld bereueten, so werde er die Vermittelung zu ihrer Rehabilitation übernehmen; seinen Kanzler werde er nicht entlassen; endlich werde er Gott mehr fürchten als die Menschen, und die Schande pflichtvergessener Hirten nicht auf sich nehmen; „eher den Tod als die Schande".

Die Gegensätze standen sich somit in der schroffsten Weise gegenüber und mußten bei der Entschiedenheit im beiderseitigen Vorgehen bald zu einem Austrage kommen. Dazu trug auch die Haltung der am 1. Dec. 1871 in Olten versammelten schweizerischen freisinnigen Katholiken bei. In den vom Centralcomité am 20. Nov. erlassenen Aufrufe hieß es unter anderm: „Wir müssen der streitsüchtigen Hierarchie ebenfalls eine Organisation entgegenstellen, durch welche die freisinnigen Katholiken der Schweiz in ein großes Ganzes zusammengefaßt werden." In der Versammlung selbst hielten der Nationalrath Simon Kaiser und Professor Reinkens aus Breslau tiefergreifende Ansprachen. Ersterer sagte unter anderm, man dürfe nicht gleichgültig sein und nicht zugeben,

Digitized by Google

daß das schweizerische Volk den römischen Wühlern, dem Jesuitismus und seinen Bestrebungen, preisgegeben werde. Dr. Augustin Keller von Aarau sprach besonders das Verlangen nach Entfernung des päpstlichen Nuntius aus, denn durch diese Nuntien bewache und leite die Römische Curie die Bischöfe und drücke jede freie Regung nieder. Die Versammlung, welche durch ihre Zahl und Zusammensetzung die Bedeutung einer großartigen Volkskundgebung hatte, faßte hauptsächlich Beschlüsse in Betreff des innern Lebens der altkatholischen Gemeinden, im übrigen aber verlangte sie Schutz für die von der Kirche verfolgten Geistlichen und forderte den Bundesrath zur Entfernung des Nuntius sowie zum Anschluß an ein auswärtiges altkatholisches Bisthum auf. Daran schloß sich der Ausspruch einer großen Zahl von Gemeinden gegen das neue Dogma. Im Canton Solothurn, dessen Gemeinden in solcher Weise vorangingen, kam durch Vereinigung der liberalen Parteien am 22. Dec. 1872, trotz verzweifelter Gegenanstrengungen der conservativ-ultramontanen Partei, insbesondere der fanatisirten Geistlichkeit unter Führung des bischöflichen Kanzlers und päpstlichen Kämmerers Duret, ein Gesetz, ähnlich dem kurz vorher in Aargau erlassenen über die Wiederwahl der Pfarrer durch die Gemeinden zu Stande. Beim Bundesrathe hiergegen erhobene Beschwerden wurden am 8. April 1873 zurückgewiesen.

Nachdem der Bischof mittels Schreibens vom 26. Dec. 1872 sich geweigert, den Forderungen der Diöcesanconferenz nachzukommen, zog dieselbe, gegen die Stimmen von Zug und Luzern, am 28. Jan. 1873 die dem Bischof bei seiner Wahl ertheilte Staatsgenehmigung zurück, sprach also seine Amtsentsetzung aus, ersuchte die Cantone, einstweilen die bischöflichen Einkünfte nicht mehr auszurichten, beziehentlich die betreffenden Fundationen mit Beschlag zu belegen, bat die Regierung von Solothurn, die Amtswohnung Lachat's im bischöflichen Palast zu kündigen, lud das Domkapitel ein, nach Maßgabe des Bisthumsvertrags einen den Cantonen genehmen Bisthumsverweser zu ernennen, und beschloß, unter Mittheilung dieser Beschlüsse an Luzern, Zug und den Bundesrath, die sofortige Eröffnung von Unterhandlungen über Revision des Diöcesanvertrages. Die Stände Luzern und Zug erklärten, auch fernerhin Lachat als Bischof anerkennen zu wollen. Die Geistlichkeit des Cantons Zug sandte letzterm eine Adresse, in der es hieß: „Bei der geringen Aussicht auf den Kampf, welcher zwischen der auf dem Bekenntniß Petri ruhenden christlichen Kirche und dem auf der Negation emporsteigenden antichristlichen Babel nicht ausbleiben kann, gereicht es den Diöcesanen von Basel zum großen Troste, daß ihr Oberhirt, mit der Sanftmuth des Lammes den Starkmuth des Löwen verbindend, unentwegt dasteht bei dem heranbrausenden Sturme." Darauf antwortete Lachat unter anderm: „Verbündet mit der Häresie und mit dem Hochmuthsgeiste einer rationalistischen Wissenschaft sowie mit dem Unglauben und dem Indifferentismus des materiellen Weltsinnes und trotzend auf die brutale Gewalt der Staatsallmächtigkeit, stürmt die Synagoge Satans furchtbar wider die heilige Stadt Gottes heran. Allein sie, gegründet auf festen Felsengrund und angeführt von dem die Welt überwindenden Panier des Kreuzes und vertheidigt von den Streitern des Herrn, die nicht fürchten diejenigen, welche nur den Leib tödten können, fürchtet nichts und wanket nicht."

Die betreffenden Regierungen gingen alsbald mit geeigneten Maßregeln zur Ausführung der Beschlüsse der Diöcesanconferenz vor; die von Bern, Basel-Land und Thurgau verboten sofort der Geistlichkeit jede amtliche Verbindung mit Lachat. Auf die Anfang Februar 1873 von der thurgauischen Regierung erlassenen bestimmten Weisungen hin erklärte aber die katholische Synode des Cantons, der Kirchenrath solle jenes Verbot nicht befolgen und es möge das Volk über diesen Ausspruch abstimmen. Der Regierungsrath hob diesen Beschluß als verfassungswidrig auf, verbot jene Abstimmung, drohte dem Kirchenrathe, ihn bei etwaiger Widersetzlichkeit dem Strafrichter zu überliefern, und billigte

Digitized by Google

am 20. Febr. das Vorgehen gegen Lachat. Er ging dabei von folgender Voraussetzung aus, die er Anfang März veröffentlichte: Lachat's Entsetzung sei eingetreten als unabweisbare Folge einer Reihe von Conflicten, in denen derselbe alle Rücksichten auf die Rechte des Staats beiseitesetzte; gemäß der Verfassung habe die Regierung die Pflicht, die Beschlüsse der Conferenz unbedingt zum Vollzug zu bringen, zumal sie dieselben ausdrücklich genehmigt habe. Die überwiegende Mehrzahl der Katholiken Thurgaus erklärte sich übrigens für Lachat. Dessen Absetzung fand im Canton Solothurn großen Widerspruch seitens der Geistlichkeit; 53 katholische Pfarrer erwiderten am 18. Febr. die Weisung des Großen Rathes, den Verkehr mit Lachat abzubrechen, mit einer sehr heftigen Erklärung. Sie bezeichneten die Absetzung als „etwas bis dahin Unerhörtes, einen schweren Eingriff in die Rechte der Kirche und daher null und nichtig": sie wollten nicht Verräther werden an ihrem Eide, ihrem Bischof, ihrer Kirche und dem katholischen Volke; Lachat's Wahlspruch sei auch der ihrige: „Lieber den Tod als die Schande!" sie würden nur Eugenius als Bischof anerkennen, den kirchlichen Verkehr mit demselben nicht abbrechen und alle seine kirchlichen Erlasse verkündigen. Die Regierung von Solothurn setzte Ende Februar den Geistlichen nochmals eine Frist, innerhalb deren sie sich zu fügen hätten. Sie erwiderten, sie fühlten sich zu einer weitern Verantwortung nicht veranlaßt. Man befürchtete, die Klerikalen würden neue Unruhen hervorrufen; die Regierung erklärte dem Bundesrathe, derselbe brauche sich nicht einzumischen, sie werde schon selbst die Ruhe erhalten. Am 24. Febr. verfügte sie die Aufstellung von Truppen, weil die „förmliche Auflehnung der Geistlichkeit gegen die Autorität des Staates" Ruhestörungen veranlassen könnte. Zu einem Aufstandsversuche kam es infolge dessen nicht; die Geistlichen aber suchten die Regierung zu verhöhnen, indem sie am 23. Febr. das Verbot derselben, das Fastenmandat von den Kanzeln zu verlesen, wörtlich nahmen, von diesen herunterstiegen und die Verlesung vom Christlehrkatheder aus vornahmen. Daneben regten sie auch einen Versuch an, die dem Verhalten der Diöcesanconferenz zustimmenden Beschlüsse des Regierungsraths auf legalem Wege aufzuheben, vermochten jedoch die zu einem solchen Antrage nöthige Zahl von Unterschriften nicht aufzubringen. Auch erklärte die Regierung am 13. März diesen Antrag als Verstoß gegen die Verfassung und richtete abermals ein Rundschreiben an jene Geistlichen mit der Aufforderung, ihren in letzter Zeit geübten Misbrauch, in Predigt und Christlehre Schlußnahmen der staatlichen Behörden einseitig und leidenschaftlich zum Gegenstand ihrer Vorträge zu machen, künftig zu unterlassen, widrigenfalls die Gesetze über Verantwortlichkeit der Staatsbeamten und über Wiederwahl der Geistlichen zur Anwendung würden gebracht werden. Die Geistlichen erwiderten, daß ersteres Gesetz auf sie nur als Führer der Civilstandsregister Anwendung finde und es wäre die Verlesung des Fastenmandats für sie nur ein Gebot des Priestergehorsams gewesen. Im Gegensatz zu den klerikalen Angriffen, welche die Beschlüsse der Conferenz in den liberalen Cantonen fanden, sprachen sich die liberalen Katholiken im Canton Luzern am 24. Febr. für dieselben aus; ebenso am 25. März eine Versammlung der liberalen Katholiken der Ostschweiz zu Ragatz und am 8. April eine solche in Chur. Zum 14. April wurde Lachat die Amtswohnung gekündigt; hinsichtlich seiner und Duret's Ausweisung aus den sieben Cantonen bat der Liberale Verein zu Solothurn letztere um eine Verständigung untereinander. Durch einen besondern Umstand verlor Lachat's Sache selbst unter seinen Anhängern bedeutend. Bei Aufnahme des Inventars über die dem Bischof zur Benutzung überlassenen Mobilien, welche der solothurner Regierungsrath am 14. März trotz Duret's Protest durch einen Notar bewerkstelligen ließ, stellte sich heraus, daß ein erheblicher Theil der Summe von 285000 Frs., welche ein 1863 aus München nach Basel übergesiedeltes Fräulein Linder unter jesuitischem Einflusse dem jeweiligen Diöcesanbischofe von Basel „zu kirchlichen Zwecken" vermacht hatte, bei der

Digitized by Google

baseler Handelsbank in zweifelhaften Werthen und als persönliche Guthaben Lachat's und Duret's angelegt war. Die solothurner Regierung machte infolge dessen, unter Zustimmung von Aargau, Basel-Land, Bern und Thurgau, gegen Lachat gerichtliche Strafanzeige auf Unterschlagung. Das Gericht verfügte, daß dieser die Titel des Legats bis zum Ende des Processes gerichtlich zu hinterlegen habe. Die Diöcesanversammlung billigte am 4. April dieses Vorgehen ihres Vororts und beschloß, dem Domsenat, welcher gemeinsam mit dem Bischof das Legat zu verwalten hat, als dritter Partei, den Streit zu verkündigen. Zug und Luzern hatten sich für eine friedliche Beilegung der Sache ausgesprochen. Sehr bedenklich erschien es auch, daß Duret nicht zu wissen erklärte, wo das besondere Schreiben hingekommen sei, in welchem nach Angabe des Testaments die kirchlichen Verwendungszwecke näher angegeben waren und welches bei dem bischöflichen Senat hatte hinterlegt werden sollen.

Was die nach jenen Vorgängen vorzunehmende Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse betrifft, so machte die Regierung von Solothurn ihre Anschauung bekannt. Sie ging davon aus, daß durch die Uebergriffe der Römischen Curie im Gefolge der Unfehlbarkeitserklärung tabula rasa eingetreten sei im Verhältniß zwischen Kirche und Staat und daß bis zur Herstellung einer neuen Rechtsgrundlage jeder Theil, unbekümmert um die Ansprüche des andern, seine Gewalt unbeschränkt gebrauchen könne. Nach dieser Anschauung habe der Papst selbst oft genug gehandelt, er könne sich also am wenigsten darüber beschweren, wenn dies nun auch einmal gegen ihn geltend gemacht werde. Nach dieser Anschauung handelte die Regierung alsbald. Die Stadtgemeinde Olten hatte nach Absetzung ihres infallibilistischen Pfarrers das zur Ernennung für diese Stelle berechtigte Chorherrenstift Schönenwerth um Besetzung derselben angegangen; da dieses mit dem Bemerken ablehnte, eine vom Volke beschlossene Absetzung enthalte keine kanonische Erledigung der Pfründe, gestattete die Regierung Anfang März der Gemeinde selbst die Neuwahl, welche am 12. März auf den altkatholischen Pfarrer Herzog in Elberfeld fiel, den Lachat früher in den Bann gethan und dadurch außer Landes getrieben hatte. Am 27. April kam in Solothurn ein neues Schulgesetz und am 20. Mai ein Gesetz über den Misbrauch der Kanzel zu Stande.

Lachat setzte den Beschlüssen der Diöcesanconferenz den äußersten Widerstand entgegen. Er erließ eine umfassende Protestschrift, in welcher er alle gegen ihn erhobenen Anklagen als „schreiende Unbill und schwere Verleumdung" erklärte; er habe, hieß es darin, seinen vom Papste bewilligten Amtseid „nicht so verstehen können und dürfen, daß er ein Gelöbniß enthalte, sein geistliches Amt zu verletzen und seine oberhirtlichen Pflichten zu verrathen"; er habe kein Gesetz, keine Verfassung und keinen Vertrag verletzt, einem Placet sei er nicht unterworfen; die Conferenz sei unzuständig und die Regierungen möchten doch ihre Beschwerden vor dem Römischen Stuhle anbringen. Lachat erhob noch besondere Verwahrung beim Großen Rathe des Cantons Bern. Er that dies offenbar mit Rücksicht auf die große Opposition, auf welche seine Absetzung im berner Jura stieß. Dieser französisch redende, früher dem Fürstbischof von Basel, dann eine Zeit lang zu Frankreich gehörende, 1815 mit Bern vereinigte Landestheil war als einer der verkommensten und aufrührerischsten Bezirke der Klerikalen bekannt. Unwissenheit und Rassenhaß gegen die deutsche Regierung wurden hier von letztern stark ausgebeutet. Hierauf gestützt, wagten 97 Geistliche des Jura, in einer Protestschrift vom 13. März der berner Regierung den Gehorsam aufzukündigen und gleichzeitig Lachat in einer veröffentlichten Adresse unwandelbaren Gehorsam zu geloben. Da faßte die Regierung, nachdem besonders die Stadt Biel ein Einschreiten gegen die Anhänger der Renitenten gefordert hatte, am 18. März 1873 den Beschluß, gegen alle jene Pfarrer sofort beim Appellations- und Cassationshof den Antrag auf gerichtliche Abberufung von ihren Aemtern zu

Digitized by Google

stellen und bis zur Entscheidung des Gerichts die Pfarrer zu suspendiren; falls sie binnen zwei Wochen erklärten, sich den Beschlüssen der Staatsbehörden fügen zu wollen, behalte sich die Regierung die Rücknahme des Abberufungsantrags und der Suspension vor; die Kirchendirection habe Anträge zu stellen in Betreff der vorläufigen Ersetzung der eingestellten Pfarrer in ihren pfarr- und civilamtlichen Verrichtungen. Zugleich wurden die Statthalter im Jura angewiesen, diese Beschlüsse sofort auszuführen. Da die klerikale Presse mit Revolution gedroht hatte, so wurden bis zum 10. Mai Truppen aufgestellt sowie allen Ortsbehörden eröffnet, daß man sie für Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung verantwortlich mache, die dann auch die sofortige Anwendung militärischer Maßregeln auf Kosten der betreffenden Gemeinde zur Folge haben müßten. Diese Beschlüsse und Maßregeln der berner Regierung wurden vom Großen Rathe am 26. März gebilligt. Alle Pfarrer im Jura lieferten ihre Civilstandsacten und die Kirchenschlüssel ab; einer, Jecker in Biel, der dies weigerte, ward verhaftet, worauf er sich fügte. In den Gemeinden, für welche sich keine Vicarien finden wollten, ließ die Regierung den Gottesdienst vorläufig einstellen. Mit Rücksicht auf den Mangel an Priestern wurde die Regierung am 28. März vom Großen Rathe zur vorläufigen Einführung der Civilehe im Jura ermächtigt. Die Anhänger der Renitenten, nicht genugsam eingeschüchtert, baten die Regierung um Bestrafung des Regierungsraths Bodenheimer wegen eines von ihm zu Biel gehaltenen Vortrags gegen die Ultramontanen. Gegen Ende März versammelten sich die Renitenten zu Correndlin, wo sie mit Mehrheit beschlossen, in ihrer Opposition zu verharren; am 8. April jedoch erklärten sie, ihrer Suspension sich fügen zu wollen. Neuen Muth erhielten sie durch ein Schreiben des Papstes vom 7. April, in welchem er sie wegen der Belohnung beglückwünschte, welche sie für ihr Ausharren im Himmel erwarte; sie möchten, sagte der Papst, tapfer und unerschütterlich auf der Bresche bleiben; das Volk, welches solche Priester habe, werde „seinen Glauben wieder erringen". Die Opposition wurde auch dadurch genährt, daß Anfang Juli Mitglieder des Großen Rathes wider die ganze Behandlung der Renitenten beim Bundesrathe Verwahrung erhoben, und daß der Fürst-Primas von Ungarn Ende Juli unter demonstrativen Aeußerungen Geldbeiträge schickte. So kam es denn im Jura zu verschiedenen Kundgebungen, besonders bei Processionen, auch in Delsberg anläßlich der Einführung eines neuen Pfarrers zu offenem Widerstande. Am 15. Sept. 1873 sprach der erwähnte Gerichtshof die Abberufung der renitenten Pfarrer aus; in den Motiven erkannte er sie unbedingt als Diener des Staates an. Vor Vollstreckung des Urtheils wurde den Pfarrern im October nochmals eine Frist zur Zurücknahme ihrer Verwahrung gestellt. Am 7. Oct. erließ die Regierung von Bern eine Verordnung, durch welche eine Anzahl Kirchspiele je nach der geographischen Lage verschmolzen wurde; die Besetzung der Pastoralkreise mit Pfarrern sollte für jeden derselben durch den Regierungsrath erfolgen, der hierüber dem Gewählten eine besondere Wahlacte auszustellen habe, enthaltend die Angabe des Pastoralkreises, der Staatsbesoldung, die Bestimmung, daß keinerlei Gebühren zu fordern seien, und die Verpflichtung, ohne Ermächtigung der Kirchendirection keinen Vicar anzustellen; der Gewählte soll durch den Statthalter in sein Amt eingeführt werden, wobei er vor versammelter Gemeinde den Staatseid der Beamten abzulegen habe. Mit Annahme der Wahl wird die Verpflichtung übernommen, ohne Zustimmung der Staatsbehörde mit keiner bischöflichen oder andern kirchlichen Oberbehörde in amtliche Verbindung zu treten und Befehle von ihr anzunehmen. Gegen Ende October wurden durch eine von Franzosen veranstaltete Versammlung in Pruntrut Versuche gemacht, Unruhen, etwa mit den Folgen wie 1836, hervorzurufen; Anfang November aber erinnerte die Regierung die Gemeindevorsteher im Jura daran, daß im Falle von Unruhen die Kosten einer militärischen Besetzung auf die Gemeinden fallen würden. Zugleich wurden

Digitized by Google

Listen ausgelegt, in welche sich die Ruhe liebenden Bürger einschreiben sollten; dadurch sollten sie der Beiträge zu den Besatzungskosten enthoben sein, wofern sie sich bei Ruhestörungen nicht betheiligten. Wirklich kam es am 9. Nov. in Pruntrut zu Unruhen, sodaß Militär aufgeboten werden mußte. Am 14. Nov. traf in Bern eine Abordnung von Klerikalen ein, um beim Bundesrathe Beschwerde gegen obige Verfügungen der berner Regierung zu erheben, doch wurden sie sogleich abgewiesen.

Die Wühlereien im Jura gingen nun im stillen weiter. Die Klerikalen predigten scheinbar Ruhe, thaten aber alles, um die Gemüther in Aufregung zu halten. In Scheunen wurden ohne alle Anwendung von Schmuck Messen gelesen, damit das Volk einen Begriff von der Verfolgung und der Armuth der Kirche bekomme. Als der abgesetzte Pfarrer Adatte in Charmoille in einer Predigt zum Bürgerkriege aufforderte, wurde er gewaltsam entfernt. Zu Anfang December 1873 verbot eine Verordnung den abgesetzten Geistlichen die Vornahme irgendeiner geistlichen Verrichtung in allen der Staatsaufsicht unterstehenden Räumlichkeiten und bedrohte den Misbrauch des Privatgottesdienstes zur Störung des confessionellen Friedens mit einer Geldbuße bis zu 200 Frs., die im Wiederholungsfalle erhöht werden solle. Noch am 9. Dec. mußte der Kirchenrath in Delsberg verhaftet und Truppen in diesem Bezirke aufgestellt werden.

Lachat hatte auch beim Bundesrathe Beschwerde gegen seine Entsetzung erhoben, worauf die Diöcesanstände letztere juristisch und durch Anführung früherer Fälle dort rechtfertigten, auch die Hoffnung aussprachen, der Bundesrath werde anläßlich dieser Frage Bedacht auf eine Garantie für die innere Freiheit des schweizerischen Staats- und Volkslebens nehmen. Inzwischen begann Lachat trotz der Absetzung seine bisherige Wirksamkeit fortzusetzen, und zwar gerade in einer aufs neue herausfordernden Weise. Am 6. April forderte er den von der Gemeinde Olten zum Pfarrer gewählten Pfarrer Herzog auf, vor ihm zu erscheinen, und machte demselben, als er nicht folgte, am 15. April bemerklich, daß er zu den geistlichen Verrichtungen nicht befähigt und Eindringling in Olten sei; doch schon am 17. April sah Lachat, um nicht selbst ferner als Eindringling zu erscheinen, sich veranlaßt, seinen Wohnsitz zu Attisholz im Canton Luzern aufzuschlagen. Gegen die bischöflichen Handlungen, welche er von hier aus vornahm, erhob die Regierung von Solothurn am 26. April Einsprache in Luzern und beim Bundesrathe. „Wir können", sagte sie, „derartige, von einem andern Staatsgebiete ausgehende Strafurtheile einer geistlichen Macht, die wir nicht anerkennen, nicht dulden." Die Regierung von Luzern sprach darauf Anfang Mai Lachat die „bestimmte Voraussetzung" aus, daß er von diesem Canton aus während des schwebenden Streites mit den fünf Cantonen sich aller unmittelbaren Amtshandlungen auf deren Gebiete enthalte. Lachat erklärte am 12. Mai dem Bundesrathe, daß, obgleich er sich immer noch als Bischof der ganzen Diöcese betrachte, er behufs Vermeidung größerer Conflicte gewisse Aenderungen in der Jurisdiction über dieselbe eintreten lassen werde. Ende November aber sah sich die Regierung von Bern genöthigt, bei der von Luzern Einsprache gegen eine von Lachat an die Katholiken im Jura erlassene Aufforderung zum Ausharren im Widerstande zu erheben. Luzern erklärte um Mitte December 1873, das von Lachat am 30. Nov. an die schweizer Bischöfe gerichtete Schreiben, enthaltend die Excommunication der im Jura neuangestellten Pfarrer, sei allerdings ein Act der äußern Jurisdiction, zu dem er gegenüber den fünf Cantonen nicht berechtigt wäre.

Die Aufforderung bezüglich der Wahl eines Bisthumsverwesers war vom Domkapitel abgelehnt worden, weil es nur bei Erledigung des Bischofssitzes dazu berechtigt sei, nach den hervorragendsten Kirchenrechtslehrern aber der bischöfliche Stuhl nur durch Tod, Verzicht, Versetzung und Absetzung, nicht aber durch eine von den Staatsbehörden ausgesprochene Amtsentsetzung erledigt werde. Auch habe das Kapitel seine Pflichten der ganzen Diöcese

Digitized by Google

gegenüber zu erfüllen, Zug und Luzern hätten aber gegen die Absetzung protestirt. Die Behauptung hinsichtlich der Erledigung des Sitzes wurde von der solothurner Regierung als Vorort der Conferenz an der Hand der Kirchenrechtslehrer und der Kapitelsstatuten zurückgewiesen und die Conferenz beschloß am 15. Febr. 1873, die Wahl des Verwesers selbst vornehmen zu wollen; auch erklärte sie, fortgesetzte Renitenz des Kapitels könne auch dessen Bestand in Frage stellen. Gleichzeitig wurde der Conferenz der vom Landammann A. Keller zu Aarau im Auftrage ausgearbeitete Entwurf eines neuen Bisthumsvertrags vorgelegt. Dieser forderte die Errichtung eines schweizerischen Nationalbisthums auf demokratischen Grundlagen ohne jede Mitwirkung Roms, strenge Scheidung des staatlichen vom kirchlichen Gebiet und Aufrechthaltung der Rechte des Staats gegenüber den kirchlichen Uebergriffen. Der Entwurf wurde einer Commission zur Berathung überwiesen.

Mit ähnlicher Entschiedenheit wie in der Diöcese Basel, wurden zu Anfang des Jahres 1873 die klerikalen Anmaßungen auch in andern Theilen der Schweiz zurückgewiesen. Dem Bischof Greith von Sanct-Gallen z. B. wurde der Versuch, die Verkündigung des neuen Dogmas ebenfalls in einem Fastenmandat einzuschmuggeln, vereitelt. Das Hauptstreben der Reformfreunde ging jedoch auf die Errichtung dauernder Schranken zu jenem Zwecke. Die Gründung eines Nationalbisthums wurde am 12. April seitens des Centralcomité der freisinnigen Katholikenvereine auch in der romanischen Schweiz angeregt, und am 17. April erließen die liberalen Katholiken von Basel-Stadt, Basel-Land, Solothurn, Bern und Aargau einen Aufruf zu einer großen, mitten im Lager der Ultramontanen, zu Arlesheim, der Hauptstadt des katholischen Birsecks in Basel-Land, zu diesem Zweck zu haltenden Versammlung. In diesem das Treiben der Ultramontanen in der Schweiz seit 25 Jahren schildernden Aufrufe hieß es: „Wollen wir die politische Selbständigkeit dem Götzen der Jesuiten zum Opfer bringen? Soll unsere freie Schweizererde eine vaticanische Provinz und neuerdings, wie vor 1848, der Tummelplatz der Jesuiten werden? Nein, dreimal Nein!" Die am 20. April stattgehabte Versammlung, deren Berathungen zu stören die Klerikalen mit Waffengewalt gehindert wurden, beschloß nach den Reden Jecker's von Solothurn und Keller's von Aarau das dringende Ersuchen an den Bundesrath, der nächsten Bundesversammlung einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen alle in den Verfassungen der Cantone enthaltenen Grundsätze und daraus folgenden Rechte der Bürger gegen jeden Eingriff der geistlichen Gewalt sichergestellt würden. Dabei wolle der Bundesrath auf solche Bestimmungen Bedacht nehmen, durch welche dem Misbrauche des geistlichen Amtes gebührende Schranken gesetzt werden. Zu Solothurn sprach sich am 15. Juni eine zahlreiche Volksversammlung für obligatorischen, unentgeltlichen und der Aufsicht der Geistlichen enthobenen Volksunterricht, für Einführung der Civilehe und Civilstandsregister, für Aufhebung der Nuntiatur sowie der antinational und antirepublikanisch organisirten Bisthümer durch die geänderte Bundesverfassung aus. Aehnlich am 26. Oct. eine Versammlung zu Delsberg, mitten im klerikalen Lager.

Auf klerikaler Seite war man übrigens auch nicht unthätig. Die fünf Bischöfe, welche am 13. März 1873 eine Zusammenkunft zu Freiburg gehabt, sprachen in einem gemeinsamen Schreiben vom 15. Mai den Geistlichen der Diöcese Basel und des Cantons Genf Befriedigung aus „für ihre beständige Treue gegen die heilige Kirche" und dafür, daß sie, die Erfüllung ihrer Pflichten und Eide vor allem hochhaltend, weder Ungunst noch Bedrängnisse gescheut hätten. Am 18. Mai forderte das Centralcomite der Ultramontanen zu Bern in einem heftige Auslassungen gegen die Staatsbehörden enthaltenden Aufrufe alle Katholiken, die treu zu Rom stehen, auf, sich am 25. Mai an einer Versammlung der Katholiken aus den Bezirken Delsberg und Münster zu Correndlin zahlreich zu betheiligen. Es sei, hieß es in dem Aufrufe, jetzt genug protestirt und

Digitized by Google

Zeit, sich an das Volk selbst zu wenden. Die Versammlung beschloß dann, gegen die Absetzung Lachat's und der jurassischen Geistlichen sich bei der Bundesversammlung zu beschweren und gegen „die maßlosen Eingriffe der Staatsgewalt in das Gewissensgebiet des Bürgers" zu protestiren. Dasselbe thaten am 29. Mai auch 47 Mitglieder des Großen Rathes von Aargau, während dessen Mehrheit den Diöcesanbeschluß genehmigte.

In allen wesentlichen Punkten unterlegen, suchten die Ultramontanen seit April 1873 durch Aussprengung seltsamer Gerüchte die Streitfragen ans rein politische Gebiet zu spielen. Besonders liebten sie das Gerede, daß Deutschland Absichten auf die Schweiz habe und Anlaß zur Einmischung suche. Den Hintergrund für diese Verleumdungen bildete offenbar die am 25. Mai in der Regierung Frankreichs eingetretene Aenderung. Bei der klerikalen Richtung des dort mit Mac-Mahon zur Herrschaft gelangten Systems lag es sehr nahe, daß eine sogar nach bewaffneter Herstellung der weltlichen Macht des Papstes strebende französische Regierung nicht so glimpflich mit der Schweiz verfahren werde, welche die Rechte des Staats gegen Rom so entschieden wahre.

Die meisten Besorgnisse hegte man in dieser Beziehung in dem von französischem Gebiete fast umschlossenen Genf, dessen Bevölkerung noch am 20. Sept. 1869 ihre großartige Feier des funfzigjährigen Anschlusses an die Schweiz zu einer franzosenfeindlichen Kundgebung gestempelt hatte, von wo aus aber andererseits die Ultramontanen nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges die französisch redende Bevölkerung der Schweiz in Frankreichs Deutschenhaß mit hineinzuziehen gesucht hatten. Als 1872 die genfer Regierung den Bischof von Lausanne um Bestätigung einiger Pfarrerwahlen anging, kam zu Tage, daß Mermillod vom Papste wirklich zum Bischof von Genf ernannt sei. Die Regierung erklärte alsbald, daß sie diesen Bischof nicht anerkenne, weil das Bisthum nicht einseitig habe errichtet werden können, der Papst vielmehr die, für die officielle Lage der katholischen Kirche im Canton geltenden Bestimmungen schwer verletzt habe. Auf Mermillod's Antwort, er habe seine Vollmachten vom Heiligen Stuhl erhalten und werde fortfahren, in Gemäßheit derselben zu handeln, beschloß die Regierung am 20. Sept. 1872, Mermillod wegen Bruches seines Eides auch nicht mehr als Pfarrer anzuerkennen, ihm den Gehalt nicht mehr auszuzahlen und wegen Wiederbesetzung der Stelle vorzugehen. Mermillod ließ diese Beschlüsse unbeachtet und erhielt durch Sammlungen, besonders aus Frankreich, ein größeres Einkommen als zuvor. Die katholischen Geistlichen des Cantons ließen am 4. Oct. den Staatsrath wissen, sie könnten seinem Verbote der Anerkennung Mermillod's als Bischof nicht Folge leisten. Bischof Marilley endlich entsagte am 23. Oct. seinen bischöflichen Rechten auf das neue „Bisthum Genf", „um nicht länger in einer zweideutigen Stellung zu verweilen".

Die hierdurch geschaffene Lage nöthigte den genfer Staat zu entschiedener Wahrung seiner Rechte mittels der Gesetzgebung. Im October 1872 berieth der Große Rath sehr lebhaft über ein Project wegen Trennung von Kirche und Staat. Fazy meinte, diese Trennung bestehe schon seit 1847; die Klerikalen bezeichneten den Plan als Unterjochung der Kirche durch den Staat, während Chenevière auf die ständige Bedrohung der schweizerischen Nationalität durch einen Bischof von Genf hinwies, unter dem auch die Katholiken des Chablais und Faucigny ständen. Der Antrag wurde abgelehnt, allein Bischof Marilley's Entsagung führte alsbald zur Wiederaufnahme der Sache. Die Regierung kündigte durch Rundschreiben vom 22. Oct. 1872 die Vorlage eines neuen Cultusgesetzes an, welches die Pfarrerwahlen in die Hände der Gemeinden legte. Während im Januar 1873 Verhandlungen über diese Vorlage stattfanden, ließ Mermillod am 2. Febr. ein päpstliches Breve vom 16. Jan. verkündigen, welches ihn zum „apostolischen Vicar des Genfergaues oder sogenannten Cantons Genf" mit allen bischöflichen Befugnissen ernennt

Digitized by Google

und unmittelbar unter den Papst stellt. Auf diese großartige Herausforderung antwortete die Regierung durch Bestrafung der diesen Erlaß ohne Placet verkündigenden Geistlichen mit Entziehung des vierten Theiles ihres Jahrgehaltes; wegen der gegen Mermillod selbst zu ergreifenden Maßregeln wandte sie sich an den Bundesrath. Dieser erklärte am 12. Febr. dem päpstlichen Nuntius, die Bundesbehörden hielten, wie bisher, daran fest, daß die Frage über die Organisation der Bisthümer nur mit ihrer Zustimmung erledigt werden könne, insbesondere daß die Maßnahmen des Heiligen Stuhls, welche die Zahl, die Umschreibung und die Trennung schweizerischer Bisthümer zum Gegenstand haben, zugleich confessionelle und politische Bedeutung besitzen und der ausdrücklichen Zustimmung des Bundes bedürfen. Dieser Grundsatz stütze sich auf das alte und neue Staatsrecht der Eidgenossenschaft, sowie auf eine Reihe von Vorgängen; auch der Heilige Stuhl habe den Grundsatz anerkannt, indem er noch in neuester Zeit mit dem Bundesrathe über die Organisation der katholischen Kirche im Canton Tessin Unterhandlungen begonnen und fortgeführt, sowie in den letzten Monaten des Jahres 1872 Unterhandlungen in Betreff der Organisation des katholischen Cultus im Canton Genf gepflogen habe. Diese Verhandlungen wären seitens des Bundesraths nicht abgebrochen gewesen, als der Heilige Stuhl sein Breve vom 16. Jan. erließ, welches den funfzigjährigen Bestand der katholischen Kirche von Genf durchaus veränderte. Diese Antwortsnote ließ der Bundesrath durch die genfer Regierung Mermillod mit der Aufforderung mittheilen, sich bis zum 15. Febr. zu erklären, ob er angesichts des Einspruchs der Bundes- und Cantonsbehörden die Verrichtungen eines apostolischen Vicars auszuüben gedenke. Bejahendenfalls oder wenn er nicht antworte, würden Maßregeln getroffen werden, um ihn an der Ausübung eines dem Willen der Landesbehörde und dem gesetzlichen Rechtszustande zuwiderlaufenden Mandats zu verhindern. Mermillod antwortete am 16. Febr., daß er auf der Fortführung des ihm vom Heiligen Stuhl, „seiner einzigen Oberbehörde in dieser rein kirchlichen Angelegenheit", übertragenen Amtes beharren müsse, und suchte nachzuweisen, daß die Ernennung eines apostolischen Vicars der Errichtung einer Diöcese nicht gleichkomme, vielmehr „die bescheidenste Verwaltungsform" sei, deren sich die Kirche in den Ländern bediene, in welchen sie blos geduldet werde. Dies hatte am 17. Febr. die Eröffnung des Bundesrathes an Mermillod zur Folge, daß ihm solange der Aufenthalt in der Schweiz untersagt sei, als er nicht ausdrücklich darauf verzichte, vom Heiligen Stuhl entgegen den Beschlüssen der Bundes- und Cantonsbehörden ihm übertragene Geschäfte auszuüben; das Verbot werde mit dem Tage hinfällig, an welchem Mermillod dem Bundesrathe oder dem genfer Staatsrathe erkläre, daß er auf jegliche Verrichtung jener Geschäfte verzichte.

Dieser Beschluß wurde sofort in Ausführung gebracht. Vor seiner Wegführung über die Landesgrenze protestirte Mermillod gegen die Ausweisung „im Namen der Rechte der katholischen Kirche und der verletzten Freiheit der katholischen Gewissen"; am Abend desselben Tages wurde in der Notredamekirche zu Genf ein feierliches Miserere gehalten und die katholischen Geistlichen von Genf richteten an den Großen Rath gegen diese Ausweisung einen Protest in beleidigenden Ausdrücken. Mermillod ließ sich in dem benachbarten französischen Orte Ferney nieder und begann von hier aus seine staatsfeindliche Agitation fortzusetzen. Der Papst hatte ihn durch ein Schreiben vom 6. Febr. hierzu aufgefordert mit den Worten: „Die Verfolgung bedroht, wenn Gott den Machinationen der Gottlosigkeit kein Ziel setzt, auch die Schweiz mit einem schrecklichen Schisma. Wenn Euerer Mission auch noch nicht das Blut und Martyrium droht, so bereitet Euch die wüthende Agitation der Geister ein noch schwereres Martyrium von Sorgen, Aengsten und von langer Dauer; aber erinnert Euch, daß auch die Apostel wie Lämmer in die Mitte der Wölfe gesandt wurden. Schreitet auch Ihr ohne Furcht und mit edler Unabhängigkeit vorwärts;

Digitized by Google

lehret das Volk, das Euch anvertraut ist, allen unsern Verordnungen gehorchen." Mermillod war denn auch nicht feige. In einer Rede, die er öffentlich hielt, sagte er, der in Genf ausgebrochene Kampf sei nur ein Vorpostengefecht; der deutsche, französische und belgische Klerus hätten sich auf Angriffe von seiten des Cäsarismus gefaßt zu machen; er habe besondere Gründe, anzunehmen, daß der Schlag, der ihn getroffen, zwischen der genfer Regierung und der Bismarck's verabredet sei. Gegen diese Aeußerung legte der Bundespräsident Ceresole in einem Schreiben an den Gesandten in Berlin, Obersten Hammer, Verwahrung ein, mit dem Zusatze: „Wir verfolgen mit der lebhaftesten Theilnahme die Entwickelung des Kampfes in Deutschland; um ihn aber in der Schweiz zu bestehen, wollen wir weder eine moralische Intervention anrufen, noch aus stärkern Händen irgendwelchen Druck dulden. In dem Conflict zu Genf intervenirten wir, weil die Würde des Staates im Spiel war. Auch in dem Conflict zu Solothurn, wo uns die Lage schwieriger und verwickelter erscheint, werden wir nur interveniren, wenn dies behufs Erhaltung der Ordnung und der Rechte der politischen Gewalt durchaus nothwendig sein wird."

Weitere Ermunterungen in seinem Treiben erhielt Mermillod durch eine zahlreiche Volksversammlung, welche am 25. Febr. zu Bourg in Savoyen gegen seine Ausweisung Protest erhob und durch hohen Besuch französischer Klerikalen, den er dort erhielt. Nachdem Mermillod's am 9. Juli an die Bundesversammlung gerichteter Recurs Ende Juli von beiden Räthen zurückgewiesen war, demonstrirte Ende August der schweizerische Piusverein in Zug für ihn. Auch der walliser Piusverein, zur Wallfahrt in Saint-Maurice versammelt, sandte im September 1873 einen Gruß an Mermillod, den er einen neuen David nannte, welcher Goliath besiegen werde. Mermillod seinerseits ermahnte am 28. Sept. zu Annemasse, wohin Priester eine Wallfahrt von Frauen aus dem Canton Genf veranstaltet hatten, zum Widerstande gegen das Pfarrwahlgesetz, „und wenn man auch zu den Flinten greifen" müsse; er selbst werde eher in den Tod gehen, als den Feinden Roms nachgeben, als sich vor den Protestanten, diesen Kindern des Satans, und den Altkatholiken, die sich ihre Religion auf dem Polizeibureau von Genf holten, beugen. Zu Collonges bei Saleves hielt Mermillod am 5. Oct., nachdem er durch eine Ehrengarde, einen Triumphbogen und die Behörden von Saint-Julien empfangen, bei Gelegenheit der Firmelung von Kindern aus den genfer Gemeinden Veyrier und Compesières öffentlich eine Rede, in welcher er auf die Möglichkeit fremdländischer Einmischung anspielte. Ferner trat Mermillod zu Bourg, Paray-le-Monial, Saint-Julien und Allinges in Reden mit Ausfällen gegen die genfer Behörden und den Bundesrath in solchem Tone auf, als sei der Bürgerkrieg bereits nahe. Der genfer Staatsrath führte über dieses Treiben Beschwerde beim Bundesrath, während einige Maires des Cantons ihn bei letzterm in Schutz nahmen.

Schwerer wogen die Kundgebungen auf der andern Seite. Eine große Volksversammlung in Genf protestirte am 24. Febr. beim Staatsrathe und beim Bundesrathe gegen die Agitation zu Ferney; 3000 Neuenburger, am 1. März in La-Chaux-de-Fonds versammelt, beglückwünschten den genfer Staatsrath wegen seiner entschlossenen Haltung, worauf dieser antwortete, er fühle, daß er ein vaterländisches Werk verrichte. Auch eine zahlreiche Volksversammlung zu Bellinzona sprach am 6. März ihren Glückwunsch aus, und eine zu Genf erklärte am 6. März, nicht blos der Klerus, sondern auch die bisherige Lauheit der Bürger sei schuld, daß der Kirche die Verträge nicht genügten, durch welche der Staat sein Recht auf ein Minimum zurückgeführt habe. Nationalgesinnte Geistliche im Canton Aargau endlich erhoben am 13. Aug. 1873 öffentlich Verwahrung gegen Mermillod's vaterlandsverrätherisches Treiben. Es bezog sich dies besonders auf die dessen Verhalten beleuchtende Antwort, welche am 2. Aug. der Bundespräsident

Digitized by Google

Ceresole auf eine Anfrage Segesser's aus Luzern im Nationalrathe ertheilt hatte. Dieser, das Haupt der katholischen Gegner der Revision, wünschte festgestellt zu sehen, daß letztere nicht gemeint seien, als Ceresole kurz vorher die Ultramontanen des Landes der Beziehungen zu auswärtigen Mächten angeschuldigt hatte. Aus der Antwort des Bundespräsidenten erfuhr man, der Bundesrath sei aus völlig sicherer Quelle benachrichtigt, daß bei der Regierung von Thiers und der von Mac-Mahon eifrig und wiederholt Schritte gethan seien, um eine diplomatische Einmischung Frankreichs in die religiösen Streitigkeiten der Schweiz zu erlangen, daß insbesondere der französischen Regierung Denkschriften überreicht wären, um nachzuweisen, man habe das Recht, die katholischen Interessen im Canton Genf in die Hand zu nehmen. Als sich herausstellte, daß Mermillod und Genossen die Sache angeregt, war Segesser beruhigt.

Inzwischen hatte der Große Rath von Genf am 15. Febr. und das Volk am 23. März 1873 fast einstimmig jenen Entwurf eines neuen Kirchengesetzes genehmigt. Dabei hatten sich die Ultramontanen, zur Verdeckung ihrer geringen Zahl, der Abstimmung enthalten, angeblich weil der Staat kein Recht habe, ein solches Gesetz zu erlassen. Die Bestimmungen dieses Gesetzes sind diese: Die Pfarrer und Vicare werden von den katholischen Bürgern, welche auf den cantonalen Wahllisten eingetragen sind, gewählt. Sie werden vom Staate besoldet und können abberufen werden. Nur der vom Staate anerkannte Diöcesanbischof kann innerhalb der Schranken des Gesetzes die kirchliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung ausüben. Das Gesetz bestimmt die Zahl und Begrenzung der Pfarreien, die Formen und Bedingungen der Pfarrer- und Vicarwahlen, den Amtseid, die Art und Weise der Abberufung, die Organisation der Kirchengutsverwaltung und die darauf bezügliche Gesetzgebung. Die nach bisheriger Ordnung gewählten Pfarrer und Vicare sind einer Neuwahl nicht ausgesetzt. Der Canton kann niemals Theil eines fremden Bisthums, und der Sitz des Bisthums, zu welchem Genf gehört, darf nicht in Genf sein. Mermillod's Protest gegen die Ausführung dieses Gesetzes wurde ihm wegen seiner Unterzeichnung als apostolischer Vicar zurückgesandt. An jenes Gesetz schloß sich Ende Mai 1873 die Vorbereitung eines Gesetzes über die Organisation des katholischen Cultus. Hiernach wurde der Canton in Parochien getheilt; jede derselben sollte den Pfarrer und eine Commission mit Verwaltungsbefugnissen wählen. Die Pfarrer sollten, wie bisher, dem Staate den Eid leisten, der gesammte Cultus durch eine besondere Oberbehörde geleitet werden, welche aus 25 gewählten Personen (20 Laien und 5 Geistlichen) besteht. Wegen Verletzung des Amtseides und wegen Disciplinarvergehen sollten die Geistlichen suspendirt werden können. Das Gesetz ward am 28. Aug. vom Großen Rath endgültig genehmigt und am 8. Sept. verkündigt. Der Bundesrath und die Bundesversammlung ertheilten den beiden genfer Kirchengesetzen die Garantie des Bundes. In Anwendung des ersterwähnten Gesetzes fand am 12. Oct. in Genf zum ersten mal die Wahl dreier katholischer Pfarrer durch die Gemeinde statt. Sie fiel, während die Römlinge vergeblich Unruhen anzustiften suchten, auf den durch sein Auftreten in Frankreich bekannten Pater Hyacinthe sowie auf die Pfarrer Hurtaut und Chavard. Ersterer hob bei seiner Einführung in das Amt hervor, daß die Zeit zur Verfolgung hierarchischer Zwecke vorüber sei. Es ward diesen Pfarrern die älteste Kirche Genfs, die Saint-Germainkirche, übergeben, nachdem tags zuvor in derselben vom Generalvicar Dunoyer eine Interdictssentenz Mermillod's gegen die Gewählten verlesen war. Der päpstliche Nuntius verlangte am 24. Oct. die Einmischung des Bundesrathes, damit diese Kirche dem „römisch-katholischen Cultus" zurückgegeben werde, welcher durch die Wiener-Congreß-Acte gewährleistet sei. Behufs Ausführung des zweiten jener Gesetze forderte der Staatsrath, auf Antrag der Katholiken von Lancy, Chenebourg und Carouge, am 26. Nov. die dortigen Pfarrer zur Ableistung des vorgeschriebenen Eides auf und beschloß, für den Fall

Digitized by Google

der Weigerung neue Wahlen durch die Gemeinden vornehmen zu lassen. Die Pfarrer antworteten am 5. Dec., ihr Gewissen gestatte ihnen die Ableistung des Eides nicht.

Die Uebergriffe der Klerikalen, wie sie im baseler und im genfer Kirchenstreite hervortraten, verschafften den Bestrebungen nach zeitgemäßer Revision der Bundesverfassung mehr Freunde als sonst irgendetwas vermocht hätte. Das zeigte sich schon, als am 27. Oct. 1872 die Wahlen zum Nationalrath in der ganzen Schweiz, insbesondere als sie in Neuenburg und Sanct-Gallen zu Gunsten jener Revision ausfielen. Die Rechnung der Klerikalen auf ein Sinken des allgemeinen Interesses an dieser Frage stellte sich als ganz falsch heraus. In einem Aufrufe aus Ende März 1873 ward darauf hingewiesen, daß die Ultramontanen ihren Erfolg vom Mai 1872 überschätzten und denselben auf Kosten des Vaterlandes ausbeuten möchten. Der am 22. Mai 1873 in Olten gegründete Schweizerische Volksverein wies in einem Aufrufe darauf hin, daß vor allem die Klerikalen zu bekämpfen seien, und in einem am 2. Juni vom schweizerischen Arbeitercongreß erlassenen Aufrufe wurde „Befreiung des Volkes vom Drucke des Ultramontanismus und des unfehlbaren Papstthums" gefordert. Vor und während der Wiederaufnahme der Revision zeigte sich in vielen Cantonen die Neigung, einstweilen selbstständig wenigstens wiederum einige Schutzwehren gegen Rom aufzuwerfen, und machte sich hinsichtlich der Behandlung der geistlichen Uebergriffe eine große Festigkeit bemerklich, die ohne Zweifel zu einem großen Theile sich auf die in Deutschland stattfindende Bekämpfung der Römischen Curie stützte. Die dort getroffenen Maßregeln kamen den Schweizern wie aus der Seele, sie fühlten sich als natürliche Bundesgenossen des Deutschen Reiches und zur Nachahmung mächtig angetrieben. Im Canton Bern bereitete der Große Rath im Mai 1873 ein neues Kirchengesetz vor, durch welches die obligatorische Civilehe eingeführt und den Behörden die Pflicht auferlegt werden sollte, gegen kirchliche Erlasse und Handlungen kirchlicher Behörden, einzelner Geistlichen oder anderer Personen, welche die öffentliche Ordnung oder die Rechte der Bürger und des Staates oder den Frieden unter den Confessionen beeinträchtigen, einzuschreiten. Die Regierung von Bern erließ am 21. Sept. anläßlich des eidgenössischen Bettages eine Ansprache, in der sie mahnte, durch unablässige Aufbietung aller Bürgertugenden zur Ausrottung der ungesunden Keime im Volksleben beizutragen; dann werde man auch einer Macht widerstehen können, welche jetzt ganz besonders alle Kräfte aufbiete, in allen Ländern das Volks- und Staatsleben zu untergraben, dem römischen Priesterthum; die Staatsbehörden hätten das Uebergewicht dieser Macht im Interesse der Religiosität und des confessionellen Friedens nachdrücklich zurückgewiesen, es sei aber ein Aufbieten aller sittlichen Kräfte des Volkes nöthig, um die Gefahr abzuwenden. In dieser Ansprache wollten die Klerikalen des Nationalrathes eine Störung des confessionellen Friedens erblicken. Bei den Wahlen zur constituirenden Versammlung der Kirchengemeinde Bern unterlagen die Römlinge. Im Canton Neuenburg nahm der Große Rath am 22. Mai 1873 ein neues liberales Kirchengesetz an. In Basel, wo der Verein freisinniger Katholiken Anfang Juli den Rath um Weisung an die katholischen Geistlichen, sich einer anständigen und christlichen Sprache zu bedienen, gebeten hatte, sprach sich der Große Rath im October für staatliche Beaufsichtigung der Kirche und Schule aus. In Zürich erklärte sich am 10. Juni die katholische Gemeinde mit drei Viertel der Stimmen für Verbannung der Lehre vom neuen Dogma in Kirche und Schule sowie für Schutz ihrer Geistlichen gegen Rom aus; die Regierung enthob einen Geistlichen des Amtes, der das Land bereiste und Widerstand gegen die Behörden predigte. Das gab im October dem bischöflichen Commissar Winckler in Luzern Anlaß zu einem Aufrufe für die in Zürich „verfolgte" Kirche. In Solothurn ward gegen Ende Mai bei Aenderung des Strafgesetzes eine Strafe von drei Monaten Gefängniß oder 500 Frs. auf den Misbrauch der Kanzel gesetzt. Bei der Neuwahl des Großen Raths

Digitized by Google

in Graubünden siegte Anfang Mai 1873 die liberale Partei über Adel und Geistlichkeit, welche beide, unter Führung des Klosters Disentis, im Mai 1872 viel zur Ablehnung der Revision der Bundesverfassung beigetragen hatten. In Tessin wurde am 7. Febr. 1873 vom Großen Rathe, mit Rücksicht auf das Verhalten des Bischofs von Como, jede ohne staatliche Genehmigung erfolgende Annahme und Ausübung geistlicher Aemter sowie jede Veröffentlichung in Religions- und Cultussachen mit Amtsentsetzung und Geldbuße bedroht. Im Mai wurden daselbst Sammlungen „für die verfolgte Kirche" bei Geldstrafe verboten, der mit den Jesuiten in Beziehung stehende Priester Arnobaldi und im Juli noch zwei Priester ausgewiesen und die Versammlungen des Piusvereins an Festtagen untersägt. Auch kam dem Canton die im Sommer 1873 wegen ruchloser Attentate der Patres erfolgte Schließung der Erziehungsanstalt der Barnabiten in Monza bei Mailand zu statten, wohin man bisher die Knaben zu schicken pflegte. Die luzerner Regierung bezeichnete Hrn. Lachat die baldmöglichste Heimsendung des ihn besuchenden Kanzlers Duret als wünschenswerth und bat im Juli den bischöflichen Commissar Winckler, sich nicht ferner in die Verhältnisse der Pfarrgeistlichkeit einzumischen. In Sanct-Gallen hatte erst infolge des Schrecks über den großen Antheil der dortigen Klerikalen an der Ablehnung der Revision der Bundesverfassung die liberale Partei sich aufgerafft; nachdem es der Regierung lange an Energie gegen römische Uebergriffe gefehlt, erklärte sie im Februar 1873 den Bischof, anläßlich ihres Verbotes des das neue Dogma enthaltenden Fastenmandats, sie werde für die Beziehungen des Staates zur Kirche aus der Verkündigung des Dogmas keinerlei Folgen zulassen, welche gegen die Hoheit des Staates verstoßen. Im März beschloß die katholische Schulgemeinde am Bischofssitze, jene Lehre im Schulunterrichte zu verbieten; im Mai fielen die Wahlen zum Cantonsrathe zu Ungunsten der Ultramontanen aus; am 25. Aug. kam ein Gesetz zu Stande, durch welches, im Gegensatz zur klerikalen Praxis, das Begräbnißwesen nach humanen Grundsätzen geregelt wurde; der Besuch der geistlichen Exercitien in Mehrerau bei Bregenz wurde regierungsseitig verboten; auf die Beschwerde des Bischofs hierüber erklärte die Regierung, es sei unumgänglich nöthig, daß sich der Staat vom Jesuitismus nicht länger an der Nase herumführen lasse. Das deutsche Gesetz wegen Misbrauchs der Kanzel wurde zum Vorbild genommen, auf die genügende Ausweisung der aus dem Priesterseminar hervorgehenden Pfarramtscandidaten über ihre Studien geachtet und gegen die vom Papst 1865 verfügte Zutheilung der appenzeller Lande zum Bisthum Sanct-Gallen Verwahrung erhoben. Die Regierung von Glarus sprach sich ebenso wie die von Sanct-Gallen dem dortigen Bischofe gegenüber hinsichtlich des neuen Dogmas aus.

Während auf diese Weise eine größere Zahl von Cantonen weitere Schritte behufs Niederhaltung der Römlinge that, war das Werk, von welchem gründlichere Abhülfe erwartet wurde, fortgeschritten. Nachdem der Nationalrath Ende Juli 1873 beim Bundesrathe die Wiederaufnahme einer Revision der Bundesverfassung angeregt, legte dieser einen Entwurf vor, welcher sich im wesentlichen an den am 12. Mai 1872 zu Falle gekommenen anschloß, aber noch Zusätze enthielt, welche zum Theil auf den inzwischen auf kirchenpolitischem Gebiete gemachten Erfahrungen beruhten und aus bestimmten praktischen Bedürfnissen entsprangen, ja es wurde in dem neuen Entwurfe der Kampf gegen den Ultramontanismus als das Wesentlichste behandelt.

Der Art. 48 der Verfassung, jetzt schärfer abgefaßt als im Entwurfe vom 5. März 1872, lautet: „Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich. Niemand darf zur Theilnahme an einer Religionsgenossenschaft, an einem religiösen Unterricht oder zur Vornahme einer religiösen Handlung gezwungen werden. Die bürgerlichen und politischen Rechte dürfen von keinen Vorschriften und Bedingungen kirchlicher oder religiöser Natur

Digitized by Google

abhängig gemacht werden. Die Glaubensansichten entbinden nicht von der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten. Niemand ist gehalten Steuern zu bezahlen, welche speciell für eigentliche Cultuszwecke einer Religionsgenossenschaft, der er nicht angehört, auferlegt werden." Hierin ist das Verbot des Zwanges zur Theilnahme an einem religiösen Unterrichte ganz neu, und was die Nichttheilnahme an religiösen Handlungen betrifft, so hatte der frühere Entwurf nur verboten, Strafen dieserhalb zu verhängen, während jetzt jede Art von Zwang verboten werden soll.

Art. 49 des jetzigen Entwurfes enthält wiederum die Gewährleistung der freien Ausübung der gottesdienstlichen Handlungen, auch für den Bund und die Cantone den Vorbehalt, für Handhabung der öffentlichen Ordnung und des Friedens unter den Confessionen sowie gegen Eingriffe kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staates die geeigneten Maßnahmen zu treffen, weiterhin aber den offenbar durch Mermillod's Treiben hervorgerufenen Zusatz: „Anstände aus dem öffentlichen oder Privatrechte, welche über die Trennung und Neubildung von Religionsgenossenschaften gegenüber den Cantonen entstehen, entscheidet der Bund. Die Errichtung von Bisthümern auf schweizerischem Gebiete unterliegt der Genehmigung des Bundes." Desselben Ursprungs ist auch der Zusatz zum Art. 57: „Wer ohne Zustimmung des Bundes auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft, im Auftrage eines fremden Staates oder einer fremden Behörde, amtliche Handlungen verrichtet, kann vom Bundesrathe des Landes verwiesen werden." Zum Art. 53 macht der jetzige Entwurf einen passendern Zusatz als der vorige; er sagt nämlich: „Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft. Die Beurkundung des bürgerlichen Standes und die Verwaltung der damit zusammenhängenden Einrichtungen steht den weltlichen Behörden zu." Leider enthielt der Entwurf nichts über die obligatorische Civilehe, sodaß der Klerus auch künftig das „unter den Schutz des Bundes" gestellte „Recht zur Ehe" illusorisch machen kann.

Diesem Entwurfe fügte, nachdem die Bundesversammlung am 3. Nov. 1873 eröffnet war, der Nationalrath die Bestimmung hinzu, daß den Cantonen gestattet wird, die Ausübung der wissenschaftlichen Berufsarten von einem Ausweise der Befähigung abhängig zu machen; auch solle auf dem Wege der Bundesgesetzgebung dahin gewirkt werden, daß solche Ausweise für das ganze Gebiet der Schweiz Gültigkeit erlangen. Ferner fügte der Nationalrath einen Zusatz hinzu, welcher die Gründung neuer und die Herstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden verbietet, auch den Bundes- und den Cantonsbehörden gestattet, jederzeit die Klöster und andere Corporationshäuser zu inspiciren. Die Novizenaufnahme in Klöster und religiöse Orden soll verboten sein und das Verbot des Jesuitenordens durch Bundesbeschluß auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden können.

Während der Berathungen, denen der Entwurf in den verschiedenen Körperschaften unterlag, fehlte es nicht an Vorschlägen aus der Mitte des Volkes. Von diesen sind einige hervorzuheben, welche am 31. Aug. zu Olten die Versammlung der Delegirten des Schweizerischen liberalen Katholikenvereins machte. Dieselbe verlangte ein Verbot des Peterspfennigs und des Ablaßhandels, eine Beschränkung des Bruderschafts- und des Wallfahrtswesens, sowie der Bilderverehrung nach Art der Heiden, Beschränkung der Processionen, Abschaffung derselben in die Ferne, Behandlung kirchlicher Ehehindernisse nach den Gesetzen des Staates, Beseitigung von Beschränkungen bei der Trauung gemischter Ehen, unbeanstandete Trauung abgeschlossener Civilehen, Zulassung von Taufzeugen anderer christlicher Confessionen, Säcularisation der Beerdigungsplätze, Verpflichtung der Geistlichen, allen Beerdigungen ohne Unterschied das kirchliche Geleit zu geben, wenn es gewünscht wird, und unbeanstandete Errichtung confessionsloser Schulen. Das mit den Wallfahrten getriebene Unwesen lag so klar vor, daß im October die Eisenbahndirectionen bekannt machten, vom nächsten Jahre an würden die Fahrbillets an Wallfahrer

Digitized by Google

nicht mehr zum halben Preise verabfolgt werden. Nachdem der Ständerath allen wesentlichen Beschlüssen des Nationalrathes beigetreten war, erklärte eine am 21. Dec. 1873 zu Langenthal stattgehabte Versammlung des Schweizerischen Volksvereins, die Revision der Bundesverfassung nach Kräften unterstützen zu wollen, trotzdem noch manches an derselben auszusetzen sei.

Die Bestrebungen zur Zurückdrängung der Römischen Curie hatten im Jahre 1873 so sehr die Oberhand in der Schweiz gewonnen, daß der Papst in seiner gegen die Regungen des staatlichen Selbstgefühls gerichteten heftigen Encyclica vom 21. Nov. 1873 die Fülle seines Zornes nicht blos über Deutschland und Italien, sondern auch über die Schweiz ausgoß. Die darin enthaltenen Beschimpfungen und Verdächtigungen des Bundesrathes waren so stark, daß dieser am 12. Dec. dem päpstlichen Nuntius Agnozzi mittheilte, infolge jener Handlungsweise könne die Eidgenossenschaft den Geschäftsträger des Papstes nicht mehr als bei ihr beglaubigten diplomatischen Vertreter anerkennen, und ersuche Agnozzi um Angabe des Datums seiner Abreise. Bisher habe er trotz Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes die diplomatischen Beziehungen mit demselben aus Rücksicht auf den obersten Pontifex und aus Achtung für die religiösen Gefühle der schweizerischen Katholiken erhalten zu müssen geglaubt. Da aber der Papst mit Verachtung dieser Beziehungen und der daraus nothwendig folgenden Rücksichten mit großem Aufsehen gegen die schweizerischen Behörden und ihre Grundlagen schwere und wiederholte Anklagen erhebe, so liege es in der Pflicht und Würde des Bundesrathes, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß eine ständige Vertretung des Heiligen Stuhles in der Schweiz unnütz geworden sei.

Die schweizerischen Bischöfe traten am 4. Jan. 1874 in einer Protestation bei dem Bundesrathe zu Gunsten der Nuntiatur auf, doch war dieselbe in einem solchen Tone gehalten, daß sie schwerlich im Ernste sich den gewünschten Erfolg versprechen konnten. Sie sagten nämlich, bisher hätten sie und die übrigen Katholiken der Schweiz bei den kirchlichen Conflicten immer noch gehofft, daß sich an der weisen Einsicht und dem festen Rechtssinn der Bundesbehörde die Wogen unberechtigter Wirren und despotischer Maßregelungen brechen würden. Dagegen sei der Bundesrath dem römischen Senat ähnlich, in welchem sich mit dem Verschwinden einer edeln Gesinnung jene Erschlaffung eingedrängt habe, welche die Militärdespotie der Cäsaren vorbereitete. Die Encyclica des Papstes, deren ernste, wohlberechtigte und pflichtgemäße Klagführung wider die offene Verfolgung der katholischen Kirche die Ausweisung Agnozzi's veranlaßt habe, sei ein zeitgemäßes Wort gewesen; der Papst habe doch nicht schweigen können, wenn in einem Kreise „die ganze religiöse Ordnung auf den Kopf gestellt" werde und Wölfe die Heerde verwüsten; das sei gerade die friedenstiftende Aufgabe des Kirchenoberhauptes, bei tiefgesunkenen Zuständen den Hohen wie den Niedern „an der Hand des ewigen Gesetzes und der göttlichen Offenbarung zu verkündigen, was erlaubt und nicht erlaubt, was recht und unter allen Umständen unrecht ist". Das hätten ja auch die Propheten des Alten Bundes im Auftrage Jehovah's gethan. Der Bundesrath legte am 16. Jan. dieses Schriftstück einfach zu den Acten; in der Geschichte dieser Bewegung aber wird es immer als einer der offensten und klarsten Aussprüche der höchsten Ziele der Hierarchie gelten.

Auch der Nuntius reichte am 17. Jan. einen Protest beim Bundesrathe ein; er suchte besonders auszuführen, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen sei um so weniger auf einen „rechtskräftigen Grund" basirt, als der Nationalrath am 27. Nov. 1873 die Aufrechterhaltung der Nuntiatur beschlossen habe. Das war eine jesuitische Wendung, da Agnozzi wissen mußte, daß der Nationalrath sich damals gar nicht grundsätzlich ausgesprochen, sondern nur die Aufnahme eines auf die Aufhebung der Nuntiatur bezügli-

Digitized by Google

chen Beschlusses in das Grundgesetz nicht passend gefunden hatte. Als Antwort auf dieses Schreiben schickte der Bundesrath am 23. Jan. Agnozzi die Pässe, worauf dieser am 9. Febr. abreiste. Das Archiv der Nuntiatur nahm in der Hoffnung auf deren spätere Herstellung und auf Cardinal Antonelli's Wunsch die französische Gesandschaft zu Bern an sich. Im Lande erregte das Verfahren gegen den Nuntius die größte Befriedigung; der Staatsrath von Tessin sprach dies dem Bundesrathe ausdrücklich aus.

Immer mehr trat hervor, daß die antirömische Strömung selbst solche Kreise ergriff, auf welche der Klerus zu zählen pflegte. Sogar in Luzern nahm die katholische Kirchengemeinde den Antrag des liberalen Stadtraths über die Wahl des Kirchenrathes und das behördliche Recht der Auswahl aus Pfarramtscandidaten einstimmig an. Nachdem der Große Rath von Basel-Stadt Anfang Februar 1874 eine sechsjährige Amtsdauer der Geistlichen eingeführt, ist Schaffhausen der einzige evangelische Canton, in welchem noch die lebenslängliche Amtsdauer der Geistlichen besteht.

Die Aussichten auf das Gelingen das Bundes-Revisionswerks wurden außerordentlich gefördert durch Vorgänge in den Cantonen Sanct-Gallen und Bern sowie durch die Entdeckung vaterlandsverrätherischer Umtriebe der Klerikalen. In Sanct-Gallen fiel am 8. Febr. 1874 die Volksabstimmung über die vom Großen Rathe genehmigte Novelle zum Strafgesetzbuch günstig aus, sodaß hinfort auch hier Geistliche wegen Misbrauchs der Kanzel zu politischen Zwecken und wegen Störung des confessionellen Friedens bis zu 1000 Frs., vier Jahren Gefängniß und Amtsentsetzung bestraft werden. Die Mehrheit für dieses Gesetz war zwar nicht bedeutend (20441 gegen 17079 Stimmen), allein die fortschrittliche Richtung, welche bis dahin lange Zeit Compromisse mit der reactionären Partei eingehen mußte, ist damit durchgedrungen, und wird sich die Revision der Sanct-Galler Cantonsverfassung nun auch nicht mehr lange aufschieben lassen.

In Bern kam die obenerwähnte kirchliche Gesetzgebung zur Vollendung. Der Entwurf des neuen berner Kirchengesetzes umfaßte die in den verschiedenen preußischen Kirchengesetzen enthaltenen Bestimmungen, berücksichtigte auch deren nöthig gewordene Ergänzungen und begriff das ganze evangelische und katholische Kirchenwesen, soweit es den Staat angeht. Die Rechte des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft werden in diesem Gesetze auf das entschiedenste gegen klerikale Herrschsucht gewahrt, ohne daß in das Gebiet des Cultus irgendwie eingegriffen würde. Als die hervorragendste Eigenthümlichkeit des Gesetzes erscheint die strenge Durchführung des Grundsatzes, die Pfarrer und sonstigen kirchlichen Beamten der katholischen und der evangelischen Kirche als Staatsbeamte zu betrachten; auch die katholischen Geistlichen sollen durch die Gemeinden gewählt werden, der Staat fordert nur: ein Alter von mindestens 21 Jahren, gute Sitten, das Bestehen einer Staatsprüfung (auch in der Theologie) und vierjährige kirchliche Praxis im berner Kirchendienste. Außerdem erhalten auch die katholischen Kirchengemeinden eine aus Geistlichen und Laien frei zu wählende Synode, welcher das Recht vorbehalten bleibt, über ihr Verhältniß zu einer obern kirchlichen Behörde zu beschließen. Spaltet sich die Gemeinde in wichtigen Fragen, z. B. bei der Pfarrerwahl oder der Frage, ob sie alt- oder neukatholisch sein wolle, so folgt das Kirchenvermögen der Majorität; die Minorität kann sich dann allein oder mit andern Minoritäten als besondere Gemeinde constituiren. Jede Kirchengemeinde hat das Recht des Einspruchs gegen Synodalbeschlüsse. Fordert ein Drittheil der Stimmberechtigten oder der Kirchengemeinderath die Abstimmung über einen Synodalbeschluß, so ist sofort die Gemeinde zu versammeln und, wenn diese mit Mehrheit jenen Beschluß verwirft, so hat er für die Gemeinde keine Gültigkeit.

Die Einsicht von der Nothwendigkeit dieses Gesetzes drang besonders durch die fortgesetzten Wühlereien der im Jura abgesetzten Pfarrer und ihres Anhangs in weite Kreise. Nicht nur fuhren einige dieser Pfarrer trotz des Verbots mit ihren Predigten fort, son-

Digitized by Google

dern sie suchten auch den an ihre Stellen gesetzten Pfarrern die Functionen unmöglich zu machen. Im Amte Freibergen wurde der neue Pfarrer Bessey sogar mit Morddrohungen verfolgt. Die Hauptagitation der Renitenten richtete sich aber gegen das Zustandekommen des Kirchengesetzes. Zahlreiche Pamphlete gegen die Regierung, die Liberalen und die neuen Pfarrer wurden im Jura verbreitet, in erster Linie stand bei diesen Angriffen das von einem Jesuiten geleitete „Pays" in Pruntrut. Auf den Bericht des Regierungspräsidenten, es herrsche im Jura nur Eine Meinung, daß der Friede nicht eher hergestellt sein werde, als bis mit den römischen Priestern aufgeräumt worden, genehmigte der Große Rath am 14. Jan. 1874 die von der Statthalterei getroffenen militärischen Maßnahmen und ermächtigte dieselbe zu weitern Schritten. Infolge dessen wurden, als bei der am 18. Jan. zu Gunsten des Kirchengesetzes ausfallenden Volksabstimmung Gewaltthätigkeiten in Saulcy, Courfaivre und Cerneux vorgekommen waren, neue Truppen aufgeboten. Alle renitenten Pfarrer des Bezirks Pruntrut flüchteten hierauf über die französische Grenze, organisirten im Nachbarlande den Gottesdienst für die Bewohner des Jura und verbreiteten von dort aus Ansprachen zu deren Aufreizung. Der berner Regierungsrath untersagte am 30. Jan. den Renitenten den Aufenthalt in den Bezirken Courtelary, Delsberg, Freibergen, Münster, Laufen, Biel und Pruntrut mit dem Beifügen, daß das Verbot zurückgenommen werden solle, sobald die Betreffenden erklärt haben würden, daß sie der Staatsordnung sich fügen wollten. Einige dieser Geistlichen zeigten darauf ihre Unterwerfung an. Den Pfarrern der französischen Nachbarorte sah man sich am 18. Febr. genöthigt, die Abhaltung des Gottesdienstes in den Gemeinden des Jura an Stelle der ausgewiesenen Geistlichen unter Androhung der Verhaftung zu untersagen. In Gemäßheit des neuen Kirchengesetzes wurde für die Geistlichen, welche ein geistliches Amt übernehmen wollten, alsbald eine Prüfungscommission eingesetzt und wurden die noch zu besetzenden Stellen im Jura zur Bewerbung alsbald ausgeschrieben. Die Lehrer im Jura, von denen einige Hauptanstifter der Unordnungen waren, wurden seitens der Erziehungsdirection ernstlich ermahnt; insbesondere wurde ihnen verboten, die Kinder in den Religionsunterricht der Renitenten zu führen. Zur Organisation der katholischen Gemeinden des Jura sandte die berner Regierung einen Commissar ab. Die Fortsetzung der Wühlereien von andern schweizerischen Gebieten aus wurde den Renitenten durch die Regierungen von Solothurn und Neuenburg unmöglich gemacht. Wie wenig Anklang die Klerikalen mit ihrer Renitenz finden, geht daraus hervor, daß sich an der Abstimmung über das berner Kirchengesetz von 97000 Berechtigten 88000 betheiligten, von denen über 70000, darunter die Bevölkerung der größten katholischen Gemeinden des Jura, mit Ja stimmten.

Mehr noch als diese Vorgänge in Sanct-Gallen und Bern, als ferner die Excommunication des Pfarrers Lachbrunner in Zürich durch den Bischof von Chur, als Mermillod's in Frankreich fortgesetztes Aufhetzen schweizerischer Gemeinden, des Bundesrathes hiergegen in Paris erhobene Reclamationen, die öffentliche Verbrennung der Mermillod'schen Excommunicationsbulle durch die davon betroffenen Pfarrer dreier genfer Gemeinden, als endlich Lachat's Ende Februar erlassenes Fastenmandat, in welchem die hierarchische Ordnung als directe Einrichtung Gottes hingestellt war, machte die Entdeckung von Versuchen zur Bewirkung einer Einmischung des Auslandes für das Bundesrevisionswerk thatsächlich Propaganda.

Schon Anfang Januar 1874 verlautete etwas von solchen unpatriotischen Bestrebungen der Klerikalen. Es knüpfte sich dieses Gerücht an Mermillod's Treiben, zumal als der „Courier de Géneve", Nachfolger der berüchtigten „Genfer Correspondenz", sagte: „Wenn eine höhere Macht nicht bald eingreift, wird das Werk des Verderbens unerbittlich fortschreiten." Gegen Ende Januar wurden dann zwei Urkunden veröffent-

Digitized by Google

licht, aus denen hervorging, daß die Ultramontanen allerdings solche Versuche unternommen hatten. Die eine dieser Urkunden datirte von 1852, war aber verfaßt von dem noch an der Spitze des freiburger ultramontanen Blattes „Liberté" stehenden Anwalt Wuilleret. Es war dies ein an die französische Regierung gerichtetes Interventionsgesuch, in welchem es hieß, die Ordnung sei nun überall wiederhergestellt, nur die Schweiz habe fast allein noch die aus dem Taumel der Revolution hervorgegangenen Männer und Institutionen behalten. Kann, hieß es weiter, „das monarchische Europa, welches die Haltung der sieben Sonderbundscantone ermuthigt hat, noch länger unthätiger Zuschauer ihrer Niederlage und ihres Untergangs sein?" Dieselben Grundsätze vertrat noch jetzt die „Liberté", deren Haltung der Bischof von Sanct-Gallen in einem an Wuilleret gerichteten, vom Bundesrathe Ceresole bekannt gemachten Briefe gebilligt hatte. Die andere Urkunde war neuen Ursprungs und bestand aus einem Gesuch an die Unterzeichner der Wiener Verträge von 1815. Nachdem man, hieß es in diesem behufs Unterzeichnung zahlreich verbreiteten Schriftstücke, gegen die Behandlung der kirchlichen Behörden in der Schweiz alle Mittel und Wege bei den Behörden erschöpft, wende man sich an jene Mächte, um gegen „die Tyrannei und die unerhörten Verfolgungen" der schweizerischen Katholiken Appellation zu erheben. Die Veröffentlichung dieser Urkunden hatte am 29. Jan. eine Interpellation im Bundesrathe zur Folge, auf welche der Bundespräsident Schenk und der Bundesrath Ceresole erwiderten, daß allerdings Umtriebe stattgefunden hätten, um die Einmischung einer fremden Macht zu Gunsten der Ultramontanen herbeizuführen, der Bundesrath habe aber die nöthigen Maßregeln dagegen ergriffen. Nach dieser Eröffnung war auch klar, daß nicht ohne besondere Bedeutung am 8. Jan. 1874 vom Bundespräsidenten dem sein Beglaubigungsschreiben überreichenden neuen französischen Gesandten, Grafen Chaudordy, bemerkt worden war: „Die Schweiz geht in manchen Dingen ihren eigenen, von denjenigen anderer Staaten verschiedenen Weg; sie wacht mit Eifersucht über diesem ihr wie allen größern und kleinern Völkern zustehenden Recht unabhängiger Ordnung ihrer innern Angelegenheiten." Im Nationalrathe wurde ein Antrag gestellt, mit dem Ausdruck der Verachtung der im Wuilleret'schen Memorial enthaltenen landesverrätherischen Grundsätze zur Tagesordnung zu schreiten, jedoch in der Erwartung, daß Wuilleret aus dem Nationalrathe austreten werde, zurückgezogen. Der Verfasser des neuern Interventionsgesuches, Abbé Defournay von Beaumont, suchte in einem Briefe an den Bundespräsidenten das Schriftstück als eine ihm aufgetragene unschuldige völkerrechtliche Studie hinzustellen; allein der Bundesrath ließ sich nicht beirren und beschloß am 7. Febr., den Verbreiter dieses Gesuches, Abbé Collet, auszuweisen.

Die ausreichendste Abhülfe gegen die seit langer Zeit den zeitgemäßen Fortschritt der Schweiz hemmenden Bestrebungen der Ultramontanen steht zu erwarten, falls die auf den 19. April 1874 festgesetzte Abstimmung über den neuen Entwurf einer Revision der Bundesverfassung zu Gunsten dieser Revision ausfallen sollte. Man glaubt ziemlich allgemein mit großer Bestimmtheit hierauf rechnen zu können, da nach allen Anzeichen jene neuern Uebergriffe der Römischen Curie, die Drohungen wegen französischer Einmischung und die durch Preußens Vorbild von vielen liberalen Cantonsregierungen gegen das klerikale Treiben entwickelte Energie das Volk geweckt und seinen politischen Sinn geschärft haben.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 5. Febr. 1874 starb ganz plötzlich infolge eines Schlagflusses **Moritz Haupt** in Berlin. Als Gelehrter, der durch scharfsinnige Kritik um die Werke des Alterthums sich verdient gemacht, und als anregender geistvoller Docent erfreute er sich eines wohlbegründeten, von allen Seiten anerkannten Rufes. Sein Tod ist um so mehr zu beklagen, als Philologen von so hervorragender Bedeutung wie Moritz Haupt immer seltener werden. Ohne Zweifel gehörte der Verstorbene zu den besten Kennern der römischen Literatur, insbesondere der römischen Poesie. Das Verständniß der Gedichte des Horatius, Catullus, Propertius, Vergilius, Ovidius ist durch seinen Scharfsinn wesentlich gefördert worden; seine Ausgaben des Horatius, Virgilius und der Metamorphosen des Ovidius haben großen Werth. Aber nicht blos dem römischen und griechischen Alterthum hatte er ein aufmerksames fruchtbringendes Studium zugewendet, er war auch, wie sein Freund Karl Lachmann, ein Meister der deutschen Philologie und hat durch seine von ihm herausgegebene „Zeitschrift für deutsches Alterthum" die Erkenntniß des deutschen Culturlebens im Mittelalter wesentlich gefördert. Seine Ausgaben Hartmann's von der Aue u. a. haben einen bleibenden Werth. Seine Collegien über Horatius, die Ilias, Aeschylus u. s. w. waren ungemein besucht; er verstand es, durch scharfsinnige und geistvolle Interpretation Interesse zu erwecken und würde gewiß noch größern Erfolg gehabt haben, wenn er nicht durch oft zu herbe und bittere Kritik von Philologen, die andern Erklärungen huldigten, doch auch manchen Hörer zurückgestoßen hätte. Haupt war ein Schüler G. Hermann's; immer erkannte er die großen Verdienste dieses bahnbrechenden leipziger Philologen an, mit dem er als Schwiegersohn die intimsten Beziehungen pflegte. Mit Recht konnte man von M. Haupt sagen, „alle seine Arbeiten zeugen von bewundernswürdiger, allseitiger Gelehrsamkeit, kritischem Scharfblicke, kühner Auffassung und peinlicher Gewissenhaftigkeit. Seine Vorlesungen würzte er durch kaustischen Witz und sarkastischen Humor und erschloß seinen Zuhörern mit seiner Beobachtungsgabe und belebendiger Frische den Geist der Alten. Besondere Verdienste hat er sich noch dadurch erworben, daß er mit seinem Freunde Hermann Sauppe in Göttingen eine Sammlung von Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller für die Schule veranstaltete, welcher von allen Seiten die größte Anerkennung zutheil geworden ist. Leider hat er selbst in dieser Sammlung nur die ersten sechs Bücher der Metamorphosen des Ovidius herausgegeben. Schade ist es, daß er nicht eine Ausgabe des Horatius mit Anmerkungen hat erscheinen lassen; in die Feinheiten dieses Dichters war er wie selten einer eingedrungen.

Moritz Haupt war am 27. Juni 1808 in Zittau geboren. Auf dem Gymnasium erhielt er seine akademische Vorbildung; er zeichnete sich durch gute Fassungskraft und Fleiß sehr aus. Einer seiner Lehrer, Leopold Ruckert, der als Professor der Theologie in Jena vor einigen Jahren gestorben, wußte von der Strebsamkeit seines begabten Schülers viel zu erzählen. Im Jahre 1826 bezog er die Universität Leipzig, um sich dort den philologischen Studien unter der Leitung des bewährten Gottfried Hermann zu widmen.

Digitized by Google

Mit strebsamen Schülern des hochgefeierten leipziger Philologen trat er in die engste Studiengemeinschaft; er war ein hervorragendes Mitglied der Griechischen Gesellschaft, aus der so viele tüchtige Philologen hervorgegangen sind. Hermann Sauppe in Göttingen und Funkhänel waren Studiengenossen des Verstorbenen. Im Jahre 1837 habilitirte er sich als Privatdocent für Philologie in Leipzig, 1838 wurde er außerordentlicher, 1843 ordentlicher Professor. In den Jahren politischer Bewegung wurde er mit seinen ihm eng verbundenen Freunden Theodor Mommsen und Otto Jahn seines Amtes entlassen, weil er der damaligen sächsischen Regierung zu freisinnig war. Als am 13. März 1851 Haupt's Freund, Karl Lachmann, in Berlin gestorben war, wurde Moritz Haupt 1853 sein Nachfolger. Er allein war der Mann, der Lachmann ersetzen konnte. Auch als Secretär der Akademie der Wissenschaften hatte der Verstorbene eine sehr geachtete Stellung. Seine Vorlesungen wurden von einer zahlreichen Zuhörerschaft besucht. Mitten aus einer anerkannten und fruchtbringenden Wirksamkeit wurde er ganz unerwartet herausgerissen. Alles was er geschrieben zeichnet sich aus durch feine Beobachtungsgabe, gründliches und ausgebreitetes Wissen, Frische und Lebendigkeit der Darstellung. In der Geschichte der classischen und deutschen Philologie wird Moritz Haupt immer einen ehrenvollen Platz einnehmen.

An einem Rückenmarksleiden starb am 25. Dec. 1873 der zweite Sohn des Dichters Victor Hugo, François Victor Hugo, im Alter von 45 Jahren. Er war während 18 Monate fast ununterbrochen ans Schmerzenslager gefesselt, sodaß sein Tod als eine Befreiung von schweren Leiden aufgefaßt werden muß. In die literarische Arena trat er im Jahre 1848, kaum dem Gymnasium entwachsen, indem er in das „Evénement", welches von Anhängern seines Vaters geleitet wurde, mehrere Aufsätze schrieb. Das Blatt machte bekanntlich für die Sache des Prinzen Ludwig Napoleon Propaganda und stellte denselben mit Eifer als Candidaten auf. Später nahm es die Partei der Opposition. Der junge François zog sich infolge eines Artikels eine Gefängnißstrafe von neun Monaten zu. Nach dem Staatsstreiche ging er mit seinem Vater in die Verbannung und blieb dort bis zur Revolution vom 4. Sept. Die „Geschichte der Insel Jersey und ihrer Denkmäler" sowie eine Uebersetzung des „Faust" von Marlowe (1858) und der Schauspiele und Sonette Shakspeare's ins Französische (Paris 1860) sind Arbeiten des jungen Schriftstellers, welche während dieser Zeit entstanden. Nachdem das „Evénement" in dem „Rappel" eine Auferstehung gefeiert hatte, schrieb er häufig, und zwar von Brüssel aus, wo er nunmehr längere Zeit hindurch lebte, mehrere Beiträge für dieses Blatt. Als das Kaiserreich und mit ihm ein guter Theil der Kraft Frankreichs gefallen war, kehrte er in seine Heimat zurück, und es war ein trauriges Schicksal, daß ihn gerade jetzt der Tod ereilen mußte. Er hatte noch den Sturz und das Ende seines gewaltigen Feindes „Napoleon's des Kleinen" erlebt — da folgte er seinem bekanntlich nur wenige Tage vor dem Ausbruche des Communeaufstandes verstorbenen ältern Bruder Charles in den Tod. Der alte Victor Hugo hat nun keinen Sohn mehr, und eine einzige Tochter und zwei Enkelkinder beweinen mit ihm die zahlreichen Angehörigen der sonst so blühenden Familie. Das Begräbniß François' fand am 28. Dec. unter großem Andrange Theilnehmender statt. Eine Correspondenz der augsburger „Allgemeinen Zeitung" sagt darüber Folgendes: „Schon vor dem Trauerhause in der Rue Drouot hatte sich eine so große Menschenmenge versammelt, daß der Verkehr in dieser Straße vollkommen gehemmt war; als der Zug vollends die Boulevards erreichte, schwoll der Strom des Gefolges ins Unabsehbare, und man kann allein die Zahl der Personen, welche den Leichenwagen bis nach dem Père-Lachaise begleiteten, auf 15—20000 veranschlagen. An der Spitze der Leidtragenden schritt einsam und von der Volksmenge mit ehrfurchtsvoller Theilnahme begrüßt, der greise Vater Victor Hugo; er trug einen Filzhut in der Hand und hatte einen Mantel über die Schultern geworfen. In einiger Entfernung folgten die Schriftsteller Paul Foucher und Auguste Vacquerie als nächste Anverwandte, und an sie schloß sich, sozusagen, alles was Paris an literarischen und die demokratische Partei an politischen Notabilitäten aufzuweisen hat. Die meisten trugen zum Zeichen ihrer Freigeisterei Immortellenblüten im Knopfloch. Es fehlte selbstverständlich an jeder Art von kirchlichem Symbol, und der Zug bewegte sich direct und ohne vor einer Kirche anzu-

Digitized by Google

halten, über die Boulevards nach dem Père-Lachaise. Je mehr er sich den Arbeiterquartieren näherte, um so gewaltiger wurde der Zulauf des Publikums und um so umfassender das Aufgebot polizeilicher Organe, die sich schon in der Rue Drouot durch vordringliche Wichtigkeit bemerklich machten. Die Regierung hatte offenbar politische Kundgebungen gefürchtet, aber die Bevölkerung bewahrte allenthalben eine höchst würdige Haltung, wie sie sogar sonst nur selten bei Begräbnissen öffentlicher Persönlichkeiten zu beachten ist. Um 2 Uhr erreichte der Zug den ebenfalls von Menschen bedeckten Friedhof. Die Leiche wurde nicht in der Familiengruft, die nur noch Einen, dem Dichter selbst reservirten Platz birgt, sondern in einem Grabe beigesetzt, an welchem Hr. Louis Blanc und andere Freunde des Hingeschiedenen Reden hielten."

Am 29. Sept. 1873 starb in London Graf Ferdinand de Lancastro et d'Albanie, ein Neffe von John Sobieski Stuart, ein Nachkomme der alten Könige aus dem Hause Stuart. Er wurde im Jahre 1844 geboren und trat, nachdem er den üblichen Bildungsgang durchgemacht, zuerst in die österreichische Armee ein. Als Cavalerieoffizier nahm er an dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859 theil; später verfocht er die Sache des Kaisers Maximilian von Mexico und erfreute sich der besondern Freundschaft desselben. Den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 machte er auf deutscher Seite mit und soll besonders in der Schlacht von Gravelotte sich durch persönliche Tapferkeit und Entschlossenheit ausgezeichnet haben. Auch den Unruhen in Spanien gegenüber nahm er eine entschiedene Stellung ein. Er war ein hervorragendes Mitglied des londoner Karlistencomité. Er starb an der Lungenentzündung, nachdem er seinen Vetter, den oft genannten Obersten Stuart, noch auf der Fahrt mit dem Deerhound begleitet hatte.

Der ehemalige Botschafter Spaniens in Paris, Don Salustiano de Olozaga, starb, als er gerade im Begriff war von Enghien nach Paris zu gehen, am 26. Sept. 1873 plötzlich am Gehirnschlage. Er hatte zwar längere Zeit gekränkelt, befand sich indessen gerade in der Besserung, sodaß sein plötzlicher Tod um so mehr überraschte. Don Salustiana de Olozaga wurde im Jahre 1803 zu Logroño geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und wurde später praktischer Advocat. Im Jahre 1831 nahm er an einer Verschwörung gegen Ferdinand VII. theil und mußte daher sein Vaterland verlassen. Als Ferdinand gestorben war, kehrte er aus dem Exil nach Spanien zurück und trat als Mitglied in die Cortes ein. In dem mannichfachen Wechsel der spanischen Staatsgeschichte wurde er von nun an eine der meist genannten Persönlichkeiten. Er entwickelte eine politische Thätigkeit, welche durch ihre Beweglichkeit in Spanien fast sprichwörtlich geworden ist. Im Jahre 1840 sandte ihn die Regierung als Botschafter nach Paris. Schon 1843 wurde er zur Bildung eines Cabinets berufen, allein Narvaez bewirkte mit seinem Einflusse, daß das kaum gebildete Cabinet sich wieder auflöste. Ohne von der Partei der Königin unterstützt zu werden, konnte Olozaga sich in Spanien nicht behaupten und mußte abermals ins Ausland gehen. Im Jahre 1847 wurde er indessen amnestirt und kehrte nun nach Spanien zurück. Verhaftet, wurde er abermals ins Exil geschickt. Im ewigen Wechsel der Parteien schwankte sein Geschick; es war eine kaum gehoffte glückliche Wendung, daß er bald nach seiner Verbannung begnadigt wurde. Nunmehr stellte er sich an die Spitze der Progessistenpartei, blieb den Bewegungen des Jahres 1848 gegenüber siegreich und wurde 1854 von Espartero zum Botschafter in Frankreich ernannt. Die Verfassung von 1855 hat er mit begründen helfen, ja zu einem großen Theile selbst geschaffen. Als ein Jahr darauf sein eifriger Gegner O'Donnell die Ueberhand über ihn gewann, wurde seine Lage mislich; erst die Revolution vom Jahre 1863 gab ihm seine alte Machtstellung zurück. Abermals zum Botschafter in Paris ernannt, behauptete er diese Stellung trotz der mannichfachen Wirren, welche Frankreichs Politik erschütterten. Endlich erbat er von der föderalistischen Regierung Spaniens seinen Abschied, den er auch nach längerm Zögern erhielt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der Roman des second empire.

Von

J. J. Honegger.

I.

Roman des second empire ist ein uneigentlicher Ausdruck, welcher durchaus der Erklärung bedarf. Würde man darunter eine systematische Schriftenreihe oder einen schulartig umschriebenen Kreis von Autoren verstehen wollen, die sich zu besonderer Aufgabe stellten, den ganzen Geist, Sitte und Leben, Denken und Glauben, Tichten und Trachten dieses abgegrenzten und allerdings höchst charakteristischen Geschichtsabschnittes nicht blos getreu in seiner Ganzheit zu schildern, sondern auch zu vertreten und nach dieser Seite dem Kaiserreiche eine Art von poetischer Folie zu geben: man fände zum Glück von alledem sehr wenig und das meiste blos von namenlosen Scribenten, allenfalls Lohnschreibern. In dem Sinne gibt es wol einen Journalismus des zweiten Kaiserreiches, und zwar einen vorlauten und überlauten, es gibt auch bereits einen schlechten Ansatz Geschichte, nicht aber einen Roman desselben. Der Ausdruck Roman des second empire hat demnach keinen weitern Sinn als den der Gleichzeitigkeit dessen, was eben zur Zeit seiner Herrschaft im Romanfach geleistet worden ist.

Wir haben zwei Hauptgruppen scharf auszuscheiden: die realistische Sitten- und Gesellschaftsschilderung mannichfacher Färbung, in der Ausartung zum rohen Naturalismus in zeitgenössischer Sittenzeichnung herabsinkend, mit oder ohne moralisirende Tendenz, wohl gemeint als ernster Sittenroman, eine Züchtigung des verdorbenen Zeitgeistes vom pariser Gepräge, ausgeartet aber als leichtes und selbstgefälliges Porträt dieser monde scabreux, in durchaus unkünstlerischer Abart als phantastischer Schauderroman drapirt oder umgekehrt in wohlerwogener Berechnung, wohlgefügter Form und eleganter Sprache von untadelhafter Klarheit als Roman des bon sens erscheinend. Alle diese Varianten auf das immer zu Grunde gelegte Sittenbild der unmittelbaren Gegenwart, vor dem die wenigen und zum Theil kolossal rohen Versuche im historischen Roman gänzlich zurücktreten, treffen natürlich nach längstgewohnter Weise mindestens zu neun Zehntheilen das an Thematen unerschöpfliche Leben der Hauptstadt; ja sie sind in einer gar nicht geringen Reihe ihrer Producte so scharf specialisirt, daß man die durch ihre Bewohnerschaft besonders charakterisirten Quartiere bezeichnen könnte, in denen sich die Beobachtung des einen oder andern unserer Autoren mit ihren genau zutreffenden Strichen bewegt, oder dann die ganz besondere Gesellschaftsklasse, der er sich widmet. So die eine

Digitized by Google

Richtung. In einer ganz andern liegt die von der Tendenz und dem Tagestreiben absolut unabhängige, als kleines Kunstwerk nur für sich stehende, knapp gehaltene Novelle und Erzählung, in ihrer neuesten, eigenartigsten und anziehendsten Form geradezu französische Dorfnovelle geworden, zeitgeschichtlichen Inhalts und stark deutschen Zuschlages.

Wir werden acht Autoren behandeln, die sich, von der ausgesprochensten realistischen Zeichnung der Tagessitte ausgehend, auf der Richtungslinie stellen wie folgt: den Realismus im Sitten- und Gesellschaftsroman mit alleiniger Anwendung auf bestimmt gewählte Kreise des neuesten pariser Lebens (Demi-Monde) stellt Alexandre Dumas fils dar; dieselbe Manier, in mehr leichtfertiger Auffassung und übrigens mit weiter gezogenem Kreis, Ernest Feydeau; keck und bewußt zum Naturalismus vorschreitend Gustave Flaubert; den Roman des bon sens und der kühlen Betrachtung gibt mit Feinheit Octave Feuillet; den ernsten Sittenroman Jules Sandeau. Den phantastischen Schauerroman sei es als modernes Sitten- oder geschichtliches Lebensbild hat der Vicomte Pierre Alexis Ponson du Terrail fabrikmäßig producirt. Weit mehr in Novelle und kleiner Erzählung als im Roman ist der auch in der zeitgenössischen Flugschriftenliteratur viel bewanderte Edmond About anerkannt. Endlich hat die in Frankreich bis auf die neuesten Jahre herab soviel wie gar nicht vertretene Volksliteratur ihre reinsten Blüten getrieben in den stark vom deutschen Geist angehauchten Elsässern Erckmann-Chatrian.

Eine Frage, die übrigens im Kunstcodex durchaus nicht verdient obenanzustehen, hat in Bezug auf den Roman des zweiten Kaiserreiches besondern Sturm aufgeregt, es ist die der Moralität oder Immoralität dieser Schriften. Wäre der Roman das beschönigende und verfechtende Bild dieses Regiments, so schiene die Frage höchst einfach zu lösen und er wäre nicht blos unmoralisch, sondern auch unkünstlerisch und unschön wie die krampfhaft zwischen den widerstrebenden Elementen hin- und hergeworfene schwindelhafte Experimentirzeit. So einfach liegt aber die Sache durchaus nicht, und wir müssen, um sie zu beantworten, nicht blos wie billig jeden einzelnen Autor für sich, sondern auch jedes einzelne Werk befragen und beurtheilen. Das trifft selbst bei demjenigen zu, der am stärksten nach dieser Richtung angegriffen wurde, bei Feydeau. Untersuchen wir die bezüglichen Fragen an der Hand seiner préface zu dem kleinen Roman „Un début à l'opéra", die im allgemeinen ganz richtige Gedanken enthält. Würden die Werke dieser Neuern nur nach diesen Sätzen gehen und nicht viel ärgere Ausschreitungen sich erlauben, die Welt hätte schwerlich besondern Anlaß, sich über diesen Realismus neuester Sorte als über ein unmoralisches Product zu beschweren. Wir gestehen auch in etwas die Berechtigung des Satzes zu, den diese Autoren für sich in Anspruch nehmen, wenn sie sagen: Wir schildern, was wir vor uns finden; ist die Schilderung nicht besonders anmuthend, so ist nicht die Zeichnung schuld, sondern das Object; will die Zeit ein schönes Bild von sich, so sorge sie eben dafür, daß sie selber schön sei. . . . Das Raisonnement ist nicht ganz unberechtigt, und doch liegt ihm eine falsche Voraussetzung zu Grunde. Zunächst fragen wir: Ist es denn trotz des berühmten buckeligen Zwerges Quasimodo um aller Musen willen nothwendig, daß ihr uns alle Höcker und Buckel, alle Misères und Gemeinheiten der Zeit noch einmal recht photographisch treu abzeichnet, als ob wir nicht genug und übergenug hätten an den vor unsern Augen sich herumwerfenden lebenden Typen? Müßt ihr denn Staub und Koth aus allen Ecken herauswischen und uns diesen Kehricht als ein künstlerisches Präparat vorsetzen? Etwas Aehnliches ist zu bemerken auf Feydeau's Erklärung des Realismus, wenn er sagt: „Le réalisme est le système qui consiste à peindre la nature (ou l'humanité) telle qu'on la voit." Es fragt sich, wie das Auge sieht, das beobachtet, und wie die Hand malt, welche nachzuzeichnen unternimmt. Ist jenes nicht scharf genug, um die feinen Nuancen bis ins einzelne aufzunehmen und sorgfältig zu bewahren, oder nicht weitsichtig genug, um jenseit der nicht

Digitized by Google

immer erbaulichen Einzelbilder einen sie in eine große Gesammtheit aufnehmenden und schon dadurch sie zu feinerer Abklärung bringenden Horizont zu öffnen, und ist die Hand nicht feinfühlig genug, um unbeschadet aller realistischen Treue und Wahrheit eine künstlerische Abklärung in den Tonus der Gesammtdarstellung zu bringen, wodurch sich eben von selbst eine Art idealistischer Läuterung vollzieht, kurz das eigentliche Kunstwerk entsteht: dann ist der Realismus roher Naturalismus geworden, künstlerisch ohne Recht und Werth. Das gilt von einem starken Theil jener Franzosen, und Feydeau selbst hat vage Illustrationen zur Ausartung seines Satzes geliefert. Es reimt sich schlecht mit der nackt unverhohlenen Sittenlosigkeit des second empire, wenn Feydeau meint: „Ces artistes sincères, qui ont horreur de la banalité, «du convenu», qui n'admettent pas de concessions aux principes de l'art, sont profondément malheureux aujourd'hui; tous déplorent ces absurdes obligations que l'hypocrisie, l'erreur et la mauvaise foi leur imposent." Dieser Zug könnte freilich an der friedlich neben der Sittenlosigkeit und ebenso prunkend wie sie zur Schau getragenen römisch-katholischen Gläubigkeit liegen. „Le beau ne peut être malsain, car le beau, quel qu'il soit, comporte le bien." Sehr wohl, wenn eben die Herren das Schöne wollen und finden! Es ist schließlich zur Zeichnung des Standpunktes, den diese Sittenmaler entschlossen einnehmen, von Interesse zu hören, wie ein Feydeau an Augier's Dramen: „Mariage d'Olympe", „Les lionnes pauvres", und an denen von Dumas fils: „Le Demi-Monde", „Le père prodigue", „La question d'argent" — es ausdrücklich tadelt, daß sie nicht blos gewisse Sitten und Typen haben zeichnen wollen, sondern sich überdies darauf geworfen hätten, die Unverträglichkeiten und Misstände aufzuzeigen, die sich an diese Sitten knüpfen und das traurige Ende zu beleuchten, welches sie erwarte; sie haben sonach nicht blos als Künstler arbeiten wollen, sondern als Philosophen und Moralisten, und ihre Betrachtungen seien durch Einführung einer These abgeschwächt worden. Also wenn der Zeichner so prononcirte Sittenzustände vor sich hat wie die Demi-Monde und das Börsenspiel des zweiten Kaiserreiches, soll er seine Schilderung ja recht gemüthlich aus der Vogelperspective nehmen, ja nicht tadeln und bessern wollen, jede Kritik fein sorgfältig meiden, um ein œuvre d'artiste zu liefern. Ob das überhaupt geht? und wenn es möglich ist: ob nicht ein saftloses und jedenfalls nutzloses Gericht daraus wird, der Autor sammt seinem Product ein Geschöpf — weder Fisch noch Vogel?

Beginnen wir mit dem so ziemlich als Prototyp der charakteristischen Specialzeichner anerkannten Alexandre Dumas fils (geb. 1824), der ähnlich seinem Vater gleichmäßig gewandter Roman- und Theaterdichter ist. Er ist aller Welt bekannt geworden durch seine „Camelliendame" und durch das seinem Roman entlehnte und für die Charakteristik des Gesellschaftslebens und der Sittenzustände des zweiten Kaiserreiches förmlich Ausschlag gebende Schlagwort der Demi-Monde. Es wird sich selten in der Welt finden, daß ein Sohn so vollständig und in so gleichmäßiger Weise das Talent des Vaters erbt. Diese Wahrnehmung bleibt stehen trotz des Umstandes, daß der Sohn das Lieblings- und Musterfeld des Vaters verlassen hat, die ungeheuerlichen phantastischen Erfindungen, die sich auch äußerlich ins Unendliche spinnen, wofür er sich auf die treue Schilderung seines zeitgenössischen pariser Lebens, insbesondere einer specifischen Seite desselben warf, die er gründlich und unermüdlich beobachtet hat. Damit war denn auch geboten, daß er eigenartige Züge des Schriftstellerwesens an sich trägt, die dem Vater fehlen. Trotzdem fällt in einer andern Reihe höchst bestimmender Grundeigenschaften die nahe Verwandtschaft des Talents springend in die Augen, und es ist eine Erscheinung von mehr als blos äußerlicher Bedeutung, daß er, wie der Vater, sich daran machte, seine Romane zu Theaterstücken umzuformen, und mit demselben entscheidenden Erfolge. Daß er die

Digitized by Google

gleiche Ueppigkeit der poetisch-phantastischen Erfindung spielen zu lassen im Stande wäre, bewies er mit einem ersten großen Roman aus den Jahren 1846—47, in dem er ungefähr noch die Wege des Vaters wandelte. In Entfaltung spannender Situationen voll dramatischen Lebens, in Abrollung pikanter Scenerien, in Ausmalung packend effectvoller Schilderungen berührt er sich mit dem Vater, auch wo das Feld ein ganz anderes ist. Aber eine andere und schlimmere Eigenschaft hat er mit jenem gemein; es ist die Aeußerlichkeit, der es an Herz und Gemüth fehlt; die Anziehung ist und bleibt bei beiden eine gekünstelte, auf starken Nervenreiz ausgehend, der den Leser nie zur Ruhe kommen läßt. Im übrigen ist sein Stil um vieles einfacher und natürlicher, die Sprache bestimmt und kräftig, sie hat mehr Halt; der bilderreiche Ausdruck sprüht und funkelt von Witzen und Sentenzen. Die „Dame aux camélias", 1848 Roman, 1852 zu einer Art Rührstück umgewandelt, zeigt bereits das volle Talent entfaltet, aber auch das Lieblingsfeld eröffnet, sodaß er in absolut einseitiger Richtung die socialen Fragen aus der sehr zweifelhaften Atmosphäre des neben ihm spielenden pariser Gesellschaftslebens aufgreift und das allerdings auch schon von ihm beliebte Thema: Ehrenrettung der Courtisane mit einer bis dahin nicht dagewesenen Energie wiederholt in den verschiedensten Farben spielen läßt. Es ist doch eine gründlich unterhöhlte Welt. Als wirkungsvoller Effectstoff in den verschiedensten Varianten mochte die Darstellung der Courtisane, die durch die Liebe zu einem edeln Jüngling entsühnt und gewissermaßen wieder in ihre jungfräuliche Reinheit hergestellt werden soll, während sie doch den ungemessenen und unentbehrlichen Luxus von reichen Günstlingen fortbezieht und an den Folgen ihrer Ausschweifung stirbt — diese raffinirte Verkünstelung eines unwahren Problems mochte so unmäßig, wie es geschehen ist, blos bei einem Geschlecht wirken, das jeden Sinn für Naturwahrheit im Taumel und Strudel eines ziel- und haltlosen Genußlebens bis auf die letzte Spur verloren hatte. Seine „Demi-Monde" führt uns jene zerfressenen Kreise einer weiblichen Welt vor, die in der schiefen Mitte steht zwischen der künstlichen Dirne und der guten Gesellschaft, mit dieser in den eleganten Formen und Manieren, dem Luxus und der Weltbildung rivalisirend, obenauf gehalten durch das leichtgewonnene und leichtfertig vergeudete Geld.

Jules Janin, der unstreitig Urtheil hat und Kenner ist, bemerkt auf Anlaß der „Camelliendame" (dieser „pages empreintes de l'émotion sincère de la jeunesse") in Bezug auf die Annäherung des Sohnes an den Vater Folgendes: „Chacun se plaisait à dire que le fils d'Alexandre Dumas, à peine échappé du collége, marchait déjà d'un pas sûr à la trace brillante de son père. Il en avait la vivacité et l'émotion intérieure; il en avait le style vif, rapide et avec un peu de ce dialogue si naturel, si facile et si varié qui donne aux romans de ce grand inventeur le charme, le goût et l'accent de la comédie." Dies mag alles richtig sein bis auf die émotion intérieure, die zwar in jenem Jugendwerk und einigen andern des Sohnes noch heraustritt, im übrigen sich total abwesend zeigt, vollends bei dem ältern Dumas.

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, welches uns bei der Lektüre von Schriften erfaßt, wie die „Camelliendame" und die übrigen in demselben Tone gehaltenen von Dumas fils. Nehmen wir einmal jene erste und berühmteste als das Musterbild einer ganzen Gattung kurz vor! Wollen wir uns gewissenhaft am Schlusse des Lesens Rechenschaft geben über den Endeindruck, so kommen wir immer und immer wieder auf das Resultat zurück: Bücher dieser Art zählen zur Klasse derer, die — besser nicht geschrieben wären! — Was soll eigentlich die folgende Geschichte einer Courtisane? Die schöne Marguerite Gautier ist eine trotz ihrer Jugend bereits durch viele Hände gegangene femme entretenue auf großem Fuße, die 100000 Frs. im Jahre verzehrt und sie von ihren Liebhabern bekommt. Mitten im Strudel ihres Lebens wird sie von reiner Liebe

Digitized by Google

erfaßt für einen jungen Mann, Armand Duval, der aber nicht im Stande ist, sie zu unterhalten. Eine glückliche Liebesidylle feiernd und den Traum eines ganz frisch von vorn anfangenden Lebens verfolgend, entsagt sie ihren alten Bekanntschaften und Zerstreuungen und sucht, um den Geliebten nicht in Geldnoth zu bringen, durch Vereinfachung ihrer Lebensweise und Verkauf ihrer Kostbarkeiten den Unterhalt zu decken. Die freundliche Idylle nimmt ein schnelles Ende. Der recht ehrbare Vater Duval's, von dieser Verbindung des Sohnes benachrichtigt, kommt nach Paris, wendet sich nach fruchtlosen Versuchen beim Sohne an Marguerite selbst und beschwört sie bei ihrer Liebe, das ungeweihte Band, das ja doch nicht auf die Dauer halten und nur den Sohn und die ganze Familie ins Unglück bringen könne, aus eigener Seelenkraft zu lösen. Marguerite sagt zu und hält Wort; sie flüchtet nach Paris zurück, wird wieder die im alten Zuge der gewaltsam gesuchten Betäubung auf Leben und Gesundheit losstürmende Maitresse eines Mannes, den sie verachtet, aber zahlen läßt, erleidet von dem des Verlaufes unkundigen, sich betrogen glaubenden und zwischen gleich glühenden Gefühlen des Hasses und der Liebe schwankenden Armand die bittersten Kränkungen und stirbt brustleidend, gebrochenen Herzens, in der Blüte ihrer Jugendschönheit. — Machen wir uns den Eindruck ganz klar, den eine Geschichte dieser Art, mit allen Leiden und Lieben einer jugendlich erregten Natur erzählt, auch wieder auf jugendliche Gemüther, überhaupt auf Herzen machen muß, in denen ein gutes Stück Romantik blüht und welche durch den rauhen Tritt des Lebens noch nicht gestählt, geschult und zu scharf logischem Urtheil über Welt und Leben befähigt sind. Der Eindruck kann nur trügen, und selbst den Fall gesetzt, daß er nicht die Gefahr mitbringe, zu einer zerstörenden praktischen Erfahrung zu verleiten, er wird wenigstens das Gemüthsleben in eine schiefe Richtung und Spannung versetzen, die Begriffe verwirren und das Gefühl täuschen, auf durchaus faulen Unterlagen ein Ideal aufstellen, das ein bloßes Phantasiegebilde ist und bleibt. Je frischer die idealisirenden Farben aufgetragen sind — diese Courtisane wird vom Moment ihrer Bekehrung zur reinen Liebe an überschwenglichem Opfermuth eine wahre Heilige —, und je treuer zutreffend in allen übrigen Punkten die bis ins einzelne genaue Zeichnung des Lebens in diesen Kreisen erscheint, desto weniger glauben wir an jene Erhebung. Wir werden nun einmal des kolossalen Widerspruchs in der seelischen Gesammtanlage nicht Herr; wir können uns nicht entschließen, das Sanctuarium im Bordell, den Ernst des Lebens und den weihenden Seelenschmerz mitten in der tollsten Lebensvergeudung zu finden; oder — viel zugestanden! — doch blos auf fruchtlos entschwindende Momente. Und gesetzt, unter Millionen ihres Standes fände sich ein Weib dieser Art: die Geschichte gewinnt durch die Ausnahme, wie der Autor meint, allerdings ein besonderes Interesse; aber das Verhängnißvolle liegt darin: so wie sie dargestellt ist und mit dieser Lebendigkeit der Farben wird diese Ausnahme vor unsern Augen unwillkürlich ein Typus; das Licht fällt auf jene ganze grundverdorbene Welt zurück, die Täuschung ist fast unausbleiblich; das Ende ist also jedenfalls eine große Begriffsverwirrung, zu welcher noch steigernd die bestechende Seite der Auffassung hinzutritt, daß es als eine Art Heroenthum erscheint, eins dieser verlorenen Geschöpfe zu entsühnen und zu retten. Ungesundes Wesen, krankhafte Exaltation, wohin wir schauen; es läßt sich nun einmal auf faulen Fundamenten kein gesunder Bau aufrichten; um so schlimmer, wenn die Emotion stark und durchschlagend ist.

Ueber die künstlerische Seite des Buches läßt sich wenig sagen, und das Wenige trifft fast durchgehends auf den Romanstil von Dumas fils zu: das Verdienst liegt in der ungemeinen Lebendigkeit und Frische, diesmal auch in der wirklichen Ergriffenheit der Erzählung, in dem dramatisch bewegten Ablauf, der uns bestechend mitreißt. Das ist aber so ziemlich alles; von eigentlichem Durchcomponiren und künstlerischer Anordnung ist fast keine Spur; man müßte denn die berechnete Art der Einführung und das allmähliche

Digitized by Google

Ueberleiten auf das Hauptobject als solche gelten lassen. Die Heldin abgerechnet, sind die übrigen Charaktere einfach nach dem Leben gezeichnet, und im ganzen tritt Dumas trotz jener idealisirenden Velleitäten als kühler Realist uns entgegen; wo er die Grenzen des Wirklichen überschreitet, scheint er mehr nur von einer ungezügelten Phantasie hingerissen.

Trotz aller Einwürfe wird man nicht umhin können, in Dumas fils eins der bedeutenden Talente seiner Zeit anzuerkennen und zugleich das echte Kind derselben. Ist es auch anerkanntermaßen zum allerstärksten Theil das pathologische Interesse, wodurch seine Schriften so großes Aufsehen machten und von den beweglichen Franzosen mit der größten Sensation aufgenommen wurden, so erklärt sich doch nicht alles daraus, ein Theil des Verdienstes bleibt immerhin dem mit Hülfsmitteln seiner Art wohl ausgestatteten Talente. Das gilt von seinen beiden Fächern; auch in den Dramen fesselt uns neben dem Stoffinteresse mindestens noch der sehr lebendige Dialog und die gewandte Mache.

Weitaus zweifelhafter ist auch im Punkte des schriftstellerischen Talents die Stellung des nach seinem eigenen Bekenntnisse dem Ultrarealismus in Zeichnung der ausgearteten Zeitsitte huldigenden Ernest Feydeau (geb. 1821). Eine Natur, die uns in keiner Weise sympathisch sein kann! Trotzdem fordert die Gerechtigkeit zu constatiren, daß die ganz einläßliche Prüfung aller seiner Schriften — eine weitschichtige Arbeit, die sich kaum lohnen dürfte — zu einem unbefangen selbständigen Urtheil über die erheblich verschiedenen Phasen, unter denen er sich zeigt, berechtigen darf. Es ist uns wiederholt aufgefallen, daß es ihm einfällt, Tonarten anzuschlagen, die man nach dem nun einmal allgemein aufgenommenen Urtheil gar nicht bei diesem Autor zu finden erwartet. Damit soll auch nicht ein Wort der Anerkennung gesagt, wohl aber angedeutet sein, daß es selbst bei solchen Naturen etwas schwieriger hält, ernst und ruhig auf den Grund zu gehen, als man sich's durchweg vorstellt. Es ist sonach auch nicht gethan mit der witzig zugespitzten Erklärung jenes Kritikers, welcher sagt: „Man denke sich den Geruch der Kloaken von Paris mit Bisam, Moschus und Weihrauch durchduftet und verstärkt, so hat man die Atmosphäre eines Buches von Feydeau." In einzelnen seiner Arbeiten tritt der Vielschreiber viel einfacher und natürlicher, somit auch unschuldiger und wahrer auf, als jene unorganische Atmosphäre voraussetzt; in andern ist er weit abstoßender und schlechter, ohne daß gerade die Elemente jenes Amalgams hindurchduften. Dichter und Börsenmann — diese Vereinigung ist für Feydeau im höchsten Grade bezeichnend, auch für seine Romanschriftstellerei. Eine Größe ist Feydeau in den Augen seines französischen Publikums auf Einen Schlag geworden, indem seine „Fanny" (1858) ganz eigentlich verschlungen ward; den mit ihr betretenen Weg hat er im Verlaufe weiter verfolgt. Es ist übrigens keineswegs ohne Grund, wenn er nach harten Angriffen nothwendig fand, sich durch das oben besprochene öffentliche Manifest gegen den Vorwurf ultrarealistischer und unmoralischer Tendenzen zu vertheidigen.

Nehmen wir einmal gerade im Unterschiede von der Vorstellung, die uns sonst dieser nicht besonders unschuldige Autor nach seiner Gesammterscheinung zurückläßt, eins der unschuldigsten Producte, eins von denen, gegen welche der Einwurf der Unsittlichkeit durchaus keinen Bestand haben dürfte; es wäre denn, man wollte in Bausch und Bogen drei Viertel der ganzen französischen Romanliteratur von den dreißiger Jahren an gerechnet verurtheilen. Also unschuldig, aber gerade in dem Maße ist es auch weniger charakteristisch; Motivirung und Entwickelung stimmen mit hundert andern ganz verwandten Erscheinungen, und das Object gibt sich ganz einfach nach alltäglichen Erfahrungen. Wir haben nämlich nichts weiter vor uns als die kurz und rasch ablaufende Geschichte einer schönen Ballettänzerin — der Schauplatz braucht nicht einmal Paris zu sein — die unter

Digitized by Google

ungeheuerm Applaus ihr Debut hält und vom ersten Augenblick an von einem schlauen Speculanten zur Beute erkoren wird. Eine Hauptrolle, die einzige ihrer besondern Ausprägung halber wirklich ausgezeichnete, spielt der unglückliche Impresario, der den talentvollen Schützling mit väterlicher Sorgfalt herangezogen hat und in den er sich zum Unglück aber selbst sterblich verliebt; er rächt sich sehr nobel; als er sieht, daß der Schmetterling im Garne gefangen, gibt er der Schönen den ganzen reichen Gewinn ab und geht nach Amerika; für das arme Kind aber sehen wir die unseligste Zukunft voraus; sie wird kurze Zeit hindurch die vermeintliche Glückliche, die gehätschelte Maitresse des gewissenlosen Roué sein, der sie zu fangen verstand, und dann? Ja dann, man kennt die Geschichte, sie ist alt und doch ewig neu. Wir dürfen übrigens nicht vorgreifen; denn mit dem ersten berauschenden Liebestraum bricht der Autor ab. Die Hauptsache muß uns bei Beurtheilung eines Feydeau die sein, so recht zu constatiren, daß er in seinem Impresario eine geradezu idealisirte Gestalt geschaffen hat, eine Rarität, die bei diesem Geschäft und in dieser Zeit um nichts leichter zu finden sein möchte als Dumas' geläuterte und opfermuthige Courtisane; ein Feydeau mit Idealen von Seelenadel! Die übrigen Gestalten sind mit einer einzigen Ausnahme ganz entschieden und ohne vielen Aufwand an Talent nach dem ordinären Leben gezeichnet. Der einzige mit fast verletzender Nacktheit in der ganzen Schlechtigkeit einer raffinirten Natur, welcher auch die Leidenschaft bloßes Spiel ist, vollends rund und fertig hingeworfene Charakter ist der sogenannte Marquis de Saint-Bertrand, eine höchst gefährliche, weil durchaus kaltblütig egoistische Natur, Fälscher bis auf seinen Namen herab, aber so, daß ihm alles glückt, weil er mit sicherster Berechnung vorschreitet. So hat er den besondern Erfolg, im Duell einen gefürchteten Gegner umzubringen und dafür von einem russischen Prinzen, dessen Todfeind jener war, 100000 Frs. geschenkt zu erhalten, die er mit unverschämt kaltblütiger Miene und dem unverschämten Murmeln einsteckt: „Il n'y a plus de grands seigneurs." Sein Streben um die Schöne macht uns vom ersten Moment an den Eindruck, den verletzend erschreckenden Eindruck, als schwebe ein Geier um eine Taube, die er jedenfalls zerreißen wird. Die Färbung ist von Anfang bis zu Ende nicht besonders unterbrochen durch abwechselnde Tonweisen, fast monoton. Wir erinnern uns nur einer einzigen Scene, die durch humoristischen Anstrich in etwas die gleichmäßige, auf das unausweichliche Schicksal spannende Entwickelung unterbricht. Das ist der höchst possirliche Auftritt am Krankenbette von Barberine's an Ueberfüllung des Magens und Unverdaulichkeit schwerer Speisen gefährlich erkrankter mürrischer Mutter; es ist gar sehr nach dem Leben genommen und wäre zugleich als ein Pendant zu Professor Geijer's Concilium medicum in Farben zu setzen, wie da zwei höchst feindliche und entgegengesetzten Systemen zugethane Aerzte vor der stöhnenden Kranken sich um Sitz und Wesen der Krankheit streiten und wie zum Unglück noch ein Homöopath hinzukommt, der natürlich von beiden abweicht, wie denn der bösartige von den zwei andern dem armen verachteten Kleindosenverordner hinterrücks den Kram seiner Pülverchen ausschüttet, um dafür leeres Wasser einzugießen. Ehe die drei Aesculape sich entschieden haben und dazu kamen, etwas Wirksames zu versuchen, hat die Kranke passend gefunden, der elenden Welt Valet zu sagen, und nun zanken sie sich noch um die Section. Also kurz, was ist von dem ganzen Werke zu halten? Wir finden daran absolut nichts Besonderes und vollends nichts Ausgezeichnetes, weder im Guten noch im Schlimmen; die Welt, in der diese Dinge geschehen, ist nun einmal so und einem Feydeau jedenfalls ziemlich geläufig.

Der prononcirten Kritik wäre seine „Fanny" viel stärker zu empfehlen, möchte sie auch dem Vorwurf der Immoralität nicht standhalten.

Wollen wir übrigens unsern Autor von der allerschlechtesten Seite kennen lernen, wo sich die Roheit der Ausdrucksweise, die Vollendung einer geradezu dumme Form

Digitized by Google

annehmenden Leidenschaft, der Mangel jedweder künstlerischen Gestaltung und die französische Eitelkeit brüderlich die Hand reichen und ins Abgeschmackte, ins lächerlich Absurde verfallen, so müssen wir eins seiner jüngsten Bücher zur Hand nehmen, das über Deutschland handelt. Ein roher zugezimmertes, leichtfertiger und unverschämter gehaltenes, daneben von gröberm Nationalfanatismus ärger bis zur Verletzung aller Urbanitätsformen gegen die Deutschen, nicht blos als Nation, sondern als Individuen — man lese an verschiedenen Stellen die empörenden Auslassungen über die Frauen! — getriebenes literarisches Product ist uns seit Jahren schwerlich zur Hand gekommen, und wir machten uns voriges Jahr das Vergnügen, in einem Journal eine kleine literarische Vendetta an diesem Opus zu üben. Dasselbe ist zum Ueberfluß auf deutschem Boden geschrieben, und der Autor hatte die Unverschämtheit, es von Wiesbaden aus zu datiren und zu annonciren; es sieht auch ganz danach aus, beim Roulette zusammengeschrieben worden zu sein. Man hätte wol einen der schlagendsten Anlässe, sich von dem Rückgange des französischen Geistes, von der materialistischen Gemeinheit, welche das Bürgerkönigthum aufzog und das second empire zur vollen Blüte brachte, von der Erniedrigung, der moralischen und künstlerischen Erniedrigung, der Ausartung und Verderbniß der in einer mephitischen Luft lebenden Talente einen absolut klaren Begriff zu machen, wenn man ein solches Actenstück zusammenhielte mit dem Prachtwerke der Madame de Staël: „De l'Allemagne", oder auch nur mit den jüngern Schriften Edgar Quinet's über denselben Gegenstand.

Eine etwas anders geartete Nuancirung zu Feydeau ist der ebenso bewußt und absichtlich in ähnlicher Manier arbeitende Naturalist in der zeitgenössischen Sittenschilderung, der im gleichen Jahre (1821) mit jenem geborenen Gustave Flaubert. Form und Farbe und Ton seiner Sitten- und Charakterbilder bewiesen ganz entschieden das Studium der Naturkunde und Medicin, welches eben den Naturalisten in ihm herausentwickeln half. Dieser Mann tritt überhaupt als eine eigene Doppelnatur auf, die auf der einen Seite immer noch ein starkes Anhängsel bewahrt hat von der romantischen Dichtungsmanier seiner ursprünglichen Vorbilder Victor Hugo und Byron, was sich in der ungemein lebensvollen Phantasie auswirkt; dann aber hat er sich mit einem kecken Sprung in die scharfe Realistik, ja den nackten Naturalismus hineingeworfen, wie ein sehr genauer Beobachter und farbentüchtiger Maler nach dem unmittelbar aufgenommenen Leben; sein schriftstellerisches Talent überragt um ein Bedeutendes dasjenige des Vorgängers, und nach verschiedenen seiner Objecte sollte man meinen, daß er Freude daran findet, es auf dem Untergrund unbedeutender und ganz gewöhnlicher Dinge spielend und flimmernd sich abheben zu lassen. Auch was die Anfechtung seiner Schriften im Punkte der Moralität betrifft, ging es einem Flaubert noch schlimmer als selbst Feydeau; während bei diesem, soweit wir seinen halb komischen Auseinandersetzungen über diese Frage trauen dürfen, die Verfolgung als rein literarische stehen blieb und sich in den liebenswürdigen Bezeichnungen petit chien, jeune chien u. s. w. erschöpfte, hatte der erste große Roman Flaubert's auf dem Felde der zeitgenössischen Sittenzeichnung: „Madame Bovary" (1857), das eigenthümliche Schicksal, als sittenwidrig vor Gericht gezogen, freilich auch freigesprochen zu werden. Dieses Reliefs hätte er übrigens kaum bedurft, denn er rief auch ohnehin eine ganz außergewöhnliche Sensation hervor. Eine Reise nach Tunis gab den Stoff zu dem archäologischen Roman „Salammbô" (1862), der weniger für die Masse der Leserwelt zu passen scheint. Der Zeichner stellte sich die schon wegen der sehr geringen und nicht ausreichenden Materialien, Monumente und Ueberlieferungen, welche wir besitzen, fast unlösbare, wenigstens von Geschichte und Alterthumskunde auch nicht im entferntesten zum Abschluß gebrachte Aufgabe, von dem ganzen innern und äußern Wesen: Costüm und Bauart, Leben und Sitte, Familie und öffent-

Digitized by Google

liches Treiben u. s. w. der berühmten Punierstadt Karthago ein möglichst vollständiges und zutreffendes Gemälde zu entwerfen. Die glänzende Phantasie, die er dabei in erster Linie mitspielen ließ, könnte uns fast durch den Schein einer sicher getroffenen Lebenswahrheit täuschen, wenn wir nicht schließlich durch die auffallend harten Mängel überzeugt würden, daß wir's mit einem bloßen, allerdings spannenden Effectstücke zu thun haben. Mit einiger Nuancirung und allerdings auch Einschränkung trifft auf Flaubert zu, was ein neuerer Kunsthistoriker angemerkt hat: „Er schilderte die Gesellschaft wie ein Naturforscher; man fand es interessant, Heiligenbilder im Koth zu suchen, Schweinerei und Sentimentalität zu verknüpfen, Verbrechen aus Eitelkeit begehen zu lassen und damit großzuthun." Daß übrigens diese „interessante" Manie nicht von den Modernsten erfunden, sondern nur aufgenommen und weiter geführt ist, weiß jeder Kenner des neuzeitlichen Romans.

Wir sind der Ansicht, daß der mit den beiden erstgenannten gleichalterige Flaubert deshalb erheblich leichter zu beurtheilen ist, weil er nicht wie sie unter jene Vielschreiber gehört, bei denen man, selbst wenn Talent und Rang keine gerade hervorragende Stellung bedingen sollten, doch immer gezwungen ist eine ganze Reihe von Bänden zu lesen, um des Totaleindruckes sicher zu sein und um sich zu überzeugen, ob nicht da und dort neue Manieren aufgegriffen, neue und nach der Vergangenheit des Autors zu schließen vielleicht ganz ungewohnte Tonweisen angeschlagen werden. Das ist's ja eben, was wir trotz des sehr geringen innern Gehaltes bei dem zweiten der Obengenannten zu constatiren hatten. Mit Flaubert steht es wesentlich anders; in den beiden relativ bedeutenden Producten, die wir nannten, scheint sich sein Talent nicht blos vollständig umschrieben, sondern bereits erschöpft zu haben. Sehr richtig bleibt, daß die beiden Werke wesentlich verschiedene Richtungen einschlagen, daß schon ihr Stoffgebiet ein so außerordentlich verschiedenes ist, um auch die eingeschlagenen Wege scharf und deutlich nach ihnen zu scheiden; der zeitgenössische Sittenroman und der von den neuern Franzosen sehr wenig und entschieden mit viel geringerm Geschick behandelte historische werden gerade unter ihren Händen zwei sehr auseinandergehende Compositionen. Im ganzen scheint uns übrigens das stehend gewordene Urtheil über Flaubert mit ziemlicher Sicherheit begründet zu sein, und der Kritiker mag jene allgemeinen Züge ohne Bedenken aufnehmen, auch das wieder im scharfen Unterschiede zu mehrern der vorliegenden Gestalten. Entschieden ist, daß dem Talent Flaubert's erhebliche und ja nicht gering anzuschlagende Mittel zu Gebote stehen. Eine ganz auffallende Treue in der scharf aufgenommenen Beobachtung des wirklichen Lebens, jene Festigkeit und zugleich Lebendigkeit in der Zeichnung desselben, welche vollständig naturbeschreibendes Gepräge annimmt, daneben ein ganz überraschender Aufwand an farbenprächtiger Phantasie, die es versteht, über das künstlich von ihr Zusammengetragene nicht blos den Schein des vollen Lebens zu breiten, sondern auch ein hoch erregtes Interesse an das in sich ganz Gewöhnliche zu fesseln; eine meisterhaft feine und bestechende Schreibweise: diese zusammenwirkenden Züge legen unserer gespannten Aufmerksamkeit auch das nahe, was unter einer gewöhnlichen Feder sich nicht anders als trivial ausnehmen würde; sie geben den ordinären Dingen ein besonderes Relief, und man muß sich erst durch diesen bestechenden Schein hindurcharbeiten, um das Leere, Marionettenhafte seiner Gestalten, das haltlos Trügliche seiner Zeichnung sicher wahrzunehmen und ungeblendet aus dem Cirkel seiner künstlichen Effecte herauszukommen.

Treffen wir in Flaubert auf das berechnete und sorgfältig sich schonende Talent, das auch seine Phantasiesprünge mit dem Mantel der Wirklichkeit zu decken sucht, so ist umgekehrt der mitten in seiner frisch entwickelten Manneskraft gestorbene Pierre Alexis Vicomte de Ponson du Terrail das enfant terrible der orgienartig entfesselten Phan-

Digitized by Google

tasterei; man sollte meinen, daß der daneben Militär spielende Literat die ganze Keckheit, Leichtigkeit und Effronterie des Kasernenlebens in seine unverwüstliche Production hineingetragen habe, daß aber seine ungeheuerlich wilden Gestalten sich an ihm rächten und ihm als Vampyre das Blut aussogen. Geboren 1829, schon mit dem Jahre 1850 und in dieser frühen Jugend als der Unveränderliche, der er blieb, schriftstellerisch aufgetreten, starb er im Jahre 1871, eine Schriftstellercarrière hinter sich lassend, die wir nur eine Art Parforce- oder Bravourstück nennen können, freilich nicht eben im originellen Stil. Wir dürfen bei diesem echt französischen Phänomen nicht einmal von Misbrauch des Talents reden, denn so weit überhaupt solches vorhanden, ist es nur auf diesen Einen Strich gespannt, und sein Kopf arbeitet nur in Ungeheuerlichkeiten und die Brust athmet nur in Cadaverluft.

Ponson du Terrail repräsentirt die Fabrikliteratur größten Stils, ausgesprochen romantischen Schlages, gewandtester Mache und äußerlich brillantesten Erfolges, namentlich was die Geldfrage betrifft. Gelesen wird er auch sehr stark, von jenem ungezählten Publikum, das alles verzehrt, was ihm aus der Leihbibliothek pêle-mêle aufgetischt wird, und im Grunde braucht es, um ihn zu ertragen, nicht einmal starke Nerven, denn schon nach dem ersten Bande wird uns die Welt dieser grotesken Ungeheuerlichkeiten so gewohnt und finden wir sie so liebenswürdig, daß wir die Gespenster umarmen möchten. Trotzdem hätten wir Lust, diesen Autor lieber an sentimentale Piraten zu adressiren als an mondscheinathmende Näherinnen und gefühlvolle Portiersfrauen. In Betracht der fabelhaften Erträge seines Honorars, wovon ein ernster, der Welt nützender Denker und Forscher nie einen Dämmerschein aufgehen sah, der Massenhaftigkeit seiner Leser, welche seine nachher sofort in eine unübersehbare Bändereihe zusammengestellten Feuilletons verschlingen; in Erwägung ferner einer geradezu ungeheuerlichen Productionsfülle — sollen doch die Jahre 1858 und 1859 allein über 70 Bände von ihm in den pariser Bücherkatalogen aufgeführt haben —, einer Fülle, an welcher die wahrhaft unerschöpfliche Erfindung zu bewundern ist, die in dieser merkwürdig gestalteten Phantasie eine chaotische Welt von Missethaten, Schauerscenen und Mitternachtgeschichten durcheinandergeschichtet aufweist: nach allen diesen Stücken läßt er sich höchstens mit dem ältern Dumas zusammenhalten, dessen Talent freilich nach reellem Werth um eine mächtige Stufe höher steht. Es ist allerdings richtig, daß ein Dumas Vater, ein Eugène Sue und andere neben ihnen diese Schauerromanliteratur hereingetragen und höchst beliebt gemacht haben; aber ebenso wahr ist, daß sie, Sue voran, trotz aller unausstehlichen Excentricitäten in dieser Beziehung ganz andere Talente waren, ein du Terrail nichts weiter ist als ihr verzerrter Abklatsch, die in hektischem Ueberreiz des Producirens sich erschöpfende Schwäche des Epigonenthums. Ja noch ein Soulié, der doch nur ein abgeschwächter Sue ist, steht selbst in seinen heftig auf den Effect gearbeiteten Melodramen und Romanen ganz erheblich höher. Der Gehalt ist überall sehr gering, Inhalt und Form roh, selbst der Stil sehr ordinär; sei's daß er moderne Sittengemälde oder daß er historische Lebensbilder liefern will, er erhebt sich in keiner Weise über grob zusammengehauene Blockarbeit. Der vertraute Kenner französischer Literatur wird, wenn er zum ersten mal eins dieser auch äußerlich ins Kolossale gesponnenen chaotischen Erzeugnisse vor sich hat — unter vier Bände thut es dieser Autor nie, und wenn wir die mehrfach vorliegenden Fortsetzungen auf ein und dasselbe Thema mitrechnen, so scheint es, als wäre er im Stande, überhaupt nie aufzuhören —, er wird, sagen wir, unwillkürlich an jenes farben- und formenstrotzende Gemälde von Sodom und Gomorrha erinnert, das Victor Hugo in seinen „Orientales" entwirft („Le feu du ciel", Nr. 7):

Digitized by Google

. . . . l'oeil entrevoyait, dans le chaos confus,
Aqueducs, escaliers, piliers aux larges fûts,
Chapiteaux évasés; puis un groupe difforme
D'éléphans de granit portant un dôme énorme;
Des colosses debout, regardant autour d'eux
Ramper des monstres nés d'accouplemens hideux etc.

Schließen wir den Gesammteindruck ab, so haben wir in Ponson du Terrail vor uns die äußerste Ausschweifung des französischen oder englischen Sensationsromans, gehalten von einer in der alten Cité von Paris stöbernden Gaunerphantasie.

Ein ähnliches Kraftstückchen wie die eben von du Terrail angeführten versuchte einmal unter dem Kaiserreiche der übrigens ganz anders geartete und eine gute Zahl von Stufen auf der Leiter literarischer Abschätzung höher stehende Paul Henri Corentin Féval, indem er für vier pariser Blätter vier Romane gleichzeitig nebeneinander fortzuführen unternahm. Seine mit origineller Erfindungskraft angefaßten und zum Theil mit Kraft und Feuer entworfenen Hauptromane gingen übrigens dem Kaiserreiche bereits voraus, und der in seiner Eigenart sehr früh gereifte und ausgelebte Schriftsteller gehört trotzdem, was noch hierher fällt, nicht mehr dem second empire an. Mit du Terrail und andern gleichen Schlages hat er die beliebten Schauerlichkeiten gemein, das ist eben alles.

Kehren wir zu jenem zurück, und wählen wir ganz nach Zufall, denn da ist alles eins, eine jener Geschichten, deren Charakteristik man schon nach den Titeln zu geben versucht sein möchte. „La tour de Gerfaut", „La Contessina", „Les chevaliers du clair de lune", „Les Bohèmes de Paris" u. s. w., was für romantische Namen! Welche mysteriöse Dinge verbergen sich in dieser nach mitternächtigem Korsarenthum duftenden Atmosphäre! „E bitzli schnuderig", würde der naive Hebel sagen. Nehmen wir eine dieser wollüstigen Schriften und sehen wir sie beim heitern hellen Sonnenlicht an. Da hat du Terrail im Jahre 1869 angefangen und in den folgenden vollendet das Kraftstück „Les voleurs du grand monde". Geduld! Man mache sich in Gnaden auf nicht weniger als sieben Theile oder Bände gefaßt, drei in prima und nicht weniger als vier als Anhang in secunda. Es mag nicht ohne Interesse sein wenigstens für dieses eine Muster die sämmtlichen Titel zu rangiren: 1) „Cartahut ou la barque-fantôme"; 2) „Le mystère du passage du soleil"; 3) „Le seigneur de la montagne"; 4) „Le dévouement de Jeanne"; 5) „Marsseline"; 6) „Les piéges de Madame Olympe"; 7) „Le buveur de raki". Wessen Phantasie diesen schauerlich dröhnenden Worten den rechten Mantel umzuwerfen versteht, der weiß, daß er da krause Dinge zu erwarten hat; mit einem ehrlichen Gespenst und einem halben Dutzend ordinärer Morde geht es jedenfalls nicht ab.

Der einzige erste Band schon wartet auf uns mit folgenden mysteriösen und schauerlichen Geschichten. Wir stehen an dem hochromantischen Küstenplatz Saint-Malo oder treiben auf dem Meere. Der alte geheimnißvolle Cartahut, ein ziemlich vornehmer Adelicher, der aber Korsar und wahrscheinlich Negerhändler geworden und lange in Indien gelebt, haust auf seinem Felsenschloß Plouesnel; man schreibt ihm kolossale Reichthümer zu, von denen aber niemand weiß, wo sie liegen, und wirklich zeigte sich im Verlaufe, daß er außer seiner Besitzung und kleinern Kapitalien im Lande 8 Millionen bei der Kasse der Englisch-Ostindischen Gesellschaft stehen hat; es kommt aber noch etwas anderes zu Tage, was bis dahin allen unbekannt war, daß nämlich der Alte einen Sohn mit Familie in Indien hat, welcher das große Vermögen erben soll. Diese zweite unliebsame Entdeckung, die sehr unerwartet zu der Bestätigung eines ungeheuern Vermögensbesitzes hinzutritt, bedingt nun den ganzen Verlauf der weitern Geschichte, denn den Knoten bildet eine unentwirrbare Intrigue über das Millionenerbe. Auf der einen Seite eine

Digitized by Google

große Reihe direct oder indirect in Betheiligung gezogener und auch unbedenklich gewiſſenloſer Speculanten, die à tout prix das Erbe wollen, wobei es eine Kleinigkeit iſt, ob darüber ſechs bis zehn Morde und in welcher Form immer ſie vollzogen werden müſſen, je gruſeliger, deſto beſſer. Es iſt da eigentlich alles ein großes Banditenpack von zwei Sorten: die einen verſtehen hohes Spiel zu treiben, es handelt ſich für ſie wirklich um nicht weniger als um Millionen, und wir begegnen ihnen in Paris als Perſonen, die auf hohem Fuß leben und nicht anders als mit Doppelgeſpann ausfahren, alſo Gauner in Gold und Seide; die andern ſind die untergeordneten Agenten: Winkelſchreiber, Kneipenjäger, entlaufene Sträflinge, zweifelhafte Logishalter, Wahrſager u. ſ. w., kurz Gauner mit ſchmuzigem Cylinder und abgelaufenen Sohlen. Uebrigens ſetzt ſich die ganze ſaubere Geſellſchaft aus drei Kreiſen zuſammen: erſtens ſind es nahe und zum Theil auch adeliche Verwandte des Alten, die bei ſeinen Lebzeiten nichts von ihm wiſſen wollten, nun aber als gierige Meute ſich zudrängen; zweitens ſind es eine Anzahl ungetreuer Diener, vom verſchmitzten Verwalter an gerechnet, die ihr Theil am Raube auch abbekommen wollen; drittens als Werkzeuge hinzugezogene oder durch Schlauheit und Energie in den engern Kreis hineingedrungene Perſonen. Kurz, es iſt eine ſehr zahlreiche Sippſchaft der bunteſten und in ihrer Art intereſſanteſten Zuſammenſetzung. Der zu hunderterlei Combinationen Anlaß gebende Zweck aller iſt, den verlorenen Sohn Cartahut's und deſſen Familie zu finden — und bei dieſem Proceß ſpielen einzelne Stücke in Saint-Malo, London, Marſeille, Paris, Kalkutta —, ſie auf alle Weiſe zu hindern ihr Erbrecht geltend zu machen, und da wird das einfachſte Mittel ſein, daß man ſie ſo oder ſo umbringe. Auf der andern Seite ſteht eine kleine Zahl treuer und energiſcher Diener des verſtorbenen Alten, die ſich auf die gleiche wilde Jagd nach dem Verſchollenen machen, um ſein Erbe zu retten — zweites unterirdiſches Kampfſpiel gegen das erſte. Hätten wir mit einem Drama zu thun, ſo müßten wir daſſelbe ein Intriguenſtück der exceſſivſten Sorte nennen, denn nicht ein Schritt vorwärts geſchieht ohne eine neue und überraſchend combinirte Intrigue. Nach der doppelten Richtung, daß es ſich um eine koloſſale Geldſumme als Triebrad handelt und daß ferner ein überraſchendes Stück an Kraft, Schlauheit und Grauſen das andere jagt, alles gewaltthätig finſtern Weſens, haſtig und unvermittelt, wild und überſtürzt, erinnern dieſe „Voleurs du grand monde" am auffallendſten an des ältern Dumas „Monte-Christo".

Sehen wir zu, was gleich am Anfang uns begegnet. Auf Veranlaſſung eines verarmten adelichen Verwandten und unter Mitwirkung einer Piratenbande wird dem abergläubigen Alten das Geſpenſt der ſchwarzen Barke vorgeführt, die demjenigen, der ſie zuerſt erblickt, binnen drei Tagen den Tod verkündet, und wirklich, der erſchreckte Alte wird ſo zum Tode befördert, — erſter Mord. Eine arme, aber ſtolze Schöne, Olympie, die nichts als Seide und Carroſſen träumt, heirathet einen armen Jungen, Cartahut's Liebling und Pflegeſohn, beſtimmt durch die allgemeine Meinung, er ſei deſſen Millionenerbe. Dem jungen Manne geht es ſchlecht; da der Alte ihn zu ſeinem getreuen Teſtamentsvollſtrecker wählt, wollen ihn einige verſchworene Dirnen durch den Sturz über eine Klippe ins Meer umbringen; da es aber gewohnterweiſe ohne eine officielle Reihe von Wundern nicht abgehen darf, rettet er ſich durch unbegreifliche Kraftanſtrengung. Doch iſt er gleichwol verloren: ſeine liebende Gattin, von Anfang an das raffinirte Haupt der Bande, der an Schlauheit und trotziger Kraft kein Mann gleichkommt, hat unterdeß erfahren, daß ihr Mann ſo arm ſei als vorher, und beſchließt kurzweg ſeinen Tod; er wird aufs Meer gelockt und mit einem zweiten unbequem gewordenen Bewerber um Olympie's Gunſt umgebracht, und beiläufig kommen bei dieſem Anlaß auch noch einige andere Perſonen um — alſo x Morde. Olympie ſchenkt nun kurz angebunden einem Verwandten Cartahut's, dem Vicomte Gonidec, den ſie vor kurzem als untreuen Jugend-

Digitized by Google

liebhaber kennen lernte und noch letzthin durch einen Neufundländerhund bearbeiten ließ, ihre schöne Hand und — ihr reines Herz, d. h. es tritt die Hauptmillionenfirma Gonibec-Olympie auf den Plan, und nun erst stehen wir mitten in der blühenden Intrigue und müssen die furchtbare Olympie, welche die hunderterlei Fäden in kecker Hand hält und leitet, bewundern.

Wir gehen nicht weiter; der Leser mag seine Phantasie in allen dunkelgrau melirten Farben spielen lassen, um sich den Verlauf der ganzen Geschichte auszumalen; nicht denken allerdings kann er sich die unglaubliche Masse von Ueberraschungen, durchaus unvorhergesehenen Combinationen und Gewaltstreichen, in welchen die unbändig losgelassene Phantasie du Terrail's ihn auf ihrem wilden Ritte herumballotirt, gerade so wie sie ihn ohne alles Bedenken mit Telegrapheneile von Paris nach London jagt. Wir müßten diese keinen Moment rastende und keine Secunde um einen andern Trumpf verlegene Einbildung bewundern, wäre sie nicht zu unkünstlerisch und zu ungesetzlich, gelänge ihm nur ein einziges mal eine, wir wollen bei weitem nicht sagen harmonische, aber auch nur eine annehmbar natürliche Gruppe von Gestalten zu schaffen, die ein anderes als vampyrartiges mitternächtiges Leben führen. So aber können wir den befremdenden Vielschreiber nur wie ein seltsames Phänomen anstaunen. Seine Liebenswürdigkeiten erinnern uns immer an die Wölfe, welche aus russischem Winterschnee die Leichen herausscharren.

Der Stil, immer und überall der gleiche, ist gründlich-gezeichnet durch die französische Benennung saccadé, durch die deutsche zerhackt; lauter hastig abgezerrte kleine Ritzchen, die noch dadurch wilder abgerissen werden, daß alle zwei, höchstens alle drei oder vier Zeilen eine neue Linie ansetzt. Das Ideal dieses Feuilletonstils, der nach dem Zeilenhonorar abgerechnet scheint und jedenfalls kein höheres Gesetz anerkennt, wäre das von einzelnen dieser Herren nahezu erreichte, daß er in lauter Apostrophen und Ausrufen, Oh und Eh, Gedankenstrichen und Fragezeichen vorschritte; auf drei Linien Text regelmäßig eine Linie Punkte. Sieben Achtel des Inhalts bestehen aus Dialogen, die alle intriguanten Verabredungen zwischen den verschiedenen Personen vorführen. Etwas Derartiges von Stil haben wir noch nie bei einem deutschen Autor gefunden.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Adels, besonders in Deutschland.

Von

Arthur Kleinschmidt.

II.

Haben wir die bunte Mischung der Adelsfamilien des alten Reiches beobachtet, so darf es uns natürlich nicht wundernehmen, eine noch farbenreichere Mannichfaltigkeit unter dem Adel zu finden, der des Zusatzes „Reiches" entbehrt. Geht ja doch durch unsere Zeit ein ausgesprochen demokratischer Zug, was wol niemand von dem heiligen Feudalreiche sagen kann. Betrachten wir auch hier zuerst die Fürsten, sodann die Grafen, Barone und Adelichen.

Ueber die neuen Fürsten will ich nur Eins sagen — ihr Ruhm datirt vom Schlachtfelde oder von diplomatischen Siegen; zu den erstern gehört Blücher, zu den letztern Bismarck; über solche Koryphäen ist jedes weitere Wort unnöthig.

Die Grafen zerfallen in verschiedene Unterabtheilungen. Auch unter ihnen sind mehrere, die sich einer rechtmäßigen königlichen Herkunft rühmen. Die Grafen Rothkirch-Panthen und Rothkirch-Trach werden hergeleitet von den Grafen von Tauer, Herzogen von Meran, aus dem Königshause der Langobarden. Im Jahre 1241 in der furchtbaren Mongolenschlacht bei Liegnitz sind, so geht die Sage, 34 Rothkirche geblieben; nur ein Sprosse, der in der Wiege lag, überlebte den Untergang des Geschlechts und wurde der Ahnherr der spätern Rothkirche. Die Fabel hat unleugbar viel Aehnlichkeit mit der Bodmann'schen. Zwei polnische Familien leiten sich von dem Blute der alten Herrscher Polens her, die Grafen Bakowski und Radolin-Radoliński. Erstere nennen als Stammvater den Herzog Jaxa von Serbien, einen Sohn des Polenfürsten Leszek, und behaupten, ihre Altvordern hätten jahrhundertelang Serbien und sogar Pommern beherrscht, was freilich höchst unglaublich ist. Da Joseph II. 1782 Matthäus Bakowski grafte, erkannte er die Abstammung von Herzog Jaxa an. Die Grafen Radolin-Radoliński stammen aus dem Hause Leszczyc, sind somit Nachkommen des ersten Beherrschers Polens, Lech, und eines der vornehmsten Geschlechter. Verwandt mit dem Königshause von Portugal sollen die Grafen von Oriola sein, die dem Hause Lobo da Silveira entstammen.

Eins der mächtigsten Geschlechter Pommerns war das noch blühende der Borck (Borcke), wendischer Abstammung; es leitet sich her aus dem pommerschen Herzogshause etwa um 800 und rivalisirte fortwährend mit den Herzogen an Macht und Ansehen. Im Jahre 1740 kam der preußische Grafenstand in die Familie. Die 1786 von Preußen gegraften Kalnein sollen sich, wie der „Neue Nekrolog der Deutschen" im

Digitized by Google

Jahrgange 1843 behauptet, der Abstammung von dem letzten heidnischen Könige der Preußen, Waidewuth, rühmen, der sich selbst verbrannt habe.

Eine uralte Familie war die der Grafen Bucelini; ihr Stammsitz soll Richemont bei Metz gewesen sein; Aurelian von Richemont soll 484 von König Chlodwig das Schloß Melun als Herzogthum erhalten haben; seinen Enkel Bucelini I. machten die Genealogen zum „Generalfeldmarschall" Seiner austrasischen Majestät Theodebert I. König Clotar soll den Bucelini alles genommen haben. Das in Deutschland, Italien, Frankreich und Flandern verbreitete Geschlecht, seit 1683 von Oesterreich gegraft, erlosch am Anfange unsers Jahrhunderts.

Auch unter den Grafenhäusern sind manche, die interessante Sagen haben. Die Grafen von Gellhorn sollten ihren Namen vom Gellen eines Jagdhorns (ihr Stammwappen) haben; sie starben aus, wann ist unbekannt; lange erzählte sich der schlesische Bauer von einem Zweikampfe zwischen Brüdern. Eine adeliche Familie von Gellhorn existirt noch. Das 1751 gegrafte Geschlecht Harbuval und Chamaré soll ursprünglich Harbuval geheißen, von einem Sprossen aber, der im chamarirten Waffenrocke bei der Belagerung von Tauris 1555 zuerst den Wall erstiegen, Chamaré genannt worden sein. Die Grafen von Posadowski-Wehner (preußische Grafen 1743) stammen aus dem erlauchten polnischen Grafengeschlechte Skarbie (Scarbei); ihr Ahnherr, ein muthiger Soldat Skubow, soll zur Zeit des Polenfürsten Cracus einen Drachen dadurch getödtet haben, daß er ein mit Feuer und Schwefel gefülltes Kalbfell auf ihn warf. Einer seiner Nachkommen war Gesandter des Polenkönigs bei Heinrich V. und dieser zeigte ihm — er hieß Johann Skarbka von Gora — seinen großen Schatz und sprach, stolz auf das Gold und Silber deutend: „Dieser nervus rerum agendarum soll euch Polen schon zu Paaren treiben". Der Pole aber warf lächelnd seinen goldenen Ring zu dem Haufen Goldes, mit den Worten: „Jungatur aurum auro", worauf Heinrich V. „Hab' Dank" erwiderte. Dies die Sage, um den Namen Habdank zu erklären, an dessen Stelle mit der Zeit Posadowski von einem Gute Posadowa trat.

Die Grafen von Schlabrendorf, 1772 von Preußen creirt, erklären ihren Namen theils als Zusammensetzung aus „schlan" (schlagen) und „bren" (brennen), theils leiten sie ihn von „Schlabern", Dornen an den Hagedörnern, her, theils von „schlau" und „brav". Da aber das alte Geschlecht einen Ahnherrn Slabre annimmt, so ist ja die Herleitung des Namens die leichteste von der Welt, zumal wenn seine Ansiedelung Slabrendorf geheißen hat. Der Name der Grafen Uetterodt zum Scharffenberg wird hergeleitet von einem Thüringer Edeln, Uto, der zuerst den Wald gerodet habe. Einer Erfindung verdanken die 1687 gegraften Gozze ihren Namen — sie wollen abstammen von den illyrischen Königen und Oberknesen und früher Pecorario geheißen haben; da aber Marinus Pecorario zur Zeit der Kreuzzüge eine Art Sturmwagen, Cocko, erfand, so erhielt er diesen Namen, aus dem nach und nach Gozze wurde. Der Stammvater der Familie Danckelman soll einem Kaiser das Leben gerettet und dafür mit den Worten: „Danke Mann!" den Ritterschlag empfangen haben. Das Geschlecht erwarb großen Glanz durch Eberhard Danckelman, den berühmten brandenburgischen Premierminister, und seine sechs Brüder, die sämmtlich hohe Würden bekleideten und wegen der Siebenzahl die Plejaden genannt wurden. Kaiser Leopold I. erhob sie 1695 zu Reichsfreiherren, da Eberhard den Grafenstand für sich allein nicht annahm. Im Jahre 1798 wurde das Haus von Preußen gegraft.

Eine Adelsfamilie erwarb sich außerhalb Deutschlands den Fürstenrang: die Grafen Wilding von Königsbrück, vom Könige von Sachsen 1851 creirt. Aus diesem vorher unadelichen Geschlechte war einer durch Heirath mit einer sicilischen Erbin Principe Butera de Radali in Sicilien 1822 geworden und dieser Titel ist dem Familienchef verblieben.

Digitized by Google

Einige Familien führten früher andere Namen und vertauschten sie mit der Zeit. Die 1768 in den Reichsadelstand erhobenen Cancrin, seit 1825 russische Grafen, hießen früher Krebs und latinisirten der Mode folgend diesen Namen. Dem entgegen verdeutschten die im 17. Jahrhundert geadelten Prätorius, welche im Wappen einen Prätor auf dem Richterstuhle führen, ihren Namen in Richthofen, und wurden 1847 preußische Grafen. Unter den Regierungen Murat's und des Königs Hieronymus von Westfalen wurden viele neue Grafen creirt. Agar wurde für die Einführung der französischen Verwaltung in Murat's Staaten Graf von Moosburg, der westfälische Minister Malchus Graf von Marienrode, der westfälische Minister Le Camus Graf von Fürstenstein u. s. w. Auch in den deutschen Staaten kamen eine Reihe neuer Grafengeschlechter auf, besonders während der großen deutsch-französischen Kriege — ich nenne hier die unsterblichen Namen Gneisenau, Bülow von Dennewitz, York von Wartenburg, Tauentzien von Wittenberg, Kleist von Nollendorf, Roon und Moltke, die dem deutschen Volke ewig theuer sein werden.

Von ganz geringer Herkunft sind manche Familien bis zur Grafenkrone emporgestiegen, von denen ich einige anführen möchte, nachdem ich an jenen berühmten dänischen Premierminister Peter Schumacher erinnert habe, der Graf von Greifenfeld (Griffenfeld) wurde und dann, von der Höhe des Glücks in einen Kerker geschleudert, endete, nachdem er denselben kaum verlassen hatte. Karl Dillenius war Stallknecht des Herzogs Friedrich II. von Würtemberg, spätern Königs Friedrich I. Derselbe fand Gefallen an ihm, machte ihn zum Bereiter und dann zum Stallmeister. Unter die Soldaten gehend, wurde Dillenius 1799 mit dem Namen Dillen von Kaiser Franz II. geadelt, welchen Rang Würtemberg 1806 auch seinen beiden Brüdern, Lieutenants, verlieh. Dillen erwarb mehrere Rittergüter, wurde 1810 würtembergischer Freiherr und 1811 Graf; er starb 1841 als königlicher Generallieutenant, Generaladjutant und Oberstthofmeister der Königin-Witwe. Die beiden Standeserhöhungen nahm der König am allerhöchsten Geburtsfeste vor — so lieb war ihm Dillen. Geschah dies in Würtemberg, so bieten die reichen englischen Grafen Mulgrave das Pendant. Im Jahre 1687 ließ sich ihr Ahnherr, William Philipp Mulgrave, ein amerikanischer Schmiedsohn, in einer auf Subscription angefertigten Taucherglocke in das Meer nieder; nachdem er lange drunten umhergesucht, kam er mit 200000 Pfd. St. wieder herauf und vertheilte sie bis auf 20000 Pfd., die er für sich behielt, unter die Actionäre, gemäß dem Vertrage. Der König ertheilte Mulgrave den Ritterschlag und seine Nachkommen wurden Grafen. Auch einer gräflichen Bankiersfamilie will ich Erwähnung thun: 1818 erlangte der reiche moldauer Bankier Petrowitz-Armis den österreichischen Grafenrang. Von Kaufleuten gehören in diese Abtheilung Schimmelmann und Pourtalès. Der Pommer Heinrich Karl Schimmelmann, Sohn eines unbedeutenden Kaufmanns in Demmin, lernte erst bei diesem, machte später als preußischer Lieferant großen Gewinn, wendete sich nach Dresden, wo er die Generalaccise pachtete und dadurch solche Summen einstrich, daß er im Siebenjährigen Kriege das Getreide an das preußische Heer liefern konnte. Hierbei gewann er wiederum große Summen; dann siedelte er 1760 nach Hamburg über, erkaufte schöne Besitzungen in Holstein und Jütland und trat in finanzielle Beziehungen zu der dänischen Regierung, an deren Finanzoperationen er sich betheiligte. Er wurde dänischer Geheimrath und 1769 Schatzmeister, außerdem Mitglied der Obersteuerdirection, Generalintendant des Commerzes und außerordentlicher Abgesandter am niedersächsischen Kreise, und erhielt 16. Nov. 1773 den höchsten Orden Dänemarks, das blaue Band des Elefanten. Im Jahre 1762 wurde Schimmelmann Freiherr und 1779 Graf. Sterbend hinterließ er 1782 seinen Kindern, welche die höchsten Aemter Dänemarks bekleideten, über 8 Millionen. Jeremias Pourtalès, ein Kaufmann in Neufchâtel, erlangte 1750 den preußischen Adel; seine an Grundbesitz reichen Nachkommen wurden 1815 von Friedrich Wilhelm III. gegraft. Von einem

Digitized by Google

kaiserlich königlichen 1621 geadelten Kammerdiener stammten die, 1721 zu böhmischen Grafen erhobenen, aber schon 1722 erloschenen Mikosch ab.

Den so rasch emporgestiegenen Grafen Schimmelmann, Pourtalès, Petrowitz-Armis und andern will ich zwei Familien Luxemburgs entgegenstellen, um die Wandelbarkeit irdischer Güter zu zeigen. Die Grafen de la Cartel in Luxemburg sind ganz heruntergekommen; der eine war Förster eines Bürgerlichen und wanderte endlich, des Hohnes der andern Diener müde, nach Amerika aus; ein anderer hütete bei Vianden die Schweine. Ebenso entsetzlich ist die Lage der Grafen von Falkenstein, die auch bei Vianden leben. Die alte Gräfin trägt sich wie alle Dorffrauen; ihre jüngste bildschöne Tochter geht hinter dem Pfluge her, die andere ist Witwe eines Fuhrmanns, die zwei Söhne aber sind arme Tagelöhner — Kaiser Wilhelm bot ihnen, voll Mitleid für die desperate Lage des gräflichen Hauses, an, sie in der deutschen Armee zu placiren — sie schlugen das Anerbieten aus, was in solchen Verhältnissen unbegreiflich ist. Und diese Geschlechter waren einst Herren auf dem Boden, den sie jetzt für reiche Bauern und Bürger umackern müssen!

Ueber 20 gräfliche Familien sind durch morganatische und unebenbürtige Ehen entstanden; betrachten wir sie in Kürze. Fünf fallen in das Haus Hohenzollern und zwar drei in die königliche, zwei in die fürstliche Linie.

König Friedrich Wilhelm II. von Preußen erzeugte in morganatischer Ehe zur linken Hand mit der Schwester des Staatsministers von Voß den Grafen Ingenheim, und mit der Gräfin Dönhoff den Grafen von Brandenburg, Ministerpräsidenten des Jahres 1848, und die Gräfin Brandenburg, nachmals Herzogin von Anhalt-Köthen. Der jüngstverstorbene Prinz Albrecht von Preußen vermählte sich, sobald der König Friedrich Wilhelm IV. seine Scheidung von der Prinzessin der Niederlande bestätigt hatte, 1853 mit der Tochter des preußischen Generals von Rauch, die sammt den Kindern den gräflichen Namen Hohenau empfing. Als sich Fürst Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen, der letzte seines Zweiges, 1850 mit der Freiin Schenk von Geyern in morganatischer Ehe verband, verlieh der König von Preußen ihr und ihren Kindern den preußischen Grafenstand mit dem Namen Rothenburg. Ganz verschieden ist die zweite hohenzollernsche Heirath, die dem Zweige Sigmaringen angehört; es war dies eine Ehe zur rechten Hand. Franz Xaver Fischler, früher Hofmeister der Grafen von Kesselstatt, kam an den sigmaringer Hof als Erzieher des Erbprinzen Karl Anton; dessen Tante, Prinzessin Crescentia von Sigmaringen, verliebte sich in den Hofmeister und heirathete ihn; der Fürst machte nun den neuen Schwager 1810 zum Freiherrn Fischler von Treuberg, während der König von Sachsen ihm 1817 den Grafenstand verlieh. Er wurde überdies sachsen-koburgischer Geheimrath und erlangte fünf Herrschaften; Fischler starb 1835. Sein Sohn heirathete 1843 die anerkannte Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien von der Marquise de Santos, die Herzogin von Goyaz. Auch Oesterreich ist in dieser Gruppe vertreten, indem die Gemahlin des Erzherzogs Heinrich vom Könige von Baiern 1870 den Titel „Gräfin von Waideck" empfing. Dänemark stellte zwei neue Grafennamen: König Christian IV., der gefeierte „C. IV." der Dänen, heirathete in morganatischer Ehe 1615 die Holsteinerin Munck. Dieser Allianz entsprossen die Grafen von Schleswig-Holstein, die schon 1656 im Mannsstamme wieder erloschen. War Christine Munck eine Dame von guter Familie, so wird dies wol nicht von Luise Christine Rasmussen gesagt werden können, die weder ihre Antecedentien als Ladenmädchen noch als Balletfigurantin zu der Hoffnung berechtigten, 1850 die morganatische Gemahlin des letzten Königs von Dänemark aus dem oldenburger Hause zu werden. Im Jahre 1852 erlangte sie den Grafenrang als Lehnsgräfin Danner und ist, seit 1863 Friedrich's VII. reiche Witwe, am 6. März 1874 in Italien gestorben.

Im Hause Würtemberg sind zu erwähnen die Kinder aus der morganatischen Ehe

Digitized by Google

des Herzogs Alexander mit Gräfin Rhedey von Kis-Rhede, erhoben zur Gräfin von Hohenstein. Die Kinder führten auch lange diesen Namen, doch am 1. Dec. 1863 erhob der König von Würtemberg die beiden ältern mit dem Titel Durchlaucht zum Fürsten und zur Fürstin von Teck; am 16. Febr. 1871 wurde aus dem Fürsten ein Herzog von Teck.

Herzog Heinrich von Würtemberg heirathete 1798 morganatisch unter dem Namen „Graf von Sontheim" Karoline Alexei, eine schlesische Gutsbesitzerstochter. September 1807 ernannte sein Bruder, König Friedrich, sie und ihre Kinder, lauter Töchter, zu Freiinnen von Rottenburg. Da aber die eine Tochter Marie den Fürsten Hohenlohe-Kirchberg, Erb-Reichsmarschall von Würtemberg, zu heirathen im Begriffe stand, wurde sie 1821 von König Wilhelm zur „Gräfin von Urach" erhoben, welchen Namen 1825 auch ihre Mutter und die einzige noch lebende Schwester Alexandrine empfing; letztere heirathete nachher den würtembergischem Major von Arpeau, den Würtemberg deshalb 1830 zum Grafen Arpeau de Gallatin creirte.

Auch Baiern gehört in diese Gruppe: der königliche Feldmarschall Prinz Karl Theodor von Baiern heirathete 1823 in erster morganatischer Ehe eines höhern Offiziers Tochter, Sophie Petin, die am Hochzeitstage von seinem Vater, König Maximilian I. Joseph, zur Freifrau von Bayrstorff erhoben wurde. Name und Wappen wurden einem 1520 erloschenen Geschlechte entnommen. Nachdem die Baronin, allgemein verehrt, 1838 gestorben war, beschenkte des Prinzen Bruder, Ludwig I., die drei Töchter mit dem Grafentitel 1841; dieselben heiratheten in die gräflichen Häuser Drechsel auf Deuffstetten und Almeida und in das Geschlecht der Reichsfreiherren von Gumppenberg. Dem Hause Hessen gehören mehrere dieser Familien an. Kurfürst Wilhelm II. von Hessen-Kassel schloß 1841 eine morganatische Ehe mit der Tochter des Schlossermeisters Ortlöp in Berlin, Emilie, nachdem sie ihm in den Jahren 1813—22 als Maitresse sieben Kinder geschenkt hatte; schon am 10. März 1821 erhob der wenige Tage vorher Kurfürst gewordene Wilhelm II. Maitresse und Kinder zu Grafen und Gräfinnen von Reichenbach-Lessonitz, und der Kaiser von Oesterreich nahm sie 1830 auch unter seine Grafen auf. Die Töchter machten vorzügliche Partien, da der Kurfürst jede mit einer Million bedachte; die Söhne erwarben großen Grundbesitz in Hessen, Nassau, Böhmen und Mähren, und da der eine, Graf Karl Gustav, ein Bürgermädchen aus Mähren heirathete, wurde sie nicht anerkannt; der Graf starb bald danach 1861. Seine Witwe vermählte sich 1871 mit dem Reichsgrafen Saracini von Belfort. Als die alte Gräfin Emilie 1843 verschied, freute sich ganz Hessen, dessen Zuchtruthe sie gewesen; sie hinterließ mehrere Millionen, wovon das meiste in Landgütern angelegt war. Der Kurfürst trieb die Schwäche für sie so weit, daß er ihren Bruder, den Forstmeister Ferdinand Karl Ortlöp, 1828 mit Namen und Wappen einer 1615 ausgegangenen hessischen Adelsfamilie zum „Freiherrn Heyer von Rosenfeld" creirte; 1847 starb der neue Edelmann als Oberforstmeister des Reinhardswaldes und Oberpostmeister zu Kassel auf seinem würtembergischen Gute Oberensingen. Sowol die Reichenbach-Lessonitz als auch die Heyer von Rosenfeld blühten fort. Nach der Gräfin Emilie Tod schloß der weiberfrohe Monarch eine letzte morganatische Ehe mit einer armen Edeldame, der Tochter des Erbkämmerers und kasseler Stadtcommandanten, Baronin Karoline Berlepsch, die Oesterreich 1846 zur Gräfin von Bergen ernannte. Als Wilhelm II. 1847 gestorben war, reichte die einunddreißigjährige Witwe 1851 ihre Hand dem Reichsgrafen Adolf von Hohenthal-Knauthain, königlich sächsischem Wirklichen Geheimrathe und Gesandten in Berlin und Hannover. Obgleich der neue Kurfürst entschieden protestirte, nahm Hohenthal den Namen „Graf von Hohenthal und Bergen" für sich und die Kinder aus dieser Ehe mit königlich sächsischer Erlaubniß 1854 an.

Verlassen wir die Linie Kassel und gehen zu der darmstädtischen über, so finden wir

Digitized by Google

die Gräfinnen von Epstein. Landgraf Ernst Ludwig heirathete 1726 in morganatischer Ehe die verwitwete Reichsgräfin von und zu Freyen-Seiboltsdorff, geborene Reichsfreiin von Spiegel zum Desenberg; sie empfing den Namen Gräfin von Darmstadt, die zwei Töchter aber, die Luise dem Landgrafen gebar, erhob er 1735 zu Gräfinnen von Epstein (Eppstein); mit ihnen erlosch das neue Geschlecht 1779. Endlich ist von der Linie Homburg anzuführen die morganatische Ehe des 1846 verstorbenen Landgrafen Philipp, k. k. Generalfeldmarschallieutenants, Feldzeugmeisters und Generals der Cavalerie, mit der verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig, die zur Gräfin von Naumburg befördert wurde, aber kinderlos vor dem Landgrafen starb.

Das Haus Sachsen-Weimar zeigt uns die morganatische Verbindung des Herzogs Eduard zu Sachsen mit Lady Gordon Lennox, der Tochter des verstorbenen fünften Herzogs von Richmond; sie empfing einige Tage nach ihrer Heirath von dem Großherzoge von Sachsen-Weimar für sich und etwaige Kinder den gräflichen Namen Dornburg. Herzog Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der alte König von Portugal, heirathete 1869 ein Fräulein Hensler zur linken Hand und sie wurde Gräfin von Edla. In dem herzoglichen Hause Nassau sehen wir die Brüder zweier Herzoge morganatische Ehen schließen: Prinz Friedrich, österreichischer General, heirathete 1840 die Witwe Brunold, geborene von Ritter, die der Fürst Reuß-Greiz 1840 zur Gräfin von Tiefenbach erhob, was Oesterreich 1845 anerkannte. Da sie dem Prinzen von Nassau, Bruder des verstorbenen Herzogs Wilhelm, keine Kinder gebar, so erlangte ihre Tochter erster Ehe ebenfalls den Grafenrang. Die zweite morganatische Heirath ist die 1868 vollzogene des Stiefbruders des Herzogs Adolf, Prinzen Nikolaus von Nassau, preußischen Generalmajors à la suite, mit der Tochter des gefeierten russischen Dichters Puschkin, verwitweten Frau von Doubelt, die Nikolaus' Schwager, der Fürst von Waldeck, zur Gräfin von Merenberg ernannte. Das herzogliche, früher fürstliche Haus Anhalt lieferte drei Fälle, die hierher gehören, einen in früherer, die andern in neuerer Zeit. Der Fürst Georg Aribert von Anhalt zu Wörlitz und Radegast heirathete in morganatischer Ehe 1637 die Tochter des dessauer Hofmarschalls von Krosigk aus altadelichem Geschlechte. Die zwei Töchter und der Sohn, welche Johanna Elisabeth ihm geboren, führten anfangs nach ihres Vaters Namen den Titel „von Aribert", doch 1671 nahmen sie mit Genehmigung des Kaisers und des Hauses Anhalt den Namen „Graf und Gräfinnen von Bähringen" an — schon 1677 starb der Sohn unvermählt. Während dies Geschlecht schon in dem Erhöhten wieder erlosch, blüht das andere, welches ebenfalls von der Dynastie Anhalt ausging, in vielen Sprossen. Im Jahre 1790 heirathete nämlich Prinz Friedrich Franz Joseph von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, verstorben 1807 als preußischer Oberstlieutenant und Brigadier, die Tochter des preußischen Oberamtsregierungsraths Westarp zu Brieg; 1796 zwangen ihn seine Agnaten diese Ehe für unebenbürtig zu erklären und für seine Kinder auf fürstlichen Rang und auf Succession zu verzichten, auf Grund des Testaments seines Großvaters von 1752, und als der Prinz 1807 gestorben war, zwang das Haus Anhalt die zwei Söhne, Stand, Namen und Wappen desselben abzulegen. Der König von Preußen aber, der die Mutter 1798 zur geborenen Gräfin von Westarp erhoben hatte, verlieh den Söhnen am 18. April 1811 denselben Grafentitel. Ein drittes morganatischer Verbindung entsprossenes Grafengeschlecht sind die Nachkommen des Prinzen Georg zu Anhalt-Dessau und der Fräulein von Erdmannsdorff, die sammt letzterer 1831 den anhaltischen Grafenrang mit dem Namen „von Reina" erhielten.

Auch dem längsterloschenen schlesischen Herzogshause Liegnitz entsprang eine gräfliche Familie durch morganatische Verbindung, die Herzog Johann Christian zu Brieg und Liegnitz 1626 mit der letzten des alten schlesischen Geschlechtes von Sitsch, Dorothea Sibylla, schloß — sie und die Kinder erhielten den freiherrlichen Namen von Liegnitz,

Digitized by Google

auch wurde der älteste Sohn August 1664 Graf, starb aber ohne Kinder und beschloß sein Haus 1677. Aus dem herzoglichen Hause Leuchtenberg heirathete 1869 Prinz Eugen Fräulein Opotschinin; ihr und etwaigen Kindern wurde der Grafentitel „von Beauharnais" verliehen, doch starb die Dame schon 1870. Der morganatischen Ehe des Großherzogs Ludwig I. von Baden mit Katharina Werner entsproßten die 1872 im Mannsstamme erloschenen reichen Grafen von Langenstein.

Dem fürstlichen und souveränen Geschlechte Waldeck gehören zwei aus morganatischer Ehe hervorgegangene Zweiglan, die Grafen von Waldeck und von Rhoden. Der 1828 verstorbene königlich sächsische Major Prinz Friedrich Ludwig Hubert zu Waldeck und Pyrmont heirathete 1815 Ursula Poll aus Köln, die zur Freifrau von Waldeck erhoben wurde. Ihre Kinder empfingen am 31. Juli 1843 von dem Fürsten Georg zu Waldeck den Grafenrang. Prinz Albrecht, des jetztregierenden Fürsten Vetter, heirathete als preußischer Lieutenant 1864 in nicht ebenbürtiger Ehe Dora Gage, jüngste Tochter des verstorbenen Rev. Robert Gage of Rathlin Island die sammt ihren Kindern 1867 den waldeckischen Grafenrang mit „von Rhoden" empfing. Der allerneuesten Zeit gehört an die morganatische Ehe der Freiin von Beust mit dem Prinzen Karl von Baden, wobei die Freiin für sich und ihre Descendenz den gräflichen Namen „von Rhena" vom Großherzoge von Baden 1871 erhielt. Aus der Familie Schwarzburg-Rudolstadt heirathete Fürst Günther 1861 morganatisch die Tochter des Kreisphysikus Dr. med. Schultzen, die zur Gräfin von Brockenburg erklärt wurde; durch des Fürsten Tod aber 1867 verwitwet, vermählte sie sich jüngst mit einem Professor der Medicin an der Universität Bern.

Von kleinern Häusern will ich noch anführen Hohenlohe und Rietberg. Der letzte 1562 verstorbene Reichsgraf von Rietberg war in zweiter unebenbürtiger Ehe mit Marie von Sinzemann vermählt; ihre Kinder durften sich nur „von Rittberg" nennen, doch wurde das Geschlecht von Preußen, wo es reich begütert war, 1751 gegraft. Dieser vor drei Jahrhunderten geschlossenen morganatischen Ehe stelle ich entgegen die 1856 eingegangene des Prinzen Heinrich zu Hohenlohe-Kirchberg, würtembergischen Gesandten in Petersburg, mit Anna von Landzert, Tochter eines russischen Offiziers — sie erhielt von Würtemberg kurz vor der Vermählung den Namen „Gräfin von Lobenhausen".

Eine sehr große Anzahl gräflicher Häuser verdankt wiederum, wie wir dergleichen auch in den frühern Abtheilungen des Adels gesehen haben, ihren Ursprung dem Leichtsinne der Großen der Erde. Von Geschlechtern aus erloschenen Häusern gehören hierher die folgenden. Von einem der 14 natürlichen Söhne des Herzogs Philipp des Guten von Burgund aus der Dynastie Valois, Balduin von Bourgogne, will das Grafenhaus Falletz (Falais) herrühren, während von Reyner von Gelre, dem Bastard Herzogs Adolf von Geldern, die Grafen von Geldern-Arcen abstammen sollen. Einem natürlichen Sohne Herzogs Johann I. von Brabant, der von seinem Schlosse den Namen annahm, entstammen die Grafen von Dongelberghe.

Absehend von den zahllosen Bastarden der Häuser Stuart und Bourbon, will ich einen Gang durch andere Dynastien Europas thun. In Schweden begegnen uns als illegitime Sprossen der Häuser Wasa und Pfalz die Grafen Wasaburg und Karlsson; erstere sind die Nachkommen des Bischofs von Osnabrück, natürlichen Sohnes des großen Gustav II. Adolf mit der Tochter des Holländers Kabelliau; die Grafen Karlsson aber stammen ab von König Karl X. aus dem Hause Pfalz-Kleeburg und Brigitta Allerts. Reicher ist die Ausbeute in Dänemark. Für natürliche Söhne der Könige des Hauses Oldenburg findet sich wiederholt der Name Gyldenlöw, so für die Söhne Christian's IV. von Kirsten, der Tochter eines Hufschmieds oder Barbiers, und von Karen, einer kopenhagener Bürgerin, sowie von der Kammerjungfer Wibecke Kruse. Hießen diese alle nur

Digitized by Google

Grafen Gyldenlöw, so nahmen andere Bastarde zu dem stehenden Namen Gyldenlöw andere Titel an; die illegitimen Kinder Friedrich's III. und der Margaretha Papen wurden Grafen von Larwigen und Barone, endlich Reichsgrafen von Löwendahl; die Descendenz Christian's V. und der berüchtigten „Jungfer Moth" erhielt den Grafentitel von Daneskjold-Samsoe, die Friedrich's VI. und der Frau Danemandt, einer Matrosentochter, wurde zu Grafen von Danemandt befördert.

Nach Deutschland übergehend, wollen wir mit Preußen als dem größten Staate beginnen. Derselbe Friedrich Wilhelm II., von dem wir in morganatischer Ehe die Grafen Ingenheim und Brandenburg haben ausgehen gesehen, zeugte im Concubinat mit der „Pompadour Preußens", des Waldhornisten Encke Tochter, mehrere Kinder. Zum Schein war sie vermählt worden mit dem Kammerdiener Rietz, der bei des Königs Thronbesteigung 1786 Geheimkämmerer und Tréforier desselben wurde. Durch Diplom vom 28. April 1794 erhob sie ihr Geliebter zur Gräfin von Lichtenau, dann wurde sie gerichtlich von dem Scheingatten Rietz geschieden. Sobald der König 1797 gestorben war, ließ sein ehrenhafter Sohn die Buhlerin verhaften, ihre Güter confisciren, sie selbst mit 4000 Thlrn. Revenu auf die Festung Glogau setzen. Im Jahre 1800 freigegeben, zog die Gräfin nach Breslau und heirathete 1802 in ihrem 50. Jahre den längst von ihr geliebten Theaterdichter und Schauspieler Franz Ignaz von Holbein, der von Friedrich Wilhelm II. geadelt worden war; Holbein verließ sie aber 31. Jan. 1806. Sie wandte sich, gänzlich vergessend, daß sie eine Preußin war, 1809 an Napoleon und bat ihn, Preußen zu bewegen, ihr die confiscirten Güter herauszugeben. Napoleon erfüllte diesen Wunsch, und 1811 dankte sie ihm in Paris persönlich dafür. Am 9. Juni 1820 starb das unglückselige Weib zu Berlin; ihre und des Königs Kinder, die durch Diplom vom 25. Jan. 1786, da Friedrich Wilhelm noch Prinz von Preußen war, von Friedrich dem Großen zum Grafen und zur Gräfin von der Marck erklärt worden waren, ruhten längst im Grabe.

In Baiern stoßen wir auf die Grafen von Baiern und Graisbach und die Gräfinnen von Hohenfels und Landsfeld. Kurfürst Maximilian II. von Baiern hatte zur Maitresse die Gräfin-Witwe von Arco, Fräulein von Louchier; dieselbe gebar ihm den Grafen Emanuel von Baiern, der das Marquisat Villacerf erhielt, Grande von Spanien erster Klasse und französischer Marschall wurde und bei Laffeld 1747 fiel. Zu Gemahlinnen hatte er erstens eine vornehme Französin der Noblesse de Robe, Fräulein von Pontchartrain, dann eine natürliche Tochter seines Stiefbruders, des deutschen Kaisers Albrecht VII., Gräfin von Hohenfels. Mit ihm erloschen die Grafen von Baiern, mit ihr die von Hohenfels. Einer der natürlichen Söhne des Herzogs von Baiern-Ingolstadt, Ludwig's mit dem Barte, dem wir später noch begegnen werden, Stephan mit der Hafte, erhielt den Titel eines Grafen von Graisbach. Die Geliebte des romantischen Königs Ludwig I. von Baiern, Lola Montez, allgemein bekannt als Abenteurerin, erhielt von ihm am 14. Aug. 1847 durch Diplom den Titel einer Gräfin von Landsfeld; 1848 mußte sie Baiern verlassen und Ludwig abdanken. Nachdem sie mehrere Männer unglücklich gemacht hatte, starb Lola, in deren Adern spanisches und irisches Blut tobte, im Krankenhause Astoria zu Neuyork auf elendem Lager 1861. Zwei andere Zweige des Hauses Wittelsbach sind in dieser Gruppe ebenfalls vertreten. Schon früher habe ich von jenem Schlemmer, dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern, gesprochen; durch eine weitere Liaison aber gehört er auch hierher. Karl Theodor hatte zur Geliebten die Freiin Schenk von Castell — sie war zwar vermählt mit dem 1792 gegrafften Reichsfreiherrn von Bettschart, aber Karl Theodor verfolgte sie so lange, bis er sie erobert hatte. Sie gebar ihm eine Tochter, die der Kurfürst 1790 anerkannte und zur Gräfin von Warenberg ernannte, die aber 1797 starb, worauf ihr Vermögen, 300000 Fl., ihrem Stiefbruder,

Digitized by Google

dem Fürsten Bretzenheim, zufielen. Außer diesem Falle in der Linie Sulzbach ist einer in der zweibrückenschen, heute königlichen, noch zu erwähnen. Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken, Vater des ersten Königs von Baiern, hatte 1767 einen natürlichen Sohn gezeugt; er legitimirte ihn 1813 als Baron von Schönfeld und ernannte ihn 1817, mit Beilegung des Namens und Wappens der erloschenen Familie von Otting, zum Grafen von Otting und Fünfstetten; Friedrich Karl Stephan starb 1834 als bairischer Generallieutenant, Generaladjutant und Kämmerer und als Besitzer mehrerer Herrschaften, zahlreiche Kinder hinterlassend.

Auch in dieser Adelsbranche ist das Haus Wettin vertreten und zwar durch die Kurlinie, die zugleich die polnische Krone trug. August's des Starken Concubine, Gräfin von Königsmark, spätere Fürstin-Aebtissin von Quedlinburg, gebar ihm den berühmten französischen Marschall Grafen Moritz von Sachsen, der 1750 auf seinem Schlosse Chambord starb; eine andere, die Tochter seiner Maitresse Henriette Renard und selbst seine Buhlerin, erhielt den Namen einer Gräfin Orselska und heirathete 1730 den Herzog von Holstein-Beck, der sich jedoch nach drei Jahren schon von ihr schied. Eine dritte Favoritin, die Circassierin Fatime, zum Scheine verheirathet an den Kammerdiener Spiegel und deshalb als Frau von Spiegel bekannt, gebar August den Grafen Rutowski, nachmaligen Generalfeldmarschall Sachsens, und die Gräfin Rutowska, die sich glänzend verheirathete.

Von dem in Schiller's Lebensgang so entscheidend eingreifenden Stifter der Karlsschule, Herzog Karl Eugen von Würtemberg, der ein ganzes Serail schöner Frauen besaß, stammten ab zwei Söhne und eine Tochter, die den Namen von Franquemont annahmen; die Tochter heirathete einen Baron Lützow; der eine Sohn starb als Freiherr und würtembergischer Oberst kinderlos, der andere hingegen, Friedrich, geboren 1770, wurde am 27. Mai 1813 von König Friedrich zum Grafen von Franquemont erhoben, stieg empor zum würtembergischen Generalfeldzeugmeister, General der Infanterie, Staats- und Kriegsminister, Geheimrathe, lebenslänglichem Mitgliede der Ersten Kammer, starb aber ebenfalls ohne Nachkommen 1842. Ein natürlicher Sohn des wieder katholisch gewordenen Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, letzten Bruders des obigen Regenten, war Johann Georg, den König Friedrich I., sein Stiefbruder, schon 1807 zum Grafen von Sontheim erklärte, zum Generallieutenant und Staatsminister sowie zum Mitgliede der Ersten Kammer auf Lebenszeit ernannte; Sontheim starb 1860, sein Geschlecht überlebte ihn, erlosch aber im Mannsstamme am 25. April 1873.

Auch das Haus Hessen gehört in diese Kategorie. Kurfürst Wilhelm I., mit dem wir uns bereits beschäftigten, hatte unter andern auch eine Freiin von Schlotheim aus uraltem Adel zur Geliebten. Die hessische Nobilität suchte eine Ehre darin, ihr angestammtes Herrscherhaus mit Favoritinnen aus ihren Reihen zu versorgen, damit nicht bürgerliche Familien die fürstliche Gunst ihnen entwendeten, indem sie die Geliebten stellten. In dieser Absicht wurde dem damaligen Landgrafen Wilhelm IX. Karoline von Schlotheim gegeben, die sammt den 18 Kindern, die sie ihm gebar, den Namen der 1808 erloschenen Hessensteine erhielt und 16. Mai 1811 von Oesterreich den Grafentitel von Hessenstein erlangte. Gräfin Hessenstein ist eine seltene Erscheinung unter den fürstlichen Maitressen, denn sie war im ganzen Hessenlande geliebt und geachtet. Im Testament vermachte ihr der Kurfürst 20000 Thlr. und ihren Kindern die doppelte Summe; sie verstarb 1847 in demselben Jahre wie der Nachfolger ihres Anbeters.

Aus dem darmstädtischen Zweige ist zu bemerken, daß Landgraf Ludwig IX. 1775 zu Pirmasens, wo er die langen Kerle drillte, Jungfer Testar aus Paris zur Gräfin von Lemberg und 1778 die Pariserin Simon zur Gräfin von Bickenbach erhob; erstere heirathete einen Hrn. Bruer, letztere den Hofchirurgen Fels in Darmstadt — selbstver-

Digitized by Google

ständlich verdankten beide die neunzackige Krone der Zeit, da sie Ludwig's Liebe erweckt hatten. Auf gleiche Weise entsprangen dem Hause Anhalt-Dessau die Grafen von Walbersee; ihr Ahnherr war der erste Herzog zu Dessau, Leopold III. Friedrich Franz, und ihre Stammmutter, seine Concubine, Frau von Neitzschütz (Neidschütz), geborene Hoffmeyer. Der aus dieser Verbindung hervorgehende Franz Johann Georg erhielt 1786 von Preußen den Titel eines Grafen von Walbersee, heirathete eine Reichsgräfin von Anhalt und starb als Oberhofmeister zu Dessau 1823. Endlich nenne ich noch als aus kleinen Häusern hervorgegangen die Grafen Renneberg, Arensberg, und Mihlendorf von Manteufel. Fürst Friedrich III. von Salm-Kyrburg, der 1794 zu Paris unter der Guillotine fiel, hatte einen natürlichen Sohn, den auf sein Ansuchen Kurpfalz 1788 legitimirte; von einer salmischen Herrschaft empfing er den Namen „Graf von Renneberg". Der 1749 verstorbene sächsisch-polnische Geh. Cabinetsminister Graf Manteuffel hatte von Fräulein Mihlendorf einen Bastard, den er zum Freiherrn von Manteuffel 1742 erheben ließ und adoptirte, und dessen Nachkommen 1790 zu Grafen Manteufel oder Mihlendorf von Manteufel erklärt wurden, doch bedienen sie sich nur des Freiherrntitels von Manteuffel. Der Kurfürst, Erzbischof von Köln, Reichsgraf Maximilian Friedrich zu Königsegg-Rothenfels, hatte zum natürlichen Sohne Ludwig Maximilian Ferdinand, den er als seinen Kämmerer zum Grafen Arensberg ernannte, der aber 1772 ohne männliche Erben auf dem Asperg starb.

So haben wir denn den Rundgang durch die verschiedenen Gattungen der Grafengeschlechter beendet, haben die sich zum Theil diametral entgegenstehenden Verhältnisse derselben berührt und gehen nun zu einer weitern Hauptklasse des Adels, zu den Freiherren, über.

Unter der großen Anzahl deutscher Freiherren finden sich nur wenige, die auf dem rechtmäßigen Wege, d. h. durch ebenbürtige Ehe, aus königlichen und fürstlichen Häusern hervorgingen. So rühmten sich die Ende des vorigen Jahrhunderts erloschenen Freiherren von Beveren dem Königshause der Franken entstammt zu sein; so leiten die 1801 von Oesterreich baronisirten Skal- und Groß-Ellguth sich her von Wilhelm, letztem Fürsten von Verona aus dem Hause der alten Grafen von Burghaus in Baiern und Schala in Oesterreich; sie wären also Verwandte der berühmten Scaliger in Verona und des Hauses Wittelsbach, dem die Reichsgrafen von Burghausen angehört haben sollen, wie ich früher erwähnte. Die 1516 ausgestorbenen Freiherren von Weinsberg hingegen erklärten sich zu Descendenten der Herzoge zu Spoleto. Waren die Weinsberg und Skal italienischer Herkunft, so stand die Wiege der Freiherren Beaulieu-Marconnay auf dem Boden Frankreichs; sie zweigten ab von den alten souveränen Grafen von Blois, indem Renaud von Blois, Graf de la Marche, um 989 letztere seinem jüngern Sohne übergeben haben soll — dieser sei nun von der Marche donnée Marchedonnay genannt worden, woraus später der Name Marconnay geworden sei. Nach Kneschke stieg ein Marconnay bis zum Schwiegersohne Johann's II. von Frankreich empor und wurde somit Schwager des großen Königs Karl V. des Weisen, Herzogs Philipp des Kühnen von Burgund und des Königs Ludwig I. von Neapel. Guicheux de la Marchedonnay heirathete nämlich 1352 deren Schwester Eleonore und fiel an der Seite seines Schwiegervaters 1356 bei Poitiers.

Römischer Herkunft wollen die Freiherren von Lentulus, Lupin, Gusstich und Palaus sein. Die Gusstich nennen als Ausgangspunkt ihres Geschlechts den römischen Consul Manlius Torquatus; mit welchem Rechte, möge dahingestellt bleiben; sie scheinen ein Zweig des alten Grafenhauses von Corbau und Licca zu sein. Datiren sich die Gusstich zurück bis in das 4. Jahrhundert vor Christi Geburt, so wollen die Lentulus, nicht viel bescheidener, der römischen Familie dieses Namens, einem Zweige der Gens Cor-

Digitized by Google

nelia, entstammen, die Rom einst manchen bekannten Mann gegeben hat; der Name Lentulus selbst soll den Linsen (Lens) seinen Ursprung verdanken, deren Cultur Servius Cornelius befördert habe, weshalb er Lentulus genannt worden sei. Hieran erinnern die Linsen im freiherrlichen Wappen. Auch die 1829 von Baiern baronisirten Lupin geben sich eine römische Abstammung; doch scheinen sie mir keinen bestimmten Consul oder dergleichen als Ahnherrn anzugeben und können doch nicht wohl von der Wölfin des Romulus hergeleitet werden. Ebenso erwähnen die Freiherren von Palans, Campan und Razöz nicht, welcher Gens ihr Stammvater Balla, der mit dem heiligen Vigilius aus Rom nach Tirol ausgewandert sein soll, angehört habe. Irland scheint die Heimat der Freiherren von Herbert zu sein; sie und die Barone Herbert-Rathkeal leiten sich ab von den alten Grafen von Pembroke und Montgomery in Irland, welche Insel ihr Ahne, vor Cromwell flüchtend, verlassen habe. Als wendisches Geschlecht treten uns entgegen die Freiherren von Wendt; sie wollen von wendischem Stamme sein und daher Wendt heißen.

Ein höchst seltsames Privilegium hatten die Familien von Pottendorf und Mordax: solange der Herzog von Kärnten auf dem Fürstensteine saß und sich huldigen ließ, durften sie sengen und brennen, wo immer es ihnen gefiel. Dies Recht stand zuerst den Herren von Pottendorf zu; als diese aber im 16. Jahrhundert erloschen, kam es an die Freiherren von Mordax, deren Geschlecht in unserm Jahrhundert ausging. Von ihrer frühern Stellung hat eine andere Familie, die der Unterrichter Freiherren von Rechtenthal, den Namen; sie bekleidete nämlich zu Kaltern in der fürstbischöflich trientischen Grafschaft Bozen viele Jahrhunderte das Amt eines Subgastalden oder Unterrichters und nahm im 15. Jahrhundert den Namen Unterrichter an.

Von Familiensagen will ich nur einige anführen. Die Freiherren von Ketelhodt leiten diesen Namen her von dem Kesselhute ihres Stammvaters Bredeber, von dem es heißt: „Strenuus miles dictus Ketelhoot, quia galea, quam capiti imponebat, erat instar late rotundi aheni.“ Allgemein bekannt durch die fabelhaften Abenteuer eines Sprossen ist der Name der Münchhausen; die Entstehung dieses Wortes aber kennen wol nicht alle. Das Geschlecht Hausen war ausgestorben bis auf einen Mönch im Kloster Loccum; dieser erhielt darum vom Papste die Erlaubniß, sich zu verheirathen, und erzeugte Heino, den man, des frühern Klosterlebens des Vaters wegen, Münchhausen zu nennen pflegte. An ihn erinnert auch der cistercienser Mönch des freiherrlichen Wappens. Zu einer komischen Verwechselung gab Anlaß, daß der letzte eines Zweiges der Teuffel von Pirkensee, Hans Teuffel zu Nürnberg, (1451) mit seiner Mutter im Kloster Ebrach begraben wurde — es entstand nämlich die Sage, zu Ebrach sei der Teufel mit seiner Mutter begraben, welche in Chroniken oft wiederkehrt. Die badische Linie der Teuffel wurde später baronisirt. Von einem römischen Soldaten, der bei der Truppe war, die unter der Fahne mit dem Drachen gestanden, leiten sich die Freiherren von Trach her — wahrlich eine weit hergeholte Interpretation. Die 1866 im Mannsstamme erloschenen Freiherren von Troyff wollen früher Troyffow geheißen haben — ihr Ahnherr Hans, so sagen sie, habe im 12. Jahrhundert auf der Jagd dem Markgrafen Otto dem Reichen von Meißen das Leben gerettet, als diesen ein weißer Edelhirsch anrennen wollte; hierauf habe er den Ritterschlag, den Beinamen Weiserling und den silbernen Hirsch im Wappen erhalten. Das uralte Freiherrngeschlecht Witzleben behauptet, 450 nach Christus von Attila unterworfen worden zu sein; seine Führer aber, Wito, Wizo u. s. w. hätten Ländereien erhalten und von der Anlage fester Wohnsitze sei das Wort „leben“ zu verstehen — dies soll die Erklärung von Witzleben sein.

Nicht übergehen darf ich ein Freiherrenhaus wegen der ungewöhnlichen Schicksale eines Gliedes, das 1811 erloschene der Neuhoff zu Neuhoff. Theodor Anton, Baron von Neuhoff, wurde 1736 König von Corsica und am 6. Juli feierlich mit einer Krone von wildem Lor-

Digitized by Google

ber gekrönt; er ließ Münzen schlagen und stiftete am 16. Sept. 1736 den Ritterorden der Erlösung. Doch Theodor konnte sich nicht lange halten, schiffte sich 1749 nach England ein, wurde dort von seinem Lieferanten Schulden halber gesetzt und erst 1756, nachdem durch Sammlungen seitens der englischen Minister die Gläubiger befriedigt worden, freigegeben. König Theodor verstarb zu London schon im gleichen Jahre und sein Grabstein sagt: „Das Glück gab ihm ein Königreich und versagte ihm im Alter das Brot!" Eine eigenthümliche Sage hatten die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erloschenen Freiherren von Woitmole; von ihnen erzählen alte Chroniſten, 1081 habe eine Dame des Hauses neun Kinder auf einmal geboren, jedenfalls ein Unicum von Fruchtbarkeit. Aus der Familie des Stifters der Mennoniten, Menno Simonis, stammte der einst hochberühmte Ingenieur Menno Cöhorn, der ganz entgegen den kriegsfeindlichen Tendenzen der Sekte, das Waffenhandwerk adoptirte und holländischer General wurde; als Freiherr starb er 1704. Ob sein 1732 als holländischer Oberst verblichener Sohn Kinder hinterlassen, ist unbekannt. Türkischen Blutes waren die Czungenberg. Ein vornehmer Muselman, Commandant von Ofen, mußte 1686 die Festung den Kaiserlichen übergeben, und gerieth mit seinem Sohne in die Gefangenschaft des Herzogs von Baiern; dieser brachte beide nach Wien, ließ sie taufen und legte ihnen den Namen Czungenberg bei. Der Sohn trat in kaiserliche Dienste, stieg bis zum Feldmarschallieutenant empor und wurde 1734 Freiherr. Da er 1735 kinderlos starb, vermachte er sein Vermögen, 300000 Fl., dem Kaiser Karl VI., seinem Herrn.

Wie im heiligen Reiche aus dem hanauer Beamtengeschlechte Seifert 1706 die Reichsfreiherren von Edelsheim wurden, so schuf Königin Christine von Schweden 1653 aus ihrem Generalagenten in Frankreich, Italien und Spanien, Peter Bidal, einen Freiherrn von Asfeld; sein Sohn wurde Marschall und Marquis in Frankreich. Die Familie Koch aus Bremen veränderte diesen Namen in Cocceji und erlangte 1749 in dem preußischen Großkanzler den Freiherrenrang, starb jedoch schon 1808 in seinem Sohne Karl Ludwig, der die bekannte Tänzerin Barbara Campanini geheirathet hatte, aus. Rühmlichster Tapferkeit verdankt ein anderes Haus den Eintritt in die Reihe der deutschen Freiherrengeschlechter Franz Ferdinand Mayer, Doctor beider Rechte und Stadtschreiber zu Freiburg im Breisgau, bewies sich umsichtig und tapfer bei der Belagerung Freiburgs durch die Franzosen, und als diese zum Sturme anrückten, rettete er die Stadt, indem er mitten im Kugelregen die weiße Fahne aufhißte und so Sturm und Plünderung seinen Mitbürgern ersparte, 1713. Für sich und seine Nachkommen erhielt Mayer das Ehrenbürgerrecht von Freiburg, vom Kaiser aber 1715 den Reichsadel mit dem Prädicat „von Fahnenberg"; seine Nachkommen wurden Freiherren. Ueber den Ursprung des Hauses Aretin stehen sich zwei Lesarten schroff gegenüber. Die von der Familie verfochtene ist folgende: Im 16. Jahrhundert wurde der König von Armenien, Johannes Paxdasar, als Alliirter der Pforte von dem Schah von Persien vertrieben und starb, katholisch geworden, in Konstantinopel; seine Gemahlin Anna Kogza aus arabischem Königshause, ebenfalls katholisch geworden, gebar 1706 zu Byzanz Aroution Caziadur, der in der Taufe den Namen „Johann Baptist Christoph, geboren von königlich armenischen Aeltern" empfing. Als zweijähriges Knäblein sandte man ihn nach Venedig zu der Kurfürstin von Baiern, die ihn nach München zu ihrem Gemahl schickte; hier wurde er erzogen und später Freiherr von Aretin. Total verschieden ist die andere Ableitung der Familie. Die Gemahlin des Kurfürsten Maximilian II. Maria Emanuel von Baiern, Thereſia Kunigunde Sobieska, des großen Polenkönigs leichtfertige Tochter, soll nämlich 1706 in dem Concubinat mit ihrem polnischen Beichtvater, dem Jesuiten Dorotheus Schmacke, ein Knäbchen geboren haben; von Konstantinopel, wo dies geschah, wurde der kleine Johann Baptist Christoph nach Arezzo gebracht und 1709 für einen ausgesetzten armenischen Königssohn

Digitized by Google

erklärt. Im Jahre 1715 kam er nach München und wurde als Marchese Aretino — gebildet aus dem Namen Arezzo — auferzogen. Er erlangte die Stellung eines kurbairischen wirklichen Hofkammerraths und Hauptmauthners in Ingolstadt. Am 11. April 1769 erhob ihn der letzte Kurfürst von Baiern, Maximilian III. Joseph, zum Freiherrn von Aretin, und im September desselben Jahres sterbend, hinterließ Aretin zahlreiche Sprossen. Mir selbst erscheint die armenische Abkunft unbedingt fraglich.

Von geringer Herkunft sind viele freiherrliche Geschlechter, wie wir gleich sehen werden; von noch geringerm Werthe aber waren die Leistungen, die den Gundling und Rabenpreiß das Freiherrenbaret verschafften. Jakob Paul Gundling, ein sehr beschränkter Kopf, diente dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dessen Hofnarr er war, zur Zielscheibe des Spottes im Tabackscollegium und wurde, um der Wissenschaft einen auffälligen Schimpf anzuthun, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der Schöpfung des großen Leibniz, ernannt. Auch stieg er zum Geheimrathe und Oberceremonienmeister empor und wurde 1724 Freiherr. Als er 1730 kinderlos verblich, begrub man ihn auf königlichen Befehl in einem Weinfasse zu Bornstädt. Derselbe König erhob seinen „lustigen Rath" Johann Erdmann Nossig am 5. Sept. 1732 zum Freiherrn von Rabenpreiß und gab ihm Lehen in der Grafschaft Ravensberg. Der närrische Baron starb, 88 Jahre alt, ohne Erben zu hinterlassen, 1766.

Wer kennt nicht jenen Georg Dörfflinger (Derfflinger), den armen Sohn des österreichischen Volkes, der die Schere und Nadel wegwarf, um Soldat zu werden? Zuerst versuchte er sein Glück in Schweden, diente von der Pike auf und verließ das schwedische Heer 1654 als Generalmajor, um in das des Großen Kurfürsten von Brandenburg einzutreten. Er wohnte allen Feldzügen desselben bei, bedeckte sich mit Ruhm, erlangte die höchsten militärischen Stellen und wurde als Generalfeldmarschall am 10. März 1674 Reichsfreiherr, was sein Kurfürst am 26. Juni 1674 anerkannte. Dies neue brandenburgische Freiherrenhaus erlosch jedoch schon 1724 in des alten Dörfflinger's Sohne Friedrich, königlich preußischem Generallieutenant. im Mannsstamme. Diesem gefeierten Emporkömmlinge an Ruhm sehr untergeordnet, aber wie er aus dem Nichts aufgestiegen, sind andere Familien — ich nenne nur wenige. Thugut, ein Schiffersohn aus Linz, österreichischer Minister, wurde als Internuntius in Konstantinopel 1774 österreichischer Freiherr. Er soll früher Thunichgut geheißen haben. Der vor kurzem in Genf verblichene Diamantenherzog Karl II. von Braunschweig und Lüneburg hatte zum Günstlinge den Kanzleidirector in Braunschweig und Finanzrath Bitter; als die Braunschweiger den Herzog vertrieben, hielt Bitter bei ihm aus, theilte das freudenreiche Exil mit ihm, wurde sein Kammerherr und am 30. Nov. 1830 von ihm zum Freiherrn von Andlau erhoben. Natürlich protestirten gegen diese Vergewaltigung die Reichsfreiherren von Andlau, deren uraltes Geschlecht sogar zu den vier Erbrittern des alten Reiches gehört hatte. Der neue Freiherr aber blieb ein Andlau und befestigte sich in der Gunst seines Herrn, indem er ihm vorspiegelte, man wünsche Se. Hoheit zum Deutschen Kaiser. Später fiel er in Ungnade (1843) und wurde entlassen. Hierauf gründete Andlau ein deutsches protestantisches Erziehungsinstitut in Clapham (England). Der Sohn des Buchbinders zu Elberfeld Jakob's vom Bruck, Karl Ludwig, trat in die Büschler'sche Buchhandlung, ging dann nach Triest und widmete sich dort der Handlung. Als Director des Triester Lloyd wurde er 1848 Ritter; Geheimrath geworden, erlangte er am 21. Nov. 1848 das kaiserlich königliche Ministerium des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Bauten, welches er jedoch am 23. Mai 1851 wieder abgeben mußte. Am 19. Dec. 1849 zum österreichischen Freiherrn creirt, wurde er als Wirklicher Geheimrath am 10. März 1855 Finanzminister und starb als solcher am 22. April 1860. Viele Kinder überlebten ihn. Den Kammerdiener Kaiser Karl's VII., Johann Aloys Max Joseph Tassin, nachmaligen Truch-

Digitized by Google

seß und bairischen Residenten in Madrid, erhob Kurfürst Maximilian III. Joseph von Baiern mit dem einem niederländischen Gute entnommenen Namen „Sarny" am 2. Oct. 1751 zum Freiherrn. Im Jahre 1701 wurde der kaiserlich königliche Hofapotheker Johann Kaspar Gündter (Günther) mit „von Sternegg" geadelt und 1790 sein Geschlecht baronisirt mit „Günther von Sternegg".

Zwei bekannte Buchhändlerfirmen erlangten ebenfalls den Freiherrenstand, Cotta und Tauchnitz. Die Cotta von Cottendorf behaupten von der römischen Familie Cotta, einem Zweige der Gens Aurelia, herzustammen, und verehren als directen Stammhern Erlbald Cotta 930 n. Chr., dessen Nachkommen Generationen hindurch missi imperiales in Mailand gewesen sein sollen. Durch Heirath mit einer Brunn, kam im 17. Jahrhundert die Brunn'sche Buchhandlung in Tübingen an Johann Georg Cotta und wurde seitdem die J. G. Cotta'sche genannt; dies brachte den Wohlstand der zu Zeiten der Reformation arm gewordenen Familie wieder empor. Den größten Glanz erreichte der Cotta'sche Buchhandel unter Johann Friedrich, der sich ein großartiges Vermögen erwarb, von Würtemberg 1817 die Bestätigung des alten Herkommens seiner Familie und von Baiern 1822 den Freiherrenstand als „Cotta von Cottendorf" erhielt, überdies viele Ehrenstellen bekleidete. Den Verlagsbuchhändler Christian Bernhard Tauchnitz in Leipzig, besonders durch die „Tauchnitz edition" englischer Schriftsteller bekannt, erhob 1. Dec. 1860 der Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha zum Freiherrn, welche Erhöhung König Johann von Sachsen 23. Jan. 1861 anerkannte.

Zahlreich sind die Bankiers in dieser Abtheilung vertreten, und Oesterreich hat die meisten gefreit, Baiern aber auch nicht wenige. Die sechste Großmacht, das Haus Rothschild, ist aus dem niedersten Volke und aus der Armuth emporgestiegen, indem der alte Mayer Amschel mit dem anvertrauten Gelde des Kurfürsten von Hessen glücklich speculirte. Da er 1812 starb, setzten seine Söhne das Geschäft fort, und der unfähige Bundestag arbeitete ihnen eifrig in die Hände; er überließ z. B. durch Metternich nach dem zweiten Pariser Frieden die 40 Mill. Frs., die für die deutschen Festungen an der Grenze gegen Frankreich bestimmt waren, auf 25 Jahre den Rothschild gegen 2 Proc. Zinsen. Während die Festungen zerfielen, stieg der Reichthum des Bankhauses auf Deutschlands Kosten zu großartigen Dimensionen. Im Jahre 1816 verlieh ihm Oesterreich den Adel und 1822 den Freiherrenstand. Dadurch, daß die Rothschild stets unter sich heirathen, bleibt das Kapital zusammen und wird sich dasselbe wol auf mehr als 100 Mill. Fl. belaufen. Ebenso untergeordnet waren früher die Barone von Erlanger, deren Voreltern noch Anfang dieses Jahrhunderts Trödelkram hielten; wie die Rothschild stammen auch sie aus Frankfurt; die Nobilitirung verdanken sie Portugal.

Aus dem Städtchen Nassau kamen die Bethmann nach Frankfurt, wo sie Wechsler wurden. Simon Moritz, 1808 österreichischer Ritter geworden, machte sich zu Napoleon's Zeiten sehr um Frankfurt verdient und wurde russischer Staatsrath und Generalconsul. Das sehr reich gewordene Haus erlangte 1842 den bairischen, 1854 den badischen und 1855 den österreichischen Freiherrenstand. Im Jahre 1785 verlieh Oesterreich die Freiherrenkrone dem Bankier in Brody, Commerzienrath Bößner, 1822 dem Bankier und Großhändler Eskeles in Wien, Compagnon des Großhändlers Reichsfreiherrn von Arnsteiner, 1830 den Bankiers Geymüller in Wien, 1790 dem Associé des Wechselhauses Fries u. Comp. in Wien, Vogel, mit dem Prädicat „von Friesenhof", und in neuerer Zeit den Bankiers Sina und 1870 Königswarter. Joseph II. machte den Bankier und Rathsherrn in Köln, Johann Matthias Franz, zum Adelichen, Kurpfalz-Baiern aber 1780 zum Freiherrn von Frantz. Ein Nachkomme des 1753 geadelten frankfurter Bankiers Neuffville heirathete die letzte von Malapert; der Sohn nahm den Namen einer Mutter u seinem an und wurde Reichsfreiherr von Malapert, genannt

Digitized by Google

von Neuffville, 1792. Benedict Adam Liebert, Bankier zu Augsburg, wurde 1753 Reichsritter mit dem Prädicat „Edler von Liebenhofen" und 1770 Reichsfreiherr; sein Sohn, ebenfalls Bankier in Augsburg, wurde bei Anlegung der Adelsmatrikel Baierns in die Freiherrenklasse eingetragen. Der Jude Aaron Elias Seligmann, der sich schon früh die Gunst des Herzogs von Zweibrücken durch Geldvorschüsse erworben hatte, wurde als königlich bairischer Hofbankier in München von diesem, der jetzt König Maximilian I. Joseph von Baiern hieß, 22. Sept. 1814 zum Freiherrn von Eichthal befördert. Das Wappen der erloschenen augsburger Familie von Thalmann wurde ihm verliehen. Sein Haus stieg zu großem Reichthum auf und hat Banken in München und Paris. Im Februar 1821 wurde Süßkind, Bankier und Stubenmeister zu Augsburg, bairischer Freiherr, desgleichen November 1821 der augsburger Bankier Schätzler. Derselbe König Maximilian I. Joseph, der die vorigen alle gefreit hatte, baronisirte 26. Mai 1822 den augsburger Bankier Daniel Konrad Wohnlich, der angeblich einem alten schottischen Geschlechte entstammte, und 1818 verlieh er den erblichen Adel dem jüdischen Großhändler und Hofbankier zu Würzburg, Jakob Hirsch, mit dem Prädicat „von Gereuth"; derselbe hatte zahlreiche Fabriken für Wollspinnerei, Schäfereien u. s. w. angelegt, öde Grundstücke urbar gemacht und sich dem königlichen Hause gefällig erwiesen. Sein Sohn Joseph, der große Reichthümer erwarb, wurde von König Ludwig II. von Baiern am 2. April 1869 in den erblichen Freiherrenstand mit „Hirsch auf Gereuth" erhoben. Auch Preußen hat zwei Bankherren baronisirt; Friedrich Wilhelm III. ernannte am 14. Mai 1810 den berliner Juden Ferdinand Moritz Levi Delmar, der nachher in Paris lebte, zum Freiherrn; in unserer Zeit aber wurde Oppenheimer in Köln Baron. Von freiherrlichen Fabrikanten sind wiederum die meisten österreichischer Prägung; so die achenrainer Messingfabrikbesitzer Aschauer von Achenrain und Lichtenthurn (1794), der Inhaber der erbreichsdorfer Zitz- und Kattunfabrik Lang (1795), der Mitinhaber der schwechater Kattunfabrik Julier von Badenthal (1800), dessen Familie erloschen ist, der Tuchfabrikant zu Brünn, Mundi (1789). Anton Moritz Böhm, Grundherr zu Koschetitz und Inhaber mehrerer Fabriken, wurde wegen seiner Verdienste als Director des gedungenen schweren Kriegsfuhrwesens 1789 von Oesterreich zum Ritter ernannt; sein Sohn aber, Joseph Philipp, am 24. Dec. 1836 Freiherr geworden, beschloß bereits das neue Haus 1856 als kaiserlich-königlicher Geheimrath, General der Cavalerie u. s. w. Die neueste mir bekannt gewordene Verleihung der Freiherrenwürde an einen Fabrikanten von seiten Oesterreichs war die März 1873 erfolgte an den Fabrikanten Ringhoffer in Smichow, die ihn aber schon begraben fand. Baiern erhob 1840 den Fabrikbesitzer Beck in Augsburg zum Freiherrn, und in demselben Jahre Preußen den Seidenfabrikanten Rigal in Krefeld, dessen Vater 1808 als Senator von Napoleon zum Comte de l'Empire ernannt worden war; diese Würde sollte mit einem Majorat verknüpft sein und auf den ältesten Sohn sich vererben — doch unterblieb damals die Errichtung eines Majorats. Von berühmten Kaufmannsfamilien will ich nur die Namen nennen mit Angabe des Jahres der Erhebung: Oesterreich baronisirte 1753 die Oblackh von Wolckensperg, 1760 die Zois von Edelstein, 1768 die Todeschi von Eschfeld, 1775 die Kienmayer, 1776 die Wolff von Adlersthal, 1784 die Romberg, 1790 die Gamerra, 1792 die Koller, 1794 die Theer, 1797 die Arenfeld, 1807 die Folimonow, 1811 die Burlo, 1816 die Call zu Kulmbach und Rosenburg, 1819 die Sakellario, 1825 die Mayr, 1827 die Czeike von Badenfeld, 1860 die Reyer u. s. w. Von Baiern wurden zu Freiherren erhoben 1760 die Weittenau auf Schonenhofen und Troschau, 1790 die Rupprecht, 1815 die Lotzbeck und die Stumm, 1818 die Günther, 1821 die Reck auf Autenried. Die von Kursachsen gefreiten Fletscher starben 1794 aus; der König von Sachsen, Friedrich August I., baronisirte 1815 den leipziger Kaufmann Limburger mit Beilegung des Prädicats „Freiherr

Digitized by Google

von Ehrenfels", und 1816 den Kaufherrn Dufour-Féronce aus derselben Stadt; der Herzog von Sachsen-Altenburg verlieh den Freiherrenrang dem Großhändler zu Dresden und früher zu Wien, Cnobloch. Preußen baronisirte 1741 die Nachkommen des 1725 von Oesterreich geadelten breslauer Handelsmannes Röbel, 1822 den reichen und wohlthätigen Kaufmann Paleske und 1860 den Industriellen und Kaufmann Friedrich Diergardt. Erwähnenswerth ist noch, daß Kaiser Ferdinand III. am 29. Juni 1653 Johann Konrad Richthauser, den Sohn des Spezereihändlers und Hoflieferanten in Wien, weil er sich im Berg- und Münzwesen hervorgethan hatte, mit dem Namen „von Richthausen Frei- und Edler Herr von Chaos" adelte; zugleich belieh er ihn mit dem obersten Erbmünzmeisteramte in den Erzherzogthümern Oesterreich; Chaos aber starb kinderlos am 25. Juli 1663. Einer geachteten neufchâteler Familie gehörten die vier Pury an, die Preußen 1709 adelte, ebenso jener David Pury, den der alte Fritz baronisirte; ein großartiger Diamantenhändler in Lissabon vermachte David sein Vermögen, welches sich auf 4 Mill. Frs. belief, seiner Vaterstadt Neufchâtel.

Alle diese Familien von den Rothschild an verdanken das Freiherrenbaret einzig und allein ihrem Gelde, womit sie sich die Regierungen verpflichteten; Verdienste um Land und Volk haben sie nicht. Während solche Glückskinder aus der Nacht der Unbekanntheit hervortraten, gingen Geschlechter, die einst angesehen waren, dem tiefsten Verfall entgegen. Luxemburg, welches uns schon bei den Grafen mehrere traurige Beispiele gegeben hat, liefert deren auch hier. Ich will zuerst von den Baronen de Waha sprechen, deren Haus früher sich mit den besten Adelsfamilien verschwägerte — so finden wir eine Baronin von Waha-Franville in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Gemahlin des Vicomte von Harnoncour in Luxemburg u. s. w. Ein Baron von Waha war Besitzer des Schlosses Grümmelscheid bei Wiltz, kam aber so herunter, daß er nicht nur die Burg seiner Väter verkaufen, sondern sogar als Ackersmann mit zwei elenden Kühen pflügen mußte, und zudem wurde er stets der Baron genannt. Endlich mußte er betteln gehen, wurde aber bei diesem verbotenen Handwerk ergriffen und starb im Gefängnisse; seine Söhne, jetzt 17—19 Jahre alt, sind Tagelöhner, ebenso seine Schwestern, die hinter dem Pfluge hergehen und dafür bei einem Bauer das Gnadenbrot erhalten. Ein anderer Zweig der Waha vegetirt — denn leben wäre wahrlich ein zu unpassender Ausdruck für solche Existenzen — bei Berburg, ein Bruder ist Major, der andere Bettler, und ihre Schwester Magd. Verwandt durch Blut wie durch Schicksal mit den Waha sind die Barone de Heusch oder Heuk; sie wohnen in Altlinster und sind theils Tagelöhner, theils Holzhacker, arm wie Hiob, aber von edelm Aeußern trotz ihrer niedern Stellung. Weil sie sich vortheilhaft aus der Masse hervorheben, gießt der Pöbel die ganze Jauche seines Spottes über die „Barone" aus. Am 2. Nov. 1662 wurden der herzoglich sächsische Geheimrath und Präsident der Landesregierung Johann Theodor Dietrich und der magdeburgische Geheimrath Georg Dietrich mit „Rondeck, Edle von Dietrich" geadelt, später zu Freiherren befördert. Wie tief diese Familie herabgekommen sein muß, zeigt der Umstand, daß ihr Original-Adelsdiplom im Becker'schen „Allgemeinen Anzeiger" für 1812, Nr. 33, S. 337, für 24 Dukaten ausgeboten wurde — es war im leipziger Versorgungscomptoir zu holen. Traurige Wandlung irdischer Verhältnisse!

Zahlreich sind auch in dieser Abtheilung des Adels die morganatischen Ehen entsprossenen Familien vertreten.

Der im Juni 1873 verstorbene Prinz-Admiral Adalbert von Preußen heirathete 1850 seine Maitresse, die Tänzerin Therese Elßler, Tochter des Leibcopisten Joseph Haydn's; der König erhob sie und ihren Sohn am 2. Juni 1857 als „von Barnim" in den Freiherrenstand; der äußerst wißbegierige Sohn, Freiherr Adalbert, unternahm mit 18 Jahren, 1859, eine Forscherreise nach Nordostafrika, erlag aber auf derselben zu

Digitized by Google

Roséres am Blauen Nil schon am 12. Juli 1860 — ein schwerer Schlag für die Aeltern. Auch die 1857 dem Herzoge Ludwig in Baiern morganatisch vermählte Henriette Mendel, seit 1859 Freifrau von Wallersee, gehörte früher der Bühne als Schauspielerin an, ebenso die 1873 dem regierenden Herzoge Georg II. zu Sachsen-Meiningen angetraute Hofschauspielerin Ellen Franz, nunmehr Freifrau von Heldburg. Eine Klaviervirtuosin war Konstantia Geiger, die Prinz Leopold zu Koburg, Herzog zu Sachsen, 1861 morganatisch heirathete und die der Herzog von Koburg-Gotha 1862 mit ihrem vor der Ehe geborenen Sohne Franz mit „von Ruttenstein" in den Freiherrenstand erhob. Die morganatische Gemahlin des Prinzen Wilhelm Woldemar zu Anhalt-Dessau, seit 1839 Freiin von Stolzenberg und seit 1864 Witwe, ist eine Tochter des dessauer Kammermusikus Clauswitzer. Im Jahre 1870 heirathete Herzog Gustav zu Sachsen aus dem großherzoglichen Hause Pierina Marcocchia, die der Kaiser von Oesterreich, in dessen Heere der Prinz als Generalmajor steht, mit dem Titel einer Freiin von Neupurg im Mai 1872 ausstattete. Auch im Hause Zähringen findet sich eine morganatische Ehe, der ein neues Geschlecht entsprang, nämlich die des 1788 verstorbenen einzigen Bruders Karl Friedrich's, des Prinzen Wilhelm Ludwig zu Baden-Durlach, mit Wilhelmine Christine Schorfmann; die aus dieser Allianz hervorgegangenen Sprossen baronisirte Karl Friedrich mit Beilegung des Wappens und Namens der 1583 erloschenen „von Seldeneck", 1777. In dem Hause Hessen treffen wir mehrere derartige Fälle an. Im Jahre 1788 heirathete Prinz Friedrich zu Darmstadt morganatisch Fräulein Seitz, welcher Ehe ein Sohn entsproß, den der Großherzog von Hessen 1827 zum Freiherrn von Friedrich creirte. Als Erbprinz stand Landgraf Wilhelm IX. zu Kassel, nachmaliger Kurfürst Wilhelm I., in preußischen Diensten zu Garnison zu Haynau in Niederschlesien. Hier ging er eine morganatische Ehe ein mit Rebekka Ritter, des Apothekers Tochter, die nun den Namen einer Frau von Lindenheim erhielt. Die zahlreichen Kinder dieses Bündnisses aber wurden mit „von Haynau" baronisirt. Die Söhne erster Ehe der Fürstin von Hanau, Gemahlin des letzten Kurfürsten von Hessen, mit dem preußischen Offizier Lehmann erhob der Kurfürst 1838 als Mitregent zu Freiherren von Scholley und legte ihnen das Wappen dieser ausgestorbenen hessischen Adelichen bei. Der 1757 verblichene Prinz Wilhelm Ludwig von Schwarzburg-Rudolstadt hinterließ aus ungleicher Ehe mit der Tochter des Stallmeisters Gebauer in Leipzig die Freiherren und Freiinnen von Brockenburg, deren Sprossen noch blühen. Als Fürst Friedrich Karl von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein Luise Langenbach, eine Metzgerstochter aus Laasphe, 1807 geheirathet hatte, adelte sie der Großherzog von Hessen am 27. Sept. 1808 mit „von Köhler"; die acht Kinder dieser Ehe führten den prinzlichen Titel. Da aber der Fürst, ihr Vater, am 8. April 1837 die Augen schloß und ihm sein Sohn erster Ehe mit einer schwarzburger Prinzessin, Fürst Alexander, succedirte, zwang dieser die Stiefgeschwister, den Prinzentitel niederzulegen, und sie erhielten am 8. April 1837, an des Vaters Todestage, von Darmstadt den Adel, am 30. Sept. desselben Jahres aber von Preußen den Freiherrenstand mit „von Wittgenstein". Die Gemahlin des 1861 verstorbenen Fürsten Adolf von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Katharina Schlundt, wurde April 1832 zur Freiin von Adlerhorst erhoben, ebenso Fräulein Molitor, Gattin des 1838 verstorbenen Prinzen Wilhelm von Löwenstein-Wertheim-Rochefort, 1838 zur Freifrau von Habitzheim.

Noch größer endlich ist die Freiherrenklasse, die fürstlichem Concubinat entstammt. Am weitesten datiren sich unter diesen Baronen zurück die Lundi — ihr Ahnherr war ein natürlicher Sohn des kräftigen, aber leichtfertigen Königs Wilhelm des Löwen, der Schottland von 1165—1214 regierte, und den Löwen in das schottische Wappen übertrug, woher sein Beiname rührt. Im Jahre 1659 erloschen die Freiherren von Lundi im Mannsstamme. Dem lothringischen Herzogshause entsprossen die Freiherren Bequel

Digitized by Google

(Weickel) von Wackerstein: Herzog Karl IV. zeugte mit Katharina von Saint-Remy Lothar, dem Kurbaiern obigen Freiherrentitel am 14. April 1726 verlieh, und der als kurbairischer General-Feldmarschallieutenant verstarb. In Schweden finden wir als natürlichen Sohn des Wasa Karl IX. von Karen Nilsdotter den 1650 verstorbenen Gouverneur von Stockholm, Karl Karlsson, Freiherrn Gyllenhyelm, und als Bastard des liederlichen Königs Friedrich I. aus dem hessischen Hause Ulrich Friedrich Stiern, der am 7. Nov. 1781 von Preußen baronisirt wurde und dessen Geschlecht noch blüht. Das Haus Hohenzollern ist in dieser Gruppe mit zwei Beispielen aufzuführen, von denen aber keins auf die königliche Linie fällt. Der 1788 abgeschiedene letzte Markgraf von Brandenburg-Schwedt hatte von Charlotte Karl, geborene Kramann, die späterhin den Reichsfreiherrn von Lauer-Münchhofen heirathete, einen Sohn, Karl Friedrich. Diesen und ihren Sohn von Hrn. Karl, Friedrich Karl, erhob Friedrich Wilhelm II. von Preußen 1786 zu Freiherren von Stoltzenberg. Karl Friedrich, preußischer Oberforstmeister, pflanzte den Namen fort. Aus der Linie Hohenzollern-Hechingen, und zwar von dem 1836 heimgegangenen Fürstbischof von Ermeland und Abt von Oliva, Prinzen Joseph Wilhelm, stammen die Wöhrstein her; seinen Bastard Karl Friedrich Wilhelm erhob am 3. Jan. 1812 der Fürst von Hohenzollern-Hechingen mit diesem Namen in den Freiherrenstand. Dem Welfenhause gehört ebenfalls eine solche Familie an: der 1584 verstorbene letzte Herzog von Braunschweig-Kalenberg, Erich II., zeugte mit Katharina von Wodam eine Tochter, die der Fürst Doria heirathete, und einen Sohn Wilhelm, der den Titel eines Freiherrn in Harem und Lisfeld erlangte und in demselben Jahre wie sein Vater starb. Die meisten Fälle hat die Dynastie Wittelsbach geliefert; betrachten wir dieselben. Ein natürlicher Neffe Ferdinand's von Baiern, Kurfürsten-Erzbischofs von Köln, war Wilhelm von Bavaria, der nach einem westfälischen Gute den Titel „Freiherr von Hollinghofen" führte; er bekleidete 1618—24 das Amt eines Marschalls und Landdrosten im Herzogthum Westfalen, ging dann nach Italien, wurde 1636 Coadjutor von Stablo und 1650 als Wilhelm II. Fürstabt zu Stablo und Malmedy. Als er 1657 starb, fiel Hollinghofen an seine Schwesterkinder, die Freiherren von Bylei. Als Bastardtochter des Kurfürsten Maximilian II. Maria Emanuel von Baiern (gest. 1726), von dem ich schon früher sprach, ist noch zu nennen Maximiliane von Leithorst. Dieses abenteuerliche Mädchen trug stets Mannskleider, wurde als Baron Leithorst Page, trat dann als Cadet in kaiserlich königliche Dienste, diente als Corporal gegen die Türken, avancirte zum Lieutenant, wurde als solcher mit Pension auf Lebenszeit entlassen und starb, 44 Jahre alt, zu Wien am 29. Aug. 1748. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, aus der erloschenen Linie Simmern, lebte, durch den Dreißigjährigen Krieg heimatlos geworden, lange als Kurprinz in England, und eine schöne Tochter Albions gebar ihm Ludwig von Rothschild, dem er den Namen „Freiherr von Selz" verlieh, der aber gleichzeitig mit ihm 1680 verstarb. Der jetzt in Baiern herrschenden Linie Zweibrücken verdanken die Freiherren gleichen Namens ihren Ursprung — sie stammen her von Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken und seiner Maitresse Marie Anna Camasse, einer französischen Tänzerin, welche die Titel „Gräfin Forbach" und „Madame de Deux-Ponts" erhielt. Die Kinder wurden erst Grafen von Forbach genannt, nahmen dann aber mit Erlaubniß der Prinzen des Hauses am 31. Jan. 1792 den freiherrlichen Namen „von Zweibrücken" an und pflanzten denselben fort, bis sie am 25. April 1859 in dem bairischen General Freiherrn Christian ausgingen. Auch Würtemberg stellte hierzu sein Contingent. Einer der natürlichen Söhne des berühmten Herzogs Eberhard im Barte, Ludwig Würtemberger, wurde 1493 Freiherr von Greiffenstein, doch erlosch das neue Geschlecht, wie es scheint, schon in ihm. Der neuen Zeit gehört der 1817 verstorbene Herzog Ludwig von Würtemberg, preußischer Generalfeldmarschall, an; sein

Digitized by Google

Bastard Ludwig Ferdinand Ruknik wurde als würtembergischer Rittmeister am 4. Juni 1808 vom Könige Friedrich gefreit als Baron von Mengen; in ihm erlosch ebenfalls der neue Name. Markgraf Friedrich VI. zu Baden-Durlach, der 1677 starb, hatte von seiner Concubine, eines Obersten Tochter, zwei Söhne, die Freiherren von Münzesheim wurden, und der gefeierte Großherzog Karl Friedrich von Baden zeugte als Markgraf von Durlach 1749 mit Elise Barbara Schlutter den Ahnherrn der Freiherren von Freystedt. Aus dem Concubinat des 1713 verblichenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin mit Fräulein von Plüskow entstammen die Mecklenburg. Im Jahre 1742 wurden sie unter den heimischen Adel aufgenommen; am 20. Aug. 1865 wurde dem jedesmaligen Besitzer der Fideicommißgüter von Preußen der Freiherrentitel gestattet und derselbe von Schweden am 13. Juli 1866 auf die schwedische Linie ausgedehnt. Der illegitime Sohn des Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg-Saalfeld, kaiserlich königlichen General-Feldmarschallieutenants, von Fräulein Briedel, Emil, wurde am 18. Nov. 1800 mit dem Reichsadel beschenkt, sein Sohn aber am 2. Jan. 1845 vom Herzoge zu Koburg-Gotha zum Freiherrn von Koburg ernannt.

Von nicht regierenden Häusern sind noch zwei zu erwähnen, aus denen durch illegitime Bande neue Freiherrengeschlechter hervorgingen, die Esterházy und Metternich. Der natürliche Sohn des Fürsten Metternich-Winneburg und der Herzogin von Castries, Victor, wurde Freiherr von Aldenburg. Der 1833 verstorbene reiche Fürst Nikolaus Esterházy von Galántha hatte einen natürlichen Sohn Nikolaus Plaideux, dem er 1830 die herrliche Insel Mainau, die er 1827 gekauft, schenkte, nachdem derselbe 1827 vom Großherzoge Ludwig I. von Baden zum Freiherrn von Mainau erhoben worden war. Ludwig I. dehnte diesen Rang 1828 auch auf die Mutter und Schwestern des neuen Barons aus, der 1839 die Insel an die Gräfin Langenstein für 100000 Fl. wieder verkaufte und Gailingen erwarb. Hiermit will ich die Reihe der Freiherren abschließen und nun zu dem niedern Adel übergehen.

Unter dieser übergroßen Anzahl von Geschlechtern finden sich gar manche, die es an Ruhm und Ansehen mit reichsfreiherrlichen, ja selbst reichsgräflichen aufnehmen können, wie z. B. die Herren von der Marwitz, die Carlowitz u. a.

Auch bei den Adelichen wollen wir zuerst sehen, welche sich aus regierenden Häusern abgezweigt haben, und wir finden deren mehrere; zuerst die Baratta-Dragono. Dieselben entstammen (nach dem „Teatro genialogico" des Filandolo Mugnos, Palermo 1647) dem Gothenkönige Totilas, dessen Geschlecht später die Herzogswürde bei den Normannen bekleidet habe und dessen Abkömmling jener Rollo gewesen sei, den Karl der Einfältige als seinen Schwiegersohn mit der Normandie belehnte, 911. Als vierter Sohn des Normannenherzogs Tancred erscheint Dragono, erster Graf von Venosa und Apulien, 1046, und von ihm leitet sich direct die Familie Baratta her; seine Enkel schrieben sich zuerst di Dragono detto Baratta; die Familie, reich begütert, zählte zu den ersten Baronen des sicilischen Reiches. Als aber Oesterreich die Krone von Sicilien im Utrechter Frieden von 1713 an Savoyen einbüßte, erblich damit zugleich der Stern der Baratta, die als treue Anhänger der Habsburger verfolgt wurden und flüchten mußten, während ihre Güter dem Fiscus anheimfielen. Andreas Baratta eilte mittellos nach Wien, erwarb sich dort wieder Vermögen, gestaltete das Lotto di Genua nach neuen Principien um, kaufte sich in Oesterreich an und erlangte als kaiserlich königlicher Rath und Lottogefällspachtungs-Director 11. Dec. 1786 den Reichsritterstand. Das Familienwappen ist noch heute das der alten Normannenherzoge, neun schwarze Lilien in Silber. Dem Königshause Valois wollen zwei andere Adelsfamilien angehören, die Carlowitz und Beughem. Bekanntlich erwarb ein Zweig des valesischen Hauses, die Familie Anjou, den Thron

Digitized by Google

von Neapel, und diese nennen die Carlowitz als ihren Ausgangspunkt; sie behaupten, der 1386 ermordete König Karl der Kleine habe einen jüngern Bruder gehabt, Johann Horwath, Banus von Kroatien, und dessen Sohn, Prinz Karl von Durazzo, habe Schloß und Flecken Carlowitz (Caroli vicus) angelegt und sich danach benannt, sei also der erste Carlowitz gewesen. Sein ältester Sohn Johann habe die Linie der Grafen von Corbau und Licca begonnen, die 1531 in Johann Torquatus von Carlowitz, Ban von Kroatien, wieder erloschen seien, der jüngere Christoph aber sei der Ahnherr der Carlowitz, die noch blühen. Nach neuern Mittheilungen, selbst seitens der Familie, wird dies künstliche Gebäude einer Anjou-Carlowitz'schen Pyramide eingerissen und es erübrigt nur, daß das Haus Carlowitz in der That uralt ist, aus Böhmen herstammt und von Karl V. 13. Jan. 1552 die Würde eines der vier Erbritter des heiligen Reiches erhielt, da die Strandeck ausgegangen waren. Ich will hier beiläufig erwähnen, daß die vier Erbritter die Andlau, Strandeck, Weißenbach und Frauenberg waren, von denen nur die Strandeck erloschen sind. Dem Valoishause sind der Sage nach die Beughem entsprossen. Ludwig soll ein jüngerer Sohn Herzogs Philipp des Guten von Burgund gewesen sein und sich gegen des Vaters Willen mit der Erbtochter des Hauses Bodeghem, genannt Beughem, Beatrix Schönhoven d'Arschot, vermählt und den Namen Beughem angenommen haben. Am 24. Aug. 1829 nahm Preußen die Beughem unter die Edelleute der Rheinprovinz auf. Als Uebergang von dieser Gruppe zu denjenigen, welche italienische Herkunft prätendiren, will ich die Herren von Corvin-Wiersbitzki nennen. Dieselben leiten sich her von dem berühmten Patricierhause der Valerier in Rom und zwar von Marcus Valerius Corvinus, dem gefeierten Sieger über die Samniter am Gaurus, 343 v. Chr. Corvinus soll der Sage nach diesen Beinamen erhalten haben, weil sich ihm fünf Jahre vorher im Zweikampfe mit einem riesenhaften Gallier ein Rabe (corvus) auf die Schulter gesetzt und den Gallier mit den Krallen übel zugerichtet habe. Demselben Geschlechte soll der große Ungarnkönig Matthias Corvinus, 1458 erwählt, angehören, ebenso der gräfliche Zweig Corvin-Krasinski, aus dem eine Dame 1760 den Herzog Karl von Kurland aus dem Kurhause Sachsen heirathete. Römischer Abkunft rühmen sich noch viele Familien. Von jenem kühnen Marcus Scävola, der sich vor Porsenna's Augen die rechte Hand abbrannte, behaupten die Herren von Mutius, übrigens eine alte italienische Familie, herzurühren. Cajus Mucius Cordus Scävola lebte etwa 506 v. Chr. In den unsterblichen Gracchen sehen die Herren von Calbo ihre Ahnen; sie geben an, Calbo sei eigentlich nur der Beiname eines Gracchen gewesen, der calvus (kahl) geworden. Im 8. Jahrhundert n. Chr. seien die Calbo Herzoge von Venedig, im 9. aber vertrieben worden. Die Wahrscheinlichkeit der Abkunft von den Gracchen und der Gens Sempronia ist eben nicht allzu evident. Aus dem römischen Geschlechte der Rossiner sollen die Herren von Saldern herrühren, die sich früher de Rosis nannten und mit dem heiligen Bonifacius im 8. Jahrhundert nach Deutschland kamen, wo sie von einer Besitzung im Braunschweigischen den Namen Saldern annahmen — so sagt die Sage, die vielleicht durch das Wappen, eine Rose, aufkam. Die in Westfalen ansässigen Herren von Wade führen ihren Ursprung auf die Zeit vor Christi Geburt zurück und behaupten, ihre Urahnen in Rom hätten Sara (Wade) geheißen; im 15. Jahrhundert aber hätten sie ihren Namen verdeutscht. Die erloschenen Herren Harro von Harnstein in Tirol nannten ebenfalls einen vornehmen Römer ihren Ahnherrn, der 220 Jahre v. Chr. in das Etschthal gekommen sei. Von dem Römer Don Otto Corrigia aus dem Geschlechte der Riemen, der unter Karl dem Großen gegen die Sachsen gekämpft und zum Lohne für seine Tapferkeit das Gericht Allerberge, welches die Familie noch besitzt, erhalten haben soll, leiten sich die Herren von Minnigerode her. In dem mächtigen Fürstenhause Colonna suchen die Herren Stoll von Wespach ihren Ursprung, indem Marsilius Colonna sich in

Digitized by Google

Memmingen niedergelassen habe, daselbst Patricier und aus Colonna (columna) Säule, resp. Stoll, geworden sei — eine gerade nicht allzu einleuchtende Erklärung. Im Jahre 1742 erlangte der Schultheiß und Salzgraf zu Halle, Geheimrath Dreyhaupt, den Reichsadel; im Diplom wurde seine Abstammung von dem erloschenen Condottierigeschlechte der Reichsfürsten von Trivulzio anerkannt, und sein Wappen ähnlich gestaltet. Trivulzio entspricht Dreyhaupt und unter dem Fürstenhute der Trivulzio, die 1678 in directer Linie ausstarben, befand sich ein Kopf mit drei Gesichtern, darunter zwei Wappenschilder, nach Art unserer Allianzwappen gestellt. Endlich war italienischen zweifellosen Ursprungs das international gewordene Haus Buonaparte, das schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheint und bald in das goldene Buch von Treviso eingetragen wurde. In Florenz sehr angesehen, ghibellinisch gesinnt, wurde es von den Guelfen verjagt und ein Zweig siedelte sich in Corsica an, gegen 1600, wo er alle Rechte des corsischen Adels erhielt. Ebenso rechnete Ludwig XV., als Corsica an Frankreich gekommen war, die Buonaparte 13. Sept. 1771 zu den 400 Adelsfamilien der Insel, und des gewaltigen Kaisers Napoleon Vater, Carlo Maria Buonaparte, war 1775 Deputirter des corsischen Adels in Paris und 1781 Mitglied des Rathes der zwölf Edeln.

Der grünen Insel Irland, so lange das gelobte Land von Adelsfehden und oligarchischen Zuständen, wollen die Herren von Bourck entstammen; als ihre dortigen Vorfahren nennen sie die Grafen von Clanricarde und Viscounts von Maijo, die zu Cromwell's Zeit ihre Güter verloren und sich nach Sachsen geflüchtet hätten. Ebenfalls im 17. Jahrhundert soll Lord James Bothwell Schottland verlassen und sich als Kaufmann in Tilsit niedergelassen haben. Preußen erkannte 1791 den Adel der Nachkommen als von Boswel an. Ob die Familie mit dem letzten Gemahle Maria Stuart's, Bothwell, in Zusammenhang steht, ist unbekannt. Auch slawischer Abkunft scheinen einige Adelsfamilien zu sein. Das alte mecklenburgische Geschlecht von Linstow gibt wendische Abkunft an und will sich in Mecklenburg unter König Antirus niedergelassen haben, der nach Hübner 320 v. Chr. über die Heruler geherrscht hat. Der Namensanklang hat wol die Herren von Lütticz verleitet, von den sorbischen Lutitini oder Liutizen abstammen zu wollen; übrigens wurden die Lütticz 1821 in einem Adoptivzweige Freiherren. Hieran will ich noch ein Geschlecht anknüpfen, welches, gleich wie die Freiherren von Unterrichter von Rechtenthal, von seinem Amte den Namen adoptirt hat. Die Vitzthum von Apolda sollen einst Vicedomini nach Abgang der Könige in Thüringen gewesen sein, an Kaisers Statt regiert und große Rechte an sich gebracht haben. Im Jahre 1639 erlosch das mächtige Geschlecht, das von dem Vicedominiumsamte den Namen Vitzthum angenommen hatte, in dem kursächsischen Oberkämmerer Rudolf Vitzthum von Apolda, der große Schätze hinterließ, sie für milde Stiftungen in Freiberg und Dresden bestimmte und seinem Namen besonders durch das Vitzthum'sche Gymnasium in letzterer Stadt ein dankbares Andenken sicherte.

Eine Reihe schöner Sagen habe ich aus den Erinnerungen adelicher Familien anzugeben. Nach dem neuen preußischen Adelslexikon soll der zweite Sohn des berühmten Nürnbergers Martin Behaim, der 1492 den bekannten Globus verfertigte, Johann geheißen und „weil er sich als ein ruhmdürstiger Edler unter den Helden kecklich hervorgethan habe", vom Kaiser Ferdinand I. den Namen „Keck von Schwarzbach" 1561 erhalten haben. Da ein Ritter vom Schlosse Steeg (im jetzigen Oberamte Stuttgart) in Gegenwart des Kaisers große Kraft in einem Zweikampfe bewies, erhielt er — so erzählt die Sage — den Namen „Krafft", zu dem durch den Besitz von Delmensingen später der Beisatz „von Delmensingen" trat. Das sehr alte Geschlecht von Zehmen führt diesen Namen auf seinen Ahnherrn zurück, der unter Kaiser Heinrich II. 1003 die Feinde bezähmt habe, daher Zehmen. Unter dem Polenfürsten Lesco dem Schwarzen schlich sich bei Mondenschein ein

Digitized by Google

muthiger Krieger Szeliga in das feindliche Lager, fing einen Soldaten und führte ihn vor Lesco. Dieser erfuhr nun, wie stark der Gegner war und wie er sich postirt hatte und schlug ihn — im Andenken hieran verlieh der Fürst Szeliga den Adel und einen silbernen Halbmond in Roth als Wappen; Szeliga's Nachkommen sind die Herren von Scheliha. Der Sage nach verirrte sich Kaiser Max I. 1493 auf der Martinswand und wurde nach den einen von einem Engel, nach andern von einem Gemsenjäger gerettet. Die Herren von Oheimb schließen sich der letztern Ansicht an; sie sagen, ihr Ahnherr, Gemsenjäger, habe Max gerettet, indem er ihm den Pfad mit den Worten: „O geh heimb!" gewiesen — hierfür sei er mit dem Namen „Oheimb" geadelt worden. Die Familie du Lys in Schlesien, die circa 1730 erlosch, nahm als Ahnherrn den Bruder der Jungfrau von Orléans an. Sehr schön ist die Familiensage der von der Marwitz. Einst lebte von diesem Geschlechte niemand mehr als eine Jungfrau. Da sich nun ein Bewerber um ihre Hand fand, jammerte es sie, daß ihr Name mit ihr aussterben müßte, und sie ging zum Kaiser, theilte ihm ihren Kummer mit und bat ihn, falls sie Kinder bekäme, auf diese Name und Wappen der Marwitz übertragen zu dürfen. Gern bewilligte dies der Kaiser; ihre Söhne wurden Herren von der Marwitz und führten das alte Wappen, in Blau einen goldenen Baumstamm, fort, doch mit der sinnigen Vermehrung, daß derselbe neue Sprossen treibt. Gostia von Rinkenrod soll das reichste Erbfräulein ihrer Zeit gewesen sein, was gewiß viel heißen will; darum entführte sie Bernhard Bitter, jedenfalls ein speculativer Kopf, mit Gewalt. Da aber nichts über Weiberlist geht, so gelang es ihr, sich mit Dietrich von Volmerstein zu vermählen und ihm ihre aus 17 Freistühlen bestehende Freigrafschaft und andere Güter zuzubringen. Da die Volmerstein ausstarben, fielen die Besitzungen 1475 an die ihnen verschwägerten Herren von der Recke, die sich nun Recke-Volmerstein nannten und 1817 Grafen wurden. Allbekannt ist die in Prosa und Poesie oft gefeierte Sage von dem wilden Heere, mit dem der Ritter von Rodenstein, sobald ein Krieg ausbricht, unter furchtbarem Toben von Burg Rodenstein im Odenwalde auszieht und nach Schnellerts, der Ruine gegenüber, eilt. Die Rodenstein starben 1671 aus. Wegen eines eigenthümlichen Testaments ist der 1744 geadelte zerbstische Hofkammerrath Johann Sigmund Rephun zu erwähnen. Da er ohne Nachkommen starb, verordnete er, daß sein Vermögen, 50000 Rthlr., 75 Jahre aufgehäuft würde, und sodann sein Erbe, ein Rephun, sich zum böhmischen Grafen erheben ließe. Da aber die 5 Proc., die er vorgeschrieben, nicht mehr zu erlangen waren, so konnte dem wunderlichen Herrn nicht genügt werden und die Anhäufung von Zins und Zinseszins zu dem Kapital wurde unterbrochen. Noch sonderbarer ist die Sage von der Todesart eines Herrn von Doliva; derselbe, Laurentius I., hatte in seiner Jugend gegen die heidnischen Preußen gefochten, war dann Geistlicher geworden und als Fürstbischof von Breslau galt er für einen der aufgeklärtesten Prälaten. In den Mußestunden beschäftigte er sich auf seinem Lustschlosse zu Preichau mit Blumenzucht, und wie sein Wappen aus drei Rosen bestand, so waren die Rosen seine Lieblinge. Infolge des Einathmens von zu starkem Rosenduste soll dann 1232 Laurentius an einem Schlagflusse verstorben sein. In dem Bruderkriege zwischen Kurfürst Friedrich II. dem Sanftmüthigen von Sachsen und seinem Bruder Wilhelm III. in Thüringen hatte Ritter Kunz von Kauffungen aus vornehmem Geschlechte sich zu Friedrich gehalten und war sein Hofmarschall geworden. Da aber Friedrich nach dem Frieden von 1450 Kunz zur Zurückgabe einiger während der Unruhen erlangter Güter zwang, so wartete der Ritter nur auf eine Gelegenheit, den Herrn zu treffen, wo es ihm am härtesten wäre. Mit einigen Genossen, darunter seinem Vetter Wilhelm von Schönfels, erstieg Kunz in der Nacht zum 8. Juli 1455 das Schloß zu Altenburg und stahl des Kurfürsten beide Söhne, Ernst und Albert, Knaben von 14 und 12 Jahren. Mit Albert eilte Kunz nach Böhmen zu,

Digitized by Google

doch Georg Schmidt, ein wackerer Köhler, durch des Prinzen Geschrei herbeigerufen, trillte den Hofmarschall mit dem Schürbaume so weidlich, daß dieser die Flucht ergriff und den Prinzen im Stiche ließ. Bald darauf wurde Kunz gefangen. Den Kurprinzen Ernst lieferte einer der Gesellen des Kauffungers aus. Kunz und sein Bruder Dietrich, der um das Attentat gewußt hatte, büßten mit ihren Köpfen am 14. und 31. Juli 1455. Die beiden geretteten Fürstensöhne begründeten später die Ernestinische und Albertinische Linie des Hauses Wettin. Des braven Köhlers Abkömmlinge aber, zwei Brüder Triller — diesen Namen hatte Schmidt nach der That angenommen — wurden vom Kaiser Rudolf II. am 28. Jan. 1592 mit „von Triller" in den Reichsadelstand erhoben und in dem Wappen erhielten Schürbalken und andere Köhlergeräthschaften die erste Stelle.

Dieser Gruppe möchte ich eine folgen lassen, deren sämmtliche Glieder mit der Zeit ihren Namen geändert haben. Die Herren von Ziska wollen aus Trautenau stammen und ihr Ahnherr, der furchtbare Führer der Taboriten, Johann, soll von seiner Einäugigkeit den Namen Ziska (auf böhmisch einäugig) angenommen haben; völlig erblindet starb er im October 1424 im Lager. Die bekannte dänische Familie Rosencrantz behauptet, diesen Namen davon zu haben, daß Holger Erichsson 1325 vom Papste, da er ihn in Rom besuchte, einen geweihten Rosenkranz erhalten habe. Der große Maler Lukas Seuder aus Cranach (Oberfranken) wurde 1507 von Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen zum „Ritter von Cranach" gemacht, durch welche Würdigung des Verdienstes Friedrich sich weit mehr als den Künstler ehrte. Die 1728 erloschene altadeliche Familie von Brasstican soll früher Kohlbürger geheißen haben, bis sie Ende des 15. Jahrhunderts jenen Namen annahm. Bonus Kurz, Kanzler Herzogs Wilhelm IV. von Baiern, wurde oft als Gesandter verwandt und latinisirte nach damaliger Sitte seinen Namen in Curtius. Im Dienste italienischer Fürsten wollen seine Nachkommen durch Verwelschung des Bonus Curtius zu dem Namen Buonacorsi gekommen sein, und diese Buonacorsi de Pistoja wurden 1829 unter den bairischen Adel aufgenommen. Der Mathematikus und Professor zu Ingolstadt, Peter Bennewitz, nannte sich Apian und wurde 1543 mit letzterm Namen geadelt. Christoph Biörkmann, schwedischer Resident in Frankfurt am Main, wurde 1691 von Schweden mit „von Adlerflycht" geadelt und führte nun diesen Namen allein. Da sein Mannsstamm in unserm Jahrhundert erlosch, nahmen die verwandten Freiherren von Thienen den Namen „Thienen von Adlerflycht" an. Professor Rörich in Linz latinisirte sich in Calaminus (calamus = Rohr) und wurde im 16. Jahrhundert geadelt; der hessische Kanzler Johann Feige (Ficus), 1517 geadelt, wurde zu Ficinus; aus Holzmann wurde Xylander (Holz = ξύλον, Mann = ἀνήρ), von welchem gräcisirten Geschlechte einer 1792 den Adel erhielt; der Oberhofprediger zu Königsberg Ursinus entstammte einer Familie Bär und wurde von Preußen an dem Tage, da er den ersten König salbte, mit „Ursin von Bär" geadelt, am 18. Jan. 1701. Die Familie von Scriba hieß früher Schreiber. Auch kommt es vor, daß Familien einen latinisirten Namen verdeutschen; so nennen sich die Nachkommen des zankfüchtigen berliner Oberhofpredigers Musculus, der seinen Sohn hinrichten lassen wollte, weil er einige Tropfen Abendmahlweines verschüttet hatte, Meusel und wurden 1770 geadelt. Ein Schullehrersohn in Hanau, Karl Buderus, schwang sich zum kasseler Kammerpräsidenten empor, wurde von Kaiser Franz II. 1800 geadelt mit „von Karlshausen" und vertrat später Kurhessen in der Eschenheimer Gasse. Der Pfarrerssohn Konrad Biermann aus der Schweiz wurde am 29. Oct. 1681 in Dänemark mit „von Ehrenschild" geadelt und verstarb als dänischer Geh. Staatsminister 1698. Auf Befehl Friedrich's des Großen legte der Oberst eines preußischen Husarenregiments Rudolf von Schöps diesen häßlichen Namen nieder und tauschte dafür den „von Löweneck" ein. Die in Steyer lebende Familie Goldschmid wurde später Steyrer genannt und 1630 der kaiserliche Hoftrompeter Andreas Steyrer

Digitized by Google

geadelt. Eine Familie französirte ihren Namen: Hänseli Wunderlich aus Rötteln kam mit Markgraf Rudolf IV. von Baden-Hochberg 1448 nach Neufchâtel, wo er sich Merveilleux nannte. Da sein Nachkomme, Johann Merveilleux, der letzten Hochberg, Herzogin Johanna von Longueville, gute Dienste erwies, so adelte sie ihn 1529. Das Geschlecht existirt noch.

Sehr groß ist die Zahl der Adelsfamilien, die dem Handelsstande entsprossen sind und wegen ihres Geldes nobilisirt wurden. Ich muß mich darauf beschränken nur ihre Namen zu nennen. Von Bankiers kommen hier in Betracht: Arndt, Beckerath, Berneaux, Backhaus, Baroni von Berghof, Benecke von Gröditzberg, Bleichröder, Bogner, Borzati von Löwenstern, Casati, Finke von Finkenthal, Franck, Franken, Fleckinger auf Herrenwörth, Friedrich von Friedenberg, Fröhlich, Gasperini, Glotz, Greiff, Givanni von Pedemonte, Göritz, Goll von Franckenstein, Haber, Halder von Mollenberg, Haugk, Heilbroner, Hoffmann von Altenfels, Heinzelmann, Hillenbrand, Horguelin, Kaulla, Kluge, Köpf von Bleichfelden, Khößler, Kraft, Küner von Künersberg, Laturner, Lausberg, Lidl, Maack, Magnus, Malfatti von Rohrenbach zu Dezza, Meinertshagen, Edle von Menninger, Mohrenthal, Müller (eine der hundert Adelsfamilien dieses seltenen Namens), Mondolfo, Murmann, Nocker, Obwexer, Olenschlager, Oppenfeld, Owexer, Pestel, Rhost, Sartorio, Schmerling, Schreyvogel, Schütze, Edle von Sertz, Steiner, Tomschitz von Tennau, Tratter, Treves von Bonfili, Trezza von Musella, Verbrug-Giesberth, Antwerpeh von Freyhoff, Wallenberg-Pachaly, Weber von Rittersdorf, Weil-Weis, Wenzell von Wenzelli, Wolff von Wolfinau (es gibt über 60 adeliche Wolf-Familien), Zdekauer, Zincki u. s. w. Diesen nahezu 80 Bankhäusern will ich gleich die Fabrikanten folgen lassen, deren Geschichte ebenso uninteressant ist wie die der Bankherren; hier sind zu nennen: Andreä, Arnfeld, Aschauer von und zu Achenrain, Brentano, Brentano-Mezzagra, Bugenhagen, Chevassieux, Dangel, Desselbrunner, Dierzer von Frauenthal, Eichel genannt Schreiber, Eisenberger von Eisenberg, zwei Familien von Fischer, sodann Fischer von Röslerstamm, Forster, Gasteiger von und zu Lorbeerau, Gillardi, Ginzl von Pacifico, Graf zu Herninghohe, Grimmel, Grundler, Gryczik von Schomberg-Godulla, Guiseppe, Edle von Hayeck, Hilz, Jäniſch, Jerusalem von Salenfels (eine der vielen Judenfamilien dieser Adelsgruppe), Johannot von Ottenbach, Krügelstein, Kunowski, La Casa, Lenk von Dittersberg, Lieblein von Liebenstein, Ligthowler, Löbbecke, Loth, Maffai, Mainoni von Intignano, Mender, Montag, Moro, Pachner von Eggenstorf, Paur zu Wollspach, Porges von Portheim, Prugger von Prughaimb, Purtscher von Lobenstein, Rösler, Rosthorn, Sauerwein, Scherer, Schlechta von Hroihow, Schöller, Schülle, della Torre, Thornton, Weigel, Werther, von Numvár u. s. w. Unter diesen 60 Fabrikanten von Adel ist nur Ein Name, der einige Worte verdient: Gryczik von Schomberg-Godulla. Johanna Gryczik war ein ganz armes Bauerkind, aber ihr Pflegevater, der Eisenwerkbesitzer Godulla in Schlesien, hinterließ ihr die Herrschaft Schomberg und ein Vermögen, welches durch gute Verwaltung auf 10 Mill. Thlr. gestiegen sein soll. Im Jahre 1858 adelte sie der König von Preußen mit „Gryczik von Schomberg-Godulla", da sie am 15. Nov. 1858 auf Schloß Schomberg den Kammerherrn und Lieutenant a. D., Reichsgrafen Schaffgotsch, Sohn des Vice-Oberceremonienmeisters, heirathete. Das arme Hannchen ist jetzt Ehrendame des bairischen Theresienordens und Erbfrau von fünf Besitzungen.

In der Nobilitirung von Kaufleuten, Lieferanten und Krämern endlich haben die Potentaten ein übriges gethan. Ich will versuchen die Namen dieser Gruppe zu geben; daß die Israeliten einen guten Theil davon stellen, brauche ich nicht zu erwähnen; übrigens reden Namen wie Schmieles für sich selbst. Ich nenne Arnhard, Barthold, Bayard, Bayer, Böller, Brieger, Clausen, de Cleer, Crayen, Crollolanza, Dähne, Deme-

Digitized by Google

trovich, Dimpfel, Doling, Ehem, Ettenreicher von Ettenreich, Federle von Triebeswinkel, Ficin, Früß von Ehrfeld, Fromberg, Greiff von Lindsay, Greve, Gutterer von Guttenfeld, Hafner von Innbachhausen, Hartmann, Hazi Spida, Hepperger von Hofensthall und Tirstenberg, Herz, Heusser, Huickelhoven, Jäger von Jägersburg, Jani, Joannowits von Gyórotske, Kaan, Kager, Kleininger, Kahlnoth, Kaufmann von Söllheimb (Anspielung auf Soll und Haben), zwei Familien Kosler, Kreczunowicz von Olejowo, Laskiewitz von Friedensfeld, Leutner, Limpurg, Linden, Löwenthal, Lucas, Luitjens, Mahler, Mappes, Mellin, Milkuschitz von Milewsky, Millekich von Carlovzgzad, Millenkowich von Zsabar, Pedroni von Treuenfels, Pleschner von Eichstett, Puchwa, Reuß, Ritter von Zahoni, Robert, Rosenberger, Salaba, Scaguller, Schandernel, Schey von Korompa, Schlegel, Schmidt (es gibt an 80 verschiedene Adelsfamilien Schmidt), Schmieles, Schoiber von Engelstein, Schoiber von Greiffenstein, Skrochowski, Spazenreiter, Spirta, Staack, Stark, Stowoda, Strauß, Swistelnicki, Szarkoczy, Theodor von Pesthere, Thiringk, Todesco, Tomasich, Urthaber, Viatis, Vidovich von Goritzberg, Vogel von Ascholding, Wandrath, Wechtenbrück von Hohenberg, Wehner, Weittenhiller, Wenger von Wiesenburg, Wörz von Sprengenstein, Schöller, Schoßberger, Szábel, Zieglern von Tittling, Zorzi, Zorzini von Pegg, Angelini von Engelberg, Ahrens, Amirowicz, Antoniewicz von Bolocz, Edle von App, Arioli, Edle von Arthaber, Aschenburg, Edle von Aufschnaiter, Abel, Anns, Baab, Bachmayr von Oberndorf, Edle von Baldauf, Becker von Beckerfeld, Edle von Berger, Berger von Bergenthal, Berkholz (Erbauer der Burg Ortenberg in Baden), Bogner, Edle von Bogner, Bohdanowicz, Bolzano, Bonitz, Bruchmann, Buchan, Buchs, Cobelli von Freudenberg, Coith, Demeter, Dumreicher von Oesterreicher, Eliat, Elkan von Elkansberg, Erich von Erichstein, Ernesti von Faulbach, Fallot von Gemeiner, Edle von Fehr, Prentzel von Felsenstein, Fenzl von Paumgarten, Féronce von Rothencreuz, Flacht von Flachenfeld, zwei Familien von Frantzius, Ritter von Freyer, Fried, Gische, Gotteschnig, Grienberger, Granger, Großbauer, Großer (zugleich Juwelier), Gruber von Grubersberg, Guaita, Güglleithner von Ottensheim, drei Familien Gyra, Haberkorn, Högelmüller, Höger von Anzing, Hönig von Hönickstein, Herring, Hasselmayer von Fernstein, Heyßler von Rosenfeld, Hirschl von Hirschberg, Jaborneg von Altenfels, Jappa, Jarich von Broodberg, Jencko von Jenckensheim, Jenny, Jesstich, Illiny von Illenfeld, Junge, Kersdorf, Klimisch von Klimburg, Koch auf Gottmannsgrün, Kodollitsch, Köffiller, Ritter von König, Koffler, Koller, Kramsta, Krause, Krazer, Kretschmer von Kretschmershoff, Kriegshaber, Lümel, Lago, Landesen, Layer, Leidesdorffer von Neuwall, Leth von Lethenau, Liebmann von Liebenberg, Linnenfeld, Lossa, Mauritzio, Maurus, Mayer (es gibt an 120 Adelsfamilien dieses Namens), Meyerle, Milan, Mittmann, Molo, Müller, Murayt, Negro, Edle von Neuberg, Neubronn, Neubronner, Neupauer, Nimrichter, Oerthel, Orth, Pagatsch von Paburg, Pamesberger, Parente, Parisch, Parisi von Eichenthal, Patuzzi, Patziatzi, Ritter von Pauli, Perghofer, Peschier, Petrowitz, Pichler von Pichlegg, Planck von Planckburg, Plattner von Plattenfeld, Popper, Edle von Puchberg, Puffka, Putzer Edle von Reibegg, Quandt, Raczinsky, Edle von Rathgeb, Rauch, Rebay von Ehrenwiesen, Renner, Riesenkampf, Rodbertus, Rosetti Edle von Rosenhügel, Rossetti Edle von Scander, Edle von Roux, Edle von Rüdorffer, Rupprecht, Salvini von Sonnenthal, Edle von Sauer, Schallhamer, Schmidt, Schönborn, Schorn, Schrickel, Ritter von Schuster, Edle von Schwab, zwei Familien Schwarz, Scolla von Seelandi, Seel, Seelen, Sensel, Sichart, Ritter von Simonowitz, Smolenitz von Schmolk, Stefenelli von Prenterhof und Hohenmaur, Stickler von Gassenfeld, Stirm, Stockhammer von Rosenstein, Stremler, Tepper-Ferguson, Tersch, Thim von Werthenfeldt und Engelschein, Ritter von Thom, Edle von Thomann, Tilly, Tschoffen, Violand, Wahler, Wayna, Zabüsnig u. a.

Digitized by Google

Wir haben hier etwa 280 adeliche Familien dieser Gruppe angeführt, stehen jedoch nicht dafür, keine übergangen zu haben.

Außer diesen Geschäftsleuten gibt es noch manche Klasse von Adelichen. So haben wir an Buchhändlern und Buchdruckern Bernardi, Boselli, Buchführer, Degen Edle von Elsenau, Kinckius, Kleinmayer, Kurzböck, Lackner, Mößle, Edle von Pauli, Trattner, Schönfeld. Die Familie Buchführer soll früher von Beck geheißen, dann aber infolge von Unruhen diesen Namen mit obigem vertauscht haben, mit Bezug auf den Buchhandel der Vorfahren; 1648 starb die Familie aus. Eine Reihe von Apothekern erhielten ein Adelsdiplom, so Becker, Beckher von Beckenberg, Bradez, Brentano a Moretto, Brunetti von Trauenhofen, Czerny, Erndl, Fitzner von Fitzenburg, Frankenberger, Helly, Hessen, Hentsch, Lemmen und Linsinspurg, Mafficioli, Meder, Nachtigal, Pauerspach, Petz, Ponz von Engelshoven, Scherer von Hofstatt, Scherfenberg, Edle von Senger, Edle Stegmüller von Rottenstein, Well und Ziegelauer von Blumenthal. Ja auch zwei Alchemisten empfingen den Adel; Talbot aus Worcheſter, ein Krystallgucker und Goldkoch, nahm den abergläubigen Rudolf II. dermaßen für sich und seine Künste ein, daß er ihn zum Ritter schlug und 1590 mit „von Kelley" adelte, und Karl XI. von Schweden adelte den Alchemisten Johann Kunckel aus Holstein gerade 100 Jahre danach mit „von Löwenstern". Von Juwelieren wurden geadelt Gipfel, Globig-Jagdsheim, Hößlin, Hoheneck, Hollauer von Hohenfels, Mack, Rad, zwei Familien Smitmer und Tavernier.

Als geadelte Schauspieler begegnen uns Holbein, von dem ich bei Erwähnung der Gräfin Lichtenau sprach, und Marinelli, Schauspielunternehmer zu Wien (1801), als geadelter Tanzmeister Lang von Langenau am wiener Hofe (1721).

Auch geadelte Bierwirthe und Brauer hat Deutschland aufzuweisen: Bauhoffen, Pschorr und Schwanda von Zemschitz; geadelt wurden 1636 der kaiserliche Hofmundbäcker Neuner, ferner die Hofeinkäufer Haller und Kreutter, die Kammerheizer Hertz und Sutter, die Köche Mendl, Schiffer und Wurzian, die Barbiere Hochfeldt, Hüber von Hübegg und Guasto, der Sattelknecht Luxenstein, der Schuster Madrigall. Von den zwei geadelten Schneidern, Hüber und Stulz, ist das Geschick des letztern einiger Worte würdig. Zu Kippenheim in Baden wurde Georg Stulz geboren; er widmete sich dem Schneiderhandwerk und erwarb in London ein so enormes Vermögen, daß er die Schere nur noch zum Couponabschneiden zu benutzen brauchte. Er that sehr viel Gutes, wurde von Großherzog Leopold 1832 geadelt mit „Stulz von Ortenberg" und starb zu Hyères (Frankreich) ohne Nachkommen. Aus seiner Erbschaft wurde 1835 die Stulz'sche Waisenanstalt in Lichtenthal gegründet mit 120000 Fl. Fonds. Außerdem hatte er bei Lebzeiten große Summen aus Hyères nach der Heimat gesandt, nicht allein für Kippenheim, sondern auch für Karlsruhe u. s. w. Auch mehrere Garderobiers kamen, ohne selbst zu wissen wie, zum Adel, die Appolt Edle von Frankenau, Bohr, Dörl, Itiens, Kürner von Kürnberg und Panckhamer, sämmtlich kaiserlicher Prägung, wie überhaupt Oesterreich die meisten Adelsdiplome vergeben hat. Dies beweisen wiederum die Kammerdienerfamilien von Adel. Oesterreich adelte Aretza, Dony, Baussart, Bazenhofer, Bonvicinus, Bosch, Brölmann, Bürck, Eccard, Ehinger, Einger, Eisner, Ehrenpreis, Fatzi, Halouzière, Hayden, Jahring, Kaleis, Klain, Kögel, König von Paumbshausen, Kranz, Krössel von Bilsegg, Kübach, Lacasses, Langseisen, Legran von Granenfeld, Macchio, Madruzi, Sanct-Martin, Nüsser, Paller, Pallestrazzi, Niedermayer von Nothdorf, Piehlmayer (auch Püchelmayer geschrieben), Popp, Prasneckh, Pürk, Rigos von Malosco, Rauchmüller, Saul, Schlatter, Schnepfer, Schwindl, Spinuzi, Stauber, Steiger, Struckhel von Schluffelburg, Stuser, Sumaga, Willatha. Von Rußland wurden geadelt Acht von Achtfelden und Hempel, von England der türkische Kammerdiener Georg's I. als „Mehemet von Königstein", von Preußen Luck und der früher genannte Bidekap, von Kur-

Digitized by Google

pfalz Rogister, von Kurköln Mulsmann, von Kursachsen Hahn, Melani und Sorlist, vom Herzoge von Baiern 1613 Hebenstreit und vom brixener Bischof 1705 Mittergarten.

Boten diese circa 500 adelichen Bank- und Handelsherren, Kammerdiener, Apotheker u. s. w. kein Interesse, so sind doch einige andere Familien aus bescheidener Stellung emporgestiegen, deren nähere Erwähnung nicht unwillkommen sein dürfte. In Preußen treffen wir auf einige Fälle. Lampert Distelmeyer, eines armen leipziger Schneiders Sohn, studirte die Rechte, promovirte und heirathete eine reiche Rathsherrntochter. Er trat in die Dienste des Hauses Brandenburg und stieg zum Geheimrathe und Kanzler empor, welche höchste Würde er unter den beiden Joachim und Johann Georg bekleidete. Dadurch, daß er die Mitbelehnung Brandenburgs mit dem Herzogthume Preußen bei Polen durchsetzte, ist Distelmeyer der erste Baumeister am preußischen Staatsbau geworden. Im Jahre 1585 adelte Kurfürst Johann Georg den großen Minister. Sein einziger Sohn, der ihm als Kanzler folgte, beschloß das Geschlecht. Eines Töpfers Enkel trat Karl Gottlieb Guichard in die preußische Armee, wurde Friedrich dem Großen bekannt, und dieser unterhielt sich gern mit dem geistvollen Offizier. Einstmals nannte Hauptmann Guichard den im Polybius vorkommenden Centurio Ilicius fälschlich Icilius, worauf ihn Friedrich II. mit dem Namen „von Quintus Icilius" 1759 adelte. Im Jahre 1775 starb er als Oberst zu Potsdam. In Anhalt lebte ein ganz unbekannter Landmann, der sich Vermögen erwarb und seinen einzigen Sohn Johannes Andreas Albert Sonnenberg studiren ließ. Als der Fürst von Bernburg vom Reichshofrathe zur Verantwortung gezogen wurde, weil er im Siebenjährigen Kriege zu schlechtes Geld hatte prägen lassen, sandte er den jungen Rath Sonnenberg nach Wien und es gelang diesem die Sache beizulegen. Im Jahre 1764 adelte ihn der Kaiser als „Edlen von Sonnenberg", wovon er anfangs keinen Gebrauch machte. Die Familie stieg zu den ersten Aemtern in Anhalt-Bernburg empor und der vorletzte Herzog von Bernburg, Alexius, heirathete morganatisch nacheinander beide Töchter des Regierungspräsidenten und Geheimrathes Albert Edlen von Sonnenberg, mit Beilegung des Titels einer „Frau von Hoym"; beide blieben kinderlos. Als Friseur der Schwester des Generals Bibikoff kam der schöne Schweizer Pierre nach Petersburg und wurde dort Mode; alle Welt wollte nur von Pierre coiffirt sein. Seine Protectrice verliebte sich in ihn und bat Katharina II. ihn heirathen zu dürfen. Die Zarin gestattete dies. Unter dem Namen Ribeaupierre trat der Friseur in russische Kriegsdienste, wurde nach und nach Generalmajor, wodurch er den Erbadel erlangte, und fiel vor Ismail 1790. Auffällig ist, daß Kaiser Karl V. zur Zeit der strengsten Inquisition zum Gesandten in Amsterdam einen Juden Don Manuel del Belmonte hatte und ihn mit „Bellmont" adelte. Auch zwei Mohammedaner erlangten den Adel, 1794 Osmann und 1776 Steinmann. Letzterer war der Sohn des preußischen Generalmajors von Manstein und einer Türkin, wurde christlich erzogen, trat in preußische Dienste, empfing den Adel mit „von Steinmann" und starb als Oberst a. D. Durch seine Beziehungen zu den Bonaparte hat das Geschlecht der Beauharnais, resp. der Tascher de la Pagerie, einen historischen Namen errungen. Die Tascher de la Pagerie sind graubündener Herkunft; zu Igis wurde 1671 ihr Stammvater Christian Täscher geboren. Wie hoch ist dies Haus gestiegen! Noch existiren viele Täscher in Graubünden, und Napoleon III. hat, ehe er Kaiser war, 1834 an einen dieser Vettern in Chur geschrieben. In Frankreich bekleiden die Tascher seit langer Zeit die Herzogswürde. Die drei Brüder Harder von Hardenstein waren Müller und Bauern zu Schleisheim. Herzog Wilhelm V. von Baiern wollte an diesem Orte seine Lustbauten vollenden und brauchte dazu ihr Anwesen. Da sie es aber unter keiner Bedingung abtraten, so war Wilhelm rathlos, bis man ihm vorschlug, ihnen den Adel anzubieten. Dies Angebot that Wunder — 1600 verkauften sie dem Herzoge ihre Güter und wurden

Digitized by Google

geadelt. Ihre Familie, die sich sogar mit den Hegnenberg-Dux verschwägerte, ist erloschen.

Eine äußerst bewegte Geschichte ist die der Herren von Chapuset et Valentin. Nach Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685, verließ der Brigadier der Haustruppen Ludwig's XIV., Karl Chapuset de Saint-Valentin, Frankreich und ging nach Altdorf, wo er, ohne Mittel, gezwungen war, Universitätstanzmeister zu werden. Von der Tochter des gräfenberger Pfarrers Müller hinterließ er zwei Söhne, die in Nürnberg Bürger wurden. Der eine war Sprachlehrer, der andere mußte einen Kramladen anfangen. Immer tiefer sank die Familie, bis sie plötzlich durch eine Laune des Schicksals wieder stieg. Als Tochter eines gemeinen Soldaten heirathete Marianne Chapuset einen Herrn von Imhoff auf Mörlach und dann den berühmten Generalgouverneur von Ostindien, Warren Hastings, dem sie ihr erster Mann auf der Fahrt nach Ostindien an Bord des Duke of Grafton 1769 verkaufte. Doch erst um 1775 sprachen die französischen Gerichte die Scheidung von Imhoff aus. Durch die finanzielle Vermittelung von Hastings heirathete die zweite Tochter des Bruders seiner Frau, eines stuttgarter Gärtners, 1817 den Freiherrn August von Soden, der 1849 als würtembergischer Kammerherr, Staatsrath und Regierungspräsident verstarb.

Mit dieser Familie, die aus der tiefsten Armuth wieder emporkam, will ich den Uebergang zu der Gruppe machen, die aus ganz verarmten Familien besteht und die leider nicht klein ist. Balthasar Kölnpöck von Kölnpach aus altem österreichischen Rittergeschlecht hinterließ einen unmündigen Sohn Andreas; diesem stahlen die Vormünder sein Vermögen und er mußte mit einem Fugger'schen Factor nach Oesterreich gehen und Kaufmann werden. Durch Handel mit Eisenwaaren und reiche Heirathen wurde er bald von neuem vermögend; seine Nachkommen gaben den Handel auf und 1538 wurde ihr Adel bestätigt. Doch Nembrod Kölnpöck trieb Alchemie und zerschmolz fast sein ganzes Hab und Gut; nur das Schloß Ottsdorff blieb nach seinem Tode 1621 der enorm reich gewesenen Familie, die 1722 erlosch. Die Fröschl von Marzoll standen in Salzburg in hohem Ansehen und waren reich begütert. Doch ging das Geschlecht elend unter. Wigul Hund schrieb darüber 1586: „Sigmund Fröschl habe 1541 40000 Fl. Vermögen gehabt, sei lutherisch geworden; mit 24 Jahren verarmt, sei er zum Katholicismus zurückgetreten. Joseph aber, ein Gelehrter, habe Alchemie getrieben und dadurch sei Armuth bei ihm eingezogen. Die Familie erlosch." Lorenz von Argon nahm den Namen Egen um 1410 an; Peter Egen war der reichste Mann in Augsburg, sechsmal Bürgermeister und nahm 1442 wieder den Namen „von Argon" an. Aber 1532 starb sein Stamm in tiefster Noth aus. Fünf Herren von Groß waren Schultheiße des Reiches in Nürnberg und der letzte Sprosse derselben, Sebastian, starb 1570 arm und elend in dem Spital zu Nürnberg, welches sein Ahn, der Reichsschultheiß Konrad Groß, der 1386 starb, gestiftet hatte. Die einst angesehenen Einzinger von Einzing waren so tief herabgekommen, daß der letzte derselben, Johann Martin Maximilian, der Verfasser des „Bayerischen Löw", blind und verarmt von der münchener Akademie der Wissenschaften seit 1796 ein Jahrgehalt von 30 Fl. bezog; er starb schon 1798. Mit 30 Fl. konnte er unmöglich leben. Das uralte bairische Geschlecht Cammerau kam schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts so herab, daß 1446 zwei als Räuber zu Straubing geköpft wurden. Im Jahre 1495 kaufte Herzog Albrecht IV. von Baiern dem letzten der Familie, Jörg, seine letzten Lehen ab; dieser Jörg, Kaplan auf der von den Seinen gestifteten Messe zu Pöring, beschloß etwa um 1500 die Cammerau. Auch die Cammer waren angesehen, denn Christoph von Cammer, Pfleger zu Pfaffenhofen, erhielt vom Herzog Wilhelm V. die Hand seiner (vermuthlich unehelichen) Tochter. Aber er wirthschaftete so schlecht, daß er alle Güter verkaufen mußte, und heirathete nach seiner Frau Tode die Magd. Zuletzt

Digitized by Google

fristete er sein Leben von einem Gnadengehalte des Herzogs und beschloß 1584 die Familie von Cammer. Auch der letzte Stein in Pommern, Arend von Stein auf Siegelkow, der durch einen Fall schwere Kopfleiden hatte, war so verarmt, daß er alt während des Krieges herumirren mußte und in der Mitte des 17. Jahrhunderts elend zu Sissow verschied. Im Dreißigjährigen Kriege kamen auch die Kügelgen so herab, daß sie den Adel ablegten und Handwerke treiben mußten. Doch schwang sich die Familie durch das Talent der berühmten Maler Gerhard und Karl wieder empor, die überdies in die Familie von Manteuffel heiratheten und denen der Kaiser ihren alten Adel bestätigte. Der letzte des Geschlechts von Teuwer, genannt Tewer, mußte Teuwershofen verkaufen, um sich im Spital zu Schwäbisch-Hall einen Platz kaufen zu können; dort starb er als Pfründner. Daß der Adelsbrief der Familie von Zimmermann von 1733 in der zu Leipzig abgehaltenen Bücherversteigerung am 12. Febr. 1855 öffentlich verkauft wurde, zeigt die gänzliche Verarmung der Familie.

Aeußerst traurig ist der Ausgang einiger andern Adelsnamen. Hier müssen zuerst die Baculo von Stave genannt werden; den Namen führten sie von ihrem Hofe „zum Stabe" (ad baculum). Im 12. Jahrhundert tritt das Geschlecht zuerst auf. Den Höhepunkt aber erreichte es in Hilger I. von Stave, einem Kröfus des Mittelalters; derselbe war so reich, daß er der Gläubiger vieler Herren wurde und z. B. dem Herzoge von Jülich 80000 Mark vorschoß, eine für damalige Geldverhältnisse höchst bedeutende Summe. Von seinen neun Kindern schlossen sechs überdies reiche Ehen, starben aber meist kinderlos, und im Kampfe der Zünfte mit dem Volke wurde Heinrich, der Bürgermeister Kölns, 1395 enthauptet. Sein Sohn starb „im Elende", welcher Ausdruck der Chronisten wol das Exil bezeichnet. Mit Hilger von der Steffe, dem Freunde des Kaisers, erlosch das einst so reiche Haus im Anfang des 15. Jahrhunderts. Ebenfalls unter dem Beile des Nachrichters endete ein anderes Haus; Heinrich von Scharfsod, der letzte der Familie, hatte im Rausche 1613 auf der Treppe des Weinkellers zu Zittau einen Ziegelstreicher Walther erdolcht, deshalb richtete man ihn am 18. Aug. 1614 hin — auf 14 Tage später war seine Vermählung anberaumt gewesen. Wohl wendischen Ursprungs war das um 1740 erloschene Adelsgeschlecht Schwanitz, aus welchem Sigismund auf Gerlachsheim sich so übel berüchtigt machte. Weil man ihm in einem Bierhofe ein Viertel Bier zum Kindtaufsfeste auf Credit nicht hatte geben wollen, dang er im Jahre 1608 Kerle, welche die Stadt Zittau anzündeten; als diese 1624 als Gefangene es verriethen, wurde Sigismund von Schwanitz 1624 in Bautzen hingerichtet, oder wie es heißt, „geschleift und geschmäucht". Im Jahre 1660 fiel der letzte Rose von Rosenigk, Kammerjunker zu Brieg, im Duell. Auch der letzte Dynast von Handschuchsheim blieb in einem Rencontre; auf dem Marktplatze zu Heidelberg erstach ihn Friedrich von Hirschhorn, 1600.

So elend ist der Ausgang einer Reihe adelicher Geschlechter gewesen; theils verkamen sie in Hunger und Noth, theils verbluteten sie unter Henkershänden oder endeten im Duell.

Nicht sehr umfangreich ist die Gruppe, der wir uns jetzt zuwenden wollen, denn die Fürsten pflegten ihren morganatischen Gemahlinnen und Kindern nicht nur den Adel, sondern meist auch die sieben- oder neunzackige Krone zuzuwenden. Prinz Karl Theodor von Baiern, dem wir unter den Grafen schon begegneten, heirathete in zweiter morganatischer Ehe, die kinderlos blieb, 1859 die Schauspielerin Henriette Schöller, Witwe des Schauspielers Hölken, eine fast 50 Jahre zählende Frau, die als „Frau von Frankenburg" geadelt wurde und 1866 starb. Auch Herzog Ernst von Würtemberg, verstorben 1868, heirathete morganatisch die Sängerin Natalie Eschborn, die sich Frassini nannte und nach der Vermählung „Madame de Gruenhof" wurde. Aus dem Baden-Durlachischen Hause führte Markgraf Christoph 1779 Katharina Fux heim, die ihm Karl Wilhelm

Digitized by Google

Eugen gebar, der 1806 als „Herr von Freydorff" geadelt wurde und 1854 als badischer Generallieutenant und Kriegsminister verblich, Kinder hinterlassend. Aus der morganatischen Ehe des Fürsten von Nassau-Saarbrücken mit Fräulein Dern, die 1770 zur „Frau von Dorsberg" erhoben wurde, gingen die Herren von Dorsberg hervor. Der berühmte Türkensieger Herzog Friedrich Josias zu Sachsen aus dem Hause Saalfeld-Koburg, kaiserlich königlicher Generalfeldmarschall, zeugte in geheimer Ehe mit seiner frühern Silberwäscherin Stroffeck den „Herrn von Roman", der sich in Oesterreich niederließ. Die Frauen von Hoym habe ich schon bei Sonnenberg erwähnt; so will ich bei Anhalt-Bernburg nur noch der morganatischen dritten Ehe des Fürsten Victor II. Friedrich mit der Tochter des Kassendieners Schmidt, Konstantia, gedenken, welche Kammerfrau seiner brandenburgischen Gemahlin gewesen war; 1752 erhielt sie den Namen „Frau von Bähr", und die Tochter, Fräulein von Bähr, heirathete einen Grafen Solms. Aus der morganatischen Verbindung des kölner Domherrn Grafen Bernhard zur Lippe (am Ende des 15. Jahrhunderts) mit Fräulein von Reden entsprossen die Herren „von der Lippe". Im Jahre 1797 heirathete der österreichische Gesandte zu Berlin, Fürst Heinrich XIV. Reuß, eine der Perlen des jüdischen Cirkels in Berlin, die Bankierstochter Marianne Meyer; doch wurde diese Ehe erst April 1799 nach des Fürsten Tode bekannt. Das Haus Reuß versagte der Jüdin die Fortführung des Fürstentitels, doch gab diese als gute Kaufmannstochter nur gegen bedeutende klingende Vortheile nach und nannte sich „Frau von Eybenberg". Als solche heirathete sie 1800 Deutschlands berühmtester Publicist, Friedrich von Gentz, dem sie 1814 der Tod entriß. Dem polnischen Fürstenhause Sapieha gehört ebenfalls eine morganatische Ehe an: die Fürstin Sapieha auf Freyhahn lebte in rechtmäßiger, aber geheimer Ehe mit dem Sapieha'schen Beamten, Adalbert Paul Ziwny, den Maria Theresia 1756 als „Ziwny von Lilienhof" adelte und 1763 Friedrich der Große in seinem Adel bestätigte. Der eine Sohn aus dieser Verbindung empfing den Namen „von Zwobitzki", der jüngere den „von Adelstein"; 1775 aber empfing ersterer den Namen „von Lilienhof-Zwobitzki", letzterer „von Lilienhof-Adelstein". Aus mediatisirten Häusern will ich noch zwei Fälle anführen. Die Kinder des Grafen Johann Ludwig von Isenburg-Offenbach und der Tochter des Wittgenstein'schen Rathes Bilgen erhielten zwar das Isenburg'sche Wappen, aber nur den Namen „von Eisenberg". Ihr Vater starb 1685. Als sich Graf Adalbert von Erbach-Fürstenau 1859 mit seines Kammerrathes Wüllenbücher Tochter morganatisch vermählte, verlieh der Großherzog von Hessen ihr und ihrer etwaigen Descendenz den Adel mit dem Namen „von Rothenberg".

Außerordentlich groß ist die letzte Abtheilung, die diese Blätter anführen werden — sie besteht aus den Adelsfamilien, die unehelicher Abstammung sind. Von ihnen allen ist keine so berühmt geworden wie die der d'Austria. Dies war der Name, den die Habsburger in Oesterreich und Spanien ihren Bastarden zu geben pflegten; so hieß der Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, der Sohn Karl's V. und der schönen Barbara Blomberg in Augsburg, der Statthalter der spanischen Niederlande, so drei natürliche Söhne des Kaisers Max I. und der natürliche Sohn des einen, des Bischofs zu Cordova, so die Bastarde Rudolf's II. Letzterer hatte von Tycho de Brahe, dem großen Astronomen, gehört, ihm drohe Gefahr vom nächsten Verwandten, und deshalb ließ er seinem illegitimen Sprossen Julius Cäsar d'Austria 17. Dec. 1611, da er im Bade saß, die Fußadern öffnen, sodaß er verblutete. Auch der natürliche Sohn Philipp's IV. von Spanien und der Maria Calderona, der Vicekönig von Aragonien und Minister Karl's II., erhielt den Namen Juan d'Austria. Bei weitem die meisten Bastardfamilien stellten zu dieser Gruppe die Häuser Hohenzollern und Wittelsbach. Der Bastard des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, der Consistorialrath Achaz, nannte sich „von Brandenburg".

Digitized by Google

Der vielgefeierte Prinz Louis Ferdinand von Preußen hatte von Henriette Fromm Sohn und Tochter, die der König 1810 als „von Wildenbruch" adelte; der Sohn war von 1852—58 Gesandter Preußens bei der Pforte. Der 1813 verstorbene Prinz August Ferdinand von Preußen, des vorigen Vater, zeugte mit einer Wichmann Tochter und Sohn, die der König 1810 sammt der Mutter mit „von Waldenburg" adelte. Ein unehelicher Sohn des Markgrafen Heinrich Friedrich zu Schwedt, von dem wir schon früher bei den Freiherren sprachen, empfing 1776 ebenfalls den Namen „von Wildenbruch"; ein anderer Bastard desselben wurde 1786 „Herr von Jägersfeld", und da er Blücher im Avancement vorgezogen wurde, nahm dieser seinen Abschied; der Sohn dieses Jägersfeld, Karl, Lieutenant im Husarenregiment von Blücher, beschloß die Familie. Ein Bastard des letzten Markgrafen von Brandenburg-Baireuth Georg Wilhelm von Frau von Lindenfels, Georg Wilhelm, wurde „Herr von Plassenberg", und Sohn und Tochter des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich zu Ansbach und der Regina Wilke wurden mit „von Carlowitz" geadelt, 1744. Der Sohn starb 1747 kinderlos, die Tochter wurde Gräfin zu Schönburg-Hinterglauchau.

Sämmtliche adelichen Bastarde des Hauses Wittelsbach gehören frühern Jahrhunderten an. Herzog Albrecht III. von Baiern wurde durch die Patriciertochter Ligsalz in München Vater Johann's, der nach seinem Geburtsorte Neuhausen „von Neuhäuser" hieß und Kanzler Albrecht's IV. wurde. Sein Geschlecht erlosch 1634. Ein Herzog Wilhelm von Baiern, welcher, ist unbekannt, zeugte den Ahnherrn der Herren von Hoogwoude und Aartswoude, Eberhard, Herzog Wilhelm IV. Konrad, der 1425 die Feste Planegg erhielt und „Egenhofen von Planegg" genannt wurde. Herzog Ludwig mit dem Barte von Ingolstadt hatte von Fräulein von Freyberg den Kammermeister Wieland, der sich Wieland oder Schwelcher, genannt von Freyberg, schrieb.

Der 1479 verstorbene Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut zeugte mit einem Fräulein aus dem ungefähr 1750 ausgegangenen Adelshause Elsenheimer Leonhard, den der Vater 1450 mit Namen und Wappen des circa 1405 erloschenen Hauses „von Bogenhofen" beschenkte und der seiner vielen Güter halber der reiche Bogenhofer genannt wurde, jedoch ohne Söhne verschied. Des vorigen Sohn Georg der Reiche, letzter Herzog der landshuter Linie, war der natürliche Vater der erloschenen Familie „von Berbing".

Das Haus der Obotriten von Mecklenburg hat ein bedeutendes Contingent gestellt. Der 1552 verblichene Herzog Heinrich der Friedfertige, dessen Beinamen „Vater des Vaterlandes" ich durchaus nicht übel auslegen will, hatte einen natürlichen Sohn Balthasar „von Mecklenburg", dessen Nachkommenschaft ausgestorben ist. Im Jahre 1610 verstarb Herzog Karl als Bischof von Ratzeburg, von Anna Deelen zwei Herren und zwei Fräulein „von Mecklenburg" hinterlassend. Herzog Friedrich Wilhelm zu Schwerin, gestorben 1713, hatte von der Tochter des Kanzlers Wedemann ein natürliches Kind, Katharina „von Mecklenburg", welche den Kanzler von Wolfrath heirathete, aber die Maitresse des Herzogs Karl Leopold, ihres natürlichen Oheims, wurde, der 1747 das Zeitliche segnete. Ihr Gemahl wurde 1723 zu Schwerin enthauptet. Von dem Herzoge hatte sie Emanuel „von Mecklenburg", genannt das Männchen. Von Großherzog Friedrich Franz I. zu Schwerin stammt die Familie ab, welche Oesterreich 1813 mit „Mecklenburg von Kleeburg" adelte. Verschiedene Linien des hessischen Hauses kommen hier in Betracht: Kassel, Darmstadt und Rheinfels-Rothenburg. Von Landgraf Otto zu Hirschfeld aus der kasseler Linie stammten die erloschenen „von Hattenbach" ab. Ein natürlicher Sohn Philipp's des Großmüthigen, Wilhelm, begründete das Geschlecht „von Kornberg". Landgraf Ludwig Georg Karl zu Darmstadt, Reichs-Generalfeldzeugmeister, gestorben 1823, hatte zwei natürliche Töchter, Friederike Luise, die er 1821 legitimirte und die der Großherzog mit „Weiß zu Weißenstein" adelte, und Friederike Elisabeth, an

Digitized by Google

demselben 30. Aug. 1821 legitimirt und geadelt mit „Adlersberg von Adlershöh"; letztere heirathete den großherzoglichen Generalmajor und preußischen General der Cavalerie Baron Trotha. Der 1725 verstorbene Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels-Rothenburg zeugte mit Fräulein von Fechenbach-Sommerau den Ahnherrn des Geschlechtes „von Sommerau", welches 31. März 1853 in dem Cardinal-Erzbischof von Olmütz ausging. Ferner erzeugte er Wilhelm von Körrenberg, der 1738 als kaiserlich königlicher Obrist in Belgrad starb. Vom Landgrafen Ernst Konstantin aus derselben Linie, gestorben 1778, stammen die Herren „von Blumenstein" ab.

Der alte Dessauer hatte zur Maitresse die Tochter des Schultheißen zu Elrich, Söldner, die später der Geheimrath von Rode heirathete. Sie gebar dem Fürsten Leopold I. zwei Söhne, die der Kaiser mit „von Berenhorst" adelte und deren älterer, Georg Heinrich, ein geschätzter Taktiker, den Stamm fortpflanzte. Des Fürsten ältester Sohn, Erbprinz Wilhelm Gustav, war nicht nur Stammvater der Grafen, sondern auch der Herren „von Anhalt", die er mit seiner Concubine, Tochter des dessauer Superintendenten Schardius, zeugte und die Friedrich der Große 1761 adelte. Preußen adelte auch 1806 drei natürliche Kinder des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Dessau und der Fräulein Schoch mit „von Beringer". Weil Prinz Albert zu Dessau einem Bastard das Leben gegeben hatte, adelte Herzog Leopold IV. Friedrich zu Anhalt-Dessau denselben 1836 mit „von Heideck".

Dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen wird die Vaterschaft der Herren „von Jessen" zugeschrieben, die einen nennen sie seine natürlichen Kinder, andere Sprossen einer Gewissensehe. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen war der 1753 gestorbene sächsische Generallieutenant und Commandant des Königsteins, Johann Georg Maximilian von Fürstenhoff, der keine Söhne hinterließ. Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg aus dem Askanischen Hause, gestorben 1669, zeugte mit mehrern Concubinen die Herren „von Rautenkranz", deren Nachkommen als Zöllner, Schulzen und Deichschauer zu Darchau dem „von" entsagten. Prinz Adolf von Sachsen-Gotha zeugte mit Marie Elisabeth Schauer einen Sohn und eine Tochter, die Joseph II. 1799 sammt der Mutter mit „von Gothart" adelte. Allbekannt ist das Verhältniß des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar zu der Schauspielerin Karoline Jagemann, die 1809 Frau „von Heygendorff" wurde; diesen Namen erhielten auch die Kinder, die sie dem Fürsten schenkte.

Einer der natürlichen Söhne des Herzogs Eberhard im Barte von Würtemberg, Hans Würtemberger, wurde 1491 „Herr von Karpfen", doch erloschen sein Name 1655. Der vorige König von Würtemberg hatte zur Maitresse die Hofschauspielerin Amalie Stubenrauch, der er den Adel verlieh, die Kinder aus dieser Verbindung schlossen gute Partien. Dem illegitimen Verhältnisse des wilden Herzogs Heinrich II. von Braunschweig mit Eva von Trott entsprangen der Junker von Kirchberg und Heinrich Theuerdank, der 1553 bei Sievershausen fiel. Die 1625 von Ferdinand II. geadelten Junker „von Lüneburg" waren die Abkömmlinge Herzogs August von Lüneburg mit der Tochter des ebstorfer Amtmanns Schmiedichen. Von Herzog Georg Wilhelm zu Lüneburg aber und der schönen griechischen Tänzerin Zenobia Buccolini in Venedig stammte der Oberstallmeister des Herzogs, Lukas Bucco, her, den Leopold I. mit „von Bucco" adelte, dessen Geschlecht aber erloschen ist.

Mit seiner Freundin Offenny zeugte Graf Anton Heinrich von Schwarzburg 1604 den Johann Heinrich Oberhaupt, den Ferdinand III. 1641 zum „Herrn von Schwarzenfels" erhob. Die Schwarzenfels erloschen 1855.

Aus erloschenen Dynastien entsprossen die Herren von Grondstein, Gülich und Monsterberg. Die „von Grondstein" entstammten dem 1481 verstorbenen Herzoge Johann I.

Digitized by Google

von Kleve und sind ausgegangen; die „von Gülich" sind Nachkommen des Herzogs Reinhard von Jülich und seiner Maitresse Katharina von Bell; Bastarde des 1492 verstorbenen Herzogs Heinrich des Jüngern von Münsterberg aus dem Piastenstamme waren die Herren und Fräulein „von Münsterberg", von Kaiser Friedrich III. geadelt.

Von mediatisirten Häusern sind auch manche zu nennen, aus denen durch Concubinat adeliche Familien hervorgingen. Der natürliche Sohn des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy und Arschott, letzten Bischofs von Kamin, von Dorothea Levins, Ernst, wurde 30. März 1670 von dem Großen Kurfürsten mit „von Croyengreiff" geadelt, trat aber, 1678 katholisch geworden, 1679 in den Orden Jesu ein und starb 1700 zu Rom. Die natürlichen Söhne des Altgrafen von Salm-Reifferscheidt-Krautheim adelte Ludwig I. von Baden 1827 mit „von Krutheim". Im Jahre 1853 verstarb der bairische Generalfeldzeugmeister und Generaladjutant des Königs, Reichsgraf Karl von Pappenheim; seine natürlichen Töchter von Maria Eder hatte er legitimirt und der König sie und die Mutter am 30. Nov. 1819 geadelt mit dem Namen „von Calatin", der ältesten Bezeichnung der Familie Pappenheim. Auch aus gräflichen, nicht standesherrlichen Häusern gingen solche Familien hervor, von den 1815 erloschenen Reichsgrafen von Königsfeld die Familie „von Königsfelder", von den Grafen von Lusi die „von Lusi", von den Reichsgrafen von Rheinstein und Tattenbach die „von Meyerhofer auf Grabenstätt und Niedernfels", von den ausgegangenen Reichsgrafen von Haimhausen die Herren „von Eckartshausen", von den Grafen von Egloffstein die Familie „von Egloff", von den ausgegangenen Grafen d'Heinze die „von Vigny", von den Reichsgrafen von Gaschin die „Zoglowski", die aber wieder erloschen sind. Der russische Oberstlieutenant Peter Demidow in Moskau wurde nebst seinen vier natürlichen Töchtern von Alexandrine Kresnikow, eines Hauptmanns Tochter, vom Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen am 5. Mai 1802 mit „von Rakowsky" geadelt; er stammte aus der bekannten Schmiedefamilie Demidow, von der ich früher gesprochen habe. Von dem Freiherrn von Polweil entsprossen durch Concubinat die Adelichen gleichen Namens, doch sind beide Familien ausgestorben; von dem Freiherrn von Hoym gingen die Herren von Hoym-Söllingen aus, von den Freiherren Hendl von Goldrain die Familie „von Goldrainer zu Mühlrain", von den Herren von Schenckendorf die „von Heinersdorf", und so fort.

So haben wir die Runde durch die einzelnen Klassen des Adels, zumeist des deutschen, beendet, haben die große Verschiedenheit der einzelnen Gruppen hervorgehoben, und dieselben Kategorien in jeder Abtheilung wiederkehren sehen. Durch die unsinnige Verschleuderung von Adelspatenten hohen und niedern Ranges ist die Nobilität tief gesunken, und die fürstliche Macht hat von ihr nirgends mehr etwas zu befürchten. Neben diesem Geschäftsadel stehen aber noch bedeutende Reste des Adels der alten Zeit, Geschlechter von edelstem Klange, und gern bin ich bei ihrer Schilderung etwas verweilt; manches von ihnen hat eine Geschichte und bildet einen Mikrokosmos in sich selbst. Mögen diese Häuser noch lange fortblühen! Ein trauriges Zeichen für die Politik der Höfe zu jeder Zeit ist gewiß, daß so wenige hervorragende Geister, Gelehrte oder Künstler, den Adel erhielten; freilich bedurften sie dessen nicht, sie trugen in sich den Geistesadel, den hinwiederum kein Patent den unzähligen geadelten Krämern und Kammerdienern verleihen konnte.

Der Adel ist von seiner Höhe herabgestürzt, und wird ebenso wenig wieder in alter Kraft und Blüte erstehen wie seine gebrochenen Burgen; eine solche Restauration ist unmöglich, und selbst der ausschweifendste Romantiker wagt nicht an eine derartige Utopie zu glauben. Dem Adel war einst große Macht gegeben, er hat sie misbraucht, und die Geschichte hat das Gericht über ihn gehalten, ihm die Macht genommen und jenen alten gewaltigen Geschlechtern nur den glänzenden Namen gelassen.

Digitized by Google

Land und Leute des tropischen Amerika.

Von

Franz Engel.

II.

Die gegenwärtigen Staaten des alten Columbien bieten zur Zeit nur den Anblick einer wechselnden Viel- und Willkürherrschaft von Parteigängern dar, welche innerhalb des jedesmaligen Machtgebietes, das sie factisch einnehmen, zunächst ihre eigene Person oder ihre Puppen und Soldherren als Staatsoberhaupt ausrufen und diesem irgendeine Regierungsform nach ihrem Geschmack beigeben, die ruhmreiche neue Aera dictatorisch in Scene setzen und sich in ihrem crassen Absolutismus als die alleinigen legitimen Vollstrecker des souveränen Volkswillens und gleichsam als Erzengel der unbefleckten heiligen Demokratie geberden. Die einzelnen Parteibanden werden aber gewöhnlich nur so lange äußerlich durch ein loses Band zusammengehalten, als es gemeinsame Interessen auszufechten gibt, fallen alsdann wiederum und mit gleicher Verfolgungs- und Vernichtungswuth übereinander her, wie vorher der gemeinsame Kampf aufgenommen wurde; entweder lehnt sich eine neue Opposition gegen die eben eingesetzte Regierung auf, oder an Stelle der allgemeinen, und dem persönlichen Eigennutze dienenden großen vaterländischen Interessen, die man vorzugeben pflegt, treten nun die Cantönli-, die Familien- und Personalinteressen, und mit dem classischen Feldgeschrei: Hie Guelf! hie Ghibelline! wird der alte Reigen auf dem neuen beschränkten oder vielfach getheilten Paukboden lustig weiter getanzt.

Sogar Städte, Dörfer und Familien liegen zuweilen, nach echt mittelalterlicher Romantik, in offener Fehde, oder der eine der halbsouveränen Staaten der Conföderation überzieht den andern oder die Centralgewalt selbst mit Krieg. Da ist z. B. der General Mosquera, Präsident des Staates Cauca, dem das Wahlgesetz für den Föderalcongreß nicht gefällt und der sofort den Beruf in sich fühlt, den Präsidenten der Centralregierung in Bogotá, Dr. Ospina, mit des Schwertes Spitze seines Amtes zu entheben, gleichviel ob sich das gesammte Land ein Jahrzehnt hindurch in Bürgerkriegen zerfleische und auf lange, unbestimmte Zeit hinaus in die grauenvollste Verwirrung falle; oder dort wird plötzlich die liberale Stadt Ocaña durch den heiligen Geist des Patriotismus inspirirt, die conservative Nachbarstadt La Cruz zu züchtigen, sei es wegen ihres gemeinschädlichen Glaubensbekenntnisses, oder sei es wegen ihrer gefüllten Läden, Pferdeställe und Familientruhen; der Beweggrund ist nicht recht durchflichtig, jedenfalls aber gebietet das Wohl und die Sicherheit der armen, gepeinigten „Patria", daß der Wohlstand

Digitized by Google

und die Hülfsmittel ihrer Schädiger und Gegner zerstört werden. Roß und Reisige bedecken zu guter Stunde die Gebirgsstraße, und da die heitere durchsichtige Sonnenluft den Glanz und das Getöse der gerüsteten Heerscharen weit hinausträgt in die Ferne, oder der Verräther in dieser oder jener Gestalt ja niemals schläft, so finden die geächteten Ammoniter und Kananiter noch rechtzeitig die Gelegenheit, vor der erbarmungslosen Zuchtruthe der Israeliten zu entwischen; nach ihnen rückt dann die Schar der Auserwählten nach geringer Arbeit und glücklicherweise ohne Blutvergießen siegreich zu den Thoren der Häretiker ein, ruft und rafft die bewegliche und unbewegliche Beute und Habe, die zurückgelassenen Weiber und Kinder, die wenigen verlaufenen Pferde und Maulthiere und den Inhalt der Läden und Truhen zusammen, verkündet dem einen hörenden Theile das neue, bis zu ihrem Abzuge geltende Recht, und schleppt den andern, minder verständnißvollen, aber werthvollern Theil aus gebieterischer Pflicht für das Wohl des Landes mit sich in die Gefangenschaft. Nach einigen Tagen genossenen Triumphes zieht wieder Ajax hier zu den Thoren hinaus und Hektor dort in die verlassenen Mauern ein, und der eine opfert diesen, der andere jenen Göttern, ein jeder in seiner Weise; bis eines Tages nunmehr die heimgesuchte La Cruz inspirirt wird, das Schwert der Rache in die Hand zu nehmen und an Ocaña zu thun, was diese einst an ihr gethan. Und wie dort Staat mit Staat, Ocaña mit La Cruz, Canton mit Cantönli aus Liebe zu Freiheit und Vaterland ein Hühnchen miteinander pflücken, so Don Pablo mit Don Pedro, General en jefe mit General ayudante, nur daß diese beiden stolzen Recken einer erhabenen Mission das Scheren und Geschorenwerden und die gerupften Federn den Bannerträgern ihres stolzen Namens und dem glücklichen Lande, in welchem sich das erhabene Schauspiel abspielt, überlassen, sie selbst aber, jeder für sich, ihr Hühnchen in den Topf stecken. Diese Dinge klingen drollig, sind es aber in Wirklichkeit nicht, und die vielumworbene „Patria" fleht weniger um Schutz vor ihren Feinden als vor ihren eigenen Söhnen und Liebhabern; jedoch, ob auch die Greuelbilder unter jener feurigen Sonne etwas drastischer hervortreten, wir finden sie unter andern Farbentönen und unter andern Formen auch wol unter einem andern Himmelsstrich wieder.

So oft auch die Farben und Zeichen der Parteien wechseln, heute die Rothen und Gelben, morgen die Gelben und Blauen, hier die Liberalen und Conservativen (man denke bei letztern nicht an unser Herrenhaus), dort die Unitarier und Föderalisten miteinander ringen mögen: in letzter Instanz handelt es sich bei allen diesen Bandenkriegen doch nur um die eine, sicher noch lange nicht ausgetragene Frage, wer herrschen soll im Lande, die Weißen oder die Farbigen. Der natürliche Erhaltungsinstinct muß die Weißen, so blind und befangen sie auch vielfach oft selbst vom eigenen Wege ablenkten, mit Nothwendigkeit nach der straffen, geschlossenen Centralisation der Regierungsgewalt hindrängen, denn eine solche Gewalt ist nur möglich in ihren Händen, und nur solange die Autorität in ihren Händen liegt, solange sie gewissermaßen ein Kastenregiment führen, können sie ihr Uebergewicht gegen die ihnen an Zahl fast zehnfach überlegenen Farbigen behaupten. Ein gleicher Beweggrund, nur zu entgegengesetzten Zwecken, führt die Farbigen hauptsächlich in das föderale Lager, denn auch sie begreifen instinctmäßig, daß die Theilung der Regierungsgewalt, die nur bei den auseinanderfallenden, den centrifrugal wirkenden Kräften des Rassengemisches möglich ist, den Weißen das Heft aus der Hand nehmen muß, und daß die selbständige Leitung und Begünstigung der Sonderinteressen von neun Zehntel der Bevölkerung das eine Zehntel vollständig niederhalten, allmählich auffaugen wird. Das Kämpfen und Ringen beider Parteien bedeutet den Kampf zwischen Civilisation hier und Barbarei dort; die letztere Fahne wird namentlich in den Llanos, das andere Panier auf den Cordilleren hochgehalten; denn die Wasserscheide des Gebirges scheidet auch die Menschen voneinander; hier den gesitteten,

Digitized by Google

seßhaften, an der Ackerscholle haftenden und einer höhern Cultur zugethanen Bewohner der Cordilleren, den Montañero, von dem zucht- und zügellosen, dem Ackerbau abholden, der Gesittung und Bildung feindlich gesinnten Bewohner der Grasebenen, dem Blanéro, dort; entgegengesetzt, wie die Wasser strömen, gehen Gemüthsart, Neigungen und Bestrebungen beider Menschenklassen auseinander; eine blutige Fährte bezeichnet den socialen und politischen Entwickelungsgang der gegenseitig sich mistrauisch befeindenden Blanéros und Montañeros; aber der Blanéro findet bei den Mischlingen und seinen Blutsverwandten auf der Cordillere in den gemeinschaftlichen Interessenfragen eine zahlreiche Bundesgenossenschaft, sodaß der Weiße hauptsächlich und im Grunde allein den Kampf der Civilisation auszufechten hat. Die nominelle Herrschaft geht von dem Hochlande, der Pflanzstätte der südamerikanischen Cultur, über die Llanos aus; aber die thatsächliche Herrschaft, die physische Macht reicht nicht so weit, und gegen diese, die executive Oberhoheit des Hochlandes, steht die rohe, trotzige, physische Kraft des Blanéro in beständiger Auflehnung und Unbotmäßigkeit. Gewiß sind uneigennützige und redliche Motive, Ueberzeugung, Patriotismus, ehrliche Charaktere und namentlich das Verlangen des arbeitsamen und productiven Theiles der Bevölkerung nach Befestigung der unsichern öffentlichen Zustände nicht ausgeschlossen bei allen diesen unheilvollen Parteikriegen; aber vorwaltend führen doch unlautere Motive, persönliche Gewinn- und Ehrsucht, Raufluft und Arbeitsscheu diesem und jenem Lager die überwiegenden und den Impuls gebenden Streitkräfte zu; wohl durchschauen die Häuptlinge selbst und ihr Gefolge sehr oft mit klarem Verstande das unsittliche, verdammungswürdige Verfahren in dem Vorgehen der Parteien und in der Behandlung der öffentlichen Fragen; aber die sophistische Lebensanschauung hat in ihrer gefährlichsten und verwerflichsten Form Besitz genommen von dem allgemeinen Volksbewußtsein und Gewissen, und dasselbe in seiner reinen, sittlichen Kraft tief geschädigt; jede edlere Aufwallung wird alsbald durch diese glattzüngige Sophistik im Keime erstickt. Das Massengewicht der Farbigen findet eine für die Weißen noch günstige Schwächung und Spaltung in ihren eigenen zerfahrenen, gegeneinander streitenden Interessen und in den Charaktergegensätzen zwischen den Montañeros und Blanéros, durch welche sie selbst wechselweise in die einander gegenüberstehenden Lager getrieben werden; die Weißen bedienen sich der uneinigen Farbigen zu ihren Zwecken, und diese hoffen nach Ausfechtung der gemeinsamen Interessen die Zügel des Regiments an sich zu reißen. Daher das beständig sich wiederholende Schauspiel des Auseinanderfalles jeder kaum zur Herrschaft gelangten Regierung.

Die Folgen solcher unausgesetzter Schwankungen der öffentlichen Zustände liegen auf der Hand; Entsittlichung des Beamtenthums, Misachtung und Machtlosigkeit der Gesetze, Wirkungslosigkeit auch der vorzüglichsten, humansten Verfassungsurkunden, Rückschritt des Nationalwohlstandes, verkümmerter Zuwachs der Bevölkerung, Stockung aller Einwanderung und andere fressende Schäden mehr lasten schwer auf dem heimgesuchten Lande. Selbst uneigennützige, sittlich reine und von Vaterlandsliebe beseelte Männer, von Gleichgesinnten an das Staatsruder berufen, vermögen nicht mehr, den eingewurzelten Uebeln mit Nachdruck entgegenzutreten; sie finden keine Unterstützung durch die Beamten in der Vollstreckung ihres Willens; die Staatskassen sind geleert, die wichtigsten Hülfsquellen verschlossen oder verpfändet; die Masse des Volkes ist durch den permanenten Ausnahmezustand in unüberwindliches Mistrauen, in Furcht, Gleichgültigkeit und Unthätigkeit versunken, sodaß Gehorsam und Beistand von ihrer Seite nur noch durch Drohung und Strafe erzwungen werden können; so scheitern alle Maßregeln an der Macht- und Hülfslosigkeit der vollziehenden Gewalt. Dazu kommt, daß Natur und Verhältnisse jeden Widerstand unterstützen; eine noch so wohldisciplinirte Streitmacht vermag nichts gegen den bewaffneten Aufstand; sie siegt zwar in der Regel in allen Gefechten und Schlachten;

Digitized by Google

allein sie ist ohnmächtig, die im Augenblicke der Niederlage nach allen Windesrichtungen auseinanderfliehenden und in Wald und Busch des dünnbevölkerten Landes und den Schlupfwinkeln des unzugänglichen Gebirges leicht geborgenen Banden an ihrer immer wieder bewerkstelligten Sammlung und an neuem Widerstande zu verhindern. Die immer Besiegten bleiben schließlich doch die wirklichen Sieger; die Bewegungen, anfangs scheinbar unterdrückt, schwellen mehr und mehr an, hängen sich auf Schritt und Tritt an die Fersen des regulären Heeres, bis Ermüdung und Aufreibung die Auflösung desselben herbeiführen, und die Flammen des wilden Bürgerkrieges über allen Verfall und Zerfall zusammenschlagen. Wer schließlich am längsten aushält, kommt obenauf, bis nach einigen Athemzügen der Erschöpfung das alte Ungethüm sich wieder in neuer Gestalt vom Boden erhebt.

Noch besitzt die weiße Rasse moralisches Ansehen und Uebergewicht, durch welches auch die physische Gewalt, obschon periodisch verloren, in Schranken gehalten und zurückgewonnen wird. Eine Aristokratie als Stand, mit Adel, Titel, Orden und Vorrechten ausgerüstet, findet in Staat und Gesellschaft keinen Raum, sondern Farbe, Herkunft, Bildung und Vermögen begründen ein in sich exclusives, aber innerhalb des socialen Gefüges nicht eximirtes aristokratisches Gesellschafts- und Familienelement. Die Beanspruchung, diese Gesellschaftsklasse politisch zu leiten, beruht nicht auf Willkür und unberechtigter Anmaßung, sondern auf Beruf und Bestimmung, denn nur das Regiment, das in ihren Händen liegt, vermag den Staat über dem Abgrund, überhaupt den Bestand des Staates als solchen aufrecht zu halten. Zu ihrem eigenen großen Nachtheile freilich legt sie sich nicht jene Selbstbeherrschung auf, welche sie diesen ihrem Berufe schuldig wäre; nur zu bereitwillig verläßt und vertauscht sie den ruhigen und friedlichen Fortschritt und Ausgleich mit der gewaltsamen Lösung jeder gegebenen und gesuchten Verwickelung; es geht der romanischen Rasse anscheinend der Sinn und die Fähigkeit ab zur Ordnung und Regelung ihrer gesellschaftlichen und politischen Angelegenheiten auf gesetzmäßigem Wege; und der ruhige Genuß geschaffener Einrichtungen, wie der friedliche Weiterbau auf gegebener Basis scheint ihrem Wesen so zuwider, wie die Auflehnung gegen alle Institutionen, der Widerspruch gegen alle Maximen und Principien eigenthümlich zu sein.

Der innere Halt und Gehalt, welchen eine Nation nur in solchen Einrichtungen gewinnt, die ihrer Nationalität und Geistesart wahrhaft angemessen sind, ging dem neuen republikanischen Staate nach der Loslösung von dem Mutterlande mit dem überstürzten Aufgeben der ihm eigenthümlichen Traditionen verloren; er befreite sich zwar aus den alten starren Formen und durchbrach das egoistische Abschließungs- und Isolirungssystem, setzte aber an die Stelle des alten gänzlich neue, fremdartige, alles Herkömmliche und Bestehende verleugnende antispanische Institutionen. Dadurch verfiel er in Verirrungen und Ausschweifungen, und je mehr er sich des eigenen, ursprünglichen Nationalcharakters entäußerte, desto mehr verlor er jeden Halt und statt auf neuen lebensfähigen, aber seinem Charakter homogenen Grundlagen ein festes Gebäude aufzuführen, lockerte er den künstlichen Zusammenhalt des Rassengemisches vollständig, schwächte alle Parteien und kräftigte keine einzige zur Erhaltung eines dauernden Gleichgewichts.

Mit Unrecht wird die Schuld an dem gegenwärtigen Zerfalle der allgemeinen Culturzustände der ehemaligen Colonialregierung allein zur Last gelegt, als ob diese alle geistige Cultur in dem Lande systematisch unterdrückt und verbannt habe. Das Mutterland begründete wissenschaftliche Institute von verhältnißmäßig hoher Bedeutung, die heute nur noch als ein verlassenes und zerfallenes Denkmal aus der spanischen Zeit herüberragen; das Mutterland sandte ausgezeichnete Gelehrte, wie z. B. den berühmten Naturforscher Mutis,

Digitized by Google

von Spanien nach Neugranada, welcher in Bogotá eine Sternwarte erbaute, die höchste und dem Aequator zunächstgelegene der ganzen Welt, während heute das Observatorium wüste und leer steht, und ein großer Theil der vorzüglichen Instrumente zerstört wurde; das Mutterland errichtete Unterrichtsanstalten, welche heute nicht mehr auf der wissenschaftlichen Stufe stehen, die sie zur Zeit der spanischen Herrschaft eingenommen. Andererseits aber lag das engherzige Monopolsystem, welches nur zur materiellen Ausbreitung der Colonien diente, lähmend wie ein Bann auf Industrie und Handel und der allgemeinen geistigen Regsamkeit, und was auf der einen Seite eine wohlwollende Gesinnung gab, nahm andererseits wieder die schmuzige Interessenwirthschaft. Nachdem die Fesseln dieser selbstsüchtigen Absperrung gebrochen waren, entfaltete sich der eingedämmte Handel schnell nach allen Seiten hin, herausgefordert und beflügelt von der Speculation aller handeltreibenden Völker; mit dem mercantilischen Aufschwunge konnte die lange niedergehaltene geistige Bewegung nicht gleichen Schritt halten, und da das öffentliche Leben zunächst ganz von den Handelsinteressen in Anspruch genommen war, konnte dasselbe unter diesem Einflusse auch nur eine einseitige Richtung einschlagen. Daher concentrirte sich Reichthum, Macht und gesellschaftliches Ansehen nur in dem Handelsstande, gegen welchen der kärglich dotirte Beamtenstand, der mittellose und verschwindend kleine Gelehrtenstand und der Militärstand mit seinem schlecht besoldeten Offiziercorps sehr bescheiden in den Hintergrund treten. Diese Verhältnisse sind seither äußerlich ziemlich unverändert geblieben; der große und kleine Kaufmann repräsentirt en chef das politische und gesellschaftliche Leben; aber auch das Gebiet des allgemeinen und besondern Wissens hat fleißige Arbeiter und wechselnde Theilnahme gefunden; mehr und mehr wendet sich ihnen die öffentliche und private Pflege und Sorgfalt zu, und mit der allgemeinen Achtung, welche den Trägern der Wissenschaft gezollt wird, halten Lust und Liebe zur Erweiterung der Kenntnisse gleichen Schritt und fallen die angewendeten Mittel und Bemühungen meistens auf einen durch natürliche Beanlagung und leichte Auffassung gut vorbereiteten Boden.

Handel und Gewerbe und Freizügigkeit sind in Friedenszeiten allen Beschränkungen enthoben; ebenso bestehen keine Verkehrshemmungen, immer den bürgerlichen Frieden vorausgesetzt, durch Legitimationen, Atteste, Pässe und dergleichen Vormundschaftspapiere. Der Staat bezieht seine Einkünfte aus den bedeutenden Ein- und Ausfuhrzöllen, auf welche noch besondere Zuschläge und außerordentliche Contributionen für Ein- und Ausfuhr gelegt werden; ferner aus Hafenabgaben, innern Renten, aus verschiedenen außerordentlichen und zufälligen Einnahmen. Gewerbe und Grundbesitz war und ist vielleicht noch frei von Steuern, der Handelsstand nach einem Dreiklassensystem besteuert. In Ausnahmezuständen, die nun freilich sehr zur Regel gehören, werden von den legitimen und illegitimen Oberbehörden Contributionen je nach Bedürfniß decretirt und erhoben, und sogenannte patriotische Anleihen in runder Summe en bloc zwangsweise von den besitzenden Klassen eingetrieben. Kapital und Zinsen dieser Anleihe finden ihren Weg wol schwerlich jemals wieder zu den Eigenthümern zurück, und ob sie immer in den Kriegs- und Staatsschatz kamen, ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Die Aduanen sind, wenn nicht verpfändet, die ergiebigsten Hülfsquellen für die Regierung, und ihr jeweiliger Besitz ist eine Lebensfrage für eine jede der streitenden Parteien. Eine Wiedergabe statistischer Zahlen und Register mag hier als zwecklos wegfallen, da sie zu einem Ueberblicke über die Handels- und Culturbewegungen jener unfertigen, wachsenden und werdenden Länder nicht den geringsten Anhalt gewährt, und die Tabellen eines Jahres schon für das nächste Voll- und Halbjahr durchaus nicht mehr maßgebend sind.

Im Verhältniß zu dem natürlichen Reichthume des Landes steht der Handelsbetrieb, so stetig er sich auch aufnimmt, und namentlich zu Deutschland in lebhafte Beziehungen getreten ist, doch nur auf einer niedern Stufe; außer der allgemeinen Lähmung durch

Digitized by Google

die beständigen revolutionären Zuckungen, welche alle industriellen Unternehmungen und die Verarbeitung des außerordentlich großen einheimischen Productenreichthums niederhalten, leiden Handel und Wandel vorzugsweise durch die Schwierigkeit des Verkehrs zwischen dem Binnenlande und den Hafenplätzen, wie durch den mangelhaften Zustand der Verkehrsstraßen überhaupt. Die Beförderung der Waaren und Reisenden wird nur auf dem Rücken der Maulthiere und zum Theil auch auf dem Rücken indianischer Lastträger beschafft, wie z. B. in dem Gebirge von Pamplona die sogenannten Reynosos Lasten von einem Centner und darüber tragen. Fahrstraßen gibt es in Neugranada nur auf den Hochebenen von Bogotá; die bevölkertsten Landestheile, welche alle in den Zonen der Tierra fria und templada liegen, stehen mit den Küsten oder schiffbaren Flüssen nur durch steile, zum Theil gefährliche Gebirgswege, welche vielfältig die rauhen, unwirthlichen Einöden der Páramos übersteigen, in Verbindung. Obgleich in Venezuela die orographischen Verhältnisse dem Binnenverkehre weniger Schwierigkeiten in den Weg legen, so liegen auch in diesem Staate die Wege und Verkehrsmittel nicht weniger danieder als dort, und ist ebenfalls nur die Hauptstadt Carácas mit ihrem Hafen La Guayra und Valencia durch eine Fahrstraße verbunden; die Producte des Binnenlandes müssen auch hier auf dem Rücken des Maulthiers an die Seehäfen und ebenso zurückgebracht werden. Die Sucht, das Ende immer vorwegzunehmen und stolz zu satteln, bevor es noch ans Reiten geht, hat in Carácas zwar lange schon einen Bahnhofsschuppen mit weithin sichtbarer Inschrift aufgestellt, aber demselben noch immer nicht die seit 20 Jahren projectirte Eisenbahn zuertheilt. Dagegen besteht seit längern Jahren ein elektrischer Telegraphenverband zwischen den Hauptorten der Küste, zwischen Carácas, La Guayra, Valencia und Porto Cabello.

Industrielle Unternehmungen sind bisher durch den Handel nur spärlich ins Leben gerufen; der Handwerker betreibt sein Gewerbe als Kaufmann, er verfertigt seine Waaren nicht selbst, arbeitet sie nicht mit eigener Hand aus dem Rohstoffe heraus, sondern er bezieht die bereits fertigen Bestandtheile der Fabrikate und setzt sie nur zum Verkauf zusammen. Im Binnenlande, wo diese Bezugsquellen nicht offen stehen, wird das Handwerk nachlässig und wenig ausgebildet betrieben. Von Fabrik- und Manufacturthätigkeit kann kaum und nur da die Rede sein, wo sie mit den Producten des Landes im nächsten Zusammenhange steht; nur wenige ordinäre Baumwollgewebe und Hängematten werden von der einheimischen Bevölkerung noch ganz nach der Weise ihrer Vorfahren angefertigt und selbst verbraucht. Das einzige Industrieerzeugniß, das in einiger Erheblichkeit zur Ausfuhr kommt, bilden Strohhüte, die sogenannten Panamáhüte, die aus Palmstroh (Carludovica palmata) geflochten werden. Auch der Bergwerksbetrieb steht nicht im Verhältniß zum Metallreichthum jener Länder; nach der Aufhebung der Sklaverei ist er in Neugranada ebenfalls zurückgegangen; die Hebung der Minen geschieht jetzt meistens durch fremde Gesellschaften; in der Provinz Guyana in Venezuela sind in neuester Zeit von einer deutschen Gesellschaft Minen in Angriff genommen worden.

Die reichen Fundquellen der Speculation und des kaufmännischen Gewinns, welche sich zuerst nach der Aufschließung jener bis dahin vom Weltverkehr abgesperrten Länder dem Handel aufthaten, sind allmählich mehr und mehr erschöpft, wenigstens sprudeln sie der auffaugenden Concurrenz nicht mehr so leicht und ergiebig zu. Das öffentliche Leben hat dadurch Raum und Muße zur Verfolgung der allgemeinen geistigen Interessen gefunden und allmählich mehr Boden für deren Bestrebungen gewonnen; jedoch ist es unvermeidlich, daß bei allem guten Willen und aufrichtigen Bestreben nach Hebung der geistigen Cultur der neue Rock, den die jungen, mündig gewordenen Republiken auf einmal angezogen, überall noch etwas weit und schlotterig auf den unausgewachsenen Gliedern sitzt. So sehr die Fortschritte, die schon gemacht sind, und die Bemühungen, die zur Nach-

Digitized by Google

eiferung und Einholung der Culturstaaten angestrengt werden, Anerkennung verdienen, und so manche verdienstvolle Leistungen auch von einzelnen Männern und einzelnen Gesellschaften zu verzeichnen sein mögen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß die einzelnen an Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bildung hervorragenden Männer und Gesellschaften doch meistens noch außerhalb des Landes auf europäischen Hochschulen herangebildet sind und daheim im Lande noch außerhalb der geistigen Sphäre ihres Volkes stehen.

Für den höhern Unterricht ist durch Universitäten in Carácas, Mérida und Bogotá und eine ziemliche Anzahl von Vorbereitungsanstalten für die Hochschulen, sogenannten Nationalcollegien, durch Priesterseminare, durch Zeichen- und Malerschulen und Elementarunterrichtsanstalten für Künste und Wissenschaften mehr gethan als für den Volksunterricht; die Dotirung dieser Collegien ist jedoch unzureichend, und deshalb die Besetzung der Lehrerstellen mangelhaft. Der Zuschnitt aller dieser Bildungsanstalten und ihrer Lehrmethoden läßt sich schwer mit dem unserer Schuleinrichtungen vergleichen; im allgemeinen stehen die Collegien wol kaum auf der Stufe unserer Mittelschulen; ein sogenanntes philosophisches Vorstudium, das theilweise noch die Elemente behandelt, führt in das eigentliche Fachstudium ein. Das Vollstopfen des Gedächtnisses scheint zunächst die Hauptaufgabe alles Unterrichts; durch mechanisches Einprägen wird Vielwisserei erzeugt, und wer den Text der Lehrbücher wörtlich am besten innehat, besteht cum laude; halbe Knaben, die es sich bei uns noch gefallen lassen, Schüler zu heißen und zu sein, heißen Estudiantes de la Filosía, und früher noch als der sprossende Bart, schmückt sie die Doctor-, Advocaten- und Priesterwürde. In den Nationalbibliotheken zu Carácas und Bogotá, um deren Erweiterung und Bereicherung die literarischen Gesellschaften sich wesentliche Verdienste erworben haben, finden sich nicht nur die neuern Fachwerke, sondern auch sehr werthvolle ältere Werke, und namentlich sollen die sehr geplünderten Klosterbibliotheken noch seltene Bücher, sogar Unica enthalten.

Der Volksunterricht liegt fast ganz danieder; die gesetzliche Bestimmung, daß nur derjenige, der zu lesen und zu schreiben versteht, staatsbürgerliche Rechte genießen soll, hat längst aufgehoben werden müssen; einige Fertigkeit in diesen Elementen bildet bei dem Landvolke schon einen hohen Grad von Gelehrsamkeit; hingegen geht das Rechnen, dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechend, viel fertiger von statten; der Zahlensinn scheint im Occident ebenso ausgeprägt zu sein wie im Orient. In den Städten wird der Unterricht nur kümmerlich, auf dem Lande gar nicht ertheilt, und das Volk würde in vollständigster Unwissenheit verharren, wenn nicht der Elementarunterricht in der Familie selbst eine Stätte fände. Mutter und Schwester ertheilen dem jüngern Nachwuchse den Unterricht in derselben Weise wieder, wie sie ihn selbst empfangen haben; wenn auch mechanisch und geistlos genug betrieben, gibt er der wild aufwachsenden Jugend immerhin eine werthvolle Mitgift an elementarem Wissen, an Zucht, Erziehung und eingeprägter guter Sitte, für das Leben mit, die sie von der öffentlichen Fürsorge nimmer erhalten haben würde. Der Wanderer, der seine einsame und entlegene Straße zieht, hier bei dem wohlhabenden Haciendado, dort bei dem kleinen Gewerbtreibenden im Dorfe, weiter in dem armseligen Rancho des Colonisten gastliche Aufnahme findet, erfreut sein Auge gar oft an dem freundlichen Bilde, wenn hier in der luftigen Veranda oder auf der Thürschwelle, über welche er in das gastfreie Haus eintritt, neben der nähenden oder die Spindel treibenden Mutter das kleine, naturwüchsige Töchterlein ehrbar niederkauert und wie ein Papagai in halbartikulirten Lauten die Weisheit seines abgerissenen Büchleins ausplaudert; oder dort in der Küche neben der brodelnden Olla, oder unter dem säuselnden Tamarindenbaume ein ganzer Trupp von kleinen Rangen in harmlos nackter Unschuld mit weisen Mienen die schwarzen Hieroglyphen der Hausbibel oder Doctrina christiana catholica anstarrt und mit den kleinen Schweinchen um die Wette grunzt,

Digitized by Google

stunden-, tage-, jahrelang, bis die Hieroglyphen zu schätzbaren Bausteinen des wachsenden Verstandes und die grunzenden Laute zu einem wohlgeordneten Gefüge fließender Rede geworden sind.

Wenn aber die eigene Familie nicht zu einem solchen Unterrichte befähigt ist, so findet sich doch meistens in jeder kleinen Gemeinde irgendein Dorfweiser oder mit besondern Künsten und Kräften ausgerüsteter Seher und Kündiger der verschleierten Geheimnisse, ein sogenannter Curioso, dem als Berather und Siegelbewahrer aller öffentlichen und geheimen Angelegenheiten auch die Erziehung und Ausbildung der Jugend anvertraut wird; auch dieser Maëstro kommt mit seiner oft barbarischen und selten empfehlenswerthen Methode gewöhnlich zu dem angestrebten Ziele, der Unwissenheit die Wunder des Alphabets, der Zahlen und der Buchstabenmalerei zu erschließen. Die Lust und Liebe nach Aneignung der nothdürftigsten Kenntnisse und eines geschickten und gestitteten Betragens ist lebendig im Volke, bis zum letzten Indianer hinab. Sogar der Neger, obwol sonst ohne den leisesten Anhauch idealer Gesinnung, ist nicht von solchen Bestrebungen ausgeschlossen.

Von allen Bildungsanstalten sind die Priesterseminare am zahlreichsten besucht; denn zu keiner Würde und Pfründe führt ein gemächlicherer und geebneterer Weg als zu dem frommen Hirtenamte über die zerstreute Heerde. Der Geistliche wird im Seminar schablonenmäßig zugestutzt und ruhig und sicher, ohne Gebrauch der eigenen Kräfte, wie ein mit dem nöthigen Ballast beladenes Boot, in Amt und Brot hineingeschoben und in dem Hafen der gemächlichen Lebensruhe geborgen. Diese günstigen Existenzaussichten bei einer verhältnißmäßig geringen Anstrengung der Kräfte füllen zunächst die Seminare mit einer ausreichenden Zahl von Aspiranten an; außerdem aber reizt die Aeltern auch das Ansehen und der Einfluß, den die priesterliche Würde immerhin über die Menge ausübt, zu dieser Standeserhebung ihrer Söhne.

Die Kirche unterstützt diesen Ehrgeiz des kleinen Mannes. Indem sie den niedern Klerus namentlich aus den untern Ständen und den Mischlingen heranbildet und somit ihre Garde aus allen Farben anwirbt, schmeichelt sie der Eitelkeit des Volkes; zugleich erzieht sie sich aber eine Leibwache, welche die sicherste Bürgschaft leistet für willenlose Unterwürfigkeit und blinden Gehorsam. Um aber auf der andern Seite dem Ehrgeize der weißen Farbe in der Familienaristokratie Genugthuung zu verschaffen, wird die Erziehung der Söhne aus diesen Kreisen sorgfältiger geleitet, zarter und rücksichtsvoller angefaßt und über die einseitige Dressur erhoben. Mit der feinen Sitte der gebildeten Familie nehmen die jungen Prälaten eine gewisse geistige Unabhängigkeit mit hinüber in den geistlichen Stand und halten in demselben dem unwissenden, ungehobelten niedern Klerus durch gefällige, einschmeichelnde Sitte und Bildung das Gleichgewicht. So schafft sich die Kirche eine volksthümliche, zufriedene, beschränkte Priesterkaste voll Selbstgefühl und Ergebenheit, welche mit der großen Menge durch Familienbande und gleiche Interessen verbunden als blindes Werkzeug von oben geleitet wird. Zugleich aber umgibt sie sich mit einer jungen gebildeten Prätorianergarde, um der feinern Welt den Umgang mit den Vertretern der Kirche bequem und angenehm zu machen.

Im Durchschnitt aber zählt das Heer der Breithüte und schwarzen Gewänder mehr Ignoranten und indolente Schildknappen als Zeloten und kampflustige Heißsporne. Zur Seelenfängerei außerhalb der amtlichen Functionen und zu Inquisitionsgelüsten zeigt sich der Reverendo Padre wenig aufgelegt, wohl aber lebt er selbst und läßt er auch alle sündhaften Creaturen recht gern in dieser Welt leben. Der Zelotismus und Fanatismus Altspaniens haftet, wenn überhaupt, nur an den Frauen der spanischen Nachkömmlinge; unter den Männern der gebildeten Kreise herrscht große Gleichgültigkeit gegen alle kirch-

Digitized by Google

lichen Einrichtungen; außerhalb der Kirche besteht vollständige Toleranz; an Stelle des bigoten Aberglaubens ist vielmehr Unglauben getreten; man zuckt die Achseln über die Aufstellungen des Klerus, über Cultus und Dogmen, über Bann und Fluch; man betrachtet die kirchliche Institution wie eine Zuchtanstalt für das Volksgewissen. Die Frauen aber sind der Kirche durchweg streng gläubig zugethan und ihren Lehr- und Zuchtmitteln vollständig unterworfen; und solange die Frau im Beichtstuhle des Priesters sitzt, ist die Kirche Herrscherin trotz alles Achselzuckens der Männer.

Das Gewissen, oder vielmehr die Leidenschaften des farbigen Volksgemisches hat die Kirche noch in voller Gewalt; sie herrscht über Furcht, Hoffnung, Begierde, Anbetung, Haß und Zorn, und somit über seinen Glauben; denn was der rohe Mensch begehrt und fürchtet, glaubt er. Die Menge fühlt sich in der Kirche unter der zahlreichen wohlwollenden Gesellschaft der Heiligen und der Seelenhirten aus ihrer Mitte gleichsam en famille; in der unbefangensten und rohesten Weise verbindet sie mit weltlichen Lustbarkeiten religiöse Handlungen und wiederum mit den religiösen Handlungen und Opferungen die profansten Vergnügungen, wie auch der Priester unter dem Jauchzen Strauß'scher Walzer und bei dem barbarischen Getöse Meyerbeer'scher Effectouverturen die Messe liest und die heilige Umwandlung celebrirt. Was die Kirche glaubt, weiß sie nicht, und legt sich auch keine Rechenschaft darüber ab; ihren religiösen Pflichten und Bedürfnissen genügt sie nach verkehrten Auffassungen; heidnische Vorstellungen kleidet sie in christianisirte Phrasen; die Form ist ihr alles, das Wesen kennt sie nicht.

Das Ansehen der Geistlichen außerhalb ihres Amtes ist nicht frei von einem fühlbaren Anhauche der Geringschätzung; dennoch bleibt ihr Einfluß ungebrochen. Ihr Lebenswandel steht durchgehends im Widerspruche mit den Ordensregeln; auch bemühen sie sich gar nicht sonderlich um die Erhaltung des äußern Decorum; ebenso wenig geht ihr Bestreben dahin, überall in das bürgerliche Leben den Priester mit hineinzutragen; sie geben jedem, dem Priester und dem Weltbürger, das Seine, und ihr Gewissen geräth in keine Verwickelung bei dieser Doppelgewähr und in dem Doppeldienste des Heiligen und Profanen. Das beständige Tragen der Ordenstracht ist geboten; dieselbe besteht aus dem weiten schwarzen Priestergewande, blauem Halsaufschlage und rundem schwarzen Hute mit breiten aufgeklappten Rändern.

Umsonst, ohne profane Vergütigung, spendet die Kirche nirgends ihre Gnaden. Die Pfarreien sind hauptsächlich auf Accidenzien angewiesen; jede Amtshandlung wird bezahlt und das Honorar für dieselbe genau nach der Elle abgemessen und kurz und bündig eingezogen. Leute von Stand und Vermögen kommen ihren Verpflichtungen in klingender Münze nach; der kleine Mann bringt seine Opfer in Producten seines Feldbaues dar, in Cacao, Kaffee, Mais, Zucker, Eiern, Hühnern, Schweinen und andern nützlichen Dingen mehr. Freiwillige, nur aus ehrfürchtigem Herzen kommende Spenden ohne Anforderungen an geistliche Gegenleistungen sollen indeß nicht mehr so reichlich fließen wie in den alten guten Zeiten. Feierliche Messen mit Musik- und Gesangbegleitung (missa cantata) werden besonders anständig honorirt; ebenso die feierlichen Prunkbegräbnisse; eine Predigt wird der Gemeinde überhaupt nur auf Verlangen und dann ebenfalls gegen gebührende Gratification vorgetragen. Kleinere oder größere Nebeneinnahmen verschafft sich der Herr Cura durch Handelsgründungen en gros und en détail; die Producteneinkünfte sammeln sich zu Cargos an, die von den Commissionären in den Hafenplätzen in Empfang genommen und gebucht werden, und da das Haben immer größer ist als das Sollen, so häufen sich die Guthaben des Herrn Cura allmählich zu ganz beträchtlichen Summen an. Das eingelieferte Maiskorn ermöglicht außer dem guten Hühnerhofe auch wol noch einen einträglichen Schweine- und Maulthierhandel; nicht selten schnallt der Herr Cura seinem glatten runden Paßgänger, der ihn in Amtsangelegenheiten durch sein

Digitized by Google

ausgedehntes Kirchspiel trägt, hinter dem Sattel einen kleinen Manufacturladen auf, den er, nach verrichtetem Amte oder gespendetem Sakrament, in einem der Häuser des Dorfes ausbreitet, wo er alsdann ebenso fertig mit Elle und Schere umzuspringen weiß wie mit dem Weihwasser.

Die Lebensstellung der Reverendissimos Padres ist, wenn auch keineswegs glänzend, doch beneidenswerth unabhängig, selbständig, sorglos, frei von allen Belästigungen, an Zeit und Muße reich gesegnet, von des Lebens Last und Plagen, Bedrückungen und Beschränkungen unangefochten. Geweiht zum heiligen Dienste, sind sie auch glücklich behütet und gefeit gegen alle Anmaßungen der weltlichen Gesellschaft; sie fürchten nur einen sichtbaren Gegenstand auf der Welt: das Angesicht des Oberhirten, ihres vorgesetzten Bischofs. Wenn Se. Eminenz eine Rundreise antreten, geht eine freudige Bewegung durch Dorf und Stadt, die ganze Laienwelt kleidet sich in festliches Gewand und rüstet Küche und Keller aufs beste aus zur leiblichen Stärkung und Erfrischung des geistlichen Herrn; aber in die schwarzen Gewänder fährt bei Annäherung Sr. Eminenz ein eigenthümliches Gruseln; die Reverendos, welche sonst voll und kräftig mit der ganzen Breite der Sohle auf dem Straßenpflaster einhergeschritten, huschen nunmehr ganz leise auf den Zehenspitzen dahin, denn es soll gar manchem unter ihnen gehen wie dem Nachtfalter, der an dem Licht und der Leuchte der Sonne sich die Flügel zu versengen fürchtet.

An den hohen Festtagen entfaltet die Kirche ihre ganze Rührigkeit und ihren höchsten Pomp. Jeder Festtag, deren es viele im Laufe eines Kirchenjahres gibt, wird in eine Festzeit ausgedehnt; die Feldarbeiten ruhen alsdann und der Landmann bezahlt das allgemeine Vergnügen mit empfindlicher Einbuße in seiner Wirthschaft. Alle seine Bitten und Klagen sind fruchtlos; der heilige Dienst hebt alle profanen Dienste und Verpflichtungen auf. Daher erwecken die rothgedruckten Kalendertage in jedem, der etwas zu verlieren hat, durchaus keine rosenrothe Stimmung; denn ein jedes Fest bedeutet einen Strike und oft die Einbuße einer Viertelernte.

Die Verfassung gebietet zwar, den Cultus und die Diener der römisch-katholischen Religion zu schützen, aber gewährt auch jedem andern Cultus volle Freiheit. Machen die fremden Protestanten und Sektenanhänger, welche im Lande leben, keinen Gebrauch von dieser Freiheit durch Errichtung von Kirchen, Bethäusern und Gemeinden, so liegt der Grund nicht in der Versagung dieser Rechte, sondern in ihrer eigenen religiösen Gleichgültigkeit oder in der Abneigung gegen die Einsetzung eines Kirchenregiments nach dem im Vaterlande gegenwärtig herrschenden Vorbilde. Dazu kommt, daß die Akatholiken zerstreut im Lande leben und ihren Aufenthalt überall nur als vorübergehend und als Uebergang zur Gründung eines Heimwesens im Vaterlande betrachten.

Die andere streitbare Macht, die Wehrkraft des Staates, ist auf dem Papier fast ebenso gut wie jene der Kirche organisirt, hält aber in Wirklichkeit mit deren Organisation gar keinen Vergleich aus; sie ist factisch nichts anderes als eine bunt zusammengeraffte Masse ohne Zucht, Ordnung und Verband, die, unter einzelne Commandos gestellt, zusammengetrieben und aufgelöst wird je nach Bedürfniß und Vermögen. Miliz und stehendes Heer wird in gleicher Weise aufgebracht und verwendet, die Bestimmung über ihre Einrichtung und Unterscheidung sind ganz gegenstandslos, sie dienen in der Noth des Augenblicks, d. h. bei allen Zerwürfnissen und innern Kriegen zu gleichen Zielen und Zwecken. Eine Eintheilung des stehenden Heeres in Waffengattungen, Cadres u. s. w. ist in der Praxis gar nicht durchgeführt; die ganze Streitmacht besteht aus Infanterie; Cavalerie und Artillerie sind nur fingirte Heereskörper; die Flotte ist ganz unbedeutend und zählt nur einige kleine, zur Bewachung der Küsten gegen den Schmuggelhandel bewaffnete Fahrzeuge.

Digitized by Google

Jeder Bürger soll zur Wehrpflicht und in Friedenszeiten zur Uebung in der Miliz herangezogen werden; jedoch der Mann von Familie und Vermögen weiß diese Bestimmungen von sich abzuwenden. Der Wehrstand ist keineswegs als Ehrstand anzusehen, und ein Mann von guter Herkunft würde sich mit dem Eintreten in Reih und Glied zu entehren glauben. Die Begriffe von Ehre und Schicklichkeit beruhen auf nationalen Anschauungen, sind aber in jenen Ländern ebenso verworren wie das ganze politische und sociale Chaos. Die Bewaffnung der Miliz, d. h. der aufgegriffenen Arbeiter, erfolgt bei der Einberufung zum Kriegsdienste. Jeder Commandant ist eine Art von Häuptling und Bandenführer, der sich jedem neuen Pronunciamento, das aus der politischen Atmosphäre niederregnet, aus Neigung oder kraft Aufgebotes und aus andern persönlichen Gründen anschließt und zu dem Gefolge untergeordneter Parteigänger, die sich um ihn scharen, seine Truppe im Namen des Gesetzes zusammenrafft wie und wo er mag und kann. Da sich kein Rekrut oder Milizsoldat freiwillig stellt, so geschieht jede Aushebung zwangsweise und gewaltsam; da außerdem jede Partei die Legitimität für sich in Anspruch nimmt, so wirbt und greift jede derselben, soweit die Macht reicht, kraft desselben Rechtes und Gebotes die Mannschaft auf, wo sie ihrer habhaft werden kann.

Die Offiziere dieser zusammengetriebenen Heerhaufen kleiden sich ganz nach eigenem Geschmack, und dadurch erhält eine solche Truppe oft malerische, romantische und wirkungsvolle Lebenszüge. Die mittelalterliche Kriegsromantik steht in den unfertigen Staaten noch in voller Blüte; nicht die Ueberlegenheit der Masse, der Taktik oder gar die Kriegswissenschaft, nicht das Massengewicht und die Colonnenwucht entscheiden über den Ausgang des Kampfes, sondern es kommen noch persönliche Tapferkeit und Gewandtheit, Klugheit und Verschlagenheit der einzelnen Rottenführer und die Einzelkraft zur vollen Geltung. Die Poesie der Ritterlichkeit, die Herrlichkeit der alten streitbaren Recken und Degen, der Häuptlinge und ihres Gefolges, Illusion und Romantik sind noch nicht verblaßt unter der Maschinerie des Krieges und reizen die händelsüchtige Jugend zu dem lustigen Raufleben mit Fähnlein und Bändern, Schärpen und Federn. Darin liegt ebenfalls ein mächtiger Hebel zu den endlosen Händeln und Wirren. Der Soldat trägt keine Uniform; wie er aufgegriffen wird, so marschirt er weiter und beschafft auch fernerhin seine Kleidung aus eigenen Mitteln; hat er Lust und Gelegenheit dazu, so näht er sich etwas Rothes an die Hosen; Schuhzeug gehört nicht zu seinen Lebensbedürfnissen.

Eine Folge dieser wiederholten willkürlichen Truppenaushebungen ist die allgemeine Flucht des männlichen Theiles in die Schlupfwinkel der Berge und Wälder, sobald die Lärmtrommel gerührt wird. Häuser und Felder stehen von den kräftigen Männern verlassen; Weiber, Kinder, Kranke und Greise fristen ein elendes Dasein; die Pflanzungen verwildern und der Flüchtling verbringt die Tage seiner freiwilligen Verbannung in Elend, Angst, Hunger und Nothdurft, wie das gehetzte Wild, mit welchem er den gleichen Schlupfwinkel theilt. Die Ortsbehörden werden angehalten, die verlangten Mannschaften zu stellen, und mit Strafen und Brandschatzungen bedroht, hier, wenn sie nach diesen, dort, wenn sie nach jenen Befehlen handeln und zuwiderhandeln. Alle Maßregeln der Gewalt, der Ueberlistung und Verfolgung zur Truppenaushebung sind erlaubt und angewendet; die Arme auf dem Rücken gebunden und der Reihe nacheinander an ein langes Seil gekoppelt, wird das eingefangene Menschenwild in das Gewahrsam abgeführt. Das nennt man mit dem naivsten Gesicht eine Rekrutirung im Namen des Gesetzes, und die unglücklichen Opfer dieser gesetzlichen Einstellung figuriren in den blumenreichen Phrasen der öffentlichen Ansprache und Tagesbefehle als Helden der Freiheit und Befreier des Vaterlandes. Die öffentlichen Gebäude werden zu Kasernen eingerichtet und die zusammengetriebenen Menschenhaufen in den dunkeln, engen Räumen, in den Höfen und Galerien eingeschlossen, sicher bewacht, schlecht beköstigt, bewaffnet und ohne alle Kenntniß vom

Digitized by Google

militärischen Dienste in die Colonnen eingereiht. Dank den katzensteigartigen Landstraßen und den unbewohnten Wäldern und Feldern entschlüpft auf den Märschen wieder eine sehr große Anzahl des aufgegriffenen Volkes und erkauft sich unter großem Elend und unausgesetzten Verfolgungen seine Freiheit, bis die Zeit es gestattet, in die verlassenen Wohnstätten zurückzukehren, oder auch der Tod den Deserteur von aller Noth und Nachstellung befreit.

Der Deutsche, welcher unter andern Begriffen von Menschenrecht und Menschenwürde aufgewachsen ist, kann den Anblick solcher freistaatlichen Gerechtsame und Menschenächtung nicht ohne Abscheu und Erbitterung ertragen; dennoch gebietet die Gerechtigkeit, mit der Entrüstung zurückzuhalten und die Dinge so zu betrachten, wie sie einmal liegen, nicht wie sie vielleicht liegen sollten. Eine geordnete, humane Truppenaushebung ist in einem Lande von solcher Culturstufe, solcher dünnen Bevölkerung, solcher physischen, der Flucht jeden Vorschub leistenden Bodenbeschaffenheit und unter den obwaltenden politischen Zuständen, wie sie Columbien darbietet, geradezu eine Unmöglichkeit. Der Zwang des Augenblicks und der herrschenden Umstände gebietet jedes Mittel der Selbsthülfe; die Noth macht und bricht Gebot. Es wird aber auch kein Volk und Land je aus den Anfängen der Cultur sich herausarbeiten und seine Entwickelungsphasen durchlaufen ohne Gewaltstöße, ohne Zuckungen, ohne Machtübergriffe und die Willkür der Noth; die südamerikanischen Staaten stehen noch vor den Perioden und Katastrophen, welche die meisten europäischen Staaten schon lange überwunden haben.

So wenig militärischer Prunk, trotz der ewigen Raufereien, sich breit machen kann, so wenig Drill und martialische Geberde zeigt auch der einzelne Soldat; jedoch der Soldat des stehenden Heeres kennt die zu seinem Zwecke erforderlichen Waffengriffe und Evolutionen. Die nicht sehr ehrenwerthe Zusammensetzung des Heeres, das zugleich zur Unterbringungsanstalt für Verbrecher und Uebelberüchtigte dient, und die Dürftigkeit seiner äußern Ausstattung und seines innern Gehaltes machen es zu einer fast verachteten Institution. Verlockend für den säbelrasselnden Ehrgeiz ist das glänzende Avancement, das Regnen der Commando- und Marschallstäbe in jeglichen Stroh- und Doctorhut; jede Hacienda, jeder Manufacturladen beherbergt einen Commandanten, der des Rufes harrt, um an die Spitze der Heercolonnen zu treten, und der Señor Doctor, welcher noch heute als geschickter Sachwalt über die Straße schreitet, reitet vielleicht morgen als Obergeneral zum Thore hinaus. Die Zahl der hohen Offiziere steht in gar keinem Verhältniß zur Truppenzahl; an der Spitze einiger hundert Mann stehen oft mehrere Generale und ein ganzer Generalstab. Nur zu leicht fühlt sich der Fremde, der an die stolze Erscheinung der vaterländischen Heere gewöhnt ist, zur Verspottung einer solchen Truppe geneigt; aber er läßt sich auch zu leicht durch die unscheinbare und häßliche äußere Seite zu einer unbedingten und unbedachten Geringschätzung der wirklichen Kraft verleiten, welche jene Außenseite verbirgt. Ihre große Entbehrungsfähigkeit und Zähigkeit im Ertragen aller Mühsale und der elendesten Lebensweise, die gänzliche Bedürfnißlosigkeit und billige Erhaltung machen diese nichtuniformirten, zusammengerafften Haufen widerstandsfähig und gefährlich aller militärischen Zucht, Ausrüstung und wuchtigen Stärke gegenüber; ihre Behendigkeit und Ausdauer in dem kleinen Kriege, auf den schlechten Wegen, und in unbewohnten, obdach- und nahrungslosen Einöden, die Biegsamkeit des Temperaments legen einer geordneten Streitmacht wie einer fremden Invasion fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, abgesehen von den natürlichen Verbündeten, dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, den Lebensmitteln. Die Wegnahme und Besetzung der Seehäfen ist zwar leicht geschehen, und die Beschlagnahme der Zollstätten unterbindet die Lebensadern des Staates, aber vollendet die Unterwerfung des Landes nicht und behauptet nicht den endgültigen Besitz.

Digitized by Google

Ein anderes streitbares Rüstzeug im Dienste des privaten und öffentlichen Lebens repräsentirt der Herr Doctor, meistens Doctor der Rechte, der Beruf und Anwartschaft in sich trägt auf alle Titel, Aemter und Ehren, welche Politik, Künste und Wissenschaften, Kriegs- und Friedensmacht verleihen mögen. Gegen seine staatliche Persönlichkeit, seinen wichtigen öffentlichen Charakter treten die Träger der geistlichen und bewaffneten Macht bescheiden in den Hintergrund; auch der Señor Medico, welcher hier und da sein Haupt mit dem Doctordiplom krönt, im allgemeinen aber nicht aus einem gewissen claire obscur der socialen Atmosphäre heraustritt, räumt bescheiden dem Titularcollegen den ersten Platz ein. Vor den Sibyllinischen Büchern der Rechtskunde hegt das große und auch das kleine Volk eine respectvolle Scheu, fast dieselbe Devotion und Unterwürfigkeit wie vor den heiligen Mysterien, und selbst der Ring der Magier und der Stein der Weisen können in ihren Augen keine geheimnißvollere Kraft ausströmen als sie. Der Doctor der Rechte ist gewöhnlich oder wird meistens ein wohlhabender Mann und gewinnt somit den sichern, festen Boden, der einer einflußreichen Persönlichkeit nothwendig ist; sein Diplom bahnt ihm den Weg zu allen Würden und auch den höchsten militärischen Ehren; er befehligt die Kriegsmacht, er regiert den Staat, er präsidirt allen Sessionen und Missionen, während der Reverendissimo mit dem Herzen der Frauen sich begnügt und der Berufsoffizier kaum vor der Thür der guten Gesellschaft steht.

Die niedere Gerichtsbarkeit wird in den Landgemeinden von dem Friedensrichter und dem Gerichtsschreiber ausgeübt; reicht diese einfache Rechtsverwaltung nicht aus, so nimmt ein studirter Rechtsgelehrter die Lösung verwickelter Fragen auf; der Rechtsweg aber kann durch drei Instanzen bis zum höchsten Gerichtshof, der Corte suprema, verfolgt werden, welcher in den Hauptstädten seinen Sitz hat. Wie leicht oder wie schwierig, wie glatt oder wie uneben nun dieser Weg zurückzulegen sein mag, darüber hat wol nur die eigene Erfahrung ein Urtheil. Der Alcalde oder Juez und der Escribano bilden ebenfalls die hervorstechendsten Charaktertypen jeder kleinen Ortschaft; beide halten sich zur Abwickelung der laufenden Geschäfte täglich einige Stunden in ihrem Bureau auf, wo das Jus in ungezwungener Weise nach dem Codigo provincial und darauf wieder das bürgerliche Gewerbe prakticirt wird; der Señor Escribano fühlt sich oft über seinen Chef erhaben, da er meistens gewandter in der Führung der Feder und in dem Nachschlagen der Gesetzesparagraphen ist, und gibt dem Gefühle seiner Ueberlegenheit nicht immer den schicklichsten Ausdruck, dem dann der Juez mit feierlicher Amtsmiene entgegentritt. Die Parteien erklären sich meistens zufrieden gestellt durch das Erkenntniß ihres Gemeinderichters nach dem Provinzialcodex; es steht aber der Weg zum Appelliren und Processiren für das gekränkte Rechtsbewußtsein allezeit offen.

Die Polizeigewalt ruht ebenfalls und ausschließlich in der Hand der Gemeinde; für jeden Kreis ernennt die Cantonbehörde sogenannte Jefes politicos, Polizeichefs, für die Dauer eines Jahres, und wählt dazu angesehene Persönlichkeiten aus den bessern Ständen; diese ernennen wiederum für jede Gemeinde die Vollzugsbeamten, sogenannte Polizeicommissare, aus der untern Volksklasse, welche vereidigt, mit ihren Pflichten bekannt gemacht und zur Vollziehung aller Verordnungen verpflichtet werden. Diese auf freiester Grundlage der Selbstverwaltung ruhenden Rechts- und Polizeieinrichtungen bewähren sich durchaus. Ueberdies wird der Ehrgeiz der Commissare oder Executoren durch die ihnen übertragene Autorität über ihre Standesgenossen aufgestachelt, denn nach Autorität und Machtbefugniß sind die weißen und farbigen Bürger jener Freistaaten sehr lüstern, sodaß sie sich mit großem Eifer ihren oft lästigen und verantwortungsvollen Amtspflichten unterwerfen, einzig und allein belohnt durch das Bewußtsein der augenblicklichen Geltung und Herrschaft. Ihre Standesgenossen unterwerfen sich ohne Widerstreben ihrer Autorität, da heute oder morgen die vis major auf jeden von ihnen selbst übergehen und somit

Digitized by Google

einem jeden die Gelegenheit zu einer kleinen in Aussicht genommenen Revanche geboten werden kann. Nur die größern Städte unterhalten besoldete Polizeidiener, die aber immer unter dem Befehle des derzeitigen Jefe politico stehen; als Abzeichen ihres Standes tragen sie einen Säbel gleichsam als Spazierstock in ihrer Hand.

Unter der ehemaligen Colonialregierung, welche ausschließlich in den Händen der Spanier lag, von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, bildeten die weißen eingeborenen Familien, gewöhnlich ausschließlich Creolen genannt, die Gesellschaft des Landes; ob auch gelähmt und niedergehalten und jenes belebenden Ferments beraubt, mit welchem ein frisches politisches Leben die Gesellschaft durchdringt, wetteiferte der feine, dem spanischen Blute eigene Anstand der gebildeten Kreise mit dem der europäischen Großstädte. Jene Familien sind, nach wie vor, die Träger der Gesellschaft geblieben, und Sitte und Anstand haben nichts von ihren gefälligen feinen Formen eingebüßt; aber, ob auch gegenwärtig mehr denn zu viel politischer Wind durch die Salons und Tertulias weht, so macht sich dennoch die Nachwirkung der ehemaligen Beschränkung der freien Bewegung und der Vorenthaltung der Theilnahme an allem öffentlichen Leben immer noch im Wesen und Ausdruck der Gesellschaft geltend. Geselliger Verkehr, gehoben durch französischen Esprit, durch deutsche Gefühls- und Gedankenfrische, durch maurisch-spanische Phantasie; gemeinnütziges schöpferisches Vereinsleben, oder kleine geschlossene, nur der Gemüthlichkeit huldigende Kreise beim Glase Wein oder am Theetische: das alles ist der Gesellschaft noch nicht zum Bedürfniß geworden, oder hat sie noch nicht lebensfähig zu schaffen verstanden. Die große Strömung eines nationalen Geistes, der kräftige Pulsschlag eines einzigen, von gleichen Bestrebungen, Interessen, Ehr- und Pflichtgefühle bewegten und erfüllten Lebens macht sich nicht wahrnehmbar; die Berührungen sind flüchtig, gehaltlos, zufällig, von keiner befruchtenden Kraft getragen; sie streifen das Individuum, die Familie, das Volk nur äußerlich, ohne volksthümlichen Anklang und tiefern, innern Zusammenklang. Freilich wird das Steckenpferd der Politik in allen Gangarten geritten, und wenn man seine Galopaden sieht, müßte man es mindestens für das geflügelte Roß des donnernden Zeus selber halten; aber es ist nichts wie ein ausgestopfter Popanz, auf welchem eine unreif-mündig gewordene Jugend den edeln caballero de la triste figura spielt, die politische Mache in Bewegung setzt. Aus diesen Kreisen gehen die gewöhnlichen Volksbeglückungstheorien mit ihren praktischen Anwendungen, die Pronunciamentos und politischen Syllabus hervor; hier wird von den Werkführern, deren jeder sich ein Meister des Ordens, ein Berufener und Auserwählter, ein Genie und Heros fühlt und glaubt, das goldene Zeitalter geschaffen, — aber das Meisterstück, das zum Vorschein kommt, ist Aufstand, Verwirrung, Krieg und Elend, aus welchem ein jeder der Berufenen sein Schäfchen so geschickt und erfolgreich wie möglich aufs Trockene zu bringen sucht. Unter allem Bombast und Aufwand von hochgehenden Tagesfragen herrscht doch Dürre, Mangel und Langeweile im gesellschaftlichen Leben; die Form gewinnt und zieht an, aber der Inhalt entspricht ihr nicht; die Besuchs- und Empfangszimmer gleichen einer Kunsthalle voller schön gemeißelter, aber lebloser Statuen; der fremde Ankömmling fühlt sich zunächst unbefriedigt, verlassen und öde in der neuen Gesellschaft, die ihn aufnimmt, bis er sich acclimatisirt und naturalisirt hat; er fühlt nicht den Odem, den Duft, das frische Wehen des vollquellenden, erquickenden Lebens, das er daheim geathmet, bis er sich an den neuen Parfum gewöhnt hat.

Unter den allgemeinen Unterrichtsgegenständen der gebildeten Kreise wird den Sprachen und namentlich der Muttersprache die meiste Sorgfalt zugewendet; die Literatur wie die Conversation behandeln die Muttersprache mit einer Achtung und Liebe, welche sich die Schriftsteller und der gesellschaftliche Verkehr aller Nationen zum Muster nehmen können;

Digitized by Google

die Leistungen der Rhetorik und Poetik sind nicht unbedeutend; der Stil zeichnet sich aber mehr durch große Sauberkeit der Sprache und des Ausdrucks und blendenden Bilderreichthum, als durch Fülle und Tiefe der Gedanken aus; der Inhalt bleibt auch hier hinter der Form zurück; wie in dem öffentlichen Leben überall, herrscht auch in Rede und Schrift die Phrase, der Pomp und Wortschwall; die Fertigkeit und elegante Handhabung der Sprache artet in Sucht und Begierde aus, sie prunkhaft zur Schau zu stellen, und statt sie in der Stille zu pflegen und zu vertiefen, oberflächlich mit hohlem Flitter auszuputzen. Beide Geschlechter treten bei Festlichkeiten und öffentlichen Gelegenheiten in theatralischer Weise mit langen, blumenreichen aber nichtssagenden Reden auf, welche sich gewöhnlich in hohle Lobpreisungen der Gegenwart ergehen und an Freiheit und Vaterland in langathmiger und selbstgefälliger Apotheose sinnlose Huldigungen verschwenden. Der Umfang des Wissens geht bei den Frauen nicht weit über die Doctrina christiana catholica und die Lehrsätze des gesellschaftlichen Anstandes hinaus; die männlichen Glieder der Gesellschaft kennen die Hauptwerke der französischen Literatur, und ihre Unterhaltung verräth lebendige Auffassung und Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit und Aneignung allgemeiner Kenntnisse; aber der Hispanoamerikaner erwirbt sich seine Kenntnisse mehr durch natürliche, leichte Auffassung und momentan erwecktes Interesse an dem berührten Gegenstande, als durch nachhaltiges Studium, angestrengten Fleiß und strenges Nachdenken; er eignet sich mit der Lebhaftigkeit seines Temperaments Phrasen und Ideen leicht an, arbeitet mit dem Gedächtnisse, ohne System und gründlichen Aufbau, ohne geistige Verarbeitung des Stoffes und Durchbildung des Verstandes. Aber nicht allein unter den Trägern der Gesellschaft in den größern Städten, auch unter den Bewohnern der kleinern Ortschaften im Binnenlande, wie unter den Haciendados und selbst unter den ärmern Landleuten zeigen sich viele als recht wohl unterrichtete Leute, und ihre Gespräche erregen das Interesse ebensowol, wie sie selbst ein reges und allseitiges Interesse an den Tag legen.

Den Frauen wird die Mitgift nicht einer äußern Gesellschaftsbildung, aber wol die einer gediegenen Geistes- und Herzensdurchbildung selten zutheil; geist- und gemüthlos wird ihre Erziehung geleitet, alle Mühe und Sorgfalt auf die äußere Form, den oberflächlichen Schein verwandt; nützliche häusliche Beschäftigungen füllen ebenfalls ihre wenigsten Lebensstunden aus; sie lernen sich als ein Spiel des Lebens und das Leben als ihr Spiel ansehen; der Beruf eines Weibes nach unserm Sinne bleibt ihnen verschlossen; sie wachsen durchschnittlich der wenig inhaltreichen Bestimmung entgegen, ihre Jugend unter rein äußerlichen Betrachtungen in klösterlicher Abgeschiedenheit zu vertändeln und als zukünftige Frau das Spielzeug des Mannes und die Dame des Hauses zu sein.

Der freie Anstand und die rücksichtsvolle, angenehme Sitte sind nicht nur Monopol des Salons, des Reichthums und der exclusiven Gesellschaftskreise, sondern alle Schichten der Bevölkerung durchdringt ein lebendiges Schicklichkeitsgefühl und natürliche Gewandtheit des Benehmens. Dadurch wird das Leben in allen seinen Beziehungen und Berührungen wesentlich leicht und angenehm gemacht. Wort und That stehen zwar in schwachem Einklange miteinander; aber mit Ausdauer und Energie lassen sich die Handlungen erzwingen und leiten, und der nachlässige Wille ist mit Ueberredung und Entschiedenheit zu beherrschen und zurückzuführen zu seinen Verpflichtungen; er verschließt sich nicht der bessern Ueberzeugung, er ist nur nachlässig, und der Ehrenspruch: Ein Mann ein Wort, der den festen, ernsten Sinn des Nordländers so wohl kleidet, findet bei dem leichtflüssigen Temperament des Südens kein Verständniß. Die Natur des Volkes ist gut geartet; dafür spricht namentlich auch die Thatsache, daß sich trotz der beständigen Revolutionen und kleinen Kriege und der allgemeinen Verwirrung, welche dadurch herbeigeführt wird, kein Räuberwesen im Lande ausgebildet hat, und die Straßen, obgleich es

Digitized by Google

an allen Staatseinrichtungen für die öffentliche Sicherheit fehlt, so sicher sind, daß selbst Beraubungen der Post, welche meist nur durch Eilboten befördert wird und oft große Summen Geldes transportirt, etwas Unerhörtes sind. Mit dem Katechismus der katholischen Doctrin wird den Kindern zugleich der Katechismus der Urbanität eingeprägt; auch gestattet das Klima zu allen Zeiten und Tagesstunden das öffentliche Erscheinen in leichter, sauberer Sommertracht und in den luftigsten Gazegeweben unter freiem Himmel, sodaß das Hökerweib auf der Straße in weißem Kleide und mit wehendem Fächer jederzeit, wie zum Tanze geschmückt, erscheint und die junge, vornehme Dame immer und überall ihre mannichfaltigen Reize günstig und eindrucksvoll entfalten kann. Alle diese Aeußerlichkeiten verwischen gewissermaßen in den äußern Berührungen die Standesunterschiede und kommen der allgemeinen Verkehrs- und Umgangsweise zugute.

Der gewöhnliche Aufenthalt des Mannes ist getheilt zwischen dem eigenen Hause und den fremden Verkaufsläden, den allgemeinen Rendezvous und Tertuliaplätzen, ohne welche die männliche Welt nicht bestehen kann. Die Frauen halten sich, sofern diese nicht, wie es sehr wohl üblich ist, den Verkauf in den Schnittläden übernehmen, den Tag über im schlotterigen Hauskleide in den offenen Corridors und Galerien der innern Höfe auf, am Abend in glänzender Toilette in den Fensternischen und den zum Empfange der Gäste geöffneten Salons. Jede Familie bewohnt ein eigenes Haus; auch der einzelne alleinstehende Herr lernt die Annehmlichkeiten der Chambre garnie der Miethskasernen anderer Großstädte nicht kennen, sondern ist darauf angewiesen, auch ohne Frau seinen eigenen Hausstand zu begründen. Die Häuser werden auf dem vulkanisch beunruhigten Boden fast ohne Ausnahme einstöckig aus gestampfter Erde aufgeführt; ohne alle architektonischen Zierden gewähren sie durch den frischen saubern Farbenanstrich und die leichte sommerliche Tracht einen freundlichen Anblick. Die äußere Luft durchdringt alle Wohnräume, da die Fensteröffnungen durch keine Glasscheiben, sondern nur nach Bedürfniß durch Jalousien verschlossen werden; nach außen schützt sie ein vorspringendes Holzgitter; in die Mauern der Fensternischen ist ein Sitz eingefügt, den die Damen des Hauses am Abend aufsuchen, um das nach abgeschlossenem Tagewerke müßige und gesellige Treiben auf der Straße an sich vorüberziehen zu lassen, und dort auch bringt, bevor er in den erleuchteten Saal eintritt, der Caballero seine Huldigungen dar. Die Flügelgebäude umfassen mit einem seitlich offenen galerieartigen Corridor nach maurischem Baustil einen innern, viereckigen Hof, den Patio, der, an Stelle unserer Hausgärten, mit Blumen und Gesträuch bepflanzt ist und dem Charakter eines nordischen Wundergartens entspricht. Sobald man durch das Portal von der Straße aus in das Haus eintritt, wird man freudig überrascht durch dieses Blumenvestibul, in dessen umlaufenden Galerien die Familie den täglichen Aufenthalt nimmt; hier ziehen die jungen Mädchen den Rosen-, Jasmin- und Malvenstrauch und pflegen die anmuthige Sitte, immer in dem freundlichen Schmucke einer lose in das Haar eingenesteten Blume zu erscheinen.

Dem unbemittelten Theile der Bevölkerung macht, wie auf dem Lande, so in der Stadt, Haus, Bett und Kleidung die geringste Lebenssorge; auf der Hafenbrücke und dem Bollwerke, in Hof und Straßen, in den Corridors und Thürwinkeln findet und hält mancher zeitweilig Obdachlose sorglos und ungestört seine Nachtruhe, eingehüllt in seine Covija, seine beständige Begleiterin und alleinige Deckung gegen Wind und Wetter, Hitze und Kälte, bei Tag und Nacht; oder die eine Freundin, welche augenblicklich ohne Zuflucht, bittet sich bei der andern zu Gaste, eine ebenso bescheidene wie leicht gewährte Bitte, denn das Nachtlager ist im ersten besten Winkel mit einer auseinandergerollten Binsen- oder Palmenmatte hergestellt; und ebenso gering, wie um das Nachtlager, ist die Sorge um Tisch und Herd. Ueberall findet sich Platz zu einer Feuerstelle unter freiem Himmel oder in irgendeinem Wohnschuppen und alten Gemäuer; ohne viel Kosten

Digitized by Google

und Mühe ist bald eine Hand voll Bananen und ein Stück trockenen Fleisches oder Fisches über den Kohlen geröstet; auch die Kleidung macht dem glücklichen Lazzarone keine Plage; vollständige Bedeckung des Körpers streift schon an Luxus; wenn er über das weite, plunderige, kurze Beinkleid noch ein Cottonhemde wirft und den Kopf zum Schutze gegen die Sonne mit einem Tuch umwickelt oder mit einem abgerissenen Strohhut bedeckt, ist sein Anzug lücken- und fehlerfrei; etwas mehr Vollständigkeit beansprucht die weibliche Bekleidung; die heranwachsende Jugend bis zum sechsten Jahre und darüber aber wärmt sich mit paradiesischer Unbefangenheit an der Sonne; vielleicht daß eine sorgsame Mutter ihrer Chiquitica ein Taschentuch um den Hals knotet als Schürze oder einen abgetragenen Hut ohne Deckel und Krämpe über den Wollkopf stülpt. Alles was der Sohn der cultivirten Wildniß bedarf, um sich so frei und den Göttern gleich zu fühlen, die ihn auf die bevorzugte Erde setzten, ist der Besitz einer Hose und eines Hüftmessers, einer Covija, eines Strohhutes und des unentbehrlichen Tabacos, welcher auch der schönern Hälfte zum vollen Lebensgenusse nothwendig ist, und soll das Dasein allen Ansprüchen des Dorado genügen, so wird es durch den Besitz einer überzähligen Pezette gewonnen, um damit die momentanen höchsten Ideale des Lebens verwirklichen zu können. An Sonn- und Festtagen allerdings wird der gewöhnliche Alltagsapparat abgestreift; dann schlüpfen die sonnverbrannten muskelstraffen Glieder in weiße, sauber geplättete und zierlich gefaltete Leibwäsche, wehen und rauschen in Kirchen und Straßen die luftigen Gewänder oder hart gesteiften und aufgebauschten Kattunröcke, und alles, was die Pulperia aus in- und ausländischen Leckerbissen und Flüssigkeiten ausstellen mag, wird behaglich genossen.

Seinen Nationalsitten aber, den löblichen und den unlöblichen, ist nur der Mann geringen Standes treu geblieben; der Arriero besonders, ein Stand voll physischer Kraft und socialem Gewicht, hält den nationalen Typus fest; in ihm lebt noch ein Stück wirklichen Volkslebens, welches am frischesten anklingt, wenn er unter fröhlichem Jubel und Jauchzen die langen Züge entladener Maulthiere vor sich hertreibt, die Guitarre in der Hand, improvisirte Canzones singend, querüber auf dem Saumsattel seines Reitthieres sitzt und sorglos und lustig hinauszieht aus der Stadt über Berg und Thal, von Weide zu Weide und Herberge zu Herberge zurück in sein stilles, von immergrünen Weiden und Feldern umgürtetes Dorf.

Die gesellschaftliche Tugend des guten Anstandes würde einen noch günstigern Eindruck machen, wenn neben ihr die persönlichen Tugenden, besonders die der Reinlichkeit, mehr ausgeübt werden möchten; jeder Verstoß gegen die gute Lebensart wird gebührend zurückgewiesen, aber für Verstöße gegen die Reinlichkeit zeigt sich das öffentliche Gewissen weniger empfindlich. Wenn auch die Abneigung gegen Seife und Wasser keineswegs so groß ist, wie manche Touristen berichten, so hat das Organ für den Reinlichkeitssinn jedenfalls doch einen untergeordneten Platz gefunden; in der geringen Pflege dieses Sinnes liegt die Ursache mancher sittlichen Gebrechen, die dem Menschen unter den Tropen vorgeworfen werden, wie auch die Ursache mancher physischer Leiden, welche als sogenannte klimatische Leiden endemisch geworden sind.

Ueberhaupt decken die Charaktergegensätze jener Menschen einander, wie das Doppelgepräge einer Münze. Genügsamkeit und Entsagungsfähigkeit wohnen neben Ausschweifung und Eigennutz; Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit neben stumpfer Gleichgültigkeit und Unzuverlässigkeit; rücksichtsvoller Anstand neben Roheit; Freimüthigkeit und Vertrauen neben Verschlagenheit und Uebervortheilungssucht; Höflichkeit und Zuneigung neben erkäuflicher Abtrünnigkeit; Wißbegierde und Verständniß für ideale Bestrebungen neben Indolenz; Anerkennung neben Anmaßung; Zurückhaltung neben Aufspreizung; Mitleid und Barmherzigkeit neben Grausamkeit; Freisinn neben Aberglauben und Verfolgungs-

Digitized by Google

sucht; Hochherzigkeit neben Falschheit; Freiheit neben Despotie; Religiosität neben Sinnenlust; leichtentflammte Begeisterung neben großer Gewinnsucht und Genußbegierde; Geschmack und Zierlichkeit neben Unsauberkeit; Heroismus neben Verrath und Fahnenflucht.

Die Tugend aber, welche ohne Ausnahme und ohne Kehrseite in Ehren gehalten ist und am meisten anzieht, ist die Gastfreundschaft; wahrhaft human, frei von aller politischen und confessionellen Unduldsamkeit heißt sie jeden, der anklopft, willkommen, und öffnet dem Fremden ebenso bereitwillig wie dem Freunde die Thür zum Palast wie zur Hütte; unverletzlich wahrt sie das heilige Asylrecht; sie spendet dem Verbannten oder Heimatkranken in der Ferne süßen Trost, und dankbar gedenkt der Fremde einer Tugend, die sich ihm stets bewährt hat.

Es mag den Touristen in der flüchtigen, unterhaltenden Tagespresse unbenommen sein, die Licht- und Schattenseiten eines Volkes oder Menschen je nach ihren Zwecken und Absichten einseitig hervorzukehren und mit effectvollen Pinsel auszumalen; nicht aber ist dies dem Ethnologen, der forschenden Wissenschaft erlaubt. Wer Volk und Menschen richten und psychologisch zergliedern will, muß sich zunächst frei erheben über jeden Parteistandpunkt, über Vorliebe und Abneigung, über jede innere oder äußere Beeinfluffung. Nicht nach oberflächlichem Sehen und flüchtiger Berührung läßt sich ein Volk, und gar ein Volks- und Rassengemische, das sich im Auffaugungs- und Verschmelzungsproceß, in den Zuckungen gewaltsamer Entwickelungsphasen, in physischer Zerklüftung befindet, wahrheitsgemäß schildern. Nichts täuscht mehr als der erste Eindruck; nichts ist unwahrer als ein Touristentagebuch; nichts schadet der Forschung und Wahrheit mehr als die unreife Frühgeburt forschungs- und erfahrungsloser Kritik.

Die Nachwehen einer übel berathenen Colonialregierung und die politische und sociale Zerklüftung des Rassengemisches in den columbischen Staaten finden in ihren Aufständen und Kriegen einen dauernden Rückhalt und Beistand in der Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens und Klimas, der Natur des Landes, welche überall Zuflucht und Deckung gewährt, und in der leichten Gewinnung des Unterhaltes, der kaum ein Viertel der täglichen Arbeitskraft beansprucht, immerfort streitbare Kräfte zur Verfügung stellt und aus dem Ueberschuß des minder kräftigen Volksbestandtheiles die Erhaltung sämmtlicher Revolutionsheere und unproductiven Consumenten möglich macht. In solchen Ländern, wo die Natur unerschöpfliche Quellen der Hülfsleistung und des Ueberflusses öffnet, geht die sittliche Hebung, die Erweckung des Gemeingefühls, der Uebergang von Barbarei zur Gesittung, von Verwirrung zur Ordnung und Geistes- und Herzensbildung und der freien Entfaltung der Tugenden langsamer und schwerer vor sich als unter Völkern, welche gleiche Abstammung, Blutsverwandtschaft und einheitliche Anlage in sich tragen und die strenge und harte Zucht einer mit ihren Gaben sparsam zurückhaltenden Natur erfahren. Sorglosigkeit zieht Trägheit nach sich und schließt aus von der Zucht und Erziehung, welche der Mensch durch die Ausbildung seiner moralischen und physischen Kräfte empfängt; hat der Zwang der Existenz die nordischen Völker zur Arbeitsamkeit, zu allgemeinen festen Culturzuständen, zum Rechtsschutze, zur Achtung und Wahrung des gesellschaftlichen Bestandes hingedrängt, so hat diese treibende Kraft der Erziehung den Völkern des tropischen Himmelsgürtels gefehlt, und nur der Zwang, sich zu accommodiren, führt sie dort unter beständigen Reibungen der unerzogenen Kräfte zur Herstellung eines modus vivendi, eines gemeinsamen Lebensbodens für die heranwachsende Gesellschaft. Hat der Staat schon, der zwei verschiedene Rassen zu seinen Bürgern zählt, mit großen Nachtheilen zu kämpfen, wie viel schwerer werden diese Nachtheile wiegen und wie viel härter die Reibungen sein, wenn der Staat ein endloses Gemisch von Rassen in Einen Guß zu fügen hat, die keiner Hauptfarbe und keiner Hauptpartei angehören.

Digitized by Google

Der Maßstab gereifter Culturvölker und Völker einer Rasse paßt nicht auf Völker, welche noch im Werden und im Verschmelzungsprocesse der verschiedensten fremdartigen Elemente zu einem Körper begriffen sind und deren Entwickelungsphasen man nicht am Leitfaden der Culturgeschichte in das Dunkel der Jahrhunderte hinab verfolgen und von Knoten zu Knoten, von Glied zu Glied systematisch aneinanderreihen kann; wer aber vorliegende Thatsachen vorurtheilsfrei und den gegebenen Verhältnissen gemäß zu betrachten versteht, durch die äußere Erscheinung auf den Grund der Dinge sieht, durch die Form in das Wesen eindringt, die treibenden Kräfte verständig gegeneinanderhält und abwägt, die Gesetze der Natur überall in Anschlag bringt, an das Unfertige und sich Gestaltende nicht den Maßstab des Fertigen legt, jedem Volk und jeder Zone ihre eigene Culturform und Individualität einräumt: der darf eine Ausgärung aller jener Rassen und Volksfermente, eine zukünftige feste Gestaltung der gesellschaftlichen und politischen Zustände in den herrlichen Aequinoctialländern und deren Theilnahme und Mitwirkung an der fortschreitenden Culturarbeit der Menschheit nicht absolut bezweifeln.

Der aufgeweckte, gesunde Mutterwitz, die Begierde, fremde Einrichtungen und fremde Bildung aufzunehmen, das wiederkehrende Vertrauen zu den eigenen Fähigkeiten, die Anerkennung des fremden Verdienstes und fremder Erfolge, und das offene Bekenntniß der eigenen Mängel und Fehler, die leichte Auffassung und Ergreifung der gegebenen Vortheile, der lebendige Erfindungsgeist und die Selbständigkeit, die sich überall bei den beschränkten Mitteln des Verkehrs und der Industrie kundthun und Selbsthülfe schaffen — sie unterstützen die Annahme, daß die materiellen und sittlichen Vorzüge der Culturländer Europas, daß Industrie, Künste, Wissenschaften, allgemeine Bildung auch in jenen Ländern, deren Bodengestaltung und geographische Lage eine große Zukunft verheißen, festen Fuß fassen werden. Die wohlthätigen Folgen des wachsenden Aufschwunges werden sich in einem immer festern Anschluß an die europäischen Mächte äußern, denn die Achtung und Zuneigung gegen die Fremden wächst in dem Maße, als der Gewinn und der Vortheil erkannt wird, welche der Austausch und die Verbindung mit ihnen mit sich bringt; mit der Vertiefung der Bildung aber wird auch das sittliche Element gestärkt werden.

An das Temperament eines Eingeborenen unter der Tropensonne dieselben Ansprüche zu stellen wie an ein Temperament, welches unter dem rauhen Himmel des Nordens reift, ist ebenso verkehrt, als die Ausschweifungen einer verdorbenen Sitte gutzuheißen. Der Umgang der beiden Geschlechter untereinander wird im Süden immer freier bleiben als im Norden, und immer werden die Völker verschiedener Zonen gegenseitig gleich gerechtfertigten und ungerechtfertigten Anstoß an ihren Sitten nehmen. Jene Sittenlosigkeit, wie sie der Tourist nach den empfangenen Eindrücken einer Hafenstadt dem ganzen Lande nachsagt, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden; in den höhern Ständen steht die Tugend der Frauen gar wohl in Ansehen; der Hang zu äußerlichen Dingen, die oberflächliche Sinnesrichtung, die freiere Redeweise und die sinnlicher gefärbte Lebensatmosphäre überhaupt lassen ebenso wenig auf eine Schlüpfrigkeit des Lebens schließen, wie die engen Formenschranken und die Abscheidung aus der Oeffentlichkeit ein Bollwerk für die Tugend bilden. Entbehrt auch der Deutsche in dem Umgange mit den Frauen eben die deutsche Frau, so entzieht sich demselben doch keineswegs der sittigende und erziehende Einfluß, den das Ewigweibliche allezeit über den Mann behauptet. Je mehr neben dem socialen Einflusse des fremden Mannes auch der Einfluß der fremden Frau an Boden gewinnen wird durch die Uebersiedelung gebildeter Frauen Europas und namentlich Deutschlands, durch Verheirathung und verwandtschaftliche Anziehungskraft, desto mehr wird auch die Erziehung der einheimischen Frauen in andere Bahnen einlenken und die reichen natürlichen Anlagen zur unverkümmerten Entfaltung bringen; denn empfänglicher noch als der Mann ist das Weib für fremde Cultur und Bildung. Der

Digitized by Google

Einfluß wird sich gleichzeitig auf das Familienleben geltend machen, mehr Tiefe und Gehalt in dasselbe hineintragen, sowie die Achtung und Ehrfurcht der Kinder gegen die Aeltern fester begründen, welche, ob sie auch vorhanden und die Form sogar streng beobachtet wird, doch der wahren Innigkeit und des tiefern Inhalts entbehrt.

Der eingewanderte Fremde selbst aber erwidert das freimüthige Entgegenkommen, das Verlangen nach Unterweisung und Aneignung seiner Kenntnisse und Vorzüge nur zu oft mit schroffer Abweisung; sein Betragen ist oft rücksichtslos; er läßt bei jeder Gelegenheit mit kränkender Geringschätzung die persönliche, und wo dieselbe zu gering ist, die Ueberlegenheit seines Heimatlandes fühlbar werden; er setzt sich voller Ueberhebung über die Rücksichten hinweg, die man den Sitten und Gebräuchen anderer schuldet, und verletzt und verbittert die Selbstliebe und das Ehrgefühl durch rohe oder taktlose Verspottung der Schwächen und Gebrechen in den allgemeinen Einrichtungen und Zuständen des Landes. Von blind aufgenommenen, überlieferten Meinungen und Vorurtheilen beherrscht, erlaubt er sich nur zu eilfertig jedes Urtheil, und doch hat er meistens gar keins über die Denk- und Handelsweise des Volkes, unter welchem er nicht einmal lebt, denn der an der Küste ansässige Fremde lernt selten das Hinterland kennen, streift es höchstens flüchtig und oberflächlich, und sein Urtheil über Volk und Menschen rechnet nicht mit den gegebenen Verhältnissen, mit der Natur des Landes, mit den Eigenthümlichkeiten und besondern Anlagen jeder Rasse und Völkergruppe. Daher kränkt und reizt er das persönliche Zartgefühl und das allgemeine Nationalgefühl, erweckt in dem niedern Volke Groll und Unwillen, in den höhern Ständen jenes Mistrauen, das der Schwächere von Natur gegen den Stärkern hegt. Freilich bleibt die Wiedervergeltung im geschäftlichen Verkehr nicht aus, wo mit den Fremden ebenfalls nicht schonend verfahren und er bei jeder Gelegenheit übertheuert und geprellt wird. Namentlich bieten die Hafenplätze den geeigneten Boden dar für alle Gelüste der Habgier und unehrlichen Uebergriffe; aber selbst unter diesen unsaubern Gelüsten verbirgt sich ein gewisser Zug von Gutmüthigkeit, denn sobald der Fremde sich bekannt zeigt mit den Zuständen des Landes und als ein hombre vivo, d. h. als ein Mann von gesundem, aufgewecktem Verstande auftritt, stellt man alle Rupfversuche scherzend ein; wenn aber einmal ein Abkommen getroffen und ein Geschäft abgeschlossen ist, wird dasselbe auch treu eingehalten. Im Binnenlande wuchert die Prellerei weniger üppig, und unter den rauhen, einfachen Landleuten herrscht offene Biederkeit, Treu und Glaube; nie aber wird die Gastfreundschaft gemisbraucht werden.

Niemals wird der Fremde wegen seiner Nationalität, seiner Religion oder Confession, seiner nationalen Sitten, seiner Denk- und Handelsweise oder irgendeines Zweckes halber Belästigung und Unbill erfahren; wohl aber wird gern die Gelegenheit ergriffen, über Glaubenssachen und allgemeine Welt- und Lebensansichten zu disputiren, unverhohlen Zuneigung und Billigung an den Tag gelegt, jede Misbilligung und Abneigung in die schonendste Form gekleidet. Selbst die Geistlichen begegnen den Abtrünnigen der alleinseligmachenden Kirche vorurtheilsfrei; Bekehrungssucht kommt selten zum Vorschein; sie verlangen die Achtung vor ihrem Cultus, die jedermann dem andern schuldet; die äußern Umgangsformen und Höflichkeiten werden niemals und gegen keinen, weder von dem Höchsten noch von dem Niedrigsten, außer Acht gelassen. Die Neutralität des Fremden wird in den Bürgerkriegen von allen Parteien streng geachtet; selten vergreift sich eine Bande an seiner Person und seinem Eigenthum, und wenn ein solcher Fall vorliegt, findet er allgemeine Misbilligung und Zurechtweisung, und hat sich meistens der Geschädigte den Unfall selbst zuzuschreiben wegen Verletzung der Neutralität von seiner Seite. Gewöhnlich glaubt der Fremde sich gegen die Angehörigen des Landes alles erlauben, aus ihren Zwistigkeiten Unterhaltung und Vortheil ziehen zu dürfen, dagegen für seine Person unverletzbar zu sein, und wenn ihm dann einmal Gleiches mit Gleichem vergol-

Digitized by Google

ten wird, erhebt er ein gewaltiges Geschrei der Entrüstung über Frevel an dem Völkerrechte und Beschimpfung der nationalen Ehre.

Natürliche Gutmüthigkeit gibt sich in allen Berührungen und Verhältnissen kund, der Herr behandelt seine Untergebenen mild und rücksichtsvoll, selbst der Sklave wird nie unmenschlich, nie so barbarisch und verachtungsvoll behandelt worden wie z. B. in Nordamerika. Der Untergebene, zwar unzuverlässig, zeigt sich doch selten einmal auffätzig und boshaft gegen seinen Dienstherrn. Die Sittlichkeit ist vielfach tief geschädigt, namentlich das Concubinat greift in allen Ständen bedenklich um sich; es zeigt aber keine rohe und entwürdigende Behandlung, tritt niemals cynisch und schamlos an die Oeffentlichkeit. Das Volk ist zärtlichen Gefühlen sehr zugethan; die zahlreichen Diminutive in der Volkssprache geben demselben überall Ausdruck; und wie die Gastfreundschaft, findet Mitleid und Theilnahme überall eine offene Stätte. Selbst in seinen Lastern zeigt sich das Volk nicht bösartig; wo sie in Verbrechen ausarten, sind diese meistens zurückzuführen auf Trunkenheit und aufgestachelte Leidenschaften, auf Motive, welche die Sitte vertheidigt, wie persönliche und Familienrache, kurz auf Ursachen, welche die Gesetzgebung aller civilisirter Länder als Milderungsgründe anerkennt, oder welche durch bürgerliche und religiöse Anschauungen befördert, wenn nicht gar gutgeheißen sind. Die übertriebene Beobachtung äußerer Formen führt, namentlich in den untern Ständen, zu manchen Lächerlichkeiten und falschem, lügnerischem Scheinwesen; sie bewahrt aber andererseits wieder vor Schrankenlosigkeit in dem öffentlichen ungebundenen Leben voll freiester Bewegung; leicht findet sich das Volk in allen Verhältnissen zurecht; so aufgeweckt es ist, so dreist und neugierig ist es auch, und seine Zudringlichkeit würde oft unerträglich sein, wenn es nicht das Geschick besäße, dieselbe mit guter Manier an den Tag zu legen.

Der Fremde, welcher jene Rücksichten beobachtet, die er für sich selbst in Anspruch nimmt, seine Geringschätzungen und Abneigungen zurückhält, die kleinen Eitelkeiten und das Zartgefühl schont, und ein richtiges Verständniß besitzt für das Leben, Dichten und Trachten jedes Volkes, die Stufe der Cultur und die Einflüsse der Natur in Anschlag bringt, sich den Sitten und der Art und Weise der Gesellschaft, die ihn aufnimmt, anbequemt, ihr human nnd vertrauensvoll entgegenkommt, Bildung in sie hineinträgt, findet nicht nur überall hülfreiche und offene Aufnahme, sondern wird überall durch besondere Achtungsbeweise ausgezeichnet; aufmerksam und gern hört man seinen Erzählungen von den Vorzügen seiner Heimat zu, bewundert dieselben und drückt das Verlangen nach festem Anschluß an die vorgeschrittenen Nationen aus.

Nicht schroffe Abweisung und leidenschaftliche Aburtheilung, sondern Wohlwollen und ehrliches Interesse und ruhiges, und verständiges Urtheil verbinden Land und Leute aller Zonen. Und was der Mensch nicht über uns vermag, das bewirkt und vollbringt die Natur; sie löst den Zwiespalt der Kräfte auf, sie besänftigt, durchleuchtet und dringt in das verschlossene Wesen ein. Dankbare und freundliche Gefühle für Land und Leute, unauslöschliche, beglückende Naturgenüsse — das sind die Eindrücke, die der empfängliche Mensch in jenen Regionen mit in sich aufnimmt und bewahrt in seiner nordischen Heimat.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Einer der bekanntesten und hervorragendsten populär-medicinischen Schriftsteller unserer Tage, ein Mann von umfassendem Wissen, großer Schärfe des Verstandes und seltener Gabe der Darstellung, ein Originalcharakter und ein Geist von ungewöhnlicher Ursprünglichkeit ist von uns geschieden. Am 19. Febr. 1874 starb nach längern Leiden, aber plötzlich der leipziger Professor der pathologischen Anatomie Dr. Karl Ernst Bock zu Wiesbaden, wohin er vor mehrern Monaten seiner Gesundheit wegen gegangen war. Wenn er zwei Tage länger gelebt, so hätte er das fünfundsechzigste Jahr vollendet; denn er wurde am 21. Febr. 1809 zu Leipzig geboren. Sein Vater, der bekannte Anatom Karl Bock, unterrichtete ihn schon in den ersten Knabenjahren in der Anatomie und den übrigen Disciplinen der ärztlichen Wissenschaft, sodaß ein tüchtiger Mediciner aus ihm werden mußte. Den Grund zu seiner gelehrten Bildung legte der junge Bock auf dem Nikolaigymnasium seiner Vaterstadt. Nach bestandenem Abiturientenexamen besuchte er die leipziger Universität und promovirte daselbst im Jahre 1831 zum Doctor der Medicin. Als die polnische Revolution ausgebrochen war, ging er, um sein Wissen zu bereichern, nach Warschau. Als Hospitalarzt, zuerst in polnischen, dann in russischen Diensten, fand er mannichfache Gelegenheit zur praktischen Vervollkommnung in seinem Berufe. Besonders nützlich machte er sich in Warschau gelegentlich der furchtbaren Choleraepidemie daselbst. Für seine wundärztliche Weiterbildung war ihm sein Aufenthalt in Warschau, namentlich nach der Eroberung der Stadt, eine ausgezeichnete Schule. In seine Vaterstadt Leipzig zurückgekehrt, habilitirte er sich an der dortigen Universität als Docent. Im Jahre 1839 wurde er außerordentlicher Professor daselbst. Bereits seit dem Jahre 1837 stand er den pathologischen Leichenöffnungen am leipziger Krankenhause vor und leitete die praktischen Uebungen in dieser Branche. Seine wissenschaftlichen Werke haben theilweise eine ungewöhnlich große Verbreitung gefunden. Zuerst bekannt gemacht hat er sich durch sein „Handbuch der Anatomie des Menschen mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie" (2 Bde., Leipzig 1838). Außerdem mögen hier als seine Hauptwerke genannt werden sein „Anatomisches Taschenbuch" (Leipzig 1839), sein „Handatlas der Anatomie des Menschen, nebst einem tabellarischen Handbuche der Anatomie" (Leipzig 1840—41), sein „Handatlas der pathologischen Anatomie" (Leipzig 1855), seine „Gerichtlichen Sectionen" (Leipzig 1843) und sein „Lehrbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik" (2 Bde., Leipzig 1848). Das letzterwähnte Werk machte für die Resultate der neuern, d. h. der wiener Schule mit großem Geschick und auch mit großem Glück Propaganda; denn es hatte sich einer sehr großen Verbreitung und Autorität zu erfreuen. Wie es überhaupt in der Art dieses eigenthümlich energischen Charakters lag, daß er, was er einmal für wahr und recht erkannt, sei es nun auf dem Gebiete seiner Wissenschaft oder im praktischen Leben, mit Feuer und Beharrlichkeit verfocht, so war Bock unter den Aerzten Sachsens auch derjenige, welcher für die wiener Schule unablässig kämpfte und ihr in seinem engern und indirect auch in seinem großen

Digitized by Google

deutschen Vaterlande die Geltung zu verschaffen strebte, welche sie, wie er meinte, verdient. Die Medicinalreform im Königreiche Sachsen machte er zu einer seiner Hauptaufgaben und hat für dieselbe bis an sein Ende gekämpft. Von der Ansicht ausgehend, daß die Wissenschaft, insonderheit die medicinische, Gemeingut aller werden müsse, hat Bock sich die Popularisirung der Medicin stets sehr angelegen sein lassen. Eine große Anzahl von populären Aufsätzen über Fragen der Medicin hat er zu diesem Zweck geschrieben und namentlich in der „Gartenlaube" veröffentlicht, wie denn dieses Blatt sozusagen sein eigentliches Organ war, mittels dessen er zum Volke, dessen Wohl ihm so sehr am Herzen lag, sprach, predigte und es oft in sehr drastischen und eindringlichen Worten wegen seiner Verkehrtheiten ablanzelte. Er hat hierdurch einen Einfluß auf die Volksgesundheitspflege gewonnen, wie vor ihm wol kein anderer Arzt der modernen Welt. Ein großer Theil dieser populär-medicinischen Aufsätze Bock's ist aus der „Gartenlaube" in sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen" (5. Aufl., Leipzig 1863) übergegangen. Dasselbe hat eine ganz ausnahmsweise Verbreitung gefunden und ist sozusagen ein deutsches Hausbuch geworden, wie wenige vor ihm. Bock ist zu früh gestorben. Noch viel Gutes hätte dieser niemals müde Streiter, der auch im Privatleben stets eine große Menschenliebe und Opferfreudigkeit gezeigt hat, wirken können.

In dem am 23. Sept. 1873 in seinem Landhause La Cinquentina zu Cecina bei Livorno im 69. Lebensjahre verschiedenen Francesco Domenico Guerrazzi ist einer der bedeutendsten Politiker und Schriftsteller Italiens dahingegangen. Geboren im Jahre 1805 in Livorno, widmete er sich zu Pisa dem Studium der Rechte, ließ sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt nieder und wurde schnell einer der gesuchtesten und geehrtesten Rechtsgelehrten Toscanas. Neben seiner ausgebreiteten Praxis als Advocat betrieb er schon damals in den Mußestunden eifrig die belletristische Schriftstellerei. Romane wurden die eigentliche Domäne seines nicht unbedeutenden Talents. Eine sehr lebhafte, aber etwas überreizte Phantasie, tüchtige historische und allgemeine Kenntnisse und eine für die Schilderung sehr geschickte Feder unterstützten ihn bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit. „La battaglia di Benevento" (Florenz 1828) betitelte er seinen ersten, vielleicht besten Roman, welcher großes Aufsehen in ganz Italien machte. Im Jahre 1830 betheiligte er sich in sehr rückhaltsloser Weise an den Unruhen, welche damals Italien in Aufregung versetzten; die Folge davon war, daß die Regierung ihn inhaftirte. Im Gefängnisse schrieb er seine beiden berühmtesten Werke: „L'assedio di Firenze" und „Isabella Orsini". Es ist das düstere Colorit Lord Byron's und des ersten französischen Romantismus, welches den Werken Guerrazzi's einen so eigenthümlichen, oft dämonischen Reiz gibt. Schwung der Phantasie, Kraft der Sprache, Gedankenreichthum, Glut der Empfindung und Originalität in der Lebensauffassung neben Effecthascherei, Ueberschwenglichkeit des Gefühls und Einseitigkeit des Urtheils, zumal in politischen Dingen, sind hervorstechende Merkmale seiner Werke. Im Jahre 1838 erhielt er seine Freiheit wieder und begann aufs neue sich an dem geheimen politischen Leben Italiens durch Eintritt in verschiedene Gesellschaften zu betheiligen. Der von Mazzini gegründeten Gesellschaft das „Junge Italien" gehörte er ebenfalls an und spielte in derselben eine Hauptrolle. Als Pius IX. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, wuchs Guerrazzi's Einfluß in Toscana. Die Unruhen zu Anfang des Jahres 1848 in Livorno wurden vielfach auf Guerrazzi's Rechnung gesetzt. Eine Folge dieses Verdachts war seine Gefangennahme und Inhaftirung in den Gefängnissen von Portoferrajo. Allein die schnelle Entwickelung der politischen Bewegung hatte insofern günstigen Einfluß auf das Schicksal Guerrazzi's, als dadurch seine Haft sehr bald beendigt wurde. Wieder auf freiem Fuße, nahm er seine politische Laufbahn mit großer Klugheit wieder auf — und war bereits im October desselben Jahres Cabinetspräsident und Minister des Innern. Der Großherzog Leopold II. hatte ihm sein Vertrauen geschenkt und ihm diese bedeutende Stellung zuertheilt. Als der Großherzog im Februar 1849 nach San-Stefano bei Siena geflohen war, wurde er vom Parlament zugleich mit Montanelli und Mazzoni zum Triumvir und bald darauf zum Dictator ausgerufen. Er trat in dieser gewaltigen Machtstellung sehr energisch auf, protestirte gegen die Proclamation der Republik und den Anschluß Toscanas an die römische Republik Mazzini's und nahm auch gegen Pie-

Digitized by Google

mont eine ablehnende Stellung ein. Nach der Schlacht bei Novara, in welcher die Piemontesen bekanntlich unterlagen, wurde der Großherzog zurückgerufen. Die Regierung machte nun einen Proceß gegen Guerrazzi anhängig, welchem die Beschuldigung zu Grunde lag, daß er als Minister der Resolution nicht thatkräftig genug entgegengewirkt habe. Er schrieb bei dieser Gelegenheit seine durch ihre schlaghafte Kraft und ihren grandiosen Stil berühmt gewordene Schrift: „Apologia della vita politica di Francesco Domenico Guerrazzi" (Florenz 1851). Das Endresultat dieses Processes war die durch einen Specialgerichtshof gegen ihn ausgesprochene ewige Verbannung. Er ging nunmehr nach Bastia, wo er den Roman „Beatrice Cenci" (1854) schrieb. Unter seinen sonstigen Schriften nennen wir hier noch „L'Asino", „Paolo Pellicioni" und „Pasquale Paoli". Gegenüber den spätern Bewegungen in Italien nahm er die Miene eines Verstimmten an. Die Ereignisse des Jahres 1859 gestatteten ihm zwar die Rückkehr nach Toscana, allein er blieb dem öffentlichen Leben fremd. Obgleich mehrmals ins Parlament gewählt, verharrte er bis an sein Ende in seiner Zurückgezogenheit; nur hier und da griff er durch eine Schrift in das Leben des Tages ein. Wenige Tage vor seinem Tode hat er indessen noch ein Werk unter dem Titel „Il secolo che muore" („Das sterbende Jahrhundert") vollendet. Dasselbe wird, dem Vernehmen nach, bei Politti in Mailand erscheinen. „Der Ursprung der Kometen" soll der Titel eines unvollendet hinterlassenen Werkes Guerrazzi's sein. Professor Gorini hat die Leiche Guerrazzi's auf dieselbe eigenthümliche Weise einbalsamirt, welche bei der Hülle Mazzini's bereits mit Glück zur Anwendung brachte. Ueber das Leichenbegängniß Guerrazzi's schreibt man der „Frankfurter Zeitung" aus Rom, daß sich auf den Straßen Livornos verschiedene Gruppen bildeten, aus den Fenstern Trauerfahnen aufgesteckt und die Fahne des Municipalpalastes mit Trauerflor umhüllt wurde. Das Municipium habe sich sofort versammelt, um das Leichenbegängniß mit größtem Gepränge zu vollziehen und mit der hinterbliebenen Familie über dasselbe Rücksprache zu nehmen. Die „Fratellanza Artigiana" und andere demokratische Gesellschaften vereinigten sich, um sich nach der Villa Cecina zu begeben. Die Theater blieben geschlossen. Wie allgemein verlautet, hat Guerrazzi auch Memoiren hinterlassen. Dieselben würden, der Oeffentlichkeit übergeben, gewiß über manche Zustände der neuen Geschichte Italiens interessante Aufklärungen geben, namentlich aber auf die innere Entwickelung Toscanas ein helles Licht werfen.

Der Schriftsteller Paolo Emiliani Giudici wurde zu Mussomeli auf Sicilien am 13. Juni 1812 geboren. Jene geschlossene energische Schar großer Patrioten, die mit Begeisterung und unermüdlicher Ausdauer trotz aller Verfolgungen den Samen zu Italiens neuem Aufschwunge ausgestreut und das meiste dazu beigetragen, dem zerrissenen Italien das Nationalgefühl, seine Einheit und eine hoffnungsvolle Zukunft wieder zurückzugeben, hat wieder einen aus ihrer Mitte verloren. Giudici, den man den Gervinus Italiens nennen kann, stammt aus einer angesehenen, aber infolge der Revolution von 1831 verarmten Familie. Wie die meisten dieser italienischen Patrioten, entwickelte er schon früh die mannichfaltigsten Talente. Noch siebzehnjährig, dichtete er mehrere Dramen, die er bald darauf verbrannte, und als er trotz aller Abneigung, von seinen Aeltern für das Kloster bestimmt, nach Palermo in das Dominicanerkloster kam, machte er sich im Verlaufe seiner weitern Studien als Zeichner, Kupferstecher und Maler auf Sicilien so bekannt, daß ein alter Emigrirter, der Ritter Hannibal Emiliani, ihm dazu behülflich war, den Neigungen seines Herzens zu folgen, das Kloster zu verlassen und in Gemeinschaft mit mehrern jungen Leuten, die gleich ihm der neuen Richtung angehörten, nach Livorno zu entkommen. Ritter Emiliani sorgte auch für seine Zukunft, indem er ihn großmüthig adoptirte. Seit dem April 1840 lebte Giudici bald in Florenz, bald in Pisa, mit Niccolini und Montanelli, den bedeutendsten Literaten jener Epoche, eng befreundet, im Kreise jener Männer von „Leier und Schwert", die auf Italiens Wiedergeburt hinwirkten, in der Tagespresse, in Versammlungen, in selbständigen Schriften für patriotische Ziele unermüdlich thätig. Unbefriedigt von der alten, schöngeistigen Behandlung der Literaturgeschichte eines Tinaboschi, Giunzeni und Maffei, setzte er sich das Ziel vor, Italien eine kritische, auf eigene Forschung beruhende Darstellung der Nationalliteratur zu schenken. Nach vierjährigem Quellenstudium erschien seine berühmte „Storia

Digitized by Google

della letteratura italiana" (2 Bde., Florenz 1844), ein Werk, das, wiewol es nicht überall der neuen Kritik standhalten dürfte, doch als erste Erscheinung in dieser Richtung große Anerkennung verdient, und in Italien besonders dadurch, daß es zuerst den Italienern ihre Zusammengehörigkeit und ihre Einheit als Nation in ihrem geistigen Schaffen recht anschaulich zeigte, ungeheuern Einfluß gehabt hat.

Die Wehen der Revolution von 1848 wiesen Giudici mehr auf die Tagespresse. Im Jahre 1848 erschien seine Uebersetzung „Filosofia politica del Brougham", dann, als die Revolution ausgebrochen und der Großherzog geflohen, ernannte die Interimsregierung ihn zum Professor der Aesthetik an der Universität Pisa (1849), welche Stelle er aber drei Monate später nach Beginn der Restauration wieder aufgab. Die traurige Zeit bis 1859 lebte Giudici nur für seine Studien. Es erschienen von ihm: „Storia dei Comuni" (3 Bde., Florenz 1853—54); eine Uebersetzung von Macaulay's „Geschichte Englands" (1856). Das Jahr 1858 weckte seinen Haß gegen die Fremden wieder auf. Damals deckte er in einer Reihe von Artikeln in einem londoner Blatte die Schattenseiten der großherzoglichen Regierung auf und trug nicht wenig dazu bei, die öffentliche Meinung gegen Oesterreich zu kehren. Seit 1859 folgte er seinem Freunde Niccolini in der Professur der Aesthetik an der Akademie der schönen Künste zu Florenz, welcher er auch bis zu seinem Tode vorstand, nachdem seine Heimat ihren Mann noch durch eine Wahl in die Kammer der Abgeordneten (1867) geehrt und er sein zweites bedeutendes Werk, die „Storia del teatro italiano" (Mailand 1860), das vom Mittelalter bis auf die neuere Zeit geht, der Oeffentlichkeit übergeben. Seine gesammelten Werke wurden in der „Biblioteca nazionale di Firenze" reproducirt. Er starb am 8. Sept. 1872 zu Tunbridge.

Durch den am 26. Nov. 1873 erfolgten Tod von Dr. Karl Friedrich Naumann in Dresden ist, nachdem die mineralogischen Wissenschaften schon im Laufe des genannten Jahres durch den Tod von Gustav Rose in Berlin und Breithaupt in Freiberg einen herben Verlust erlitten hatten, denselben abermals einer ihrer hervorragendsten Vertreter entrissen worden. Karl Friedrich Naumann war als der älteste der drei Söhne des berühmten Kapellmeisters Joh. Gottlieb Naumann in Dresden am 30. Mai 1798 geboren und ist als der letzte derselben nach kurzer Krankheit verschieden. Nachdem er eine vorzügliche classische Bildung in Schulpforta erhalten und seine Studien in Freiberg, Leipzig und Jena vollendet hatte, machte er sich dem mineralogischen Publikum zuerst durch die Herausgabe seiner in den Jahren 1821 und 1822 auf einer Reise in Norwegen gesammelten geognostischen Beobachtungen bekannt. Sie ließen schon den unbefangenen, scharfsinnigen Beobachter, den rüstigen und unermüdlichen Wanderer erkennen. In den folgenden Jahren lehrte er als Privatdocent in Jena und Leipzig und wurde 1826 als Professor an die Bergakademie zu Freiberg berufen. Diese Stellung vertauschte er 1842 mit der Professur der Mineralogie und Geognosie in Leipzig, welche er nach rühmlichster Lehrthätigkeit im Jahre 1871 niederlegte, um sich nach Dresden zurückzuziehen und sich ganz seinen schriftstellerischen hervorragenden Arbeiten zu widmen. Dieselben umfassen in seltenster Weise alle Zweige der mineralogischen Wissenschaften: Krystallographie, Mineralogie und Geologie. Schon im Jahre 1824 erschienen Andeutungen zu einer Gesteinslehre, als Frucht der Studien in Norwegen, 1826 der Grundriß der Krystallographie", wodurch Naumann seinen Ruf als Mineraloge für alle Zeiten begründete. Er machte hierin eine sichere und einfache Bezeichnung der Krystallflächen bekannt, die sich nach und nach in ganz Deutschland Bahn gebrochen hat und allgemein angewendet wird. Der amerikanische Mineraloge Dana hat dieselbe im wesentlichen angenommen, freilich mit einer Vereinfachung, die aber nicht als Verbesserung anerkannt werden kann. Im Jahre 1828 erschien das „Lehrbuch der Mineralogie", im Jahre 1830 das „Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie", welches in wissenschaftlichster Weise die in dem Grundrisse befolgte Methode begründete und weiter ausführte.

Vom Jahre 1834 an finden wir Naumann auf einem sehr verschiedenen Felde, als praktischen Geognosten mit der Kartirung des Königreichs Sachsen im Auftrage der Regierung beschäftigt. Die erste Section erschien 1836. Sein Eifer und seine ungemeine Rüstigkeit machten es möglich, daß die große Arbeit, an der später auch Bernhard von Cotta

Digitized by Google

theilnahm, mit der Herausgabe eines „Uebersichtsblattes" schon 1844 ihren Abschluß finden konnte. Zu jedem Blatte gehört eine Erläuterung. Einige derselben enthalten die gediegenste geognostische Beschreibung der wichtigsten Gegenden des Erzgebirges.

Kaum ist diese große Arbeit vollendet, so erscheint ein Werk: „Die Elemente der Mineralogie" (1846), welches in dem Maße das Bedürfniß nach einem wissenschaftlichen, kurzgefaßten Lehrbuche dieser Wissenschaft befriedigte, daß es in einem fünfundzwanzigjährigen Zeitraum nicht weniger als acht Auflagen erlebt hat. Keins seiner zahlreichen Werke hat den Namen von Naumann in den weitesten Kreisen so bekannt gemacht als die „Elemente"; keinem Schüler der Mineralogie in Deutschland ist es unbekannt geblieben, den Lehrern ein treuer Führer und zuverlässiger Rathgeber. Nur wenige Jahre weiter, und er beschenkte die Wissenschaft mit einem ausführlichen „Lehrbuche der Geognosie", Leopold von Buch, Deutschlands größtem Geologen gewidmet. Der erste Band erschien 1850, der zweite 1854 (durch viele eigene Forschungen am Rhein, in Frankreich, den Alpen und Italien war der Werth dieses Werkes erhöht worden). Schon im Jahre 1858 folgte die zweite Auflage des ersten Bandes. Der Umfang des Werkes erweiterte sich in dem Maße, daß ein dritter Band hinzugefügt werden mußte, von dem drei Lieferungen, 1866, 1868 und 1872, erschienen sind. Der vierten Lieferung und dem Schlusse des ganzen Werkes wurde in der nächsten Zeit entgegengesehen. Naumann beschäftigte sich noch an dem Tage seines Todes lebhaft mit dem Gedanken an die Vollendung dieses Werkes, welches durch die Besorgung der neuern Ausgaben der „Elemente der Mineralogie" mehrfach unterbrochen worden war. Jede dieser Ausgaben war eine angestrengte Arbeit, jede brachte zahlreiche Verbesserungen und Zusätze und entsprach dem neuesten Zustande der Wissenschaft.

So sehen wir den Forscher während eines funfzigjährigen Zeitraumes mit dem größten Eifer und der gewissenhaften Benutzung ausgedehntesten Wissens bemüht, Belehrung zu verbreiten und der Wissenschaft neue Jünger zuzuführen. Die allgemeinste Anerkennung und Verehrung seiner Fachgenossen und seiner Collegen an der Universität hat ihm bei seinen eminenten wissenschaftlichen Verdiensten um so weniger gefehlt, als dieselben nur von seiner Bescheidenheit übertroffen wurden. Er war eine heitere Natur und Humor ein charakteristischer Zug seines Wesens.

Politische Revue.

27. März 1874.

Der kirchenpolitische Kampf in Preußen nimmt seinen lebhaften Fortgang. Wenn die Centrumspartei geglaubt hat, in diesem Kampfe auf das Herrenhaus rechnen zu können, so vergaß sie, daß dieser Staatskörper in seiner neuen Zusammensetzung längst aufgehört hat, ein Träger jener Ideen zu sein, welche einst von Stahl als die Grundlagen des sogenannten christlichen Staates vertheidigt wurden. Wohl fehlt es nicht an einzelnen Heißspornen dieser Partei; aber ihr Auftreten ist um so wirkungsloser, je mehr sie über das Ziel hinausschießen in ihrer extremen Polemik und ihren Bekenntnissen schöner Seelen. An Volkstribunen aber, welche die kirchenpolitischen Gesetze als Ausnahmegesetze im Namen der Gleichberechtigung aller zurückgewiesen hätten, wie dies in einem ähnlichen Falle sogar einmal Robespierre in der französischen Constituante gethan hatte, fehlte es natürlich gänzlich im Herrenhause. Nur die strengkirchliche Opposition trat dem Gesetz über die Civilstandsregister entgegen und blieb selbstverständlich in der Minorität. Das Gesetz wurde am 20. Febr. mit 89 gegen 51 Stimmen angenommen, freilich nicht ohne daß mehrere Paragraphen wichtige Veränderungen erfahren hatten. Einige dieser Veränderungen oder Zusätze durften für Verbesserungen gelten, wie die Bestimmung, daß den Geistlichen für die künftig ausfallenden Gebühren Entschädigungen zutheil werden sollten. Denn der Hinweis auf die kirchlichen Trauungen in Frankreich und den Rheinprovinzen, deren Zahl durch die Civilehe nicht verringert worden sei, konnte für eine protestantische Bevölkerung, deren Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben weit lockerer ist als derjenige der katholischen, für wenig stichhaltig gelten, und die Befürchtung, daß die evangelische Geistlichkeit durch das Gesetz in ihren Einnahmen werde beeinträchtigt wer-

Digitized by Google

den, eine Befürchtung, welcher zahlreiche Stimmen aus diesen Kreisen Ausdruck gaben, war nicht abzuweisen. Der Glaube an die Macht des kirchlichen Lebens über die Gemüther war gerade bei den kirchlich Gläubigen ein geringer; die voraussichtliche Schädigung einer Berufsstellung, der sich die Geister in letzter Zeit mehr und mehr abwenden, wurde indeß von der Mehrheit anerkannt und als eine Unbilligkeit empfunden. So fand jener Zusatz Annahme, zugleich mit der Bestimmung, die Geistlichen sowie auch die Amtsvorsteher sollen nicht gezwungen werden können, das Amt eines Civilstandsbeamten anzunehmen. Ein Antrag des Grafen Brühl auf Wiederaufhebung der Maigesetze wurde mit allen gegen 15 Stimmen abgelehnt. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Febr. wurde darauf der ganze Gesetzentwurf in der Fassung des Herrenhauses unverändert und definitiv genehmigt, nachdem die Abgeordneten Miquel und Virchow in Betreff der zu gewährenden Entschädigung das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses gewahrt, von dem Cultusminister aber eine befriedigende Erklärung über diese Frage erhalten hatten. Am 26. Febr. wurden darauf beide Häuser des Landtages bis zum 13. April vertagt.

Die wichtigen Verhandlungen des Deutschen Reichstages über das Militär- und Preßgesetz, über welche unser späterer zusammenfassender Artikel berichten wird, erleiden durch die Abwesenheit des erkrankten Reichskanzlers Fürsten Bismarck eine unleugbare Lähmung. Die Annahme des Impfgesetzes ist nicht überall mit Freuden begrüßt worden, wohl aber daß der §. 14 desselben, der Zwang zur Revaccination bei Epidemien, wenn auch mit geringer Stimmenmehrheit, abgelehnt wurde; denn man darf wol denjenigen recht geben, welche in diesem Fall die Gefahr für das allgemeine Wohl nicht groß genug erachten, um eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit zu rechtfertigen. Der Protest der Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen vom 16. Febr. wurde von dem Reichstage am 18. mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Die Vertheidigung desselben durch den Abgeordneten Teutsch in wenig glücklicher und würdevoller Weise hatte zur Folge, daß ein historisch nicht bedeutungsloser Act durch die Art der Ausführung einen mehr erheiternden Eindruck machte und die Chronik des Deutschen Parlaments mit allerlei anekdotischem Material bereicherte.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche tritt jetzt auch an das Reich heran. Dem Bundesrathe ist von der preußischen Regierung ein Gesetzentwurf in Betreff der Ausweisung und Internirung der renitenten Bischöfe und von ihm mit einigen Aenderungen dem Reichstage vorgelegt worden, welcher für ein gemeinsames Vorgehen aller deutschen Staaten gegenüber den kirchlichen Eingriffen eine Grundlage geben soll. Nach dem dritten Paragraphen dieses Entwurfes können Kirchendiener, welche nach den Vorschriften dieses Gesetzes ihrer Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt worden sind, ohne Genehmigung des Bundesrathes in keinem andern Bundesstaate die Staatsangehörigkeit erwerben; auch darf ihnen der Aufenthalt in einem andern Bundesstaate nicht gestattet werden, wenn ihnen in dem frühern Heimatsstaate der Aufenthalt versagt worden ist. Die Motive des Entwurfes greifen auf die preußischen Kirchengesetze zurück und den Widerstand der römisch-katholischen Bischöfe und des von ihnen abhängigen Klerus gegen dieselben, der je länger desto mehr sich zu einer offenen Auflehnung gegen die Gesetze und Ordnungen des Staates gesteigert habe. Dieses neue Gesetz ist im Grunde nur eine Novelle zu dem Gesetz, welches die Ausweisung der Jesuiten festgesetzt hat. Den eigentlichen Schwerpunkt der Absetzungsfrage berührt es nicht. Dieser liegt in der Sedisvacanz, welche zwar eine gesetzliche Regelung gefunden hat, aber eine solche, die bisher nur auf dem Papier steht. Wenn der kirchliche Gerichtshof die Absetzung einzelner Bischöfe wird ausgesprochen haben, dann wird es sich zeigen, ob der Ehrgeiz des niedern Klerus mächtiger ist als seine Abhängigkeit von Rom, ob sich überhaupt Geistliche finden werden, welche die leer gewordenen Bischofssitze unter den vom Staate festgesetzten Bedingungen besteigen. Ist dies nicht der Fall, dann versagt allerdings ein wichtiger Factor in der bisherigen politischen Berechnung und Gesetzgebung unserer Staatsmänner, und man wird für die Opposition gegen Rom, wenn man nicht einem Ernste Renan recht geben will, welcher behauptete, daß derselbe aussichtslos sei und sich in eine Sackgasse verrannt habe, statt der bloßen Repressivmaßregeln einen geistig productivern Boden gewinnen müssen.

Digitized by Google

Das Einschreiten gegen die Bischöfe hat schon bedeutende Ruhestörungen zur Folge gehabt, so namentlich am 28. Febr. in Münster die Auspfändung des Bischofs Martin, ebenso in Köln diejenige des Erzbischofs Melchers, welcher dem Vernehmen nach auch seiner baldigen Verhaftung entgegensieht, wie Erzbischof Ledochowski, der am 24. Febr. abermals zu einer Geldbuße von 8000 Thlrn. verurtheilt worden ist. Ebenso droht die Verhaftung dem Bischof der kulmer Diöcese, Hrn. von der Marwitz in Pelplin, da die vorhandenen Möbel zur Deckung der Strafsumme nicht mehr ausreichen. Am 6. März ist der Bischof von Trier, Eberhard, verhaftet worden, da er auf Grund dreier Urtheile vom 2., 15. und 22. Dec. 1873 wegen Vergehungen gegen die Maigesetze zu zwei Jahren Subsidiärgefängnißstrafe verurtheilt wurde.

In dem ernsten Kampfe gegen die Kirche waren besonders die englischen Sympathien, die Sympathien eines für die persönliche Freiheit begeisterten Volkes, doppelt willkommen. Am 18. Febr. richtete der Kaiser Wilhelm I. ein Handschreiben an den Grafen Russell, den Führer des Sympathiemeetings vom 27. Jan. und sprach seinen Dank darin aus für die zustimmenden Kundgebungen, die ihm von der englischen Nation in seinem Kampf mit dem Papstthum zutheil geworden seien.

Auch in Oesterreich wird dieser Kampf weiter fortgeführt. Er hat hier eine etwas abweichende Bedeutung; denn hier ist es eine katholische Regierung, der man nicht wie der preußischen nachsagen kann, daß sie die „Katholiken" als solche verfolge; hier ist es der „apostolische" Monarch, ein halbes Jahrhundert hindurch der anerkannte Schutzherr des Papstthums, der mit seinen Bajonneten jede freie Bewegung in der Romagna und dem Kirchenstaate niedergehalten hat; hier ist es der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser des jetzt wiedergeborenen Oesterreichs, welcher den Handschuh aufnimmt, den die Curie dem modernen Staat und seinen geistigen Lebensmächten hingeworfen hat. Und mit weit größern Majoritäten als selbst auf dem preußischen Landtage hat der Reichsrath zu Wien die neuen Gesetze angenommen, welche das Staatswesen gegen die Eingriffe der Kirche schützen sollen.

„Wir gehen nicht nach Canossa", sagte Fürst Bismarck. „Oesterreich-Ungarn kann nie so weit heruntersinken, eine Unterbehörde der Curie zu werden", sagte Fürst Auersperg. Mit diesen beiden geflügelten Worten haben die leitenden Staatsmänner Deutschlands und Oesterreichs die Stellung bezeichnet, die sie dem Vatican gegenüber einnehmen.

Die österreichischen Kirchengesetze sind allerdings nicht so weit greifend wie die preußischen; aber sie tragen doch ebenfalls den Charakter einer entschiedenen Abwehr kirchlicher Oberherrschaft und der Befreiung des Staates von den mehr als mittelalterlichen Machtgelüsten der Kirche. Hat doch der Papst selbst in seiner Encyclica vom 7. März die Behauptung widerlegt, daß diese Gesetze, mit den preußischen verglichen, gemäßigt zu sein scheinen; „in Wirklichkeit", ruft er aus, „sind sie von demselben Geist und Charakter und bereiten der Kirche in Oesterreich dasselbe Verderben".

Mit dem 5. März begannen im österreichischen Abgeordnetenhause die Debatten, die mit außerordentlicher Lebhaftigkeit geführt wurden. Die Gegner der Vorlagen, Graf Hohenwart, Greuter, Fürst Czartoryski, der im Namen der meisten Polen sprach, Weiß von Starkenfels und viele andere hoben besonders hervor, Oesterreich sei hinlänglich von staatsrechtlichen und nationalen Kämpfen unterwühlt, als daß es auch noch die Kirche gegen sich aufbringen solle; dieser Kampf werde zur Ehre und zum Ruhme von Preußen geführt werden; die Vorlagen enthielten Polizeimaßregeln, deren sich wirklich eine vormärzliche Polizeibehörde nicht zu schämen gebraucht, und das nenne man Freiheit, Fortschritt, Cultur. Vor dem Schluß der Generaldebatte ergriffen beide Minister das Wort. Der Cultusminister von Stremayr, dem man oft eine stille Zuneigung zu den Klerikalen vorgeworfen hat, hielt eine vortreffliche Rede, in der er sich als einen Anhänger des Josephinismus bekannte und Gewissensfreiheit und opferwilliges Wirken für das Volk auch auf seine Fahne schrieb. Er unterschied zwischen politischer und religiöser Freiheit und nannte die Gesetze ein Product legislatorischer Nothwendigkeit, zur Wahrung der Freiheit der Religion, aber auch zur Abwendung von Gefahren, welche aus dem Walten misleiteter Diener für den Staat entstehen könnten. Noch energischer sprach sich der Ministerpräsident selbst aus: für die Verfassung und die Autorität des Gesetzes. Der

Digitized by Google

Kaiser gab beiden Reden seine telegraphische Zustimmung. Der Gesetzentwurf über die Regelung der äußern Angelegenheiten der katholischen Kirche wurde am 9. März mit 224 gegen 71 Stimmen angenommen. Die Specialdebatte brachte einzelne weiter gehende Amendements ein über den Eid der Bischöfe, die indeß von der Mehrheit abgelehnt wurden. Am 16. März wurde nach dem Schlusse der Specialberathung der Entwurf unverändert angenommen. An demselben Tage begann die Debatte über den zweiten confessionellen Gesetzentwurf, betreffend die Regelung der Beiträge des Pfründenvermögens zum Religionsfonds. Der eifrigste Bekämpfer des Gesetzentwurfes war Graf Hohenwart; außerdem thaten sich einige Kleriker im Stil des Abraham a Santa-Clara hervor. Im Grunde hätte man die Zustimmung der niedern Geistlichen zu diesem Entwurfe voraussetzen müssen, da er sich hauptsächlich gegen den Ueberfluß der hohen Geistlichkeit, der Klöster und Stifte und ihrer beschaulichen Insassen richtet, während der niedere Klerus auf die Staatsdotation angewiesen ist, die unter dem Titel des Zuschusses für den Religionsfonds gewährt wird. Der Papst sprach sich freilich in seiner Encyclica vom 7. März so entschieden gegen diese den Kirchengütern aufgelegten Steuern aus, daß den niedern Klerikalen nichts übrigblieb als in dasselbe Horn zu stoßen.

Zu der ketzerischen Mehrheit des Reichsrathes wollten die Kirchenfürsten nicht in Beziehung treten, obgleich sie bereit waren alles aufzubieten, um die Sanction dieser Kirchengesetze zu verhindern. Der Papst hatte sich in seiner Encyclica nicht nur an alle Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe des Kaiserthums gewendet; er hatte selbst an die Adresse seines „geliebtesten Sohnes in Christo" ebenfalls am 7. März ein Schreiben gerichtet, um ihn zu beschwören, er möge nicht dulden, daß in seinem weiten Reiche die Kirche einer unehrenhaften Knechtschaft überliefert und seine katholischen Unterthanen in die höchste Bedrängniß gebracht würden. Abgesehen von diesen Rundschreiben und Privatbriefen glaubte man auch auf das moralische Gewicht des Herrenhauses rechnen zu dürfen, indem die unterliegende Minorität in einem motivirten Separatgutachten ihre Anschauungen an höchster Stelle niederlegen wollte. So haben die Bischöfe im Herrenhause eine Art von Protest eingebracht, mit der Drohung, das Haus zu verlassen, sobald es durch Eintritt in die Specialberathung der Kirchengesetze erklären würde, daß es sich nicht mehr an das Concordat binde. Doch die Drohungen mit offenem Ungehorsam und Verweigerung des Homagialeides, welche die Klerikalen im Abgeordnetenhause vernehmen ließen, werden den Kaiser eines katholischen Reiches um so weniger bestimmen können, den Forderungen der Kirche nachzugeben. Die Conferenz der Erzbischöfe und Bischöfe, die sich in Wien versammelt hat und namentlich über die Besteuerung des Kirchenvermögens erbittert ist, scheint über das zu befolgende Verhalten noch zu keinem bestimmten Plan gekommen zu sein. Eine Audienz bei dem Kaiser und eine Einwirkung auf diesen ist das einzig übrigbleibende Mittel, da es sich ja nur noch um die kaiserliche Sanction der Gesetzesvorlagen handelt. - Ist diese erfolgt, so bleibt nur Gehorsam oder der passive Widerstand übrig, zu dem schon jetzt die Heißsporne der Partei rathen. Die weiter vorgeschrittenen Liberalen auf der andern Seite sind keineswegs damit einverstanden, daß die Regierung sich auf die kirchlichen Gesetzesvorlagen, wie sie jetzt eingebracht sind, beschränken will; sie vermissen nicht nur die strafgesetzlichen Handhaben, um ihnen Geltung zu verschaffen und den spätern Widerstand des Klerus zu brechen; sie hatten auch gehofft, daß die Wogen des Kampfes hoch genug gehen würden, um in ihnen die katholische Staatsreligion, die für Oesterreich noch immer ihre ausschließliche Bedeutung behält, zu begraben; sie hatten darauf gerechnet, daß, wie in Preußen, ein Gesetz über die Civilehe den Aufbau der kirchenpolitischen Legislatur krönen werde; denn durch die Civilehe erst gewinnt der Kampf über die Abgrenzung der kirchlichen und staatlichen Macht praktische Bedeutung für das ganze Volk. Doch nicht die Liberalen können den Erlaß solcher Gesetze erzwingen; dies ist im Gegentheil in die Hände des Klerus gegeben, der bei erhitzter Opposition sie als einen Act der Nothwehr der Staatsgewalt abnöthigt. So wenigstens war der Gang dieser Entwickelung in Preußen.

Die Reise des Kaisers Franz Joseph nach Petersburg in der zweiten Hälfte des Februar und die freundliche Aufnahme, die ihm daselbst von seiten des russischen Kaisers zutheil geworden, hat in den Zeitungen wieder ein ganzes Brutnest von Conjecturen hervorgerufen. In der That kann man dieser Reise insofern eine Bedeutung nicht ab-

Digitized by Google

sprechen, als die Stellung Rußlands und Oesterreichs seit Jahrzehnten eine, wenn auch nicht feindliche, doch gespannte war, und man beide Staaten als geborene Rivalen in Betreff der orientalischen Frage betrachtete. Die bei der Anwesenheit in Berlin begonnenen persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen wurden nun in Petersburg weiter fortgesetzt, und ohne Frage liegt in dieser Thatsache selbst eine nicht zu verkennende Bedeutung, wenigstens für die Signatur des Augenblicks; denn daß die Zusammenkünfte von Monarchen auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus den Stand der Politik zu bestimmen im Stande wären, das ist ein politischer Aberglauben, der durch die geschichtlichen Ereignisse widerlegt wird. Man denke an Erfurt und den Krieg von 1812, an Salzburg und den Krieg von 1866. Die französische Presse suchte zum Theil Kapital aus dieser Zusammenkunft zu schlagen, indem sie vorgab, die Spitze derselben sei gegen das Deutsche Reich gerichtet, und bereits eine Tripleallianz zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich in der Luft schweben sah. Den Toast, welchen Kaiser Alexander auf Rußland, Deutschland, Oesterreich und England ausbrachte und in welchem Frankreichs keiner Erwähnung geschah, hätte auch diejenigen, welche die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen ignoriren wollten, belehren müssen, daß es sich nicht entfernt um eine Bedrohung des Deutschen Reiches handle, mit welchem Oesterreich gerade jetzt im Kampfe gegen die Uebergriffe der Kirche auf einem gemeinsamen Boden steht. Ebenso wenig war indeß von einer Tripleallianz gegen Frankreich, von einer Wiedergeburt der Heiligen Allianz die Rede; aber selbst wenn hierüber keine diplomatischen Verhandlungen stattfanden, war doch die Spitze dieser Zusammenkunft, wie diejenige aller der Fürstenbesuche der jüngsten Zeit, insofern gegen Frankreich gerichtet, als dieser Staat der einzige ist, welcher fortwährend kriegerische Gelüste zeigt und von einem Revanchekriege träumt, den er ohne Bundesgenossen nicht zu führen vermag, während die andern europäischen Großmächte den Frieden wahren wollen und durch ihre freundschaftlichen Beziehungen den französischen Heißspornen jede Aussicht auf irgendeine Allianz genommen ist. Das „Petersburger Journal" verspottete in einem ironischen Artikel die verschiedenen sich widersprechenden Conjecturen, welche die europäischen Zeitungen an die petersburger Zusammenkunft knüpften; es stellte ungefähr fünf Varianten derselben zusammen, die in dieser Zusammenstellung einen erheiternden Eindruck machten. Daß diplomatische Verhandlungen der Minister stattgefunden haben, ist zwar fraglos; doch bezogen sich dieselben auf den Orient, und zwar kaum auf die orientalische Frage und ihre principielle Lösung, zu welcher die jetzigen Zustände der Türkei, Rumäniens und Serbiens von neuem aufzufordern scheinen, die aber sich nicht bei heiterm politischen Himmel gleichsam aus freier Hand, noch dazu bei widerstrebenden Interessen, lösen läßt, sondern auf handelspolitische Fragen im Orient, auf Zollerleichterungen und vieles andere, was allerdings für die beiden betheiligten Staaten von großer Wichtigkeit ist.

Kaiser Franz Joseph begab sich bald nach seiner Rückkehr von Petersburg nach Pesth, wo eine sich verschleppende Ministerkrisis die ohnehin schon verfahrenen öffentlichen Angelegenheiten noch mehr zu zerrütten drohte, und seinem persönlichen Einflusse ist es gelungen, daß ein Ministerium zu Stande kam, welches aus einer Coalition verwandter politischer Elemente besteht und dessen eigentliche Seele der Finanzminister Ghyczy ist, der die nothwendigen Reformen der ungarischen Fragen durch keinen gewagten Genialitätsact, sondern auf dem einzig richtigen Wege durch Ersparungen in den verschiedenen Verwaltungszweigen durchzusetzen hofft. Das Ministerium Bitto-Ghyczy hat außer dem Finanzminister und dem Ministerpräsidenten Bitto nur noch in Bartal einen neuen Minister aufzuweisen; die übrigen Minister gehörten schon dem Szlávy'schen Rumpfministerium an. Die Finanzkrisis in Ungarn ist eine so acute, daß der Bestand des Staates fast in Frage gestellt schien. Die Bildung des Ministeriums aus der Deák'schen Partei und der Mittelpartei bürgt für eine Mehrheit im Parlament. Den Veteranen und Patriarchen des ungarischen Liberalismus, Franz Deák, der selbst ein Ministerportefeuille verschmäht aus verschiedenen persönlichen Gründen, gewiß auch deshalb, weil nichts rascher eine lange erworbene Popularität zu verwirken vermag, hatte der Kaiser selbst in seinem Hotel besucht, um die Mitwirkung des einflußreichen Patrioten in der gegenwärtigen Krisis zu sichern.

Der Dictator Spaniens, Marschall Serrano, nicht der Vertreter eines von allen

Digitized by Google

Seiten angezweifelten Septennats, wie Mac-Mahon, sondern ein für unbestimmte Zeit mit Vollmachten ausgerüsteter Machthaber, die er sich im Grunde selbst ertheilt hat, findet eine willkommene Gelegenheit, seine Dictatur durch kriegerische Thaten zu verherrlichen und damit ihre Nothwendigkeit den Spaniern zu beweisen, eine Gelegenheit, welche dem Vertreter der französischen Executive leider vollständig fehlt. Der Karlistenkrieg mit seiner stets wachsenden Bedrohlichkeit läßt alle andern Interessen Spaniens in den Hintergrund treten; das Vaterland ist in Gefahr, und in solchen Zeiten hat selbst das alte Rom einen Dictator an die Spitze der Republik gestellt.

Auf den Staatsstreich Pavia's und Serrano's am 3. Jan. 1874 fällt durch neuere Berichte doch eine etwas andere Beleuchtung. Man weist darauf hin, daß durch dies Einschreiten der Generale eigentlich nur die frühere rechtmäßige Verfassung von 1868 wiederhergestellt und nur die Folgen des föderalistischen Staatsstreiches vom April 1873, den man damals ruhig gewähren ließ, wieder aufgehoben worden seien. Wenn Castelar später die Cortes suspendirte, wenn die Civildictatur in seinen Händen ihm für Spanien unbedingt nöthig erschien, so verfährt der Militärdictator Serrano in ähnlicher Weise, wenn er die in Aussicht gestellte Einberufung der gewöhnlichen Cortes noch hinausschiebt. Wenn Serrano die einheitliche Republik proclamirt und in seinem Manifest die Restauration der jüngern bourbonischen Linie für unverträglich mit den Interessen Spaniens erklärt, um jeden Verdacht royalistischer Umtriebe von sich abzuwenden, so hat diese einheitliche Republik gegenüber der föderativen, wie sie selbst Castelar und Salmeron vertraten, nicht nur den Vorzug, daß sie allein in der jetzigen bedrohlichen Lage die Macht des Widerstandes geben und das vollkommene Auseinanderfallen des Staates verhindern kann, sondern sie entspricht überhaupt allein der geschichtlichen Entwickelung des Landes, während der Föderalismus geradezu eine Reaction gegen dieselbe bedeutet, mag immerhin den ideologischen Vorkämpfern desselben das Vorbild Nordamerikas und der Schweiz vor Augen schweben. Sie hätten sich passender dies Vorbild in dem ehemals spanischen Südamerika gesucht, wo auch alle Conföderationen auseinanderfielen und nichts als den permanenten Bürgerkrieg im Gefolge hatten. Das Naturell der romanischen Nationen verlangt eine starke Centralisation in staatlicher Hinsicht; es ist keine Frage, daß der Sieg der Gironde in der ersten Französischen Revolution mit der Niederlage Frankreichs in jeder Hinsicht gleichbedeutend gewesen wäre. Hierzu kommt, daß der Sieg der Föderalisten in Spanien nicht der politischen Gironde der Salmeron und Castelar, sondern den Decamisados der Internationalen zugute gekommen wäre, welche einer zersplitterten Staatsgewalt gegenüber mehr Aussicht hat, hier oder dort mit ihren Tendenzen durchzudringen. Auch standen die Parteien in den Cortes sich so feindlich gegenüber, daß man wol sagen darf, das unblutige Einschreiten der militärischen Machthaber habe Spanien vor einem Bürgerkriege errettet. Ueber den bisher noch immer unerklärten Bruch zwischen Salmeron und Castelar, der die Katastrophe vom 3. Jan. zur Folge hatte, erfährt man nachträglich, daß ein für die jetzigen Zustände sehr wichtiges Moment, das Verhalten gegenüber der Römischen Curie, dabei mit eine Rolle spielte. Der philosophische Freidenker Salmeron wollte eine selbständige spanische Nationalkirche, Emancipation des Staates von allen Fesseln der auswärtigen und inländischen Priesterherrschaft, Gehorsam des Klerus gegenüber der Regierung, eine vom Vatican in Rom und den Schülern Loyola's unabhängige katholische Kirche mit einem Primas in Madrid, Wahl der Pfarrer durch selbständige Pfarr- und Kirchengemeinden, unbedingte Glaubenseinheit für die Anhänger jeder andern Religion, Verbreitung des Schulunterrichtes in Stadt und Land durch Männer ohne Tonsur. Castelar, als praktischer Politiker, zog den spanischen Volkscharakter mit in Erwägung und protestirte gegen einen so gänzlichen Bruch mit der Vergangenheit und demjenigen, was der großen Mehrheit des Volkes noch ans Herz gewachsen war. So ließ er an den Vatican, trotz der Erschöpfung der spanischen Kassen, den hohen spanischen Tribut zahlen und für einen Cardinal das spanische Gesandtschaftshotel in Rom als Residenz einrichten.

Nach allen diesen Richtungen hin hat in einem Lande, in welchem man an militärische Pronunciamentos und Staatsstreiche aller Parteien gewöhnt ist, das militärische Attentat vom 3. Jan. eine unleugbare Berechtigung. Die Aufstände in den einzelnen Städten waren indeß keineswegs so unbedeutend, wie die Zeitungen anfangs berichteten.

Digitized by Google

Der Aufstand in Barcelona am 4. und 5. Jan. und den nächsten Tagen hat gegen 1000 Opfer verlangt. Die Vorstädte, mehrere Straßen der Altstadt und einige Klöster haben bedeutend gelitten. Serrano's Dictatur, die nur in Madrid unblutig erstanden, steht und fällt mit seinem Siege über die Karlisten.

Der Karlistenkrieg in den baskischen Provinzen hat nämlich in letzter Zeit eine für die Regierung entschieden ungünstige Wendung genommen; für eine strategische Betrachtung desselben erweist es sich zwar als ein Vorzug, daß die ganze zersplitterte Kriegführung mit ihren oft unverständlichen Hin- und Herzügen jetzt einen Mittelpunkt gewonnen hat. Diesen Mittelpunkt bildet Eroberung und Vertheidigung der Hauptstadt des Baskenlandes, der wichtigen Seefestung und Handelsstadt Bilbao, welche im Jahre 1835 sich bereits tapfer gegen Zumala-Carréguy zur Wehr gesetzt hatte. Zum Entsatz von Bilbao machte General Moriones seinen ersten abenteuerlichen Zug zu Wasser und Land, der so gänzlich erfolglos blieb; zum Entsatz von Bilbao rückte er zum zweiten mal vom Ebro heran, ohne die Linien der Karlisten durchbrechen zu können, und zum Ersatz der umlagerten Festung ist jetzt Spaniens Dictator, Marschall Serrano, selbst ins Feld gerückt, um die Scharte des gewiß tapfern, aber in allen seinen Unternehmungen unglücklichen Untergenerals auszuwetzen.

Die Niederlage, welche Moriones am 23., 24. und 25. Febr. am Flusse Somorrostro, westlich von Bilbao, erlitt, war zum Theil durch das stürmische Wetter verursacht, welche das entscheidende Eingreifen der Flotte verhinderte. Diese hatte den Hafen von Santona verlassen und war in die Bai von Portugalete gegangen; doch der heftige Sturm nöthigte sie zur Rückkehr. Die Eroberung von Portugalete gehörte aber mit zu dem Angriffsplan des General Moriones, und das Scheitern der Bewegung der Flotte war für ihn von der empfindlichsten Wirkung. Die Karlisten haben überdies starke Stellungen inne und namentlich die Höhen von San-Lorenzo und San-Puentos auf der rechten Seite der Somorrostraße stark verschanzt. Als die Regierungstruppen in beträchtlicher Zahl die Brücke von San-Pedro überschritten hatten, wurden sie von mehrern Bataillonen der Karlisten abgeschnitten, mit dem Bajonnet angegriffen, getödtet oder gefangen genommen. Nur einige retteten sich durch Schwimmen, viele ertranken in den Fluten des Somorrostro. Die Regierungstruppen büßten 800 Mann ein; der beabsichtigte Entsatz von Bilbao war vollständig misglückt. Moriones bat um Enthebung von seinem Posten als Obercommandant gegen die Karlisten. Serrano legte augenblicklich seine Stelle als Ministerpräsident nieder, bleibt nur Chef der Executivgewalt, während er General Zabala zum Ministerpräsidenten ernannte; er begab sich mit dem Admiral Topete auf den Kriegsschauplatz, um die oberste Leitung der strategischen und taktischen Bewegungen in die Hand zu nehmen. Er traf alle Vorbereitungen zu einem erfolgreichen und entscheidenden Hauptschlage, auf die Gefahr hin, die übrigen Provinzen Spaniens den Karlisten preiszugeben. So zog er die 7000 Mann des Generals Lopez Dominguez an sich, die 3000 Mann des Brigadier Loma aus San-Sebastian, welche bisher die Provinz Guipuzcoa vertheidigt hatten und jetzt die Bestimmung haben, den Karlisten über Valmuseda in den Rücken zu fallen. Bei diesem Kampfe liegt für ihn das ganze Gewicht seiner politischen Autorität in die Wagschale. Daß er den Angriff verzögern und alle diese Vorbereitungen ohne Ueberstürzung treffen konnte: dazu bedurfte es allerdings der beruhigenden Mittheilung, daß die Festung Bilbao sich noch längere Zeit zu halten vermag. Die Karlisten hatten das Bombardement schon am 22. Febr. eröffnet. Vom 21. Febr. bis zum 4. März sollen 2600 Bomben in die Stadt geworfen worden sein. Diese hat eine gute Artillerie und demontirte jedesmal die Batterien der Belagerer, so oft dieselben demaskirt wurden. Nach der Niederlage des Generals Moriones waren die Conservativen in der Stadt nicht abgeneigt, mit den Karlisten zu unterhandeln; aber die Freiwilligen, die Mittelklassen und das Volk erklärten sich gegen jede Verhandlung und für eine Vertheidigung bis zur letzten Patrone und dem letzten Stück Brot. Dorregaray, der Oberbefehlshaber der Karlisten, hatte dem Commandanten von Bilbao, General Castillo, nach dem Treffen von Somorrostro mittheilen lassen, es sei durchaus unmöglich, daß die Regierungstruppen die Linien durchbrechen könnten, sie seien in vollem Rückzuge nach Castro und Santona, und er fordere deshalb die Stadt zur Uebergabe auf. Castillo antwortete: „Als Caballero glaube ich Ihnen, aber als Soldat kenne ich meine

Digitized by Google

Pflicht." Gleiche Widerstandslust beseelt die Damen der Stadt. Sie haben in der Straße del Correo eine Barrikade errichtet, bedeckt mit Brocat, Seide und Atlas, und eine Inschrift daran geheftet, welche sagt, daß, wenn die Wurst die Katze frißt, die unbesiegte Stadt sich ergeben werde. Es ist dies eine Anspielung auf ein spanisches Sprichwort, welches überdies durch eine an einem Pfahl hängende todte Katze und eine Wurst illustrirt wird. Nach dem neuesten Telegramm hat der Angriff Serrano's auf die karlistischen Positionen am 25. März begonnen und ist am 26. mit günstigem Erfolge fortgesetzt worden.

Der Blick auf die Fortschritte in den andern Provinzen ist für die Führer der karlistischen Bewegung jedenfalls ein ermuthigender. Tolosa ist in ihren Händen. In Catalonien sind Vich und Manresa ebenfalls von ihnen genommen worden; der General Nouvilas hat eine Niederlage bei Olort erlitten mit 2000 Mann und ist selbst in Gefangenschaft gerathen. In den Provinzen Aragonien, Valencia, Murcia zählen die Karlisten ungefähr 20000 Fußgänger, 1000 Reiter und 12 Kanonen. Auch in beiden Castilien und in Estremadura greift die Bewegung um sich. Don Carlos ernennt Generalgouverneure für alle Provinzen, auch die bisher noch nicht eroberten, wie neuerdings den Don Reviro Merveliza de Sira für Galicien, das bisher von den Karlisten noch gar nicht angegriffen worden ist. Doch diese weitern Uebergriffe der karlistischen Bewegung würden von selbst aufhören, wenn es Serrano gelänge, durch einen entscheidenden Hauptschlag vor Bilbao das karlistische Hauptheer auseinanderzusprengen. Ob der siegreiche Marschall nicht ebenfalls eine Gefahr für die Republik sein wird, das muß die Zukunft lehren.

In Frankreich erhitzt sich der Kampf der Parteien immer mehr. Stets deutlicher wird es, daß diejenigen, welche den Marschall Mac-Mahon und sein Septennat inaugurirten, damit sehr unzufrieden sind, daß der Marschall seine siebenjährige Regierung ernst zu nehmen gesonnen ist. Die Chambordisten sehen in ihm nur einen Verwalter ihrer Interessen, welcher ehrerbietig zurücktreten muß, wenn Heinrich V. selbst bereit ist, von dem Throne Besitz zu nehmen; die Bonapartisten setzten bei dem kaiserlichen Marschall so viel Anhänglichkeit an das Kaiserthum voraus, daß er dem Erben desselben, wenn er gestützt auf die noch nicht widerrufenen Plebiscite, die Erbschaft seines Vaters anzutreten unternimmt, den Platz räumen wird, und die Orléans meinen wiederum, der General werde dessen eingedenk sein, daß er sich seine Epauletten und seine ersten Lorbern unter der Dynastie Orléans in Algerien erworben hat.

Der Marschall selbst aber will Platzhalter für keine Dynastie sein, sondern Präsident von Frankreich, erster Machthaber der weiland großen Nation; er faßt seine Aufgabe ganz loyal auf, doch er steht mit dieser Auffassung ziemlich vereinzelt in Frankreich da. Selbst seine Minister, der Herzog von Broglie an der Spitze, lassen bei allen ihren Betheuerungen von der Herrlichkeit des Septennats deutlich genug durchscheinen, daß sie selbst nicht an den Bestand desselben glauben. Das Septennat war ihnen mehr ein abgedrungenes politisches Programm; zwischen einem solchen und einer historischen Thatsache ist aber ein großer Unterschied. Die Voraussetzung des Septennats ist die conservative Republik — ist aber Mac-Mahon ein Republikaner? Wozu war es denn nöthig, durch ihn einen Thiers zu ersetzen, der wenigstens den Muth hatte, die Republik als Frankreichs nothwendige Staatsform zu erfassen und aus einem Provisorium herauszustreben, welches die aufreibenden Parteikämpfe verewigen mußte? Die Republikaner mögen jetzt zu Mac-Mahon halten, sobald er zur Abwehr aller royalistischen und imperialistischen Intriguen geneigt ist; sie haben ihn aber nicht gewählt; er vertritt nicht ihre politischen Anschauungen; er hat nur ein Glaubensbekenntniß, das Septennat, seine eigene siebenjährige Herrschaft. Doch dieser Herrschaft eine Bedeutung, ein Gewicht zu geben, ist Mac-Mahon nicht der Mann. Wenn er es wäre, würden ihn am wenigsten jene Parteien gewählt haben, die von Hause aus seine Regierung als ein Interim und ihn nur als den Schild- und Steigbügelhalter der Monarchie betrachteten. Thiers war eine bedeutende politische Begabung, Mac-Mahon ist ein höchst mittelmäßiger Politiker; und einen solchen pflegt man nicht an die Spitze einer bedeutenden Nation zu berufen, wenn man nicht andere Zwecke dabei verfolgt. Der Marschall sieht es ein, daß er die Schablone des Septennats mit seiner Persönlichkeit decken muß, aber wo er persönlich hervortritt, muß man zwar

Digitized by Google

das redliche Wollen anerkennen, doch die imponirende geistige Bedeutung fehlt. Hierzu kommt, daß er keine Veranlassung findet, den Franzosen auf dem Gebiete seiner bisherigen Leistungen seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Sein Degen muß in der Scheide ruhen, und wer weiß, ob er ihn nicht einmal wird eher gegen die Feinde seines Septennats ziehen müssen als gegen den äußern Feind.

Die bonapartistische Demonstration, welche am 16. März in Chislehurst stattfand, auf Anlaß der Großjährigkeitserklärung des jungen Prinzen, mag den republikanischen Organen immerhin Gelegenheit zu wohlfeilem Spott über den „jungen Mann von Woolwich" bieten; sie war bedeutend genug, um zu beweisen, daß der Bonapartismus ausnehmend an Boden gewonnen hat, da seine demokratischen Grundlagen, die, an die große Revolution anknüpfend, das uneingeschränkte allgemeine Stimmrecht in Anspruch nehmen, von der jetzigen Regierung Frankreichs verleugnet werden. Der Prinz konnte mit Recht hervorheben, daß die öffentliche Meinung auf unwiderstehliche Weise zu einer directen Berufung an die Nation hindrängt, um die Grundlagen einer endgültigen Regierung zu entwerfen. „Das Plebiscit ist das Heil und das Recht, die der Regierung zurückgegebene Kraft und dem Lande eine neueröffnete Aera langer Sicherheit; es ist eine große nationale Partei, ohne Sieger und Besiegte, die sich über alle andern erhebt, um sie zu versöhnen." Der Sohn Napoleon's erklärt sich bereit, „wenn der Name Napoleon zum achten mal aus den Volkswahlurnen hervorgeht", die Verantwortlichkeit zu übernehmen, welche das Votum der Nation ihm auferlegen würde. Mac-Mahon wurde von dem jungen Prinzen deutlich genug als eine Art von bonapartistischem Präfecten bezeichnet, welcher die Ordnung aufrecht zu erhalten hat, damit die Via triumphalis für den Einzug des künftigen Imperators säuberlich gehalten und ordentlich rein gefegt sei. „Die Ordnung", sagte Napoleon IV., „wird von dem Degen des Herzogs von Magenta, ehemaligen Gefährten des Ruhmes und des Unglücks meines Vaters, beschützt. Seine Loyalität ist uns ein sicherer Bürge, daß er den von ihm übernommenen Hort den Ueberraschungen der Parteien nicht preisgeben wird."

Der kaiserliche Staatsminister Rouher, der Verfasser dieser Thronrede, der auch die Erwiderung des Herzogs von Padua verfaßt und so den großen politischen Dialog von Chislehurst in Scene gesetzt hat, mag gewiß bei dieser gelungenen Anspielung auf Mac-Mahon's Statthalterschaft ein fein ironisches Lächeln nicht unterdrückt haben. Uebrigens verlief die Demonstration ungestört; gegen 8000 Franzosen, meist den bessern Ständen angehörig, waren anwesend; Deputationen aus zahlreichen Departements brachten dem Prätendenten ihre Huldigungen dar. Rouher, Cassagnac, Murat und andere Parteihäupter fehlten nicht; die Rufe: „Vive Napoléon quatre!" nahmen kein Ende.

Nur der rothe Prinz fehlte; er hatte der Einladung nach Chislehurst keine Folge geleistet; damit war der Bruch zwischen ihm und der kaiserlichen Primogenitur ein ausgesprochener. Die Blätter des Prinzen Napoleon veröffentlichen gleichzeitig sein demokratisches Programm, in welchem die Freundschaft zwischen Frankreich und Italien, die Beruhigung der innern Leidenschaften, sobald das Volk seinen Spruch gefällt haben wird, und der europäische Friede betont werden.

Die akademische Rede Ollivier's, ein überschwengliches Lob Napoleon's III., beweist gleichzeitig, daß in Frankreich wieder ein Napoleonscultus möglich ist, ohne für die Vertreter desselben die Gefahr der Steinigung oder die noch empfindlichere der Lächerlichkeit hervorzurufen. Die Repressivmaßregeln des Statthalters gegen die Wallfahrer nach Chislehurst, soweit sie öffentliche Aemter bekleiden, waren nur schüchterner Art, trotz aller vorausgehenden Drohungen. Einige Maires, darunter auch der Herzog von Padua, der eine kleine Mairie in der Nähe von Paris bekleidet, wurden ihrer Aemter entsetzt. Trotz der Verspottungen seitens der Republikaner fängt man in Frankreich wieder an, eine Zukunft des Bonapartismus nicht für ein Hirngespinst zu halten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der Roman des second empire.

Von

J. J. Honegger.

II.

Indem wir uns der zweiten Reihe unserer Romanschriftsteller zuwenden, entfernen wir uns immer weiter von der Beziehung auf die specifische Richtungslinie des Geistes, den jene verdorbene und verderbende Periode des second empire entfaltete, und diese Entfernung geschieht mit großen und raschen Schritten. Die Namen Edmond About, Octave Feuillet und Jules Sandeau, welche zwei nebeneinander zu nennen sind, endlich Erckmann-Chatrian geben in gewaltig wachsenden Distanzen die steigende Entfremdung ihrer Schriftstellerwirksamkeit von der unmittelbaren Zeitbeziehung an. Hat About, übrigens viel weniger in der Eigenschaft als schätzenswerther Romanschriftsteller, noch recht lebhafte Berührungen mit dem politischen Regiment, so stehen die beiden folgenden total unabhängig von ihm und zeigen sich als mehr einer frühern Richtung entsprungen; der letzte endlich nimmt Geist und Wesen von der Art an, daß sie in die einfachste, natürlichste und wahrhaft naive Menschenwelt von ganz idyllischem Zuschnitt passen, und davon hat doch das zweite Kaiserreich, selbst wenn man's von seiten seiner spanischen Koketterie mit dem Katholicismus nimmt, so wenig als möglich an sich.

Edmond About, der jüngste (er ist im Jahre 1828 geboren), ist ein Lothringer. Er debutirte im Jahre 1853 mit der Schrift „La Grèce contemporaine", und der geistreiche Kopf gewann gleich mit diesem Erstlingswerke bedeutenden Erfolg, wozu wir füglich auch den Umstand rechnen, daß das Werk ziemlich bitter angegriffen wurde; es beruht übrigens zum größten Theil auf eigenen Anschauungen, da der Verfasser behufs archäologischer Studien seit dem Jahre 1851 auf der französischen Schule zu Athen geweilt hatte. Man fand schon an diesem Werke heraus, was ihn überhaupt kennzeichnet und bei seiner Nation in hohem Grade beliebt gemacht hat: jene Eigenart des specifisch französischen Stils und Tones, scharf geistreiche Beobachtung, Witz und Satire — alles Eigenschaften, die er wiederholt, zum Theil auch im Dienste des Kaiserreiches (römische Frage), auf die eindringliche Behandlung der politischen und socialen Zustände unserer Tage verwendet hat, unbedingt aber im Gefolge einer weitern, ebenso gut französischen Eigenschaft, der frank absprechenden légèreté. Großen Erfolg gewann auch sein erster, gleich darauf folgender Roman „Tolla", wozu wieder ganz wie oben heftige Angriffe das Ihre beitrugen. Ohne Glück hat sich About in verschiedenen Gattungen des Dramas

Digitized by Google

versucht, während er umgekehrt im Roman zu einem der beliebtesten und gelesensten unter den neuern Autoren aufstieg. Dasjenige Feld, auf welchem sein Talent ohne allen Zweifel in der größten Reinheit und Naturgemäßheit zum Durchbruch gekommen, ist die kleine Novelle und Erzählung, meist leichter Natur, lieblich und anziehend geschrieben.

About ist lebendig, frisch, unverzagt und unbedenklich vorgehend, schlagfertig, unermüdlich thätig und unausgesetzt productiv, aber im ganzen publicistischen Gepräges. Für ernste und schwere Zeitfragen, an deren Beantwortung er sich wiederholt machte, scheint sein Talent weniger auszureichen; sein Denken geht viel zu wenig in die Tiefe und an unbefangener Zeitauffassung hinderte ihn überhaupt die eigenthümliche und schiefe Stellung zum Kaiserreiche, zu dessen Protégés er zählt, trotzdem daß seine publicistischen Artikel dem Regiment zum Theil Verlegenheit brachten oder auch witzige Opposition versuchten.

About ist eine durchaus originell sich abhebende Natur, und wäre es zunächst nur wegen der ganz besondern literarischen Kämpfe, die sich an seinen Namen knüpfen. Wie oben angedeutet, richtete sich heftige Opposition schon gegen seine erste Schrift über Griechenland. Man warf ihm Undank vor gegen die Gastfreundschaft, die er im Lande genossen, gegen die Regierung des Königs Otto und Ungerechtigkeit in Zeichnung der Sitten, die er bei den Nachkommen des Themistokles und Aristides beobachtet haben wollte. Seine Darstellung stach zu sehr ab von der Begeisterung, welche der Freiheitskrieg den Kämpfen eines Botzaris und Kanaris entgegentrug. Es bezeichnet einen About, der sich nie gescheut hat, sich Feinde zu machen, daß er mit einem neuen Angriff auf das moderne Griechenland antwortete („Le roi des Montagnes"). Dem Roman „Tolla" warf man vor, die interessantesten Einzelheiten seien einer italienischen Geschichte entlehnt. Auch seine durch kecke, unbekümmerte Behandlung, welche sich durch die Reflexion nicht beirren ließ, und durch leicht hingeworfene Bemerkungen sich kennzeichnende Bearbeitung der Zeitfragen erhöhte die Zahl seiner literarischen Gegner, ohne daß sein Selbstbewußtsein stark davon berührt worden wäre. Den gewaltigsten Sturm brachte ihm das Theater. „Guillery" ward nach zwei Vorstellungen vollständig begraben; das ist schwerlich zu beklagen, denn das Thema: ein junger Mann, der zwei Frauen zugleich den Hof macht und es ihnen mit der liebenswürdigsten Naivetät gesteht, streift denn doch allzu stark an Unverschämtheit. „Gaetana", das einen bessern Stoff aus Mangel an dem passenden Talent höchstens zur Würde eines ganz gewöhnlichen Melodrama brachte, ward im Odéon unter fast unerhörtem Charivari eigentlich schon vor der Vorstellung zur Unmöglichkeit gemacht.

Genau kritisch angesehen bewahrt About's Name eine gewisse Haltung einzig und allein im Fache des Romans oder noch genauer gesagt, der Novelle. Man nehme als für ihn bezeichnend aus der Gattung der kleinen Erzählung die „Mariages de Paris" (2 Bde., Paris 1856). Es sind kleine und recht anmuthende Lebensbildchen zur Beleuchtung der Thatsache, auf welchen wunderlichen Wegen man sich in dem babylonischen Treiben der Welthauptstadt findet. Die Haltung ist ungezwungen, man möchte sie fast naiv heißen, und diesmal im guten Sinne des Wortes.

Die erste Nummer („Terrains à vendre") erzählt uns, wie unter allerlei für und wider spielenden Machinationen ein ziemlich armer Maler zu einer reichen Erbin kommt, ohne daß er selbst sich's eigentlich sehr viele Mühe muß kosten lassen; und eine spätere („Le buste") variirt dieses Thema, indem sie einen ebenfalls unbemittelten Bildhauer, der sich's in Wahrheit gar nicht träumen läßt, das gleich annehmbare Los zuwirft, wobei er noch gratis dazu kommt, zwei Rivalen auszustechen, die man seiner Künftigen gegen ihren Willen zur Heirath hat aufschwatzen wollen. Was uns an den beiden Frauenporträts auffällt, ist dieses: Selbst wenn man etwas wunderliche Aeltern und Erzieher wie hier annimmt, kann man sich doch kaum recht vorstellen, daß in der Seinehauptstadt Frauen

Digitized by Google

so aufwachsen wie die da gezeichneten; Frauen, die von dem ganzen weltmännischen Jagen und Treiben auch vollständig unberührt bleiben konnten, die eigentlich auf lange hinaus ein halb kindlich jungfräuliches Leben führten, geradezu von aller Weltbeziehung abgeschlossen und träumerisch. Diese Voraussetzungen, so ganz gegen unsere gewohnten Vorstellungen, geben der Zeichnung überhaupt etwas Naives, einen Zug, den wir weder suchten noch vermutheten; in solchen Frauenbildern ist About ausgesprochener Idealist, und zwar von recht origineller Sorte. „Les jumeaux de l'hôtel Corneille" heißt die feinste und anziehendste unter diesen kleinen Zeichnungen, voll freundlich ansprechender, wenn auch wieder etwas idealisirter Naturwahrheit. Zwei äußerlich wie innerlich sehr verschiedene, aber im Grunde seelensgute Zwillingsbrüder, in der Hauptstadt auferzogen, werden mit einem kleinen Vermögen bedacht. Der eine spart sein Gütchen, heirathet ein armes Mädchen, das er sammt seiner Mutter bis dahin im stillen unterstützte, und wird glücklicher Familienvater. Der andere sucht eine reiche Erbin und bringt auf dieser Jagd, da er den vornehmen Herrn spielen muß, in kurzem sein Vermögen durch. Als er seine Partie gefunden glaubt, erweist sich, daß sie beide im Punkte des Vermögens genau das gleiche Spiel gespielt und auch gleich arm sind. Aber alles endet gut: der Vater jenes Mädchens, der Schulden halber vor Jahren nach Californien ging und als gestorben gilt, kommt mit vielem Gelde heim, und allen ist geholfen. Die Zeichnung der Armuth im Quartier latin, der fein und nobel gespendeten Hülfe, dann umgekehrt der Train jener großen und trüglich unterhöhlten Existenzen liefert höchst anmuthende und in ihren Contrasten bewegliche Bilder; ja die erste Partie: das Stilleben in den reinen Herzen und Hütten, ist mit einer Innigkeit gegeben, die wir sonst durchaus nur bei deutschen Federn zu finden gewohnt sind. „L'oncle et le neveu" ist zwar etwas forcirt, besonders wo uns der Autor mit dem Irrenhause Bekanntschaft machen läßt, aber durchaus eigenartig. „Gorgeon" paßt zum Großstadtleben, und das unterscheidet die tragisch auslaufende Erzählung von den übrigen: eine Schauspielerrache aus Liebe, die durch Misverständnisse und mehr vermuthete als wirkliche Untreue dahin führt, daß der Mann die Frau und sich erschießt; es ist in düsterer Ironie von dem Verzweifelnden zu diesem Act ein Theaterstück gewählt, wo das Erschießen zum Spiel gehört, um dann furchtbaren Ernst daraus zu machen. „Blondine" ist auf nicht mehr als acht Seiten eine kleine Pastellzeichnung der allerfeinsten Art. Ein junger Mann hat sich gewöhnt, mit Interesse ein ihm gegenüberwohnendes Mädchen zu beobachten, das jeden Morgen seine Blumen pflegt; eines Tages erscheint sie nicht mehr am Fenster; dem jungen Mann wird bange und er sucht die Wohnung der stillen Nachbarin auf; er findet eine Todkranke, die dem Mangel und der übermäßigen Arbeit erlegen ist. Diese schlichte Erzählung spricht eindringlicher als hundert socialistische Vorlesungen!

Daß About's größer angelegte Romane bei weitem weniger befriedigen als jene kleinen Porträts, mag an einem der bekanntesten nachgewiesen werden: „Madelon" (Paris 1863). Das Ganze, allerdings recht sehr zum pariser Leben passend, ist die Geschichte eines leichten Weibes, das als Maitresse von einer Hand in die andere geht, überall Unheil anstiftet und doch überall fetirt wird, seine Liebhaber aussaugt und ruinirt und gleichwol von denen, die sie so verlassen hat, wieder aufgesucht wird, endlich zu wiederholten malen mit Millionen spielt. Das Porträt ist denn doch zu sehr chargirt: entweder haben wir eine moderne Hexe vor uns, oder die Männer, denen sie so mitspielt, sind auch gar zu erbärmliche Puppen, sodaß wir sie nur verlachen und verachten müssen. Der Gegenstand ist durchaus nicht neu, wohl aber seine Bearbeitung, wenigstens von dem Augenblick an, da die Geschichte ins Provinzialleben hinüberspielt. Sehr viel Anziehung liegt in der Zeichnung einer reichen und edeln Landbaronenfamilie (de Guernay), deren Glück freilich durch das Eingreifen des unseligen Weibes auch mit Einem Streiche

Digitized by Google

vernichtet wird; das rein gehaltene Familiengemälde gewinnt durch den Gegensatz zu dem abscheulichen Wucherer Jeffs, der in unnatürlicher Verbindung mit jener toll verschwendenden Courtisane binnen kurzer Zeit die ganze Gegend um ihren Wohlstand bringt. Die Zeichnung der beiden absurden Schacherer Jeffs, des Alten und Jungen, ist denn doch zu stark gehalten und verliert dadurch an Wahrheit; des Abstoßenden, zu Abschreckenden wäre genug an der Hälfte. Die Motivirung des fast unbegreiflichen Seelen- und Stimmungswechsels, welchen da die verschiedensten Personen durchmachen, ist mit zu wenig Feinheit und Sorgfalt gehalten, als daß wir an denselben glauben könnten; das Leben ist doch nicht ein so tolles Zufallsspiel. Das Ganze drückt und lastet auf der Vorstellungskraft. Einzelne Züge aus dem Landleben — man lese den Anfang des Kapitels „La jolie ville de Frauenbourg" —, wenn auch mit etwas Ironie gehalten, berühren recht gemüthlich; es sind eingestreute Dorfidyllen, fast mit deutscher Zeichnung; da zeigt sich eben wieder die Stärke des Autors — Genrebildchen und Federzeichnungen. Eine Art Denkaufgabe, ins Gebiet unserer socialen Volkswirthschaftsfragen überspielend, liegt in dem Project zum ländlichen Großbetrieb durch Zusammenlegen der Terrains und Zusammenschießen der Kapitalien (Großpacht). Das Ganze leidet an allzu viel Unwahrscheinlichkeiten und forcirten Zumuthungen — es ist Willkürschöpfung. Von der Art sind die Menschen nicht und das Leben nimmt nicht diesen Gang.

Eine wesentlich verschiedene Richtung und ein ganz anderes Schriftstellerschicksal stellt der glückliche Akademiker Octave Feuillet dar (geb. 1812). Seine Stellung zum Publikum ist von etwas absonderlicher Natur. Von einer tonangebenden Partei gehalten und von der Frauenwelt fetirt, die ihn ja auch in die Akademie soll gebracht haben, hat er es doch vor der strengen Kritik trotz eines anerkannt feinen Talents nicht zur förmlichen Anerkennung bringen können. In diesem Widerstreite der Meinungen müssen wir ohne alles Bedenken Partei gegen Feuillet nehmen; diese zugestutzt geschnörkelte Denk- und Sprechweise kann uns durchaus nicht fesseln, und trotz alles Talents fehlt ursprüngliche Natur und Kraft. Feuillet schreibt einen gesuchten, specifisch ihm eigenen und unter berechneter Kunst stehenden Stil; Gewebe und Bau seiner Romane sind gekünstelt, der Inhalt aber zumeist „spießbürgerlich". Wir haben es in dem Autor mit einer nüchternen Natur zu thun, welche mitten in der Leidenschaft die Herrschaft des bon sens nicht blos als Moralgesetz, sondern als zum guten Ton gehörend aufstellt: durch nichts sich hinreißen lassen, an nichts sich übermäßig begeistern unter Strafe des Verderbens, ja nie sich berauschen — diese Spezereikrämermoral scheint einer schwerwiegenden Partei in einer Gesellschaftswelt zugesagt zu haben, in der allerdings jeder Funke echter Begeisterung unter der Speculation und dem Jagen nach leichtem Lebensgenuß erstickt war. Er ist der Bourgeois unter diesen Romanschriftstellern, welcher stets guten Rath gibt; lieber zu Grunde gehen als die Form verletzen oder sich bloßstellen! Seine Hauptthätigkeit liegt übrigens im dramatischen Felde, insbesondere in dem durch den genialen A. de Musset eingeführten Sprichwörterspiel (Proverbe). Im Roman begann er mit dem Jahre 1845. „Il s'est toujours mis en règle avec la morale, c'est pourquoi on l'a surnommé le «Musset des familles»". Im ganzen ist Feuillet auf dem Theater wie im Roman raisonnirend, das Talent der Rhetorik ausnutzend und in seiner zugeknöpften solennité bis zum Predigerton ausgreifend, übrigens elegant und regelrecht; sein Stil, so ziemlich die Hauptsache, läßt sich nicht besser und kürzer bezeichnen als durch das französische Wort distingué. Einige Stücke von ihm stellen die gleiche Doppelbearbeitung dar, die wir sonst nur bei Alexandre Dumas père et fils zu treffen gewohnt sind. So war „Le roman d'un jeune homme" zunächst als Roman entworfen und das Theaterstück, in welches der Autor ihn umwandelte, soll etwas von der Länge des Romans an sich behalten

Digitized by Google

haben. Kritisch angesehen, bei wie vielen Arbeiten dieses Autors müßten wir genau dasselbe wiederholen, was ein französisches Urtheil von diesem Stücke sagt: „La distinction du style, la délicatesse des sentiments et des idées ont triomphé de la lenteur de cette pièce." Die Auskunft scheint uns immerhin etwas mager und macht jedenfalls nicht den großen Schriftsteller. Trotz allen moralischen Anstrichs, den er offenbar mit Vorliebe herauskehrt, ist es ihm auch auf dem Theater wenigstens einmal („Rédemption", Roman und Drama, jenes erschien zuerst) begegnet, in die zweifelhafte Welt herabzusteigen, der Dumas fils sein Talent gewidmet hat. Die Stimme des Urtheils über ihn geben wir sehr kurz mit einem Franzosen in dem Satze: „Il excelle à revêtir des pensées morales d'un vernis élégant."

Unter die vielgelesenen Romane dieses Autors zählt „Histoire de Sibylle" (3 Bde., Paris 1863). Sibylle ist kurz gesagt die Herzensgeschichte eines jungen vornehmen Fräuleins von streng eigenrichtigem Wesen, das unter besonders reinen und gesund tüchtigen Verhältnissen erzogen wird. Zwei Processe werden uns mit ganz besonderer Eindringlichkeit vorgeführt: die Entwickelung des Interesses für Religion in dem jungen Herzen, hindurchgegangen durch den schwer ringenden und auf lange das noch unfertige Gemüthsleben störenden Zweifel; dann das Erwachen der Liebe, ihr Hoffen und Bangen, ihr gewaltsames Aufgeben infolge von Gewissensbissen und das nicht glückende Wiederanknüpfen. Ihr geliebter Raoul, ein Kind unserer Zeit, ist durchaus Skeptiker und glaubt nicht an Gott; die gequälte Jungfrau, die mit der Vorstellung von einem solchen Menschen auch den Begriff der Unzuverlässigkeit, Unbeständigkeit und des Mangels an Rechts- und Pflichtgefühl verbindet, löst das Band auf; der junge Mann, Künstler aus wohlhabender Familie, versteht es durch einen originellen Einfall wieder anzuknüpfen, und nun beginnt ein eigenthümlicher Kampf, durch welchen die Jungfrau den Geliebten dem Glauben wiedergewinnen will. Raoul scheint auf guten Wegen; da schleudert ihn eine furchtbare Erfahrung wieder in die alten Zweifel zurück, und nun will er selbst entsagen. Die letzte nächtliche Unterhaltung im Park führt die beiden bei plötzlich hereinbrechendem undurchdringlichem Nebel irre; Ermüdung des Körpers und Aufregung der Seele werfen das Mädchen fieberkrank aufs Sterbelager; Raoul bekehrt sich und setzt nun auf dem stillen Schlosse ganz die Lebensart seiner geliebten Geschiedenen fort.

Das Ende ist also jedenfalls recht erbaulich: Bekehrung eines Ungläubigen durch Liebe zum Glauben, und anstehen wird man nicht, die ganze Geschichte moralisch, wo nicht mehr zu heißen. Was in einer solchen Darstellung die besondern Leserkreise Feuillet's, vor allen die Frauenwelt, so sehr anzieht oder ganz eigentlich besticht, läßt sich eher nachempfinden als kritisch darlegen. Es scheint dies, und wieder zunächst für die Frauen, die stufenweise erziehende Entwickelung einer jungen weiblichen Seele bis auf einen bestimmten Abschlußpunkt zu sein, sodaß der in abgemessenen Graden vorschreitende Proceß nicht blos seine genaue Gesetzlichkeit, sondern eine bestimmte Rundung aufweist. Die fest aufgetragene Zeichnung einer jungfräulichen Natur von ganz entschieden in und durch sich heranreifender Wesensbestimmtheit, einer Frauenseele von eigener Festigkeit, die mit sich ringt, sich selbst bildet und schließlich auf sich selbst steht: eine solche Zeichnung scheint die Frauenwelt zu bestechen, die Frauenwelt und vermuthlich ihre Freunde mit. Daneben liegt der Kernpunkt in der Eindringlichkeit der zwei Processe: erst Kampf des Glaubens mit dem Zweifel im eigenen Ich, dann Kampf der unwiderstehlich gewonnenen religiösen Ueberzeugung mit dem Unglauben im Herzen des Geliebten; beide sind langehin, einläßlich durch ihre wechselnden Stadien verfolgt; wir messen in ihnen gewissermaßen Schritt um Schritt ab.

Suchen wir nun gerade aus diesem Werke, das sich am allereheſten zur Kennzeichnung des Autors eignet, seine besondere Manier herauszulesen, so hätten wir dazu etwa Fol-

Digitized by Google

gendes zu sagen. Feuillet ist ein ziemlich raffinirter Zeichner von ebenso viel Gesetzmäßigkeit als Feinheit und Eleganz; Maßhalten, gerade jenes Gebot, das die meisten seiner französischen Genossen weder beachten noch auch nur kennen, ist sein Grundgesetz. So kommt es, daß keiner seiner Striche zu viel, keiner zu wenig ist, daß nichts gegen den guten Geschmack verstößt; seine Gestalten sind durchaus correct, wir haben sie ohne Bedenken einfach so zu nehmen, wie sie sind, und dürfen mit ihnen ohne Zaudern auf dem Parket des Salons oder in dem Boudoir einer wohlerzogenen schönen Dame hin- und herspazieren. Dafür will uns aber die ganze Physiognomie des Autors zu glatt erscheinen; von Begeisterung, die er uns einzuflößen verstände oder auch nur versuchte, keine Rede; auch seine Figuren scheinen eigentlich blos da, um menuetartig vorgeführt zu werden; kurz, wir finden Feuillet trotz aller Kunst schließlich schwach und prosaisch, es lebt in ihm nichts Spontanes.

Aber trotz aller Abgemessenheit erweist es sich, daß der correcte und ganz gewiß auf sittliche Zwecke ausgehende Verfasser viel gewaltsamere und erschütterndere Objecte von zweifelhaftem moralischem Effect aufgreifen kann, wie das neuestens sein knapp zugeschnittener Roman „Julia de Trécoeur" (1872) darthut.

Julia stellt uns wieder ein junges Mädchen in seiner Ausbildung dar, aber auf sehr andern Wegen. Sie ist die verzogene und starrsinnige Tochter einer noch jungen und schönen Mutter, hat sich ganz im stillen und ohne daß irgendjemand eine Ahnung hat, mit aller unverbesserlichen Heftigkeit ihres Wesens in ihren Stiefvater, den zweiten Gemahl der Mutter, verliebt; sie geht ins Kloster, wird aber durch die Ihren bewogen, den Freund des Stiefvaters zu heirathen. Dem letztern begegnet sie lange mit einer an Haß streifenden Abstoßung, bis einmal die verborgene Wunde aufbricht. Da sie mit einem Ehrenmanne zu thun hat, der sein geliebtes Weib nicht verrathen noch betrügen will, und da die rasend heftige Natur nicht gelernt sich zu regieren, so muß sie untergehen, und so kommt es: sie sprengt mit ihrem Renner über eine Klippe und — im Tod liegt Schweigen.

Wir mögen zugeben, daß auch in diesem Nachtgemälde die Striche in keiner Weise forcirt erscheinen, daß die ganze Exposition wieder vollständig correct ist. Und doch fragen wir uns: sind die Dinge in dieser Art Zeichnung weniger verletzend, die Thatsachen in dieser regelrechten Abwickelung weniger betrübend, das Ende weniger erschreckend, der Hauptcharakter weniger barock, schneidend und zerrissen? Soll ferner der Schlußeindruck moralisch sein? Die ganze Kunst — und in dieser Hinsicht stimmt sie vollständig mit der schon in „Sibylle" geübten — besteht wieder in der consequenten Durchführung dieses unorganischen Liebesprocesses, der sich vollzieht in einem noch weit mehr als oben und nach der schlimmern Seite eigensinnigen Frauenherzen. Vergegenwärtigen wir uns einmal recht, um des nothwendigen Schlußeindrucks sicher zu sein, die furchtbar rasch sich entwickelnde Endscene. Die unselig bethörte junge Frau, eigentlich noch ein wildbizarres Kind voller Launen und ohne jedes Bewußtsein von den bindenden Gesetzen des Lebens, sprengt auf ihrem widerstrebenden Renner dem Abgrunde zu; die beiden Männer, die ihr in dunkler Ahnung eines kommenden Schreckniſſes gefolgt sind, der Stiefvater Lucan und der Gemahl de Moras, stehen am Rande ihres Weges beobachtend und können sich doch, gelähmt durch das zerstörende Geheimniß jener unseligen Liebe, nicht entschließen die Unglückliche zu retten. Sie sprengt vorbei: „Lucan sentit les ongles de Mr. de Moras entrer dans sa chair. Enfin, le cheval fut vaincu: ses deux pieds de derrière quittèrent le sol et recontrèrent l'espace. Il se renversa, ses jambes de devant battirent l'air convulsivement. L'instant d'après, la falaise était vide. Aucun bruit ne s'était fait. Dans ce profond abîme, la chûte et la mort avaient été silencieuses."

Digitized by Google

Wir wüßten nicht, welcher von den verrufenen Zeichnern des gesuchten Grauenhaften uns in härterer Weise den Eindruck des nackten Grauens vor einem solchen Ende der zerstörungssüchtigen Willkür zurückließe; und dieser Eindruck ist der einzige, der aufkommt. Wie sich die Moral dabei steht, möchte einem Schriftsteller, der durchaus als der moralische anerkannt sein will, schwer zu beantworten und noch etwas schwerer zu verantworten sein.

Auf ziemlich ähnlicher Richtungslinie treffen wir das übrigens weitaus natürlichere und anziehendere Talent des Roman- und Theaterdichters Léonard Sylvain Jules Sandeau (geb. 1811). Er hat bekanntlich zuerst in Gemeinschaft mit der neben ihm als Schriftstellerin aufsteigenden und unvergleichlich größern George Sand debutirt, indem er mit ihr zusammen seit 1830 eine Novelle und einen Roman verfaßte; sein selbständiges Debut war ein Roman aus dem Jahre 1834. Der Roman „Marianna" eröffnete ihm erst die große Schriftstellerlaufbahn, und das war nicht unverdient. Lange Theaterkritiker, wandte er sich hernach selbst der dramatischen Production zu, die alle französischen Autoren sehr anzieht, wesentlich in Gemeinschaft mit E. Augier. Insbesondere mit dem vielberufenen Stück „Le gendre de Mr. Poirier" (1865) gewannen die beiden Dichter großen Erfolg. Ob dem Stücke bei allem Geist Natur fehle, wie das behauptet worden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, und ebenso wenig, ob das von beiden vorher geschaffene „La pierre de touche" zu viel Conventionelles in dem Grundthema und den Charakteren habe. Immerhin steht die Sache so, daß von den zwei Bearbeitern Emile Augier als eine für sich zu betrachtende Größe in der dramatischen Literatur zu behandeln ist, Sandeau in dem Zweige nur nebenbei auftritt; wir werden daher die Bedeutung des letztern allein im Fache des Romans aufzusuchen haben.

„Marianna" ist und bleibt ein Hauptwurf von ihm; der Grundgedanke, streng und ernst verfolgt, ist der Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, wobei allerdings die Pflicht zu kurz kommt. Wir dürfen wol den kleinen zweibändigen Roman, das ein selbständiges Talent unwiderleglich bekundende Debut, heute noch Sandeau's bedeutendste Romanschöpfung heißen, und wir dürfen auch nicht anstehen, ihn den durchaus ernst gemeinten Sittenromanen beizuzählen, obgleich die Pflicht — das ist im Leben gewöhnlich auch nicht anders — der Leidenschaft erliegt und das Ende ein höchst betrübendes ist. Das Werk ist eine ganz eigenthümliche Gestaltung und geht Gleise, die nicht ausgefahren sind; ja die seelische Auffassung hat etwas so sehr Eigenes, daß wir uns höchst auffallenderweise nicht erinnern können, im ganzen umfassenden Gebiete des Romans gerade dieser Nuancirung irgendwo begegnet zu sein, und das will viel sagen, denn neue Färbungen in der Geistesgestaltung sind jedenfalls das Seltenste, was dem Kenner der modernen Literaturen aufstoßen kann. Es ist die allmähliche unwillkürliche, aber auch unwiderstehliche Selbstauflösung oder Selbstverzehrung der Liebe in einem von zwei Herzen, die nicht durch gesetzliche Bande vereinigt sind, während das andere sich mit fast tödlicher Angst gegen diesen Act wehrt und sträubt; der furchtbar schwere Prócеß, von dem man meinen sollte, daß er durch den natürlichen Reichthum an erschütternden Wechselfällen tüchtige Seelenzeichner locken würde, ist uns als specifisches Object mit dieser Schärfe und Bestimmtheit nicht in einem einzigen Werk entgegengetreten. Freilich ist die ganze Situation verzweifelt peinlich, die Schilderung kann nothwendigerweise nur grau in grau mit melancholischen Tinten ablaufen, das Gemälde wird erdrückend schwer; wir athmen nebeneinander Siroccoluft und Bise, und trotz langer episodischer Gestaltungen froherer Natur hat Sandeau im Grunde wenig gethan, um uns die Fassung leichter zu machen; im Gegentheil: bleiern liegt die unheimliche Luftschicht über dem ganzen Lebensbilde. Der Proceß wird überdies doppelt durchgeführt: zuerst ist es das unglückliche Weib Marianna,

Digitized by Google

das durch Langeweile und Ueberdruß und romantische Träumerei aus einem etwas eintönigen, aber glücklichen Leben sich herauslocken, auf das gefährliche Pflaster von Paris reißen läßt und von ihrem längst dem natürlichen Gefühl entfremdeten Verführer aufgegeben wird; dann ist's umgekehrt die Verlassene selbst, an deren Ferse sich ein noch schuldloser junger Mann kettet mit aller Glut der frischerwachten Jugendseele; nach schweren Opfern erringt er sich ihre Liebe; aber auch sie ist nicht mehr einer beständigen Neigung fähig, und nun ist sie's, welche bricht. Zum zweiten mal dieselbe furchtbar lastende Geschichte des Herzenskampfes! Sie kehrt ins heimische Thal zu einer treuen Schwester zurück, und bereits sehen wir einen Schimmer alten Glückes wenigstens wie beruhigende Abenddämmerung hereinbrechen. Aber die finstern Geister ruhen nicht; der junge Mann vermag die erste schwere Herzenstäuschung nicht zu überdauern, und erschießt sich; Gewissensbisse jagen die bedauernswerthe Frau unstet und unglücklich wieder in die weite Welt hinaus. Ist die trübe Aufgabe gerade dieser besondern Seelenzeichnung richtig gelöst, ist Natur, ergreifende Natur darin? Die Frage ist mit aller Entschiedenheit zu bejahen.

Man mag es etwas kühl finden, wenn nach all den schweren Schlägen Marianna für immer von Glück und Heimat scheidend mit folgenden Worten entlassen wird: „Elle demeura quelques instants à regarder la fumée du toit domestique qui s'élevait tout bleue à travers les chênes blancs; puis, reprenant la route de l'éternelle solitude: le bonheur était là, dit-elle." Etwas kühl, aber ganz natürlich; es ist an Einem Selbstmorde in Wahrheit genug, und der Schauerromane, die solche häufen, haben wir in allen unsern modernen Literaturen übergenug; im Grunde ist's doch so, daß unser Herz auf Jahrzehnte hinaus die härtesten Schläge trägt, ohne zusammenzubrechen; denn wahr ist das Dichterwort:

Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Die Charakteristik ist in dem idealistischen Tone gehalten. Mr. de Belnare, der beleidigte Ehegatte, ist eine so stark idealisirte Gestalt, daß seine Zeichnung, wie wir das eben viel mehr gewohnt sind, ganz so gut von einer deutschen Feder entworfen sein könnte; in einem Zuge fein angelegter Herzensgüte, der fast an Schwäche streifen könnte, liegt doch wieder so viel selbstbewußter Adel, daß die Zeichnung ganz rein gehalten scheint. Von Georges Bussi, Mariannens Verführer, die auch in ihrem Fall mehr einen Sieg der Eitelkeit als der Liebe erblickt, wissen wir nur schwer Rechnung zu geben. Eine Natur, die jedem aushaltenden Gefühl, außer etwa dem einer in ein unglückliches Erziehungsexperiment an Marianna's zweitem Geliebten auslaufenden Freundschaft unzugänglich geworden, mit verzweifelter Kälte, Ruhe und Klarheit über das Leben aburtheilt, auch ihre Gefühle so skeptisch secirt, verletzt nur; etwas Diabolisches liegt in ihr; in einen ausgebrannten Krater zu schauen, ist psychologisch genommen noch viel trostloser als physisch betrachtet. Und doch finden wir in dieser Leere des Wesens wieder so viel Leid versteckt, daß eine gewisse Sympathie ihn zu absolviren versucht. Die übrigen Figuren sind einfacher gehalten, leicht zu überblicken und zu beurtheilen, auch die unglückliche Heldin.

Das Buch ist nicht von speciellem pariser, ja nicht einmal von specifisch französischem Charakter; es hat uns, Detailzüge natürlich vorbehalten, den Eindruck hinterlassen, daß es ganz ebenso gut von einem ausländischen Schriftsteller verfaßt sein könnte; dieser Kampf von Pflicht und Leidenschaft, wobei freilich das Pflichtgefühl abgeschwächt sehr zu kurz kommt, ist universell, zur Höhe eines ganz allgemeinen Seelenproblems erhoben.

Die lang ausgesponnene Liebesidylle des jungen Henri gegenüber der immerhin ältern Frau — auch das ist bei früh erwachten Jünglingsgemüthern eine häufig eintretende Erscheinung, daß sie ihre erste heftige Neigung einer ältern Frau zuwenden — von dem Augen-

Digitized by Google

blicke an, da er an öder Küste der Bretagne, wohin die Verlassene ihr Liebesleid zu tragen gegangen, erst wie ihr verborgner Schatten über sie wacht, bis zur beseligenden Erhörung, ist in den sehr feinen Stimmungsübergängen eine der eigenartigsten und von den delicatesten Farbentönen getragenen Expositionen.

Wollen wir umgekehrt Jules Sandeau von der schwachen Seite nehmen, so fassen wir wieder eins von seinen sehr bekannten Producten: „Le docteur Herbeau" (2 Bde., Paris 1846).

Es fehlt dieser Schrift zwar keineswegs an Eigenthümlichkeit des besondern Themas, aber gerade da liegt auch die besondere Schwäche. Wir können nicht anders als die Wahl eines solchen für eine Wunderlichkeit, ja eine bloße Grille erklären. Was ist eigentlich der Inhalt? Der ziemlich alte und galante Doctor, der bis dahin ein zwar etwas mühsames, aber daneben recht heimlich und patriarchalisch gestaltetes Leben auf eigenem Besitzthum und mitten in einer großen unbestrittenen Praxis geführt, die ihn zum Herrn aller Leiber und zum Vertrauten aller Familiengeheimnisse in weiter Umgebung gemacht, wird auf einmal von Unglück heimgesucht in dreifacher Gestalt: erstens setzt sich an einem schönen Tage mitten in seinem doctorlichen Reich ein junger pariser Concurrent fest, und das ist der Anfang vom Ende; der alte Praktiker erholt sich nie mehr von der Furcht, sein ganzes ärztliches Reich zu verlieren, offenbar weil er alles Selbstvertrauen eingebüßt hat. Zweitens verliebt sich der etwas überlebte, daheim ziemlich stark von Xantippenluft umwehte, übrigens an classischer Galanterie alter Schule großgezogene Schäfer in seine Clientin, die junge schöne und kränkelnde Schloßherrin. Das ist freilich das kleinste Unglück, denn genau abgewogen, ist die Sache so still und bescheiden und so rein platonisch — trotz der Schrecken des lustigen abendlichen Rendezvous auf dem Schuppendache —, daß sie recht unverfänglich scheint, und die ganze Folge sind ziemlich überflüssige Herzensnöthen und Gewissenskrämpfe des blöden Seladon und daneben die derben Spöttereien des recht groben Schloßherrn. Drittens, und das ist ärger, artet der Sohn des alten Doctors, der sein Reich erben sollte, vollständig aus: er wird Homöopath, Revolutionär und Ungläubiger, alles Dinge, die dem stillen Greise zum Greuel sind; nebenbei ruinirt er sich und die Aeltern durch leichtfertiges Schuldenmachen. Wir sehen den Alten trostlos sterben, den Jungen später allerdings sich bessern.

Schauen wir das Object an von innen oder außen, so kommen wir nicht über das Gefühl hinaus, daß es uns allzu kleinlich und hausbacken alltäglich erscheint; wir würden die gar zu spießbürgerliche Aufgabe viel eher einem Octave Feuillet zutheilen. Und in Wahrheit, statt einer familiär-patriarchalischen Scenerie, statt eines Hausidylls, wozu sich die Erzählung anläßt, haben wir eine Gestaltung, die wir fast mit dem bittern Worte niaiserie bezeichnen müssen. Von Handlung ist keine Rede, denn im Grunde geschieht so wenig als möglich; eine seelische Entwickelung machen wir auch nicht durch, und überdies, was davon anklingt, ist zu nichtigen Gehaltes. Diese ganze Welt ist zu fade, zu saft- und kraftlos, bloße Form ohne Fonds. Wir langweilen uns, wie wahrscheinlich der gute alte Herr sammt seinem zahmen Klepper es auch gethan.

Wir haben eine letzte, allen andern fern stehende Erscheinung zu behandeln in dem interessanten Schriftstellerpaare Erckmann-Chatrian, den beiden Elsässern. Sie repräsentiren die französische Dorfgeschichte, und in ihr eine Art Volksliteratur reinsten und besten Stils, wie Frankreich sie bis dahin leider! noch gar nicht besessen hatte. Schöpfer eines geradezu neuen Genres in ihrer Literatur, verdienen sie vollständig die außerordentliche Geltung, zu welcher sie gekommen: Emile Erckmann (geb. 1822), und Alexandre Chatrian (geb. 1826). Daß sie einen ganz neuen, vor ihnen gar nicht dagewesenen Typus einführten, der anfänglich dem pariser Geschmack durchaus nicht zusagte und

Digitized by Google

von demselben so lange, bis er zum glänzenden Durchbruch kam, kurzweg abgewiesen ward: das erklärt ihr eigenthümliches Schriftstellerschicksal, welches zwei scharf geschiedene Abschnitte aufzeigt. Sie traten mit dem Jahre 1848 zuerst auf, doch ihre Erstlingsschriften blieben über ein Jahrzehnt so unbeachtet zur Seite liegen, daß sie beide an einem möglichen Erfolge, wo nicht gar an ihrem Talente verzweifelten und sich den auf ganz andere Carrièren gerichteten, ursprünglich ihnen auferlegten Lebensbestimmungen wieder zuwandten; der erstere dem Rechtsfache, der zweite dem kaufmännischen Geschäfte. Da brach sich im Jahre 1853 ihr Hoffmann'scher Roman: „L'illustre docteur Matheus" Bahn, und von dem Augenblicke an wuchs ihr Ruf und Ruhm lavinenartig. Heute steht er so fest, daß er keine Erschütterung mehr zu fürchten hat. Entschieden durch den Einfluß der deutschen Literatur bestimmt, dessen Vermittelung für die Elsässer so natürlich war, von Haus aus mit deutschem Brauch und Leben, deutscher Sitte und Denkweise so vertraut wie kein anderer der zeitgenössischen französischen Autoren, nahmen sie eine Doppelrichtung: einerseits liegt ihnen der phantastische Roman Hoffmann'schen Stils nahe; andererseits greifen sie mit entschiedener Festigkeit in die Zeitzeichnung ein, die Periode von der großen Revolution an und mit Vorliebe das Kaiserreich wählend. Die höchst eigenthümliche und glückliche Art, wie es den feinen Beobachtern gelingt, die intimsten Züge des Kleinlebens aus der Natur- und Menschenwelt mit den großen Zeitbewegungen weltgeschichtlicher Bedeutung in Beziehung zu bringen, ferner die mit schärfster Treue treffende Zeichnung des realen Lebens, die sie doch nach der Gesammtheit in Haltung und Färbung mit einer idealen Bekleidung auszustatten verstehen — man wird unwillkürlich an Auerbach's Art und Weise erinnert —: die innig organische Zusammenstimmung dieser Doppelzüge macht ihr eigentliches Talent aus, liebenswürdig, natürlich, fesselnd, gemüthreich.

Das Schauspiel ist eins der allerseltensten, daß alle Producte eines Autors auf ungefähr gleicher Höhe des Talents sich halten, auch dann noch, wenn der Autor übrigens eine scharf in ein und derselben Richtung ausgeprägte Physiognomie zeigt und eine bestimmt in sich abgeschlossene Natur darstellt ohne springende Varianten.

Ein Talent der letztern Art repräsentirt allerdings in ausgesprochenster Weise der berühmte Doppelautor, und gleichwol haben wir auch hier jene Velleitäten des Talents zu constatiren, die eben einfach menschlich sind und in Tausenden von Fällen ohne weiteres schon an der Wahl des Objects hängen. Es kann auch nicht wohl anders sein bei einem Schriftsteller, der so unermüdlich fruchtbar ist und bereits eine mehrere Jahrzehnte hindurchlaufende Entwickelung hinter sich hat. Das Allerinteressanteste und gewiß in allen Literaturen sehr selten sich Findende ist, daß die Doppelnatur ein in compacteste Harmonie zusammengewachsenes Schriftstellerindividuum aufweist. Es ist diese auffallende psychologische Thatsache ja nicht zu verwechseln mit jenem den französischen Autoren sonst so häufigen Collaboratorwesen, das wir bei keiner zweiten Literatur in dieser wirkungsvollen Weise treffen und trotz dessen, was daran von fabrikmäßiger Literaturzubereitung hängen mag, angesichts der bedeutenden Erfolge, die es erzielte (und das ist nicht etwa blos äußerlich gemeint) ja nicht unterschätzen dürfen. Wir erinnern daran (vgl. Lucas, „Histoire du théâtre français"), daß ein Scribe zwischen 40—50 Mitarbeiter hatte, ein Alexandre Dumas père zwischen 20—30, und daß sich unter jenen und diesen Namen finden, die gar nicht ohne beachtenswerthen Ruf blieben. Aber sie wurden in die Form (französisch le moule) jener großen Verarbeitungstalente gegossen, so sehr, daß sie oft nach Vollendung des Stückes ihre eigenen Partien an der Arbeit gar nicht mehr erkannten. Etwas ganz anderes ist es mit dem merkwürdigen elsässischen Schriftstellerpaar, das durchaus Eine Seele darstellt, und wir wären nicht ungeneigt, jenem Besucher zu glauben, der uns berichtet, die berühmten Volksromane schreibe ausschließlich Erckmann's Feder

Digitized by Google

nieder, während die beiden Autoren täglich in ihren intimen abendlichen Conferenzen alle Entwürfe festsetzen, gliedern, durchsprechen, nach Form und Inhalt bis in die feinern Einzelheiten vereinbaren und das am Tage bereits Entworfene einer genauen kritischen Durchsicht und Correctur unterwerfen. So allerdings mögen jene höchst zutreffenden Special- und Localzüge von kleiner und kleinster Art und unübertrefflicher Bezeichnungskraft hereinkommen. Daß die Arbeiten schließlich absolut von Einer Feder vollendet sein müssen, beweist das ganze Gefüge: da ist alles Ein Guß, keine Ritze, keine Lücke; die Architektur ist ein ganzer Bau, rund und nett. Aber, wie wir oben andeuteten, ungeachtet der durchgehenden Harmonie, diesem auffallendsten Grundzuge, stoßen wir auch hier auf jene Ungleichheiten, welche nun einmal nicht zu vermeiden sind, nicht bei den tüchtigsten Köpfen und gewandtesten Schreibern. Der Dichterfürst Goethe hat diesen Tribut an die menschliche Schwachheit so gut bezahlt wie einer.

Vergegenwärtigen wir uns so recht die Stellung eines Autors dieser Art und in Frankreich, so liegen die innern und äußern Erklärungsgründe auf der Hand, welche nicht blos die Bedeutung in der Schriftstellerwelt, sondern die wahrhaft überraschende Popularität begründen mußten. Es steht damit so, wie wir schon anderwärts aussprachen: bis auf die neueste Zeit herunter haben die Franzosen gar keine Volksliteratur besessen; die greuliche Unwissenheit des französischen Bauers und Kleinbürgers hängt zum großen Theil auch daran, daß er nichts las, eigentlich schwerlich etwas lesen konnte, weil keine Lektüre da war, die à sa portée wäre. An diese verkommene große Masse hat in der auf Glanz und Gloire gestellte Nation niemand gedacht, nicht die Schriftsteller und nicht die Unterrichtsminister; das hat sich am Schicksal der Nation furchtbar gerächt. Auch das Wenige, was etwa in dieses Genre hätte passen können, war der Masse des Volkes nicht mundgerecht, weil nicht für sie berechnet, ja ihr auch nicht bekannt, wofür die schlechte feuilletonistische Romanliteratur natürlich keinen Ersatz bieten konnte. Indem also Erckmann-Chatrian die Dorfgeschichte schuf, nichts anderes als schwarzwälder oder emmenthaler Dorfgeschichte, mit jedem feinsten Zuge französisch nationalisirt, hat er sich ein unschätzbares Verdienst erworben. In ihrer Sphäre, und wo sie sich nicht etwa verleiten lassen, der Tendenz nachzugeben (das ist ihnen in Ergüssen gegen Deutschland widerfahren, die wir übersehen wollen), leisten sie das durchaus Vollkommene.

Eine der frühern Schriften mit ganz durchgreifendem Erfolg: „Histoire d'un conscribé de 1813" (2 Abtheilungen, in 4 Bdchen.), die auch ganz gut verdeutscht ist, verdient die Beachtung, welche sie zu ihrer Zeit hervorrief und jetzt noch findet; wir lesen sie ganz mit dem gleichen Vergnügen und Interesse, welches ihr im Jahre ihres Erscheinens entgegengetragen werden konnte, denn was sie auszeichnet, ist nicht vorübergehender Natur, sondern es sind die ewigen Grundzüge eines liebenswürdig volksthümlichen Genies von jener naiven Einfachheit und ergreifender Treue, die ein oberflächlicher Beobachter in der Regel glaubt so leicht wiedergeben oder nachahmen zu können, bis er sich beim ersten Versuche überzeugt, daß nur das naturwüchsigste Talent ersten Ranges so und gerade so arbeitet, und daß die bloße Nachahmung ebenso schwach und fruchtlos bleibt, wie wenn sie sich an eins der intimsten Goethe'schen oder Heine'schen Liedchen zu machen erkühnt. Wohl mögen wir zugeben, daß hier wie in andern Nummern der glücklich gewählte Stoff manches that, daß insbesondere jene glänzende Soldatenperiode des ersten Kaiserreiches im französischen Stil immer eine mächtige Anziehung behauptet. Aber dieses stoffliche Interesse erklärt bei weitem nicht den unvergleichlichen Reiz dieser Schriften; Beweis schon der Umstand, daß sie in vorzüglichen Uebersetzungen und bei den Völkern, die für das bloße Stoffinteresse nothwendig sehr wenig Sinn haben können, nichts von ihren vorzüglichen Eigenschaften verlieren. Der stärkste Theil des Verdienstes fällt hier ohne allen Zweifel auf ein Talent origineller und seltener Natur, und zwar

Digitized by Google

ein Talent, das, trotz der allernächsten Verwandtschaft mit unsern deutschen Dorfgeschichtenschreibern, doch wieder seine besondern französischen Züge wahrt: in erster Linie die größere Lebendigkeit der Erzählung und die Sicherheit der realistischen Beobachtung, worin die Franzosen tüchtigen Gepräges in der Regel ihre Stärke haben.

Es ist ganz gleichgültig, welche der gelungenen Schriften wir zur Kennzeichnung der Manier auswählen, und wenn wir eine der jüngsten herausgreifen: „Les deux frères" (1873), so könnte diese Wahl einzig den Zweck haben, nachzuweisen, daß das Talent und die Art unausgesetzt die gleichen geblieben sind. „Les deux frères" ist eine alte, vielbehandelte und leider nur zu sehr aus dem Leben genommene Geschichte: zwei auf den Tod entzweite reiche Brüder, deren Kinder sich lieben und zwar so, daß für diese wenigstens der Ausgang versöhnend ist; man wäre versucht, zu sagen: „Romeo und Julie auf dem Lande." — Die zwei alten verbohrten Käuze gehen in ihrem blinden Hasse unter, das Schicksal drängt ihre überlebten Gestalten von der Bühne ab, nachdem es noch eine bittere Rache an ihnen genommen: es zwingt sie, nachdem sie mit dem allbekannten Bauernstarrsinn sich bis zu dem letzten Augenblicke gesträubt, die Verbindung ihrer einzigen Kinder und Erben, da sie ja mit ihnen auch die ganze Frucht ihres Schachers verlieren würden, wenigstens gewähren zu lassen. Der Abschluß ist nach beiden Seiten, für jung und alt, consequent und dadurch befriedigend. Das Object, durch und durch populär, dem engen Bauernverstand faßlich, ist ihm sogar durch alltägliche Erfahrung ausnehmend nahe gerückt, zumal in Betreff des doppelten Motivs, daß erstens ungerechte Erbtheilung als ursprünglich bestimmende Ursache zu Grunde liegen soll, und daß zweitens der an der Scholle klebende Bauernstolz und -Neid, Tag für Tag sich reibend, die Wunde immer offen hält, das Uebel immer unheilvoller und unheilbarer macht. Die Zeichnung der zwei furchtbar knorrigen Brüder, an denen nichts mehr gut zu machen, weshalb sie verkommen müssen; die Entwickelung der Kinder, wie sie aus dem anerzogenen Haß langsam und fast unbewußt heraustreten, dann eine im stillen von ihnen bekämpfte Herzensumwandlung durchlaufen, die in glühende Liebe umschlägt; fast mehr noch, trotz des Umstandes, daß wir es mit einer für den ganzen Gang der Geschichte doch blos nebensächlichen Person zu thun haben, das Thun und Treiben des Dorfschulmeisters, ein Leben voll kleiner unschuldiger Freuden, eine reine Idylle, fast à la Jean Paul — alle diese Porträts und Genrebildchen sind meisterhaft, nicht ein Zug zu viel, nicht einer zu wenig.

Die Wahrheit des Realismus ist bewundernswerth. Stellen wir uns einmal folgende zwei Hausscenen bei den Brüdern vor: Georges hat seinem starrköpfigen Alten, Jean, eben erklärt, daß er die Tochter des verhaßten Bruders liebt, daß er sie und nur sie heirathen will, und sollte er darüber Haus und Hof, Gut und Vater verlieren müssen; da steht Starrkopf wider Starrkopf. Der Alte ist sprachlos erbittert, hat aber trotzdem berechnenden Bauernstolz genug, daß er den Jungen nicht aus dem Hause lassen will; nur kein Aufsehen; niemand — und bezeichnenderweise denkt er dabei zu allererst wieder an den feindlichen Bruder — soll an der Zerrüttung des Hauses Freude haben. In dieser Absicht macht er einen Vorschlag, den der Sohn annimmt: Vater und Sohn wollen (der Sohn hat fort verlangt) im Hause bleiben und für das Familiengut arbeiten, aber durchaus getrennt, als Fremde, die sich nichts angehen. Die Mutter, die weiter nichts ist als die unglückliche Sklavin ihres Haustyrannen, hat das gehört; sie kommt aus der Küche herein, möchte ein gutes Wort reden, bringt aber nur den Namen des Sohnes heraus, und wird von dem Alten mit einer einzigen Handbewegung wieder hinausgetrieben. Aehnlich geht es im andern Hause zwischen Vater und Tochter zu: der Alte bricht in förmliche Tobsucht aus, wirft den von der Tochter zum Mittler angerufenen Schulmeister die Treppe hinunter, faßt die Tochter an den Haaren, dreht sie

Digitized by Google

wie einen Kreisel und verletzt sie im Gemüth auf so brutale Weise, daß sie nach dieser Scene auf den Tod krank wird. Dergleichen ist häufiger, als man denkt.

Und nun das Leben der armen Dörfler. Jene Holzhauer und Kohlenbrenner und Schmuggler in dem armseligen Vogesengebirgsdörfchen; jener mit zerschmettertem Bein im traurigen, rauchgeschwärzten Stübchen liegende Alte, dem sie die Letzte Oelung bringen: sie alle stehen vor uns wie aus Holz geschnitzt, so treu und lebendig, so markig und scharf zurechtgeschnitten. Dazu die eigenthümlichen Dorfsitten; das Gebaren der Alten und der Jungen, eine ganz eigene, in sich abgeschlossene Welt mit ihren sehr bestimmten Zügen von alters her, mit einer Masse von Einzelheiten, die nur dem mit Liebe sich in sie vertiefenden Blicke voll aufgehen. Ein treffendes Beispiel hierfür ist die Schilderung des Dreikönigsabends nach uraltem Stil der Feier.

Tendenz liegt allerdings auch in dem Gemälde, und diesmal von der besten Art. Gewisse Partien über Volksbildung, Volkswirthschaft, Jesuitismus enthüllen einen sehr klaren Einblick ins innere und äußere Elend der Masse des Volkes und sprechen scharf und bestimmt aus, was ihm noththut, wenn es besser werden soll.

Nun ein Wort zur Schattenseite, die wir ebenfalls speciell an einem dieser Producte berühren wollen. Entschieden schwächer ist die nach ihrem Titel so vielversprechende und so wohl für ein Talent dieser Art angethane „Histoire d'un homme du peuple" (Paris 1865). Die Anfänge freilich zeigen die gewohnte naturfrische Anziehung, aber dieselbe hält nicht aus.

Welche traurige und wieder fast alltägliche Lebenswahrheit, die früheste Geschichte jenes verwaisten Kleinen, Clavel, da die habsüchtigen Erben, die sich sonst nie um ihre armen Verwandten kümmerten, nach dem Tode der Aeltern sich alle bei der Vergantung einfinden, um zu schauen, ob nicht noch etwas weniges zu fischen sei, wogegen nicht ein einziger sich um die hinterlassene Waise kümmert. Und welch seltenere, aber um so erhebendere Erscheinung zum Lobe der eben so niedrig erschienenen Menschennatur, jene auch recht arme Hökerin, die Witwe Balais, die den muntern Kleinen mit sich heimnimmt, als ihr eigen Kind adoptirt, in die Schule schickt und ein tüchtig Handwerk lernen läßt, alles zu ihrer Herzensfreude — eine Mutter, wie das eigene Blut sie nicht treuer und besorgter macht. Es sind das seltene Naturen, zumal in unserer Zeit der Weltklugheit sind sie veraltet und außer Curs, aber zum Glück unverwüstlich. Die weitere Erziehung durch den wackern Schulmeister Vasserean und den ehrbaren, aber recht lebensmuntern Tischlermeister Nivoi, das ganz ärmliche und doch so glückliche Familienleben des Kindes und der alten Frau, die Haus- und Gassenbekanntschaften bis zu dem Augenblicke, da sich der junge Mann von dem Pfeil einer aussichts- und hoffnungslosen Liebe getroffen fühlt und sein behagliches Nestchen verläßt, um sich in der Welt zu erholen und zu zerstreuen: das alles trägt die natürliche, einfache, innige Anziehungskraft an sich, deren dieser Autor Meister ist. Aber von dem Augenblicke an, da wir das Pflaster von Paris betreten, nimmt der Reiz ganz bedeutend ab; es scheint, die Stadtluft sei der Erzählung nicht günstig. Wir machen mit unserm jungen Tischler die Tage der 1848er Revolution durch und erleben wirklich, was ein Barrikadenkämpfer an seinem Platze sehen, hören und auch empfinden mochte; und doch ist das Bild bedeutend matter. Das Ganze hinterläßt bei weitem nicht den runden und ganzen, den frischen und vollen Eindruck, auf den wir nun einmal gespannt sind, sobald nur dieser Autorname genannt wird, und schließlich sagen wir uns, daß es seinem versprechenden Titel schwerlich Genüge leistet und ziemlich zwecklos verläuft.

Schließen wir ab! Schon der flüchtige Ueberblick der Namen, die wir behandelt, erweist die Richtigkeit unserer stark betonten Vorbemerkung: wir haben es im geringsten

Digitized by Google

nicht, glücklicherweise nicht mit einer innerlich zusammenhängenden Literaturphase zu thun, die sich als Zeitausdruck gibt; die paar vereinzelten Erscheinungen dieser Art stehen eben für sich in individueller Geltung. Ein Glück für diese Literatur; denn in stark erweiterndem Sinne glauben wir eine zweite Wahrnehmung der ersten unmittelbar anhängen zu sollen. Einzelne Einschränkungen vorbehalten, scheint der intensive Werth der Autoren gerade in dem Verhältnisse zu wachsen, als sie sich von ihrer unmittelbaren verdorbenen Zeit frei und freier halten, sei es, daß sie mehr ideal vorgehend über derselben schweben, oder aber daß sie überhaupt sich auf ganz andern Gebieten bewegen, welche sie in gar keine Berührung mit den Tendenzen des Augenblicks bringen. Von rein literarisch-kritischem Standpunkte aus sind zwei Einschränkungen zu notiren: Dumas fils steht um ein Bedeutendes höher, Octave Feuillet um ein Beträchtliches tiefer, als ihnen zukäme, wenn man jene Bemerkung als Gesetz wollte gelten lassen. Im ganzen ist die schöne Literatur der Zeit besser als die Zeit selbst, und man hüte sich, jene zu beurtheilen, ehe man Producte geprüft hat, die man nach der allgemeinen Strömung absolut nicht und vollends nicht so erwarten durfte. Es geht aber nicht an, seine Ansicht zu fixiren nach einem Feydeau oder Ponson du Terrail, ja nicht einmal nach dem bedeutenden Talent des jüngern Dumas.

Digitized by Google

Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873.

Von

Wilhelm Hamm.

II.

Der Zudrang von Besuchenden war bei der wiener Weltausstellung ein sehr wechselnder; im Anfange ziemlich befriedigend, sank er nach den ersten Wochen bedeutend, um erst später, namentlich gegen den Schluß hin, sich zur vollen Höhe aufzuschwingen. Den übertriebenen Erwartungen, welche man sich von vornherein gemacht hatte, entsprach er keineswegs. Immerhin aber bot das Leben und Treiben in den verschiedenen Räumen des Ausstellungsplatzes stets ein farbenreiches, anziehendes Bild. An den guten Tagen, deren viele waren, da die Witterung das Unternehmen auffallend begünstigte, drängten sich schon um 9 Uhr vormittags, dem Eröffnungstermin, die Menschenmassen an die Tourniquets, welche sie einzeln passiren mußten; trotz der trefflichen Einrichtung derselben gelang es doch mehrern ungetreuen Kassirern, Unterschlagungen von Eintrittsgeldern durchzuführen. Letztere waren anfänglich auf 1 Fl. per Tag, zweimal in der Woche auf 50 Kr. fixirt; es ergab sich aber bald, daß der billige Preis das höchste Erträgniß lieferte, und so wurde er vom Juli ab der tägliche. Es waren auch Saisonkarten à 100 Fl. ausgegeben worden, und man hatte die Einnahme dafür auf 1 Million präliminirt, es wurden aber davon nur für 40000 Fl. verkauft, und das gleiche Verhältniß hat sich bei allen übrigen Voranschlägen herausgestellt. In den Avenuen, auf den Freiplätzen war es in den Morgenstunden gewöhnlich ziemlich leer; alles drängte in das Innere des Industriepalastes, der natürlich den Mittelpunkt aller Sehenswürdigkeiten bildete. Hier wurde die Circulation manchmal recht schwer, besonders an jenen Stellen, wo rasch berühmt gewordene Hauptwerke oder die anziehendsten Sammlungen sich befanden. Das „nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles" fand hier ununterbrochene Illustration; vor dem Schmuck der Lady Dudley, den Perlen von Kobeck und Aeghdi, den ungarischen Opalen, den australischen Goldklumpen waren immer die größten Stockungen, deren festwurzelnden Kern das schöne Geschlecht bildete. Die Rotunde bot ein nicht zu verfehlendes Rendezvous, zu dem man sich bestellte zum sichern Wiederfinden; sie war aber auch zugleich der interessanteste Theil des Ganzen. Hier waren die hervorragendsten und kostbarsten Gegenstände placirt worden, welche die Schaulust immer wieder aufs neue anregten; in der Mitte des ungeheuern, von mattem Lichte übergossenen Raumes rauschte eine gewaltige Fontaine, ein Bronzekunstwerk erster Klasse von Durenne, das schon 1867 in Paris bewundert worden war; damals hatte es die Place de la Concorde geziert. Hier konnte

Digitized by Google

man, auf einem Miethsessel ausruhend, stundenlang dem von fernen Orgelklängen übertönten Murmeln der Wasser lauschen und die Vertreter der ganzen Menschheit zu Tausenden an sich vorbeipassiren lassen. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wenngleich der Frack seinen Siegeszug um die Welt schon ziemlich beendet hat, und der Chinese nicht blos Werther und Lotte aufs Glas malt, sondern auch lackirte Stiefel und einen Seidencylinder trägt, so blieben doch noch genug Türken und Perser, Japanesen und Araber, Aegypter und Russen, Czechen und Ungarn, überhaupt halbcivilisirte Nationalitäten in ihren Volkstrachten übrig, um dem flutenden Menschenstrome ein buntes und fremdartiges Colorit zu verleihen. Alle Sprachen schwirrten durcheinander, alle charakteristischen Kennzeichen der Rassen waren vertreten. Es fehlte nicht an Stoffen für die leibliche und geistige Unterhaltung, wenn etwa die Conversation im Stiche ließ; für jene sorgten verschiedene rundum angebrachte Buffets mit riesigen Preisen, für diese die Buchhandlungsfilialen, welche alle hundert Schritte etablirt waren und Kataloge, Pläne, Zeitungen und Photographien feilboten. Natürlich waren alle diese Etablissements von seiten der Generaldirection um theueres Geld verpachtet; so auch die Benutzung der im Freien und in der Rotunde aufgestellten eisernen Sessel und Stühle, sowie diejenige der Rollsessel, in welchen sich müde, alte oder blasirte Leute durch die Ausstellung fahren ließen; alle derartige Unternehmer sollen aber ein schlechtes Geschäft gemacht haben. Erst in den letzten Monaten wurde es auch der wiener Tramwaygesellschaft gestattet, die vorhandenen Schienenstränge längs der Nordseite des Industriepalastes sowol mit Pferden als mit einer kleinen Locomotive zu befahren; es war nicht abzusehen, warum man diesen nützlichen Vehikeln nicht gleich von vornherein Concession gewährte; der Feuersgefahr halber konnte unmöglich ein Bedenken obwalten, da die Dampfkrahnen und Straßenlocomotiven fortwährend ohne allen Anstand verkehrten.

In den Nachmittagsstunden concentrirten sich die bis dahin zerstreuten Menschenmengen theils auf dem schon erwähnten Mozartplatze, wo das Strauß'sche Orchester, in einer nothdürftig bedeckten Nische postirt, im Freien Concerte gab, theils vor dem Südportal der Rotunde, woselbst eine stark besetzte Militärmusik ihre Weisen ertönen ließ, theils endlich in den diversen Kaffeehäusern, Restaurationen und Trinkhallen, welche sich dem Gaumen der verschiedenen Völkerschaften anzubequemen bestrebten. Schon in Paris war 1867 das Experiment mit den Nationalspeisen und Getränken gemacht worden, ohne sonderlichen Erfolg; in Wien trug es 1873 keinen größern davon. Wir haben schon oben auf die gerechten Klagen hingedeutet, welche in dieser Hinsicht laut geworden sind; in der That schien es anfangs, als hätten die meisten Etablissements ein förmliches Raubsystem unter gegenseitiger Solidarität vereinbart; erst als die Entrüstungsschreie über unverschämte Prellerei allzu laut wurden, traten Maßregeln gegen die willkürliche Brandschatzung des Publikums auf, deren sich nicht blos diese oder jene Individuen, sondern die Unternehmer jeglicher Nationalität hatten zu Schulden kommen lassen. Namentlich wurde später dafür gesorgt, daß auch der Unbemittelte sich erquicken konnte, ohne sich wehe zu thun. Leider wurde allgemein über Qualität und auch Quantität des Verabreichten geklagt, und zwar mit Recht. Ein Institut, welche sich des größten Zuspruchs zu erfreuen hatte, war die Kosthalle, dazu bestimmt, von allen Nahrungsmitteln und Getränken, welche in der Ausstellung selber vertreten waren, Kostproben gegen Vergütung abzugeben. Man konnte also hier ein Glas Portwein, Bordeaux, Klosterneuburger, Böslauer, Tokayer, Dalmatiner, Scharlachberger, echten und einheimischen Champagner und darauf einen Marasquino, Cognac, Benedictiner, Stomachique, Fockinck u. s. w. nehmen, oder englisch Ale und Porter, kärntener Flaschenbier, schweizerischen Milchpunsch wählen; daneben gab es kalte Delicatessen, wie Hummernsalat, Lachs, Rauchfleisch, marinirte Fische, belegte Hungerbrötchen u. dgl., endlich Confect, Chocoladen, Drops u. s. w. in stattlicher Aus-

Digitized by Google

wahl. Es fehlte sogar nicht eine Koscherdelicatessenhandlung, deren Stand freilich sich schon einige Schritte weit dem Geruchsorgan durch ein kräftiges Allylaroma bemerkbar machte. In dieser Halle trat sich das Publikum in den Mittagsstunden förmlich auf Ferse und Zehen, um so mehr, da die leibliche Befriedigung stehend abzuthun und kein Sitz vergönnt war; allein dies trug gerade dazu bei, die Fluctuation zu unterhalten und kein Festwachsen der Zecher zu gestatten. Außerdem bekam man hier für sein Geld Entsprechendes, und da jedermann die Wahl hatte, so war auch fast jedermann zufrieden. Die Kosthalle ist eine der entsprechendsten Einrichtungen der wiener Weltausstellung gewesen, und doch war ihre Organisation keineswegs eine musterhafte, abgesehen von der verspäteten Eröffnung.

Von den Besuchen der Potentaten haben die Tagesblätter so ausführlich berichtet, daß es nicht nöthig erscheint, hier darauf zurückzukommen. Es sei nur nach eigener Anschauung erwähnt, daß niemand so herzlich begrüßt wurde als der Deutsche Kaiser, der zugleich der rüstigste Durchforscher der Ausstellung in den wenigen ihm gegönnten Tagen gewesen ist. Ebenso unermüdlich, und noch viel fleißiger, war der König von Würtemberg. Demjenigen von Italien trat die größte Neugierde entgegen, er war stets dicht umdrängt; den beharrlichen Jäger und Soldaten schien das Vielerlei, das ihm hier vors Auge trat, zu ermüden. Aufsehen erregten die Exkönigin Isabella von Spanien und der Schah von Persien, erstere wegen der Fülle ihres Embonpoints, letzterer seiner Diamanten und der vielen saftigen Anekdoten halber, die über ihn, sein Gefolge und die gemeinsamen Thaten umliefen. Der Kronprinz von Deutschland, in den ersten Tagen nach der Eröffnung anwesend, gefiel durch sein resolutes Wesen, und das schlagfertige, um einen guten oder auch minder guten Witz nicht verlegene Wort. Die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, der Kaiser Franz Joseph an der Spitze, widmeten der Ausstellung eine höchst anerkennenswerthe Theilnahme, sie studirten die einzelnen Abtheilungen bis ins einzelne; die Erzherzoge Karl Ludwig und Rainer waren fast täglich in derselben zu sehen und bewegten sich völlig ungezwungen unter der Menge; auch die schöne Kaiserin und ihr Sohn, Erzherzog Rudolf, erschienen häufig.

An Sonn- und Feiertagen war das Gewühl der Besucher immer am größten, da an solchen die Bahnzüge mit ermäßigtem Fahrpreise Tausende vom Lande in die Hauptstadt brachten. Es war dann höchst interessant, die Landleute in ihren eigenthümlichen Trachten vor den einzelnen Ausstellungsgruppen verweilen zu sehen und ihre tiefsinnigen Meinungen über auffallende Gegenstände zu erlauschen. Zu denjenigen von den letztern, welche sich unausgesetzt des meisten Zuspruchs erfreuten, gehörten die Abtheilungen und Objecte: Japan, mit seinen grotesken Fratzen, Drachen und Lampen; die Türkei mit ihrer Costümsammlung in lebensgroßen Figuren und dem in einem besondern Kiosk des Zwischenhofes mit großen Vorsichtsmaßregeln ausgestellten Schatze des Großsultans, darunter der massiv goldene, mit Perlen, Rubinen und Türkisen incrustirte Thron Amurath's, prachtvolle Waffen, Gefäße und Schmucksachen; der Palast des Khedive; Italien mit seinen Sculpturen, Gläsern, Mosaiken; Ungarns Honveddarstellungen in Lebensgröße; die russischen Nachbildungen von Kirgisenhaushalten und Lagern; Shidoroff's Polarproductensammlung; Schwedens unübertreffliche Statuengruppen im Volkscostüm; die singenden Automatenvögel in Amerika und Frankreich; Niederösterreichs Meierei mit ihrem lebendigen Besatze; die Stickerei-, Sandblas-, Holzbearbeitungsmaschinen in der großen Maschinenhalle; die deutschen Eismaschinen; der schweizerische Spieldosenpavillon. Wenn aber vor und in diesen genannten Collectionen und Räumen das Publikum oft geduldig halbe Stunden lang Queue machte, so vernachlässigte es darüber keineswegs andere Sehenswürdigkeiten. Nur gehörten leider Zeit und Ortssinn dazu, um manches, nach dem man trachtete, aufzufinden; weder Katalog noch Plan gaben irgend Anweisung, und von der

Digitized by Google

früher projectirten Aufstellung besonderer Führer oder Wegweiser, für welche schon zeltartige Hütten errichtet waren, ist man wieder abgekommen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil der Fachmann sich immer noch rascher und besser orientirt als jeder Miethling. Die Zahl der Besucher war an den einzelnen Tagen sehr verschieden; die mindeste Zahl ist 14000, die höchste 139000 im Tage gewesen, letztere an dem des Schlusses. Nur noch einmal wurden die Hunderttausend um 4000 überschritten an dem Tage des großen Weltausstellungsfestes, welches am 21. Aug. veranstaltet worden war. Begünstigt vom herrlichsten Wetter entwickelte sich da ein wirklich grandioses Volksfest, überall spielten Musikchöre, alle Wasser sprangen, und auch die wissenschaftliche Technik kam zu ihrem Rechte, denn am Abende erhellten die verschiedensten Systeme elektrischen Lichtes den weiten, menschendurchwogten Plan.

Unsere Aufgabe drängt wieder zur erneueten Wanderung durch die verschiedenen Gruppen der Ausstellungsgegenstände. In der dritten entfaltete die chemische Industrie ihre Reichthümer. Ihre Entwickelung in der Zeit wird nur durch diejenige der Mechanik überboten, die mit ihr vielfach verschwistert ist. Wir heben vor allem die seit 1867 durch sie ins Leben gerufenen Neuheiten hervor: so die Darstellung des Alizarins aus Steinkohlentheer durch Gräbe u. Liebermann, welche den Anbau des Krapps entbehrlich macht und in Deutschland schon zu einer hohen Stufe gediehen ist; die Gewinnung des Ultramarinviolettfarbenstoffs durch Zeltner in Nürnberg; die Erzeugung der Soda mittels des Ammoniakprocesses direct aus dem Kochsalz, durch Solvay in Charleroi und Honigmann in Aachen; die Bereicherung des Arzneischatzes durch das von Liebig entdeckte Chloral, zuerst von Liebreich 1869 als Anästheticum angewendet. Daran schlossen sich die ganz besonders mannichfaltig vertretenen officinellen Stoffe, vorzugsweise der Tropen, so die niederländische Chinarindensammlung aus den mühsam zur Cultur gebrachten, von dem Deutschen Haßkarl organisirten Pflanzungen auf Java; die Eucalyptusproducte aus Australien, Algerien und Aegypten; das zur Parfumerie gesuchte ätherische Oel der Unona odoratissima aus Manilla, gleichfalls von einem Deutschen, Westerhagen, zuerst dargestellt; die Droguen aus Venezuela, darunter das Pfeilgift Curare in bisher nicht gesehenen Mengen; arabische Theesorten aus Nordafrika und viele andere.

Von neuen chemischen Erzeugnissen dieser Klasse sind zu nennen das Aloin als aromatisch flüchtiges Oel von Smith u. Comp. in Edinburgh (welche auch Coffe'in in einer vorher nicht dagewesenen großen, festen Masse producirt hatten); das chemisch reine Digitalin von Adrian Delpech in Limousin; die Boldoessenz aus der chilenischen Boldoa fragrans, von Rigaud u. Leconte in Paris, ein wirksames Mittel gegen Leberkrankheiten; die Tangproducte der British Seaweed Company. Einen Glanzpunkt der ganzen Ausstellung bildete in der türkischen Abtheilung die große Opiumsammlung von Fail-Bei (Dr. della Sudda) in Konstantinopel; sie umfaßte 100 Sorten und war von der chemischen Analyse, den Mohnsamen und Pflanzen, sowie den Geräthen zur Gewinnung begleitet; jeder Opiumkuchen wird in Samenkapseln des Amphers, Rumex, eingehüllt. Derselbe hochverdiente Mann der Wissenschaft hatte auch das officinelle Scammoniumharz in einem 25 Pfd. schweren Blocke, sammt den gewaltigen Wurzeln, aus denen es gewonnen wird, vorgeführt. Gleich daneben konnte man gewaltige Flaschen mit echtem Rosenöl aus Adrianopel, Syrien und Persien bewundern, deren Inhaltswerth auf 68000 Fl. angegeben wurde. Uebrigens waren auch gelungene Versuche der Opiumgewinnung aus nördlichen Ländern vertreten, namentlich aus Würtemberg das Opium germanicum durch Jobst. Neu erschienen die durch Hesse jüngst entdeckten Opiumalkaloide: Lanthopin, Laudanin, Meconidin, Laudanosin, Hydrocotarnin, Pseudomorphin und Codamin. Unter den Fettwaaren machten sich als Neuheiten geltend: die Darstellung von

Digitized by Google

Oel aus Baumwollsamen der Bienville Oil Works und von J. Symanski in Neuorleans; das Palmkernöl von G. Wolff in Großgerau und Heins u. Asbeck in Hamburg; die Gewinnung des Olivenöls durch Extract mittels Schwefelkohlenstoffs durch L. Sarlin in Bari; das Maisöl von Gärtner in Rannersdorf, Niederösterreich; die Verwendung des galizischen Ozokerits oder Erdwachses zur Kerzenfabrikation; die Production des Cerefin aus Bienenwachs und Paraffin; das krystallisirte Glycerin, zum ersten mal 1872 dargestellt durch Sarg in Liesing bei Wien; die Verarbeitung der schweren Petroleumfette zu Schmierölen u. s. w. In der Stearinkerzenfabrikation bewährte Oesterreich seinen alten Ruf durch die Apollo- und Helioskerzen. Neu war die von Benèque in Lyon producirte Verhinderung des Ablaufens der Kerzen durch senkrechte Durchbohrung derselben; den gleichen Zweck suchte zu erreichen der Lychnophylax von Field, eine mit der Kerze verbundene kleine Glasmanchette. Das größte Aufsehen machte eine Seifenausstellung von Künzelmann in Dresden, darunter ein großer Block mit der warnenden Aufschrift „Schwindelseife", um darzuthun, daß man bei betrügerischen Fabrikanten in der Seife auf 1 Kilo Fett 12 Kilo Wasser kaufen kann. Unter den Producten der trockenen Destillation zogen die portugiesischen Harze, die amerikanischen Kerosenöle, das sibirische Petroleum die Aufmerksamkeit an. In der Zündwaarenindustrie standen Oesterreich, Schweden und Deutschland an der Spitze. Besondere Beachtung fanden und verdienten die Nobel'schen Sprengpräparate Nytroglycerin und Dynamit. Neu war insbesondere eine Sorte des letztern, welche unter Wasser ihre völlige Explosionskraft bewahrt.

Die vierte Gruppe war, der Sache der Natur nach, eine der reichsten und mannichfaltigsten. Sie schloß in sich die Verarbeitungen der Getreidearten in Mehl und Mehlfabrikate, den Zucker, die Erzeugnisse der Conditorei und der Chocoladefabrikation, die Weine und deren Surrogate, Bier, Branntwein, Spiritus, Essig und was dazu gehört, ferner die in der Neuzeit immer wichtiger werdende Industrie der Conserven, der Extracte und Fleischwaaren, endlich die Tabackfabrikate. Schon seit langer Zeit nehmen die Mehle Oesterreichs und Ungarns den ersten Rang ein; sie haben bei allen Weltausstellungen den Sieg davongetragen, so auch diesmal. Von diesen Ländern aus hat die Hochmüllerei ihren Siegesgang angetreten und beginnt, zwar sehr langsam, aber doch merklich der am weitesten verbreiteten Flachmüllerei das Terrain abzugewinnen. Aus Dresden, Stuttgart, Weinheim, Heidelberg, Schweinfurt, Nürnberg u. s. w. waren Producte der erstern von sehr befriedigender Güte ausgestellt. Sehr schöne Flachmehle hatten, wider Erwarten, Spanien und Portugal aufzuweisen. In den Teigwaaren behauptet Italien noch immer das Uebergewicht, doch stehen Kroatien, Triest, Niederösterreich hierin gleichfalls auf hoher Stufe. Die Weißbäckerei Wiens, durch ein von dem industriellen Bäcker R. Uhl, wie in Paris 1867, errichtetes täglich arbeitendes großartiges Etablissement vertreten, hat keine Rivalen; in Biscuits hatten die Engländer, besonders Huntley u. Palmer sowie Peek Frean u. Comp., London, die reichsten Sortimente aufzuweisen, aber auch Spanien (Badalona bei Barcelona), Triest (Cossanchich) und Pisa (Guelfi) hatten hierin treffliche Waaren ausgestellt. Neu war die ungarische Suppenmehlspeise Tarhonya von Bartok in Sanct-Miklos und Oblat u. Comp. in Szegedin. Unter den der Müllerei dienenden Maschinen sind folgende Neuheiten zu verzeichnen gewesen: J. Hignette's Steinauslesemaschine; Getreidetrockenmaschine von Davy u. Parman in Colchester; die Getreideputzmaschine Eureka von Howes, Babcock u. Comp. in Amerika; die Schlendermühle (Desintegrator) von Carr; die Steinschärfmaschine von Adler u. Rivenc in Genf; die Schäl- und Graupenmaschine von Martin in Bitterfeld; die hydraulische Maccaronipresse aus Sanct-Georgen, Schweiz; endlich der continuirliche Backofen, die Teigtheilmaschine und die Semmelwirkmaschine von Hailfinger in Wien.

Digitized by Google

Die Collectivausstellungen des Vereins für die Rübenzuckerindustrie des Deutschen Reiches und der österreichischen Rübenzuckerindustrie traten als würdige Rivalen auf, erstere begünstigt durch alten Ruhm, namentlich durch den großen Sieg 1867 zu Paris über die französische Industrie, letztere durch einheimische Lage und als Wiege des zu immer größerm Ansehen gelangenden Diffusionsverfahrens von F. Robert in Seelowitz. Frankreich, welches die meisten Zuckerfabriken des Continents aufzuweisen hat, war in Wien nur schwach vertreten, hat aber in den Raffinaden von C. Say das Beste der Art gestellt. Sehr schöne Rohrzucker hatten seine Colonien Martinique, Guadeloupe, Réunion, Guyana und Sainte-Marie de Madagascar geliefert. Bedeutend entwickelt sich die Rübenzuckerindustrie Rußlands, welche besonders nach Centralasien exportirt; sie hatte nicht viele, aber gute Proben von Krystall- und Rohzucker ausgelegt. In Nordamerika ist diese Fabrikation erst im Entstehen begriffen, doch waren von den Rübenzuckern aus Illinois, Indiana, vom Colorado und in Wisconsin keine Proben eingesandt, hingegen schönste Rohrzucker aus Neuorleans. Die besten Stärkezucker hatte Köhlmann u. Comp., Frankfurt a. O., den reinsten Milchzucker die homöopathische Centralapotheke in Leipzig ausgestellt. Unter den neuen Apparaten zur Zuckerfabrikation sind mit Auszeichnung zu nennen: der Kugelvacuumapparat von G. Heckmann in Berlin für 20000 Kilo Zuckermasse, eine der größten Sehenswürdigkeiten in der Maschinenhalle; der Zweipfannenverdampfer von F. Hallström in Nienburg a. S.; die liegenden Doppelverdampfapparate von J. Aders in Neustadt-Magdeburg; die Zuckercentrifuge von Rudolph u. Comp. daselbst; die Robert'schen Abdampfapparate mit Doppelwirkung und die Diffusionsbatterie von Danek u. Comp. in Prag; endlich der Rohzuckerkochapparat aus Eisenblech von Galauner u. Stabenow in Prag. Seit 1867 hat sich in erfreulicher Weise ein großer Fortschritt bei der Herstellung von Zuckerapparaten gezeigt in der zunehmenden Verwendung des Eisens, anstatt Kupfers, wodurch eine bedeutende Ersparniß im Anlagekapital erzielt wird. Im Fache der Zuckerbäckerei war nichts Hervorragendes zu sehen, so reichhaltig dasselbe auch repräsentirt war. In Confecten und Canditen behauptete Oesterreich den Vorrang, nächstdem stand hier Deutschland voran. Die vielgerühmten orientalischen Confituren erwiesen sich ausnahmslos als primitive Leistungen. Nur die ausgezeichneten Syrupe zur Darstellung der Scherbets aus Smyrna und Konstantinopel (Faik-Bei) verdienen lobende Erwähnung. Die reinste, edelste Chocolade hatte Venezuela (Fabrik Al Indio in Caracas) geliefert, leider wird sie noch nicht mit Maschinen, oder nur mit unzureichenden, bearbeitet, enthält daher noch Holzfaser der Cacaohülsen; in jeder Beziehung die beste, wohlschmeckendste unter allen Chocoladen war die portugiesische (Ferreira u. Comp. in Lissabon); ausgezeichnete Producte hatten ferner die renommirten Chocoladefabriken von Ménier, von Masson in Paris, Suchard in Neufchâtel und Fankhauser in Lausanne vorgelegt. Diejenige der Compagnie française des Chocolats in Straßburg gingen leider bei dem Brande des elsässischen Hauses zu Grunde. Die vorzüglichsten eingemachten Früchte (Confitures) waren gekommen aus den französischen und portugiesischen Colonien, aus Südtirol (Ringler in Bozen), aus Rumänien (Capsa in Bukarest) und von der rheinischen Früchtehandlung in Deidesheim, Pfalz.

Die Weinausstellung war aus allen Weinländern der Welt beschickt; Capland, Australien, Nordamerika, Peru, Chili fehlten nicht, und wol noch niemals zuvor sind die Weine Macedoniens, Rumeliens, der Levante, des Kaukasus und der Krim, ja sogar des wenig bekannten Marokko so zahlreich vertreten gewesen wie hier. Wir können unmöglich in Einzelheiten eingehen; selbst Hervorragendes zu nennen verbietet der Raum, da alle Länder ihr Bestes gethan und gesendet hatten. Außerordentlich imponirte der Reichthum Portugals und Spaniens an edeln Rebensäften, ebenso aber auch derjenige Ungarns und Cisleithaniens. Die Rheingauweine fanden bei der Jury den höchsten Anwerth. Frank-

Digitized by Google

reich war leider sehr ungenügend vertreten. Viel versprechen für die Zukunft die Weine Australiens, besonders aus Victoria und Neuseeland; von den nordamerikanischen traten diejenigen aus Californien (San-Francisco und Los Angelos) in den Vordergrund neben dem „Sparkling Catawba", der jedoch die deutschen Schaumweine noch lange nicht erreicht. Letztere bildeten in Qualität und Quantität eine besondere Zierde der Ausstellung; sie zeigten, welche gewaltige Fortschritte der Industriezweig seit 1867 gemacht hat. Unter den Merkwürdigkeiten verdienen Erwähnung: dreihundertjähriger Tokayer, aus einem warschauer Keller, zu 60 Thlr. die Flasche; hundertzwanzigjähriger Portwein der Alto-Douro-Compagnie; Wein vom Goldenen Horn bei Konstantinopel u. s. w. Es sei hier gleich erwähnt, daß Rußland auch hundertjährigen Meth und noch ältern Branntwein ausgestellt hatte. Ueber andere Spirituosa, namentlich Bier, wäre nur Bekanntes zu sagen; hervorgehoben mag werden, daß das schwechater Bier von Dreher seinen Weltruf auch insofern bewährt hat, als davon ein Quantum in Flaschen vorhanden war, welche zweimal die Linie passirt hatten ohne jeden Schaden für den köstlichen Inhalt; große Consulatssiegel daran bestätigten die Reise.

An der Ausstellung der Tabacke hatten sich Nord- und Südamerika leider gar nicht betheiligt; um so mehr die europäischen Länder, welche in dieser Branche bedeutende Fortschritte seit 1867 aufwiesen. In der Qualität der Rauchtabacke excellirte die Türkei, nächstdem Holland von seinen indischen Besitzungen; die werthvollsten Cigarrentabacke hatte Cuba ausgestellt in den Producten der Buelta d'Abajo und Buelta d'Arriba; nicht minder erregten die Cigarren der bedeutendsten Firmen der Havana allgemeine Aufmerksamkeit. Doch mußten selbst die spanischen Mitglieder der Jury zugestehen, daß in der Mache der Cigarren die österreichische Tabackregie sowie viele bewährte Firmen Deutschlands den westindischen Producenten keineswegs nachstehen. Die besten Cigaretten hatte Rußland geliefert. Neu war der Chimo aus Venezuela, ein stark eingekochter Tabackextract, der, mit einem Salze verdächtigen Namens (Urão) vermischt, ein in Südamerika sehr gesuchtes narkotisches Genußmittel bildet.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie der fünften Gruppe umfaßte Schafwoll-, Baumwoll-, Leinen- und Seidenwaaren; Posamentierarbeiten; Gold- und Silbergespinste; genetzte Waaren; Stickereien; Schmuckfedern; künstliche Blumen aus Stoff, Papier und Leder; Wäsche; Bekleidungsstücke; Kürschnerwaaren; Hüte; Handschuhe; Schuhfabrikate und Tapezierarbeiten — also eine Reihe von Gegenständen der Industrie, wie sie bunter kaum zusammengewürfelt werden konnte. Wir dürfen aus dem Ueberreichthum, der sich hier zusammendrängt, nur das Wenigste herausheben. In der Industrie der Schafwollwaaren standen Mähren (Brünn) und Belgien an der Spitze; doch haben auch England und Deutschland Bedeutendes geleistet. Die Baumwolle nahm einen breiten Raum ein, sie war zu sehen von dem Strauch mit seinen quellenden Samenkapseln an bis zur äußersten Verarbeitung. Nordamerika, Ostindien, Aegypten, Brasilien und Algerien traten bei den Productionsdarstellungen in den ersten Rang; es fügten sich bescheidener daran Queensland; Fidschi-Islands, Italien (Castellamare), Griechenland (Livadia), Transkaukasien, Turkestan, China, Capland, Tahiti, Guadeloupe, Pondichéry, Cochinchina und Senegal. Bezüglich Spinnerei und Weberei war Oesterreich am vollständigsten repräsentirt; Neues seit 1867 zeigte es in der Fabrikation von Nähgarnen (Hardt in Oberösterreich). Seit der Zeit haben sich die Verhältnisse dieser Branche wesentlich gebessert, namentlich durch Einführung resp. Erweiterung des rationellen Fachunterrichts. Auch in Deutschland hat sich die Zwirnfabrikation bedeutend gehoben. Der Elsaß excellirte durch seine Druckwaaren, welchen übrigens diejenigen Berlins würdig zur Seite traten. Schon oben ist hingedeutet worden auf den Ersatz der Krappfarben durch das Alizarin, welcher von bedeu-

Digitized by Google

tendem Einfluß auf die Baumwolldruckerei, zunächst die deutsche, gewesen ist. In der schweizerischen Abtheilung — in welcher die Firma des Spinnerkönigs J. Kunz in Zürich mit der in der Welt einzigen Zahl von 200000 Spindeln fungirte, die Garne bis zur Nummer 500 spinnen! — fielen besonders ins Auge die Rothwaaren von Sanct-Gallen und Glarus, die Buntweberei orientalischer Artikel aus Sanct-Gallen und Thurgau (M. Näf in Niederuzwyl) und die Stickwaaren aus Sanct-Gallen und Appenzell; die Kettenstichmaschinen, welche zu der letztern jetzt immer mehr in Aufnahme kommen, bildeten einen bevorzugten Andrangspunkt des Publikums in der Maschinenhalle. Die seit 1867 in Gebrauch gekommene Lamb'sche Strickmaschine aus Nordamerika, die Rundstühle von Buxtorf in Troyes, von Fouquet u. Franz, von Stücklen u. Terrot in Stuttgart, von Hilscher, Brauer u. Ludwig, von May u. Stahlknecht in Chemnitz, der mechanische Kettenstuhl von E. Saupe in Leinbach (Sachsen) bezeichnen die hervorragendsten Apparate der Wirkwaarenindustrie. Diese hat sich am solidesten in England, nächstdem in Frankreich entfaltet. An der Massenproduction stehen aber Zimmermann u. Sohn in Apolda oben an; ihre Wirkwaaren beherrschen den Weltmarkt.

Die Flachs- und Hanfindustrie zeigt sowol Fortschritte in der Zubereitung des Materials, namentlich durch allgemeinere Einführung der Kaltwasserröste und des belgischen Handverfahrens, als durch die Vervollkommnung der Bleiche, Appretur und Aufmachung bei der Leinen-Damastweberei. Einen Wallfahrtsort für alle Besucher der Weltausstellung bildete der ingeniös ausgestattete Leinenpavillon von C. von Oberleithner aus Mährisch-Schönberg mit seiner sinnigen Flachsfontäne als Mittelpunkt. Nächst Oesterreich war Rußland durch seine Flachs- und Hanfexposition ausgezeichnet; Belgien hatte nur wenig, aber in den Cortrykflächsen das Beste geliefert. In Gespinsten glänzten, der Reihenfolge nach: Belgien, Oesterreich, Deutschland und Rußland. Glatte Leinen und Zwilliche in Segeltuchen, Packings und Sackings, rohen und farbigen Drells, Hausleinen, Hemdeneinsätzen u. s. w. waren in Ueberfluß vorhanden; ebenso Gebildwaaren; es wäre ermüdend, hier in Details einzugehen. Hanf- und Seilerwaaren lieferten Italien, Rußland und Spanien in hoher Vollkommenheit. Jute, die Faser von Corchorus capsularis und olitorius in Ostindien, gewinnt als Gespinststoff von Jahr zu Jahr mehr Boden; die bedeutende englische Industrie dieses Zweiges war fast gar nicht vertreten; dagegen hatten Braunschweig, Sachsen, Rheinpreußen und Niederösterreich für würdige Vertretung gesorgt; die beste instructivste Ausstellung dieses Artikels hatte die Simmeringer Jutespinnerei- und Weberei aus letzterm Lande geliefert, dieselbe, deren Stoffe den Innentheil der Rotundekuppel bekleideten.

Bei den Seidenwaaren ließ sich als wesentlicher Fortschritt eine Gleichmäßigkeit in der sorgfältigen Confection constatiren, wie sie auf frühern Ausstellungen nicht zu bemerken gewesen war. Die Rohseide war aus allen Erzeugungsgebieten gut vertreten; gegenwärtig wird sie in Europa, vor allem in Italien, weit vollkommener producirt, als in ihrer asiatischen Heimat. Beachtenswerth ist die zunehmende Verwendung der Chappe, aus den Abfällen der Seidenspinnereien. In der Seidenfärberei, welche durch die Einführung der Anilinfarben eine völlige Umgestaltung erfahren hat, ist die Anwendung des Safranins als ein Fortschritt seit 1867 zu bezeichnen, während die schwierige Schwarzfärberei statt der Schwerbelastung die Dauerhaftigkeit des Fadens zum Ziele genommen hat. In Seidenstoffen war Frankreich ungenügend, Deutschland dagegen, mit dem Centralpunkt Krefeld, musterhaft vertreten. In glatten und leichten Waaren trat die Schweiz, in façonnirten Oesterreich hervor. Prachtvolle Seidenwebereien, zum Theil mit eigenthümlich zubereitetem Papier broschirt, zeigten China und Japan. In Posamentierarbeiten hat Oesterreich das Beste geleistet. Frankreich, sonst in diesem Artikel an der Spitze, stand weit zurück. Völlig Neues hatte darin nur Japan gebracht in seinen Goldpapier-Lahn-

Digitized by Google

gespinsten von überraschender Feinheit und Wirkung. Auch die türkischen Guipures und Blumenposamenterien, besonders von der Insel Samos, erregten Aufmerksamkeit. Ein Hauptanziehungspunkt für die Damenwelt war die belgische Spitzenausstellung, welche das Vorzüglichste aufwies, was bisjetzt in diesem Zweige der Kunstindustrie geleistet worden ist. Die brüsseler Kanten, Valenciennes, Applications, Pointsgaze, Points-Ducheſſe, bildeten ein so reiches und prachtvolles Ensemble, wie es selbst 1867 in Paris nicht zu sehen gewesen, obgleich hier die französische Spitzenfabrikation in aller Vollständigkeit aufgetreten war. Auch Indien, Persien und die Türkei hatten dies Gebiet mit fremdartig berückenden Mustern beschickt, während die Schweiz und das Erzgebirge in ihren bescheidenern Leistungen ebenfalls gut vertreten waren. Angenehm berührte die Wahrnehmung, daß auch die ländliche Hausindustrie in Handspitzen immer Vorzüglicheres leistet. Fast alle Länder waren in dieser repräsentirt, am eigenartigsten Schweden (Dalekarlien), Rußland, Italien, Syrien und Brasilien. Letzteres transatlantische Reich lieferte auch das Bedeutendste in der Schmuckfederindustrie; die reizenden Zusammenstellungen von farbenprächtigen Vogelfedern — auch mit Verwendung ganzer Bälge — zu Fächern, Blumen, Paruren lockten immer dichte Zuschauermassen heran; nicht minder wurden bewundert die vielerlei zierlichen Verwendungen von glänzend beschildeten Käfern, besonders Buprestisarten, zu Schmucksachen und Nippes. Künstliche Blumen hatte in größter bisher unerreichter Naturwahrheit ausgestellt die Fabrik der Gräfin Baudissin zu Wien. Die in einem besondern Pavillon vereinigten Frauenarbeiten boten ein weites Feld für das weibliche Studium; es befanden sich darunter namentlich hervorragende Leistungen von Dilettanten, doch war das Beste nur eine Rückkehr zu den mühsamen Arbeiten der Kloſterfrauen des Mittelalters. — Die bewundertsten Damentoiletten hatte Frankreich ausgestellt; in Herrenkleidern boten Prag „die Nähschule der Welt“ (besonders Mottl's Söhne) und Wien das Neueste, Beste; die schönsten Kinderanzüge hatte P. Vesſière in Paris geliefert. Der Kleiderexport Oesterreichs, vorzugsweise nach dem Orient, ist zu gewaltigen Dimensionen, welche eine großartige Gewerbthätigkeit begründen, herangewachsen. In der Hutfabrikation, die aus fast allen Ländern treffliche Muster aufzuweisen hatte — unter andern von den weltbekannten Firmen Vimine u. Comp., Brüssel; Pinaud, Paris; Christis, London (die größte Hutfabrik der Welt); Schuchardt, Darmstadt — machten sich als Fortschritte geltend die allgemeinere Anwendung der Maschinen, der bedeutende Aufschwung der Filzhutfabrikation, die Erzeugung von Hutfilzen aus einer Mischung von Haaren und Schafwolle; endlich der Glanz und die Dauer der Farbe. In der Maschinenhalle war ein wiener Hutfabrikant, Skrivan, Tag für Tag thätig in der Erzeugung leichter, billiger Wollhüte aus alten Kleiderresten mittels Anwendung von Maschinen. — Die vorzüglichsten Handschuhe aus Ziegenleder stellte Frankreich aus; in Lammleder arbeiten Oesterreich und Deutschland; die Collectivausstellung der wiener Handschuhfabrikanten war sehenswerth. England ist unerreicht in seinen dauerhaften Dogskins aus Caplandschaffellen. Welchen Umfang des Verkehrs ein kleiner Artikel, wie Halsbinden und Cravaten begründen kann, bezeugt die Maison du Fenix von Hajem ainé in Paris, welche darin 5000 Arbeiter und 1000 Stück dampfgetriebener Nähmaschinen beschäftigt; der Fabrikant erhielt von der Jury das Ehrendiplom zuerkannt. Die Fabrikation von Miedern oder Corsets scheint ihren Hauptsitz in Deutschland zu haben (Gros u. Comp. in Bruchsal, Rosenthal u. Comp. in Göppingen u. s. w.). Die schönsten Formen aber hatte Madame Leoty in Paris, nächstdem Spanien geliefert. In Gamaschen excellirte Griechenland, in sowol im Schnitt als in der Verzierung unerreichten Mustern, freilich auch bis zu 800 Frs. das Paar. Der Artikel „Wäsche“ gab manches Neue zu sehen, so die nordamerikanischen Herrenhemden mit rückwärtigem Verschlusse, die gestickten Flanellhemden von Sazerat in Paris, die mit Goldfäden durchwirkten Hemden von Basques in

Digitized by Google

Lissabon; die prachtvolle Collection von bielefelder Hemdeneinsätzen in den neuesten Dessins u. s. w. In der Massenerzeugung von Wäschearticeln scheint übrigens Wien an der Spitze der binnenländischen Industrie zu stehen. Unter seinen Hors d'oeuvres erregte das gestickte Herrenhemd aus Leinenbatist, im Preise von 500 Fl., von J. Prix, Neugierde, namentlich nach dem Käufer; er hat sich in der Gestalt eines rumänischen Bojaren gefunden, der auch die elf Stück fehlenden zum Dutzend bestellt haben soll. Sicher ohne Rivalen war die österreichische Schuhwaarenindustrie. Dieselbe wird in Wien, aber auch in Oberösterreich, in Steiermark u. s. w. auf das großartigste völlig fabrikmäßig betrieben und leistet bekanntlich ebenso Elegantes wie Praktisches. Auch in der Tapezierkunst hatte sich Wien hervorgethan; am glänzendsten in der Ausstattung des Kaiserpavillons, die an gediegen einfacher Pracht und harmonischem Ensemble ein vollendetes Meisterwerk zu nennen war. Aber auch der maurischen Decorationskünstler muß gedacht werden, die in dem marokkanischen Hause einen wahren Edelstein von geschmackvoller Zierlichkeit des Intérieur geschaffen haben. Und wie vieles sonst wäre hier noch zu nennen!

Die sechste Gruppe der Leder-, Kautschuk- und Guttaperchawaaren dürfen wir etwas flüchtiger durchschreiten, da sie seit 1867 geringere Fortschritte der Industrie aufzuweisen hat. Deutschland hatte in quali et quanto das Bedeutendste ausgestellt, besonders in Bacheledern; das beste Riemenleder zeigte Frankreich; als Neuheiten dürfen erwähnt werden die Darstellung künstlichen Leders aus Lederabfällen von Ballin in Kopenhagen; die Schnellgerbereiproducte — Sohlleder in 25 Tagen — von Baluffi in Ancona, eigenthümlich gegerbtes Pumpenleder von Bleuenheuft in Aachen; Gerberei mittels geraspelten Kastanienholzes durch Alegatière in Lionvaise. Pelzwaaren, Rauhwerk aller Arten haben in der Ausstellung eine, wenn auch nicht genügende, so doch höchst instructive Vertretung gefunden. Sibirische und amerikanische Zobel, westafrikanische Affen, japänesische Seeottern, blaue, schwarze, weiße, Silber-, rothe Füchse aus den Nordländern, Bielfraße, Bären und Wölfe aus Schweden und Norwegen, Hermeline aus Archangel, Kaninfelle aus Belgien, ostindische Tiger, Capland-Leoparden, persische Lammfelle, türkische Schwäne und Wildenten waren in verlockender Adjustirung sowol als im Rohzustande ausgestellt. Eine lehrreiche Sammlung von Pelzfellen des Handels hatte Paris geliefert; leider krankte sie an der französischen Geographie, welche Kamtschatka nach Amerika, Alaska nach Asien und Sibirien nach Europa verlegt. Das kostbarste Stück der Ausstellung war ein kleiner Damenkragen aus Schwarzfuchs von Odnouschewsky zu Petersburg im Preise von 4500 Rubel. Die schönste Gesammtausstellung hatte F. Witzleben aus Leipzig in der Rotunde arrangirt; sie bildete einen steten Anziehungspunkt für die Besucher. Bedeutend war die Repräsentation der Industrie in Kautschuk und Guttapercha, die überhaupt einen der staunenswerthesten Belege der Entwickelung eines Gewerbszweiges von dürftigsten Anfängen bis zu einer weltumfassenden Bedeutung in verhältnißmäßig kürzester Frist bietet. Noch im Jahre 1851 waren die beiden Producte harzgebender Gummibäume nur zu höchst untergeordneter Verwendung gebracht, jetzt dagegen haben sie ein so großes Feld derselben in Anspruch genommen, daß es fast schwer wird, seine ganze Ausdehnung zu ermessen. Bekanntlich ist die Kautschukindustrie zuerst in Nordamerika, namentlich durch Goodyear aufgeblüht, heutzutage haben aber auch Großbritannien und Deutschland sich ihrer in überraschender Weise bemächtigt, und in letzterm Lande ist sie vielleicht zur höchsten Entfaltung gediehen. So mußte sich wenigstens jeder sagen, der in der Rotunde die monumentale Trophäe aus Hartgummiwaaren der Neuyork-Harburger Actiengesellschaft, oder die Erzeugnisse von Reitthofer's Gummifabriken in Wien betrachtete. Zu den heterogensten Gegenständen gibt das schmiegsame Material sich her; es sei hier insbesondere darauf verwiesen, daß es nicht blos den Gewerben, dem Hausgebrauche und

Digitized by Google

der Technik in vielen Beziehungen dienstbar geworden ist, sondern auch der Wissenschaft zu einer schätzbaren Vervollkommnung geholfen hat. Wie es die Chemie mächtig förderte, so ist es namentlich der Heilkunde unentbehrlich geworden. Die Rohmaterialien waren sowol aus Wasserindien als aus Südamerika in vielen Mustern ausgelegt, welche unstreitig manchen neuen Absatzgebieten die Wege gebahnt haben.

Mit einiger Befangenheit tritt der Berichterstatter vor den schwer zu bewältigenden Reichthum der siebenten Gruppe, welche das ausgedehnte Industriewesen der Metalle in sich begriff. Hier fanden sich, namentlich im Bereiche der Gold- und Silberwaaren, wie der Juwelen, Schätze, wie man sie vielleicht niemals zuvor in solchem Glanze und Werthe vereinigt gesehen hatte. Alle Nationen hatten hier ihr Bestes geliefert: Frankreich beherrschte den Geschmack, England den Reichthum, Oesterreich die Solidität, Italien die Kunst, Deutschland die Fabrikerzeugung, der Orient die Feinheit, Amerika das Barockwesen, Spanien die Tausia, Ostindien die Incrustirung, Rußland die kunstvolle Verarbeitung des Silbers und Platins — allenthalben aber war zu constatiren, daß hier seit 1867 wahrscheinlich der größte Fortschritt zu verzeichnen gewesen ist, den vielleicht das Kunstgewerbe jemals gemacht hat. Einen gewichtigen Theil dazu haben unstreitig beigetragen die wackern Brüder Castellani in Rom und Neapel, die Wiederentdecker der altetruskischen Juwelierarbeit, deren Leistungen, schon in Paris 1867 anerkannt, auch diesmal alle übrigen in Schatten stellten; fast alle ihre Ausstellungsobjecte sind in den Besitz von Kunstgewerbemuseen übergegangen. Wenn man sagt, daß Frankreich in Silberwaaren durch Christofle und Philippe, in Gold- und Juwelenarbeiten durch Mellerio, Rouvenat, Coffignon, in Emails durch Salleron, Tornet, in Kunstbronzen durch Barbedienne, Denière, Raingo, Blot, Boyer, Thiebault, Bagué, Houdebine, in Platinwaaren durch Desmoutis, Queneſſen u. Comp. vertreten, daß die Beschickung von seiten aller dieser weltberühmten Firmen eine sehr reichhaltige und gewählte war, so ist damit zugleich das Urtheil gesprochen, daß seine Kunstindustrie auf diesem Gebiet im ganzen die höchste Stufe einnahm. Im einzelnen durfte sich diejenige anderer Länder wol daneben stellen. Die Tafelaufsätze von Elkington, die Tennysonvase von Hancocks, die Galvanoplastiken von Franchi waren glänzendste Leistungen der britischen Abtheilung, die sich außerdem zweier weltberühmten Besonderheiten von der eminentesten Anziehungskraft, namentlich für das schöne Geschlecht, rühmen durfte: des Schmucks der weiland Kaiserin von Frankreich, und der unvergleich reichen Schmuckgarnituren der Lady Dudley, in denen der „Stern von Südafrika" als prächtiges Centrum eines Brillantcoronets prangte. Er hat aber bei weitem nicht so viel Aufsehen gemacht wie die schönen Augen seiner Besitzerin, die mit ihrem Gatten täglicher Gast der Weltausstellung war; beide haben von ihrem ungeheuern Vermögen die Kleinigkeit von einer Million zu Ankäufen verwandt, anderer Ausgaben nicht zu gedenken.

Spanien cultivirt mit hervorragender Meisterschaft einen Kunstzweig, welcher, im Orient heimisch, sich aus den Maurenzeiten vererbt hat, die Tauschirkunst oder Damascirung in Gold und Silber auf Stahl oder gehärtetem Kupfer. Darin steht das Atelier von Zuloaga in Guipuzcoa einzig in seiner Art da; die reizenden, feinsinnig componirten Ausstellungsgegenstände desselben haben trotz der enormen Preise sämmtlich Käufer gefunden, vorzugsweise an Museen. Auch aus Ostindien waren wunderschöne, verhältnißmäßig billige Tausias vorhanden; dort ist der Sitz der Tauschirkunst die Stadt Bedree. Schon auf frühern Ausstellungen haben die Producte der großen Silberwaarenfabrik von Christesen in Kopenhagen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sie wurden durch deren diesmalige Leistungen in stilvoller Ornamentik und Formenschönheit weit überboten. Deutschland war glänzend repräsentirt; die Suiten der Goldschmiedearbeiten aus Hanau und

Digitized by Google

Pforzheim, die Silberwerke von Halbreiter, Wollenweber und Miller in München, die getriebenen Arbeiten von Kümme in Altena, darunter bemerkenswerth die Büste des Deutschen Kaisers beinahe in Lebensgröße, die prachtvollen Leistungen von Vollgold, von Sy u. Wagner in Berlin gehörten zu dem Besten der ganzen Ausstellung. Der schon von früher her bekannte getriebene Schild, den die rheinischen Stände der Kronprinzessin Victoria als Vermählungsgabe überreichten, und eine Columna rostrata, Weihegeschenk für den Admiral Prinzen Adalbert von Preußen, erregten auch in Wien höchste Bewunderung; neu erschien eine von der letztgenannten zuerst eingeführte Art von Sgrafitto, Gold auf Silber. Besondere Erwähnung verdienen die Kunstgußarbeiten der gräflich Stolberg'schen Hütte in Ilsenburg; sie sind unerreicht; das spröde Eisen wird in ihnen bewältigt wie das dehnbarste Metall. Leider war der berliner Zinkguß nicht so vertreten, wie er hätte sein können. Rußland überraschte durch Leistungen von nationalem Gepräge, welche anderweitig in gleicher Vollendung kaum zu erzielen sind. Dies gilt namentlich von der Nielloarbeit Tulas und dem prächtigen Farbeneffect, den die Verbindung von Glanz- und Mattgold, weißem und oxydirtem Silber mit Email und Niello hervorbringt, eine Praxis, welche insbesondere von Outchinikoff in Moskau bewundernswürdig vorgeführt worden ist. Jeder Besucher der Ausstellung wird sich jener vergoldeten Teller erinnern, auf welchen eine mattsilberne Damastserviette aufgeschlagen war; man konnte die Naturnachahmung nicht weiter treiben, das Metall nicht fleißiger bearbeiten. Türkei und Orient traten besonders in Filigranarbeiten hervor, welche in Feinheit, wenn auch nicht in Geschmack, mit den genuesischen wetteiferten. Der vielgerühmte Schatz des Sultans imponirte mehr durch Ueberladung als durch gediegene Kostbarkeit; nur in den Incrustationen und in den alten damascenirten Waffen bot er Objecte von künstlerischem Werth. Oesterreich befand sich in dieser Gruppe entschieden in der ersten Reihe; seine Feinmetallindustrie hat einen mächtigen Aufschwung genommen und seit 1867 den Weg der Kunst mit Erfolg betreten. Die Tafelaufsätze von V. Mayer und Klinkosch in Wien, die Juwelen von Ratzersdorffer, Hartung, Granichstädten, Köchert, Kobek u. Aegidi daselbst bildeten immerwährend Centren für die Besucher. Insbesondere die Auslage der letztern, welche, vielleicht die reichste von allen, nicht nur wundersame Perlen, die einer der Geschäftsinhaber selbst bei der Insel Bahram im persischen Golfe gefischt, enthielt, sondern auch den „Stewart", den größten bisjetzt in Capland aufgefundenen, noch ungeschliffenen Diamanten. Bewunderer fanden auch namentlich die ungarischen Opale, welche anderswo in solcher Schönheit und Größe bekanntlich nicht vorkommen. Unter den österreichischen Bronzen ragte der von Stock gezeichnete Tafelaufsatz von Dziedzinski u. Hanusch, Eigenthum des Kaisers Franz Joseph, als seltenes Kunstwerk hervor. Die Lampenindustrie war am besten vertreten durch Stobwasser u. Comp., Körner u. Comp., Wild u. Wesel in Berlin, Gebrüder Ditmar in Wien, Schloßmacher, Belatour, Lacarrière in Paris und andere; sie hat manches Schöne, Neues aber gar nicht gebracht.

In den Legionen der ausgestellten Stahl- und Eisenwaaren eine nur einigermaßen leitende Auswahl zu treffen, übersteigt völlig unsere Kräfte, auch unsere Aufgabe. An der Spitze der bezüglichen Leistungen stand diesmal entschieden Deutschland, zumal Großbritannien sich hier ganz ungenügend betheiligt hatte, wenngleich seine birminghamer und sheffielder Waaren in einigen guten Sortimenten vorhanden waren. Als beste Leistungen darunter wären hervorzuheben Nadeln, Fischangeln, Messerschmiedewaaren, schmiedeeiserne Röhren, Einfriedigungen aus Guß- und Schmiedeeisen. Die deutsche Abtheilung dieser Gruppe zählte über 500 Nummern, darunter viele Collectivausstellungen. Unter letztern fielen in die Augen diejenige der Messerschmiede in Tuttlingen, woselbst ein äußerst billiges Fabrikat zum Export in alle Welt in größten Massen erzeugt wird, die der westfälischen Productionscentren in Remscheid, Altena (Feilen, Werkzeuge), der bairischen

Digitized by Google

Fabrikanten von Blattmetall und leoninischen Drähten in Fürth und Nürnberg und andere. Oesterreich war durch gute fabrikmäßig hergestellte Sortimente von Werkzeugen, durch die steirischen und oberösterreichischen Sensen, durch Eisenmöbel und feuerfeste Kassenschränke am augenfälligsten repräsentirt. Eine nennenswerthe Leistung Frankreichs waren die kleinen Stahlarbeiten für Zwecke des Schmuckes, der Kleidung, des Tapezierers u. s. w. z. B. aus Sens von Mouleur u. Lélièvre; auch sei hier nachträglich gedacht der großartigen Ausstellung in Kupfer und Messing von Laveissière u. fils in Paris, welche einen jedermann in den Blick fallenden Aufbau in der Rotunde bildete. Nordamerika hatte viel Interessantes auf diesem Gebiete zu zeigen, so seine unübertrefflichen Aexte, Sägen und andere Schneidewerkzeuge; neuconstruirte Schlittschuhe; Schlössercombinationen, Bügeleisen mit Gasheizung, elektrische Lampenanzünder, verschließbare Regenschirmständer (!), vorzügliche Fabrikate in Bohrern und Nägeln. — Noch ist der nicht für den Kriegsgebrauch bestimmten Waffen zu gedenken, welche gleichfalls in diese Gruppe rangiren. Die berühmtesten Fabrikanten hatten ihre Erzeugnisse gestellt: Lefaucheux in Paris, Lancaster in London, Lebeda in Prag, Peterlongo in Innsbruck, Colt, Remington, Peabody in Nordamerika; ihre Namen deuten genugsam ihre Leistungen an. Neues von Bedeutung war nicht vorhanden, es sei denn gewesen die von Höper u. Comp. in Iserlohn eingeführte Verwendung der Phosphorbronze zur Herstellung von Gewehrbestandtheilen. Als Merkwürdigkeiten der verschiedenen Waffensammlungen mögen bezeichnet werden: die kostbaren Rüstungen aus dem Zeughause zu Madrid, darunter der Helm des letzten Maurenkönigs Boabdil von Granada; die Toledoklingen von Mariano Alvarez; der einundzwanzigläufige Revolver von Bonteiner in Wien; endlich die unvergleichliche Collection des tunesischen Generals Hussein-Pascha.

Die Holzindustrie der achten Gruppe umfaßte Bau-, Möbeltischlerarbeiten, Fourniere, gefraiste, gedrechselte, gestochene, geschnitzte Waaren, Erzeugnisse aus gespaltenem Holz, Holzdraht, Korkwaaren, Korbflechtereien, Farbanstriche und vergoldete Holzwaaren. Bei der Prüfung der dahin einschlagenden Artikel macht sich geltend, daß auch hier, zumal in der Bautischlerei, die fabrikmäßig betriebene Großindustrie durch Massenerzeugung dem Kleingewerbe den Rang abläuft. Neues war hier übrigens wenig zu sehen; als solches wären etwa anzuführen: die neue Fensterconstruction von Kuhn in Freiburg, welche das Schwitzen der Scheiben und das Eindringen von Wasser verhindert; ein zerlegbares Haus von Kien in Wien; nordamerikanische Wagenräder ohne Nabe, deren Speichen in einem eisernen Ringe zusammenlaufen u. s. w. In der Holzarbeit für Bauzwecke erwiesen sich die Schweden und Norweger als die Meister aller Nationen, die sonst in dieser Hinsicht renommirten Schweizer standen weit zurück. Aber auch Japan zeigte außerordentliche Geschicklichkeit in dieser Branche. Sehr instructiv und gut geordnet war die Collectivausstellung der französischen Bautischlerei. Auch die Möbel Frankreichs nahmen einen ersten Rang ein, ohne gegen 1867 einen Fortschritt zu zeigen; man fand unter ihnen sogar viele alte Bekannte aus der pariser Ausstellung her, so von Penon, Gökler und Fourdinois. Als beachtenswerthe Specialität dürften gelten die verwandelbaren, sogenannten mechanischen Fauteuils von Vanloo in Paris. In der Technik, namentlich in der Solidität überragen gegenwärtig die britischen Möbel, die noch 1851 ziemlich unscheinbar aufgetreten waren, großentheils die französischen, die nur den Geschmack voraushaben. Die erstern haben sich nunmehr gleichfalls der Renaissance zugewendet; neben ihr ist aber auch die englische Gothik noch immer gepflegt, und weiß durch Anwendung von Intarsien, gemalten Medaillons, Majoliken und farbigen Hölzern schöne Effecte zu erzielen. Ein Bücherschrank aus Ebenholz mit Elfenbeineinlagen (schon in dem illustrirten Katalog von 1867, F. A. Brockhaus, abgebildet) von Jackson u. Graham, ein Holzmarqueterie-

Digitized by Google

tisch von Holland u. Sons in London, beide Habitués der Ausstellungen, waren auch hier die sehenswertheften Stücke. Italien zeichnete sich aus durch reiche Kunstarbeiten mit Holzschnitzereien, Intarsien, aus den verschiedensten Materialien und stilvolle Nachahmungen von Antiquitäten; dagegen ließ es die ausgebildete Technik vermissen. Auch Deutschland stand auf diesem Gebiete etwas zurück, trotz der trefflichen Einzelleistungen von Friedrich und von Türpe in Dresden; seine bessern Kunstmöbel waren meistens Nachahmungen französischer Muster. Oesterreich dagegen war ungemein glänzend repräsentirt; die Zusammenstellungen des Schlafgemachs von Hassa, das ägyptische Boudoir von Fix, das Kamin mit Wanddecoration von F. O. Schmidt in Wien gehörten zu den Chefs d'oeuvre der Ausstellung. Beifällige Erwähnung beanspruchen die zerlegbaren Hausgeräthe von Kien; in ihren „gebogenen Möbeln" haben die Thonet bekanntlich eine ganz neue, sich immer mehr ausbreitende Industrie geschaffen. Bei den Ausländern fand das ungarische Eschenholz mit seinen reizenden Masern und wohlthuenden Farbennuancen höchste Anerkennuug. Sehr bedeutend hat sich die Fabrikation der Holzdrähte für Zündwaaren, Jalousien, Gitter, Flechtwerke in der Neuzeit gestaltet; auch in dieser behaupteten die österreichischen Lande das Uebergewicht; welches Material ihnen zu Gebote steht, das zeigten die mit der Maschine gehobelten böhmischen Holzdrähte von 12 Meter Länge. In Korkwaaren hatten Spanien, Portugal und Algerien schöne Sortimente geliefert; die beste Collection fertiger Korke stammte aber aus Riga in Livland. Italien, neuerdings auch Dalmatien, macht große Anstrengungen, die einst beträchtliche Korkzucht wieder zu heben. Die schönsten Korbflechterwaaren hatte Deutschland, die billigsten das südliche Oesterreich aufgeführt, letzteres liefert das halbe Dutzend weißer Henkelkörbe für 1 Thlr. preußisch! Immer aber ist in diesem Erwerbszweig Frankreich noch unerreicht, namentlich was die Verpackungsflechtwerke betrifft; bei den Obstausstellungen kamen derlei Packkörbe, insbesondere für Weintrauben, zur Ansicht, welche dringend aufforderten, diesen anderwärts sehr vernachlässigten Theil der Korbflechtekunst znr gleichen Geltung zu bringen. Die russischen Geflechte aus Lindenbast, die japanischen aus Bambusstreifen, die persischen aus Binsen, die brasilianischen aus Palmfasern waren in zahlreichen Mustern vorhanden. Auch die außerordentlich gesteigerte Verwendung des Espartograses aus Spanien und Nordafrika war reichlich illustrirt; neben seiner Benutzung zu Flechtenwerk aller Art bildet es neuerdings einen geschätzten Stoff für die Papierfabrikation, vorzugsweise die britische.

Vielleicht die am vollständigsten beschickte Gruppe von allen war die neunte, welche Stein-, Cement-, Thon- und Glaswaaren umfaßte. Die ausgedehnte Anwendung künstlicher Steine, namentlich der hydraulischen Kalke oder Cemente zu Bauzwecken charakterisirt die Epoche, die es bekanntlich vorzieht, ihre Hafendämme und Molen mit nachgemachten, statt wirklichen Felsen zu beschirmen. Der Betonbau war in zahlreichen Einzelaufführungen gezeigt, am drastischsten in dem Monolith-Pharus vor dem Westportal inmitten des Praters, von dessen Laterne aus Hr. Paul allabendlich das elektrische Licht bis in die dichtesten Gruppen des Gehölzes spielen ließ. An großartigen Werken der Steinmetzkunst in Säulen, Brunnentrögen, Bassins u. s. w. fehlte es nicht; es war vielleicht des Guten zu viel darin gethan; manchmal frug man sich, ob der gigantische Block wol der Mühe und Kosten des Transports verlohnte. Noch bedeutender entfaltete sich die Industrie der Thonwaaren von der monumentalen Terracotta an bis herab zu dem seltsamen Töpfergeschirr, das die Kinder der Wüste kneten und am Kameldungfeuer nothdürftig brennen. Welche Kräfte in dieser Branche thätig sind, zeigte unter andern die Wienerberg-Ziegelfabrik, die 9000 Arbeiter beschäftigt, und jährlich über 2 Mill. Ziegeln liefert. Außerdem aber noch Terracotten und andere Producte, deren verschiedentliche Gebrauchsfähigkeit am harmonischsten der schon erwähnte, von derselben am östlichen Ausgange des Kunsthofes

Digitized by Google

aufgestellte Porticus in Rohziegelbau gelungen illustrirte. Ein großer, reich ornamentirtirter Brunnen aus Terracotta von Brausewetter in Wagram gehörte in seinem Material zu dem besten. Daneben stellten sich die altberühmten Leistungen von March in Charlottenburg, der in einer prächtigen Exedra für einen Park durch Verwendung von glasirten und plattirten Intarsien zugleich ein Neues von hohem Effect geliefert hatte. Unter den ausgestellten Thonwaaren gewannen diejenigen von Seibel in Dresden den höchsten Beifall durch Qualität und künstlerische Ausstellung. Die Gefäße waren in Legionen vorgeführt; in ihrem Bereich hat diesmal England den Sieg davongetragen, namentlich durch die reiche, farbenstrahlende Exhibition von Minton in Stoke upon Trent. Seit 1867 hat dieses großartige Etabissement gewaltige Fortschritte gemacht, so insbesondere in der glänzenden Durchführung früher nie versuchter Sgrafitto's, in den gelungenen Nachahmungen der mit Gold aufgewogenen Henri-deux-Geschirre, und in der Erfindung ganz neuer Farben, wie das Maulbeerroth, das Pflaumenblau, das Chinagelb, das Persischblau u. s. w. Aus der französischen Fayence ragte insbesondere eine große Jardinière von Deck in Paris hervor; andere Gegenstände imponirten durch auffallende Billigkeit, so z. B. liefert Boulanger in Choisy-le-Roi das Dutzend hübsch durch Umdruck decorirter Fayenceteller für nicht ganz einen Thaler! Die italienischen Majoliken des Marquis Ginori in Doccia bei Florenz sind allen Kunstkennern und Weltausstellungsbesuchern wohlbekannt; diesmal wollte man die Malerei wie die Glasur nicht sehr loben. Aufsehen erregte ein Tisch von Terniani mit Majolicamedaillons seines Preises halber, der nicht weniger als 8000 Thlr. betrug. In Siderolithgeschirren war die schwedische Fabrik Gustavsberg erste Preisträgerin. Die spanischen Azulejas aus Sevilla, die charmanten, getreu der Natur nachmodellirten Thonfiguren, welche die Trachten aller portugiesischen Stände und Landschaften in sehr guter Bemalung wiedergaben, von Antonio Basta in Oporto, die glasirten Töpferwaaren von den Dardanellen, die sonderbar emaillirten Gefäße Marokkos — darunter auch jene aus feinstem Thone gedrehten, schwach gebrannten Trinkschalen, deren sich, bis vor wenigen Jahren, bei Todesstrafe niemand bedienen durfte, als der Kaiser allein — die ägyptischen Alcarrazas, die japanesische Satsuma-Fayence, endlich die sonderbar ornamentirten chinesischen Vasen in oft übergroßen Dimensionen bildeten die bemerkenswertheften Objecte dieser Branche. An sie schlossen sich die Steingutwaaren der berühmten Wedgewoodwerke in Staffordshire, die zarten Parianfiguren (aus eigenartiger Biscuitmasse) von Copeland, die schönen geprägten Fußbodenfliesen und die neue Gefäßmasse von Villeroy u. Bloch in Mettlach an der Saar, die ungeheuern, salzglasirten Röhren für Industriezwecke von Fikentscher in Zwickau, die trefflich construirten Ventile zum Petersen'schen Wiesenbau und zur Drainage aus von Raumer's Klarahütte in Schlesien, und die riesigen Säurebottiche der Brüder Nordmann in Treben (Altenburg). In der Porzellanindustrie war der Fortschritt seit 1867 nicht zu verkennen; er kennzeichnete sich durch eine vollkommenere Technik und durch das Streben nach edeln Formen, nicht minder in der bessern Vergoldung und in einer besonders bei den Franzosen vortretenden reizend degagirten Malerei nach Naturvorlagen. Schon auf der letzten pariser Weltausstellung hatten die zarten, mit Lackfarben bemalten Blumen und Bouquets aus Biscuit Aufsehen erregt; sie waren diesmal in noch größerer Vollendung zu sehen, und ließen die Nachbildungen aus Meißen und Berlin weit hinter sich; am virtuosesten waren diese Nippes behandelt von Detemermann und von Woodcock in Paris. Die alte, aus der Asche des Krieges rüstig wieder auferstandene Manufactur von Sèvres stand mit ihren großen Vasen und Candelabern in vorderstem Range; neben ihr glänzte die noch ältere in Meißen, welche vielleicht etwas zu fest an ihren Modellen des vorigen Jahrhunderts festhält, aber in deren feiner Ausführung nichts zu wünschen übrigläßt; als dritte im Bunde darf sich die berliner Manufactur des besten Materials und einer durchgebildeten

Digitized by Google

Technik rühmen. Es wurden spöttische Stimmen darüber laut, daß diese großen Industrien gewisse Prunkstücke auf allen Weltausstellungen beharrlich reproduciren; man taufte ihre großen Vasen, „ewige Juden" derselben. In Oesterreich ruht die Porzellanindustrie nur in Privathänden, aber in sehr strebsamen; die böhmischen Fabriken in Pirkenhammer und Schlaggenwald leisten Bedeutendes in Stil, Ornamentik und Mache; Fischer in Herend (Ungarn) ist der geschickteste Nachbilder der ostasiatischen Porzellane im ganzen Abendlande. Aus England ist vor allem die Worcestermanufactur zu nennen, deren beide von Bott ausgeführten Limogevasen vielleicht das Vorzüglichste ihrer Art gewesen sind. Minton zeichnete sich durch glückliche Verwendung eines neuen Vergoldungsprocesses aus, ebenso durch seine stilvollen Pâte-sur-Pâtegefäße und den Reichthum seiner Farben, unter welchen das neue zarte Türkisblau den größten Eindruck machte. China und Japan brachten nichts Neues, es sei denn das Bestreben von den alten gesuchten Mustern abzugehen, um Abenteuerlichkeiten zu schaffen, wie sie leider der bizarre Geschmack der Abnehmer fordert. In einer ziemlich vollständigen Collection war das berühmte japanesische Hizenporzellan aus Arita vorhanden; ihm wurde die höchste Auszeichnung zutheil.

Die Industrie der Glaswaaren steht gegenwärtig auf einem Höhepunkt, welchen man noch vor wenigen Lustren für unerreichbar gehalten hatte. Zu ihrer Entwickelung haben Chemie, Physik, Technik und Kunst gleichmäßig beigetragen. Zu beklagen ist, daß gerade die unerschöpfliche Quelle dieser Hülfsmittel auch vielfach dazu verleitet hat, dem Glase Zumuthungen zu machen, die seine schönste Eigenschaft, die Durchsichtigkeit, beeinträchtigen. Die Nachahmungen von Porzellan, Marmor, Alabaster, Metall durch dasselbe wurden schon bei der pariser Exposition gerügt und in ihre Schranken verwiesen; es scheint, daß ein besseres Urtheil platzgegriffen hat, denn man sah weniger davon in Wien, namentlich hielten sich die gefärbten böhmischen Krystallgläser, sonst die vordrängendsten, in bescheidenem Hintergrund. Unter den ausgezeichneten Leistungen, welche auf diesem Gebiete zu bewundern waren, heben wir nur drei Namen hervor: Lobmeyer in Wien, dessen Collectivausstellung in jeder Beziehung die vortrefflichste genannt werden muß, die nur jemals unternommen wurde; Green in London, der den gediegenen Geschmack und das tadellose Flintglas der Briten am glänzendsten illustrirt hatte, und Salviati in Venedig. Letzterer hat sich in seinem großartigen Etablissement die Aufgabe gestellt, den Ruhm der mittelalterlichen Glasbläser von Murano, deren Geheimnisse man verloren glaubte, wiederherzustellen und zu verdunkeln; es ist ihm trefflich gelungen. Seine Sammlung zeigte einen solchen Reichthum an Formen und Verfahren, daß sie an und für sich ein Cabinet hätte bilden können. Freilich haben sich Kenner der wahren Kunst nicht mit allen den vorgeführten barocken Gestaltungen einverstanden erklärt; als technische Experimente waren aber selbst die unschönen Gebilde von hohem Werth. In der Massenerzeugung gewöhnlicher Glaswaaren, namentlich von Weinflaschen, stehen Deutschland und Frankreich auf der obersten Stufe, ebenso in der Spiegelfabrikation und in der Confection der Lustres. Glasflüsse, Pierres de Straß, vorzugsweise zur Edelsteinimitation, hatten pariser Fabrikanten in seltener Schönheit ausgestellt. Besondere Erwähnung mögen hier auch die wasserklaren Krystallkugeln finden, welche Japan vorgeführt hat, in einer Größe und Reinheit, die den Proceß der Darstellung als einen fast wunderbaren erscheinen lassen.

Die außerordentlich mannichfaltigen Erzeugnisse der Kurzwaarenindustrie waren in der zehnten Gruppe vereinigt. Es finden sich da Arbeiten aus Meerschaum, Schildpatt, Horn, Knochen, Elfenbein, Perlmutter, Fischbein, Wachs, Spielwaaren, Galanteriesachen aus Leder und Bronze, Lackarbeiten, Stöcke, Peitschen, Regen- und Sonnenschirme im buntesten Gemische vor. Einzelne dieser Productionen, z. B. diejenigen aus Meerschaum und Bernstein, haben seit 1867 eine Zunahme des Consums von 30 Proc. aufzuweisen,

Digitized by Google

vieles Neue bietet aber die gesammte Abtheilung nicht. In Elfenbeinschnitzereien erwies sich Berlin als erste Kunstwerkstätte; die kleinen Bronzen liefert Paris in höchster Vollendung; Galanteriebronzen erzeugt Wien billig und geschmackvoll, während in der Massenproduction immer noch Birmingham den Sieg behält. Die Ledergalanteriewaarenerzeugung basirt zum großen Theil auf derjenigen des echten Juchtens, welchen einzig Rußland zu liefern vermag. Neu erschien seit 1867 das Krokodilleder, das natürlich der Nachahmung um so mehr ausgesetzt, als es gegenwärtig echt noch ziemlich selten ist. In diesen Artikeln ist Wien die Führerin der Mode und der Welt; die sogenannten Portefeuillegegenstände, wie sie z. B. A. Klein daselbst liefert, haben in Geschmack, Ausführung und Solidität sogar das pariser Fabrikat längst geschlagen. In Deutschland ist es die Stadt Offenbach a. M., welche durch massenhafte Erzeugung das Unglaubliche in Preisen leistet, so z. B. das Dutzend Portemonnaies für 13 Sgr.! Kenner des Geschäfts haben auf der Ausstellung selber die Bemerkung gemacht, daß wiener Waaren häufig nach Paris wandern, um von dorther als echt französisches Fabrikat wieder die Heimkehr anzutreten. Die Kinderspielwaaren waren in dem Pavillon des kleinen Kindes zusammengedrängt, außerdem aber zerstreut in allen Ländern zu gewahren. Frankreich und Nordamerika zeigten vorzugsweise das Bestreben, bekannte physikalische Gesetze auf ihre Darstellung in vielfach überraschender Weise anzuwenden. Automatische Puppen und Gruppen, erstere oft in fabelhaft reicher Ausstattung, hatte vornehmlich Paris gesendet; die kostbarst gekleidete „Docke" befand sich aber in der belgischen Abtheilung, ihr Ueberwurf aus echten Spitzen kostete allein 1200 Frs.! Wer solches Spielzeug wol einem Kinde in die Hände geben mag? Mehr Lachen und Verwunderung als Ergötzen erregten die japanischen und chinesischen Spielwaaren; bei aller merkwürdigen Durchführung des Einzelnen müssen sie unserm Geschmack immer als Fratzen erscheinen. Die den Ostasiaten entlehnten fliegenden Fledermäuse und Schmetterlinge, vordem ein Geheimniß der Taschenspieler, sind durch die Ausstellung zum Kindergute geworden. Daß die chinesischen und namentlich die japanischen Lackarbeiten ihren alten Ruf bewährten, braucht kaum gesagt zu werden; von diesen in reicher Fülle vorgeführten, mehrentheils unerreichbar vollendeten Sachen ist kaum ein Stück unverkauft geblieben. Allerdings sind auch, hier beiläufig gesagt, die Japaner das geriebenste Handelsvolk der Erde; so wenigstens erwiesen sie sich zu Wien; wenn der Russe rühmt: der Zigeuner macht den Juden, der Grieche den Zigeuner, der Moskowiter den Griechen — so kann er mit Fug hinzusetzen: der Japaner macht sie alle! Es ist unglaublich, welchen kolossalen Schund diese östlichen Malteser mit eingeschleppt und — abgesetzt haben; Hunderttausende von gewöhnlichen Fächern haben sie, Stück für Stück à 8 Sgr. verkauft, und jedermann war glücklich, ein so billiges Ding in die Hand zu bekommen; als die Concurrenz sich dieses Handels bemächtigte, fand sich auf einmal, daß derselbe Fächer auch mit 4 Sgr. noch vortheilhaft zu verkaufen war. Das Interesse der Fachkreise ward insbesondere angezogen durch die verschiedenen Darstellungen des Großbetriebs der Spielwaarenerzeugung mittels einer Hausindustrie, wie sie in Nürnberg, in Thüringen und im Erzgebirge zahlreiche Hände beschäftigt, leider bei sehr kärglichem Verdienst. Es ist wunderbar, den Lauf eines Spielstücks von seinem Anfange bis zur Vollendung zu verfolgen; aus einem vom Dreher gefertigten Reife weichen Holzes, wie sie zahlreich in der böhmischen Collectivausstellung zu sehen waren, entstehen durch einfaches radiales Spalten bis 50 Stück Reiter zu Pferd, Kühe, Ziegen, Hunde, Schafe im rohen Umriß; der Schnitzer gibt ihnen durch wenige Messerschnitte die erforderliche Feile, sein Bube leimt Säbel, Hörner, Schwänze daran, und der Maler, der farbenweise vorgeht, vollendet das lackstrahlende Kunstwerk. Aber, wie fleißig auch der einzelne Arbeiter ist, mehr als 4 bis 6 Sgr. per Tag kann er niemals verdienen. Wird ja das

Digitized by Google

Dutzend fertige Holzschachteln, die nach Amerika, Rußland, England gehen, mit 4 bis 12 Sgr. (letztere die größten!) bezahlt.

Die Papierindustrie, welcher die elfte Ausstellungsgruppe zugetheilt war, ist einer der gültigsten Gradmesser der Cultur; ihre Bedeutung ist eng an die Entwickelung der letztern geknüpft. Und wenngleich die Höhe, welche sie in der Zeit erreicht hat, eine sehr ansehnliche genannt werden muß, so darf doch angenommen werden, daß sie noch lange nicht der Gipfel ist. Wenn man bedenkt, welchen Aufschwung der Verbrauch der Hadernsurrogate, des Holzstoffs, Espartos, Strohs allein seit 1867 genommen hat, mit welcher Ausdauer nach immer neuen geforscht wird, welchen Einfluß die Verwendung von Mineralzusätzen des Papierzeugs beansprucht, und die sinnreichen Mechanismen zur Fabrikation betrachtet, so muß man staunen, daß trotz dem allem immer noch China und Japan mit ihren primitiven Hülfsmitteln Papiere erzeugen, welche alle andern der Welt in Schatten stellen. Den Stoff dazu liefern die Hadern oder auch direct die Fasern von den verschiedenen Arten Urtica, welche in Garnen versponnen unter dem Namen „Chinagras" oder „Ramié" neuerdings immer mehr in den Handel treten. In jenen ostasiatischen Ländern verwendet man das Papier zu Zwecken, welchen sich das Fabrikat des Abendlandes nicht anbequemt: zu Kleiderstofftheilen, Regenschirmen, Taschentüchern, Tischdecken, Fensterscheiben, festestem Bindfaden; kurz die Industrie ist dort so wunderbar ausgebildet wie sonst nirgendwo. Allerdings leisten auch England und Frankreich höchst Preiswürdiges darin, leider waren beide Länder nur ganz schwach vertreten; doch gehörten die edinburgher Briefpapiere von Cowans, die Pergamentpapiere und die Nachahmung nicht mehr gebräuchlicher Papiersorten zur Imitation alter Druckwerke von Saunders in Dartford, die Photographiepapiere von Blanchet u. Kleber in Rives, die Zeichenpapiere der altberühmten Firma Mongolfier und die französischen Cigarettenpapiere unter die besten Leistungen, die man in ihrer Art nur sehen kann. Deutschland war — ein bedeutsames Zeichen — in diesem Fabrikationszweige am reichsten beschickt, von 74 Ausstellern; den größten Ruhm erwarb die Collection der Papierfabriken in Düren, deren feinere Sorten dem Besten des Auslandes gleichstanden. Interesse erregten die Holzstoffproben Völter's aus Heidenheim, des Erfinders dieses Zeugersatzes, der zugleich eine verbesserte Holzschleifmaschine ausgestellt hatte; nicht minder die mannichfaltigen Papierwaaren der vereinigten Fabriken in Kassel. In Oesterreich überragten die Leistungen der großartigen Fabrik Schlöglmühl durch Güte und Masse die meisten Rivalen; etwas nie vorher Gesehenes waren streifig in verschiedenen Farben ausgeführte Handpapiere, sowie eine Papierrolle aus einem einzigen, $2\frac{1}{4}$ geographische Meilen langen Stück im Gewichte von $84\frac{1}{2}$ Zollcentnern. Außerdem waren Preßspäne, Cigarrenpapiere, Blumenpapiere und Löschpapiere von österreichischen Anstalten in vorzüglichster Qualität vorhanden. Als eines gelungenen Versuchs ist des Papiers aus Maulbeerrinde von Ritter in Görz zu gedenken. Zum ersten male auf einer Weltausstellung war die Cellulose aufgetreten, ein chemisch rein hergestellter Holzstoff zur Papierfabrikation, der, nach verschiedenen Verfahren von Lee, Deininger, Sinclair, Lespermont und Röder, schon in zahlreichen Fabriken Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs und Schwedens zur Verwendung kommt, ohne übrigens bis heute über das Stadium der ersten Versuche hinausgetreten zu sein. Andere Länder hatten nur Unbedeutendes in Papieren eingesendet. In Buntpapier und Tapeten concurrirten die deutschen und österreichischen Manufacturen erfolgreich mit den französischen. Die besten Requisiten für das Schreib- und Zeichenfach hatte England ausgestellt. Auch in den Leistungen der soliden, geschmackvollen Buchbinderkunst stand es offenbar an der Spitze, wenngleich in den Arbeiten von Delagarde und Lortié in Paris, Gundlach in Bielefeld, König u. Ebhardt in Hannover, Rollinger in Wien, Rost in

Digitized by Google

Prag u. s. w. Leistungen vorhanden waren, die sich mit denjenigen von Zähnsdorf in London messen durften, der übrigens im eigentlichen Büchereinband der einzige Vertreter Großbritanniens war.

Die zwölfte Gruppe führte die graphischen Künste und das gewerbliche Zeichnen vor. Ihre Gegenstände waren weit auseinander versprengt, sodaß sie öfters nur mit Mühe aufgefunden werden konnten. Zu ihnen gehörten die Leistungen der Buchdruckerkunst, des Kupfer- und Stahlstichdrucks, des Notendrucks, der Lithographie, Chromographie, Xylographie, Photographie, der Graveur- und Guillochirarbeiten, der Musterzeichnung und der Decorationsmalerei. Ohne in einzelnes einzugehen, möge hier nur erwähnt werden, daß in der Typographie noch immer Frankreich einen ersten Rang behauptet, unbeschadet der Leistungen anderer Staaten, unter welchen vornehmlich Sachsen hervortritt. Die Druckwerke der Didot, Lacroix, Plon, Roret, Rothschild in Paris, Mame in Tours, zeigten in jeder Weise eine Vollendung der Confection, einen Geschmack der Ausstattung, eine künstlerische Beherrschung des Materials, welche anderweitig in diesem Grade nur selten gefunden werden. In dem Druck von Stichen in Kupfer und Stahl, wie im Notendruck zeigte sich dagegen Deutschland als Meister; namentlich der letztere, wie er von leipziger Etablissements producirt wurde, wies einen großen Fortschritt auf, den größten aber der Farbendruck, dessen Entwickelung eine staunenswerth rasche genannt werden kann; er hat in allen hervortretenden Culturländern Fuß gefaßt und jetzt schon eine Durchbildung erlangt, welche eine noch größere Zukunft vorhersagt. In der Holzschneidekunst stehen England, Frankreich und Deutschland so ziemlich auf der gleichen Stufe; im xylographischen Druck sind die erstgenannten Länder im allgemeinen voran, sobald es packenden Effect und anschauliche Deutlichkeit gilt; doch haben auch einzelne deutsche Officinen Bewundernswürdiges hierin geleistet. Die Photographie war vieltausendfach vertreten, ist sie doch heutzutage das verbreitetste Kunstgewerbe unter allen. Sie trat nicht blos in ihrem gewöhnlichen Verfahren, sondern auch in allen ihren Abzweigungen auf als Albertypie, Emailphotographie, Photolithographie, Kohlendruck, Photozinkographie, Woodburydruck, Galvanographie, und es war niemals vorher Gelegenheit gegeben, die merkwürdige Ausbreitung dieser jungen Kunst in solcher Ausdehnung zu übersehen. Die Reproduction von Kunstwerken durch dieselbe wird in Deutschland am meisterhaftesten geübt, namentlich in München, wo die Namen Albert, Hanfstängl und Bruckmann zu den besten Vertretern des Fachs überhaupt zählen; im Porträtfach steht Wien an der Spitze; Thiere photographirt am vorzüglichsten in der Welt Schnäbeli in Berlin; die Franzosen zeichnen sich aus durch Uebertragung der Photographie auf den Stich (Heliogravure), die Briten durch fein empfundene Stimmungsbilder, die Amerikaner durch treffliche Landschaftsaufnahmen. Ueberraschend waren die prächtigen Effecte der russischen Photographien, höchst instructiv die zahlreichen Objecte für die Anwendung der Heliographie und Galvanoplastik auf die Anfertigung von Staatspapieren in der Sammlung der petersburger Kronanstalt. Beifälliger Erwähnung werth sind die Leistungen der wiener Photographenassociation zur Reproduction der Gebäude und Objecte der Weltausstellung, welche in 2000 Blättern niedergelegt das schönste Gedenkbuch der letztern bilden. Die Kunst der Medaillongravirung hat nur eine Neuerung zu verzeichnen, die Einführung der Maschine statt der Handarbeit zur Uebertragung einer hart in Metall gegossenen Modellirung auf die Stahlstanze. In der Gravirung von Intarsien bei Möbelarbeit hatten England und Italien das Beste geleistet, und zwar in Nadelarbeit, während Frankreich und Deutschland noch bei dem veralteten Grabstichel stehen. Die Steinschneidekunst war durch Cameen italienischer und französischer Künstler vertreten; in minder kostbaren Sachen hatten Offen-

Digitized by Google

bach und Hanau Schönes geleistet. Glasgravuren werden gegenwärtig in Oesterreich und in England am geschmackvollsten geliefert. Vorzügliche Flachgravirungen, Porträts auf Silberplatten, hatte Rußland ausgestellt. Als die bedeutendsten Vertreter der Gravirkunst für Buchbinderei und Ledergalanterie traten Gerhold in Leipzig und Laschky in Berlin auf.

Wie auf allen Ausstellungen nahm auch auf der wiener die dreizehnte Gruppe, Maschinenwesen und Transportmittel, neben der Urproduction den größten Raum und die dauernde Beachtung des Publikums in Anspruch. Ihre Objecte waren zum überwiegenden Theile in der großen Maschinenhalle placirt, fanden sich aber auch außerdem vielfach da und dort zerstreut, namentlich in den Annexen, zuweilen in voller Thätigkeit auf dem Ausstellungsplatze selbst. Hierher zählten Motoren, Kraftübertragungsmaschinen, Maschinenbestandtheile, gewerbliche Arbeitsmaschinen, Transportmittel und Betriebsmaterial für Eisenbahnen, endlich Straßenfuhrwerke und andere Vehikel. Es sei vergönnt, aus dem sinnverwirrenden Conflux dieser Gegenstände nur solche herauszugreifen, welche völlig neu erschienen, deren Einführung auf die Entwickelung der Industrie der letzten Zeit von besonderm Einfluß gewesen ist oder welche bei der wiener Weltausstellung gewissermaßen als Marksteine des Fortschritts aufgetreten sind. Unter den Motoren sind zunächst die Dampfmaschinen zu nennen, die der Zahl nach wol am stärksten vertreten, theilweise auch in fortdauernder Arbeit begriffen waren. Die amerikanische Corlißmaschine scheint den meisten Anklang gefunden zu haben; Neues war in diesem Artikel wenig zu gewahren, selbst die neuen Feuerungen waren nur Aenderungen altbekannter Constructionen, namentlich des Etagenrostes. Belgische und deutsche Arbeiten (Decker u. Comp. in Canstatt) sprachen die Kenner am meisten an. Die Straßenlocomotiven oder Automobilen trieben sich zum Theil im Park umher als Chausseewalzen für den Schotterboden, zum Theil auch mit angehängter Last; am sichersten bewegten sich die englischen von Aveling u. Porter, wohingegen das Fowler'sche Ungethüm viel zu große Eigenschwere zu überwinden hatte. Französische und englische Dampfkrahnen liefen auf den Schienensträngen, welche die ganze Maschinenhalle durchzogen, hin und her zur Bewältigung von Hebelasten, bis der große Laufkrahn oberhalb des Transmissionsgerüstes in Thätigkeit war. An Schiffsmaschinen, festen und oscillirenden, Förderungsmaschinen aller Art, Locomobilen, Wasserrädern, Turbinen, hydraulischen Motoren, Göpeln, Windmühlen u. s. w. war kein Mangel. Es waren zwar mehrere ganz neue Motoren angekündigt gewesen, aber nur ein einziger ausgestellt von Siemens, dessen Princip auf der Expansionskraft erhitzter Luft beruhte; er war daher eine Art von Heißluftmaschine, deren überdies einige vorhanden waren; ebenso Gaskraftmaschinen, die manche Verbesserungen zeigten, immer aber auf beschränkte Kraftäußerung angewiesen sind. Am meisten ausgebildet unter den Motoren scheinen die Turbinen zu sein, wovon namentlich die Leistungen von Staub in Geißlingen (Würtemberg), Zeugniß gaben. Unter den zahlreichen Maschinenbestandtheilen, von den riesigen geschmiedeten Wellen, den in vorher nicht ermöglichten Dimensionen gewalzten Kesselblechen, den gewaltigen Schiffsschrauben und unbegreiflich massiven Ankern an bis herab zu der kleinen, mit der Maschine erzeugten Stahlschraube — welche außerordentliche Reihe der Bestandtheile zum Rüstzeuge der mechanischen Technik unserer Zeit! Und dann die Arbeitsmaschinen selbst, die den Einzeltheilen die rechte Form geben: die Drehbänke für Holz, Stein und Metall; die Bohr-, Frais-, Shaping-, Nuthstoß-, Schraubenschneidemaschinen; die Kreis-, Band- und Fourniersägen; die Dampfhämmer u. s. w., ihre Zahl und Constructionsverschiedenheit läßt sich kaum mehr überblicken. Besonders machten sich diesmal geltend die verschiedenartigen Holzbearbeitungsmaschinen, deren Brauchbarkeit seit 1867 außerordentlich zugenommen hat. In Gebläsen und Ventilatoren war

Digitized by Google

Deutschland entschieden an der Spitze; von letztern hatten Schiele u. Comp. in Frankfurt a. M. die vorzüglichsten ausgestellt. Völlig neu war der „Sand-Blasproceß" des Amerikaners Tilghman, bei dem mittels feinkörnigen Kieselsandes, welcher gegen widerständige Körper geblasen wird, diese angegriffen, gezeichnet, ausgehöhlt, durchbohrt werden, sodaß auf diese Art die Arbeit des Stichels oder Meißels vielfach ersetzt wird. In England haben sich die Sandgebläse schon eingebürgert. In Spinnereimaschinen machten sich nur kleinere Verbesserungen bemerkbar. Für die Verarbeitung des Hanfs zu Seilwerk erschien die neue amerikanische Streckmaschine von Good vortheilhaft, welche das Schneiden des Materials vor der Verspinnung spart. Unter den Wollspinnmaschinen zeigten sich mehrere Novitäten: die Streckwerke von Martin, mit überraschend sicherer Regulirung von Avrey in Nordamerika mit ganz neuer Anordnung der Streckcylinder und Tubes; die Selfactors von Bède und Platt, der Reißwolf mit Muldenzufuhr von O. Schimmel in Chemnitz u. s. w. Als hervorragende deutsche Werkstätte für Spinnereimaschinen, sagt der Jurybericht, bewährte sich auch auf der wiener Weltausstellung die Sächsische Maschinenfabrik (Richard Hartmann) in Chemnitz. — Das größte Contingent hatte die heute am meisten verbreitete Industrie der Nähmaschinenfabrikation ins Feld gestellt; unter den Tausenden ihrer Erzeugnisse laufen aber alle auf zwei Grundsysteme zurück, das des Schiffchens und das des Greifers (rotirende Haken), das erstere von Elias Howe, das zweite von Wheeler u. Wilson, beide aus Neuyork, erfunden. Bis zur Stunde steht in der Production der Nähmaschinen Amerika im ersten Range; es gibt kein zweites Etablissement wie das der zuletzt genannten Firma in der Welt, das schon eine Million seiner Producte in den Verkehr gebracht, aber auch 200000 Dollars für Versuche ausgegeben hat zur Herstellung einer Nähmaschine, welche die stärksten Lederriemen ebenso gut näht, wie die feinsten Spitzen; sie war in Wien zu sehen und empfing die höchsten Ehren. — Flach- und Rundstühle oder Strickmaschinen zur Erzeugung von Wirkwaaren, deren wir schon oben gedachten, hatten nur Deutschland und Frankreich ausgestellt, ohne wesentliche Neuerungen zu zeigen. Einen großen Anziehungspunkt in der Maschinenhalle bildeten, wie gleichfalls schon erwähnt, die daselbst in Thätigkeit befindlichen Stickmaschinen aus Chemnitz und Sanct-Gallen. Der schweizerischen Leistung gebührte der Vorrang. Es kann nichts Interessanteres geben, als die präcise Arbeit eines solchen Mechanismus, der mit seinen 208 Nadeln das vorgezeichnete Muster in der Breite von 3 Meter auf den Stoff trägt.

Eine besondere Klasse von Maschinen, diejenigen zur Verarbeitung des Thones und die Eismaschinen, befanden sich in einem eigenen Pavillon nördlich hinter der Maschinenhalle, dem Verkehr etwas entlegen. Auch in dieser Branche war Deutschland am besten vertreten, namentlich durch Sachsenberg in Roßlau, Schlickeisen in Berlin, die Nienburger Fabrik und andere, wie es denn auch die Heimat der besten Apparate zum Trocknen und Brennen der Thonwaaren ist; unter den letztern nimmt der Ringofen von F. Hoffmann in Berlin, welcher eine ganz neue Richtung der Thon- und Ziegelindustrie begründete, unzweifelhaft die erste Stelle ein. Die Eismaschinen von Vaaß u. Littmann in Halle a. d. S. und der Actiengesellschaft O. Kropf in Nordhausen, die einzigen der Ausstellung, waren während der heißen Zeit in ununterbrochener Thätigkeit und lieferten erwünschtes Material für Kühlgetränke; Neues boten sie nicht.

Betriebsmaterial und Transportmittel für Eisenbahnen waren in Fülle und theilweise in hoher Vollendung zu sehen, obgleich nur Deutschland, Oesterreich und Belgien in diesem Zweige genügend vertreten waren. Letzteres Land bot die meisten Neuconstructionen, welche jedoch sämmtlich nur auf Details gerichtet waren; die größern Erfindungen der letzten Jahre, z. B. der Grund'sche Apparat zur Begrenzung der Maximalgeschwindigkeit der Locomotiven, waren leider nicht vorgeführt. Besonders ins Auge fielen die

Digitized by Google

prächtig ausgestatteten Personenwagen mit Schlafcoupés, Heizung und Ventilation; ferner die doppelten, ganz neu construirten Postwaggons; endlich die ingeniös erfundenen, sorgfältigst eingerichteten Lazarethwagen. Unter den Locomotiven nahmen die belgischen Eilmaschinen von Carels in Gent, von Tubize und von Marcinelle u. Couillet den ersten Platz ein. Auch eine riesige, zwölfräderige Güterzugslomotive „Type Meyer", die beste und eigenthümlichste ihrer Art, stammte aus Belgien. Von Deutschland waren Locomotiven gekommen aus Eßlingen — die schönste und bestgearbeitete —, von Borsig in Berlin (deren Nummer 3031!), von Egestorff in Hannover („Bismarck", höchst prunkvoll), von der Hütte Vulcan in Stettin, von der chemnitzer Maschinenbaugesellschaft, der karlsruher Maschinenfabrik, aus den harzer Werken zu Sorge und aus Darmstadt. Außerdem hatte die berühmte Fabrik Köchlin zu Mülhausen im Elsaß eine von ihr gebaute Locomotive für die Bahn des Mont-Cenistunnels in den stärksten Dimensionen geliefert; dieselbe stand in der sehr gelungen ausgeführten Nachbildung des berühmten Hochalpendurchstichs (in originalen Maßverhältnissen) im Hofe der italienischen Abtheilung. Oesterreich war im Locomotivenbau vertreten durch Sigl in Wien, die Staatseisenbahngesellschaft und das Eisenwerk Reschitza im Banat. Auch das gewaltige französische Etablissement zu Creuzot von Schneider u. Comp., eins der größten, wenn nicht das größte der Erde, dessen umfassende Ausstellung einen hervorragenden Glanzpunkt in der Maschinenhalle bildete, hatte eine schwere achtkuppelige Lastzugmaschine, die schwerste unter ihresgleichen, beigestellt; das ehrwürdige Seraing in Belgien aber, von wo durch John Cockerill die Reform des Maschinenbauwesens auf dem Continent ausging (seine Büste prangte in der Ausstellung seiner Nachfolger) hatte eine kleinere Locomotive für Berg- und Hüttenwerkszwecke in trefflicher Ausführung gebracht. Viele Besucher der Weltausstellung werden sich insbesondere des prachtvoll und künstlerisch ausgestatteten Jagdwagens erinnern, welchen die Südbahn für den Kaiser von Oesterreich hergestellt hat — notabene wenn sie Zutritt in denselben erlangt haben; denn es wurde mit Recht gerügt, daß viele der exponirten Gegenstände vollständig „Tabu" erklärt waren, sodaß man häufig statt des Dinges selbst nur die Schale, den Ueberzug erblickte.

Noch bleibt einiges zu sagen über die nicht durch Dampf getriebenen Vehikel. Die Ausstellung der Luxuswagen für Gespann war eine sehr respectable; erreichte jedoch diejenige von Paris im Jahre 1867 bei weitem nicht. Letztere Stadt war durch einige ihrer besten Fabrikanten, namentlich Binder, Ehrler, Geibel, Herrmann (lauter Deutsche) vertreten, aber wenig zahlreich. Wien, welches bekanntlich der Sitz einer sehr bedeutenden Wagenindustrie ist, schlug alle übrigen Concurrenten, namentlich Marius mit seinen Prachtkaleschen. Italien hatte durch einen „automatischen Wagen", der die Oeffnung der Schläge vom Bock aus ermöglichte, einen wichtigen Beitrag zu leisten geglaubt; Rußland glänzte durch magnifike Schlitten, und Amerika durch jene federleichten Gigs, welche die Last des Vehikels durch ausgezeichnetes Material und dessen solide Verbindung auf ein Minimum reduciren. Es hatte zugleich in der Räderconstruction das Vorzüglichste geleistet, namentlich in Radkränzen, die aus Einem Stück gebogen sind, und neuen Felgenbefestigungen, deren schon früher gedacht wurde. Eine offenbacher Fabrik hatte die vorzüglichsten Wagenbestandtheile ausgestellt. Englands Fabrikation that sich hervor in der Construction jener merkwürdig combinirten, soliden Reisekaleschen, die im Zeitalter der Eisenbahnen fast wie ein Anachronismus erscheinen. Auffallenderweise waren die Lastwagen, welche entschieden am meisten der Verbesserung bedürfen, bei der Ausstellung gar nicht berücksichtigt. Die Velocipèdes, eine schon halb vergessene Modethorheit, waren in einzelnen, übrigens an und für sich merkwürdigen, Exemplaren zu sehen. Einige Sammlungen von Handtransportgeräthen, Schiebkarren, zeigten, wie schwer es ist, die Menschheit von Altgewohntem abzubringen. Das Pferdebahnwesen endlich war repräsentirt durch

Digitized by Google

einen eleganten nordamerikanischen Straßenwaggon und durch die in Betrieb innerhalb des Ausstellungsplatzes befindlichen Wagen der wiener Tramway-Gesellschaft.

In die vierzehnte Gruppe rangirten die wissenschaftlichen Instrumente für Mathematik, Physik, Astronomie, die chemischen Apparate, die Uhren und die chirurgischen Werkzeuge. Es war hier viel Schönes zusammengehäuft, wenig Neues. Der Erwähnung werth sind die Rechenmaschinen Mensurator und Coelometer von Adams in London, die telegraphischen Behelfe der Gebrüder Siemens, die Submarin- und Torpedokabel der India Rubberworks in Silbertown, die Chronometer von Weichert in Cardiff, aus der gering beschickten britischen Abtheilung. Ueberaus glänzend waren hier die Franzosen vertreten; die physikalischen Apparate von Breguet, die optischen von Laurent, die meteorologischen von Redier, das Arithmometer des Duc de Bejano, die telegraphischen Apparate und elektrischen Motoren von Boulay, Hardy, Dumonlin Froment, die Collection der Telegraphendirection im Ministerium des Innern zu Paris, die Uhren von Bréguet, Desfontaines, Sandoz in Paris, der National-Uhrmacherschule zu Cluses in Haut-Savoie, der Gewerkschaften in Besançon thaten dar, auf welcher hohen Stufe die Instrumentalistik in Frankreich steht. Die Schweiz führte die Production ihrer großartigen Uhrenindustrie zu Genf, La-Chaux-de-Fonds, Locle, Saint-Imier, Neufchâtel u. s. w. in ziemlich vollständiger Weise vor das Auge; sie zeigte dabei namentlich sehr instructiv die unendliche Theilung der Arbeit, welche in diesem Industriezweige ermöglicht worden ist, ohne die Gesammtleistung zu beeinträchtigen. Deutschland hatte in dieser Gruppe die meisten Aussteller, viele darunter mit den gediegensten Leistungen. Die Mikroskope von Hartnack in Potsdam, die physikalischen Apparate von Stöhrer in Dresden, die chemischen von Hugershoff in Leipzig, die optischen von Merz in München (darunter das berühmte Objectivglas für astronomische Zwecke im Preise von 14000 Thlrn.), die mathematischen Instrumente von Breithaupt in Kassel, die Apparate von Siemens u. Halske und der deutschen Telegraphenverwaltung in Berlin u. s. w. brauchen nur erwähnt zu werden, um die besten Gegenstände der Abtheilung ins Gedächtniß zu rufen. Oesterreich stand auf diesem Felde etwas zurück, doch war die bedeutende Sammlung der Telegraphenapparate durch das Handelsministerium ein Unicum ihrer Art. Auch die Instrumente von Kraft u. Sohn, die optischen Gläser von Plößl, die Collectivausstellung der Uhrmacher in Wien verdienen lobende Erwähnung. Die größten Fortschritte hatte das Gebiet der chirurgischen Instrumentalistik aufzuweisen, das in den letztvergangenen fünf Jahren, zum Theil infolge des großen Krieges, ungemein bereichert worden ist. Elektrotherapie, Laryngoskopie, Augen- und Zahnheilkunde, Bandagistik u. s. w. haben sich in diesem Zeitraume dermaßen entwickelt, daß es unmöglich fällt, nur das wichtigste Neue daraus auf kurzem Raume zusammenzudrängen. Es sei daher blos angeführt, daß in der Technik der Instrumente und Bandagen Frankreich, in den Sammlungen von Mathieu und Collin, das Bedeutendste geleistet hatte, in der Zahnheilkunde Amerika und England. Ganz neu ist das Plattiren der Instrumente mit Nickelmetall, um jeden Rost zu verhüten.

Musikalische Instrumente, Klaviere, Orgeln, Harmoniums als Tasteninstrumente, Streichinstrumente und besaitete Schlaginstrumente, Harfen, Guitarren, Zithern, Blasinstrumente, Lärm- und Schlaginstrumente, Spielwerke bildeten den Inhalt der funfzehnten Gruppe. Der gegenwärtige Stand der Technik in diesem Gebiete ist so bekannt, daß wir denselben kaum zu erörtern brauchen. In der Orgelfabrikation hat zunächst Würtemberg neue Wege eingeschlagen; besonderes Glück machten die kleinen Werke von dorther mit vollem, markigem Ton. Harmoniums liefert namentlich Stuttgart, mehr

Digitized by Google

noch Nordamerika in ausgezeichneter Vollendung. Als einzige volle Neuheit der Klavierfabrikation sind zu bezeichnen die gewölbten Resonanzböden von Beregszaszy in Pesth, welchen auch die höchste Auszeichnung zutheil wurde. Neben sie stellte sich das Kunstpedalwerk von Zachariä, an einem Flügel von Schiedmayer in Stuttgart angebracht, das, mit vier Tritten versehen, ein ganz neues, viel beweglicheres Princip der Dämpfung der Töne entwickelt. Die neuen Mechaniken von Blüthner in Leipzig und Erard in Paris waren schon vor der Ausstellung bekannt. Von sonstigen Novitäten mögen hervorgehoben werden: die nordamerikanische Construction des Harmoniums mit centralen Druckklappen; das Streichmelodion von Amberger in München und von Heidegger in Passau, ein neues Saiteninstrument, ebenso wie die Stahlviola von Wach; das doppeltönige Clairon von Hirschberg in Breslau; das Trompete, Clarinette und Fagot vereinigende Bimbonitono von Bimbani in Florenz; die neue Ordonnanztrompete für ganze Scala von Pelitti in Mailand; die Metallzither mit Trommelfell als Resonanzboden von Arhusen in Petersburg; das Melo-Piano von Caldera u. Brosst in Turin, das den getragenen Gesang, das Piano-Quatuor von Baudet in Paris, welches ein Streichquartett nachahmt; das elektrische Klavier von Heller in Bern; die Salonorgel von Salomon in Reichenberg; das pneumatisch-mechanische Klavier, Pianista genannt, von Thibouville-Lamy in Paris; das Schreibtisch-Harmonium von Klein, das Pianon von Kuhn in Wien; der Zither-Concerttisch von Böhm in Griebach; endlich der äußerst sinnreich combinirte und sehr befriedigend fungirende elektro-chemische Notenschreibapparat des Telegraphisten Fehr in Stuttgart, der die auf dem Klavier gespielten Melodien in telegraphischer Notenschrift wiedergibt, indem er gleichzeitig ihren Werth, die ganzen und halben Töne, die Pausen u. s. w. markirt. Im Klavierbau glaubte man Nordamerika an der Spitze zu finden; es war dem nicht so, da Steinway u. Comp. zu Neuyork, die größte und berühmteste Klavierfabrik der Welt, die Ausstellung nicht beschickt hatten. Dafür waren glänzend vertreten die bekanntesten Firmen Europas: Streicher, Bösendorfer, Schweighofer u. Söhne, Promberger u. Sohn in Wien, Julius Blüthner in Leipzig, der größte Klavierfabrikant des alten Continents, der deutsche Steinway; J. u. P. Schiedmayer, R. Lipp in Stuttgart, Duysen in Berlin, G. A. Ibach in Barmen, S. P. Erard, Pleyel Wolff u. Comp., Henri Herz in Paris; C. M. Schröder in Petersburg u. s. w. Im Bau der Orgel vor allen das erste, das bahnbrechende Institut von E. F. Walker u. Comp. in Ludwigsburg neben Steinmeyer u. Comp. in Oettingen; in dem der Harmoniums in vorderster Reihe die Amerikaner Mason u. Hamlin, in zweiter Schiedmayer in Stuttgart. Von Streichinstrumenten wurden als die vorzüglichsten anerkannt: die Geigen von G. Lemböck, von D. Bittner, von Th. Zach, F. Schmidt und J. J. Bucher in Wien, größtentheils meisterhafte Imitationen alter Meister, wie Stradivari, Guarneri, Amati, Maggini, Bergonza, Duiffopruggar (Tiefenbrugger), Rugerius u. s. w.; C. Grimm in Berlin, Schünemann in Hamburg, H. Th. Heberlein in Markt-Neukirchen; L. Kriener in Stuttgart (Stahlgeigen, d. i. Streichzithern), Sylvestre in Lyon, Thibouville-Lamy in Paris. Als die anerkanntesten Firmen für Holzblasinstrumente machten sich geltend: C. Stecher und J. Ziegler in Wien, Goumas u. Comp. (Saxophons) in Paris, M. Schuster in Markneukirchen und Mollenhauer u. Söhne in Fulda. Die Blechblasinstrumente waren am reichsten repräsentirt durch die berühmte Fabrik von V. F. Cerveny in Königgrätz, Böhmen, ferner durch J. Stowasser in Wien. Harfen hatte nur Erard zu Paris in zwei Prachtexemplaren ausgestellt. Die Zither, welche die früher so beliebte Guitarre (vulgo Seufzerkasten) fast gänzlich verdrängt hat, wird besonders schön und im großen erzeugt von Heidegger in Passau und von A. Kiendl in Wien; großen Beifall errangen die trefflichen „Elegiezithern" des letztern. Von eigenthümlichen Merkwürdigkeiten dieser Gruppe verdienen noch genannt zu werden: Unter den krustischen In-

Digitized by Google

strumenten die chinesische große Trommel aus dem Fell eines wilden Ebers, welche von vielen Personen für das klangvollste Musikinstrument der Ausstellung gehalten wurde; die unerreichten chinesischen Tamtams; die wunderbar klingenden türkischen Cinellen; endlich die gewaltige Doppelpauke von Hoffmann in Leipzig. Die für 10000 Dollar feilgebotene „Kaiservioline" von Gmünder in Neuyork, welche die „Fehler der alten Geigenmeister" verbessern will, darf ebenso wenig übergangen werden wie die Lilliputgeige von Schünemann, nur 20 Centimeter lang, 6 Centimeter breit, dennoch vollkommen künstlerisch construirt. Unter die Curiosa reihen wir auch die musikalischen Spielwerke von J. H. Heller in Bern, die jedoch bei trübem Wetter nicht immer zugänglich waren; das große Orchestrion, 15000 Thlr. im Preise, wurde nur gegen Erlag von 10 Fl. aufgezogen. Ein anderes Orchestrion, das eine Musikbande von 24 Mann ersetzt und 10000 Fl. kostet, hatte J. Deutschmann in Wien aufgestellt. Accordions und Mundharmonicas werden vorzugsweise in Wien fabricirt, es gibt daselbst Firmen, welche jährlich bis $1^1/_2$ Millionen von den letztern erzeugen. Die größte bestehende Mundharmonicafabrik ist aber diejenige von E. Leiterdt in Brunndöbra, Sachsen; sie beschäftigt 200 Arbeiter und liefert jährlich über 5 Mill. Stück. Endlich muß in dieser Gruppe auch noch der allergrößten musikalischen Instrumente erwähnt werden, der Glocken, welche in mehrern Geläuten und Einzelexemplaren vorhanden waren, die sich häufig laut genug bemerkbar machten. Den schönsten Vierklang hatte der Glockengießer Fr. Goußel aus Metz geliefert; dann waren zu nennen die Geläute von Cavadini in Verona, welche durch eine Klaviatur gespielt werden, von Hiltzer in Wien-Neustadt, sieben Stück, für die Votivkirche in Wien bestimmt, und von Samassa in Laibach, letzteres harmonisch im Dreiklang gestimmt. Im Klange wurden aber alle übertroffen durch eine japanische Glocke, welche unten enger ist als oben und statt des Klöppels durch einen hölzernen Hammer regiert wird. Sie hat oft das Zeichen gegeben zum Verlassen des gedrängt vollen Raumes am Feierabend, und so wollen auch wir ihrem Tone folgen und wieder eine Ruhepause machen.

Digitized by Google

Ernest Renan's „Antichrist".

Der Antichrist. Von Ernest Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. Autorisirte deutsche Ausgabe Leipzig, Brockhaus. 1873.

Ueber den wissenschaftlichen Werth jener Schriften Renan's, welche das Leben des Stifters der christlichen Religion, die Entstehung und erste Entwickelung des Christenthums behandeln, gehen die Anschauungen der theologischen Kritik weit auseinander. Eine keineswegs oberflächliche Gelehrsamkeit darf man einem Manne nicht absprechen, der so gut wie irgendein deutscher Theolog die Erforschung der Urgeschichte des Christenthums aus allen vorhandenen Quellen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, der als Sprachkundiger das philologische Material des Orients beherrscht und auch als Reisender Landschaft und Volkssitte in jenen Gegenden, in denen das Christenthum entstand und zuerst sich ausbreitete, aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Dennoch nannte man sein „Leben Jesu" einen Roman, weil Renan im Gegensatze zu David Strauß und seiner analytischen Kritik, welche aus den Ueberwucherungen der Mythe das dürftige historische Gerüst herausſuchte, mit lebhafter Phantasie und unleugbarem Darstellungstalent die mythischen Ueberlieferungen in eine rein menschliche Lebensgeschichte umzudichten versuchte. Gleicher Tadel traf die Fortsetzungen des „Leben Jesu", „Die Apostel" und den „Paulus", ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Streitpunkten; man fand es unangemessen, daß der Autor zur lebensvollen Farbengebung oft Conjecturen benutzte, denen es an einer sichern Grundlage fehlte. Und da eine stilvolle Haltung und glänzende Darstellung nicht zu den Vorzügen gehört, welche die deutsche Theologie zu schätzen geneigt ist, so schoben die Facultäten Schriften von ohnehin ketzerischem Inhalt dem profanum vulgus zu und wollten aus Renan einen Autor für das ungelehrte Laienthum machen.

Ueber diese Unbill, die man einem Theologen von tiefer Gelehrsamkeit und geistiger Bedeutung zugefügt hat, können wir hier zur Tagesordnung übergehen; wir acceptiren die Autorschaft für das Laienthum, auf welche man Renan's Verdienste beschränken will, und wollten, ohne uns auf irgendwelche gelehrte Controversen einzulassen, hier nur die Vorzüge seines neuesten Werkes hervorheben, die man geradezu als künstlerische bezeichnen kann. Dieser „Antichrist" ist ein historisches Gemälde im großen Stil, nicht nur von lebendigem Colorit, sondern auch von meisterhafter Gruppirung, und legt Zeugniß ab von einer Darstellungskunst, welche vielen deutschen Historikern als ein unerreichbares Muster vorschweben muß.

Der Zeitraum, den uns Renan vorführt, umfaßt die 12 Jahre von 61—73 nach Christus; es fallen in diese Zeit zwei der bekanntesten geschichtlichen Ereignisse: der Brand Roms und die Zerstörung Jerusalems. Der Brand Roms wiederum bildet den Mittel-

Digitized by Google

punkt der Christenverfolgungen; in ihm gipfelt das feindliche Zusammentreffen des Heidenthums und Christenthums.

Keine Gestalt jener Epoche hat in neuer Zeit so viel Interesse eingeflößt wie diejenige Nero's; die Poesie und Malerei hat sich mit Vorliebe derselben zugewendet. Der Wahnsinn Nero's hängt mit einer Blasirtheit und Hypercultur zusammen, welche auch in der Gegenwart einen breiten Boden gefunden hat; er ist besonders, wie dies auch Renan hervorhebt, ein „literarischer" Wahnsinn. Für das Wort des Dichters im Leben ein entsprechendes Bild zu finden oder zu schaffen, die Bilder der erhitzten Phantasie durch einen Machtspruch in die Wirklichkeit einzuführen, zuletzt jede Schranke aufzuheben, welche Phantasie und Leben trennt, und beide unterschiedlos zu vermischen: das ist die Art des „literarischen" Wahnsinns, der in der Welt nur Coulissen erblickt für die Schauspiele, die er aufführt. Moderne Dichter haben ähnliche Charaktere geschaffen. Der Roquairol in Jean Paul's „Titan", der in einer Komödie, die er aufführt, sich wirklich erschießt und den Selbstmord des Dramas zu einem ernstgemeinten Selbstmord macht, hat etwas vom Blute des Nero, nur daß er so gegen sich selbst wüthet, wie dieser gegen andere.

Das Charakterbild Nero's ist in dem neuen Werke Renan's meisterhaft durchgeführt. Eine Hauptschuld an der furchtbaren Entwickelung dieses Charakters legt er Seneca bei, der durch Declamation und literarische Eitelkeit ihn in eine falsche Richtung gebracht, ihn zu einem eifersüchtigen Komödianten, einem bösartigen Rhetor gemacht habe. „Nero's Zustand schwankte zwischen Entsetzen und Komik, Großartigkeit und Thorheit. Die Träume aller Jahrhunderte, aller Gedichte und Legenden, Bacchus und Sardanapal, Ninus und Priamus, Troja und Babylon, Homer und die fade Reimerei seiner Zeit schwankten wie im Chaos, in dem erbärmlichen Gehirn des mittelmäßigen, aber sehr von sich eingenommenen Künstlers, dem der Zufall die Macht gegeben hatte, alle seine Einfälle zu verwirklichen. Man denke sich einen Mann in der Art der Helden Victor Hugo's, einen Fastnachtsnarren, halb verrückt und halb einfältiger Possenreißer als Träger der Allmacht und Weltenherrscher. Denn Nero war kein schwarzer Bösewicht wie Domitian, der das Schlechte des Schlechten wegen liebte, auch nicht überspannt wie Caligula, sondern ein bewußter Romanheld, ein Opernkönig und Musikarr, der das Parterre erzittern machte und vor ihm zitterte. . . . Auf dem Throne des Reiches saß ein Mensch, der mit der fixen Idee behaftet war, literarischen Ruhm zu gewinnen, der die schönsten Grundsätze, welche man ihm gelehrt hatte, zu den grausamsten Späßen benutzte, ein roher Schlingel, der begierig auf das Beifallklatschen der Straßenwitzlinge lauschte. Solche Verirrungen hatte man noch nie gesehen; denn die orientalischen Despoten waren bei ihrer Grausamkeit streng und ließen weder Narrengelächter hören noch zeigten sie diese entsetzlichen Folgen verkehrter Geschmacksrichtung. Caligula's Narrheit war von kurzer Dauer, eigentlich nur ein Anfall gewesen, und übrigens hatte Caligula in seinem Possenreißen Geist, während die meist einfältige Narrheit Nero's manchmal furchtbar tragisch war. Das Schlimmste aber war, wenn man ihn nach Declamatorenart mit seinen Gewissensbissen spielen, aus ihnen Gedichtthemata machen sah, wenn man hörte, wie er sich in der nur ihm eigenen melodramatischen Art von den Furien gepeinigt meinte und griechische Verse über den Vatermörder citirte. Es schien als wenn Gott Momus ihn geschaffen hätte, um sich den Anblick des entsetzlichen Durcheinanders einer menschlichen Natur zu verschaffen, in der alle Fäden zugleich sich bewegten, das scheußliche Schauspiel einer krankhaften Welt, wie es etwa eine Bande Congoaffen oder eine blutige Orgie eines Königs von Dahomey darbieten kann."

Der falsche Geschmack der Zeit, der Mangel an Wahrheit, die Richtung auf das Gigantische, falsch Pathetische, der Sinn für grobe Mittel, das gemeine Vergnügen an lebenden Bildern, an einer lebendigen Vorführung der Mythen ihrem schrecklichsten und

Digitized by Google

obscönsten Inhalt nach — das alles erklärt das Erscheinen eines Ungeheuers in Menschengestalt, welches für das Christenthum bald selbst eine mythische Bedeutung gewonnen hatte. Nero war indeß nicht ganz jedes menschlichen Gefühls beraubt; er war empfänglich für Freundschaft, aber empfindlich für jede kleinste Verrätherei, die er blutig bestrafte; er liebte einige Frauen wirklich, die anmuthige Courtisane Poppäa, die sich dem Judenthum zuneigte, die demüthige sanfte Acte, die dem getödeten Tyrannen den letzten Liebescultus erzeigte; und wiederum liebten ihn nicht blos diese Frauen, sondern die Frauen überhaupt. Er hatte gewisse Künstlereigenschaften, malte gut, schnitt gut in Holz und machte nicht schlechte Verse; er hatte Sinn für landschaftliche Schönheiten, Neigung für wissenschaftliche Experimente und war ein begeisterter Freund der Musik.

Alle diese Züge weiß Renan zu einem immerhin glaubwürdigen Charakterbilde des römischen Tyrannen zu verschmelzen, das allerdings erst durch den Brand Roms und die sich daranschließenden Christenverfolgungen in ein volles und schreckhaftes Licht gerückt wird. Daß Nero bei Beginn des Brandes nicht in Rom, sondern in Antium war, ist nachgewiesen; das schließt indeß nicht aus, daß er den Brand befohlen oder wenigstens erneuert habe. Seine Schwärmerei für den Brand Trojas hatte sich an den Dichterstellen entzündet, welche ihn darstellten; er wollte überdies Rom von neuem aufbauen und brauchte Raum für sein goldenes Haus. Daß er mit einer Lyra auf einem Thurm den Brand Roms besungen habe, ist eine Legende, wol hervorgegangen aus seinem Gedicht „Troica", welches an Anspielungen auf den Brand Roms reich war und welches er ein Jahr nach demselben vortrug. Er baute ein neues, geradliniges Rom auf, wodurch Renan sich zu verdammenden Urtheilen über das neue Paris des second empire angeregt sieht.

Durch das Gemetzel der Christen, welche, vielleicht auf die Anschuldigung der Juden hin, für die Urheber des Brandes ausgegeben wurden, verdiente sich nun Nero den Namen des „Antichrist" und des „Thieres", der uns in der Apokalypse entgegentritt. Die Strafen waren entsetzlicher Art; die Christen wurden wilden Thieren vorgeworfen oder nach schrecklicher Geiselung lebendig verbrannt. Nach einem der scheußlichsten Züge römischer Sitten wurden aus den Strafen Feste und aus dem Anblick von Metzeleien öffentliche Spiele gemacht. Manche der Opfer wurden gekreuzigt, andere mit öl-, harz- oder pechgetränkten Gewändern angethan, an Pfähle gebunden und abends wie lebendige Fackeln angesteckt, während Nero zum Abendwettrennen auf dem Rennplatze erschien. Man ließ die Verurtheilten im Amphitheater mythologische Rollen spielen, irgendeine tragische Scene aus den durch Bildhauer und Dichter geheiligten Stoffen darstellen, bald den wüthenden Hercules, der auf dem Berge Onta verbrannt, bald Orpheus, der von Löwen zerrissen wird. Christliche Frauen und Mädchen mußten die Rollen der Danaiden und der Dircen spielen. Die erstern empfingen entweder, die Urnen in der Hand tragend, von einem Schauspieler, der den Lynkeus darstellte, den Todesstreich, oder sie machten alle Strafen des Tartarus durch; die Dircen wurden nackt mit den Haaren an die Hörner eines wüthenden Stiers gebunden und so auf den Steinen der Rennbahn zerschmettert; man suchte nach jenem rhodischen Marmorwerk lebende Bilder darzustellen. Nero betrachtete diese Schauspiele durch einen hohlrunden Smaragd, den er als Augenglas trug, mitten unter seinen Vestalinnen und curulischen Beamten sitzend. Das Fest in den Gärten Nero's im Jahre 64 ist einer der feierlichsten Tage in der Geschichte des Christenthums. Seitdem erscheint Nero als das Ungeheuer in Menschengestalt, ein Gemisch von Wildheit, Heuchelei, Schamlosigkeit und Stolz, welches als lächerlicher Heros die Welt durchlief, seine Rennbahntriumphe durch Fackeln aus Menschenfleisch erleuchtete und sich an Heiligenblut berauschte; er erschien als „das Thier", da er, mit dem Fell eines wilden Thieres bekleidet, sich auf nackte, an die Rennbahnpfähle gebundene Männer, Frauen und Mädchen stürzte und gegen diese wüthete.

Digitized by Google

Die Schilderung der römischen Zustände zur Zeit des Nero ist von Renan mit solcher Farbenpracht ausgeführt, daß man ein Gemälde von Hans Makart vor sich zu sehen glaubt. Durch die weltgeschichtlichen Contraste des Buches aber werden wir an das große Bild von Piloty erinnert, das in seiner geschichtsphilosophischen Bedeutung den Stoff des Renan'schen Buches erschöpft. Denn zu Füßen dem kaiserlichen Antichrist, welchem die üppigen Frauen Roms einen bacchantischen Cultus entgegenbringen, sehen wir hier die Christengemeinde, die sich einst aus dem Staube zu hochthronender Herrlichkeit erheben soll, allen Martern der Verfolgung preisgegeben, die Apostel Petrus und Paulus in den Händen ihrer Peiniger; aber es schwebt ein Zug siegesgewisser Verklärung um die glaubensfreudigen Gestalten. Und das ist auch der Eindruck, den uns die Renan'sche Darstellung von der Entwickelung des Christenthums in jener Zeit macht. Auch darin gibt Renan dem Maler recht, daß er Petrus nach Rom kommen und dort den Märtyrertod erleiden läßt, im Einklang mit den Ueberlieferungen der katholischen Kirche, aber im Widerspruch mit den Untersuchungen der protestantischen Wissenschaft. Renan schreibt dieser Frage durchaus keine moralische oder politische Bedeutung zu, sondern es handelt sich bei ihm nur um die einfache geschichtliche Untersuchung. Er behauptet, daß Petrus später als Paulus nach Rom gekommen sei und nach kurzer Anwesenheit den Märtyrertod erlitten habe. Auf die Beweisgründe, die Renan der entgegengesetzten Anschauung der protestantischen Theologen gegenüberstellt, können wir hier nicht näher eingehen. Ebenso vertheidigt Renan die Echtheit der Briefe des Paulus an die Kolosser, Epheser und Philipper, ebenfalls im Widerspruch mit der protestantischen Kritik, die in ihrer skeptischen Analyse allerdings sehr weitgehend ist. Die neuen Anschauungen, welche diese Briefe enthalten und welche den frühern Pauliniſchen Episteln fremd sind, führt Renan auf die innigere Berührung zurück, in welche Paulus in Rom mit griechischer Philosophie und Mythologie gekommen ist. Obgleich der französische Kritiker also dem Apostel eine reichere Entwickelung zuschreibt als die deutschen, geht er indeß keineswegs so weit, den Charakter des Paulus irgendeine Wandlung durchmachen zu lassen. Er habe nie wie Jesus sich über sein Werk erhoben, sondern stecke in dem Fehler, der uns bei Sektirern unangenehm berühre; er höre nicht einen Augenblick auf zu glauben; er habe sich niemals ermüdet an den Rand des Weges gesetzt, nie die Richtigkeit unverrückbarer Meinungen bemerkt, sondern im Hinblick auf die ihm bereitete unvergängliche Krone wie ein Läufer seine Anstrengungen um so mehr verdoppelt, je näher er dem Grabe gekommen sei. Obgleich ein einsamer Tod des Paulus auf seiner spanischen Reise unserm Autor etwas sehr Zusagendes für die Betrachtung dieses stürmischen Apostels zu haben scheint, so ist er doch der Ansicht, daß Paulus sowie Petrus ein Märtyrer der großen Metzelei im August 64 gewesen, daß Paulus indeß, weil er zu den Honestiores gehörte, in einen regelrechten Proceß verurtheilt und ihm der Kopf abgehauen worden ist.

Erst wenn wir diese großartige Gruppirung einer an Schreckniſſen reichen Epoche in ihrem geschichtlichen Zusammenhange erfassen, wird uns jenes ungeheuerliche Spiegelbild derselben verständlicher werden, welches, um ein Wort Goethe's zu gebrauchen, als ein literarischer „Tragelaph" betrachtet werden kann, jene räthselvolle „Offenbarung Johannis", an deren Erklärung der Scharfsinn der theologischen und historischen Forscher sich seit so langer Zeit abmüht. In dem Werke Renan's braucht die Auslegung dieses religiös-politischen Manifestes nicht von vorn anzufangen, sie ergibt sich ungezwungen aus der ganzen Darstellung der Epoche. Für die zahlreichen Laien, die sich mit Bibellesen beschäftigen, wird die Deutung der Offenbarung Johannis, wie sie Renan aus dem Vollen und Ganzen heraus gibt, gewiß zum ersten mal das Verständniß einer biblischen Schrift erschließen, die den Unkundigen als ein Gewebe maßloser Phantasiegebilde erscheint.

Digitized by Google

Es ist eine populäre Ueberlieferung, in Johannes den sanft sich anschmiegenden Lieblingsjünger Jesu zu sehen. Der Apostel Johannes, der in Ephesus lebte und von den meisten kleinasiatischen Kirchen als Haupt anerkannt wurde, war aber ein Mann von großer Rauheit, furchtbarer Unduldsamkeit, der sich in groben und harten Ausdrücken gegen Andersdenkende gefiel und sich deshalb den Beinamen „Donnersohn" erwarb. Besonders war er ein eifriger Gegner des Paulus, den man in diesen Kreisen den neuen „Bileam" nannte. Renan macht Johannes auch zum Zeugen der Märtyrerverfolgungen in Rom; er nimmt an, daß er Petrus nach Rom begleitet und daß er dort für den Namen Jesu gelitten habe; er neigt sich dem Glauben zu, daß er Zeuge und bis zu einem gewissen Punkte auch Opfer der blutigen Episode war, welcher die Apokalypse ihren Ursprung verdankt: „Denn die Apokalypse ist für uns der Schreckensruf eines Zeugen, der in Babylon gewohnt, das Thier gekannt, die blutenden Körper seiner Genossen im Martyrium gesehen und selbst die Umarmung des Todes gespürt hat. Die Unglücklichen nämlich, welche dazu verurtheilt waren, als lebendige Fackeln zu dienen, mußten vorher in Oel oder einen andern brennbaren Stoff getaucht werden, und es ist möglich, daß Johannes derselben Strafe wie seine Brüder verfallen und dazu bestimmt war, am Festabend die Vorstadt der Via Latina zu erleuchten, daß er aber durch einen Zufall, durch eine Laune gerettet wurde."

Zwischen die römische Katastrophe und die Entstehung der Johanneischen Apokalypse fällt der Beginn der Empörung in Judäa, die furchtbaren Metzeleien in Syrien und Aegypten, die Flucht der Christen aus Jerusalem, Nero's Tod, die kurze kaiserreiche Zwischenzeit zwischen Nero und Vespasian, eine Zeit acuter Krisis, welche mit dem Verfall des Römischen Reiches drohte, Naturerscheinungen, Meteore, Erdbeben, Schreckniße und Zeichen jener Art. Als besonders wichtig für den Grundgedanken der Apokalypse erscheint die Thatsache, daß damals mehrere falsche Neronen auftraten. Der Tod Nero's, des Antichristen, erschien viel zu wenig großartig; die Christen schlossen daraus, daß der Feind Gottes für einen großartigern Tod aufbewahrt sei, der ihm im Angesicht der ganzen Welt und der von Messias versammelten Engel werden sollte. Der in Kleinasien auftauchende falsche Nero stellte die Bildsäulen des Kaisers wieder her, nöthigte zur Ehrerbietung gegen dieselben, ja er scheint Münzen geschlagen zu haben mit der Inschrift: „Nero redux." Das war der Zeitpunkt, in dem das symbolische Manifest erschien, das sich als eine Offenbarung Jesu selbst darstellte.

Die Apokalypsenform war in Israel nicht neu. Schon Ezechiel hatte an die Stelle der bisweilen allegorischen Predigt die Vision gesetzt, d. h. „eine zusammengesetzte Symbolik, in welcher die abstracte Idee vermittels märchenhafter, außerhalb aller Wirksamkeit erfaßter Wesen wiedergegeben wird". Sacharia, der Verfasser des Buches Daniel, das Buch Henoch und gewisse Sibyllinische Bücher sind in dem gleichen Geiste gedichtet. „Der prophetische Instinct der Semiten", sagt Renan, „ihre Neigung die Thatsachen unter den Gesichtspunkt einer Art Geschichtsphilosophie und ihren persönlichen Gedanken unter die Gestalt eines allgemein Göttlichen zu bringen, ihre Fähigkeit, die großen Linien der Zukunft zu erkennen, fanden in diesem phantastischen Rahmen außerordentliche Erleichterung. Von nun an wurde jede gefahrvolle Lage Israels von einer Apokalypse begleitet, und da schon die Verfolgung des Antiochus, die römische Besitzergreifung, die heidnische Herrschaft der Herodes heftige Visionäre hatte erstehen lassen, so war es unvermeidlich, daß Nero's Herrschaft und die Belagerung Jerusalems ihre apokalyptische Protestation hatten, wie später die Härten Domitian's, Hadrian's, des Septimius Severus, Decius, des Einfalls der Gothen im Jahre 250 die ihrigen hervorriefen."

Die Offenbarung des Johannes wurde in der Gestalt eines Briefes an die sieben Hauptkirchen Asiens geschickt. Nach den damaligen gnostischen Anschauungen hatte jede

Digitized by Google

Kirche einen Engel oder Genius. An die Engel der Kirchen von Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyotira, Sardes, Philadelphia und Laodicea richtete der Menschensohn, der dem Propheten in der Mitte der sieben goldenen Leuchter erschienen war, sieben Namen in seiner Rechten, in dem Munde ein spitzes zweischneidiges Schwert, während seine Stimme wie die Stimme der großen Wasser zitterte, seine Verkündigungen, die überall vorgelesen werden sollten.

Renan gibt nun eine eingehende Analyse der großartigen, phantastischen Dichtung, deren Grundzüge durch die Grundzüge der damaligen geschichtlichen Situation bestimmt sind, die sich an die Symbolik der alten Propheten ebenso wie an die Kabbala und an Zoroastrische Ideen anschließt, nirgends aber den Geist des exclusiven und fanatischen Judenchristenthums verleugnet, welches den bekehrten und unbekehrten Heiden und den Anhängern des Apostels Paulus die Herrlichkeit der jüdisch-christlichen Gemeinden gegenüberstellt. Die phantastisch überladene Architektur dieses dunkeln und wunderbaren Manifestes enthüllt uns Renan in ihren festen Linien; wir sehen die eigenthümliche Compositionsweise des Apostels, welcher dem hereinbrechenden Jüngsten Gericht, dem Endziel der Offenbarung, immer neue Hemmnisse bereitet, gleichsam immer neue Riesenbilder auf wallende Schleier zeichnet und dieselben der Enthüllung des letzten Gemäldes vorschiebt. Die orientalische Phantasie, im Gegensatz zu dem menschlich-plastischen Bilde, in welchem die hellenische ihren höchsten Gott, Zeus, anschaute, sieht ihren Gott als einen ungeheuern Rubin von leuchtendem Glanze, die Menschheit aber erblickt sie in der Gestalt von 29 Greisen in ernsten Gewändern mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Die reinen Ungeheuer, nach Ezechiel und Jesaias gestaltet, Löwen, Kalb, Mensch, Adler sind die Organe des allgemeinen Lebens der Natur; die Engel umgeben, als geflügelte Diener, den Thron zu Tausenden und Zehntausenden. Christus erscheint als getödtetes Lamm; er nimmt das Buch mit den sieben Siegeln, das rechts am Throne des Ewigen sitzt, und alles stimmt ein in die Verherrlichung des Lammes. Renan schildert uns in scharfsinniger und zutreffender Weise die Bedeutung der Erscheinungen, die mit der Oeffnung der sieben Siegel verbunden sind. Die drohende Vernichtung nach Oeffnung des sechsten Siegels wird aufgehalten. Den Engeln der zerstreuenden Winde ruft ein Engel mit dem Siegel Gottes zu, daß er die Erwählten mit dem Stempel auf die Stirn bezeichnen werde; es geschieht mit 140000 Personen. Schon jetzt aber vor dem Throne Gottes verklärt sind die Märtyrer, die den Tod für Jesus erlitten. Doch auch nach Oeffnung des siebenten Siegels tritt die letzte Entscheidung nicht ein; es beginnt das Spiel der sieben Posaunen; die düstere Phantasie des Apostels, die, sich anlehnend an die Ueberlieferung von den ägyptischen Plagen, Schreckniſſe jeder Art auf die Erde herniederfallen läßt. Bei dem Schall der sechsten Posaune bricht ein Schreckniß herein, das des historischen Hintergrundes nicht entbehrt; die vier Engel, die an den Ufern des Euphrat losgekettet werden, deuten auf den verheerenden Einfall der Parther, der damals für drohend gehalten wurde. Ehe er aber den Schall der siebenten Posaune ertönen läßt, fügt der Prophet eine neue Verzögerung der Entscheidung ein. Von dem gigantischen Engel, der plötzlich erscheint, läßt er sich ein Wahrsagebuch machen und prophezeit über die Völker und Könige, besonders über Jerusalem und sein Schicksal. Obgleich bald darauf der siebente Engel in die letzte Posaune stößt und die Stunde der Belohnung und Bestrafung verkündet, obgleich die Pforten des himmlischen Tempels sich öffnen, so schließt der Verfasser doch noch nicht die Reihe seiner Visionen ab, und zwar zeigt uns die erste die Kirche Israels, bekleidet mit der Sonne, um das Haupt eine Krone von zwölf Sternen, als ein in Geburtswehen befindliches Weib, das mit dem messianischen Ideal schwanger geht. Der ungeheuere rothe Drache vor ihr mit sieben gekrönten Häuptern und zehn Hörnern, dessen Schwanz den Himmel fegt, ist Satan in der

Digitized by Google

Gestalt des Römischen Reiches. Die sieben gekrönten Häupter sind die sieben Cäsaren, die zehn Hörnern, die zehn Proconsuln. Das Weib bringt einen Sohn zur Welt, der bestimmt ist, die Völker mit einer eisernen Ruthe zu beherrschen, und flieht dann in die Wüste. Inzwischen wird Satan vom Erzengel Michael und seinen Engeln besiegt und aus dem Himmel auf die Erde geschleudert. Hier kehrt er seine Wuth gegen das Weib, doch vergeblich. Dann erblickt der Prophet das aus dem Meere aufsteigende Thier; sein Aussehen ist das eines Leoparden, seine Füße die eines Bären, sein Rachen der eines Löwen, obgleich es im ganzen wieder dem Drachen gleicht. Auch dieses Thier symbolisirt das Römische Reich. Dann erscheint ein anderes Thier, das allerlei Wunder vollführt und zur Anbetung des ersten Thieres reizt, vielleicht ein Anhänger des falschen Nero oder dieser selbst.

Nun beginnen die Vorspiele zum Jüngsten Gericht. Drei Engel durcheilen den Himmel; der erste verkündet die neue Lehre und den Tag des Jüngsten Gerichts; der zweite den Fall des großen Babylonischen Reiches; der dritte die Feuerstrafe derjenigen, die das Thier angebetet haben. Darauf gießen sieben Engel aus sieben goldenen Bechern den Zorn Gottes aus, eine Wiederholung des Grundgedankens der ägyptischen Plagen in luxuriöser Vervielfältigung. Dann erscheint Rom in Gestalt einer Prostituirten auf dem Scharlachthiere sitzend; in der Hand den Becher voll Verwünschungen und Unreinlichkeiten. Darauf verkündet der Prophet den Sturz seiner Feinde, worüber ein großes Fest im Himmel gefeiert wird. Christus Geist erscheint als Sieger auf weißem Pferde; das Thier, der König der Erde, der falsche Prophet werden ergriffen und in den brennenden Schwefelsumpf geworfen, ihre Heere werden durch das Schwert vernichtet, das aus dem Munde desjenigen herausgeht, der auf dem Pferde sitzt. Der noch auf der Erde weilende Satan wird von einem Engel in den Abgrund gestürzt, wo er tausend Jahre verweilen muß; die Oeffnung des Schlundes wird verschlossen und versiegelt. Nun beginnt das Tausendjährige Reich der Auserwählten, die von keinem Tode betroffen werden. Dann erscheint Satan wieder, die Völker werden verwirrt, bekriegen sich, belagern Jerusalem; doch das himmlische Feuer fällt auf sie und verzehrt sie; dann wird Satan in den feurigen Schwefelsumpf geworfen und das Jüngste Gericht beginnt. Himmel und Erde entfliehen vor dem Lichtthron des höchsten Richters. Die großen Bücher werden herbeigebracht, in denen strenge Rechnung über die Thaten jedes Menschen geführt wird, auch das Lebensbuch mit den Namen der Vorherbestimmten; dann werden alle nach ihren Werken gerichtet. Nun beginnt das Reich des Guten, eine neue Erde folgt und ein neuer Himmel. Mittelpunkt derselben ist das neue Jerusalem, die Prunkstadt der Edelsteine mit dem Throne Gottes, dem Lebensstrom und Lebensbaum. Die Völker wandeln im Lichte des Baums, die Reich wird dauern in Ewigkeit.

Wir haben die Grundzüge dieser merkwürdigen Dichtung wiedergegeben; bei Renan findet sich ihr reicherer Inhalt farbenprächtiger dargestellt, aber doch mit klarer Hervorhebung der Architektonik des Ganzen, deren Linien sonst allzu leicht von dem Luxus einer unerschöpflichen Phantasie überwuchert werden. Bezeichnend für diesen Bau der Apokalypse sind die Spirallinien einer sich stets wiederholenden, stets von neuem anfangenden Symbolik, die Einkleidung aber hat jenen ornamentischen Farbenprunk, der durch die Hyperbolik des Glänzenden wie des Abschreckenden zu imponiren sucht.

Die Anwesenheit des Apostels Johannes in Asien behauptet Renan gegenüber den Zweifeln der neuern Theologen, sowie er auch annimmt, daß die Apokalypse das Werk des Apostels Johannes, oder wenigstens daß sie von ihm angenommen und unter seinem Schutze an die asiatischen Kirchen gerichtet worden ist. Die Insel Patmos, die in der Phantasie der Laien als ein wüstes Eiland erscheint, war im Gegentheil sehr blühend und bevölkert, hatte einen ausgezeichneten Hafen und war die erste und letzte Station für die Hin- und Rückfahrt zwischen Rom und Ephesus, eine Art Stapelplatz für den

Digitized by Google

Seehandel, ein Mittelpunkt des Briefverkehrs für die Reisenden. Renan stellt mehrere Conjecturen auf, warum der Apostel sein Manifest gerade von Patmos aus erlassen habe.

Daß Renan der deutschen theologischen Wissenschaft sehr viel bei seinen Darstellungen und kritischen Erörterungen zu verdanken hat, gibt er selbst bereitwillig zu. Deutschland habe sich einen eigenen Ruhm gegründet dadurch, daß es die wissenschaftliche Bibelkritik und die darauf bezüglichen Wissenschaften geschaffen habe. In der That steht Renan zum Theil auf ihren Schultern. Doch auch den französischen Theologen, Orientalisten und Historikern erklärt er sich zum Dank verpflichtet. Indeß selbst wenn manche seiner wissenschaftlichen Erläuterungen unfruchtbar würden, seine künstlerische Gruppirung und Darstellung ist über jede kritische Anfechtung erhaben. Man kann seinem Werke auch nicht blos die Popularisirung der Resultate der theologischen Kritik nachrühmen; es ist eine durchaus selbständige Arbeit, die Verwerthung eigener kritischer Forschungen in einem selbständigen Gemälde mit so glücklich aufgesetzten Lichtpunkten, daß dadurch für den Laien sich zum ersten mal ein vollkommenes Licht über eine vielfach dunkle Epoche verbreitet. Die Darstellung des Krieges der Juden und Römer, des Kampfes der jüdischen Parteien innerhalb Jerusalems, der Belagerung und Zerstörung der Hauptstadt der Juden, Ereignisse, über welche die profane Geschichtschreibung die richtigste Auskunft gibt, sind ebenfalls mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert, welche die hereinbrechende Katastrophe durch alle die vorbereitenden Conflicte erläutern und den geschichtlichen Pragmatismus stets in lebendige Bilder umsetzen.

Wo Renan von der jerusalemischen Kirche nach der Zerstörung Jerusalems spricht, drängt sich ihm eine Parallele mit dem Katholicismus unserer Tage auf: „Keine religiöse Gemeinschaft hat jemals mehr innere Thätigkeit besessen, mehr die Absicht, originale Schöpfungen aus sich heraus zu gestalten, als der Katholicismus seit 60 Jahren. Und doch sind alle diese Anstrengungen aus Einem Grunde erfolglos geblieben, nämlich wegen der unumschränkten Herrschaft des römischen Hofes. Der römische Hof hat aus der Kirche Lammenais, Hermes, Döllinger, den Pater Hyacinthe, alle Apologeten vertrieben, die sie mit irgendwelchem Erfolge vertheidigt hatten; der römische Hof hat Lacordaire und Montalembert excommunicirt und zur Ohnmacht verurtheilt; der römische Hof hat durch seinen Syllabus und sein Concil allen freisinnigen Katholiken die Zukunft abgeschnitten. Wann wird dieser traurige Zustand sich ändern? Dann, wenn Rom nicht mehr die päpstliche Stadt sein, wenn die gefährliche Oligarchie, die sich des Katholicismus bemächtigt hat, aufgehört haben wird. Die Besitznahme Roms durch den König von Italien wird vermuthlich eines Tages in der Geschichte des Katholicismus als ein ebenso glückliches Ereigniß gezählt werden, wie die Zerstörung des Tempels in der Geschichte des Christenthums gewesen ist."

Renan rechnet sich mit vollem Recht zu den freisinnigen Katholiken; gleichwol hat er neuerdings in der „Revue de deux Mondes" gegen die kirchenpolitischen Gesetze in Preußen einen entschiedenen Protest eingelegt, und zwar vom Standpunkte religiöser Toleranz, die nach seiner Ansicht nur in dem neuen Frankreich heimisch ist. Er vergißt dabei, daß es sich in Deutschland um einen Kampf zwischen der Ecclesia militans, die von einer Ecclesia pressa weit entfernt ist, und dem Staate handelt, ein Kampf, der wesentlich politischer Art ist, und wie man auch über denselben denken mag, nur kirchliche Formen, nicht religiöse Ueberzeugungen trifft.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 18. Nov. 1873 starb der treffliche Historiker Theodor von Kern, ein Mann, der zu den politischen und kirchlichen Ereignissen der letzten Zeit mit festem Urtheil Stellung zu nehmen und mit Energie den Standpunkt, auf den seine Ueberzeugung ihn gedrängt hatte, stets würdig zu behaupten gewußt hat, obgleich er mit seiner Meinung und deren Vertretung sich auf den Schauplatz eigentlicher öffentlicher Polemik, seiner zurückhaltenden Natur gemäß, nur selten begab. Der tüchtige Gelehrte erlag zu Montreux am Genfersee, wohin er sich mit seiner Gattin, Heilung suchend, begeben hatte, einer Brustkrankheit, die bereits gewichen schien, aber plötzlich und mit verstärkter Heftigkeit wieder auftrat und den Kranken schnell und inmitten bester Lebenshoffnung dahinnahm. Theodor von Kern wurde am 5. Mai 1836 zu Bruneck geboren, wo sein Vater als kaiserlicher Kreishauptmann fungirte; später war er Gubernialrath zu Innsbruck. Dort besuchte der junge Theodor das von den Jesuiten geleitete Gymnasium und bereitete sich dann, nachdem das Institut in die Hände der weltlichen Obrigkeit übergegangen und eines rationellern Regiments dadurch theilhaftig geworden war, auf demselben zum Besuche der Universität vor. Die deutschen Dichter und Geschichtschreiber, welche er damals eifrig zu studiren anfing, gaben seinem Geiste bereits um jene Zeit die später von ihm so segensreich verfolgte Richtung auf das Nationale. Schon damals bildete sich in ihm eine entschiedene Abneigung gegen das österreichische Wesen aus, und seine Sehnsucht zog ihn mächtig zu den deutschen Universitäten. In Heidelberg, Göttingen und München hörte er mit Begeisterung Häusser, Waitz und Sybel. Dem Wunsche seines Vaters gemäß bereitete sich Kern, vielleicht nicht ganz seinen Neigungen folgend, auf ein österreichisches Staatsexamen für das höhere Lehramt vor. Er absolvirte dasselbe im Jahre 1857 cum laude, folgte aber dann seinem Drange nach den deutschen Hochschulen und ihrem geistig angeregten Leben. Von Deutschland aus kehrte er nur noch ein einziges mal, im Jahre 1862, auf kurze Zeit in seine Heimat nach Tirol zurück. Deutschland zählte ihn bereits zu den Seinigen; denn Kern hatte dort sich inzwischen eine Carrière eröffnet, welche seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach und ihn dauernd fesselte. Er wurde bei der Redaction der „Historischen Zeitschrift" in München beschäftigt und leistete derselben durch seine umfassenden Kenntnisse und seinen scharfen Blick in wissenschaftlichen Dingen erhebliche Dienste. Im Frühlinge des Jahres 1859 folgte Kern einem durch den Professor Dr. Hegel in Erlangen an ihn ergangenen Rufe nach Nürnberg, um dort im Auftrage der „Historischen Commission" die Geschichtsquellen zu Herstellung einer Chronik der Stadt einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Jahrelang hat er sich der Lösung dieser Aufgabe in der alten Stadt deutscher Bürgergröße mit ganzer Hingebung gewidmet, und obwol lange unbekannt und fremd unter den Einwohnern Nürnbergs, hat er hier vielleicht die glücklichsten und inhaltreichsten Zeiten seines Lebens zugebracht. Unbedingte Hingebung an die Sache, welche ihm oblag durchzuführen, Energie und Fleiß ließen ihn alle Hindernisse siegreich über-

Digitized by Google

winden, welche ihm entgegentraten. Bis an sein nur allzu schnell eingetretenes Hinscheiden hat Kern sich seiner nürnberger Aufgabe treu hingegeben. Im Sommer des Jahres 1865 habilitirte er sich in Freiburg im Breisgau, wurde ein Jahr darauf außerordentlicher und im Jahre 1870 ordentlicher Professor daselbst. Die Geschichte des Mittelalters und historische Hülfswissenschaften waren die beiden von ihm in erster Linie cultivirten Gebiete der Wissenschaft. Seine Vorlesungen, in denen er auch neue und neueste Geschichte behandelte, wurden von Studirenden zahlreich besucht, und seine praktischen historischen Uebungen fanden geradezu begeisterte Aufnahme seitens seiner Schüler. Für die Geschichte Freiburgs hat er auch außerhalb seines akademischen Berufes lebhaft gewirkt, und daß er ein warmes Herz und einen klaren Kopf auch den Ereignissen der Gegenwart entgegenbrachte, das beweist seine rege Theilnahme an den großen Vorgängen der Jahre 1870 und 1871. Der Tod hat manche schöne Plane, die in dem Menschen und dem Gelehrten Theodor von Kern noch ihrer Vollendung harrten, vernichtet. Der letzte Band seiner „Nürnberger Chronik" war schon der Presse übergeben worden und die ersten Bogen derselben wurden bereits gedruckt, als er seine irdische Laufbahn beschloß. Auf dem Kirchhofe zu Montreux, fern den deutschen Stätten seines Wirkens, hat er ein frühes Grab gefunden.

August Weber, einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, starb den 9. Sept. 1873 in Düsseldorf an einer Lungenentzündung. Er war am 10. Jan. 1817 in Frankfurt am Main geboren, bildete sich dort bei dem Landschaftsmaler Rosenkranz und später als Eleve des Städel'schen Instituts zum Künstler aus und siedelte, nachdem er 1835 eine Zeit lang bei dem Hofmaler Schilbach in Darmstadt gearbeitet und mit demselben eine Studienreise in die Schweiz gemacht hatte, im Herbst 1838 nach Düsseldorf über, wo er ein Jahr die Landschafterklasse der königlichen Kunstakademie besuchte. Dann richtete er sich sein eigenes Atelier ein und bildete später als ein tüchtiger Lehrer eine große Zahl jüngerer Künstler heran. Seine erfolgreiche Thätigkeit fand mehrfache Anerkennung, und auch der König von Preußen ehrte ihn durch die Verleihung des Professortitels. In den letzten Jahren war er häufig leidend, besonders nahm das Licht seiner Augen ab, sodaß er in seinem fleißigen Schaffen oft für längere Zeit unterbrochen wurde. Weber war ein Hauptvertreter der stilistisch-idealen Richtung in der Landschaftsmalerei. Er malte nie die Natur, wie sie wirklich erscheint, sondern nur so, wie er sie geistig in sich aufgenommen. Deshalb hat er sich niemals mit Veduten und Porträtlandschaften abgegeben und alles verschmäht, was die von ihm beabsichtigte Wirkung beeinträchtigen konnte. Er besaß eine ungemein poetische Auffassungsgabe und der Zauber derselben verleiht jedem seiner vielen Gemälde einen fesselnden Reiz. Seine Hauptstärke beruht in der Composition, die er möglichst vollendet in Linien und Formen abzurunden strebte. Dabei vernachlässigte er die Farbe durchaus nicht; doch erschien sie ihm nur als Mittel zum Zweck, und nicht, wie dies heutigentages leider nur allzu oft der Fall ist, als Selbstzweck. Sie diente ihm nur, die harmonische Wirkung der von ihm beabsichtigten Stimmung zu erhöhen, was ihm stets trefflich gelang, sodaß seine Bilder in Zeichnung und Farbengebung gleich lobenswerth genannt werden müssen. Besonders glücklich war er in der Wiedergabe von Mondschein- und Abendlandschaften, deren er eine große Zahl geschaffen. Auch in Zeichnungen und Aquarellen leistete Weber Vorzügliches und selbst in der Lithographie hat er sich erfolgreich versucht. Als einer der Mitbegründer und thätigsten Mitglieder des Vereins düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe, des Malkasten und der Deutschen Kunstgenossenschaft nahm er auch im socialen Leben der düsseldorfer Maler eine hervorragende Stellung ein.

An den Folgen einer Bauchfellentzündung verschied am 17. Juli 1873 zu Bozen Joseph Streiter, nachdem er seit dem December 1872 fast andauernd leidend gewesen war. Streiter wurde am 4. Juli 1804 zu Bozen geboren, wuchs daselbst unter den Einflüssen des von Jesuiten geleiteten Gymnasiums seiner Vaterstadt, auf dem er seinen ersten Unterricht empfing, auf und erwarb sich nach absolvirtem Universitätscursus zu Padua das juristische Doctordiplom. Hierauf widmete er sich längere Zeit hindurch der Vorbereitung für das Advocaten- und Richterexamen, welches er im Jahre

Digitized by Google

1837 glücklich bestand. Nunmehr zum Rechtsanwalt in Cevalese ernannt, kam er sofort in Conflict mit der dortigen jesuitischen Regierung und wurde dann nach Bozen versetzt, wo er 24 Jahre lang ohne Unterbrechung als Rechtsanwalt thätig gewesen ist. Dichterisch schuf Streiter bereits als Knabe, wo er in Shakspeare's Werken einen immer ergiebigen Born der Anregung fand. Während seiner zwei letzten Studienjahre schrieb er ein fünfactiges vaterländisches Schauspiel unter dem Titel „Oswald von Wolkenstein", dessen ersten Act er in den „Alpenblumen" veröffentlichte, einem tirolischen Taschenbuche, das er während der Jahre 1828—30 im Verein mit mehrern Freunden herausgab. Auch mehrere Novellen und Gedichte von ihm erschienen in diesem Taschenbuche. In dem Zeitraume von 1839—44 publicirte er mehrere dramatische Versuche, wie „Die Lebensquelle" (Innsbruck 1839), ferner „Himmel und Erde", ein Mysterium à la Byron, endlich den ersten Theil eines Dramencyklus „Heinrich IV.", welcher sich „Heinrich und Gregor, Schauspiel in fünf Acten" (Stuttgart 1844) betitelt und Ludwig Tieck gewidmet ist. Durch die Studien zu seinen poetischen Arbeiten wurde Streiter zur Beschäftigung mit der Geschichte geleitet. Die Geschichte führte ihn sehr bald auch auf das politische Gebiet. Er debutirte auf diesem Felde mit einer Schrift: „Die Jesuiten in Tirol" (Heidelberg 1845), in welcher das Treiben der Jünger Loyola's einer eingehenden Kritik unterzogen wurde. Streiter kämpfte auch in der Presse eifrig gegen die Jesuiten in Tirol, so namentlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", in den „Grenzboten" und in der „Deutschen Zeitung". Im Jahre 1862 veröffentlichte er eine Schrift: „Studien eines Tirolers" (Leipzig). Nachdem Streiter an den Bewegungen des Jahres 1848 zu Gunsten der Nichtkatholiken theilgenommen hatte, faßte er in der Schrift: „Die Revolution in Tirol von 1848" (3 Hefte, Innsbruck 1851) seine Ideen über die freiheitlichen Bestrebungen seines Vaterlandes zusammen. Die bereits erwähnten „Studien eines Tirolers" werden häufig, auch von Autoritäten, als Quellen zur Geschichte Tirols angeführt. Unter den poetischen Arbeiten Streiter's aus dieser Zeit nennen wir hier seine Festspiele: „Rudolf und Margaretha" und „Jägertreue" (Bozen 1863). In den spätern Jahren widmete Streiter sich besonders der Bearbeitung einzelner Episoden aus der Geschichte Tirols und veröffentlichte Aufsätze solchen Inhaltes in den „Grenzboten", der augsburger „Allgemeinen Zeitung", der Sybel'schen „Historischen Zeitschrift" und andern Blättern. Vom Frühjahre 1861 ab nahm er regen Antheil am öffentlichen Leben. Im April 1861 wurde er zum Bürgermeister von Bozen erwählt und nach Ablauf der ersten dreijährigen Wahlperiode noch zweimal in diesem Amte bestätigt. Im tiroler Landtage, dem Streiter als Abgeordneter der bozener Handelskammer angehörte, hat er stets im Sinne des Fortschrittes mit Geist und Geschick, mit Muth und Energie gewirkt.

Den 8. Aug. 1873 starb in Düsseldorf der Bildhauer Julius Bayerle, ein Künstler, dem eine große Anzahl niederrheinischer Städte öffentliche Denkmäler christlichen und weltlichen Inhalts verdankt. Er war 1826 in Düsseldorf geboren, bildete sich auf der dortigen Kunstakademie aus und kehrte, nachdem er einige Zeit im Atelier des Professors Geertz in Löwen in Belgien gearbeitet hatte, auch dahin zurück, um seine Vaterstadt nur noch zu verlassen, wenn ihn größere Reisen mit den bedeutenden Bildwerken Deutschlands und Italiens bekannt machen sollten. Im Jahre 1849 errichtete er unter W. von Schadow's Leitung an der düsseldorfer Akademie das erste Atelier für Sculptur, wie er denn überhaupt lange Zeit der einzige Bildhauer in der rheinischen Malerstadt war, was seiner Entwickelug nicht gerade förderlich sein konnte. Desto mehr ist es anerkennenswerth, was er trotzdem geleistet hat, wie denn auch sein ausdauernder Fleiß und seine zähe Arbeitskraft, die selbst durch längere Krankheiten nicht erschüttert werden konnten, hohe Achtung verdienen. Seiner Anleitung verdanken einige junge Bildhauer ihre Ausbildung, von denen J. Reiß der begabteste ist. Im Anfang seiner Laufbahn widmete er sich hauptsächlich der christlichen Kunst und führte im Auftrag des Rheinisch-Westfälischen Kunstvereins mehrere Statuen für rheinische Kirchen aus, so unter andern Petrus und Paulus für die Quirinuskirche in Neuß. Auch das kolossale Standbild des heiligen Suitbertus für Elberfeld sowie Madonnen für die Burg Hohenzollern und das Schloß in Sigmaringen gehören dieser Richtung an. Später wendete er sich mehr der alle-

Digitized by Google

gorischen und historischen Kunst zu und schuf das Standbild des Generals von Seydlitz für dessen Geburtsstadt Kalkar (1861), das Standbild des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg für die Stadt Kleve (1862), ein Erinnerungsdenkmal für die gefallenen Helden des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71 für den Marktplatz zu Mühlheim an der Ruhr und andere. Für das Postgebäude in Elberfeld lieferte er einige kolossale allegorische Statuen und die Friedhöfe von Essen, Mühlheim und Ruhrort zeigen eine ganze Reihe von Monumenten der reichen Industriellen, die durch Bayerle einen entsprechenden künstlerischen Schmuck erhalten haben, bald in Marmorreliefs, Statuen von Grabesengeln oder Büsten und Porträtmedaillons der Entschlafenen. Seine Vaterstadt Düsseldorf besitzt von ihm das Denkmal der junggestorbenen Königin Stephanie von Portugal, geborenen Prinzessin von Hohenzollern, im Hofgarten (1861), die Bronzebüste des Malers Theodor Mintrop auf dessen Grabstein auf dem städtischen Friedhofe (1871) und die allegorischen Figuren der Justitia, der Borussia und Rhenania, der Religion und Geschichte, des Handels und der Industrie auf dem Dache des neuen Justizgebäudes (1866—70), sowie mehrere Porträtbüsten in Gips und Marmor. Ein schätzenswerthes Talent und das unabläßige Streben nach fortschreitender Vollendung in Form und Stil ist all diesen Werken nicht abzusprechen, die dem Namen des fleißigen Künstlers ein ehrenvolles Andenken sichern.

Am 18. Aug. 1873 starb nach langen schweren Leiden Director E. Scheibel. Bereits im Jahre 1870 mußte er wegen angegriffener Gesundheit sein Amt in Ilfeld aufgeben. Er hatte die wichtige Aufgabe, diese alte ehrwürdige Schulanstalt, die, nachdem sie eine Zeit lang geschlossen worden war, am 15. Oct. 1867 wieder eröffnet wurde, nach der in Preußen üblichen Weise mit einrichten zu helfen und zu leiten. Mit Geschick hat er sein schwieriges Amt verwaltet, bis ihn seine Krankheit nöthigte aus der ihm lieb gewordenen Thätigkeit auszuscheiden. Scheibel ist in Guben am 13. Oct. 1819 geboren; auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt er seine Vorbildung, dann widmete er sich 1837—41 philologischen und theologischen Studien auf der Universität zu Berlin. Im Jahre 1845 ging er als Lehrer an das Pädagogium zu Charlottenburg, 1847 wurde er nach Guben berufen. Michaelis 1853 wurde er als Professor an die Ritterakademie nach Liegnitz versetzt; hier hat er unter dem Directorat Sauppe's sehr segensreich gewirkt. Michaelis 1863 übernahm er das Directorat des Gymnasiums in Ratibor, bis er 1867 zur Leitung des Pädagogiums nach Ilfeld berufen wurde. Im Jahre 1841 veröffentlichte Scheibel eine Dissertation „De Euripidis Hippolyto" (Berlin 1841); 1848—53 erschienen Programme „De Melanippide Melio dithyramborum poeta"; 1862 und 1866 gab er in Abhandlungen ebenfalls Studien zu den Dithyrambikern heraus. Im Jahre 1852 erschien bei G. Reimer eine Schrift über die Quellen der alten Chronologie und Geschichte unter dem Titel: „Josephi Scaligeri 'Ολυμπιάδων ἀναγραφή."

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Das Reisewerk von Fedchenko, das demnächst in Leipzig in vier Bänden herauskommt, wird jedenfalls in der Kunde Turkestans, namentlich in der des weiten Gebietes des Jaxartes und des Saraffchan Epoche machen. Der erste Band wird die eigentliche Reisebeschreibung, der zweite die Fauna, der dritte die Flora, der vierte die Geologie und ein Mémoire über die Karte geben.

Wie in unserer letzten, eine Uebersicht des obern Oxusgebietes gebenden Revue erwähnt wurde, drang Fedchenko in seiner Bereisung des südlichen Khokand über das Gebiet des Jaxartes hinaus in das des obern Oxus ein, außer Wood der einzige Europäer, der letzteres berührt hat. Im Anschluß an jene Uebersicht lassen wir ein Résumé dieser wichtigen Reise Fedchenko's hier folgen.

Fedchenko begab sich im Juni 1871 nach der Stadt Khokand, versehen mit Empfehlungsschreiben vom General Kaufmann an den Khan und andere Personen von Einfluß, und reiste von dort nach Süden in das hohe Stufenland, das vom Jaxartes aus in

Digitized by Google

mehrern Reihen riesiger, aus Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West setzender, nach Süden zu an Höhe stets gesteigerter Alpen streift, getrennt durch Längenthäler, die in derselben Stufenfolge in südlicher Richtung stets höher werden.

Die Reise ging zuvörderst von der Stadt Khokand südwestlich nach den Quellen des Isfara, der alte Asphara, ein Name, welchen Humboldt irrthümlich auf eine ganze Gebirgskette ausdehnt. Die Straße führte über Jaipan nach dem Engpaß Liachondegana, wo aller Anbau aufhört. Von dieser Stelle hat man eine Aussicht von höchster Schönheit auf das altberühmte Thal von Ferghana (Khokand). An Dichtigkeit des Laubes, Ueppigkeit des Pflanzenwuchses übertrifft dieses Thal alles, was Fedchenko sonst in Centralasien gesehen hatte, sogar die reiche Vegetation in den Gärten des Sarafschan nicht ausgenommen. Die Straße ist für Räderfuhrwerk bis zum Dorfe Isfara fahrbar. Das Gebirge an beiden Seiten des Passes besteht aus Conglomerat, tertiärem Thon und Gips. Es wird hier viel Alabaster gebrochen und nach Khokand gebracht. Die Flüsse führen brakisches Wasser, das in zahlreiche Irrigationskanäle abgeleitet wird. Die Dörfer Isfara, Tschilgast, Kulkent und Biachen liegen in demselben weiten Längenthale, das sich westöstlich erstreckt. Von Isfara führt die Straße zehn Meilen weit durch ein breites, malerisches Querthal in ein anderes Längenthal hinauf, wo die Dörfer Sur und Tscharku liegen. Dieses Längenthal ist eine Terrasse von 3500 Höhe, 1300 Fuß höher als Khokand. Durch ein anderes Querthal dem Isfara weiter aufwärts folgend, gelangte Fedchenko in das Längenthal oder die Terrasse von Varuch, 4600 Fuß hoch. Varuch ist die letzte feste Ansiedelung; höher hinauf folgen die Jailau oder Sommerweiden der Kirgis-Kiptschaken. Von Varuch ging Fedchenko durch die Hohlschlucht Chodscha-Tschiburgan und erstieg den Dschiptykpaß, 12000 Fuß hoch. Die Südseite dieses Passes fällt außerordentlich steil ab; unten, 2500 Fuß unterhalb der Höhe, rinnt der Bach Dschiptyk, das Hauptquellwasser der Isfara. Der Dschiptyk entquillt fünf Meilen vom Passe einem Gletscher, der fünf Meilen im Durchmesser hat. An der Südseite des Gletschers zieht eine andere Alpenkette, von der hier neun Gipfel von 18—19000 Fuß Höhe sichtbar sind, während die niedrigste Einsenkung zwischen den Gipfeln nicht unter 14000 Fuß hoch ist. Den höchsten Gipfel nannte Fedchenko Schtschurof, nach dem Präsidenten der petersburger Geographischen Gesellschaft.

Fedchenko ging vom Dschiptyk nach Varuch zurück und dann über das Gebirge und 60 Werst östlich nach Soch, welches in demselben Längenthale mit Sur und Tscharku (3500 Fuß hoch) liegt. Durch ein im Süden von Soch sich öffnendes Querthal zieht sich eine Straße, welche südlich über die Gebirge nach Karategin am Surchab, dem nördlichen Hauptarm des Oxus, führt. Die Straße zieht südlich durch die Gebirge bis Jarkusch, dem ersten Ort in Karategin, am Südfuße der Gebirge, dann weiter südlich nach Sakau am Surchab, dann südwestlich längs dem Surchab nach Gharm, Hauptstadt von Karategin. Die Straße ist jedoch schwierig, indem sie neun Pässe durchläuft. Einer von diesen Pässen ist der Tarak, an der Spitze des großen Gletschers, oder Mer-de-glace, in welchem der Sarafschan, der Fluß von Samarkand, entspringt. Man kommt auf diesem Wege mitten durch einen Alpensee, welchen man im Zickzack zu durchwaten hat.

Von Soch ging Fedchenko 50 Werst weiter östlich nach Schahimardan, 4500 Fuß hoch. Von dort machte er einen Excurs von 36 Werst südwestlich nach dem Karakasukpaß. Er stieg bis zur Höhe von 12000 Fuß, der Gipfel des Passes ist aber 14000 Fuß hoch; derselbe war mit Schnee bedeckt. Fedchenko sah ihn von einer alten Moräne aus, welche die Hohlschlucht ausfüllt. In Osten und Westen erhoben sich Berggipfel, mehrere 19—20000 Fuß hoch.

Von Schahimardan ging Fedchenko nach Utsch-Kurgan, 40 Werst nordöstlich. Der Strich des Gebirges ist hier von Nordost nach Südwesten. In Utsch-Kurgan sah Fedchenko Musafer-Schack, gewesenen Bek von Karategin. Dieser war so in Trauer verloren über den Tod einer jungen Frau von 16 Jahren, daß er Fedchenko keine Auskunft über die Geographie von Karategin geben konnte. Er hatte jedoch Zeit, ihm seinen langen Stammbaum vorzulegen, um den Beweis zu liefern, daß er von Alexander dem Macedonier abstamme.

Von Utsch-Kurgan ging Fedchenko nach dem Alai, 72 Werst südlich. Der Weg führte durch den Isfairampaß, welcher 12000 Fuß hoch, jedoch mit einer Alpenvegetation

Digitized by Google

bekleidet und leicht wegsam ist. Am Südfuße des Passes strömt der Fluß Isfairam, welcher östlich davon am Berge Kulnard-Bel entspringt. Hiermit war die Grenze des obern Oxusgebietes erreicht; denn der Isfairam wendet sich nach Süden und ergießt sich im Alai in den Kisil-Su oder obern Surchab, den Nordarm des Oxus, welcher den Alai in südwestlicher Richtung durchfließt. Der Alai ist ein Plateau, sieben Meilen breit und 8000 Fuß hoch, die höchste und südlichste Stufe des ganzen Stufenlandes. Am östlichen Ende ist es breiter und hat hier keinen Gebirgsrand. An der Südseite wird es jedoch von einer mächtigen Gebirgskette berandet, welche an Höhe sämmtliche Ketten des Stufenlandes übertrifft; dasselbe hat in der Kammhöhe überall 18—19000 Fuß, und die Gipfel sind von 25000 Fuß Höhe. Die Schneelinie liegt hier in 14000 Fuß Höhe. Das Gebirge sendet dem Kisil-Su eine große Anzahl von Quellbächen zu. Durch den vom Tus-Su, einem linken Nebenfluß des Kisil-Su, durchflossenen Engpaß Altynin-Dara im westlichen Theile des Hochgebirges gelangt man am Südfuß desselben an den goldführenden Muk-Su, welcher den südlichen Hauptarm des Surchab bildet und sich weiter unten mit den Kisil-Su vereinigt. Im östlichen Ende der Transalaikette, wie Fedchenko das Hochgebirge im Süden des Alai benennt, führt von Norden her der Kisilpaß südöstlich nach Sarikol am Pamir, und noch weiter östlich führt der Tau-Mirunpaß ost südöstlich nach Kaschgar. Vom Alai bis zum See Serikul Wood's beträgt die Entfernung nur 230 Werst; Fedchenko konnte jedoch über die zwischenliegende Strecke keine Auskunft erlangen, weil die Einwohner von Khokand mit denen von Schignan, die Schiiten sind, keinen Verkehr unterhalten. Fedchenko bestätigte doch die Angabe des Abd-ul-Mudschied (1861), daß die Kirgisen des Pamir die Leute von Schignan rauben und in die Sklaverei führen.

Vom Alai begab sich Fedchenko nach Uschor-Osch, 150 Werst nordöstlich. Der Weg führt vom Kisil-Su über die Gebirgskette Kitschi Alai (Kleinen Alai), die Fedchenko auf dem Kavukpaß, 13000 Fuß hoch, durchzog, dann nördlich davon über den Kordum Bel, 13400 Fuß hoch, welcher die Wasserscheide des Jaxartes und Oxus bildet, indem er den Isfairam vom Akbara trennt. Der Akbara fließt nordöstlich in eine Hohlschlucht zwischen zwei Gebirgen nach Usch (Osch).

Von Usch ging die Wanderung nordöstlich nach Usgend und von dort südlich nach Guldscha. Fedchenko beabsichtigte, den berühmten Terekpaß (Terek-Davan) zu besuchen, welcher südöstlich von Guldscha liegt; allein hier reichte die khokander Gefälligkeit nicht weiter aus. Die dem russischen Reisenden beigegebene Escorte weigerte sich, ihn nach jenem Passe zu geleiten, und er mußte nach Usgend zurückkehren. Von dort trat er seine Rückreise nach Taschkend durch das nördliche Khokand über Andidschan, Namangan und Tus an. Schon aus diesem flüchtigen Umriß wird man erkennen, welch ein großer Fortschritt hier gemacht ist, wenn man damit Ritter's Darstellung von Ferghana*) vergleicht.

Hr. von Lesseps hielt in der französischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über sein neues, großartiges, auch vom russischen General Ignatiew lebhaft befürwortetes Project der Centralasieneisenbahn. Sein Plan ist: die Bahn schließt bei Orenburg an die dort bereits bestehende Orsk-Orenburg-Bahn an und läuft von dort im Osten des Aralsees nach Taschkend, einer Stadt mit sehr gesundem Klima, deren Bevölkerung seit dem Eintritt der russischen Herrschaft von 50000 auf 150000 gestiegen ist, nach Chodschend, einer Stadt mit 60000 Einwohnern, in einer an Mineralien und Waldung reichen Gegend, nach dem altberühmten Samarkand, dem uralten Balch (Baktria). Von dort könnte die Bahn durch Kafiristan, das Land der Ungläubigen, d. h. Nichtmohammedaner, die jedoch, eben weil sie das sind, gegen Europäer freundlich sein dürften, geleitet werden und sich in Peschawar den indischen Bahnen anschließen.

Es wäre wol sehr zu wünschen, daß Lesseps sich auch einer andern großartigen, hier nahe liegenden Aufgabe, zu der ihn namentlich seine große Erfahrungen im Kanalbau berechtigen, zuwenden möge, der Zurückführung des Oxus in sein altes, in den Kaspisee mündendes Bett, ein Werk, durch welches nicht nur jene großartige, von der Natur vorgezeichnete Wasserstraße, Wolga-Kaspisee-Oxus, hergestellt, sondern auch, da sich der gegen-

*) Vgl. „Erdkunde", VII, 728 fg.

Digitized by Google

wärtige Mündungsarm des Oxus am Aralsee wohl benutzen ließe, eine Verbindung jener Wasserstraße mit dem Aralsee und dem Jaxartes gegeben würde. Eisenbahnen und Kanäle heben sich nicht gegenseitig auf, sie bedingen vielmehr einander.

Petermann's Mittheilungen geben ein Transscript einer in den Memoiren der kaukasischen Section der Russischen Geographischen Gesellschaft veröffentlichten, sorgfältig entworfenen Karte, welche die Aufnahmen Stebnitzky's und anderer russischen Offiziere während der jüngst von Tschikeschlar und Krasnovodsk aus unternommenen Recognoscirungen enthält. Es ist dies ein höchst werthvoller Beitrag zur Kunde der transkaspischen Region, durch welchen man namentlich zum ersten mal eine authentische Abbildung des alten Oxusbettes erhält.

Sir Bartle Frere, gegenwärtig Präsident der Royal Geographical Society in London, erstattete in derselben Bericht über seine Mission nach Zanzibar und der ostafrikanischen Küste, welcher auch in geographischer Beziehung von großem Interesse war. Frere ging von Aden längs der Küste von Afrika bis Mozambique, dann nach Madagascar, besuchte die Comoroinseln und kehrte im ganzen an 24 Orten ein. Ras-al-Fun, der östlichste Punkt des Festlandes von Afrika, ist ein merkwürdiges Vorgebirge. Es hat sich dort augenscheinlich ein mächtiger Vulkan erschöpft. Das Vorgebirge setzt dem Meere einen glatten, schroffen Wall entgegen, während der Krater dem Continent zugewandt ist, mit welchem das Vorgebirge durch eine schmale und niedrige Landzunge zusammenhängt. Hier befinden sich mehrere Dorfschaften der Somali, große, hübsche, aber sehr arme Leute. Dieselben erwiesen sich gastfreundlich und zuvorkommend. Von Ras-al-Fun bis Melinda scheint das Land, vom Meere aus gesehen, aus einer gleichmäßigen Kette von Sandhügeln zu bestehen, welche beim ersten Anblick ganz kahl und unbewohnt scheinen; bei näherer Betrachtung werden jedoch zahlreiche Pfade und sonstige Anzeichen einer dichten Bevölkerung sichtbar; das Innere enthält eine zahlreiche Bevölkerung von rüstigen, kräftigen, wohlbewaffneten, Vieh- und Schafzucht treibenden Menschen. Es gibt nur wenige Häfen, indem die Küstenlinie nur wenige Einschnitte hat; die vier Städte Marka, Magadono, Bravo und Melinda sind jedoch ansehnliche Handelsplätze. Dieselben enthalten viele stattliche Steinhäuser und sind sämmtlich befestigt. Zwischen den Stadt- und Landbewohnern scheint außerordentliche Abneigung zu bestehen. Bei Sonnenuntergang werden alle Landleute aus der Stadt gewiesen und die Thore gesperrt. Die Regierung der Stadt besteht aus einem Rath von Aelterleuten (Geronten), welcher sämmtliche städtische Angelegenheiten verwaltet. Der Sultan von Zanzibar läßt diese Stadtregierungen völlig unbeschränkt, auch wenn er, wie mitunter geschieht, eine Garnison von Arabern in die Stadt legt. Es wird alsdann ein arabischer Zolleinnehmer eingesetzt, und alles geschieht nominell unter der Autorität des arabischen Sultans, allein es wird jede Einmischung in die Angelegenheiten der Stadt vermieden. Unter der Landbevölkerung behaupten die einzelnen Stämme völlige Unabhängigkeit voneinander. Streitigkeiten werden gewöhnlich durch Zweikampf mit Speer und Schwert entschieden. Südlich von Melinda ändern Land und Leute sich völlig. An die Stelle der Sandhügel und niedrigen flachen Felsenterrassen mit tiefem Wasser hart an der Küste tritt ein Strand, welche überall mit Koralleninseln oder Korallenriffen besetzt ist, und welcher selbst aus einer Reihenfolge von übereinandergehobenen Korallenbänken oder Gries- und Sandstränden besteht. Die Korallenbänke sind in der Nähe der See oft an 60 Fuß über das Meer gehoben. Oft findet man lange Striche von reinem, weißem Sand, welcher aus zerriebenen Korallen entstanden ist. Die aus dem Meere emporragenden Korallenriffe hängen oben immer etwas vor, sind voll von Höhlen und Löchern und an der Spitze meistens mit Palmen und der reichen Vegetation der Tropen bedeckt. Bei schönem Wetter ist das Meerufer von magischem Reiz; diese Schönheit hängt jedoch vom Sonnenschein ab. Weiter landeinwärts steigen die Terrassen von Strandbergen eine über die andere auf, und fern im Innern ragen die Gipfel des Hochgebirges, einige mit ewigem Schnee bedeckt. Das Klima scheint durchaus nicht unzuträglicher, als das des westlichen Indiens, ehe eine civilisirte Bevölkerung sich dort ansiedelte. Die Flußmündungen sind freilich der Malaria unterworfen; doch das höhere Land und die trockenern Ebenen scheinen durchaus nicht ungesunder, als die Malabarküste ohne die Hülfsmittel sein würde, welche die Cultur

Digitized by Google

anwendet. Madagascar ist ein Land von wunderbarer Fruchtbarkeit, und die Comoroinseln sind ein wahres Studium für Geographen und alle, welche sich für schöne Pflanzen und sonstige Naturproducte interessiren, und doch hat man ihnen nur geringe Aufmerksamkeit zugewandt. Mit Bezug auf die verschiedenen Rassen, welche die Ostküste bewohnen, bemerkte Sir Bartle, die Somali seien sehr rührige, leicht zu bessern Zuständen zu hebende Menschen; er hoffe, daß die Engländer sich mit ihnen besser bekannt machen werden. Sie sind wahrscheinlich der großen arabischen Rasse entsprossen, jedoch mit afrikanischen Stämmen vermischt. Sie müssen in einer verhältnißmäßig späten Periode in jenen Winkel Afrikas eingedrungen sein, wo sie die große Nation der Galla vollständig in zwei Hälften schneiden. Die nördlichen Galla, am untern Theil des Rothen Meeres und im Süden von Abyssinien, sind Mohammedaner, die südlichen Galla halten zu ihrer alten Religion. Die Galla sind eine ausgezeichnet schöne Rasse, gewöhnlich mit kaukasischen Zügen, hohen Backenknochen, breiter Stirn, in keiner Hinsicht den Negern ähnlich. Ihre Sprache ist melodisch und in Betreff intellectueller Fähigkeiten sind sie den Negern weit voraus. Von der Grenze des Gallalandes bis Mozambique sind die Einwohner Neger. Im Süden der Galla wohnt der schöne, kriegerische Stamm der Masai, welche große Viehzüchter sind und oft Raubzüge gegen andere Stämme machen, um ihre Heerden zu vermehren.

Dr. Nachtigal reiste nach unsern letzten Nachrichten in Kanem im Norden des Tschadsees, von wo er sich nach dem Fede, auch Bahr-el-Gasal genannt, ein großes Thal, das einst in einer frühern Periode das Bett eines großen, in den Tschad mündenden Flusses war, dann weiter nördlich nach Bateli und Borgu sich begeben wollte.

Nach Nachrichten aus Zanzibar, welche Anfang Januar bei der londoner Geographischen Gesellschaft eintrafen, hat die ostafrikanische Expedition zur Aufsuchung, des inzwischen auf dem Wege an den Seen nach Unjanjembe an der Ruhr verstorbenen Livingstone unter Lieutenant Cameron gegen Ende August 1873 Unjanjembe erreicht. Sie hat mithin zwei Drittel des Weges von der Küste nach Udschidschi am Tanganjika, wo man Nachricht von Livingstone erwartete, zurückgelegt.

Detaillirtere Nachrichten über Cameron's Expedition reichen bis Mitte Juli 1873, wo sie das hochliegende Ugogo durchzogen hatte. Der Marsch ging jetzt besser von statten als in der sumpfigen und ungesunden Küstenstufe, wo sie leider so lange aufgehalten wurde wegen der Schwierigkeit, Pagasi (Lastträger) in hinreichender Anzahl zu miethen und die sonst erforderliche Ausrüstung zu beschaffen, sowie auch wegen wiederholter Fieberanfälle der Expeditionsmitglieder, sodaß Cameron seine Absicht, die Küstenstufe schnell, jedenfalls vor Eintritt der Regenzeit, zu verlassen, nicht auszuführen vermochte. Lieutenant Cameron und der ihn begleitende Mediciner und Naturforscher Dr. Dillon aus Irland trafen bereits vor einem Jahre, am 13. Jan. 1873, in Zanzibar ein; später gesellten sich ihnen Lieutenant Cecil Murphy von der englischen Artillerie, der den abyssinischen Krieg mitgemacht hatte, und Mossat, ein Enkel des rühmlichst bekannten südafrikanischen Missionars und folglich ein Neffe Livingstone's. Dieser hoffnungsvolle, erst zwanzigjährige Jüngling, der in seinem Eifer, sich dieser Expedition anzuschließen, eine schöne Zuckerplantage in Natal verkauft hatte, sollte infolge der mangelhaften Zustände, welche obwalteten, bevor die Expedition in Gang gekommen war, gleich in den ersten Wochen nach seiner Ankunft vollständiger Erschöpfung erliegen. Er starb auf dem Wege nach Rehenneko, das an der Westseite des großen Makata (Sumpfes), am Rande des Hochlandes, welches die innere Einsenkung der großen Seen im Osten umschließt, liegt.

Die Expedition ging von Rehenneko am 30. Mai ab, zusammen 224 Mann mit 22 Eseln. Die Bewaffnung bestand aus 51 Hinterladern und 50 andern Musketen. Nachdem sie dann das steile, aber malerische, schön bewaldete Robelogebirge überstiegen und die verödete Ebene Marenga Mkali durchzogen hatten, ging der Marsch durch das 3300 Fuß hohe Prairieland Ugogo. Zu Mpuapua war Theuerung der Lebensmittel wegen der Plünderung des Räuberhauptmanns Kadirigo, welcher es wagte, das englische Lager zu besuchen, und die dortigen Eingeborenen einzuschüchtern versuchte, sich jedoch schließlich mit Cameron in gutes Einvernehmen setzte. Auch empfing Cameron hier den

Digitized by Google

Besuch eines der kleinen Fürsten, welcher seinen Dank dafür abstattete, daß Cameron die Wanjamuesi-Karavane gegen eine arabische Räuberbande beschützt hatte. Nach ihrem Abmarsch aus Mpuapua befand sich die Expedition in der Mitte von Kadirigo's Räuberbande, welche aus sehr stattlichen, kräftigen Männern bestand, die sich gegen die Expedition ganz freundlich erwiesen und ihr sehr bereitwillig und zu sehr billigen Preisen Rinder, Ziegen und sonstige Lebensmittel verkauften, welche sie den rechtmäßigen Eigenthümern genommen hatten. Der nächste Tagemarsch führte nach Tschunpo (Chunpo), wo sie gutes Wasser fanden, weshalb sie einen Vorrath des köstlichen Elements hier einnahmen. Unterwegs sahen sie die erste Heerde Zebras, prächtige Thiere, aber so scheu, daß man sich ihnen nicht auf 600 Schritt nähern konnte, sodaß niemand zum Schuß kommen konnte. Eine große Heerde Rothwild weidete neben den Zebras. Auch kamen während dieses Marsches einige Haartebeesten und Antilopen in Sicht, aber ebenfalls außer Schußweite.

Auf dem nächsten Tagemarsche kam man drei Stunden lang durch so dichten Wald, daß man sich in tiefer Dunkelheit befand; zugleich wurde kein Wasser angetroffen. Die Leute waren am Abend so ermüdet, daß sie, ohne die Zelte aufzuschlagen, im Freien schliefen. Am folgenden Tage, dem 23. Juni, kamen sie nach Mwumi, wo sie drei Tage lang mit Verhandlungen über den dem Fürsten zu entrichtenden Zoll aufgehalten wurden. Als sie am 26. Juni Mwumi verlassen hatten, wollte einige Meilen außerhalb eine Bande Wagogo abermals Mbongo (Zoll) erpressen, allein eine rechtzeitige Vorzeigung einer Büchse in Dillon's Hand machte den Weg bald frei. Am Abend lagerte die Expedition an einem hübschen kleinen See, und groß war das Erstaunen der Neger, als die Engländer ihr Kautschukboot aufblieſen, es vom Stapel ließen, darin fortruderten, um Enten zu jagen, und darin wohlbehalten zurückkehrten.

Am 27. Juni erreichten sie ein quadratförmiges, befestigtes Dorf, wo wieder halt gemacht wurde, um den Befehl des Fürsten betreffs des Mbongo einzuholen. Dies war ein schwieriges Geschäft, weil der Schatzkämmerer, durch den allein die Gebühr entrichtet werden konnte, betrunken war; denn der Fürst hatte die Begräbnißfeier seiner Schwester begangen, wobei dann reichliche Libationen vom Pombe geopfert worden waren, sodaß der ganze Hof berauscht war. Jenes Pombe, das aus Holcus, Metana, gebraute Bier, schmeckt ungefähr wie sauere Milch; ist aber sehr erfrischend und nahrhaft, und die europäischen Mitglieder der Expedition gewöhnten sich bald an dasselbe. Das Klima hatten sie soweit ganz angenehm gefunden; die Tage waren heiß, doch die Nächte kühl genug, um eine Wolldecke nöthig zu machen. Murphy hatte einige leichte Fieberanfälle, sonst aber erfreute sich die ganze Gesellschaft der besten Gesundheit. Da dies die trockene Jahreszeit war, so war der Boden sehr ausgetrocknet. Der Anbau zeigte sich sehr ausgedehnt und das Land ernährt außerdem große Heerden von Rindern und Ziegen. Hyänen sind sehr zahlreich. Des Nachts wurden die Hunde von dem Geschrei eines kleinen Raubthieres, einer Art Katze, so gereizt, daß man aus Furcht, sie möchten sich verlaufen, sie festbinden mußte. Die Expedition besorgte, daß ihr Vorrath an Tuch, das Haupttauschmittel, nicht weiter als bis Udschidschi am Tanganjika ausreichen würde, in welchem Falle sie mehrere Monate dort aufgehalten werden würde, um weitere Zufuhr abzuwarten.

Am 5. Juli erreichten sie Kanjemje, wo sie die Karavane von Unjanjembe trafen und die erfreuliche Nachricht erhielten, daß der Fürst Mirambo bei Tabora eine vollständige Niederlage erlitten hatte, sodaß der directe Weg nach Udschidschi nun offen war, wo sie Ende September einzutreffen erwarteten. Der Fürst von Kanjemje ist der Burton und Spake bekannte; er ist jetzt über 100 Jahre alt, lahm und blödsinnig. Das Mbongo wird von seiner Frau und einem seiner Söhne erhoben. Wegen eines zwischen zwei Negern der Expedition entstandenen Streites, bei welchem der eine leicht verwundet worden war, verlangte der Fürst Entschädigung für das in seinem Gebiete vergossene Blut, doch ließen sich seine Leute mit einer Kleinigkeit abfinden. Die Hütten der Einwohner sind hier elend, niedrig, rauchig, dunkel und voll von Ungeziefer; dessenungeachtet scheinen die Leute sich wohl zu befinden. Es war erstaunlich, welche Schwärme von Tauben sich des Abends an den Lachen zur Tränke versammelten.

Am 14. gelangte die Expedition nach Mdaburu. Unterwegs gewahrte sie an Lachen zahlreiche Spuren von Elefanten und anderm Hochwild; doch kamen ihnen nur Hyänen

Digitized by Google

zu Gesicht. Bei Usekki, welches sie am 10. erreichten, wurde die Landschaft durch die warme Färbung der hier zu Tage stehenden Granitfelsen belebt, während das Laub der Bäume gefallen war und nach der Getreideernte sich rings nur einförmige Stoppelfelder ausbreiteten. Sie näherten sich jetzt der Westgrenze von Ugogo und dem Anfang der großen centralen Einsenkung. Das Klima war jedoch noch immer vortrefflich. Von Usekki marschirten sie nach Kboko, wo sie wieder anhalten mußten, um Mbongo zu entrichten. Dies war jeden andern Tag erforderlich, und der dadurch veranlaßte Aufenthalt sowie das Feilschen um den Betrag war äußerst verdrießlich. Bei Kboko wurden mehrere Aguti geschossen — ein Thier, welches einem großen Meerschweinchen ähnlich ist, aber längere Beine und vorzügliches Fleisch hat. Kboko war das größte Dorf, welches sie in Ugogo antrafen; hier waren mehrere Suaheli und Halbblutaraber wohnhaft. Die Expedition wurde hier eine Zeit lang aufgehalten, weil einer der Pagasi mit einem Ballen Merikani (gefärbten amerikanischen Calicot für die Leibröcke der Männer) entlaufen war, ein Verlust, den man nicht ohne weiteres hingehen lassen konnte. In Mdaburu waren die Lebensmittel gut und reichlich, Ochsenfleisch, vorzügliches Ziegenfleisch, Mais, Kürbisse, Bohnen, Schotennüsse, Grundnüsse, Taback. Frische Milch war nicht leicht zu bekommen, weil die Leute die Milch gewöhnlich sauer werden lassen. Die Expedition benutzte Honig anstatt des Zuckers zum Thee und ein heißer Kuchen mit vortrefflicher frischer Butter war ein vollständiger Ersatz für Brot. Alle Abende bei Beendigung des Tagemarsches fanden die Führer der Expedition ihre Zelte aufgeschlagen und die Leute errichteten ihre Hütten aus Zweigen, Maisstroh oder Gras mit erstaunlicher Geschwindigkeit, sodaß eine kleine Stadt gleichsam durch Zauberei entstand.

Von der Kongoexpedition des Lieutenants Grundy zur Unterstützung Livingstone's ist noch keine weitere Nachricht eingetroffen. Hr. Young in England, welcher zu dieser Expedition bereits 2000 Pfd. St. beigetragen, hat erklärt, daß er fortan sämmtliche Kosten dieser Expedition tragen wolle.

Die Sitzungsberichte der münchener Akademie der Wissenschaften enthalten einen Aufsatz von Hermann von Schlagintweit über die Jade des Kuenlun. Der Verfasser besuchte die Brüche am Flusse Karakasch, wo die Chinesen früher einen großen Theil ihrer Jade erhielten, welche vor einiger Zeit auch von Cayley beschrieben worden sind. Schlagintweit gibt in seinem Aufsatz auch Auskunft über die an andern Localitäten gewonnenen Jade und bespricht eingehend die Quelle der in den schweizer Pfahlbauten gefundenen Jade. Schließlich erhält man eine klare Angabe der Merkmale, durch welche die echte Jade oder der Nephrit sich von den verwandten Mineralien, Jadeit und Saussurit, unterscheidet.

Seit dem Jahre 1856 hat die Kaiserliche Geographische Gesellschaft zu Petersburg eine russische Uebersetzung der Asien betreffenden Theile von Ritter's „Erdkunde" mit Noten und Ergänzungen, welche das Werk bis zur gegenwärtigen Zeit führen, herausgegeben. Die ersten drei Bände wurden von Semenof, die beiden letzten, welche von Kabulistan, Kafiristan und Ostturkestan handeln, von dem Orientalisten Grigorief herausgegeben. Jetzt ist ein neuer Band von Grigorief's Serie erschienen, welcher jedoch ein völlig originales Werk ist und eine Geschichte von Ostturkestan von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart enthält.

Oberst Veninkof, der Secretär der petersburger Geographischen Gesellschaft, hat ein Buch über die russischen Grenzen in Asien mit Karten herausgegeben, welches sowol geographisch wie geschichtlich bedeutenden Werth hat und die Geschichte des russischen Vorrückens in Asien eingehend und anschaulich darstellt.

Von dem russischen Reisewerk des Naturalisten Severtzof über Centralasien ist der erste Band erschienen.

Die Fahrt des Kapitäns Moresby mit dem englischen Kriegsschiff Basilisk nach Neuguinea hat uns über dasselbe höchst wichtige Resultate geliefert. Moresby segelte am 20. März 1873 von Somerset, Cap York (Queensland, Australien) und beabsichtigte zunächst zu untersuchen, inwiefern die 25 Meilen entfernte Hammondinsel geeignet sei, die Niederlassung aufzunehmen, im Falle beschlossen werden sollte, sie von Somerset dahin zu verlegen. Die Untersuchung ergab, daß die Insel wohl bewässert ist und gute

Digitized by Google

Ankerplätze besitzt. Von Hammond fuhr Moresby nach den Cornwallis- und Warrioriseln, wo er Lieutenant Connor mit der Pinasse und neun Mann entsandte, um während seiner Abwesenheit die Torresstraßenküste von Neuguinea aufzunehmen. Moresby nahm hierauf seinen Curs nach Neuguinea und zwar nach Osten, um die noch nicht aufgenommene Ostküste Neuguineas zu umschiffen und einen Versuch zu machen zur Vervollständigung von Kapitän Stanley's Aufnahme. Jene Küste sollte im höchsten Grade gefährlich sein, überall umgeben von verborgenen Klippen, von welchen das Senkblei, wenn man sich ihnen nähert, keine Anzeige gibt, bewohnt von feindseligen Eingeborenen, in dieser Jahreszeit höchst ungesund und stürmisch: die Fahrt berechtigte also zu Besorgnissen. Moresby steuerte zuerst auf die Yuleinsel, denn er erwartete an der Küste die Mündung eines großen Flusses zu finden, vermittels dessen er in das Innere von Neuguinea einzudringen gedachte. In dieser Erwartung fand er sich getäuscht. Man fand in der That einen großen Strom; allein bei näherer Untersuchung erwies sich derselbe nur als der Abfluß eines weiten Marschlandes. Ein anscheinend mächtiger Fluß ergoß sich weiter oberhalb in die Wasserfläche, allein mit so reißender Strömung, daß das Ruderboot nicht dagegen ankommen konnte. Nach einer flüchtigen Aufnahme der Gegend fuhr Moresby nun nach dem bisherigen Südostcap von Neuguinea, d. h. nach der Stelle, wohin nach der vom Kapitän Stanley vor 25 Jahren vorgenommenen Vermessung das Südostcap bisher gesetzt worden war. Stanley hatte seine Aufnahme der Louisiaden vollendet, als er seine Aufnahme von Neuguinea begann an einem Punkte, der 40 englische Meilen von der vermutheten Südostspitze lag. Von jener Position aus sah er ein anscheinend ununterbrochenes hohes Gebirge sich durch diese ganze 40 Meilen lange Strecke hindurchziehen, und dasselbe ist demgemäß auf seiner Karte angesetzt. Nach Norden war die Ostküste von Neuguinea noch nie näher untersucht worden, und die Fahrtbestimmungen der englischen Admiralität nahmen wahrscheinlich an, daß die Gruppe großer Inseln, welche der alte französische Admiral d'Entrecasteaux nach sich benannte, einen integrirenden Theil von Neuguinea bilde. Auf allen Karten lief Neuguinea nach Südosten in der Form eines Keiles aus. Moresby wollte nun sehen, wie weit diese Annahmen begründet seien. Er legte zuerst bei der Teeteinsel an, der westlichsten der Louisiaden; dieselbe war in der Entfernung vom Kapitän Stanley gesehen, jedoch noch niemals von einem Europäer besucht worden. Es ist eine hohe Insel mit ausgedehntem Anbau, dicht mit Einwohnern bevölkert, mit denen man bald im besten Einverständniß war, obgleich sie ganz unverkennbar Kannibalen waren und sich alle Mühe gaben, den Seeleuten verständlich zu machen, daß sie die einstigen Besitzer der Hirnschädel, welche in ihrem Dorfe aufgehängt waren, und der Kinnladen und sonstigen Knochen, welche ihren köstlichsten Zierath ausmachten, aufgegessen hätten. Gegen die Seeleute aber erwiesen sie sich dermaßen als ein friedliches, intelligentes, gastfreundliches Volk, daß jene sich ans Land begaben und ganz ungescheut mit ihnen verkehrten. Sie waren ein hellkupferfarbener Stamm.

Von Teete fuhr der Basilisk nach dem Südostcap von Neuguinea, welches 25 Meilen nördlich entfernt war. Als es erreicht war, fand man in dem vermutheten Cap eine kleine hohe Insel. Hierauf löste sich ein weiterer Theil der Küste in eine hohe kleine Insel auf. Dies veranlaßte Moresby, weiter nach Westen zu steuern, längs der (vermeintlichen) Südküste des Hauptlandes. Am 10. April fand er einen Ankerplatz für die Nacht unter dem Lei einer kleinen hohen Insel, eine halbe Meile von dem (vermeintlichen) Hauptlande. Am Morgen sah das hohe, glatte, grasige Gestade der Insel, obgleich steil, doch so leicht ersteigbar, so wiesenartig aus, daß die Schiffsoffiziere vor Frühstück ans Land gingen und sich einen angenehmen Ausflug versprachen. Doch sie sahen sich getäuscht. Das glatte, grasige Aussehen rührte von einem groben scharfkantigen Grase, das 12, 14, 16 Fuß hoch war. Mit zerrissenen Kleidern und zerschnittener blutender Haut überwanden die Wanderer jedoch zuletzt das Hinderniß und gelangten auf den Gipfel der Insel, welchen ein einzelner, prachtvoller Baum von gewaltigen Dimensionen krönte. Sie kletterten auf diesen Baum, wo ihrer eine reichliche Belohnung für ihre Mühe erwartete. Sie gewahrten, daß ein glänzender, blauer Faden von tiefem Wasser hier die große Gebirgskette von Neuguinea durchschneidet und das vorher als Theil von Neuguinea betrachtete Land, das sie gestern entlang segelten, zur Insel macht. Die Insel ist 12 Meilen lang, 8 Meilen breit und 2000 Fuß hoch. Nach Südosten waren,

Digitized by Google

soweit das Auge reichte, Inselgruppen verstreut. Lange schauten die Reisenden ernsten Blicks von ihrem wuchtigen Baum herab, begierig zu erfahren, was sie wol noch weiter entdecken möchten. Sie maßen einige Winkel und eilten zurück, wobei der Pfad, den ihre Leiber beim Hinaufklettern gebahnt hatten, den Weg hinunter leicht machte. Es war Charfreitag und nach dem Gottesdienst fuhren sie ab, um die neugefundene Straße zu erkunden. Es war in der That eine prächtige Tiefwasserstraße, die gerade nach Norden führte, durch welche jedoch eine Flutströmung gleich einem Mühlstrome hindurchsetzte. Die Insel wurde Moresby benannt, ihr im Nordosten gelegener höchster Gipfel Sir Fairfax und die Meerstraße Fortescue. Sie fuhren die Fortescuestraße hinauf in der Erwartung ohne Schwierigkeit hindurchzukommen; allein am nördlichen Ende fanden sie sich plötzlich in ein Labyrinth von Korallenriffen verwickelt und nach zwei Tage lang fortgesetzten vergeblichen Versuchen, einen Weg hindurch zu finden, mußten sie endlich wieder umkehren. Sie fuhren darauf im Ruderboote ostwärts um die Moresbyinsel herum und machten eine sorgfältige Aufnahme, wobei sie vier Tage beschäftigt waren. Das Klima war freilich glühend heiß. Die Eingeborenen waren die angenehmsten Wilden, die den Reisenden noch vorgekommen waren.

Von der Nordseite der Moresbyinsel und dem Nordende der Fortescuestraße fuhren sie im Boote weiter nach Westen und fanden noch zwei andere Meerengen, welche das Neuguineagebirge spalten und zu hohen Inseln machen, womit zusammen an 40 Meilen von der bisher angenommenen Länge von Neuguinea abgeschnitten waren. Sie fuhren nach Süden zurück, durch die zweite Straße, einen großartigen Kanal, durch welchen an tausend Great-Easterns zu gleicher Zeit hindurchfahren könnten, und kamen genau an dieselben Stelle der Südküste hinaus, wo Kapitän Stanley seine Aufnahme angefangen hatte. Die Einfahrt zu diesem schönen Kanal, welchen Kapitän Moresby Chinastraße nannte, war durch eine hohe, fünf Meilen nach Südosten ausgestreckte Insel bedeckt, deren südliche Endspitze Kapitän Stanley, der nicht wußte, daß dies eine Insel ist, Heath Point nannte. Der Kanal erhielt den Namen Chinastraße, weil Moresby für wahrscheinlich hält, daß die Heerstraße des aufblühenden Handels zwischen Australien und China sich eventuell dort hindurchziehen werde. Nachdem das Boot nach dem Basilisk zurückgekehrt war, der noch in der Fortescuestraße lag, fuhr das Schiff nach der Chinastraße und ging vor Anker in Possessionbai an der Ostseite der Straße, wo Kapitän Moresby in der Ansicht, daß die neuentdeckten Inseln in Zukunft von Wichtigkeit werden könnten, weil sie die Straße von Australien nach China beherrschen, eine Flaggenstange aufpflanzte, die Marinesoldaten und Matrosen landen, sich mit einem Salutirfeuer der ganzen Mannschaft empfangen ließ und sodann das Unionjack aufhißte und eine Proclamation verlas, in welcher er im Namen Ihrer großbritannischen Majestät von dem sämmtlichen entdeckten Lande Besitz nahm, worauf die Feierlichkeit mit einem allgemeinen Salutiren der Flagge und drei Lebehochs auf die Königin schloß.

Der Basilisk blieb in der Chinastraße, bis eine Karte der entdeckten Inseln aufgenommen war, und segelte dann nach Nordwesten, indem man meinte, daß das hohe Land, welches im Norden vor ihnen lag, die d'Entrecasteauxinseln seien, und daß man die Meerenge, welche dieselbe vom Hauptlande von Neuguinea trennt, zu passiren habe, wie die Karte angab. Als sie jedoch gegen 20 Meilen nach Westen, im Norden der südlichen Halbinsel von Neuguinea, gefahren waren, erkannten sie zu ihrem Erstaunen, daß sie sich in einem Cul-de-sac befanden, nämlich in einer großen Bai, 40 Meilen lang und 10 bis 20 Meilen breit, indem das im Norden vorliegende Land ein vorragendes Stück der südlichen Halbinsel von Neuguinea war. Sie fanden eine allerliebste kleine Bucht, an welcher ein großes Dorf lag. Sie weilten hier mehrere Tage und vermaßen und erkundeten dieses neue, noch von keinem Europäer erblickte Gestade. Wie gewöhnlich, erwiesen sich die „grimmigen" Einwohner sehr harmlos, freundlich und gutmüthig, entzückt, die Blaujacken bei sich im Lande zu haben. Sie waren ohne Zweifel Kannibalen, allein sie schienen keinen Geschmack an weißen Menschen zu finden. Das Land ist äußerst fruchtbar und erzeugt tropische Früchte in Fülle. Die Vögel zeichnen sich durch ihr prachtvolles Gefieder aus, sind aber arge Schreier.

Von der Westspitze der Bai, der Milnebai, fuhren sie weiter nach Osten, längs des Nordufers derselben ungefähr 30 englische Meilen weit und erreichten endlich das echte Süd-

Digitized by Google

oſtcap. Neuguinea läuft alſo nicht, wie bisher angenommen, in einen Keil, ſondern in eine Gabel aus. Beim Südoſtcap trafen ſie eine große Menge von Sandbänken und Klippen, ſodaß ſie Anker werfen mußten; ſie umfuhren jedoch das Cap im Ruderboote und fuhren zwei Tage lang an der Nordküſte der ſchmalen und langen Landzunge, die in dem Cap endigt, wieder das Land vermeſſend und bei mehrern großen Dörfern landend. Nach ungefähr 25 Meilen kehrten ſie um, denn ſie ſahen jetzt das Gebirge, die Stirlingkette, 60—80 Meilen weit ununterbrochen nach Weſtnordweſt ſich hinziehen, begrenzt von einem klaren Meere. Am 1. Mai kehrten ſie nach der Chinaſtraße zurück, wo ſie noch einige Tage weilten, und kamen am 15. Mai wieder beim Cap York an. Für einzelne Stämme war Papier ein ſehr anziehender Artikel; ſie waren mit dem Gebrauch von Eiſen unbekannt und nahmen es nicht in Tauſch für ihre Yamwurzeln, Federn und Steinbeile. Meiſtens aber waren alte eiſerne Reife das gangbarſte Tauſchmittel, für das man nicht nur vortreffliche Yamwurzeln in Menge, ſondern auch Schweine erhielt. Verſchiedene Arten von Obſt und Gemüſepflanzen waren ebenfalls in Ueberfluß vorhanden. Die Einwohner dieſer Gegenden ſind ſämmtlich ein Stamm von ſchlankem Wuchs und kupferfarbenem Teint, anſtändig mit einem Lendentuch von Palmblättern bekleidet; es gibt unter ihnen viele hübſch und intelligent ausſehende Menſchen. Sie gehören zur malaiiſchen Raſſe und unterſcheiden ſich weſentlich von den dunkelſchwarzen, ſplitternackten Papua der Torresſtraße. Ihre Hütten von Rohrflechtwerk ſtehen in Hainen von Cocosnuß-, Brotfrucht- und Bananenbäumen, ſodaß niemand einen Steinwurf weit von ſeiner Thür zu gehen braucht, um ſich ſeine Lebensbedürfniſſe zu pflücken. Bei Cap York traf auch Lieutenant Connor mit der Pinaſſe ein, welcher 200 Meilen Küſtenlinien und Klippen vermeſſen hatte.

Dr. Beccari, der italieniſche Naturforſcher, welcher im Jahre 1872 acht Monate in Neuguinea, meiſtens zu Sorong an der Galewoſtraße und zu Andai am Arfakgebirge bei Dorog zubrachte und dann wegen der Krankheit ſeines Genoſſen D'Albertis nach Amboina zurückkehrte, von wo er ſeine reichhaltigen botaniſchen Sammlungen nach Italien abſandte, begab ſich im Februar 1873 nach den Aruinſeln, begleitet von vier Jägern. Der berühmte Naturforſcher A. R. Wallace beſuchte dieſe Inſeln im Jahre 1857 und brachte beträchtliche Sammlungen zuſammen; ſeitdem ſind ſie von dem Ornithologen Rotenberg und von den italieniſchen Reiſenden Cerruti und de Bennito beſucht worden. Die Arugruppe liegt ſüdlich von der nordweſtlichen Halbinſel von Neuguinea und öſtlich von den ſüdlichen Bundainſeln.

Beccari traf am 24. Febr. 1873 in Dobbo, dem Hafenplatz der Gruppe, ein und nahm ſein Hauptquartier in dem Dorfe Wokan auf der gleichnamigen Inſel, der größten der Gruppe, nördlich von Dobbo, das auf einer kleinen Inſel liegt. Er wohnte dort in einer Hütte von Palmblätterflechtwerk auf einem Geſtell von Farrnſtämmen. Die Erwartungen, mit denen Beccari die Exploration antrat, haben ſich freilich nicht beſtätigt; es war allerdings zu vermuthen, daß nur wenige zoologiſche Neuigkeiten gefunden werden würden, doch kaum, daß auch die botaniſchen ſo kärglich ausfallen würden. Mit eifrigem Suchen ſammelte er in vier Wochen gegen 400 Pflanzenſpecies. Seine ornithologiſche Sammlung beſtand (Juli 1873) aus 600 Specimen, welche jedoch nur 125 Species repräſentirten, welche bis auf 7 oder 8 auch bereits von Wallace geſammelt worden waren. Er hat ein ſchönes Specimen eines Kaſuar erlangt, ein ausgewachſenes Männchen; der Arukaſuar iſt ſehr ſelten. Von der Paradisea apoda konnte er nur 7 Specimen erlangen. Es wird eben jetzt ein zerſtörender Krieg von den Eingeborenen gegen dieſe prachtvollen Vögel geführt, weil ein hoher Preis dafür gezahlt wird. Einen Balg, präparirt in der barbariſchen Weiſe der Eingeborenen, rauchicht und entſtellt, bezahlen die Macaſſarhandelsleute mit einer Kiſte Javaarak, 15 große vierkantige Flaſchen enthaltend, 6 Thlr. an Werth. Von Dobbo ſind im erſten Halbjahr 1873 gegen 3000 Bälge von Paradiesvögeln ausgeführt worden. Von Ophiden hatte Beccari nur 5 oder 6 Species gefunden, von denen keiner giftig iſt; es ſcheint, daß, Sarlopendra und Skorpionen ausgenommen, die Aru keine giftigen Thiere beherbergen. Dagegen gibt es in den umliegenden Meeren verſchiedene giftige Fiſche, darunter einen, welchen die Einwohner Bibi nennen und welcher die Gewohnheit hat, ſich mit Luft aufzublaſen. An dem Tage, an

Digitized by Google

welchem Beccari in Wokan ankam, starben fünf Personen, welche Bibi gegessen hatten. Er konnte nur wenige Mammalien erlangen, welche bekanntlich in dieser Region selten sind. Unter diesen erhielt Beccari eine Doropsis, welche Wallace während seines dortigen Aufenthalts vergeblich suchte und die in den meisten Museen sehr begehrt ist. Die Flora der Aru ist entschieden papuanisch; obgleich arm an Arten, ist sie doch von Interesse, indem sich der Vorgang deutlich zeigt, durch welchen auf diesen Inseln Pflanzen heimisch wurden. Die meisten hiesigen Pflanzen tragen fleischige Früchte, und diese werden von den Vögeln begierig verzehrt, namentlich von den Tauben, welche mehr als irgendein Thier zum Aussäen der Pflanzen beitragen. Die meisten Vögel in den Aru sind aber Karpophagen. Die Kasuare sind auch sehr thätige Saatausstreuer; sie verschlingen fleischige Früchte aller Art und transportiren die Samen mit pferdeartiger Geschwindigkeit nach weiten Entfernungen. Unter den Pflanzen, deren Samen vom Winde fortgeführt wird, gibt es hier viele Asclepiaden.

Beccari blieb in Wokan bis Mitte April; die andere Hälfte des April und den Monat Mai brachte er in Glabulengan im Osten der Gruppe inmitten des Urwaldes zu. Er machte sodann von Wokan aus eine Reise nach dem Süden der Gruppe, die viele Schwierigkeiten hatte. Er machte die Fahrt längs der Gruppe in einem Kahne und brauchte 12 Tage, um 10 (deutsche) Meilen zurückzulegen. Unterwegs schwebte er in großer Gefahr, in seinem gebrechlichen Fahrzeuge und mit sehr geringem Wasservorrath von der reißenden Strömung, die aus einem der engen Meerarme der Gruppe hervordrang, in die hohe See hinausgetrieben zu werden. Zwischen Pulo Babi und Maikon hatten die verrotteten Rotang, welchen den Kahn zusammenhielten, sich unversehens gelöst und die Reisenden erwachten in der Nacht mit dem Boot voller Wasser, noch gerade zur rechten Zeit, um in seichtes Wasser zu gelangen. Schließlich erhob sich ein heftiger gegnerischer Wind, gegen den sie nicht ankommen konnten. Beccari war also genöthigt, sein Vorhaben, nach Trangan im Süden der Gruppe zu gehen, aufzugeben und in Lutor, in der Mitte der Westseite der Gruppe, zu bleiben. Die Stelle war interessant, weil sie von wilden, mit Malaienblut unvermischten Papua bewohnt war. Beccari kam während einer Begräbnißfeier an, die beinahe mit einer Metzelei geendigt hätte. Einwohner aus der Nachbarschaft hatten sich in dem Dorfe eingefunden und trafen hier Feinde, die von den Lutorleuten ebenfalls zur Todtenfeier eingeladen worden waren. Beleidigende Worte wurden gewechselt, und die ganze Gesellschaft theilte sich alsbald in zwei feindliche Haufen von je 40 Mann, die bereits vom Arak genugsam aufgeregt waren; Schwerter wurden gezückt, Speere geschwungen, Bogen gespannt. Beccari's Gefolge von Nordaruleuten war gar nicht abgeneigt, sich an dem Strauß zu betheiligen, und gesellte sich zu einer der beiden Parteien. Beccari's Wohnung stand gerade in der Mitte zwischen beiden kriegerischen Parteien, und obwol er sicher war, daß ihm kein absichtlicher Schade zugefügt werden würde, konnte sich doch gar leicht ein Schuß nach ihm hin verirren. Zwei Männer schlugen sich bereits, ein allgemeiner Kampf schien unvermeidlich. Der Lärm, das Geschrei, die Geberden waren wüthend. Da trat Beccari dazwischen, und seine Gegenwart verhinderte sofort alles Blutvergießen. So groß war der abergläubische Scheu, die sie vor dem weißen Mann hegten, daß sie sofort zurücktraten; verschiedene Männer waren ihm behülflich, die wüthendsten Streiter zurückzuhalten. Beccari's Drohung, auf beide Parteien zu feuern, stellte den Frieden vollständig her. Ende Juni kehrte Beccari nach Wokan zurück und sah sich nun nach einem andern Entdeckungsgebiete um. Die Aru sind so ungesund wie Neuguinea; jährlich stirbt eine beträchtliche Anzahl von Eingeborenen an Fieber und Ruhr; jene seltsame und gefährliche Krankheit, das Beriberi, die Pest Neuguineas, ist jedoch in den Aruinseln nicht bekannt.

Beccari schiffte sich Anfang Juli in Dobbo in einem chinesischen Prahu nach den Keiinseln im Westen der Aru ein, wo Wallace, der mit Bewunderung von der Landschaft und Bevölkerung spricht, im Jahre 1857 einige Tage verweilt hatte. Beccari hätte aber die Kei beinahe nimmer erreicht. Während der Ueberfahrt erhob sich ein Sturm, welcher die mürben Mattensegel des Prahu zerriß, und dieser, ein Spielball für Wind und Wetter, scheiterte an der Ostküste der Großen Kei. Glücklicherweise fand der Schiffbruch bei Tage und in Sicht einer bewohnten Stelle statt. Die Eingeborenen eilten, sprangen herbei und strengten sich so mannhaft an, daß kein Menschenleben verloren ging und so-

Digitized by Google

gar die Fracht größtentheils geborgen wurde. Beccari rettete alle seine Sammlungen, nur sein Reisvorrath wurde durch Seewasser geschädigt und ein Theil seines Gepäcks ging verloren oder wurde entwendet. Beccari ließ seine gerettete Habe von Lastträgern über die Insel nach deren Westküste tragen und blieb dort einen Monat. Dann ging der Reisende in einem lecken Boot nach der Kleinen Kei im Westen der Großen und nahm seine Wohnung in Tual bei Dulan. Zu Tual befinden sich ausgedehnte Werften, wo große Prahu in europäischer Schiffsform gebaut werden. Die Einwohner der Kei sind geschickte Schiffbauer und Zimmerleute und haben als solche guten Verdienst, allein sie vernachlässigen den Landbau, weshalb die Lebensmittel theuer sind.

Kapitän Edwin Redlich vom Schoner Franz hatte auf einer Handelsfahrt, welche er von Sidney nach dem westlichen Polynesien und Neuguinea machte, sehr denkwürdige Erlebnisse. Er landete zuerst an der Westküste von Ureparapara oder Blighsinsel, bekannt aus der denkwürdigen Fahrt des Kapitäns Bligh in einem offenen Boote nach der Meuterei des englischen Kriegsschiffs Bounty. Diese Insel ist der Krater eines erloschenen Vulkans, 3 (deutsche) Meilen in Umfang und 2000 Fuß über dem Meere; eine Oeffnung an der Ostseite mit tiefem Wasser führt in ein inneres Wasserbecken. Kaum aber war die Mannschaft des Franz gelandet, als die Einwohner in großen Haufen zu ihr hinunterstürmten und mit ihren vergifteten Pfeilen auf sie schossen. Dieselbe erwiderte die ungastliche Begrüßung mit ihren Feuerwaffen und zog sich eiligst in ihr Boot und nach dem Schiffe zurück. Der Franz fuhr sodann nach dem Solomon-Archipel und ging vor Anker in der Makioabai an der Westküste von San-Christoval. Obgleich diese Insel von Europäern häufig besucht wird, das Meer an der Westküste namentlich ein beliebter Grund der Walfischjäger ist, so sind die Einwohner doch noch Kannibalen. In Gesellschaft von Perry, einem in Makioa wohnhaften Engländer, und Wapanoco, dem Häuptling des Makioastammes, fuhr Redlich in einem von vier Polynesiern geruderten Boote nach einer kleinen Insel, um Kaninchen zu jagen. Unterwegs trafen sie mehrere Kriegskähne und, als sie bei einem derselben anlegten, fanden sie darin einen menschlichen Körper, welcher theilweise gebraten war. Perry beobachtete dies nicht weiter, denn es war ihm eine alltägliche Sache; da er aber bemerkte, daß Redlich sich entsetzte, so äußerte er, er habe oft an die zwanzig menschliche Körper gar gebraten und für den Tisch zugerichtet, zu gleicher Zeit am Strande liegen sehen. An Bord des Kriegskahnes waren zwei Gefangene, ein Knabe und ein Mädchen von vierzehn Jahren. In der Absicht, ihr Leben zu retten, erbot sich Redlich, sie zu kaufen; allein nichts, das er bieten konnte, vermochte die Eingeborenen zu bewegen, ihre Beute herauszugeben. Redlich hörte hernach, daß die Schwarzen nach Makioa fuhren und dort die eine Hälfte des gebratenen Körpers verkauften; bei einem andern Stamme wurde dann die andere Hälfte, sowie auch die beiden jungen Gefangenen verkauft. Redlich fand darauf noch zwei Schädelhäuser, zwei Hütten, wo eine große Menge von Schädeln geschlachteter Menschen aufgespeichert war. Bemerkenswerth ist, wie in ihrem äußern Benehmen alle diese Kannibalen so ruhig, mild und harmlos sind. Die Insel San-Christoval ist an 70 englische Meilen lang und 20 Meilen breit, sie steigt in der Mitte zur Höhe von 4000 Fuß auf. Ihre Vegetation ist überaus üppig und prachtvoll.

Hierauf besuchte Redlich die Eddystone- oder Simboinsel, einen 1000 Fuß hohen Felsen mit einem kleinen Hafen an der Westseite, wo der Franz sehr behaglich lag. Die Insel ist vulkanisch und enthält Schwefel an mehrern Stellen. In der Nähe derselben ist der Boden ganz heiß, und aus Spalten in den Felsen steigen Dämpfe auf, in welchen die Einwohner ihre Speisen kochen. Ein 15 Fuß über dem Meere liegender Salzwassersee wird von großen Schwärmen von Enten bewohnt. Das Wasser dieses Sees hat an einigen Stellen fast Siedehitze. Die Einwohner sind freundlich, jedoch Kannibalen; die Schädelhäuser enthalten ansehnliche Vorräthe.

Zunächst segelte Redlich nordwestlich nach Neubritannien. Er fuhr hier an Cap Orford vorbei, einem breiten, steilen Felsen, welcher mit dem hohen, dichtbewaldeten Gebirge im Binnenlande ein prächtiges Landschaftsbild gab, während in der westlichen Fernsicht Cap Quoy im kühnen Relief hervortrat. Durch den Sanct-Georgkanal zwischen den Inseln Neubritannien und Neuirland, welcher sich als ein schönes, breites, gefahrloses Fahrwasser

Digitized by Google

bewährte, hindurchfahrend, ankerte Redlich in der Nordwestbai der Herzog von Yorkinsel oder Amucata am Nordende des Sanct-Georgkanals. Amucata ist 10 englische Meilen lang und einem lieblichen Park gleich, indem die sanft gewellten Hügel prachtvoll bewaldet sind. Die Einwohner umschwärmten das Schiff in Menge, zeigten sich freundlich und zum Tauschhandel geneigt, ein sicheres Anzeichen, daß die polynesische Menschenräuberei sich nicht bis hierher erstreckt hatte. Geflügel und Schweine sind sehr zahlreich und billig; für drei Pfeifen voll Taback verkaufte man ein Ferkel und für eine einzelne Pfeife ein Paar Hühner. Yamwurzeln und Tara gab es im größten Ueberflusse. Die Einwohner sind ihrer eigenen Angabe zufolge Kannibalen.

Von dort begab sich der Kapitän nach den Portlandinseln im Westen von Neuhannover, eine wenig bekannte, rings von Korallenriffen umschlossene Gruppe von Eilanden. Dieselben enthalten nur gegen 150, ein dürftiges Leben fristende Einwohner; nur in der nördlichsten Insel werden Cocospalmen gezogen. Die Einwohner waren freundlich und schienen nicht Kannibalen zu sein.

Weiter segelte Redlich nach den Admiralitätsinseln, deren größte, 50 (englische) Meilen von Westen nach Osten lang, gebirgig ist. Zwischen den Inseln im Süden der großen wurde der Franz von Kriegskähnen umringt, von denen einige mit 22 Mann besetzt waren. Die Kähne hatten Kampfverdecke, welche mit Bündeln von Speeren in kriegerischer Weise ausgerüstet wären. Diese Speere waren recht hübsch gemacht; die Spitzen waren Kieselsteine. Die Eingeborenen sind von leichter Kupferfarbe und von intelligenter wohlgeformter Gesichtsbildung. Sie sind anständiger gekleidet — die Männer mit einem Gurt, die Weiber mit einem Unterrock von Grastuch — als in den benachbarten Inseln. Sie entstellen sich jedoch dadurch, daß sie sich mit einer Salbe von Röthel und Cocosnußöl beschmieren. Die Hütten sind auch besser gebaut und reinlicher gehalten. Die Eingeborenen kamen in so großer Anzahl und umzingelten das Schiff so dicht mit ihren Kriegskähnen, daß der Kapitän ihren Absichten mistraute und fortwährend eine Wache von sechs Mann mit geladenen Gewehren aufstellte, um den Eingeborenen zu zeigen, daß man für sie bereit sei; alles lief jedoch ruhig ab. Redlich umschiffte sodann die Nordseite der Insel und fand zwischen den umliegenden kleinen Inseln gute Fahrwasser und Ankerplätze. Die Einwohner gefielen den Seeleuten hier besser; sie waren mehrmals in ihrer Mitte und fanden sie ehrlich und harmlos. Sie drückten ihr größtes Erstaunen aus, wenn sie den Seeleuten die Hosen in die Höhe zogen und die weiße Haut sahen; sie hatten offenbar keine weißen Menschen vorher gesehen.

Sodann ging die Fahrt westwärts nach den Exchequerinseln. Man fuhr zuerst längs der Ostseite der Gruppe und fand hier keine Durchfahrt für den Franz. Darauf versuchte man um die nordöstliche Insel herumzufahren, wurde hier aber von der reißenden Strömung, wie sie in den innern Meerarmen dieser Archipele häufig vorkommt, gegen ein Korallenriff getrieben und entging nur mit genauer Noth nach langen verzweifelten Anstrengungen dem Schiffbruche, nachdem man bereits Proviant und Munition auf dem Riff gelandet hatte, dessen Oberfläche trocken, mehlweiß aus der blauen unergründeten Tiefe emporragte. Die reißende Strömung trieb den Franz dann weiter durch den nördlichen Theil des Kanals, worauf sie 8 (englische) Meilen weit durch einen gedrängten Haufen von kleinen Inseln fuhren, bis sie endlich einen geschützten Ankerplatz fanden. Die Reisenden zählten 53 von diesen Eilanden, doch gibt es gewiß noch beträchtlich mehr. Die Einwohner waren äußerst scheu und flüchteten sich in ihren Kähnen, sobald sie des Schiffes ansichtig wurden; dennoch kamen einige Weiber an Bord. Diese Eingeborenen haben dunkle Kupferfarbe, langes, struppiges Haar und schmächtigen Körperbau, welcher sehr an die Chinesen erinnert.

Darauf steuerte Redlich nach der Küste von Neuguinea. Er ging vor Anker bei Sorong, einer Insel am Nordeingange der Galewostraße am Nordwestrande von Neuguinea. Diese Insel enthält eine große Niederlassung von Malaien und Papua, welche unmittelbar unter dem Radscha von Salawatti (im Westen der Galewostraße), mittelbar unter den Holländern steht. Am 12. Nov. sandte Redlich zwei Boote ab, für drei Wochen ausgerüstet, auf eine Fahrt längs der Küste unter dem Befehle des Steuermanns Schlüter, eines Hamburgers. Die Boote waren am 6. Dec. noch nicht zurückgekehrt, und man fing an besorgt zu werden. Ein anderes Boot wurde abgesandt, um Nach-

Digitized by Google

suchung anzustellen, welches, ohne Schlüter's Boote gefunden zu haben, zurückkehrte. Redlich begab sich nach Salawatti, um den Beistand des Radscha einzuholen, welcher denn die Nachsuchung persönlich mit einer Anzahl seiner Leute anstellte. Seine Rückkehr bestätigte das Schlimmste: er brachte eine Anzahl Feuergewehre, Schlüter's zerbrochene Uhr, seine Jacke, einen Compaß und eine Patronentasche. Des Radscha Ansicht war, die Mannschaft sei gebraten und gegessen. Am 10. Dec. ging daher Redlich mit seiner Schiffsmannschaft und der Radscha mit seinem Volk wieder ab in mehrern Prahu. Sie gingen vor Anker bei Cap Saili, der Spitze Neuguineas am Südende der Galewostraße. Sie fuhren dann ostwärts weiter längs der Neuguineaküste, und unterwegs stießen noch mehrere Prahu zu ihnen, sodaß sie jetzt ein Geschwader von 9 Prahu mit 120 Mann hatten. Während der nächsten Nacht lagen sie vor Anker bei den Esmatalinseln, zwei kleinen Inseln 25 Meilen von Cap Saili und 8 (englische) Meilen von der Küste von Neuguinea. Weiter ostwärts erreichte das Geschwader am 2. Jan. den Krabara, einen prächtigen Fluß, der in den Assassination-Creek sich ergießt, ungefähr in der Mitte der Nordseite des M'Clure-Inlet, der großen Bai, welche die nordwestliche Halbinsel von Neuguinea, Wonim di Bawa, fast in zwei Hälften schneidet. Mit aller Macht rudernd, fuhren sie den Fluß hinauf bis 11 Uhr abends, 30 englische Meilen weit. Der Fluß war hier eine halbe Meile breit, die Ufer reich an der prachtvollsten Vegetation. Das Geschwader theilte sich hier; ein Theil ging sofort weiter flußaufwärts, der andere Theil warf Anker. Am nächsten Morgen kehrten zwei Prahu zurück und brachten drei Papua gefangen ein. Einer von diesen drei Papua gestand, daß er bei der Ermordung der Bootsleute betheiligt gewesen sei und daß er selbst den Steuermann ermordet habe. Aus den Angaben der Papua ergab sich, daß die Sache sich folgendermaßen zugetragen hatte: Die beiden Boote wurden bei Esmatal vor Anker gesehen. Drei Kähne, je mit 15 Mann, fuhren von der Neuguineaküste mit Bananen, Ananas und andern Früchten hin, welche den Bootsmannschaften gegeben wurden, worauf die Kähne ruhig zurückfuhren. Dieses freundschaftliche Verfahren schläferte Schlüter's Wachsamkeit ein; die Papua in den Kähnen aber hatten die Anzahl der Bootsmannschaften gezählt und sich ihre Bewaffnung gemerkt. Mit Ausnahme von zwei Jungen, die zur Bewachung der Boote in denselben zurückblieben, gingen Schlüter und seine Leute am Abend auf der Esmatalinsel ans Land, machten hier hellodernde Lagerfeuer an und saßen nun in aller Bequemlichkeit in verschiedenen Gruppen um dieselben her. Die Wilden aber kehrten zurück und landeten an der entgegengesetzten Seite der Insel. Darauf krochen sie unbemerkt zu den Seeleuten und erschlugen sie so plötzlich und so schnell, daß den Opfern auch nicht ein Schrei entschlüpfte und die Jungen in den Booten nichts von dem gewahr wurden, was sich in ihrer Nähe zugetragen hatte. Die Boote wurden von den Wilden verbrannt, die Todten den Krabara hinaufgebracht, wo die Köpfe abgeschnitten und als Trophäen aufbewahrt, die Körper einem benachbarten Stamme verkauft und dort gekocht und verzehrt wurden. Die drei Gefangenen waren scheußlich aussehende Papuas, gänzlich verschieden von den civilisirtern Malaien an der Ostküste. Sie wurden festgebunden, und die Boote gingen dann den Fluß wieder hinauf nach der 12 Meilen weiter entfernten Dorfschaft Krabara. Allein als die Prahu den halben Weg hinaufgekommen waren, vernahm man Blasen und Trommelschlag in allen Richtungen, und der Radscha rieth entschieden zum Rückzuge, weil die Wilden sonst zu Tausenden zum Angriff heranstürmen würden. Die Prahu gingen also wieder flußabwärts. Der Mörder Schlüter's wurde an derselben Stelle, wo er die That verübt hatte, erschossen, worauf die Salawatti ihm den Kopf abhieben, den Rumpf aber zur Warnung der Papua an einen Baum banden. Die beiden andern Kannibalen wurden nach Salawatti gebracht und dort von den Weibern und Kindern der in der ersten Expedition des Radscha Gefallenen buchstäblich in Stücke gerissen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Ashanti und der Ashantikrieg.

I.

Die Goldküste und die Ashanti.*)

England besitzt an der westafrikanischen Küste im Norden des Golfs von Guinea die vier Colonien Gambia, Goldküste, Lagos und Sierra Leone, welche sämmtlich unter dem Gouverneur der letztern als dem Gouverneur-en-Chef vereinigt sind. Die Goldküste erstreckt sich vom Flusse Assini bis zum Flusse Volta. Westlich vom Assini ist die Elfenbeinküste, östlich vom Volta die Sklavenküste.

Die englische Colonie Goldküste unterscheidet sich dadurch von den andern westafrikanischen Colonien, daß sie mit Ausnahme der Reihe von Forts und befestigten Stationen, welche unmittelbar an der Küste liegen und sich jetzt in Englands unbestrittenem Besitz befinden, aus einem bloßen Protectorat über eine Anzahl der dortigen Negerländer besteht. Ihre Grenzen fallen nicht genau mit der Begrenzung der Goldküste zusammen, indem diese englischen Besitzungen sich von 1° östlich von Greenwich an der Sklavenküste bis 3° 10′ westlich von Greenwich, einem Punkte 12 englische Meilen östlich von der Mündung des Assini, erstrecken. Westlich von jenem Punkte beansprucht Frankreich die Oberherrlichkeit; die Franzosen haben jedoch die Truppen aus den befestigten Posten zurückgezogen und dieselben dem englischen Kaufmannshause Swanzy verpachtet, das in den Gewässern des Assini und Tando über 40 Dampfer hat, welche Handelsgeschäfte treiben. Oestlich vom englischen Gebiet sitzen die wilden Stämme der Sklavenküste, welche das Land zwischen dem Meere und dem Königreiche Dahomei einnehmen.

Die Küste des englischen Gebietes hat eine Länge von 250 englischen Meilen. Sie ist von einer großen Anzahl von Forts und Stationen besetzt, welche jetzt sämmtlich englisch sind, während früher ein großer Theil derselben den Holländern und den Dänen gehörte. Die bedeutendsten Forts sind, von Westen nach Osten gezählt, im Westen des Prah: Apollonia, englisch bis 1867, holländisch bis 1872; Axim, Fort Sanct-Anthonius, holländisch bis 1872; Akoda, das früher brandenburgische Fort Dorothea, holländisch bis 1872; Dixcove, englisch bis 1867, holländisch bis 1872; Boutry, früher brandenburgisch, holländisch bis 1872; Tacorady, desgleichen; Sakundi, Succondee oder Secondi, desgleichen; Chama, desgleichen. Im Osten des Prah: Komenda, englisch bis 1867, holländisch bis 1872; Sanct-Georg del Mina, holländisch bis 1872; Cape Coast Castle, Hauptniederlassung und Regierungssitz der Engländer; Nassau oder Mouree, holländisch

*) Sprich: As-hanti; die Schreibart Aschanti ist irrthümlich aus dem englischen Ashanti entstanden.

Digitized by Google

bis 1867; Anamabu, englisch; Cormantin, holländisch bis 1867; Apam, holländisch bis 1867; Winnebah, englisch; Akra, Christiansborg, früher dänisch; Akra, Crèvecoeur, holländisch bis 1867; Akra, Fort James, englisch; Tassy, Fort Augustenborg, früher dänisch; Prampram, Fort Vernon, englisch; Ningo, Fort Fredensborg, früher dänisch; Adda, desgleichen; Quittah, desgleichen. Eigentlich sind nur die Forts selbst im absoluten Besitz Englands, für den Grund wird an die eingeborenen Fürsten, in deren Gebieten sie liegen, Grundzins entrichtet.

Cape Coast Castle, die Hauptniederlassung und der Regierungssitz der Engländer, zuerst im Jahre 1652 unter dem Namen Karlsborg von den Schweden am Cabo Corso der Portugiesen erbaut, 1664 von den Engländern erworben, ist von diesen von Zeit zu Zeit verstärkt und vergrößert worden. Das Schloß ist ein großes, irreguläres Gebäude, nicht eben von bedeutender Stärke, enthält aber bequeme und geräumige Zimmer für den Gouverneur, die Beamten und Offiziere, Kasernen und Speicher. Die Mauern sind mit 60 Kanonen armirt. Das Schloß steht dicht am Meere, geschützt gegen die Brandung von einem mächtigen Felsen, an welchem sich die schweren Wogen unaufhörlich brechen und ihren Gischt über die Bastionen spritzen. An der Nordseite des Schlosses liegt die Esplanade, ein großer, freier Platz, der Paradeplatz. Dem Schloßthore gegenüber läuft von der Esplanade eine breite Straße gerade nach Norden, an beiden Seiten mit Magnolien (Regenschirmbäumen) besetzt. Am Nordende der Straße steht die Wesleyische Kirche, ein schmuckloses, jedoch großes und massives Gebäude. Die europäischen Häuser stehen an der Westseite dieser Hauptstraße. Ihre saubern, weißen Façaden, ihre grünen Jalousien nehmen sich sehr heiter aus im scharfen Contrast mit den dunkeln Lehmwänden und der schwarzbraunen Bedachung der Hütten der Eingeborenen, welche die Ostseite der Straße einnehmen und sich von dort in zerstreuten Gruppen durch eine rauhe, felsige Einsenkung und dann einen Hügel hinaufziehen, welcher sich am Ostende der Stadt erhebt. Am Nordende der Stadt ragt ein anderer runder Hügel empor, 200 Fuß hoch, auf dessen Gipfel ein mit 12 Kanonen armirter Martellothurm (runder Thurm) steht, welcher Stadt und Schloß beherrscht und eine schöne weite Aussicht über die Küste gewährt. Weiter westlich, auf einem dritten Hügel, steht die Wesleyische Schule, ein stattliches Gebäude, fast unter Bäumen versteckt, und im Nordwesten schließt sich das ganze Bild mit dem Fort Victoria. An den erwähnten Halbkreis von Hügeln schließt sich unmittelbar eine Wildniß von Dickicht und Waldung, und man findet nur geringe Anfänge des Anbaues, indem die Einwohner sich fast ausschließlich mercantilischen Geschäften widmen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 6000.

Die Grenzen des Protectorats der unter englischem Schutze stehenden Lande sind nicht durch Verträge mit den Eingeborenen, sondern erst durch den Vertrag mit Holland vom Jahre 1872 näher bestimmt worden, sodaß es früher ziemlich schwer hielt, sie genau anzugeben. Nach Angabe dieses Vertrags läuft die Grenze folgendermaßen. Im Osten bildet die Grenze der Volta bis 6° 20′ nördl. Br., im Westen der Tando bis 6° 10′ nördl. Br. Im Norden grenzt das Protectorat an Ashanti und begreift die Nordgrenze der protegirten Lande Denkera, Assin, Akim und Akuamu. Die Nordgrenze läuft demnach von 6° 10′ nördl. Br. am Ostufer des Tando nach der Stadt Terraboom am Westufer des Ofim, des westlichen Hauptarms des Prah, folgt dann dem Ofim südöstlich bis zur Mündung am Prah, darauf nordöstlich flußaufwärts dem Prah bis zu 6° 20′ nördl. Br. und geht in dieser Breite über Land fort bis zum Volta.

Das Protectorat enthält die folgenden, unter ihren eigenen eingeborenen Fürsten stehenden Lande. Im Westen des Prah liegen an der Küste, vom Westen nach Osten gezählt: Apollonia, bei den Einheimischen Amanahea genannt; Assini, Ahanti, wo die Forts Dixcove, Boutry und Sakundi sich befinden, das fruchtbarste Land an der west-

Digitized by Google

lichen Küste, mit der Hauptstadt Bussua; Chama, bekannt durch seine holländische Gesinnung und seinen Angriff auf das englische Bootgeschwader bei Ausbruch des Krieges. Amanahea liegt im Norden von Apollonia, Aowin weiter nördlich. Denkera, im äußersten Nordosten (westlich vom Prah) an der Ashantigrenze, früher ein mächtiges Königreich, das Ashanti den Rang streitig machte, ist sehr englisch gesinnt und auch immer gewesen, wahrscheinlich wegen der Erbfeindlichkeit seines mächtigen Nachbars an der Nordgrenze. Denkera besitzt reiche Goldfelder, welche jedoch noch wenig ausgebeutet sind. Das Contingent, welches es zu der projectirten Fanticonföderation zu stellen sich bereit erklärte, betrug 6000 Mann. Wassaw, im Norden von Ahanta und im Süden von Denkera mit dem Prah zur Ostgrenze, ist ebenfalls ein bedeutendes Land, welches immer sehr englisch gesinnt war. Sein Contingent zur Fantiarmee betrug 10000 Mann.

Im Osten des Prah ist das Territorium mehr zerstückelt. Die Urkunde der Fanticonföderation vom 24. Nov. 1871 wurde von 31 Fürsten unterzeichnet. Das alte, gegenwärtig in viele kleine Lande zerfallene Fantikönigreich erstreckte sich von Wassaw bis Winnebah; der Fürst von Mankessan repräsentirt jedoch noch gewissermaßen die alten Fantikönige, und der gegenwärtige Fürst Quasie Edos wurde auch von den Fantifürsten zu einem der beiden König-Präsidenten der Fanticonföderation erwählt. Der andere König-Präsident war Anfu Otu, Fürst von Abra. Die bedeutendsten Fantifürstenthümer sind gegenwärtig: Cape Coast, bei den Einheimischen Igwo genannt, mit 10000 Einwohnern, Abra oder Abrakrampa, Dunquah, Dominassie, Mankessan, Ajimacoo, welche je gegen 2—3000 Mann stellen wollen. Das gesammte Contingent der Fanti wurde auf 70000 Mann angesetzt. Die Fanti erwiesen sich jedoch im gegenwärtigen englischen Kriege, wie auch früher zur Zeit des unglücklichen Gouverneurs Sir Charles Mac-Carthy, als sehr unzuverlässige Krieger; sie waren zu lange von den Ashanti in Vormundschaft und Unterwürfigkeit gehalten worden.

Im Osten der Fanti enthält das Protectorat die folgenden Lande: Gomoah an der Küste, ein volkreiches, fruchtbares Land, welches in Ostgomoah unter dem Fürsten Quassie Tando mit einem Contingent von 15000 Mann und Westgomoah unter dem Fürsten Quatina mit einem Contingent von 20000 Mann zerfällt; Ackoomsie, an der Küste unter dem Fürsten Koffie Ackinnie mit einem Contingent von 5000 Mann; Effecumah, nördlich davon, unter dem Fürsten Quatina Abba Kang. Winnebah oder Simpah, weiter östlich, erstreckt sich 40 englische Meilen längs der Küste und hat eine gewerbfleißige Bevölkerung, welche Mais, Palmöl, Erdnüsse, vorzügliches Schiffsbauholz, Goldstaub ausführt. Die hier gebauten Kähne sind an der ganzen Küste berühmt. Der Fürst, Henry Aquah, ist ein Christ. Akra, noch mehr gegen Osten, enthält die drei obenerwähnten, ursprünglich dänischen, holländischen und englischen Niederlassungen, von denen jede ihren besondern einheimischen Fürsten hat. Cadjoe herrscht in James Town, Taccie in Crèvecoeur, Dawoonah in Christiansborg. Taccie ist der vornehmste unter den dreien, weil der Fetischmann oder Priester in seinem Gebiet wohnt. Das Land von Akra ist eine ziemlich hohe, flache, offene und trockene Ebene. Akuapim, nördlich von Akra, ist ein reizendes Gebirgsland, mit einer Vegetation, in der die Palmen der Küstenterrasse nicht mehr wachsen, wo dagegen andere, wie die Weinpalme, die Oelpalme in Ueppigkeit gedeihen; Akropong, der Hauptort, liegt 1000 Fuß über dem Meer. Die baseler Mission hat dort ihr Hauptquartier, auch dient der Ort den Europäern der Goldküste, die an den Einwirkungen des Klimas leiden, als Heilstation, wo sie in einer kühlen, balsamischen Luft bald genesen. Der Boden wird fleißig angebaut und besonders viel Kaffee und Palmöl gewonnen, auch Goldstaub. Adangue, östlich von Akra, erstreckt sich längs der Küste bis zum Volta und 40 englische Meilen landeinwärts. Krobo, nördlich davon, ist das fruchtbarste Land im Protectorat. Es zerfällt in zwei Fürstenthümer unter Ologo Patoo und

Digitized by Google

Odonko Assin. Das Land ist gebirgig, die Luft gesund, das Volk tapfer und kräftig. Der Hauptort liegt auf der flachen Oberfläche eines hohen Tafelberges, welcher steil aus der Ebene aufsteigt. Akuamu liegt weiter nördlich, durchzogen von hohem Gebirge, dessen höchster Gipfel der Pine ist. Ostakim, nördlich von Winnebah und westlich von Akuapim, stand früher unter dänischen Protectorat. Es erstreckt sich bis an den Prah, hat ein tapferes, kriegerisches Volk und ist von dichter Waldung durchzogen. Die hauptsächliche Beschäftigung ist Goldgraben; der Fürst soll bedeutenden Reichthum besitzen. Westakim grenzt im Norden an Ashanti, zu dem es früher gehörte; später stand es ebenfalls unter dänischem Schutz. Der Hauptort ist Gadem. Die beiden Akim stellten zusammen 10000 Mann. Assin, westlich von Akim, besteht ebenfalls aus zwei Fürstenthümern mit den Hauptorten Jankumasi und Mansu, welche zusammen 2000 Mann stellten. Das Land ist nicht sehr bevölkert, ist jedoch fruchtbar und enthält auch etwas Gold. Die Hauptstraße von Cape Coast Castle nach Kumasi, der Hauptstadt von Ashanti, zieht durch Assin.

Das Protectorat enthält zusammen einen Flächenraum von 12000 englischen Quadratmeilen.

Das Land liegt in der niedrigen Küstenstufe des Continents. Es wird von vielen Höhenrücken durchzogen, die sich in den westlichen und centralen Theilen nirgends über 200 Fuß über das Meer erheben, nach Osten bis Akra immer höher werden und bei Tantum steil zum Meere abfallen. Nordöstlich von Akra erstreckt sich eine mehrere Tagereisen breite, flache, sandige, nur von niedrigem Gebüsch bedeckte Ebene, während weiter landeinwärts Bergzüge mit dichtem Urwald und reichbewässerte Thäler mit großartiger Vegetation sich hinziehen. Die Thäler in den mehr westlichen Gegenden sind meistens tiefliegende Niederungen, erfüllt mit Sümpfen und Lachen und durchschnitten von zahlreichen Flüssen, von denen sie während der Regenzeit unter Wasser gesetzt werden. Die Ausdünstungen, welche bei fallendem Wasser entstehen, sind der Gesundheit der Europäer und sogar der im höhern Binnenlande einheimischen Neger sehr gefährlich. Der Reisende, der das Land in nördlicher Richtung durchwandert, kommt also fortwährend über bewaldete Höhen und dann durch tiefe Niederungen, deren giftiger Qualm aufdampft zwischen dem Duft der Blumen, welche die dunkle Tiefe mit reichster Farbenpracht durchschimmern. Dazu gesellt sich überall die Farbenpracht der gefiederten Geschöpfe, die Komik der geschwätzigen Affen, der mannichfache Graus der Amphibien, wie die riesige Boa, welche wie ein zweiter lebendiger Baumstamm sich um die Stämme des Waldes ringelt, und der Schrecken, den die trägen Alligatoren in der Niederung einflößen.

An der Küste gibt es zwei Regenzeiten im Jahre. Des Tags ist es gewöhnlich drückend heiß, des Nachts aber kühl. Weiter im Innern auf den Bergen herrscht kühlere, angenehmere und zuträglichere Luft; wenn die Waldung der Berge etwas mehr gelichtet würde, dürfte man hier so zuträgliche Wohnung finden wie nur irgendwo in einem tropischen Lande. Eine besonders nachtheilige Einwirkung entsteht aus dem Schmuz in den Ortschaften und der gänzlichen Vernachlässigung von Sanitätsvorkehrungen, auch in den unmittelbar unter englischer Herrschaft stehenden Plätzen. Wenn auch weniger ungesund als Sierra Leone und Lagos, ist die Goldküste doch bisher für Europäer immer gefährlich gewesen. Die Hitze erreichte an der Küste 95° F. In der Regenzeit, welche vom März bis September währt, ist die Luft mehr gemäßigt; dies ist jedoch für Fremde, Neger wie Europäer, die bei weitem gefährlichste Jahreszeit. Der Wind kommt vorherrschend aus Südwesten; im December und Januar, auch im Mai kommen Ostwinde vor.

Das Land ist überall mit Waldung bestanden. In der unmittelbaren Nähe des Gestades hat man wenig Hochwuchs und die großen Bäume sind meistens umgehauen, sodaß man vor der Sonne nicht geschützt ist. An beiden Seiten des Wegs hat man

Digitized by Google

hier ein undurchdringliches Gestrüpp, welches die freie Circulation der Luft verhindert. Der schmale, 3—5 Fuß breite Pfad, aus dem der Weg besteht, gestattet nur einem einzelnen mit Bequemlichkeit zu gehen. An den lichtern Stellen kommt man durch 9—10 Fuß hohes Gras und Abbrobia. Die Abbrobia hat lange, denen der Plantane ähnliche Blätter, einen geraden Stengel und schwarze Beeren, die $2^1/_2$ mal so groß wie Pfefferkörner und so hart sind, daß die Ashanti sie als Kugeln benutzten. Weiterhin wird die Waldung so dicht, daß man fortwährend die Hand ausstrecken muß, um sich das Gesicht freizuhalten. Bald tritt nun an die Stelle des Gestrüpps Hochwald; riesige Bäume stehen wie Säulen am Wege und breiten mit ihren überhängenden Aesten und üppigem Laub ein Dach aus, welches Sonne und Himmel ausschließt, während man unten, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, wenn die Schlingpflanzen eingedorrt sind, an beiden Seiten des Pfades gegen 30 Schritt weit am Boden entlang sehen kann. Der Reisende hat hier also nicht viel von der Glut und der Blendung durch die Sonne zu leiden. Von Mansu bis zum Prah ist man beständig im Schatten. Derselbe Wald erstreckt sich in Ashanti noch vier Tagereisen über Kumasi hinaus. Dann überschreitet man die Wasserscheide und betritt das Becken des Niger, eine weite gewellte Prairie, bewohnt von Moslem, welche in umwallten Städten wohnen, mit Reiterei Krieg führen, Baumwolle bauen und dieselbe selbst verweben.

Flüsse sind zahlreich, doch gibt es keinen, der schiffbar ist. Auch der Prah (oder Bossum Prah, d. i. heiliger Fluß), von dem man sich in dieser Beziehung viel versprach, ist nicht schiffbar; er ist voll von Klippen und Sandbänken. Eine englische Pinasse, die bei Ausbruch des letzten Kriegs den Fluß hinauffahren wollte, lief vier englische Meilen von der Mündung fest auf den Grund. Der große und wasserreiche Volta, welcher die Ostgrenze der Goldküste bildet, wird an der Mündung durch Sandbänke für größere Fahrzeuge gesperrt, während für kleinere Fahrzeuge die Einfahrt durch die äußerst reißende Flutströmung gefährlich ist. Kapitän Glover, der verdienstvolle Gouverneur von Lagos, war der erste, welcher die Mündung passirte, indem er im Jahre 1868 mit dem Dampfer Eyo durch die Mündung den Fluß eine Strecke hinauf- und auch glücklich wieder zurückfuhr. Oberhalb der Mündung ist der große Fluß weit hinauf für große Kähne schiffbar, nach Angabe der Eingeborenen 12 Tagereisen weit, wo der Volta durch große Klippen gesperrt wird. Es fehlt der Goldküste an guten Häfen. Das Gestade weist in seiner ganzen Ausdehnung eine ununterbrochene furchtbare Brandung auf. Bei besonders stillem Wetter können die Schiffsboote bei Sakundi, El Mina oder Akra landen, sonst aber ist ein Brandungsboot erforderlich zur Verbindung zwischen Schiff und Land. Man hat guten Ankergrund innerhalb ein bis zwei englische Meilen vom Gestade. Bei Cap Three Points und mehrern andern Stellen erstreckt sich die Brandung drei englische Meilen seewärts.

Oelpalme, Erdnüsse, Zuckerrohr, Obst, Küchengewächs gedeihen aufs üppigste, ferner Pfeffer, Ingwer, Kaffee und zahlreiche andere tropische Producte. Gold könnte wahrscheinlich in größerer Menge gewonnen werden, wenn eine bessere Methode der Ausbeutung angewandt würde, als das sehr primitive Verfahren der Einheimischen. Die Ausfuhr betrug vor dem Kriege an 255000 Pfd. St., die Einfuhr 380000 Pfd. St. jährlich. Die Revenu der Niederlassung belief sich auf 36000 Pfd. St.

Zur Vergleichung erwähnen wir die Ausfuhr und Revenuen der andern drei westafrikanischen Colonien. Gambia hat eine Ausfuhr von 200000 Pfd. St. Der Stapelartikel ist Erdnüsse, welche ein werthvolles Oel liefern. Baumwolle könnte in unbegrenzter Quantität gewonnen werden. Die Revenu beträgt 20000 Pfd. St. Lagos, von den Einheimischen Eko genannt, hat eine Einfuhr von 500000 Pfd. St. und eine Ausfuhr von 550000 Pfd. St. Stapelartikel sind Palmöl, Palmkerne, Pflanzenbutter, In-

Digitized by Google

digo. Die Revenu beträgt 45000 Pfd. St. Sierra Leone hat eine Einfuhr von 400000 Pfd. St. und eine Ausfuhr von 300000 Pfd. St. Die vier westafrikanischen Colonien haben zusammen eine Revenu von 130000 Pfd. St. und eine Aus- und Einfuhr von 2,500000 Pfd. St.

Das bei Ausbruch des letzten Krieges an der Goldküste stehende Militär bestand aus einem Theil des 2. Westindiaregiments. Außerdem besaß man den Stamm eines für das dortige Land vortrefflich geeigneten Corps in den Haußa, der bewaffneten Polizei von Lagos. Diese Leute, welche zu dem durch seine mannichfaltigen Vorzüge berühmten, am Niger im mächtigen mohammedanischen Felatareich wohnenden Stamme der Haußa gehören, folgen einem Offizier, zu dem sie Zutrauen haben, überall, obwol sie im entgegengesetzten Falle ebenso geneigt sind, das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen. Kapitän Glover, der Administrator von Lagos, hat sich durch die Organisation dieses schätzbaren Corps sehr um die westafrikanischen Colonien verdient gemacht. Bei der Besitznahme der holländischen Forts durch die Engländer wurden 102 Mann nach El Mina gesandt, welche nach dem Einmarsch der Ashanti im Februar 1873 weiter nach vorwärts geschickt wurden, um die Fanti zur Erhebung aufzubieten.

Die As Hanti, bei ältern Autoren, wie Bosman, Mereuth, vielleicht richtiger, As Janti, Kas Jianti, As Anti genannt, gehören mit zu den Negerstämmen, welche vor vier Jahrhunderten von den Mauren, nachdem diese, aus Spanien vertrieben, sich nach Süden gewandt und Timbuktu gegründet hatten, aus mehr nördlichen Wohnsitzen verdrängt wurden. Die Mauren gründeten damals das mohammedanische Königreich Gaman im Nordwesten des gegenwärtigen Ashanti.

Die Ashanti haben offenbar dieselbe Abstammung wie ihre Erbfeinde, die Janti des Protectorats; denn die Sprache beider Stämme ist identisch, und auch ihre Körperbildung ist übereinstimmend. Die Janti haben wahrscheinlich die Wohnsitze zuerst innegehabt, welche die Ashanti jetzt einnehmen, und wurden dann durch die Einwanderung ihrer stärkern Brüder nach dem Meere zu getrieben. Die Hanti und Janti sind beide Zweige des Stammes Inta, welcher im Nordosten von Ashanti ein großes Königreich besitzt mit der Hauptstadt Sallaga, ein bedeutender Stapelplatz, 17 Tagereisen von Kumasi, der Hauptstadt von Ashanti.

Die Ashanti sind kurz, schmächtig, mager von Gestalt; sie sind gewandt, mäßig, muthig, thätig, kriegerisch, aber sehr unwissend, sehr abergläubisch und schmuzig; dabei sind sie sehr fleißige und unternehmende Kaufleute. Durch das Protectorat vom Meere ausgeschlossen, richtet sich ihr Handelsverkehr hauptsächlich nach Norden, und ihre Ausfuhr verschifft sich zum Theil am Mittelmeere. Die Anzahl der Bevölkerung wird verschieden, von 1—3 Mill. geschätzt; mit den tributären Stämmen jedenfalls 3 Mill.

Der Boden Ashantis ist ein Plateau, das von dem reizenden, weiten Thale des Prah in den 1500—2000 Fuß hohen Adansi- (oder Moinsey-)bergen, welche es im Süden abschließen, steil aufsteigt. Die Oberfläche ist gewellt mit zahlreichen runden Felsen oder Eisenstein-, oft von Eisensteingerölle bedeckten Hügeln. Sie besitzt große Fruchtbarkeit, die weiten Kornfluren sind prachtvoll, die dichte Waldung ist mächtiger Hochwuchs, die Vegetation überhaupt üppig.

Die hauptsächlichsten Producte des Bodens sind Mais, Hirse, Reis, Erbsen, Bohnen, Yammwurzeln, Kürbise, Bananen, Melonen, Gurken, Arum, Encruma (eine Art Spargel), süße Kartoffeln, Maniok, Zuckerrohr, Ananas, Orangen, Kastoröl und fast allerlei Obst und Gemüsepflanzen. Baumwolle, Indigo, Kaffee könnte in jeder Ausdehnung gewonnen werden. Von besonderer Wichtigkeit als Handelsartikel ist die hier wild wachsende Guranuß (Sterculia acuminata), eine Art Bohne, welche als Betelnuß gekaut,

Digitized by Google

wegen ihres angenehm bittern Geschmacks und ihrer tonischen Eigenschaften in den Saharaländern, in ganz Sudan und überhaupt im Innern Afrikas sehr geschätzt wird, gewissermaßen den Kaffee und den Taback ersetzt und an den Stellen, wo man oft trübes Wasser gebrauchen muß, für fast unentbehrlich gilt.

Der Ackerbau wird mit Sorgfalt betrieben und ist von großer Ausdehnung. Die Aecker sind von dreieckiger Form, rings von Abzugsgräben umzogen und sauber gegätet. Das einzige Ackergeräth ist die Karste. Das Korn wird zweimal im Jahre geerntet, die Yamwurzel um Weihnachten gepflanzt und im September gegraben. Der nördliche und der nordöstliche Theil des Landes ist der fruchtbarste und am besten angebaute; man kommt hier durch wahrhaft blühende Landschaften. Die südlichen Bezirke sind am dichtesten mit Waldung bestanden; die Weinpalme und die Oelpalme werden sehr viel cultivirt; Palmwein ist das üblichste Getränk. Die Flüsse sind sehr fischreich; die Fische vom See Buro sind weit und breit gerühmt wegen ihrer Größe und ihres feinen Geschmacks. Im nördlichen Ashanti sind die Elefanten zahlreich und Elfenbein wird in Masse gewonnen. Gold ist in großer Menge vorhanden, weshalb die Preise der Lebensmittel für Afrika außerordentlich hoch sind. Ein Ochse kostete zu Bowdich's Zeit 8 Pfd., ein Pferd 24 Pfd., ein paar Yamwurzeln 8 Pence das Paar. Der Goldstaub gehört dem Finder oder, wenn dieser ein Sklave ist, dessen Herrn; Klumpen dem Könige. Das Gold als Umsatzmittel wird gewogen; Gold, das man auf dem Marktplatze zu Kumasi fallen läßt, wird alsbald Eigenthum des Königs; wer solches Gold vom Boden aufhebt, wird sofort mit dem Tode bestraft. Nach einer Frist von einigen Jahren und bei besondern Veranlassungen wird der Marktboden auf Rechnung des Königs geseift. Zu Bowdich's Zeit hatte solches Seifen des Marktes wiederholt, jedesmal an 800 Unzen Gold ertragen. Die Kabosiere (Adeliche, Häuptlinge) tragen, wenn sie im Staate erscheinen, gediegene Goldklumpen am Armbande. Viele Goldminen werden nicht ausgebeutet, weil sie den Gottheiten geweiht sind. Gaman im Westen von Ashanti besitzt besonders reiche Goldminen. Ashanti besitzt auch einen großen Reichthum an Salz; Eisen ist überall verbreitet.

Die Ashanti sind nicht eben gewerbfleißig, jedoch nicht ohne Geschicklichkeit. Sie machen sehr elegant ornamentirte Goldarbeiten; eine Kunst, welche sie wahrscheinlich von den Mauren gelernt haben. Auch sind sie vortreffliche Eisenschmiede, machen gute Messer, Schwerter und landwirthschaftliches Geräthe. Sie fertigen gute Töpferarbeit, schmale Baumwoll- und Seidengewebe, gewöhnlich 4 Zoll breit, vortrefflich gefärbt, namentlich in Roth, Blau, Gelb oder Grün; ferner allerlei zierliche Arbeit aus vorzüglich gegerbtem Leder, schöne Tabackspfeifenköpfe u. s. w.

Die Stapelartikel der Ausfuhr sind Goldstaub, Elfenbein und Guranüsse. Ashanti treibt einen sehr ausgebreiteten Handel mit Sudan und dem ganzen Innern Nordafrikas, ja sogar mit Plätzen am Mittelländischen und am Rothen Meere. Bereits im vorigen Jahrhundert wußte man, daß ein regelmäßiger Handelszug zwischen Ashanti und Tripolis bestand. Kumasi wird, wie Clapperton berichtet, von Kaufleuten aus Marokko, Tunis, Tripolis, Kairo, Medina, Mekka besucht. Das wichtigste Ausfuhrgeschäft in Kumasi richtet sich jedoch auf Kano, den großen Marktplatz der unternehmenden Hauza am Niger, durch welche die Ashantiwaare dann weiter verschifft wird. Der Stapelartikel dieser Ausfuhr nach Kano besteht aber nicht etwa in Gold, sondern in Guranüssen. Ganze große Karavanen sind mit Guranüssen beladen, welche nach Sakatu, besonders aber nach Fessan (Fezzan in der südlichen Sahara), wo die Guranuß für ein unentbehrliches Correctiv des Wassers gilt, gehen. Die Hauza führen dagegen in Ashanti hauptsächlich Natron, rothe Glasperlen und Sklaven ein.

Ashantigold und Goldwaare geht meistentheils nach Kong, Dschenneh und Tumbuktu, von wo es nach den nordafrikanischen Mittelmeerländern gelangt. Viel Gold geht nach

Digitized by Google

Dagumba, wo es kunstfertige Goldschmiede gibt. Ferner verführt Ashanti nach jenen Ländern Eisenwaaren eigener Fabrik, europäische, an der Goldküste eingekaufte Waare und getrocknete Fische.

Die Ausfuhr von Ashanti nach der Goldküste bestand vor dem Kriege, außer in verschiedenen sehr gut verkäuflichen Dingen, hauptsächlich in Gold und Elfenbein, wofür die Ashanti hauptsächlich englische Baumwoll-, Metall- und kurze Waare, Glasperlen und derlei Putz, Flinten, Munition und Rum einkauften. In friedlichen Zeiten kamen ihre Kaufleute fortwährend in Scharen nach der Küste, eifrigst bestrebt, den Handel mit der Goldküste möglichst zu entwickeln. Ebenso pflegten die Janti-Kaufleute in großer Anzahl nach Kumasi zu gehen. Der Handel Ashantis war der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs der Goldküste. Die Goldküste war insofern gänzlich abhängig von den Ashanti, die es in der Macht hatten, ihren gesammten Verkehr und Handel zu Grunde zu richten. Und zwar war dies um so mehr der Fall, seit die Ashanti die gesammte Vermittelung des Handels zwischen der Goldküste und dem Innern ausschließlich in ihre Hand gebracht hatten, wozu sie zunächst schon durch die Bedeutung ihrer eigenen Producte für diesen Handel, sowie durch ihre geographische Lage in den Stand gesetzt waren. Ashanti hatte den Handelsweg nach beiden Seiten hin vollständig gesperrt; es lag, gleich einem Tiger, auf dem Wege. Die Janti durften nicht nach dem Innern, die Hauza nicht nach der Küste gehen.

Diese Verhältnisse sind es, welche der Ashantifrage eine besondere commerzielle Bedeutung verleihen. Würde eine europäische Macht in Ashanti Fuß fassen, so wäre damit jene Sperre des Handels aufgehoben und der Weg gebahnt nach Tumbuktu und dem ganzen Nigergebiete, nach Kano und dem ganzen Sudan.

Die Bauart der Häuser weicht wesentlich von der runden kegelförmigen Hütte ab, wie sie im innern Afrika üblich ist. Die Hütte ist viereckig mit hohen Lehmwänden und oft mehr als ein Stockwerk hoch. Die Thüren und Wände sind weißgetüncht und mit Thieren und grotesken Figuren ornamentirt.

Eine fundamentale Institution des Landes ist die Sklaverei. Man erhält die Sklaven auf verschiedene Weise. Kriegsgefangene, wenn nicht hingerichtet, werden Sklaven. Vergehen, Schulden, führen oft zur Sklaverei, mitunter nur zu zeitweiliger; ein Mann kann durch dieselbe sich von einem Vergehen, einer Schuld freimachen und wird dann wieder frei. Außerdem kann man seine Freiheit verpfänden; für Geld oder Geldeswerth verpfändet ein Mann seine Frau, sein Kind, sich selbst. Die Mehrzahl der Sklaven wird jedoch von den mohammedanischen Sklavenhändlern gebracht, welche sie auf die in Afrika übliche Weise erhalten. Im Innern befehdet ein Mann den andern und verkauft die Gefangenen an die Sklavenhändler, oder die Sklavenhändler selbst erregen Krieg, um sich Sklaven zu verschaffen, und stellen Sklavenjagden an. Das reiche Ashanti ist ein guter Markt für den Sklavenhandel. Der Besitz einer großen Menge Sklaven ist ein Hauptluxus der Reichen; ein einzelner besitzt oft über tausend. Sklaverei ist hier jedoch weder so entehrend noch so mühevoll wie in civilisirten Ländern. Der Dienst des Sklaven ist oft ein blos nomineller. Die Sklaven sind oft blos Hörige, welche bei Staatsactionen im Gefolge des Herrn erscheinen und ihm in den Krieg folgen. Sklaven gelangen oft zu Reichthum und Würden. Stirbt der Hausherr, ohne Leibeserben zu hinterlassen, so erbt einer der Sklaven. Grausamkeit und sonstige Bedrückung kommt zwar vor; die Macht des Herrn wird jedoch beschränkt durch die Furcht vor Hexerei, eine Furcht, die hier überhaupt eine gewaltige Macht ausübt.

Die Polygamie ist hier ebenfalls von besonders wichtiger Einwirkung. Je höhern Rang ein Mann erringt, desto mehr nimmt die Anzahl seiner Frauen zu; der Rang bemißt sich gewissermaßen nach der Frauenzahl. Ein Sklave hat eine, der König 3333:

Digitized by Google

mehr als diese „heilige" Anzahl darf kein Mann besitzen. Die große Nachfrage nach Weibern in Ashanti hat in den umliegenden Ländern viel Unheil angestiftet. Ein Stamm führt Krieg mit dem andern, und der Sieger schleppt die Weiber und weiblichen Kinder nach Ashanti. Die Sitte hinsichtlich des Verhaltens des weiblichen Geschlechts ist in Ashanti wenig streng; die Frauen des Königs und der großen Staatswürdenträger ausgenommen, haben die Frauen und die Mädchen große Freiheit. Vom Gesetz wird der Ehebruch zwar bestraft und zwar je nach dem Range des beleidigten Ehemannes mit Erlegung einer Geldbuße oder dem Abschneiden eines Ohres oder der Nase; doch tritt dieses Gesetz selten in Wirksamkeit. Der Neger sieht seinen Frauen leicht etwas nach. Sonst ist die Stellung der Frau, wie überhaupt bei den Negern, eine sehr untergeordnete; sie wird eben nur als ein Mittel zur Befriedigung der Sinnlichkeit betrachtet. Eine Frau erhält einen gewissen Vorrang vor den andern; dadurch wird ihr jedoch dem Manne gegenüber keine höhere Würde verliehen. Bei den höhern Klassen wird der Mann beim Speisen von seinen Frauen bedient. Jede Frau trägt ihr besonderes Gericht auf und kostet erst davon, um zu zeigen, daß es nicht vergiftet sei. Jede Mutter bringt ihre Kinder mit, welchen der Vater je eine Portion reicht; von väterlichem Liebkosen ist aber dabei keine Rede. Bei den untern Klassen ist der Verkehr zwischen Vater, Frau und Kind weniger förmlich. Die Weiber haben für den Mann zu arbeiten. Wenn ein Mann sechs Weiber hat, so hat er ein unabhängiges Leben. Der Mann wohnt getrennt von den Frauen, welche in besondern Frauengemächern (Frauenzimmern) wohnen. Als eine nothwendige Folge der Polygamie ist die Mehrzahl der Sklaven und armen Männer ledigen Standes. Die Prostitution wird gutgeheißen; es werden sogar Bordelle vom Staate selbst eingerichtet. Vornehme Damen erachten es für verdienstlich, solchen Anstalten bei ihrem Ableben einige ihrer Sklavinnen zu vermachen.

Die mannichfachen guten Anlagen und intellectuellen Fähigkeiten der Ashanti contrastiren auffallend mit den finstern abergläubischen Gebräuchen, namentlich den entsetzlichen Menschenopfern, welche mit einer wahrhaft teuflischen Lust massenhaft vollzogen werden. Noch vor kurzem wurde beim Tode eines Verwandten des jetzigen Königs die Stadt Kumasi zu einem Aceldama; Tag für Tag wurden Menschenopfer in Menge zu Ehren des Verstorbenen dargebracht. Solche Menschenopfer sind aber nicht etwa dem Volke ein Greuel, sondern die Religion, das religiöse Gefühl des Volkes verlangt sie so gebieterisch, daß der Fürst keine Aenderung darin wagen darf. Wir wollen hier für die Ashanti nur in Erinnerung bringen, daß ähnliche blutdürstige Gebräuche nicht nur in ganz Afrika bestehen, sondern auch daß sie den Negerstämmen aus der ältesten Urzeit überkommen sind, wie sich denn Spuren solcher Gebräuche auch aus der europäischen Urzeit reichlich nachweisen lassen. Der Grundgedanke ist, daß es einer Menge solcher Opfer bedarf, um die Götter zu befriedigen, zu versöhnen. Deshalb sagen die Ashanti, die Götter befördern den Krieg, weil er ihnen eine Menge von Opfern liefert. Nach dem Kriege mit Gaman wurden 2000 Kriegsgefangene mit den raffinirtesten Martern geschlachtet, und die Barden sangen: „Ein Strom von meineidigem Blute floß durch das Land nach dem Prah und versöhnte den Zorn des Flußgottes." Bei Leichenfeiern der Vornehmen wird eine Menge ihrer Sklaven, womöglich auch freie, geopfert, damit sie im Jenseits ein gebührendes Gefolge haben. Beim Tode des Königs werden Menschen in Scharen zur königlichen Opferstelle, dem Altare, gebracht, gegen 4000.

Der größte Feiertag im Jahre ist das Yamfest, welches im August begangen wird, wenn die Wurzel reif wird, als ein Dankfest für die Gnade der Götter, daß sie den Yam wieder haben zur Reife gedeihen lassen. Die ganze Einwohnerschaft eines Ortes versammelt sich dann im heiligen Hain beim Fetischhause (Tempel), wo Schafe und Hühner geopfert werden. Das Fest dauert mehrere Tage. Am letzten Tage legen die Leute

Digitized by Google

ihre besten Kleider an, besuchen einander und wünschen einander Glück zum neuen Jahre. In Kumasi wird das Fest mit großem Prunk begangen. Alsdann müssen alle Kaboziere und tributären Fürsten des Landes bei Hofe erscheinen und der König erscheint mit dem ganzen Hofe in überaus glänzenden Aufzügen und leitet die Feierlichkeiten. Es werden viele Sklaven geopfert, auch wird den verdächtigen Kabozieren der Proceß gemacht und diese werden als Versöhnungsopfer dargebracht. Das Volk gibt sich um diese Zeit großen Ausschweifungen hin, es herrscht allgemeine Trunkenheit. Am zehnten Tage zieht der König mit den obersten Staatswürdenträgern, sämmtlich in weißen Gewändern, nach dem Marktplatze und ißt den ersten Yam im Jahre. Das Fest schließt mit feierlichen Abwaschungen im Flusse. Ueberall verbreitet und von der weitgreifendsten Wirksamkeit ist hier auch der Glaube an Hexerei; jene geheimnißvolle Kunst, welche ihren Besitzer fast allmächtig machen soll, während nichts mehr verabscheut wird als deren Besitz.

Die Ashanti übertreffen an Disciplin wie an kriegerischem Muth bei weitem das Volk im Protectorat. Das Heer kämpft in Rotten, geführt von Offizieren. Hinter der Front stehen obere Offiziere mit einer Garde erlesener Leute, bewaffnet mit breiten Schwertern, welche die Leute vorwärts treiben und jeden niederhauen, der sich zurücktreiben läßt. Weiter hinten hat der General seinen Schirm ausgespannt; seine Garde steht um ihn her. Auf dem Boden liegen Flinten, bestimmt für diejenigen, welche im Falle einer Retirade nach ihm zugetrieben werden sollten. Sein Musikcorps spielt die ganze Zeit über, während die Köpfe der erschlagenen Feinde von Rang ihm überbracht werden, um seinem Fuße zum Schemel zu dienen. Der Ashantikrieger sucht jedesmal vorzudringen, wenn er feuert, weil er sonst nach der Schlacht von seinem Befehlshaber getödtet werden könnte. In einem beliebten Kriegsliede heißt es: „Kämpfe ich, so sterbe ich; fliehe ich, so sterbe ich: besser, ich gehe vorwärts und sterbe!" Hat er sich seinem Gegner genug genähert, so springt er ihm auf den Hals und kratzt und beißt und sticht mit wilder Berserkerwuth. Die Ashanti verschonen die Verwundeten nicht, verstümmeln die Todten und bewahren die Schädel und Kinnladen ihrer besiegten Feinde als Fetische und Trophäen. Der Krieger erhält während der activen Operationen zum Proviant nur Grütze, welche er in einem kleinen Sacke am Gurte trägt, und von der er sich am ersten Wasser, das er antrifft, eine Portion mit der Hand mischt, womit bezweckt wird, daß die Stellung des Heeres durch keine Strohfeuer verrathen oder eine Ueberrumpelung verhindert werde. In der Zwischenzeit kauen die Leute Guranüsse. Jeder obere Hauptmann hat seine besondern, aber allgemein bekannten Hornsignale, wodurch in der Schlacht die Orientirung erleichtert wird, weil ein jeder aus den Signalen die Stellung der verschiedenen Rotten, auch wenn sie nicht gesehen werden, entnehmen kann. Diese Beschreibung paßt jedoch nur auf frühere Zeiten; im gegenwärtigen Kriege hatte sich hierin manches geändert. Die Ashantiarmee scheint auch nicht die Stärke gehabt zu haben, die man vermuthet hatte.

Ashanti erstreckt sich gegen vier Grade westlich vom Volta und gegen vier Grade nördlich vom Protectorat. Jenseit des Volta gehören dazu die tributären Staaten Inta mit der Hauptstadt Sallaga und Dagunba mit der Hauptstadt Jahudi. Die tributären Staaten haben ihre Fürsten und Gesetze behalten, stehen aber unter der Aufsicht eines Ashantibeamten, entrichten Tribut und stellen ein Contingent zur Ashantiarmee. Der Tribut wird großentheils in Sklaven entrichtet.

Ashanti hat eine feudale Verfassung. Der Unterhäuptling zahlt Steuern an seinen Kabozier oder Oberhäuptling und der Kabozier zahlt Steuern an den König. Der Theorie nach gehört das Eigenthum des Unterhäuptlings dem Kabozier und das Eigenthum der Kaboziere, mithin das ganze Land dem Könige, und zwar nicht nur das Land, son-

Digitized by Google

dern auch das Volk und alles, was es besitzt. Auch gilt des Königs Wille für Gesetz; wer seine Handlungen misbilligt, ist des Todes. Dessenungeachtet ist der König thatsächlich an das Herkommen und das bestehende Gesetz gebunden. Alle allgemeinen Landesangelegenheiten, namentlich Krieg und Frieden betreffenden Fragen, müssen in der allgemeinen Versammlung der Kaboziere verhandelt werden und der König unterwirft sich üblicherweise der Entscheidung der Mehrheit. Die einzelnen Kaboziere sind freilich der absoluten Autorität des Monarchen unterworfen und fallen gar oft seiner Eifersucht oder Habsucht zum Opfer. Wesentlich wird der König durch die Furcht vor Hexerei in seiner Willkür eingeschränkt; denn diese Furcht ist es, die hier gewissermaßen die Macht ausübt, welche die öffentliche Meinung in Europa hat. Besitzt er gleich die Macht, jedem Unterthan Eigenthum und Leben zu nehmen, so ist er doch der Hexerei unterworfen, wie der geringste Sklave, und er weiß recht wohl, daß, wenn seine Handlungsweise sich die Misbilligung des Volkes zuzieht, alle die tausend unsichtbaren Mächte der Hexerei gegen ihn losgelassen werden. Er ist also in der Regel gezwungen, seine Vorrechte auf solche Weise auszuüben, welche die Billigung des Volks erhält. Er trägt wenigstens gewöhnlich Sorge dafür, daß eine möglichst große Anzahl von Häuptlingen die Verantwortlichkeit für seine Handlungen mit ihm theilt.

Der König von Ashanti ist allem Anschein nach der reichste Mann in Westafrika. Seine Einkünfte sind enorm. Sämmtliches unverarbeitete Gold im Nachlasse eines Verstorbenen fällt ihm zu. Ihm wird für alles verarbeitete Gold eine schwere Taxe entrichtet. Alle in den Goldgruben gewonnenen Goldklumpen und ein bedeutender Antheil des Goldstaubes gehört ihm. Er erhält Tribut von den unterworfenen Provinzen, Zoll von allem in den Marktplätzen umgesetzten Gold und von allen in sein Königreich eingeführten Waaren. Eine einträgliche Reichthumsquelle ist ferner die Confiscation des Eigenthums aller der Hexerei Ueberführten; denn viele der reichsten Leute werden jährlich jener allgemein so äußerst verabscheuten Kunst für schuldig befunden, und die Hauptmasse ihres Vermögens fällt dem Könige anheim. Die Pracht des Hofes, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, ist auch eine wahrhaft blendende. In seidenen Gewändern, bedeckt mit Juwelen und Goldschmuck, sitzt der König auf einem von Goldornamenten schweren Thron. Sein Gefolge umsteht ihn in gleich glänzender Pracht. Hofleute tragen in den Händen die massiv goldenen, geschmackvoll gearbeiteten Gefäße und Geräthe und sonstigen Schätze der königlichen Schatzkammer. Die andern Reichen stellen gelegentlich nicht mindern Wohlstand zur Schau. Schwerter mit Goldgriff, ein großer Schirm oder Baldachin von glänzenden bunten Seidenstoffen, oben mit einer goldenen Figur, einem Halbmond, einem Elefanten, einem Vogel verziert und an einer langen ornamentirten Stange einhergetragen, ein ornamentirter Stuhl, auf dem der Besitzer in der Gegenwart des Königs sitzen darf, sind die Abzeichen der königlichen Prinzen und Kaboziere.

Wie in Dahomei ist der König eine geheiligte Person, eine Art von Hoherpriester. Diese Heiligkeit erstreckt sich auch auf seine Frauen, deren er die für heilig erachtete Anzahl von 3333 hat. Sehr streng sind die diese Weiber betreffenden Verfügungen. Der königliche Seraglio umfaßt ein ganzes Stadtviertel von Kumasi, welches von allem Verkehr mit der übrigen Bevölkerung abgesperrt ist. Mitunter dürfen die königlichen Frauen andere Stadttheile besuchen; allein alsdann wird das Volk gemahnt, sich zu entfernen; denn jene Frauen anzublicken, gilt für ein unverzeihliches Verbrechen. Sollte jemand nicht im Stande gewesen sein, sich bei zeiten zu entfernen, so muß er, wenn er seinen Kopf nicht wagen will, bei Annäherung des Damenzugs sich flach auf den Boden werfen und das Gesicht in die Erde graben, bis der Zug vorüber ist. Bei besondern Staatsceremonien wird den Frauen jedoch gestattet, anwesend zu sein.

Digitized by Google

Kumasi, die Hauptstadt von Ashanti, liegt 70 Meilen von Prah in 6° 30′ nördl. Br. und hat eine hohe, gesunde Lage auf einem großen Eisensteinhügel, einem Feinde gegenüber isolirt und geschützt durch eine weite sumpfige, schwer zugängliche Marsch im Norden, wo sich einige Quellen befinden, welche die Stadt mit vorzüglichem Wasser versehen, während sich um die andern Seiten ein dichter, großartiger Wald zieht. Die Ausdünstung der großen Niederung erzeugt jedoch Nebel, welche morgens und abends die Stadt bedecken und die Ruhr erzeugen, von welcher Fremde besonders schnell befallen werden. Die Stadt ist ein Oblong, vier englische Meilen im Umfange, die Vorstädte Assafu und Bantama nicht eingeschlossen. Die Stadt enthält an 27 große Straßen, darunter 4 Hauptstraßen, je eine halbe Meile lang und 75—150 Schritt breit. Jede Hauptstraße steht unter der Bewachung eines Hauptmanns; die Straßen sind regelmäßig, gerade nach der Schnur erbaut, die auch wirklich dabei angewandt wird. Die ein- und zweistöckigen Häuschen haben einen für Afrika überraschenden Stil; ihre Lehmwände sind hell getüncht mit einer in kühn verschlungenen Linien, meistens in einem reichen Braun ausgeführten Randverzierung; jede Straße ist benannt. Der Daebrim, der große Markt, hat eine englische Meile im Umfang; er ist von 8 Uhr morgens bis Sonnenuntergang offen; hier verkauft man in langen Budenreihen Ochsen- und Hammelfleisch, Wildschwein und sonstiges Wildpret, Geflügel, Häute, Yam, Reis, Mais, Hirse, Zuckerrohr, Encruma (Spargel), Pflanzenbutter, Pfeffer, Ananas, Pisang, Orangen, Fische, geräucherte Schnecken auf Stöcke gereiht, Eier, Palmwein, Rum, Pfeifen, Glasperlen, Sandalen, Baumwoll- und Seidenzeug, Garn, Schießpulver, Kalabassen u. dgl. Auf dem Daebrim werden die großen Staatsfestlichkeiten abgehalten; neben dem Daebrim befindet sich der heilige Hain Sammonpome, das Geisterhaus, wo die Rümpfe der Menschenopfer hingeworfen werden; hier hausen entsetzliche Schwärme von Geiern und ist nächtlicher Besuch von Raubthieren. Der königliche Palast befindet sich am Ende der centralen Hauptstraße; er besteht aus einer großen Anzahl von Häusern, die um viereckige Piazzas gezogen sind; die Pracht, der Luxus der Ausstattung ist überraschend. An den Kreuzungspunkten der Hauptstraßen befinden sich runde Plattformen von zwei Stufen, die untere an 20 Fuß in Umfang; hier wird des Königs Stuhl hingestellt, wenn er Umzug im Staat hält, Palmwein zu trinken. Kumasi enthält gegen 40000 Einwohner, unter denen Weiber die Mehrzahl ausmachen, mit Einschluß der zahlreichen, unmittelbar umliegenden Dörfer wohl gegen 100000.

Von Kumasi ziehen sich acht Hauptlandwege in verschiedenen Richtungen bis an die Grenzen des Landes. An der Südstraße, die nach Cape Coast Castle führt, sind die bedeutendsten Orte: Akrofrum mit 18000, Dumpasi mit 15000, Madschuri mit 10000, Amoafo (wo im gegenwärtigen Kriege die entscheidende Schlacht geliefert wurde) mit 7000, Asiminia mit 7000, Saraßu mit 8000 Einwohnern.

Duabin (Dschuabin), die Hauptstadt des gleichnamigen tributären Fürstenthums, 16 englische Meilen nordöstlich von Kumasi, hat (nach Dupuis) 70000 Einwohner. Jahndi, Hauptstadt des tributären Königreichs Dagumba, im Norden von Ashanti, ist (nach Dupuis) eine noch bedeutend größere Stadt als Kumasi. Sallaga (Salga), der große Marktplatz des dichtbevölkerten, Ashanti tributären Königreichs Inta (Gundscha), 17 Tagereisen nordöstlich von Kumasi, hat (nach Dupuis) mit den anliegenden Dörfern 400000 Einwohner.

Vor dem Jahre 1700 war Beka, 60 englische Meilen südlich von Kumasi, der Hauptort der Ashanti, welche damals ein kleines Gebiet, jedoch bereits ein verhältnißmäßig zahlreiches, disciplinirtes Heer besaßen, dem jenes Gebiet eine hinreichende Operationsbasis war. Der König Osai Tutu, welcher von 1700—31 regierte, verlegte den Regie-

Digitized by Google

rungssitz nach Kumasi. Dieser Osai Tutu war der Mann, welcher Ashanti zuerst bekannt machte; er eroberte Akin und Assim, die jetzt im Protectorat liegen, Quahou und Akejah und dehnte seine Eroberungen bis über die Tando aus. Er wandte sodann seine siegreichen Waffen gegen Gaman, das einst von den Mauren gegründete mohammedanische Nachbarreich im Nordwesten von Ashanti, hielt Einzug in Buntuku, dessen Hauptstadt, und machte es tributpflichtig. Ferner eroberte er Banna und einen Theil des Konggebirgslandes. Weil Assin seinen Tribut nicht pünktlich entrichtete, wurde es mit Feuer und Schwert verheert. Tufel, westlich vom Prah, zwischen Assin und Denkera, dann Wassaw und Janti hatten seine Herrschaft anzuerkennen. Denkera allein blieb unabhängig, und Bosiante, sein jugendlicher König, war der Freund und Genosse des großen Osai Tutu. Bosiante schickte im Jahre 1719 eine Gesandtschaft nach Kumasi. Dieselbe bestand, wie die Sitte es erforderte, aus den schwärzesten und schönsten Damen des Harem und wurde von Osai Tutu freundlichst aufgenommen, welcher hierauf eine ähnliche Gesandtschaft von Damen nach Denkera schickte. Bosiante verliebte sich in eine derselben; die Dame kehrte entehrt nach Kumasi heim, und Osai Tutu beschloß, die Schande in Blut rein zu waschen. Ein zwei Jahre anhaltender Krieg brach aus, während dessen Bosiante im Jahre 1720 starb. Intum Dasan, Bosiante's Nachfolger, verbündete sich mit Akim und den Holländern, welche ihn mit Waffen und Munition versahen. Osai Tutu aber schlug die Verbündeten in zwei großen Schlachten, in welchen Denkera 100000 Mann, Akim 30000 Mann verlor. Bosiante's Leiche wurde ausgegraben, sein Fleisch den Schlangen vorgeworfen, und die Kriegstrommel des Königs von Ashanti zieren noch heute als Trophäe der Schädel und die Hüftknochen des unglücklichen Königs von Denkera. Im Jahre 1730 erhob Akim sich abermals. Osai Tutu ging bei Cormantie über den Prah, wo er in einen Hinterhalt fiel und das Leben verlor.

Im Jahre 1731—42 herrschte Osai Apok, Osai Tutu's Bruder und Nachfolger; er nahm furchtbare Rache für ihn und befestigte seine Eroberungen. Akim, Assin, Denkera, Banrong fühlten die schwere Wucht seiner Waffen. Eine Verschwörung brach in Buntuku aus, worauf er den König von Gaman schlug und vollständig unterwarf.

Der von 1742—52 regierende Osai Aquasi, Bruder der beiden letzten Könige, gab den Häuptlingen die feudalen Rechte zurück, deren seine Brüder sie beraubt hatten. Das mächtige Dahomei, verbündet mit Banrong, Quaku, Akim und Banna, griff ihn an; aber Osai Aquasi brachte den Verbündeten eine schwere Niederlage bei und machte die Könige von Banrong und Quaku zu Gefangenen, während der König von Akim, um der Gefangenschaft und einem grausamen Tode zu entgehen, sich auf einem Pulverfaß in die Luft sprengte. Trotz der Abmahnungen seiner Fürsten und ungünstiger Vorbedeutungen ging Osai Aquasi sodann über den Volta mit großer Macht, um Dahomei mit Krieg zu überziehen, erlitt hier aber seinerseits eine schreckliche Niederlage von den Amazonentruppen. Dahomei verfolgte jedoch den Sieg nicht, und seit jener Zeit haben Ashanti und Dahomei sich voneinander ehrerbietigst fern gehalten. Osai Aquasi fiel in einer Schlacht in Banna.

Osai Kudschoe, Neffe des letztern Königs (1752—81) verlor, als Gaman und Wassaw den Tribut verweigerten, zwei Schlachten in Gaman und mußte sich in die Wälder bei Kumasi zurückziehen. Er brachte hier sein Heer zum Stehen, zog seine Reserven an sich und trug nun über die Gamanen einen entschiedenen Sieg davon. Die Gamanen hatten zum ersten mal mit Feuerwaffen gekämpft und waren auch von der Kongreiterei unterstützt worden. Die Gamanen verloren zahlreiche Gefangene, von denen die Erwachsenen erschlagen oder auf dem Markte von Mansu den Engländern und Holländern als Sklaven verkauft, die Knaben zu Ashantikriegern erzogen wurden. Wassaw hatte noch schwerer zu büßen. Mit Dahomei und Egboe wurden Friedens- und Freundschaftsverträge abgeschlossen. Im letzten Jahre dieser Regierung empörten sich Assin, Akuapim und Akim.

Digitized by Google

Osai Quamina, Enkel des letztern (1781—97), schwor bei Antritt seiner Regierung, er werde weder seinen Palast betreten, noch seine Frauen sehen, bevor er an denen Rache genommen, die durch ihren Aufruhr die letzten Stunden seines Großvaters verbittert hatten. Er hielt sein Wort, und die Köpfe der Könige Akombra und Asofu wurden bald zu den Trophäen gefügt, welche den Palast zu Kumasi schmücken. Er wurde jedoch der Abtrünnigkeit von der blutdürstigen Religion seiner Väter und der Begünstigung des Mohammedanismus beschuldigt und deswegen von seinem Kabozieren abgesetzt.

Osai Apoko II. herrschte von 1797—99. Auf Anregung der Mohammedaner des Kong erheben die Gamanen sich zu Gunsten des abgesetzten Osai Quamina und zogen gegen den neuen König von Ashanti mit einem Heer, das viermal so stark wie das seinige war. Osai Apoko zog sich zurück, und die Gamanen gingen über den Tando und überzogen mit ihrer Reiterei die Ebenen von Massa. Jetzt aber hatte Osai Apoko seine Verstärkungen eingezogen, zog den Gamanen entgegen und besiegte sie in einer viertägigen Schlacht. Es hatten auch Mohammedaner auf seiten der Ashanti gefochten, weshalb ihre kriegsgefangenen Glaubensgenossen nicht in die Sklaverei verkauft wurden.

Osai Tutu Quamina, Bruder des letztern Königs (1799—1824), bestieg den Thron von Ashanti in seinem 17. Jahre. Im Jahre 1800 überzogen Gofan und Gobago Banna und zerstörten dessen Hauptstadt, wurden aber von Osai Tutu Quamina bei Kagu geschlagen, wo die Ashanti 100000 Mann zu Gefangenen machten. Unter diesem Könige kam Ashanti in nähere Berührung mit den Europäern an der Goldküste.

Die ersten Niederlassungen an der Goldküste waren von den Portugiesen gegründet worden. König Johann von Portugal entsandte im Jahre 1481 ein Expeditionscorps von 700 Mann nach der Goldküste unter Don Diego d'Asambuja, welcher bei El Mina, bei den Einheimischen Addina genannt, landete und hier trotz des Widerstandes der Einheimischen das Fort Sanct-Georg erbaute. Der Bau dieses burgartigen Forts erforderte 80 Jahre. Das Parapet ragt 50 Fuß über die Sohle des Burggrabens, über welchen eine Zugbrücke führt. Die unter dem Burghofe aufgestellten Cisternen enthalten einen thatsächlich fast unbeschränkten Wasservorrath.

Die Entdeckung Amerikas und der Beginn des Negersklavenhandels führte auch andere Nationen nach der Goldküste. Die Holländer legten Niederlassungen bei Meuren und andern Stellen an und trieben endlich im Jahre 1637 die Portugiesen aus El Mina, welches dann bis zum Jahre 1873 in holländischem Besitz verblieb. Im Jahre 1641 trat die Krone Portugal alle ihre Küstenlande in Nordguinea an die Holländisch-Westindische Compagnie ab, die nunmehr Anspruch auf den alleinigen Besitz der Küstenstrecke von Cap Palmas bis Cap Lopez machte und das Handelsmonopol an der Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste zu erlangen suchte. Die Holländer erbauten neben dem ältern Fort zu El Mina das Fort Konraadsburg oder San-Jago. Die holländischen Forts zeichneten sich durch ihre vortheilhafte Lagen auf Höhen oder an Flüssen aus.

Die Dänen begannen im 17. Jahrhundert ebenfalls sich an der östlichen Goldküste niederzulassen. Christiansborg, ursprünglich 1659 von den Portugiesen gegründet, 1694 von den Dänen weiter verstärkt, war ihr Hauptort an der Goldküste. Sie hatten ferner am Volta Forts Printzensten und Quitta, in sehr fruchtbarer Gegend, wo Baumwolle und Zuckerrohr wie Kohl und Erbsen vorzüglich gedeihen, und dicht bei Cape Coast Castle das auf einem Berggipfel gelegene starke Fort Fredericksborg.

Auch die Brandenburger betheiligten sich an den Unternehmungen an der Goldküste. Die unter dem Großen Kurfürsten gebildete Brandenburger Handelscompagnie gründete im Jahre 1683 das Fort Groß-Friedrichsburg im Lande Ahanta (später das holländische Fort Hollandia), dann Fort Dorothea, westlich von Dixcove, später von den Holländern

Digitized by Google

Fort Accoda (Acquada) und Fort Boutry, 13 Meilen westlich von Sakundi. Diese Forts wurden im Jahre 1720 von Friedrich Wilhelm I., da sie ihm nur zur Last waren, an die Holländer verkauft. Gegenwärtig sind sie sämmtlich verfallen.

Die Engländer gründeten unter Jakob I. das Fort Cormantin und stifteten im Jahre 1662 die „Compagnie der nach Afrika Handel treibenden Unternehmer aus England", an deren Spitze der Herzog von York stand. Das Fort Cape Coast Castle am Cabo Corso der Portugiesen, zuerst 1652 von den Schweden unter dem Namen Karlsborg erbaut, 1658 von den Dänen, 1659 von den Holländern erobert, wurde 1664 von dieser englischen Gesellschaft erworben und ist seitdem den Engländern als ihr Hauptsitz an dieser Küste verblieben. Infolge des im Jahre 1667 zwischen Holland und England ausgebrochenen Krieges nahm der berühmte holländische Admiral de Ruyter dagegen Fort Cormantine, das nun Fort Amsterdam genannt wurde, und alle von den Engländern damals angelegten kleinern Forts an der Goldküste ein. Sein Marschallsstab von Gold und Elfenbein blieb 200 Jahre lang das Symbol der Souveränetät Hollands an der Goldküste und wurde vom holländischen Gouverneur Fergusson, de Ruyter's letztem Nachfolger, dem englischen Gouverneur Pope Hennessy bei der Uebergabe von El Mina eingehändigt. Die Engländer bildeten im Jahre 1672 eine neue Gesellschaft, die „Königliche Afrikanische Compagnie von England", welche an der Goldküste die Forts Dixcove, Sakundi, Komenda, Anamabu, Winnebah und Akra baute und Cape Coast Castle verstärkte. Im Jahre 1752 wurde eine dritte Englische Compagnie für die Niederlassungen der Goldküste gebildet. Die Holländer und Engländer der Goldküste hatten fortwährend Händel miteinander, welche meistens zu Gunsten der Holländer ausliefen. Im Jahre 1782 nahm aber Kapitän Shirley vom englischen Kriegsschiff Leander sämmtliche holländische Forts, außer El Mina, wo er zurückgeschlagen wurde. Im Jahre 1785 wurden jene Forts den Holländern jedoch zurückgestellt.

Die von den Europäern angelegten Forts waren befestigte Handelscomptoirs, und bei allen war der nächste Zweck, den einheimischen Fürsten ihre überflüssige Bevölkerung und ihre Kriegsgefangenen abzukaufen als Sklaven für den Anbau der amerikanischen Plantagen. Der Ankauf von Goldstaub, Elfenbein, Palmöl, Erdnüssen kam dabei nur als Nebensache in Betracht. Die sämmtliche Ausfuhr, die der Sklaven und der übrigen Artikel, wurde mit einer Einfuhr von Feuerwaffen, Schießpulver und Rum bezahlt. Die Forts dienten dabei zugleich zur Vertheidigung gegen die Einheimischen und gegen die europäischen Nachbarn und Rivalen. Den einheimischen Fürsten, in deren Gebiet die Forts lagen, wurde dafür Grundzins entrichtet. Gegenwärtig ist eine Anzahl dieser Forts verfallen. Ein Blick auf die dichtgedrängte Reihe derselben auf der Landkarte zeigt jedoch, wie lebhaft hier früher der Sklavenhandel war, zu dessen Behuf sie erbaut wurden.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangten die Fanti die Oberherrschaft unter den Küstenstämmen. Die Fanti bildeten eine Conföderation ihrer Fürsten, von denen einer, gewöhnlich der Fürst von Abra, der Oberfürst der Braffo war, dessen Macht jedoch durch die Versammlung der Fürsten und Kaboziere beschränkt war. Die einzelnen Fürsten waren dabei thatsächlich gewöhnlich unabhängig; es bestand unter ihnen keine wirkliche Einheit. Die Fanti absorbirten den Fürsten von Fetu, in deren Gebiet Cape Coast Castle, die englische Hauptniederlassung, lag; sie waren die Nachbarn und Verbündeten der Engländer. Die Holländer waren die Rivalen und Feinde der Engländer und wurden dadurch zum Bündniß mit Ashanti bewogen.

Seit langer Zeit war die maritime Stellung der Fanti den Ashanti ein Aergerniß, weil sie dadurch vom Meere abgeschnitten und genöthigt waren, bei ihrem Verkehr mit den Europäern Handel durch die Vermittelung der Fanti zu treiben, ganz so wie sie

Digitized by Google

selbst die Fanti vom Innern absperrten. Durch den Schutz, welchen die englischen Küstenforts gewährten, ihrer Unabhängigkeit versichert, bewilligten die Fanti den Ashanti in diesem Verkehr keinerlei Vergünstigung. Dieser Hader führte endlich zum Kriege im Jahre 1807. Einer vom Gefolge des Fürsten Apoutay, welcher zusammen mit dem Fürsten Tschaboo einen Theil von Assin beherrschte, beraubte das Grab eines Häuptlings des Amro, Fürsten des andern Theils von Assin. Amro, unfähig von Tschaboo und Apoutay Genugthuung zu erlangen (Grabberaubung ist nach dortigen Begriffen bei der tiefen Verehrung der Todten die ärgste Beschimpfung), appellirte an den König von Ashanti. Osai Tutu Quamina fällte sein Urtheil zu Gunsten des Amro und setzte den Apoutay gefangen. Dieser entkam aber, worauf Amro das Gebiet des Tschaboo und Apoutay angriff. Der König von Ashanti erstrebte jedoch eine friedliche Ausgleichung und veranstaltete zu dem Behufe eine Zusammenkunft der drei Fürsten. In derselben wurde Amro von seinen beiden Gegnern meuchlerisch angefallen, vertheidigte sich jedoch glücklich und erschlug zugleich den Mann, welcher das Grab beraubt hatte. Der König von Ashanti setzte sein Bestreben zur Aussöhnung, die beiden Fürsten ihre Feindseligkeit fort. Osai Tutu Quamina rückte nun endlich in Assin ein, und Tschaboo und Apoutay flohen mit der Schar ihrer Anhänger nach Fantiland. Appia Danqua, der Ashantifeldherr, folgte durch Essekumah mit Genehmigung des dortigen Fürsten, holte die flüchtige Schar ein und schlug sie. Die beiden verbündeten Fürsten aber flohen weiter zu den Fanti, die sich für sie erhoben, und fanden endlich Aufnahme in dem englischen Fort Anamabu. Der Ashantikönig forderte die Fanti wiederholt auf, die Flüchtlinge auszuliefern; allein die Fanti verweigerten nicht nur die Auslieferung, sondern erschlugen in ihrem Uebermuth die Boten des Königs. Die Ashanti rückten darauf in das Fantiland ein und verheerten alles um sich her. Völlig unfähig, Widerstand zu leisten, flüchteten die Fanti sich nach den englischen Küstenforts. Allein ohne Scheu vor der englischen Artillerie, folgten die Ashanti den flüchtigen Fanti bis an die Thore der Forts. Bei Anamabu metzelten sie einige Tausende der Fanti nieder. Die Holländer, den Ashanti gute Freunde, gaben ihnen Zutritt im Fort Cormantin. Ein zahlreiches Heer der Ashanti lag bei Abra, der Hauptstadt der Fanti. Da versuchte Oberst Torrane, der englische Gouverneur in Cape Coast Castle, seine Vermittelung. Nicht nur lehnten die Ashanti dies ab, sondern belagerten Anamabu, wo die beiden Assinfürsten Zuflucht gefunden hatten. White, der Commandant, die englischen Kaufleute Meredith, Swanzy, Barnes, Smith, 24 andere Europäer und eine Schar Fanti bildeten die Besatzung, welche tapfern Widerstand leistete, bis Oberst Torrane auf dem Seewege eine kleine Verstärkung sandte und mit den Belagerern in Unterhandlung trat. Es unterlag kaum einen Zweifel, daß trotz der Lücken, welche die Kanonen des Fort in den Reihen der Ashanti rissen, sie das Fort erstürmt haben würden. Die Engländer mußten sich bequemen, die beiden Assinfürsten der Rache ihrer Feinde auszuliefern. Apoutay entkam, Tschaboo wurde mit den grausamsten Martern umgebracht. Ferner verlangte der General der Ashanti, daß die im Fort Anamabu stehenden Fanti ihm als Kriegsgefangene ausgeliefert werden sollten. Er gab sich jedoch zuletzt mit der halben Anzahl der Fanti zufrieden, während Oberst Torrane die andere Hälfte als Sklaven verkaufte. Das Ashantiheer hatte sehr vom Klima und dem schlechten Wasser des Küstenlandes zu leiden, besiegte das vereinigte Fantiheer jedoch in der blutigen Schlacht bei Cormantin. Ganz Fantiland bis Akra wurde durchzogen, einige Garnisonen zurückgelassen, und das Heer der Ashanti kehrte dann wieder heim. Ashanti hatte nicht nur das rebellische Assin, sondern auch Fanti unterworfen, und England viel an Ansehen eingebüßt.

Mit den Holländern stand Ashanti fortwährend im besten Einvernehmen, weshalb der Sklavenhandel, das Hauptgeschäft der Stationen an der Goldküste, vor allem in

Digitized by Google

El Mina und Akra blühte. Die Fanti beschuldigten aber die Holländer, die letzte Invasion der Ashanti angestiftet zu haben. Der holländische Gouverneur in El Mina wurde von Fantis ermordet und El Mina im Jahre 1811 von ihnen belagert. Die Holländer riefen die Ashanti um Hülfe an, welche zwei Heere gegen die Fanti sandten. Da erhob sich der tapfere Attah, Fürst von Akim, gegen die Ashanti, besiegte sie in zwei Schlachten und trieb sie über den Prah zurück. Allein der heldenmüthige Fürst starb bald darauf an den Blattern, und sein Nachfolger war weder fähig noch geneigt, solchen Widerstand fortzusetzen.

Im Jahre 1814 war abermals Ashantikrieg. Die Ashanti griffen die englische Station Winnebah an, plünderten sie und schleppten den Commandanten Meredith in den Wald, wo er elendiglich umkam. Sie concentrirten sich dann bei Abra, der Fanti Hauptstadt; die Fanti flüchteten in Scharen nach Cape Coast Castle. Der Ashantigeneral sandte Boten nach dem Schlosse und verlangte die Auslieferung gewisser Flüchtlinge. Der Gouverneur hatte einen feierlichen Eid abzulegen, daß jene Flüchtlinge sich nicht bei ihm befänden. Das Land wurde wieder schrecklich verwüstet, sodaß, um die Fanti vor gänzlicher Ausrottung zu retten, die englischen Behörden ihnen die Kriegskosten vorstrecken mußten, die ihre siegreichen Feinde ihnen auferlegt hatten. Die Ashanti befestigten unterdessen ihre Herrschaft in Fanti und setzten Residenten in den größern Orten ein, um Ordnung und Autorität aufrecht zu halten und Tribut zu erheben.

Die englischen Behörden, aufs höchste beunruhigt durch diese wiederholten furchtbaren Invasionen, welche das Land verheerten, die Niederlassungen selbst in die größte Noth, in die äußerste Gefahr versetzten, beantragten beim Comité der African Company eine Gesandtschaft nach Ashanti zu schicken, um die Verhältnisse in Ordnung zu bringen und den mächtigen Herrscher jenes Landes zu versöhnen. Der Plan wurde genehmigt, und die Gesandtschaft, mit den erforderlichen Briefen und Geschenken versehen, ging demnach am 22. April 1817 vom Küstenschlosse nach Kumasi ab. Sie bestand aus Frederick James, Gouverneur von Akra, Chef der Mission, und den Assistenten Bowdich, Hutchinson und Tedlie. Nach einer langsamen, jedoch bequemen Reise erreichte die Gesandtschaft Kumasi am 19. Mai. In Fohmanni an der Grenze von Ashanti verweilten die Botschafter eine Zeit lang bei einem ehrwürdigen Alten, welcher sie freundlichst bewirthete. Zu ihrem großen Bedauern vernahmen sie, daß des Alten Leben verwirkt sei infolge der religiösen Gebräuche, und daß er nur die Antwort auf sein Bittgesuch an den König abwarte, er wolle sich seiner Schwäche so weit erbarmen, daß er geruhe, ihn in seinem eigenen Dorfe hinrichten zu lassen und ihm die Anstrengung einer Reise nach der Hauptstadt zu ersparen. Er unterhielt sich heiter mit seinen Gästen und erklärte sich glücklich, noch vor seinem Tode weiße Menschen gesehen zu haben. Am Tage nach der Ankunft der Gesandtschaft traf sein Kopf in Kumasi ein. An einem andern Orte wurde der Kabozier enthauptet, weil er sich in eine Frau des Königs verliebt hatte. Der Frau wurde jedoch das Leben geschenkt; es mochte unter den zahlreichen Bewunderern ihrer Schönheit wol noch andere Kaboziere geben, deren Leben und Eigenthum dem Könige wünschenswerth sein könnten. Als die Gesandtschaft sich der Hauptstadt näherte, wurde sie aufgefordert, halt zu machen, „bis Se. Majestät sich gewaschen habe". Nach dieser Ceremonie wurde die Gesandtschaft vor den König geführt mit einem Pomp und einer Pracht, wie sich die englischen Herren nicht im entferntesten vorgestellt haben mochten. Die Gesandtschaft hielt ihren Einzug in Kumasi am Nachmittag. Unter einem als Fetisch in einer Hülle von rother Seide zwischen zwei hohen verzierten Stangen aufgehängten Schlachtschafe hindurch zogen der Gesandtschaft 3000 Mann Krieger entgegen und begrüßten dieselbe mit einer furchtbaren kriegerischen Musik, welche sich mit aller Macht anstrengte, einen überwältigenden Eindruck hervorzubringen. Jeder Act der Cere-

Digitized by Google

monien war mit einer sorgfältigen Steigerung der Pracht arrangirt, und als die Gesandtschaft endlich in der Gegenwart der Majestät erschien, welche sich von dem ersten Koch, ersten Scharfrichter, seinen vier ersten Linguisten und allen seinen Großwürdenträgern umgeben zeigte, war sie so völlig erschöpft von dem Anschauen so mannichfaltigen blendenden Glanzes, daß die Herren froh waren, als sie in die ihnen zugewiesenen Gemächer sich zurückziehen konnten. Die Gesandtschaft wurde überhaupt aufs freundlichste empfangen und ihr alle Gastfreundschaft erwiesen. Als es aber zu Geschäften kam, ging es nicht so glatt. Der König legte die Pachturkunden vor, welche die Engländer den Fanti bezüglich des Küstenschlosses und anderer Forts ausgestellt hatten und welche ihm jetzt durch Eroberung zugefallen waren, und forderte, daß die Engländer ihm nun den danach stipulirten Zins von vier Unzen Gold monatlich für das Küstenschloß und die Zinsen für die andern Forts zahlen sollten in derselben Weise, in welcher die Holländer ihm Zins für El Mina entrichteten kraft der Pachturkunde, welche er von Denkera eroberte, dem es ursprünglich gehört hatte. Die Gesandtschaft widersprach und brachte verschiedene Argumente gegen die Forderung, verstand sich jedoch schließlich zur Zinszahlung und fertigte die betreffenden Documente aus, womit denn zugleich die Souveränetät Ashantis über Fanti anerkannt war. Ferner wurde Indemnitätszahlung geleistet für gewisse, den Ashanti neuerdings bei Commenda und an andern Plätzen widerfahrene Beleidigungen, und schließlich wurde im September 1817 ein Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen. Darin wurde anerkannt, daß die Fanti den Aschanti tributpflichtig seien, zugleich jedoch auch unter dem Protectorat Englands ständen. Der vierte Artikel lautet: „Um die Greuel des Krieges zu verhüten, wird vereinbart, daß im Fall einer Aggression seitens der Eingeborenen unter britischer Protection der König darüber bei dem Chefgouverneur Beschwerde einlege, um Genugthuung zu erlangen." Der König schrieb sodann dem englischen Gouverneur einen Brief, welcher folgendermaßen schließt: „Ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie dem Könige von England vorstellen *wollen*, daß ich geschworen habe, den Krieg mit den Fanti nicht zu erneuern aus Hochachtung vor ihm, und ich werde sie als sein Volk betrachten. Ich hoffe daher, daß er seinerseits in Betracht ziehen werde, ob er nicht den Sklavenhandel wiederherstellen könne, was für mich vortheilhaft sein würde."

Ashanti führte hierauf Krieg mit Gaman. Das Gerücht ging, die Ashanti hätten eine schwere Niederlage erlitten. Dasselbe stellte sich als falsch heraus; die Fanti schenkten aber dem Gerücht Glauben, frohlockten und jubelten, beschimpften und schlugen Diener des Ashantikönigs. Osai Tutu Quamina beschwerte sich beim englischen Gouverneur dem Vertrage gemäß. Der Gouverneur verweigerte Genugthuung. Andere Boten kamen vom Könige, welche der Gouverneur mit Geringschätzung aufnahm und ihnen eine Kugelpatrone schenkte zum Zeichen, er sei zum Kriege bereit. Der König empfing seine zurückgewiesenen Boten im Kriegslager in Gaman und seine Kriegsobersten verlangten stürmisch, sofort nach der Küste geführt zu werden. Osai Tutu Quamina sagte jedoch, er verstehe nicht, wie das Verfahren des Gouverneurs mit gutem Glauben übereinstimme, es müsse ein Misverständniß obwalten, der Gouverneur sei irregeleitet. Der Vertrag stelle fest, daß er im Falle von Eingriffen seitens der protegirten Stämme durch die Vermittelung des Gouverneurs Genugthuung suchen solle; das nur habe er gethan und wünsche durchaus nicht, Unannehmlichkeiten zu veranlassen. Er sandte also einen Boten von hohem Range mit zahlreichem Gefolge nach dem Küstenschlosse. Zur gleichen Zeit war Dupuis, welcher von der englischen Regierung als Botschafter nach Ashanti gesandt worden war, in Cape Coast Castle mit der Vorbereitung zur Reise nach Kumasi beschäftigt. Der Gouverneur war als Beamter der Afrikanischen Compagnie äußerst ungehalten über diese directe Einmischung der englischen Regierung und nahm sich vor,

Digitized by Google

dem Botschafter in allen Dingen entgegenzuarbeiten. Als der Ashantigesandte im Rathszimmer des Küstenschlosses erschien, verlangte er, daß der oben angeführte vierte Artikel des Vertrages und darauf, daß auch der siebente Artikel laut verlesen werde, welcher lautet: „Die Gouverneure der Forts sollen zu jeder Zeit den Personen und dem Eigenthum der Ashanti, welche zur Wasserseite verkehren, allen Schutz, der in ihrer Macht steht, gewähren." Der Gesandte erklärte sodann mit Würde, es müsse sofort Genugthuung geleistet werden, sonst werde der König die Entscheidung der Waffen anrufen. Darauf reichte er dem Gouverneur das Pergament, auf welchem der Vertrag abgefaßt war. Jetzt trat jedoch Dupuis dazwischen und bewog den Gesandten, die Urkunde zu behalten, bis er weitere Weisung von seinem Könige empfange. Noch ein anderer Botschafter kam, ein Verwandter des Königs. Derselbe ließ nichts von den Forderungen des Königs nach, sondern bestand auf der Zahlung von 1600 Unzen durch die Einwohner von Cape Coast Castle und einer gleichen Summe durch den englischen Gouverneur. Hierauf begab Dupuis sich nach Kumasi. Der König empfing ihn freundlich und zeigte sich geneigt, die obwaltenden Streitigkeiten gütlich beizulegen. Ein neuer Vertrag wurde abgeschlossen, welcher des Königs von Ashanti Souveränetät in Fanti bestätigte, doch dabei festsetzte, daß die Einwohner unter englischem Protectorat nur den englischen Behörden für ihre Handlungen verantwortlich sein sollten. Der König nahm seine Forderung betreffs der vom Gouverneur zu entrichtenden 1600 Unzen zurück, bestand jedoch auf einer solchen Buße seitens der Einwohner des Cape Coast Castlegebietes.

Als Dupuis nach der Küste zurückkehrte, begleiteten ihn Gesandte des Königs, welche nach England mit Geschenken für den Prinz-Regenten gehen sollten. Der Gouverneur aber weigerte sich, den Vertrag zu ratificiren und die Ashantigesandten nach England zu befördern. Trotz der Verwerfung des Vertrags, der Verweigerung der an die Cape Coast Castleleute gestellten Forderung, der Versäumniß der Grundzinszahlung, der schimpflichen Zurücksendung der Gesandten stand Osai Tutu Quamina doch vom Kriege ab, weil Dupuis ihn wissen ließ, er werde die Sache der englischen Regierung vorlegen. Prinz Adoom, der Ashantigesandte, wartete mehrere Monate auf Antwort aus England, und als diese dann nicht kam, wurde er abgerufen und der Handel gesperrt. Prinz Adoom bezog sein Hauptquartier zu Manfu und übte unbeschränkte Autorität über die protegirten Stämme.

Infolge dieser Verhältnisse hob die englische Regierung im Jahre 1821 die African Company auf, und die Niederlassung an der Goldküste wurde als eine Dependenz der Colonie Sierra Leone unmittelbar unter die Krone gestellt.

Sir Charles Mac-Carthy, der neue Gouverneur, welcher im März 1822 an der Goldküste landete, hatte hier eine schwierige Stellung. Die Beamten der aufgehobenen Afrikanischen Compagnie weigerten sich, ihm Auskunft zu ertheilen oder unter ihm Dienst zu nehmen. Bezüglich Ashantis ersah er keinen Ausweg außer Krieg. Er hatte deshalb zuvörderst häufige Zusammenkünfte mit den Fürsten der Fanti und der andern Protectoratsstämme, versah sie mit Waffen und Munition und bemühte sich, einen einheitlichen Halt zwischen ihnen herzustellen. Osai Tutu Quamina sah mit Entrüstung, wie der Gouverneur Rebellion gegen ihn anzettele. Er rüstete sich in aller Stille, während Mac-Carthy in der Meinung, Ashanti verhalte sich ruhig aus Furcht, seine Inspectionsreise in Sierra Leone antrat. Die Ermordung eines Unteroffiziers eines westindischen Regiments durch Ashanti auf dem Paradeplatze von Anamabu und andere Anzeichen eines hereinbrechenden Sturmes riefen ihn bald zurück. Noch machte der König Friedensanträge durch Vermittelung des befreundeten holländischen Gouverneurs. Mac-Carthy aber verwarf sie sämmtlich und beschleunigte seine Rüstungen.

Den Feind geringachtend, ging er über den Prah mit nur 500 Mann disciplinirter

Digitized by Google

Negertruppen (Westindier) und einigen Abtheilungen Fanti; Major Chisholm folgte mit einem stärkern Corps. Ohne letztern abzuwarten, marschirte Mac-Carthy rasch vor und stand am 21. Jan. 1824 bei Assama einem Heere von 20000 Mann gegenüber. Mac-Carthy sah sich überflügelt und von den Fanti verlassen, nur die Denkera und Westindier hielten stand. Nach tapferm Widerstande fiel Mac-Carthy mit seinen Getreuen; sein Kopf und die Köpfe einer Anzahl der englischen Offiziere wurden als Trophäen in Kumasi aufgesteckt. Williams, ein englischer Stabsoffizier, entging der Enthauptung durch die Fürsprache eines Ashantiobersten, dem er einst an der Küste Beistand geleistet hatte; er durfte heimkehren und über die Niederlage berichten. Sie war so vollständig, daß, hätten die Ashanti ihren Vortheil verfolgt, sie wol die Engländer von der Küste fortgetrieben haben würden. Sie begnügten sich jedoch mit Friedensanträgen. Unterhandlungen wurden gepflogen; allein der Fürst von Denkera, in der Meinung, daß der vorgeschlagene Vertrag ihm keinen Schutz gewähre, erneuerte den Krieg, ging über den Prah und griff die Ashanti in ihrem eigenen Lande an. Dies Unternehmen ließ sich anfänglich gut an und bewog die Engländer, die Unterhandlungen abzubrechen. Die Ashanti drangen nunmehr aber sofort bis Cape Coast Castle vor, und als die Engländer ihnen hier entgegengingen, wurden diese abermals geschlagen und mußten sich hinter die schützenden Mauern und Geschütze des Schlosses zurückziehen. Erst im Jahre 1826 gelang es dem Obersten Purdon wieder vorzugehen. Er bildete nun einen Kern englischer Truppen, ein eingeborenes Heer von 10000 Mann, rückte dann auf der offenen Ebene von Akra vor, und als er am 26. Aug. 1826 25 Meilen von Akra bei Dondowah das Heer der Ashanti erreichte, brachte er demselben eine schreckliche Niederlage bei. Kartätschen und Raketen bewältigten die Tapferkeit der Ashantikrieger.

Inzwischen war der umsichtige und vorsichtige Osai Tutu Quamina gestorben; ihm folgte sein Bruder Osai Odoto (1824—38).

Durch die blutige, hartnäckig gekämpfte Schlacht bei Dondowah wurde das Protectorat von der Invasion der Ashanti befreit. Doch gelang es damit keineswegs, den Frieden wiederherzustellen. Dieser unaufhörlichen, weder sonderlichen Ruhm noch Gewinn einbringenden Händel überdrüßig, faßte die englische Regierung im Jahre 1830 den Entschluß, die Goldküste aufzugeben. Sie sandte also ein Kriegsschiff, die dortigen englischen Beamten und Kaufleute abzuholen. Die protegirten Stämme sollten aber dem Schicksal und den Ashanti überlassen werden. Da traten die nach der Goldküste Handel treibenden Kaufleute in London zu einer neuen Gesellschaft zusammen und ermächtigten ihr Comité, einen Gouverneur für die Goldküste zu ernennen, für dessen Gehalt und sonstige Regierungserfordernisse die Summe von 4000 Pfd. St. jährlich angewiesen wurde. Man hatte das Glück, in Georg Maclean einen für diese Stelle höchst geeigneten Gouverneur zu finden. Er war im Jahre 1826 militärischer Secretär des Gouverneurs Obersten Lumley in Cape Coast Castle gewesen. Er blieb Gouverneur 14 Jahre. Bei Antritt seines Amtes war Ashanti wie Fanti vom Kriege erschöpft. Es gelang ihm, nach langen Unterhandlungen einen neuen Vertrag von den Ashanti zu erlangen, welcher bis auf den gegenwärtigen Krieg zu Kraft bestand. Dieser Vertrag garantirt die Unabhängigkeit von Apollonia, Ahanta, Denkera, Wassaw, Fanti (welches Effutu, Abra, Akumsi, Agunah und Akra in sich begreift), Assin, Akim und Akuapim und stellt diese definitiv unter englischen Schutz. Dagegen wurden die bei Dondowah gefangen genommenen Verwandten des Königs von Ashanti sowie alle übrigen gefangenen Ashanti von den Engländern ausgeliefert, sowie die englischen Forts dem Handel der Ashanti geöffnet. Zur Sicherung der Ausführung des Vertrags wurden zwei Geiseln von königlichem Blut nach Cape Coast Castle gesandt und 600 Unzen Gold daselbst deponirt; falls der Vertrag zehn Jahre unverbrüchlich gehalten werden würde, sollten die

Digitized by Google

Geiseln entlassen und der deponirte Betrag wieder ausgeliefert werden. Osai Quantibissa, ein Sohn, und Osai Ansa, ein Neffe des Königs, waren die Geiseln. Der Friede wurde zehn Jahre gehalten, und demnach wurden alsdann die Prinzen entlassen und das Gold zurückgestellt. Osai Ansa blieb in Cape Coast Castle wohnen, wo er allgemein geachtet wurde, und zog erst beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges weg, und zwar auf Anrathen der englischen Behörden, nachdem ihm fünf Diener von der dortigen Bevölkerung ermordet waren.

Im Jahre 1838 folgte Osai Quaco Duah auf den Thron Ashantis, dessen Regierung bis zum Jahre 1868 währte. Auch dieser König unterhielt während Maclean's Statthalterschaft stets freundschaftliche Beziehungen mit demselben und den Stämmen des Protectorats.

Diese friedlichen Zustände bewogen im Jahre 1843 das englische Parlament, die Goldküste wieder unter die englische Reichsregierung zu stellen, und zwar als eine besondere Colonie. Maclean blieb Administrator derselben, wurde aber Hrn. Stephan Hill, welcher als Gouverneur hingesandt wurde, untergeordnet. Hill war jedoch weise genug, ihn gewähren zu lassen. Maclean starb im Jahre 1847, wol der verdienstvollste Statthalter, welchen die Engländer an der Goldküste gehabt haben. Maclean war der Gemahl der beliebten englischen Dichterin Lätitia Elisabeth Landon (L. E. L.), welche im Jahre 1839 in Cape Coast Castle in jugendlichem Alter plötzlich starb.

Erst gegen Ende der langen Regierung des Osai Quaco Duah entstand wieder Zwist. Während jener langen Reihe von Jahren gedieh die Goldküste, standen Fanti und Ashanti, Holländer und Engländer im besten Einvernehmen. Der Handel blühte, namentlich war reger Verkehr mit den Ashanti, den besten Kunden der Küste. Im Jahre 1863 aber entstand ein Misverständniß zwischen dem Könige und dem Gouverneur Richard Price, der erst vor kurzem angekommen war. Der Kabozier Quaco Gamin hatte gegen das Gesetz des Landes Goldklumpen, die in einer Goldwäscherei in Ashanti gefunden worden waren, sich zugeeignet und floh damit nach Denkera, weshalb Osai Quaco Duah, einer der friedfertigsten Monarchen, welche Ashanti gehabt hat, die Auslieferung jenes Kaboziers verlangte und zu dem Behufe einen Prinzen als Boten nach Cape Coast Castle sandte. Obgleich eine bedeutende Minorität im Rathe sich dafür erklärte, verweigerte der Gouverneur die Auslieferung, worauf ein Heer von 30000 Mann Ashanti in das Protectorat einrückte. Ein Heer Fanti erlitt eine Niederlage bei Essekuma in Aguna, 25 Meilen von Mankessin, worauf die Engländer, 800 Mann Westindier, nach Mankessin marschirten und am 12. Mai 1863 bei Bobekuma geschlagen wurden. Ueber 80 Tage lang lagen nun die Ashanti im Herzen des Protectorats, unbehelligt von Fanti und Engländern, und verheerten das Land weit und breit. Sie zerstörten über 34 namhafte Ortschaften und über 70 Gehöfte und zogen sich dann ebenso unangefochten zurück vor Einbruch der den Ashanti gefährlichen Regenzeit an der Küste. Inzwischen blieb der Ashanti-Handel gesperrt und die Kaufleute der Goldküste wurden ruinirt.

Die Stämme des östlichen Protectorats, die Akra, Aquapim, Krobbu, Adangu und die mit ihnen verbündeten Kriepie jenseit des Volta hatten sich bisher nicht in die Streitigkeiten zwischen den Ashanti und Fanti gemischt. Im Jahre 1866 aber brach Krieg zwischen den Akra und den Awuna, kriegerischen Anwohnern des linken Voltaufers, aus, und am 12. April wurde ein Heer von 15000 Akra von 8000 Mann Awuna geschlagen, worauf die Awuna jedoch über die Volta zurückgingen. Die vom englischen Gouverneur angebotene Vermittelung lehnten die Awuna ab; diese verbündeten sich vielmehr mit den Ashanti und griffen die Kriepie an. Der Generalgouverneur Blackball erlangte von den Awuna zwar einen Friedensvertrag; allein sie hielten ihn nicht ein, sondern setzten ihre Streifzüge im Protectorat in Allianz mit den Ashanti fort und sperrten

Digitized by Google

die Schiffahrt auf dem Volta. Am 30. Nov. 1868 gelang es jedoch dem Gouverneur Kennedy, einen Frieden zwischen Akra und Awuna abzuschließen, der besser eingehalten worden zu sein scheint. Dies geschah im Volta an Bord des Dampfers Eyo bei Gelegenheit der denkwürdigen Voltaexploration des Kapitäns Glover. Die Voltaschiffahrt wurde durch diesen Vertrag für frei und offen erklärt.

Im Jahre 1865 bestellte das englische Unterhaus ein Comité behufs Untersuchung der schwierigen Zustände an der Goldküste, und dasselbe erklärte es für das Geeignetste, um weitern Schimpf und Schaden zu vermeiden, Schritte zum Aufgeben der Goldküste zu thun.

Im Jahre 1865 wurde die Goldküste nun zuvörderst nach der frühern Einrichtung wieder der Colonie Sierra Leone einverleibt, deren Statthalter als Chef-Gouverneur die obere Leitung der Regierung erhielt. Im Jahre 1867 schloß sodann die englische Regierung einen Vertrag mit Holland ab, durch welchen alle im Westen des Süßwasserflusses liegenden englischen Niederlassungen an Holland, dagegen alle im Osten jenes Flusses liegenden holländischen Niederlassungen an England abgetreten wurden. Dieser Tausch erregte auf beiden Seiten der neuen Grenze viel Misfallen bei der einheimischen Bevölkerung, die unzufrieden war, dabei nicht befragt worden zu sein, da sie doch nicht Unterthanen, sondern nur Schützlinge der Engländer waren.

Nachdem im Jahre 1868 Osai Quaco Duah der Friedfertige gestorben war, folgte ihm Koffi Kalkalli, ein feuriger junger Mann, der gegenwärtig regierende König.

Im Jahre 1869 beschloß die englische Regierung, die Garnisonen an der Goldküste zu reduciren, wie sie auch in den übrigen englischen Colonien gethan hatte, weshalb das dort stehende dritte westindische Regiment aufgelöst wurde. Die unter den Negern des englischen Westindiens rekrutirten westindischen Regimenter hatten sich keineswegs in dem erwarteten Grade in dem Klima der Goldküste stichhaltig erwiesen; man hatte deshalb den Plan aufgenommen, die vom Hauptmann Glover, dem Administrator von Lagos, organisirten kriegerischen, den Engländern sehr loyal, den Ashanti sehr feindlich gesinnten mohammedanischen Haußa an die Stelle der Westindier treten zu lassen. Allein die Westindier wurden verabschiedet, ehe man noch jene Stellvertreter hatte, sodaß der Administrator der Goldküste im Februar 1873 der englischen Regierung berichten mußte, er habe zur Vertheidigung einer 160 Meilen langen Grenze nur 160 Soldaten.

Man hatte bei der Theilung der Küste zwischen England und Holland besonders den Umstand nicht in Anschlag gebracht, daß zwischen den Eingeborenen der bisher englischen und bisher holländischen Gebiete eine seit alten Zeiten vererbte Fehde bestand. Die Holländer waren den Stämmen, die bisher unter englischem Protectorat gestanden hatten, noch mehr als ihre Erbfeinde, die Ashanti, verhaßt; denn sie waren immer Freunde der Ashanti, unterstützten sie in ihren Kriegen mit Waffen, Munition und anderweitig. Der am 5. März 1867 zwischen Holland und England abgeschlossene Theilungsvertrag trat am 1. Jan. 1868 in Wirksamkeit. Die größern Fürstenthümer im Binnenlande, namentlich Wassaw und Denkera, verweigerten sofort, das neu ihnen zugewiesene Protectorat anzuerkennen, erklärten sich für unabhängig und blieben es auch. Die Fanti, welche die damals vom englischen Protectorat gewährte Protection unzureichend fanden, traten zu einer neuen Conföderation zusammen behufs gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die Ashanti, die holländisch gesinnten Stämme und die Holländer. Die wichtigsten Fürsten, welche der Fanti-Conföderation beitraten, waren Edu von Mankessin, Otu von Abra, die beiden Präsidenten der Conföderation, Akinneh von Akumfu, Autabu von Gumur, Ammonu von Anamabu.

Ueberall gab es kleine, aber sehr blutige Fehde zwischen den holländisch und den englisch gesinnten Stämmen. Die Komenda erschlugen einen Fanti vom (holländischen) El

Digitized by Google

Mina und sandten dessen Kimlade nach Mankessin, die El Mina fielen Einwohner der conföderirten Fantilande an. Ein alliirtes Heer von Fanti und Denkera, 15000 Mann stark, rückte vor El Mina und schlug am 26. Mai 1868 die El Mina und eine Abtheilung regelmäßiger holländischer Truppen, welche ihnen entgegengezogen waren und sich jetzt in die Festung zurückziehen mußten. Der englische Administrator H. T. Usher intervenirte zu Gunsten der Holländer, verbot den Verkauf von Waffen und Munition in dem englischen Protectorat, bestrafte den Quassie Atta, den Anführer der Cape Coast Castleleute, welche den Fanti zugezogen waren, mit der Confiscation seines Vermögens und beantragte einen Friedensvertrag zwischen den kriegführenden Mächten. Die alliirten Fanti und Denkera lehnten aber seine Intervention ab, blieben vor El Mina liegen und setzten die Belagerung des Schlosses fort, ein Beweis, beiläufig, wie geringe Autorität damals die englischen Behörden im Territorium ihres Protectorats besaßen.

Im October 1868 begab sich der englische Gouverneur Kennedy nach El Mina und eröffnete Unterhandlungen mit dem holländischen Gouverneur van Boers und den dortigen holländischen Fantifürsten. Er beantragte eine Allianz der Engländer und Holländer und der englischen und holländischen Fantifürsten gegen die Ashanti; allein der Antrag wurde von den holländischen Fantifürsten und demnach auch von den Holländern abgelehnt.

Die Einwohner von El Mina, unzufrieden mit dem Gouverneur van Boers wegen des Mangels an Energie in seiner Vertheidigung gegen die das Fort blokirenden Fanti, sandten eine Deputation nach Holland, um Beschwerde zu führen. Van Boers wurde deshalb abberufen und Gouverneur Nagtglas kam als königlicher Commissar im Mai 1869. Um diese Zeit verübten die Komenda (im Westen von El Mina, damals im holländischen Protectorat, aber englisch gesinnt) eine arge Unthat gegen die Holländer. Das holländische Kriegsschiff Amstel, bei Komenda mit Tiefenmessung beschäftigt, sandte ein Boot ans Land, welches zwischen die Brandung gerieth und umschlug; vier Männer, die dem Wassertode entrannen, wurden von den Komenda theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht. Oberst Nagtglas suchte die Verwendung des englischen Administrators Simpson nach, die dieser gewährte; allein die Komenda weigerten sich auf Befehl der Fanticonföderation, die Gefangenen ohne ein Lösegeld von 800 Unzen Gold (3200 Pfd. St.) auszuliefern. Nagtglas zahlte schließlich 300 Unzen. Als die Auslieferung erfolgt war, ging das holländische Geschwader aber vor der Stadt Komenda vor Anker und schoß sie in Brand.

Auch wurde die Stadt Dixcove von dem Gouverneur des dortigen holländischen Forts Alvarez in Brand geschossen und von den anwohnenden, holländisch gesinnten Ahanta geplündert (am 14. Juni 1869). Die Einwohner hatten sich geweigert, auf Aufforderung ihre Munition ins Fort zu liefern, nachdem Alvarez Bericht erhalten hatte, daß Affo, Fürst von Wassaw, das Fort und die Ahanta anzugreifen komme und dabei von den Einwohnern von Dixcove unterstützt werden solle.

Der einheimische Fürst von El Mina wandte sich an den König von Ashanti um Beistand bei der Bewältigung der widersetzlichen den Holländern zugewiesenen englischen Stämme. Koffi Kalkalli stand denn auch nicht an, besonders da die englische Besatzung so sehr geschwächt war, ein Heer zu solchem Behuf zu senden, welches unter dem Befehle des grausamen, jedoch tapfern Generals Atdschiempon stand. Um die günstigen Monate möglichst zu benutzen, sandte er gleichzeitig ein Heer nach Akuapim und Akim. Um diese Zeit wurden die deutschen Missionare Ramseyer und Kühne nebst Ramseyer's Frau und Kind von den Ashanti ergriffen und nach Kumasi geschleppt. Bei einer Rauferei zwischen Ashanti und Akuapim nahmen diese in einem verlassenen Missionshause Stellung, weshalb die Missionare von den Ashanti beschuldigt wurden, ihren Feinden

Digitized by Google

Beistand geleistet zu haben, und sie zur Verantwortung in ihr Lager an der Grenze vorluden. Die Beschuldigung war gänzlich unbegründet, und die Missionare, sich darauf verlassend, waren unvorsichtig genug, der Vorladung Folge zu leisten. Sie hatten große Leiden zu erdulden, obwol der König sie im ganzen milde behandelt zu haben scheint. Die Missionare der Goldküste, die damals überaus schnell aufeinander folgten, bestrebten sich vergeblich, die Auslieferung der Gefangenen zu erlangen.

Während also die Ashanti als Alliirte der Holländer in die Protectoratsgebiete eingerückt waren, machte die englische Regierung mit einem mal mit ihrer bisherigen Politik an der Goldküste eine gänzliche Schwenkung und erlangte von Holland die Cession nicht nur der früher englischen, an Holland abgetretenen, sondern der sämmtlichen holländischen Niederlassungen und Besitzungen an der Goldküste. England trat dagegen an Holland das englische Protectorat in Sumatra ab, eine Verhandlung, welche den dortigen Atjinkrieg zur Folge gehabt hat. Am 6. April 1872 erfolgte demnach die Uebergabe der damals holländischen Besitzungen an der Goldküste an den englischen Gouverneur Pope Hennessy.

Die holländisch gesinnten Stämme verhehlten ihren Groll nicht über diese neue, ohne ihre Zustimmung vorgenommene Vertauschung. Dagegen wurde in Cape Coast Castle Lieutenant Joost, ein holländischer Offizier, der sich daselbst behufs Leitung der holländischen Räumung aufhielt, von den dortigen Eingeborenen ermordet.

Um diese Zeit wurde der Ashantigeneral Atdschiempon, den man der unerhörtesten Grausamkeiten beschuldigte und der sich damals in Assin aufhielt, ohne eine zahlreiche Garde bei sich zu haben, von Engländern ergriffen und gefangen nach Cape Coast Castle abgeführt. Er wurde vom Gouverneur mit allen Ehren nach Ashanti zurückgesandt, ohne daß dieser auf die Auslieferung der Missionare bestanden hatte. Atdschiempon aber, entrüstet über diese Gefangennehmung, war nicht sobald in Kumasi angekommen, als er auf eine energische Führung des Krieges drang. Anfang Februar 1873 gingen drei Ashantiheere über den Prah.

Digitized by Google

Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873.

Von

Wilhelm Hamm.

III.

Wenn die Weltausstellungen Spiegel der menschlichen Thätigkeit sind, so muß man ebenso sehr mit Bewunderung als mit Bedauern das Urtheil fällen, daß mit einer jeden die zerstörende Richtung dieser Thätigkeit sich mehr und mehr geltend gemacht hat. Schon 1862 in London und 1867 in Paris waren die Kriegswerkzeuge stark in den Vordergrund getreten; jene Kanonenungethüme und gleißende Gußstahlrohre sahen aus, als ob sie sich sehnten, bald in Verwendung zu kommen; damals hing schon die kleine ferne Wolke der Seeromane in der Luft, welche später den ganzen Horizont mit wildem Sturm erfüllt. Nun, das große Gewitter hat sich seitdem entladen, und zwar gründlich; dennoch ist es nicht rein in der Luft geworden, da und dort hängen noch immer die verdächtigen Wölkchen. Kein Wunder, wenn auch in der wiener Weltausstellung das Kriegswesen unserer Zeit in einer Weise vertreten war, wie noch auf keiner andern zuvor; und doch sagte sich jeder, Kenner und Laie, daß man auf ihr lange noch nicht alles zeige, was man besitze oder plane; ganz im Gegentheil. Das in der sechzehnten Gruppe untergebrachte Heereswesen umfaßte: Truppenausrüstung und Bekleidung, allgemeine Bewaffnung, Artillerie- und Geniewesen, Sanitätswesen, militärisches Erziehungs- und Unterrichtswesen, Kartographie und Historiographie. Am besten repräsentirt waren unter diesen Abtheilungen die allgemeine Bewaffnung und die Artillerie; hier konnte man Studien machen zur Vergleichung der verschiedenen Modelle, Apparate und Systeme der Angriffswaffen, von welchen man so häufig liest, ohne doch einen rechten Begriff vom Unterschied zu haben. Von Gewehren waren ausgestellt die einfachen Systeme: Remington (Amerika), Berdan (Rußland), Chassepot (Frankreich), Dreyse (Zündnadel-, Preußen), Beaumont (Niederlande), Vetterli (Italien, Schweiz), Albini (Belgien), Henry-Martin (England), Werder (Baiern), Werndl (Oesterreich), außerdem die noch nicht oder nur theilweise bei Armeen eingeführten: À la tabatière, Snider, Peabody, Krnka, Wänzl, Lefaucheux, Lancaster; ferner die Repetir- und Revolversysteme Colt, Spencer, Frühwirth, Vetterli, Henry-Wincheſter, Lefaucheux. In der Artillerie sah man Geschütze nach den Systemen: Montigny in Belgien (besonders Mitrailleusen), Krupp in Essen — dessen Ausstellung in quali et quanto die bedeutendste auf diesem Gebiete war und das meiste Neue brachte —, Berger in Witten am Rhein, Oboukoff in Petersburg, Eckmann in Finspong, Schweden, Palmcrantz u. Winborg in Schweden (neue Kugelspritze), Firth in Sheffield,

Digitized by Google

Bavasseur in London, Armstrong in Elswick Works, Palliser, Maxwell, Gatling in England, Bleuler in der Schweiz, Mattei Rossi in Italien; außerdem hatten einzelne Staaten auch Systeme ohne Namen aus ihren Kriegswerkstätten vorgeführt. Es ist traurig und der Gedanken des Jahrhunderts der Civilisation keineswegs würdig, daß unter allen diesen zahlreichen Vernichtungsapparaten ein jeder sich seinen Rang erst durch Ströme von Menschenblut auf dem Schlachtfelde erstreiten muß; daß so viel Scharfsinn aufgewendet wird, um andere Träger des Geistes aus dem Dasein zu tilgen, dem sie vielleicht Großes genützt hätten — Reflexionen, die verzeihlich sind in der Arena des friedlichen Wettkampfes der Nationen. Von besondern, epochemachenden Neuheiten hat die Gruppe wenig aufzuweisen gehabt. Interessant waren drei neue Formen des Bajonnets, ein Dolchbajonnet aus Schweden, ein Säbel- und Sägebajonnet und ein Spatenbajonnet, letztere beiden aus Amerika; ferner die österreichischen Armeerevolver von Gasser, die glänzende Ausstellung der Remingtongewehre, die treffliche Kasemattlaffette von Kotrsch in Wien, die Krupp'schen Gußstahlkanonen, darunter das große Ringküstengeschütz von 30½ Centimeter Rohrweite und die 28 Centimeter-Hinterladungshaubitze, das größte der bisjetzt existirenden Geschütze dieser Art; die überraschend reiche und solide Artillerieabtheilung Rußlands, in der besonders die Novität einer kolossalen Transportirprotze für die Localbewegung schwerer Geschützrohre in die Augen fiel; das Feldkanonenrohr und einzelne Waffenbestandtheile aus Phosphorbronze von Montefiori-Levi in Brüssel; der während der Belagerung von Paris durch Laveissière vorzüglich in Bronze gegossene Canon de Sept; die spanischen Gebirgskanonen auf den Rücken von Maulthieren u. s. w. Im Ausrüstungs- und Monturwesen der Heere waren zwar ganz hübsche, namentlich bei Vergleichung anziehende Gruppen, vorhanden, sonst aber nichts Neues zu sehen; das Gleiche gilt von dem Verpflegungswesen, das übrigens in allen seinen Einrichtungen und Apparaten wenig von den allwärts in Land- und Hauswirthschaft gebräuchlichen abweicht. Auf dem Felde der Militärkartographie nahmen die österreichischen Staatsanstalten den ersten Rang ein; ihnen zunächst standen die russischen, in dritter Linie die Schweiz; Deutschland war durch ausgezeichnete Arbeiten des Topographischen Bureau des bairischen Generalstabes glänzend vertreten, der preußische Staat hat sich hier abseits gehalten.

Das in der siebzehnten Gruppe vertretene Marinewesen, mit den Sectionen Schiffbau nebst Schiffsausrüstung, und Bauten für die Schiffahrt, Hydrographie, bot manches Interessante und Bemerkenswerthe, allein keine hervortretende Neuheit. Durch die Lage begünstigt konnte sich Oesterreich auf diesem Gebiete natürlich am breitesten entwickeln; nächst ihm aber war das Deutsche Reich entschieden am glänzendsten repräsentirt. Die Sammlungen der hamburger Strom- und Hafenbaubehörde mit ihren wahrhaft künstlerisch ausgeführten Modellen, der preußischen Staatsbauverwaltung, der Deutschen Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen in Bremen, der Norddeutschen Schiffsbaugesellschaft in Kiel, gehörten, mit den Einzelleistungen von Jacobi, Haniel u. Comp. in Sterkrade (Rheindampfbootmodell), der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft (Dampfer und Trockendock), Albrecht in Hamburg (Kaimodell) zu dem Besten der Art in der Ausstellung. Besonders zu erwähnen sind auch die Pläne und Modelle des Marinearchitekten Steinhaus in Hamburg, und die unübertrefflichen Seekarten des preußischen Ministeriums von Reimer in Berlin. In Oesterreich excellirte vor allen die Seebehörde in Triest mit einer großartigen Sonderausstellung, in welcher der Leuchtthurm mit dem Nebelhorn einbegriffen war; im Verein mit dem städtischen Museum hatte sie namentlich durch den Conservator des letztern, Dr. Syrski, eine vollständige Sammlung der Fische, Schalthiere und Mollusken des Adriatischen Meeres, vom riesigen Haifisch an bis herab zur winzigen Seegarneele, nebst der Art und Weise ihres Fanges und dessen Verwerthung, auf das großartigste zur Anschauung gebracht; es ist dies eine der Hauptmerkwürdigkeiten und Aehn-

Digitized by Google

liches früher nicht zu sehen gewesen. Nicht minder sehenswerth waren die prachtvollen Schiffsmodelle des Oesterreichischen Lloyd, während die instructiv-graphischen Arbeiten der Adriacommission der Akademie der Wissenschaften ein reiches Material für den Forscher boten. Auch die ungarische Seebehörde zu Fiume hatte Bedeutendes geleistet, jeder Besucher wird sich der von ihr ausgestellten plastischen Pläne der kroatischen Häfen, namentlich desjenigen von Fiume selbst, auch des ganzen Quarnerischen Golfs, mit Vergnügen erinnern. Die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft hatte prachtvolle Schiffsmodelle und treffliche Tauwerke, das Stabilimento tecnico in Fiume das Modell der berühmten Fregatte Radetzky, P. Donatti in Neupesth diejenigen von Strommonitors und einer schwimmenden Schiffswerfte geliefert. Aus der französischen Abtheilung sind hierher gehörig mit Anerkennung zu notiren: der schon früher erwähnte Monolithleuchtthurm des Ingenieurs Paul; die elektromagnetischen Leuchtthurmapparate von Trassy und von Fontaine in Paris, von Mersanne in Avon, der Leuchtthurm von Barbier u. Fenestre — wie denn überhaupt im Küstenbeleuchtungswesen Frankreich die neuesten und besten Systeme aufzuweisen hat. Die Schneider'schen Werke in Creuzot hatten die Cylinder zu einem mächtigen Kriegsdampfer, Claparède in Saint-Denis verschiedene Pläne von Marineanlagen, unter andern auch Darstellungen der bei der Donauregulirung gebrauchten, von ihm gelieferten Schiffsmaschinen zur Anschauung gebracht. Im ganzen war Frankreich hier sehr kärglich vertreten. Noch viel weniger aber England; es war, als wolle dasselbe nicht zeigen, was es selber besäße, denn das interessanteste Object war das Modell des deutschen Panzerschiffs Kaiser Wilhelm. Dagegen hatte Italien diese Gruppe in ganz überraschender Weise beschickt; den anziehendsten Theil seiner Collectionen bildeten die zahlreichen und höchst verschiedenartigen Gegenstände für den Fischfang, insbesondere die Netze; hier hatten andere Nationen noch manches zu lernen. Bedeutend waren die durch das Marineministerium eingesandten Modelle, Ausrüstungsgegenstände u. s. w. der Arsenale in Neapel, Venedig und Spezia; nicht minder die Generalkarte der italienischen Küsten mit den Leuchtfeuern und die hydrographischen Vermessungskarten vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Rom. Auch der trefflichen Declinations- und Inclinationskarte für Italien, Adria und das Mittelmeer von Ingenieur Emil Müller in Mailand sei lobend gedacht. Nordamerika hatte Neuigkeiten für das Signalwesen und die Lebensrettung zur See gebracht; Brasilien nur einige Modelle von Kanonenbooten eigenthümlicher Construction von Trajano Caravalho. Aus Belgien waren von der Cockerill-Gesellschaft in Seraing Bestandtheile zu einem Packetboot ausgestellt worden, aber aus Bessemerstahl, eine wesentliche Neuerung. Das Marinemuseum in Petersburg hatte Modelle der prächtigen kaiserlichen Jachten, die Staatswerkstatt in Kronstadt eine Dampfschaluppe für den Walfischfang in originali sowie einen beachtenswerthen Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers ausgestellt, das russische Institut für Hydrographie gute geognostische Küstenkarten und ein Relief des Meerbodens im Finnischen Golf. Die türkische Regierung brachte vornehmlich zwei prachtvoll ausgestattete Kaiks, von welchen das eine, dem Kaiser von Oesterreich als Geschenk verehrt, den See in Laxenburg bei Wien befahren wird. Japan zeigte viele interessante Modelle von Dschunken und Dockconstructionen. Spanien war durch eine kleinere Sammlung des Museo naval in Madrid vertreten. Endlich verdienen auch Erwähnung die merkwürdigen Schiffsbauhölzer, die das österreichische Ackerbauministerium producirte. Sie waren über hundert Jahre alt und den Waldungen des Karstes im Küstenlande entnommen, die heute längst nicht mehr existiren; ihre wahrhaft riesigen Dimensionen veranschaulichten, in welcher unverantwortlichen Weise eine sinnlose Devastation der Forste jene ehedem reichen, heute gänzlich verödeten Gebiete in verhältnißmäßig kurzem Zeitraume geschädigt hat.

Digitized by Google

Ueber das Bau- und Civilingenieurwesen der achtzehnten Gruppe, welches Hochbau, Wasserbau, Straßen- und Eisenbahnbau umfaßte, kann um so rascher hinweggegangen werden, als unter dasselbe vielerlei eingereiht worden ist, was offenbar gar nicht dazu gehörte, auch weil neben manchen sehr bedeutenden, des eingehenden Studiums würdigen Leistungen doch im ganzen nichts zu Tage getreten ist, was völlig unbekannt oder epochemachend gewesen wäre. Unter jenen nehmen unbedingt diejenigen Frankreichs den ersten Rang ein. In welch mächtiger Weise die Architektur sowol als schöne Kunst wie als Nutzbehelf unter dem dritten Kaiserreiche mit seinen umwälzenden Tendenzen gefördert worden ist: das fand auf der wiener Ausstellung eine unbestreitbare, wenn vielleicht auch nicht beabsichtigte Illustration. Die Stadt Paris, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und einzelne Etablissements, wie Schneider in Creuzot, die Constructionsgesellschaft in Batignolles u. s. w. hatten Sammlungen und Details geliefert, welche alles übrige in Schatten stellten. Es sei nur erinnert an die wundervollen plastischen Darstellungen der pariser Kanalisation, die Pläne zur Geschichte der Hauptstadt, die Illustration der französischen Communicationswege, der Brücken, Viaducte, Eisenbahnstationen, Docks und Häfen, an die verschiedenartigen Constructionen von Leuchtthürmen, Hafenfeuern, Bassins u. s. w., an die zahlreichen Aufrisse, Karten, Photographien, Tabellen u. s. w. des Departements für Brücken- und Straßenbau, um mit hoher Anerkennung der Fortschritte und des Standpunktes Frankreichs auf diesem Gebiet gedenken zu müssen. Neu erschien eine Maschine von Michelot zur Erprobung der Widerstandsfähigkeit der Materialien; eine transportable Eisenbahn von Cerbin in Paris; eine Form von Verbindungsziegeln ohne Mörtel von Pavy in Clévean bei Mézières — es war aus denselben ein kleiner Thurm sowie verschiedenes Mauerwerk in einem Winkel an der Außenseite der westlichen Agriculturhalle hergestellt. Sehr imponirte auch die in einem Zwischenhof der Südseite aufgebaute eiserne Thurmspitze der Kathedrale zu Lausanne von Monduit Béchet in Paris. Oesterreichs Ausstellung in dieser Gruppe war quantitativ bedeutend, allein die *besten* Gegenstände waren nur entweder Nachbildung dessen, was man außerhalb des Praters in natura sehen konnte — so Brücken, Eisenbahnbauten, Hospitäler, Volksküchen u. s. w. — oder sie traten als Bauobjecte der Ausstellung selber auf. Auch Deutschland hatte der Zahl nach vieles, dem innern Werthe nach jedoch Unbefriedigendes aufgeführt. England zeigte ein aus Steinmörtel errichtetes Wohnhaus von Tall u. Comp. in London neben interessanten Plänen für Arbeiterwohnungen, alle nach dem Cottagesystem; außerdem brachte es in dieser Abtheilung auch verschiedene Taucherapparate mit Luftpumpe und elektrischem Lichte zur Untersuchung der Meeresgründe. Das hierher gehörige zierliche schweizer Chalet im Stile des berner Oberlandes, erbaut in einem südwestlichen Zwischenhofe des Industriepalastes durch die Parketeriefabrik in Interlaken, welches eine voluminöse Sammlung der Holzschnitzereien aus Brienz u. s. w. enthielt, nahm sich äußerst anmuthend aus, doch scheint der Geschmack an derlei etwas ermüdender Holzarchitektur sehr in Abnahme begriffen. Italien war stattlich vertreten; seiner auch hier einrangirten Marmorsammlungen ist schon oben gedacht worden; höchstes Interesse nahmen in Anspruch die vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dann von den Ingenieuren Perelli, Giori und Baccarini dargelegten Behelfe zur Beurtheilung der wahrhaft großartigen Meliorationen, die das vielfach verkannte Land, seit es seine Einheit gewonnen, mit großer Umsicht und seltener Energie in Angriff genommen hat. Es geschehen dort ohne viel Geräusch wahrhafte Wunder der Urbarmachung; bald werden die Pontinischen Sümpfe nicht mehr existiren, die Vollendung der Entwässerung und die Regulirung der Gewässer der verrufenen toscanischen Maremmen steht in Aussicht; die Anlagen des Cavour-Kanals, des Viaducts von Ariccia, der Serinowasserleitung in Neapel; die Entsumpfung der Niederungen von Orfiglie und Verona: diese und noch viele andere gemeinnützige Unter-

Digitized by Google

nehmungen, welche hier in Modellen, Plänen, Berichten vorgeführt waren, geben eine hohe Meinung von dem gesunden volkswirthschaftlichen Streben der italienischen Regierung. Nicht zu vergessen auch der ausgezeichneten Modelle des Architekten Mengoni, und insbesondere der wie diese in der Rotunde placirten höchst vollendeten plastischen Nachbildung der Galleria Vittoria Emmanuele in Mailand, des schönsten aller Monumente, die jemals das Volk einem von ihm verehrten Könige gesetzt hat. Ein vielbewundertes Seitenstück dazu war das große Modell der Börse zu Brüssel von Léon Suys. Noch größere Anziehungskraft aber übte die in selten breitem Maßstabe ausgeführte plastische Darstellung des Bosporus, im Auftrage der türkischen Eisenbahngesellschaft angefertigt durch C. Straub und L. Seefelder, ein Werk, dessen Treue und Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, und das gewiß jedem Besucher der Weltausstellung, ohne Ausnahme, im Gedächtniß ist. Auch das gleich daneben aufgestellte Relief der Stadt Jerusalem hat viele andächtige Beschauer gefunden. Japan hatte eine vollständige Sammlung aller seiner Baumaterialien und Utensilien geliefert. Endlich sei der schönen Modelle und Pläne gedacht, welche vom Ministerio de Hacienda und der Junta consultativa de Caminos, Canales y Puentes in Madrid im spanischen Pavillon untergebracht waren, darunter, charakteristisch genug, das Modell des Stiergefechttheaters im Alcazar von Ciudad-Real.

Eine besondere, sie von allen frühern unterscheidende Eigenthümlichkeit sollte die wiener Weltausstellung bekanntlich erhalten durch den Versuch der Darstellung des Entwickelungsganges der nationalen Sitten des Bürger- und Bauernstandes. Es sollte deren ganzes äußerliches Leben und Treiben, wie es sich in Wohnung und Nahrung, Tracht und Beschäftigungen charakterisirt, in möglichst treuen Bildern vorgeführt und dadurch eine werthvolle Grundlage für die Ethnographie oder die Culturgeschichte der Zeit geschaffen werden. Dieser Aufgabe sollten die Gruppen neunzehn, zwanzig und einundzwanzig Genüge leisten, in welche verwiesen waren: das bürgerliche Wohnhaus, das Bauerhaus mit Einrichtung und die nationale Hausindustrie. Der Versuch ist leider gescheitert; nur von den wenigsten Seiten kam ihm das richtige Verständniß entgegen, vielleicht auch war theilweise die Frist zu einer befriedigenden Ausführung zu kurz. So kam denn nur Stückwerk zu Stande. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn das ganze große Deutsche Reich in der Gruppe der nationalen Hausindustrie vertreten war durch ein paar Thonkrüge aus Baiern, einige ostfriesische Servietten und einen gestickten Teppich aus einem Nonnenkloster bei Landshut? Ist das nicht reine Ironie? Das bürgerliche Wohnhaus war in den meisten Abtheilungen repräsentirt durch luxuriöse Tapezierarbeiten, die wenig mit demselben zu schaffen hatten; es können entsprechende originelle Darstellungen, geschweige Novitäten, gar nicht registrirt werden. Am interessantesten waren für den Fachmann die verschiedenen Entwürfe von Arbeiterhäusern, welche jedoch, obgleich in ziemlicher Anzahl vorhanden, nicht an den instructiven Werth der bei den Weltausstellungen von 1862 und 1867 erblickten Muster reichten. Wir notiren die Sammlungen aus Reichenberg in Böhmen und aus Triest von der Baugesellschaft für Volkswohnungen; das im Original aufgestellte und von britischen Werkleuten bewohnte transportable Arbeiterhaus aus Eisen von Lloyd in Grantham, ein von dem praktischen Sinne und der berechnenden Häuslichkeit der Briten höchst günstiges Zeugniß ablegendes Werk; die zahlreichen Pläne schweizerischer Arbeiterwohnungen; das von der türkischen Regierung errichtete Wohnhaus (Konak) nebst Bad und das türkische Kaffeehaus mit Bazar in dem orientalischen Dorfe, auch den hierher verwiesenen feuerfesten Pavillon aus Eisen, der den Schatz des Sultans hütete; vor allem aber den ägyptischen Palast des Khedive, dessen schon oben erwähnt worden ist, der jedoch wenig Bürgerliches zur Schau trug. In demselben befanden sich, treu nach kairenischen Mustern ausgeführt, außer den Wohnräumen und der Mandara, dem Empfangs-

Digitized by Google

salon, eine Moschee mit hohem, stilvoll decorirten Minaret, ein Bazar, ein Kaffeehaus, eine Volksschule, das Haus eines Schech-el-belled (Ortsvorstehers) und eine Nachbildung der berühmten Felsengräber von Beni-Hassan: das alles umgeben von hübschen orientalischen Gartenanlagen. Bevölkert von Mamluken, Arabern und Fellachim konnte dieser geschmackvolle Bau den Besucher mitten in Tausendundeine Nacht tragen; leider war der Zugang unbillig erschwert, ganz gegen alle Zwecke und Gesetze einer Ausstellung. Auch bei andern Objecten machte sich dieses fatale Absperrungssystem geltend, sehr zum Verdrusse der Besucher, welche nicht ohne Grund ein Recht zu haben vermeinten, für ihr Geld auch die ganze Ausstellung zu sehen, nicht blos Theile derselben. Des marokkanischen Wohnhauses ist schon oben mit voller Anerkennung gedacht worden; was man in Tunis unter einem bürgerlichen Heim versteht, war durch ein Zelt aus Roßhaargewebe dargestellt. China und Japan brachten hübsche, mit absonderlicher Kunst verfertigte Modelle, worunter namentlich die des letztern Landes in minutiöser Darstellung aller Einzelheiten nichts zu wünschen übrigließen. Die in natürlicher Größe ausgeführten Bauerhäuser sind schon früher aufgezählt worden, sie bildeten stete Zielpunkte für die Schaulustigen; wer sich über die historischen und nationalen Verhältnisse bezüglich dieser merkwürdigen Bauten näher unterrichten will, dem sei die von Professor Dr. K. J. Schrör darüber veröffentlichte Schrift empfohlen. Jedenfalls bekam man hier mehr Echtes zu schauen als in manchem andern Gebiete der Ausstellung. Auch des ländlichen Anwesens aus dem Elsaß, des einzigen Objects, welches das neue Deutsche Reich in diese Gruppe gestellt hatte, und seines beklagenswerthen Schicksals haben wir oben gedacht; leider war dasselbe nicht anders zu sehen als gegen Entrichtung des Blutzehnts an die Pächter, welche alle Räume ganz für ihre Wirthschaftszwecke ausbeuteten; schwerlich hat dies Etablissement dem jungen Reichslande Sympathien erworben. Oesterreich hatte außer seinen Originalen noch viele Modelle von Bauerhäusern aus seinen einzelnen Kronländern vorgeführt, am schönsten, in wahrhaft künstlerischer Ausführung, aus Oberösterreich, wo der Bauernstand am behäbigsten auf seiner Hufe sitzt und der anderweit prädominirende Großgrundbesitz neben ihm verschwindet. Am selbstbewußtesten trat er in der Ausstellung auf aus Siebenbürgen, jenem entlegenen Grenzlande, wo ein fester Stamm treudeutscher Sachsen seit alter Zeit gegen die Vergewaltigung durch Magyaren und Walachen ringt, allein leider Jahr für Jahr an Boden verliert. In der Darstellung der nationalen Hausindustrie hatte Ungarn die Sache am richtigsten angefaßt und am glänzendsten durchgeführt; seine Collection war ein Unicum in dieser Hinsicht, ebenso reich als verständig geordnet. In einem Lande, welches der Großindustrie völlig entbehrt und dessen größerer Theil noch ziemlich abseits des Verkehrs liegt, ist allerdings das Volk darauf angewiesen, seine Bedürfnisse weitaus selbst zu erzeugen; aber die Art, in der dies geschieht, ist hoch interessant; man sieht auf den ersten Blick, daß hier der Orient beginnt und die Herrschaft besitzt trotz der zusammengewürfelten Nationalitäten. Wenig unterscheiden sich die Stickereien und Nadelarbeiten der Kumanen und Serben von denen der Türken; was aber die Frauen der letztern an künstlichen Häkelarbeiten — Oya — liefern, das macht ihnen bisjetzt die Civilisation nicht nach; es gibt keine feinern, zierlichern, geschmackvollern Garnituren als diese beliebten Besätze; die Nachfrage danach war so groß, daß sie wahrscheinlich bald über das Abendland verbreitet werden. Japan und China haben vorzugsweise nur Hausindustrie, wenn alles, was sie als Product solcher vorführten, nicht gewerbmäßig erzeugt worden ist; denn es durchlief die ganze Scala des Kleingewerbes überhaupt. Besonderer Erwähnung verdienen hier die zahlreichen Trachtengruppen. Die Türkei hatte die hundert Völkerschaften, welche dem Halbmond unterworfen oder anhänglich sind, in lebensgroßen Gestalten mit dem Nationalcostüm bekleidet, vorgestellt; wenn nur die Gesichter nicht gar zu greulich ausgefallen wären! Den prächtigsten Abstand

Digitized by Google

dagegen bildeten die schwedischen Figuren, allerdings schon von 1867 her bekannt; das waren in der That plastische Kunstwerke edler Art, naturwahr und in sinniger Auffassung gemodelt; sie waren stets von Bewunderern umdrängt. Hohes Lob verdienten aber auch die gleichfalls lebensgroßen Nationalgestalten der österreichischen Völker, zum Theil in prächtig bewegten Gruppen eines Jahrmarkts dargestellt; auch sie bildeten einen Glanzpunkt der Ausstellung. Vieles war in diesem Genre noch da und dort zu erblicken; eine Hinduprinzessin in Zindel, Musselin und Kaschmir, mit Schmuck beladen, ein stattliches Griechenpaar, Eskimos in ihren Hundeschlitten, Kirgisen auf Kamelen, Tuneser im Zelt, türkische Damen in der bunten Araba, dem Haremsfuhrwerk des Orients — aber alle diese todten Bilder verschwanden gegenüber dem lebendigen Gewühle derselben Farben, das sich vor ihnen staute.

Auch die beiden Gruppen zweiundzwanzig und dreiundzwanzig, der Darstellung der Wirksamkeit der Museen für Kunstgewerbe und der kirchlichen Kunst gewidmet, blieben gänzlich hinter dem Wollen zurück, und waren bloße Torsos ohne jeden tiefern Werth. Die wenigsten Länder hatten diese Abtheilungen beschickt; namentlich für die erstere schien das Verständniß zu mangeln, welches freilich durch das seinerzeit ausgegebene Programm keine wesentliche Förderung erhielt. Der große „Officielle General-Katalog der Weltausstellung 1873 in Wien", das schlotterigste, spaßhafteste Machwerk, welches jemals Ignoranz im Bunde mit Indolenz vom Stapel gelassen hat — zählt aus den genannten Gruppen nur neun Nummern auf, davon entfallen acht auf Rußland — inbegriffen die einzige für Musealgegenstände — und eine auf Holland. Und doch waren treffliche Kirchenparamente, Gefäße, Sculpturen, Altäre, große Glasmalereien zu kirchlichem Gebrauche und manches andere vorhanden, das sich wohl zum Einstellen in die Gruppe geeignet und so vor der Beschämung, sie nicht zusammengebracht zu haben, gerettet hätte. Wenn das Kunstgewerbemuseum der Stroganoff'schen Zeichenschule in Moskau die Bedeutung der zweiundzwanzigsten Gruppe recht erfaßt hat, so bleibt es unbegreiflich, daß nicht ein gleiches Verständniß auch anderswo, namentlich aber im Inlande selbst, aufgegangen ist. Musealgegenstände waren übrigens in Masse ausgestellt; es sei nur erinnert an die große Suite von Gipsabgüssen nach Antiken aus Griechenland; allein um solche Schaustellung handelte es sich nicht, sondern um den Beweis, in welcher Art die kunstgewerblichen Museen auf die productive Thätigkeit einwirken — und dieser ist in keiner Beziehung geliefert worden. Man hat eben viel mehr versprochen als gehalten, nicht blos in diesem einen Falle, sondern in vielen. Das bekannte Witzwort des geistvollen Franzosen vom Erben des seligen Alexandre Dumas: „Le blagueur du siècle", welches während der Weltausstellung cursirte, hat mehr als ein Körnchen Wahrheit enthalten. An bemerkenswerthen Objecten der kirchlichen Kunst, wie sie der Zufall unter anderm dort und da bot, seien herausgehoben: die Stickereien und Meßgewänder von Karl Giani in Wien, eines der größern Fabrikanten dieses Genres auf dem Continent; der gestickte Vorhang für einen israelitischen Tempel von Hietel in Leipzig; die gothischen Paramenten von Isaura aus Barcelona, unbedingt die bedeutendsten ihrer Art; die stilgerecht ausgeführten Kirchenutensilien von Brix u. Anders in Wien; die in Eichenholz geschnitzte Kanzel von Goyers aus Löwen in Belgien (Rotunde); die Altäre von Zavadil in Znaim, Pichler in Wien, Rusand in Paris; die Madonnenstatuen von Mayer in München (polychromisch) und Thöni in Brixen (tiroler Marmor). In einem besondern Pavillon waren die Glasgemälde untergebracht, zum Theil für kirchliche Zwecke bestimmt. Bedeutendere Kunstanstalten hatten sich an dieser Separatausstellung nicht betheiligt, und so erhob sich denn das Beste in ihr nicht über Mittelgut. Auch die Beschickung war eine so spärliche, daß in dem Local unangenehme, mit Bretern verschlagene oder ganz ordinär ver-

Digitized by Google

glaste Lücken blieben, keineswegs zum Vortheile des Gesammteindrucks. Das Beste hatte Attin aus Chartres in Frankreich geliefert mit der getreuen Nachbildung eines alten Kirchenfensters; außerdem fanden am meisten Beifall die großen über 40 Fuß hohen Tableaux von Zettler in München und Neuhausen in Innsbruck. Geschmacksverirrungen, wie der transparente Dragoner aus Clermond-Ferrand, oder gar jene buntgeklechste Krypta von Zytbek in Olmütz, welche letztere ein leider nur zu häufiges Beispiel ist von dem ästhetischen Wissen und Können in der geistlichen Welt, hätten gar nicht zu dieser Ausstellung zugelassen werden dürfen.

Einen ganz besondern Inhalt sollte die nun folgende vierundzwanzigste Gruppe in der „Exposition des amateurs" bringen. Unter diesem Titel wollte man Objecte der Kunst und des Kunstgewerbes aus frühern Zeiten zusammengestellt sehen, welche sich ausschließlich im Besitze von Kunstliebhabern oder Sammlern befänden; es sollte damit, indem alle übrigen Gruppen die Aufgabe hatten, den künstlerischen und gewerblichen Fortschritt, die industriellen Leistungen der Gegenwart darzustellen, auch eine Auswahl eigenthümlicher und schöner Gegenstände der Vergangenheit, und darin der Antheil bestimmter früherer Culturepochen an der Entwickelung der Kunst und der Gewerbe zur Anschauung gebracht werden. Es war dies, mit wenig Worten, derselbe Zweck, welchen im Jahre 1867 zu Paris die Darstellungen zur Geschichte der Arbeit ziemlich glücklich und umfassend erstrebten. In Wien ist er nicht erreicht worden; so viele hübsche und interessante Einzelheiten auch diese „Exposition rétrospective" darbot, so war sie doch allzu bunt durcheinandergewürfelt, als daß sie nur einigermaßen den Anforderungen hätte entsprechen können. Man sah es ihr eben an, daß der Zufall oder vielmehr die Noth alle diese Seltenheiten zusammengestoppelt hatte, denn bis zum letzten Augenblicke war die Theilnahme daran so gering, daß an ihrem Zustandekommen überhaupt gezweifelt, und sie in der zwölften Stunde nur durch außergewöhnliche Opferwilligkeit von Einzelnen und Corporationen ermöglicht wurde. Die Ausstellung der Kunstliebhaber befand sich in den mit der großen Kunsthalle verbundenen Annexpavillons, die den großen Kunsthof nach Nord und Süd flankirten; anfänglich waren beide nur für sie bestimmt; ein großer Theil des Raumes konnte aber noch zur Bildergalerie (Italien, Rußland, Skandinavien) geschlagen werden. Unter den einzelnen Ausstellern von kostbaren und artistisch werthvollen Alterthümlichkeiten ragte besonders Baron Rothschild hervor, der einen Theil seines berühmten Museums von Seltenheiten hierher transportirt hatte; außer verschiedenen cis- und transleithanischen Magnaten waren es namentlich die reichen Stifte längs der Donau, vor allen der Benedictiner, welche ihre Schätze gespendet hatten. In Einzelheiten beschreibend einzugehen, ist nicht gut thunlich. Zum großen Theile bestand die Gruppe aus ethnographischen Sammlungen, wie sie namentlich die Schweiz, Dänemark und Schweden in bemerkenswerthem Reichthume geliefert hatten. In den Flintsteinwaffen und Geräthen der Kjökkenmöddinger und der Pfahlbauten, den celtischen und römischen Bronzen, den ersten Versuchen der Verwendung von Hartmetallen konnten hier die drei Alter der Urzeit eingehend studirt werden; es ist aber damit das ursprüngliche Ziel der Exposition des amateurs wesentlich verrückt worden.

Die bildende Kunst der Gegenwart trat in der fünfundzwanzigsten Gruppe auf. Es war bestimmt gewesen, daß nur Werke, welche seit 1862, der zweiten londoner Weltausstellung, geschaffen waren, zur Aufnahme gelangen sollten; allein die Ausländer kehrten sich durchaus nicht an das Gesetz und brachten alte, längstbekannte Schöpfungen von Delaroche, Isabey, Turner, Landseer, sodaß von vornherein von der „Kunst der Gegenwart" nicht die Rede sein konnte, abgesehen davon, daß trotz reichlicher Beschickung

Digitized by Google

dieselbe doch keineswegs ausreichend repräsentirt war, indem viele stolze Namen sich fern gehalten hatten, oder nur ganz dürftig mit ihren geringern Leistungen in der Reihe standen. Die in einem besondern Gebäude, wie schon mehrfach erwähnt, ganz zweckmäßig und auch ziemlich bequem für Beschauung und Communication untergebrachte Kunstausstellung umfaßte die Architektur mit Inbegriff von Modellen, Entwürfen, Skizzen und Aufnahmen architektonischer Werke der Gegenwart; die Sculptur, einschließlich der figuralen Kleinkunst, des Graveur- und Medailleurwesens; die Malerei in Oel, Wasserfarben, Miniatur, Email; endlich die zeichnenden Künste, Kupferstich, Stahlstich, Radirung, Holzschnitt u. s. w. Es muß aber gleich hier bemerkt werden, daß wol der größere Theil, allein bei weitem nicht alle Kunstwerke in der für sie bestimmten Halle untergebracht waren; viele dienten als monumentale Verzierung im Freien und in den einzelnen Abtheilungen; andere mußten in der Gesammtexposition ihrer Länder aufgesucht werden, von welchen sie sich nicht trennen wollten, sodaß der Besuch der Kunsthalle allein bei weitem keinen richtigen Ueberblick gewährte.

Um ein Gesammturtheil vorauszuschicken, die wiener Weltausstellung hat den Beweis geliefert, daß die bildende Kunst sich von dem Ziele des Idealismus immer mehr entfernt und sich fast gänzlich einem Realismus zugewendet hat, der schon manchmal bedenklich an die Grenze dessen streift, was eigentliche Kunst ist. Die Gegensätze platzen aber auch hier aufeinander. Während auf der einen Seite die Technik sich in der Lösung von Aufgaben gefällt, welche die Sprödigkeit des Materials fast unmöglich erscheinen läßt — so z. B. die Ausarbeitung von Schleiern in Marmor! — oder sich in der minutiösesten Wiedergabe der unbedeutendsten Details gefällt — z. B. konnten bei gemalten Geweben die Fäden der Kette und des Einschlags unter der Lupe gezählt werden! — macht sich andererseits eine genial sein sollende Behandlung breit, welche das Werk immer nur von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte aus genießbar sein läßt. Die Darstellungen der Geschichte, der heiligen wie der profanen, verringern sich von Jahr zu Jahr, um so üppiger wuchert das Genre sowol in Farben als unterm Meißel. Eine Sucht nach Ueberladung, nach Effect durch Mittel, welche der Kunst fern liegen, nach Sinnenreizung ist das Erbübel ganzer Schulen geworden; ihnen gegenüber treten die wenigen, die mit einfachen Mitteln alles erreichen wollen, aber kalt lassen, weil sie nur Formen zu Wege bringen ohne Leben und Geist. Neben diesen Mängeln stehen als Vorzüge der Kunst der Gegenwart zur Seite die geschickte Mache, welche die Kunstgriffe aller Zeitalter sich angeeignet hat, die correcte Zeichnung, der die wissenschaftliche Begründung nicht abgeht, und die Idee, die sich in den meisten Conceptionen geltend macht; einerlei ob verfehlt oder packend zum Ausdruck gebracht. Es würde unmöglich sein, in dem engen Rahmen einer Revue die nur einigermaßen eingehende Schilderung der bedeutendern Kunstwerke der wiener Weltausstellung zu liefern; sie wäre auch überflüssig, da schon eine zweibändige treffliche Schrift von Pecht über den Gegenstand existirt; hier seien nur allgemeine Gesichtspunkte und die bedeutendsten Leistungen notirt. Frankreich steht unbezweifelt in der Kunst der Malerei an der Spitze der Nationen; dies hat es wieder durch erdrückende Leistungen dargethan. Es sind Verirrungen darunter, von welchen man sich mit Entsetzen wegwendet — so z. B. von der gräßlichen Henkerscene des A. Regnault, aus der das Blut ganz naturalistisch heraustrieft (der höchst talentvolle Maler ist 1871 in den Kämpfen vor Paris gefallen) — andere, die man mit staunender Verwunderung, aber ohne jedes Wohlgefallen betrachtet, wie das Gemälde Die Wahrheit von L. L. Lefebvre — ein völlig nacktes Mädchen in exponirtester Stellung — allein immer wird man sagen müssen: Malen können sie, diese Franzosen! Das letztgenannte Gemälde kann sich in seinen warmen Fleischtönen mit den besten Tizian's messen, und dennoch läßt es kalt, weil von der urwüchsigen Naivetät der alten Maler keine Spur darin, sondern alles auf den

Digitized by Google

Effect, mit bewußter Absicht gemacht ist, und das verstimmt den Beschauer. Daß selbst renommirte Künstler sich dort ungestraft geradezu dem Absurden in die Arme werfen dürfen, bewies unter anderm das verrückte Bild: Schauspiel der menschlichen Thorheit, von A. B. Glaize; es ist nichtsdestoweniger Staatseigenthum. Dagegen aber stehen Namen wie Delacroix, Bellangé, Gérome (sein Gladiator machte besonderes Aufsehen), Isabey, Chénu, Delaroche, Gaillard (vollendete Porträts), Meissonier, Poitevin, Ch. L. Muller, Th. Rousseau, Flandrin, Troyon, Ingres u. s. w. in erster Reihe unter den großen Künstlern des Jahrhunderts, und es war ein Genuß, in der Ausstellung, wenn auch nicht gerade immer ihre besten Werke, so doch ihren Kunstcharakter studiren zu können. Außer den Tableaux der genannten Künstler wären noch zu citiren die originellen Toiles von Boulanger (Niederlage der Kabylen, Cäsar im Marsch durch Gallien); von den beiden Breton, von Brion (Rheinfloß), von Corot (Der Morgen), von Diaz de la Péna, von Lelenx, von Perret (Schiffszug an der Rhône), von Ullmann (Marius und Sulla), die Zeichnungen von Chenavard und viele andere, welche das Streben der pariser Malerschulen in helles Licht stellten. Nächst Frankreich durfte Oesterreich auf dem Gebiete der Malerei hohe Anerkennung beanspruchen. Unter seinen Meistern seien genannt vor allen Führich, der die Traditionen Overbeck's in der Darstellung der heiligen Geschichte mit Erfolg und größerm Farbenreiz aufrecht erhält als der Meister; Canon, der unübertreffliche Effectmaler; Geyling; der ausgezeichnete Porträteur Lenbach, dessen Kaiserbild leider an einem verfehlten Hintergrunde krankt; Matejko, der großartige Darsteller polnischer Historien, der nur mit der Farbenharmonie im Hader liegt und in seinem Kopernicus eher eine Caricatur geschaffen hat als eine würdige Verherrlichung des soi-disant Landsmanns; Rahl, der große Grieche, von dem leider nur die Cartons zum Fries der Universität in Athen ausgestellt waren; Pettenkofen, einer der besten Genrebildner des Jahrhunderts; Angeli, ein unvergleichlicher Bildnißmaler, zugleich im Genre hochbedeutend; der Schlachtenmaler Allemand, die beiden Blaas, Amerling, Friedländer, Bühlmayer, Gaul, Herbsthofer, der Porträteur Lafite, Graf, Lichtenfels, Obermüller, Perko, der geniale Thiermaler Ranzoni, Ruß, einer der bedeutendsten Landschafter; Schönn, welcher mit seltener Farbenpracht südliche Staffagen darstellt; Schäffer, einer der besten Waldmaler unserer Zeit; Seelos, ausgezeichneter Gebirgsdarsteller; O. von Thoren, gleich ausdrucksvoll in der Landschaft wie im Thierstück; Swoboda (Die besiegten Mailänder vor Kaiser Barbarossa) u. s. w. Dann sind die großen Aquarellisten zu nennen; allen voran Ludwig Passini, dessen Domherren im Chor ein Meisterstück sind, an dem sich die Nationalgalerie in Berlin erfreut; die beiden Alt, der flotte Julius Kossak in Krakau, Georg Raab, Eduard Steinle, der unlängst verstorbene Bitterlich; hierher gehören auch die Zeichnungen von Führich und besonders von dem gleichfalls der Kunst zu früh verlorenen Arthur Grottger, einem tiefsinnigen Talente ersten Ranges. Eine wahrhaft glänzende Vertretung hatte die deutsche Malerkunst gefunden; in einzelnen Werken durfte sie getrost an die Spitze der Ausstellung gestellt werden, und sie würde unzweifelhaft noch größern Ruhm erlangt haben, wenn man nicht allgemein Einwand gegen ihr frostiges Colorit erhoben hätte. In der Landschaft hatte sie unbedingt die größten Meister aufzuzählen; da waren die Achenbach, Flamm, Heinlein, Hildebrandt, Graf Kalkreuth, Julius Lange, Lessing, Leu, Lindemann-Frommel, Pape, Preller, Schleich, Max Schmidt, Schröter, Stiegel, die Aquarellisten Karl Werner, Louis Spangenberg und andere in den allererstен Rang zu stellen. Auch in der Kupferstecherkunst fanden die Arbeiten eines Keller (Madonna del Sisto), Mandel, Willmann, Richter, Raab, Preisel kaum anderwärts ihresgleichen. Aus England waren viele bedeutende, in Privatgalerien befindliche Werke eingesendet worden; auf diese Weise lernte man sonst verschlossene, schwer zugängliche Schätze kennen, so von Landseer (sein Porträt, dem Kronprinzen von Wales gehörig, besonders

Digitized by Google

hervorzuheben), von Turner, Frost, Cope (Othello vor Desdemona; Hochzeit der Griseldis), Philipp (Der Tod des Schmugglers), Faed (Des Stammes Letzter; Der Friedhof), Waard (Der letzte Schlaf des Herzogs von Argyll), Yeames (Königin Elisabeth gibt dem französischen Gesandten Audienz nach der Kunde von der Bartholomäusnacht) und andere mehr. Es sind unter diesen Meistern große Charakteristiker und effectreiche Coloristen. Im Aquarell waren die Briten von jeher auf bevorzugtem Wege, unter ihnen findet bekanntlich diese Malart die meisten Jünger und Verehrer; es waren darin auch doppelt so viel Nummern vorhanden als in Oel. Sir John Gilbert, Collingwood-Smith, Brierly (Marinen), Goodall, David Roberts (dessen ägyptische Veduten zum Vergleich mit denjenigen Karl Werner's aufforderten), Cope, Tayler u. s. w. Im Kupfer- und Stahlstich wie in der Xylographie haben die Engländer von jeher Bedeutendes geleistet; es traten dafür ein die trefflichen Blätter von Barlow, Lane, Graves, Lewis, Sadler, Slocombe, Cruikshank, Stocks, Thomas, Swain u. s. w. Doch gaben die ausgestellten Arbeiten bei weitem kein Bild von der Leistungsfähigkeit des Landes auf diesem Kunstgebiete.

Die italienische Malerei unserer Zeit ist noch realistischer als die französische, und es geht ihr in dem Bestreben nach Naturwahrheit in ausgeprägtester Form der echt künstlerische Ausdruck leider häufig verloren. Dagegen steht ihre Technik auf hoher Stufe und fordert Anerkennung. Wer die Ausstellung besuchte, wird sich der beiden Bilder: Bersaglieri, im Sturmschritt angreifend, und König Victor Emanuel's Empfang in Rom, erinnern und mit einem gewissen Schrecken daran denken, daß bei ersterm die Gestalten geradezu aus der Leinwand hervorzuspringen drohten, bei letzterm aber das Möglichste geschehen war, die Hauptfigur so treu und so unvortheilhaft wiederzugeben, als es das Sujet nur erlaubte. Außer diesen Werken von Cammarano und Sagliano waren hervorzuheben diejenigen von Ussi (Mekkapilger, Bianca Capello), Massárani (Omar läßt die alexandrinische Bibliothek verbrennen), Benassai (Aegyptische Landschaften), von den beiden Induno (sie sind bekanntlich die „fa presto" der Gegenwart), von Cattaneo, Bertini u. s. w. Im Kupferstich waren nur wenige italienische Künstler, und diese wenig befriedigend vertreten. Belgien hatte durch die Gemälde von Gallait, de Biefve, de Keyser, Slingeneyer, Verboeckhoven, de Block, Verlas, Wauters, de Cock, Leys, Stallaert, van den Busche u. s. w. den Ruf seiner Malerschulen glänzend aufrecht erhalten. Einzelne Bilder seiner Meister waren ständige Sammelpunkte für die Bewunderer, so z. B. das mit außerordentlich realistischer Kunst gemalte von Emil Wauters: Macht der Musik, durch die der wahnsinnige Hugo van der Goes geheilt wird. Die größte Leinwand der Ausstellung hatte Antoine Josephe Wiertz, der vor einigen Jahren gestorbene Sonderling im Leben und in der Kunst, gestiftet mit seinem Sündenfall, einer an die Michel Angelo'schen Skizzen erinnernden, ebenso verworrenen als unschönen Composition, welche nur Körperverrenkungen zeigte und weiter nichts. Die Niederlande waren nicht sonderlich repräsentirt; die Arbeiten von Lingemann, Borselen, Bilders, Verweer, Bisschop verdienten Beachtung. Die Länder Schweden und Norwegen sind in der Malkunst fast nur Filialen der Düsseldorfer Schule; ihr gehören Tidemand, Gude, Normann, Lerche an; der farbenprächtige Knud Baade ist ein Münchener; die skandinavische Kunst ist völlig auf die deutsche gepfropft, trotz ihrer Vorliebe für die allerdings dankbaren nationalen Vorwürfe. Dies gilt auch von Dänemark, wo die Jerichau, Mann und Frau, neben Sörensen, Hansen, Melbye, Bloch eine eklektische Kunstgemeinde bilden. Die Schweiz hatte in Calame, Diday, Vautier Vertreter gefunden, deren Namen weltbekannt sind. Auch aus Rußland waren manche gute Bilder vorhanden. Unter den wenigen nordamerikanischen sei des originellen Oelgemäldes: Gulliver bei den Liliputern, von M. Waterman in Providence mit Auszeichnung gedacht.

Digitized by Google

In der Sculptur hatte Italien die allgemeine Gunst für sich. Wenige Ausstellungsgegenstände sind so umdrängt, bewundert, umworben und — gekauft worden, trotz ihrer hohen Preise, wie die im Industriepalast gruppirten Werke der modernen italienischen Bildhauerkunst. Mochte der strenge Kritiker an ihnen noch so sehr die Effecthascherei, die zuweilen fast das Maß überschreitende Realistik rügen — ihren Eindruck haben sie nicht verfehlt, und neben ihrer packenden, von einer unübertrefflichen Technik getragenen Naturwahrheit, verblaßten die idealistischen Versuche der Künstler anderer Nationen nur zu häufig. Wer Das zum Beten gezwungene Kind, Die Phryne, Das strickende Mädchen mit dem Buche, Die Jugend Michel Angelo's und andere Werke dieser sehr reichhaltigen Sammlung gesehen hat — und das haben alle Besucher ohne Ausnahme — dem werden sie unvergeßlich sein. Zugleich mußte man staunen über die außerordentliche Bewegung auf diesem Gebiete im alten Lande der Künste, welches nicht weniger als 250 größere Sculpturen, darunter viele Gruppen und lebensgroße Statuen zur Ausstellung gebracht hatte. Freilich war dabei auch manches Verfehlte; es sei nur an den, übrigens bewundernswürdig in braunem Marmor und Bronze ausgeführten Othello von Calvi erinnert, der das Taschentuch der Desdemona betrachtet, als habe er den Schnupfen und sei eben im Begriffe zu niesen. Von hervorragenden Namen italienischer Bildhauer seien nur genannt: Ciniselli, Alegretti, Luccardi, Biggi (Das Gähnen, welch sonderbarer Vorwurf eines plastischen Kunstwerks!) in Rom, Barzaghi, Grandi, Bianchi, Emanueli, Martegani, Pozzi, Pessina, Piatti, Barcaglia in Mailand, Costoli, Zocchi, Rivalta in Florenz, List in Palermo, Cappelli, Cavazza in Bologna — ohne dabei dem Verdienste anderer zu nahe zu treten. Italien zunächst stand Deutschland mit über 200 Bildhauerwerken, darunter allerdings die größten Meisterwerke der Zeit; aber auch hier trat meistens das realistische Moment, wenngleich nicht so schroff wie in Italien, in den Vordergrund. Daß die deutsche Kunst den höchsten Flug genommen, wird niemand bestreiten; auch die Technik ist eine vorzüglich durchbildete, wenn sie gleich weniger zur Lösung von Problemen benutzt wird. Kaspar Zumbusch's Königsdenkmal haben wir schon oben erwähnt; der Meister, welcher mittlerweile von München nach Wien, an dessen Akademie berufen, übergesiedelt ist, hat in dieser großartigen Conception unsers Erachtens das Bedeutendste geleistet seit Rauch und Rietschel. Dann heben wir heraus: Drake's in Berlin lebensgroße Statue seines Lehrers Rauch, die Ophelia von Steinhäuser in Karlsruhe, Breymann's in Dresden Bildsäule Heinrich's des Löwen und seine römischen Figuren in Marmor, die Judith von Emil Wolff in Rom, Albert Wolff's in Berlin allegorische Figuren zum Denkmal König Friedrich Wilhelm's III., das Gipsmodell eines Reiterstandbildes von Karl August in Weimar von Donndorf zu Dresden, Hagar und Ismael von Wittig in Düsseldorf, Widemann's in München Jugendlichen Hermes, endlich die prachtvollen, in eigenartigem Stile durchgeführten Thiergestalten in Bronze von Hähnel in Dresden. Die österreichische Sculptur ist hinter der deutschen auffallend zurückgeblieben, dennoch war sie beachtenswerth, wenngleich nur in wenig größern Werken, vertreten. Die Modelle von Pilz, König, Wagner in Wien, die trefflichen Büsten von S. Beer, Kundmann u. s. w. durften sich in den ersten Rang stellen; Malfatti in Trient hat den tirolischen Marmor zur Geltung gebracht; bedeutend war die Gruppe Judith und Holofernes in Gips von dem Vorarlberger Georg Feurstein, einem Dorfgenossen des verstorbenen Romandichters und Bauers Michael Felder. Die prächtige Bronzestatue Ganymed des der Kunst zu früh verloren gegangenen Hans Gasser war eine besondere Zierde der österreichischen Abtheilung. Ungarn hatte zwölf Cartons für einen Fries in seinem Nationalmuseum von Lotz und Than gebracht, welchen kühne Conception nicht abzusprechen war. Frankreich war besonders reich in Bronzen vertreten; jedem in Erinnerung werden die beiden Kolossalgruppen sein, die den Eingang der Kunsthalle be-

Digitized by Google

wachten, Tiger und Krokodil und Löwe mit seiner Beute von Cain in Paris, Werke von großartiger Auffassung und packender Naturtreue. Von den bedeutendern Leistungen seien genannt diejenigen von Clesinger (Reiterbild des Kaisers von Oesterreich, Ariadne, Europa und die vielbewunderte Phryne-Statuette in Silber mit geschnittenen Edelsteinen), Dantan (Büsten von Beethoven und Rossini), Moreau-Vauthier, Caillé in Paris u. s. w. Die Schweiz hat eine sehr tüchtige Bildhauerschule aufzuweisen; das genfer Nationaldenkmal von Dorer in Baden, das Monument von Sanct-Jakob von Schlötte in Basel, beide Gipsmodelle in der Rotunde aufgestellt; auch die Marmorwerke des Tessiners Caroni gaben redendes Zeugniß dafür. Aus Dänemark hatte der schon erwähnte Professor Jerichau, ein Nachstreber Thorwaldsen's, ausgezeichnete Leistungen (Badende Mädchen, Pantherjäger, Hebe) vorgeführt; auch des Fauns von Sabye muß mit Anerkennung gedacht werden. Fraikin, Kerckhove, Martens und Renodeyn vertraten die belgische Bildhauerschule. Mit besonderm Lobe ist das Werk eines russischen Künstlers, Kamensky in Petersburg, zu erwähnen; seine Marmorgruppe: Des Kindes erster Schritt, eine bis ins Detail wunderbar vollendete Composition, hat ihm alle Herzen, vorab die der Mütter, gewonnen. Auch die hübschen Bronzestatuetten von Lanaray — am besten darunter die russischen Gespanne — fanden ungetheilten Beifall. Griechenland hatte in den Werken von Drosis und Kossos, beide in Athen, achtungswerthe Repräsentanten gefunden; die von Philippotis ergänzte Liebe Frau von Milos ließ dagegen einiges zu wünschen übrig. Von den englischen Bildhauern endlich nennen wir Westmacott (die schon seit 1862 bekannte Andromeda), Durham (Statue des Prinz-Gemahls), Marshall (Undine), Woolner (Büste Darwin's, dessen Eigenthum) und Boehm (Reiterstatuette des Prinzen von Wales). Schließlich verdienen noch Erwähnung die entschieden der schönen Kunst angehörenden Leistungen der französischen National-Gobelinfabrik zu Paris, sowie die gemalten Porzellane aus Sèvres; ebenso die reiche Specialausstellung der Stadt Paris, welche ihre berühmtesten Bauwerke in treuen Nachbildungen — Photographien und Malereien — ferner eine große Zahl von architektonischen Rissen, vorführte, unter letztern namentlich interessant diejenigen für den Wiederaufbau von der Commune zerstörter Gebäude und historischer Denkmale. Neben Frankreich war Oesterreich in der Architektur am besten vertreten durch die Arbeiten von Th. von Hansen (Parlamentsgebäude, Akademie der bildenden Künste, Börse in Wien), H. von Ferstel (Votivkirche, Universität in Wien), F. Schmidt (Rathhausbau, Stephansdom in Wien), G. Semper (Museen in Wien), M. von Löhr, Wurm u. a. Der Zahl nach rangirten die einzelnen Länder in der Kunstabtheilung folgendermaßen: Frankreich 1527 Nummern, Deutschland 1017, Oesterreich-Ungarn (811 und 155) 966, Italien 625, Rußland (einbegriffen 285 Bauzeichnungen) 437, Belgien 296, England 210, Schweiz 198, Niederlande 167, Dänemark 101 Nummern. Geringere Betheiligung zeigten Norwegen, Schweden, Nordamerika, Brasilien, Griechenland, Monaco, Türkei und China, letzteres nur Modelle und Sculpturen. Und damit glauben wir eine hinreichend erschöpfende Uebersicht des gesammten auf der Ausstellung vertretenen Gebietes der bildenden Kunst gegeben zu haben.

Aus den Hallen der Kunst treten wir in die sechsundzwanzigste und letzte Gruppe: Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungswesen. In ihr waren zusammengestellt: Pläne, Einrichtungen, Lehrmittel und Leistungen der Volksschulen, der Mittelschulen, der Fachschulen, der technischen Hochschulen und der Universitäten, endlich die Hülfsmittel für Fortbildung der Erwachsenen. Bei der ganz außergewöhnlich reichen Beschickung, welche vorzugsweise diese Gruppe erfahren hat aus allen Ländern der Welt, selbst solchen, von welchen man auf diesem Felde fast nichts erwartete — Spanien z. B. hatte eine wahrhaft glänzende Exposition seines Schulwesens geliefert — ist es ganz unmöglich mehr zu geben, als all-

Digitized by Google

gemeine Umrisse des Geleisteten mit gelegentlicher Bezeichnung beachtenswerther Objecte. Seit einem Decennium ist es üblich geworden, Deutschland den „Staat der Schulmeister" zu nennen; es scheint mit Recht auf diese Bezeichnung stolz zu sein und beweisen zu wollen, daß es sie verdient. Wenigstens war die deutsche Unterrichtsausstellung in jeder Hinsicht unübertroffen und hoch über denjenigen aller übrigen Länder stehend. Bewunderung erregte vor allem die dort gewonnene Entwickelung der gewerblichen Bildung an besondern Fachschulen, als deren beide ältesten die Baugewerkschulen zu München und Holzminden aus dem Anfange der zwanziger Jahre stammend bekannt sind. Am vollendetsten ist der gewerbliche Unterricht gegenwärtig in Würtemberg organisirt. Leider steht dieser wichtige Bildungszweig in Preußen noch zurück, er ist daselbst erst vor kurzem auf eine Stufe gehoben worden, von der aus eine weitere Entwickelung überhaupt möglich ist. Diese Thatsache wurde durch die Ausstellung bestätigt. Auch das Königreich Sachsen mit seinem hoch entfalteten Schulwesen war gerade in dieser Richtung nur kärglich vertreten. Die süddeutschen Staaten trugen in ihr den Preis davon. Die Leistungen der gewerblichen Fortbildungsschulen in Würtemberg, der nürnberger Kunstgewerbeschule, der münchener Handwerkerschule, des polytechnischen Arbeitsinstituts von Schröder in Darmstadt waren Glanzpunkte, nicht blos der Gruppe, sondern der Ausstellung überhaupt. Oesterreich hat erst neuerdings danach gestrebt, eine Lücke in seinem Unterrichtsorganismus durch die Errichtung von Gewerbeschulen auszufüllen; die bisjetzt in dieser Hinsicht erreichten Ziele waren in den Collectivausstellungen seiner Ministerien des Unterrichts und des Handels anschaulich dargelegt; was hier in der jüngsten Zeit geleistet worden ist, möge daraus hervorgehen, daß sich die gewerblichen, vom Staate unterstützten Fachschulen von 11 im Jahre 1872 auf 84 im Jahre 1873 vermehrt haben, ohne daß ein Stillstand zu erwarten wäre. Es sind dies Schulen für Weberei, Baugewerke, Glas- und Thonindustrie, mechanische Gewerbe, Holz- und Marmorindustrie, endlich Fachschulen für den Frauenerwerb. Was dieselben bisjetzt geschaffen, ist zwar noch unbedeutend, berechtigt aber zu schönen Erwartungen. Die Producte der Lehrwerkstätten für Holzbildnerei zu Innsbruck und Imst waren zum Theil Kunstwerke, welche schon höhere Ansprüche machen durften. Aus andern Ländern sind anzuführen: die Erzeugnisse der schweizerischen Holzschnitzschulen zu Brienz, Meyringen und Interlaken; die Zeichnungen der Ecoles communales und der weiblichen Ecoles professionelles in Paris; die Modellirarbeiten und Dessins der turiner Industrie- und Gewerbschulen, der weiblichen Arbeitsinstitute zu Genua, Alessandria, Neapel und Venedig. Rußland hatte bedeutende Arbeiten seiner Kunstindustrieschulen zu Petersburg und Moskau ausgestellt, welche hohen Anklang fanden.

Von nicht geringem Einfluß sowol auf die wirthschaftlichen Richtungen der Gegenwart als auf die Wissenschaft werden die Leistungen der Statistik sein, wie sich dieselben in sehr zahlreichen und werthvollen Arbeiten documentirten. Fast alle Staaten hatten auf diesem Felde miteinander gewetteifert, am bedeutendsten war Oesterreich durch die von seinen Ministerien gelieferten Daten in Tabellenwerken, graphischen Darstellungen u. s. w., durch die Schriften seiner statistischen Centralcommission, die Seebehörde und Handelskammer in Triest, endlich durch die einen besondern Pavillon einnehmenden Nachweise der ersten österreichischen Sparkasse vertreten. Auch die ungarischen Ministerien hatten, insbesondere durch den trefflichen Statistiker Keleti, sehr eingehende Zusammenstellungen der Bewegung im culturalen und ökonomischen Bereich des Magyarenlandes geliefert. Die Statistik des Deutschen Reiches, wie aus zahlreichen ausgestellten Werken und Tabellen zu entnehmen war, brachte ein äußerst erfreuliches Bild: Fortschritt, Zunahme auf allen Gebieten der Urproduction und der Industrie, oft in höchst überraschender Weise; so ist seit 1866 allein die Maschinenausfuhr um mehr als hundert Procent gestiegen, hat die deutsche Farbwaarenindustrie diejenige aller übrigen Länder überflügelt, ist seine Wollpro-

Digitized by Google

duction die erste der Welt u. s. w. Sehr genaue und dankenswerthe Angaben brachte die Weltausstellung über die wirthschaftliche Thätigkeit, die Productions- und Bevölkerungsverhältnisse der beiden Länder Schweden und Norwegen, deren Repräsentation überhaupt eine der durchdachtesten, gelungensten genannt werden muß. Eisen, Kupfer, Holz und Fischwaaren bilden die Haupteinnahmsquellen der skandinavischen Handelsindustrie, diese selbst aber steht ihrer Bedeutung nach weit hinter dem Ackerbau zurück, den mindestens drei Viertheile der Bevölkerung pflegen. Ansehnlich ist neuerdings die Ausfuhr von schwedischen Zündhölzchen — über 12 Mill. Pfd. jährlich — geworden. Belgien hat in der Ausstellung vorzugsweise seine agricole Bedeutung statistisch nachzuweisen versucht; insbesondere waren interessant die Belege über seinen Flachsbau, sowie über die darauf basirende Leinen- und Spitzenindustrie. Großbritannien hatte nur dürftige statistische Mittheilungen geliefert, doch waren den Specialkatalogen seiner Colonien manche werthvolle hierauf bezügliche Notizen zu entnehmen. Auch Frankreich war sehr karg gewesen mit Darlegungen seiner Statistik; die landwirthschaftliche war noch am ausführlichsten behandelt, insbesondere durch den eigens für die Weltausstellung verfaßten trefflichen Leitfaden von Gustave Heuzé. Um so ausgezeichneter war ein Land vertreten, von dem dies kaum erwartet werden konnte: Aegypten, das in einem von de Regny-Bei verfaßten großartigen Tabellenwerk die gesammten Verhältnisse seines interessanten Gebiets mit ebenso großer Offenheit als Gründlichkeit vor Augen geführt hatte.

Unter den allgemeinen Bildungsmitteln nehmen die geographischen einen hohen Rang ein; sie waren in den verschiedensten Rangstufen in großer Anzahl vorhanden. In Schulwandkarten, Atlanten u. s. w. stand unbedingt das Deutsche Reich an der Spitze der Aussteller; seine geographischen Anstalten in Gotha, Berlin, Leipzig, Weimar, Hildburghausen leisten das Beste und Billigste. Aber auch Frankreich durfte sich sehen lassen, namentlich mit den Verlagswerken von Hachette und von Delalain in Paris. Die größte und schönste plastische Karte hatte das österreichische Ackerbauministerium in dem Relief des Wiener Waldes beigebracht. Von sonst besonders hervorragenden Gegenständen dieser Abtheilung wären zu nennen: der große englische physikalische Atlas von Keith-Johnston, der neue Stieler'sche Atlas; der geographische Schulatlas von Lange; die Erd- und Himmelsgloben von Reimer in Berlin; die nordamerikanischen Witterungskarten, welche Tag für Tag den Stand des Wetters verkünden; der ausgezeichnete Industrieatlas der Schweiz von Wartmann; das klimatographische Modell von Woldrich, welches das Klima von Wien darstellt; die „Weltuhr" von Schellenberger zur Bestimmung der Zeitunterschiede in jeder Meridianlage; die Küstenreliefs von Hopfgartner, von Wutzelburg, Lehnert; das Schichtenrelief der Hausruckbahn von Lößl u. a. m. Der Kartographie, welche auf dem Wege entschiedenen Fortschrittes begriffen ist, kommen neuerdings die Errungenschaften der Technik, vor allen Photolithographie und Heliographie, zu statten. Daher sind die geographischen Karten nicht blos billiger, sondern auch schöner, instructiver geworden. Besonderes Gewicht wird gegenwärtig auf die früher ganz vernachlässigte verticale Gliederung gelegt, und die Einführung der Schichtenkarten in die Atlanten der Schule darf als höchst verdienstvoll bezeichnet werden. Neben den hypsometrischen Karten ist die Geoplastik in ihr Recht getreten und wird in musterhafter Weise gepflegt. In der wachsenden Beachtung, die der Heimatkunde geschenkt wird, und die mit der Verallgemeinerung der synthetischen Unterrichtsmethode im engsten Zusammenhange steht, ist ein anderer Fortschritt der Neuzeit zu verzeichnen.

In nicht minder erfreulicher Weise hat sich auch der Kunst- und Zeichenunterricht in der Gegenwart entwickelt: die wiener Weltausstellung darf unter andern das Verdienst in Anspruch nehmen, diese Thatsache zum ersten mal durch den Beleg sichergestellt zu haben. Die Leistungen auf diesem Gebiete stehen im Connex zu denjenigen der Kunst- und Ge-

Digitized by Google

werbeschulen, es wird daher umgangen werden können, über sie in Details einzugehen. Auch hier nahmen die des Deutschen Reiches einen hervorragenden Rang ein, wenngleich die Erfolge noch bisjetzt nicht dem Streben und den Mitteln entsprechen, da vielfach Mängel der Formen zu Tage treten, welche nur durch dauernde Pflege der Fortbildung zu beseitigen sein werden. Den besten Eindruck machte die systematisch und künstlerisch arrangirte Sammlung der hamburger Schulen. Frankreich, das in diesem Zweige die Bahn gebrochen hat, ist zum Theil in manierirte Methoden verfallen, liefert aber immer noch die meisten und originalsten Vorlagen. Die großen Zeichenschulen in Paris, Institute, wie keine andere Stadt sie besitzt, dienen allerdings vorzugsweise der Industrie, vernachlässigen aber dabei keineswegs die höhere Kunst. Auch viele französische Provinzialstädte besitzen ähnliche Anstalten, und es war deren eine ziemliche Anzahl in der Weltexposition gut vertreten. Nicht mindere Pflege findet der Kunstunterricht in Italien, dessen zahlreiche Schulen, unter denen diejenigen von Turin und Neapel besonders hervortraten, sehr gediegene Arbeiten ausgelegt hatten. England befindet sich, trotz der schon seit 1851 in Gang gesetzten Vorwärtsbewegung, immer noch in einem Uebergangsstadium, hat aber in der Kensingtonschule eine Stätte des Vorkampfes geschaffen, welcher die Erfolge nicht fehlen werden. Ausgezeichnet war die Suite von Radirungen nach Gegenständen des Museums von ihren Schülern ausgeführt. Die Schweiz ist in dieser Unterrichtsbranche bisher zurückgeblieben. Andere Länder hatten nur Unbedeutendes gebracht. Für den Schreibunterricht waren ungemein zahlreiche Behelfe der Beurtheilung vorhanden. Seine Methoden sind ebenso verschieden, wie die dabei zur Anwendung kommenden Mittel; hier sei nur gedacht der verschiedenen Subsellien, deren Form gerade bei ihm am wesentlichsten in Betracht kommt, welche aber bis heute noch nicht in endgültiger Construction gefunden zu sein scheint. Auch hier machte sich geltend, daß Länder, welche man leicht in Betreff der Schulbildung über die Achsel ansieht, sehr Anerkennenswerthes leisten, so Schweden mit Norwegen und vor allen Spanien. Als eine Merkwürdigkeit sei notirt die Schreibmaschine von Malling-Hansen, welche in wirklich sinn- und effectreicher Combination, die nur noch etwas zu verwickelt sein dürfte, den Weg zeigt, um die lästige, geisttödtende mechanische Schreibarbeit in reine Maschinenthätigkeit umzuwandeln.

In ausreichender Vollständigkeit waren ferner vertreten die Apparate und Hülfsmittel für den Leseunterricht, von der Versinnlichung der Laute an bis zu den Setzkästen und andern Verwendungen beweglicher Buchstaben. Interessant ist die Thatsache, daß Spanien die meisten Systeme von A-b-c-Büchern vorwies. Dann die Hülfen für den Rechenunterricht: Lehrbücher, Rechensäcker, Arithmometer, Rechentafeln und Ketten, Apparate für Quadrat- und Kubikgehaltermittelung; die bildlichen Darstellungen für den Unterricht in der Geschichte in Wandtafeln, ethnographischen Tableaux, Stereoskopen; die naturhistorischen Sammlungen für Schulzwecke, unter welchen die deutschen, namentlich aus Sachsen und Preußen obenanstanden; die physikalischen Apparate und chemischen Laboratorien für den Schulgebrauch u. s. w.; alle diese verschiedenen Erfordernisse eines gesteigerten Bildungsbedürfnisses, von welchen eine Zeit von kaum 25 Jahren rückwärts kaum eine Ahnung gehabt hat, waren in seltener Vollständigkeit, zum Theil musterhaft combinirt vorhanden und gaben eine hohe Idee von dem Stande des heutigen Unterrichtswesens. Auch an musikalischen Lehrmitteln fehlte es nicht. Namentlich hatte das österreichische Unterrichtsministerium eine vollständige Sammlung aller in den öffentlichen Schulen in Verwendung stehenden musikalischen Lehrmittel und Liedersammlungen, sowie einen ad hoc verfaßten Bericht über den Musikunterricht in Oesterreich veranstaltet. Deutschland gab in dieser Beziehung leider nur ganz Unvollständiges. Dagegen hatte die Schweiz, in welcher insbesondere das musikalische Vereinswesen in hoher Blüte steht, nicht blos eine vollständige Collection der in ihren Schulen gebräuchlichen Musikalien, son-

Digitized by Google

dern auch einen eingehenden historisch-statistischen Bericht über die schweizerischen Musik- und Gesangvereine (1593 im Jahre 1872 mit 50000 Mitgliedern) geliefert. Spanien überraschte durch seine großartigen Sammlungen von Volksliedern mit Musikbegleitung; an die Stelle der landesüblichen Guitarre oder Mandoline ist aber in neuerer Zeit das Piano getreten. Auch der Blinden- und Taubstummenunterricht war vertreten von Instituten in Wien, Brünn, Linz, Sanct-Pölten, Dresden, Hannover, Stuttgart, aus Italien, Spanien, Dänemark und Ungarn; neue Lehrmittel oder Methoden waren jedoch nicht vorgeführt.

Vielleicht am reichlichsten war, wie recht und billig, in dieser großen Gruppe die Volksschule bedacht worden. Viele Staaten hatten eigene Gebäude, seien es Muster für künftige Nachbildungen, oder Copien bestehender landesüblicher Anstalten, errichtet: so Oesterreich, Schweden, Nordamerika, Portugal, Spanien u. s. w. Nicht minder waren in der deutschen Abtheilung einzelne Partien ganz schulmäßig arrangirt, sodaß sie einen getreuen Begriff von den betreffenden Organisationen gaben. Am reichsten, fast etwas allzu überladen und darum mit der Wirklichkeit im Contrast befindlich, war das österreichische Musterschulhaus eingerichtet, dessen wir schon oben erwähnt haben. Als eine empfehlenswerthe Neuerung dürfen die bequemen, sanitär richtigen olmützer Subsellien gelten. Sonst wäre auf diesem wichtigen Gebiete nichts besonders Neues zu bezeichnen. Das Streben einer Verbindung fachlichen Unterrichts mit dem elementaren, welches sich vielfach bemerkbar machte, muß in seine, möglichst beschränkten, Grenzen zurückgewiesen werden; bei den Anforderungen einer zeitgemäßen Bildung und bei einer nur achtjährigen Schulzeit hat der Volksschulunterricht alle Hände voll thun, um seiner humanitären Aufgabe zu genügen; er soll tüchtige Menschen bilden, der Gewerbeunterricht ist den Fortbildungsschulen und der Praxis zu überlassen.

Mit besonderer Anerkennung muß neben den Leistungen der deutschen Commission in dieser Gruppe derjenigen des österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht gedacht werden, dessen Collectivausstellung eine so bedeutende war, wie sie noch keine Ausstellung gesehen. Sie umfaßte das Ganze des Unterrichtswesen im Kaiserreiche diesseit der Leitha, von den Kindergärten an bis hinauf zur Hochschule. Es waren in dieser Sammlung Unica von Weltruf vorhanden; so die anatomischen Präparate für den Lehrgebrauch von Professor Hyrtl; die merkwürdigen und neuen Arbeiten des Professors Freiherrn von Ettinghausen in Graz über den gemeinschaftlichen Ursprung der Floren des Weltalls; die Miniaturvulkane aus Schwefel von Professor Dr. F. von Hochstetter; die aus lauter Seltenheiten ersten Ranges bestehende Collection der wiener Geologischen Reichsanstalt; die von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ausgestellten vorgeschichtlichen Funde mit ihren Schädeln aus der Tertiärzeit; die Schulbücher in elf österreichischen Volkssprachen und vieles andere mehr. Ebenso glänzend vertreten war das österreichische Handelsministerium, welchem die gewerblichen Fachlehranstalten unterstehen, über die eine besondere Uebersichtskarte Rechenschaft gab. Auch die Frauenarbeiten waren in der sechsundzwanzigsten Gruppe untergebracht, weil sie der Mehrzahl nach aus Schulen entstammten, an deren Producte sich diejenigen der weiblichen Hausindustrie ungezwungen anschlossen. Wir haben darüber schon oben kurz berichtet und erwähnen hier nur der großen Zusammenstellung: „Die Frauenthätigkeit in der Fabrikindustrie und dem Großgewerbe Oesterreichs in Schrift, Bild und Arbeitsproben" von Dr. Holdhaus und Migerka.

Den weiten und umständlichen Weg durch die sämmtlichen Gruppen der wiener Weltausstellung haben wir somit, wenn auch vielleicht nicht glücklich, so doch mit möglichster Gewissenhaftigkeit zurückgelegt; allein damit sind wir immer noch nicht am Ziele. Nachdem nämlich die Aufstellung des ersten Programms schon vollendet und dasselbe publi-

Digitized by Google

cirt war, fand es sich, daß noch eine ganze Reihe von wichtigen Thätigkeitsrichtungen sowol als von historischen Illustrationen der Entwickelung der Volkswirthschaft, welche sich darbot, darin nicht einbezogen war, auch nicht gut untergebracht werden konnte. Man entschloß sich daher, an die große eine Anzahl von kleinern, additionellen Ausstellungen zu knüpfen, denen man folgende Gegenstände zuwies: 1) Geschichte der Erfindungen und Gewerbe; 2) cremoneser Saiteninstrumente; 3) Pavillon des kleinen Kindes; 4) Darstellung der Verwerthung der Abfälle; 5) Geschichte der Preise; 6) Darstellung des Welthandels; 7) Handelsverkehr mit dem Orient. Die Einleitungen zu diesen Sonderausstellungen wurden aber so spät getroffen, und das Arrangement vielfach so lässig durchgeführt, daß nur die wenigsten den davon gehegten Erwartungen entsprachen. Immerhin haben sie theilweise Anstoß gegeben zum Weiterbau wichtiger nationalökonomischer und statistisch-historischer Disciplinen, welche bisher unbillig vernachlässigt gewesen sind.

Die Ausstellung zur Geschichte der Gewerbe und der Erfindungen erstreckte sich nur über Oesterreich, und zwar blos von der Mitte des 18. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart. Sie befand sich in einem besondern, von außen unschönen, Pavillon, vor welchem, allen Besuchern erinnerlich, der erste österreichische Eisenbahnwaggon, aus einer alten Postkutsche hergestellt, bescheiden rührend Wache hielt. Es waren darin zahlreiche Curiositäten und Alterthümer vereinigt, welche die ganze Collection zu einem höchst interessanten und sehenswürdigsten Museum machten, während sie sonst doch wol nur als ein wohlgemeinter Versuch zu betrachten war, welchem erst der darüber nachträglich veröffentlichte Bericht einigen praktischen Werth verleihen konnte, obgleich auch er in einzelnen Partien mehr als dürftig, und sogar unrichtig auftritt. Dies schmälert aber selbstverständlich keineswegs das Verdienst derjenigen, welche diese eigenartige Exposition mit großen Mühen zusammengebracht und geistvoll arrangirt hatten. Vor allem ist hier der Rührigkeit des Regierungsraths Dr. W. F. Exner, Professor an der Forstakademie zu Mariabrunn und Verfasser des besten Werkes über Ausstellungswesen, das wir besitzen, mit höchster Anerkennung zu gedenken; von ihm ist der Gedanke der genannten additionellen Exposition ausgegangen und ohne seinen rastlosen Eifer wäre sie schwerlich zu Stande gekommen. Es ist nicht gut thunlich, hier in Näheres einzugehen, zumal es nur ein Land ist, dessen gewerbliche und industrielle Entwickelung vorgeführt wurde. An einzelne Suiten, z. B. an die Geschichte der Hutformen und des Schuhwerks vom Dreißigjährigen Kriege an bis heute, dargestellt in Originalexemplaren oder getreuen Nachbildungen, an die Klaviere Mozart's, Beethoven's, Schubert's u. s. w. werden alle Ausstellungsgäste mit Vergnügen und Pietät zurückdenken. Ein besonderer Schmuck dieses Pavillons war dessen Porträtgalerie; die in Lebensgröße ausgeführten Brustbilder aller jener heimgegangenen Männer, welche sich in den letzten hundert Jahren um die einheimische Production verdient gemacht hatten, zierten seine Wände. — Misrathen war zu nennen die beabsichtigte Ausstellung von cremoneser Instrumenten, jener geheimnißvollen Geigen, Violen, Bratschen und Bässe, welche die Meister Stradivari, Guarneri, Amati, Dordelli, Duiffoprugar, Zanetto, Salo, Magini aus Cremona und Brescia, dann die Tiroler Stainer, Albani, Klotz gebaut, deren wunderbare Tonfülle und Klangfarbe spätere Leistungen nicht wieder erreicht haben. Es waren nur ganz wenige solcher Instrumente — deren überhaupt nicht viele, überdies durch die ganze Welt zerstreut, vorhanden sind — eingesendet worden, denn die Besitzer solcher kostbaren Gegenstände wollten oder konnten sich nicht davon trennen, was übrigens leicht vorauszusehen war. Auch der Pavillon des kleinen Kindes erschien als eine gänzlich verfehlte Leistung. Es sollte in demselben die dankenswerthe Aufgabe einer Zusammenstellung alles desjenigen gelöst werden, was dem Kinde bis zu seinem Eintritt in die Schule nothwendig und zuträglich ist; also was auf Wartung, Pflege, Erziehung, physische und psychische Heranbildung Bezug hat. Es war hier

Digitized by Google

ein weites, lohnendes Feld eröffnet; allein man verstand es nicht zu cultiviren. So ward aus einer sehr ernsten Sache eine wahrhaft kindische; der Pavillon des kleinen Kindes war weiter nichts als eine, nicht einmal geschmackvolle, Spielwaarenbude und ward auch als solche weidlich ausgebeutet.

Eine andere additionelle Ausstellung, von welcher man sich dem Programm nach sehr viel versprechen durfte, war diejenige der Abfallsverwerthung. Bekanntlich ist diese in der Neuzeit zu so hoher Vollendung gediehen, daß sie jetzt schon einen wichtigen Factor im wirthschaftlichen Leben der Völker bildet, dessen Bedeutung sich mit der fernern Entwickelung der Chemie und der Technik von Jahr zu Jahr steigern muß und wird. Es war daher eine ganz glückliche Idee, die aus Abfällen ermöglichte Wiedergewinnung von Verkehrsartikeln innerhalb des Rahmens einer internationalen Ausstellung zur Anschauung zu bringen. Leider wurde sie nur sehr mangelhaft aufgefaßt und durchgeführt. Die Gewerbevereine zu Wien und Prag waren die einzigen, welche bezügliche Collectivausstellungen geliefert hatten; allein selbst diese waren weder vollständig noch übersichtlich geordnet. Außerdem hatten einzelne mancherlei Bekanntes — Shoddy, Mungo u. dgl. — eingesendet, sowie auch in den verschiedenen Hauptabtheilungen hierher gehörige Objecte aufgesucht werden mußten. Ohne eine systematische Anordnung, welche den gesammten Entwickelungsgang der Stoffwandlung darstellt und von den unerläßlichen wissenschaftlichen wie statistischen Notizen begleitet ist, sind solche Schaustellungen nahezu werthlos. — In den „Beiträgen zur Geschichte der Preise" sollte der Versuch gemacht werden, eine begründete und streng kritische Prüfung des wechselnden Preisstandes der wichtigsten Verbrauchsgegenstände zu geben, wie sie nicht allein für die Geschichte der Volkswirthschaft, sondern auch für die Production der Gegenwart und Zukunft von hoher Wichtigkeit sein muß. Die Betheiligung an diesem interessanten, vordem nirgends aufgestellten Problem war leider eine viel zu geringe, als daß dasselbe eine befriedigende Lösung hätte erfahren können; nichtsdestoweniger war das Gebotene überaus dankenswerth als erste Gabe für Neugestaltung einer einflußreichen Lehre. Die Handels- und Gewerbekammer zu Prag hatte das bedeutendste Contingent gestellt in einer großen Zahl von Documenten, welche, den Archiven des Landes und seiner Großgrundbesitzer entnommen, zum Theil 300 Jahre rückwärts reichten und wahrhaft unschätzbare Aufschlüsse gewährten. Die sehr thätige Landwirthschaftsgesellschaft von Trient hatte sogar eine genaue Uebersicht der Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sowie der Arbeiterlöhne vom 12. Jahrhundert an bis auf unsere Tage geliefert. Außerdem hatten besonders werthvolle Beiträge geliefert: Baron A. von Steiger, in trefflich ausgeführten Tabellen mit comparativen graphischen Darstellungen zur Geschichte der Preise vom 16. bis 19. Jahrhundert, gesammelt aus Domänenarchiven, Kirchenbüchern und dem Staatsarchiv zu Bern; Professor Inama-Sternegg Beiträge zur Geschichte der Preise von Getreide, Wein und Vieh in Tirol von 1270—1847; endlich Professor Laspeyres aus Dorpat, welcher graphische Darstellungen und Tabellen der Waarenpreise aus England, Holland und Hamburg während verschiedener Jahrhunderte fleißig übersichtlich zusammengestellt hatte. Für die Preisangaben diente die Darlegung der Verhältnisse des Transportwesens, der Production und Consumtion, sowie der jeweiligen Handelspolitik, für Lohnhöhe die wichtigsten socialen Erscheinungen, die politischen Veränderungen, die Fortschritte oder das Rückgehen der Cultur, das Münzwesen und die gewerbliche Gesetzgebung als erklärende Unterlagen.

Sowol die Darstellungen der Abfallsverwerthung, als der Geschichte der Preise waren in dem großen Pavillon untergebracht, welcher gleichzeitig diejenige des Welthandels enthielt. In der Veranschaulichung des letztern sollte vorzugsweise der Antheil zur Geltung gebracht werden, welchen die Hafenplätze und Weltmärkte des Erdballs an dem internationalen Handelsverkehr haben. Zu diesem Zweck sollte die additionelle Ausstellung so-

Digitized by Google

wol aus den wichtigsten Häfen als aus den Meßorten des Binnenlandes (Leipzig, Nishnij-Nowgorod, Kiächta u. s. w.) eine vollständige Collection aller jener Rohmaterialien, Hülfsstoffe und Fabrikate aufnehmen, welche Handelsartikel der betreffenden Plätze bilden. Leider entsprachen der Aufforderung zur Beschickung nur zwei Seestädte, Triest und London; die erstere in wünschenswerther Vollständigkeit, die letztere ziemlich ärmlich in jeder Beziehung. In einer oft in großen, oft in kleinen Massen ausgeführten Mustersammlung von fast dritthalbtausend Nummern wurden die Ein- und Ausfuhrartikel des triestiner Hafens nach der Ordnung der drei Naturreiche dargestellt. Neben einer von Morpurgo und Parente gelieferten, sehr merkwürdigen Sammlung aller Häute und Felle, welche auf dem dortigen Markte vorkommen, machten sich insbesondere die plastischen Darstellungen der Badschwammfischereien und die großartige Collection ihrer Producte von Gebrüder Eckhel bemerkbar. Die Mustersammlungen, die in einzelnen Theilen mit decorativem Effect aufgestellt waren, wurden ergänzt durch eine Reihe von statistischen Arbeiten, die nach der tabellarischen, graphischen und kartographischen Methode fleißig und sorgsam zusammengestellt, das Bild des triestiner Handels erläuterten. Die von der englischen Commission durch Professor Archer arrangirte Sammlung der Einfuhrartikel umfaßte, leider in ganz winzigen Gläschen, nur die Rohstoffe, und war durch Tabellen mit der Angabe von Menge, Bezugsort und Zweck der Waaren erläutert. Wie die Ausstellung der triester Handels- und Gewerbekammer als einzelnes Object ganz gelungen betrachtet werden mußte, erschien sie als ein Theil der Darstellung des Welthandels völlig mislungen. In dieser Richtung hätten die Räume vertauscht werden, England einen sehr großen, Triest einen ganz kleinen einnehmen müssen. Auf diese Erkenntniß ließen sich auch Lob und Tadel, welche der Pavillon des Welthandels im einzelnen und ganzen gefunden, zurückführen; das Lob gehörte dem Einzelnen, der Tadel dem mislungenen Ganzen. Außer den vorerwähnten drei additionellen Gruppen enthielt er übrigens auch noch eine nicht uninteressante Sammlung sämmtlicher Post- und Eisenbahnrequisiten Oesterreichs, ausgestellt von dem Handelsministerium. Ebenso hatte dasselbe hier einen Theil der Schülerarbeiten aus den gewerblichen Fachschulen, und die Collection sämmtlicher in der Monarchie erscheinenden Zeitungen untergebracht. Als ein Anhang zu der versuchten Darstellung des Welthandels durfte der von Dr. E. Hardt erbaute Cercle oriental gelten, welcher dem Handelsverkehr Oesterreichs mit dem Orient gewidmet und zu diesem Zweck mit Mustersammlungen, Tabellen und graphischen Darstellungen passend ausgestattet war. Die leitende Idee, welche die kostspielige Errichtung dieses ganz im morgenländischen Stile gehaltenen Gebäudes — seine Parterrelocalitäten enthielten das vielberufene türkische Kaffeehaus mit seinen à la turque costümirten Schenkodalisken — ist insofern fruchtbar gewesen, als sie Veranlassung zur Bildung einer Gesellschaft gegeben hat, die unter der Firma „Comité für den Orient und Ostasien" dem Handelsverkehr mit der Levante, Indien, China und Japan einen neuen Impuls zu geben beabsichtigt.

Unsere Wanderung durch die wiener Weltausstellung ist hiermit thatsächlich beendet; es bleibt uns noch übrig einen Blick zu werfen auf die mit ihr verbundenen, oder durch sie veranlaßten Erscheinungen von allgemeinerm Interesse. Zunächst sind es die verschiedenen Congresse, deren wir in der Kürze gedenken müssen. Von diesen haben getagt: 1) die Internationale Bierbrauerversammlung vom 16. bis 21. Juni; 2) der Internationale Congreß zur Erörterung der Frage einer einheitlichen Garnnumerirung vom 7. bis 11. Juni; 3) der Internationale Congreß der Lehrer und Leiter von Blindeninstituten vom 3. bis 8. Aug.; 4) der Internationale Congreß zur Erörterung der Frage des Patentschutzes vom 4. bis 8. Aug.; 5) der Internationale Congreß der Flachsinteressenten vom 19. bis 21. Aug. (vor- und nebenher sollte gehen ein Internationaler Congreß von

Digitized by Google

Leinenindustriellen behufs Berathung von Fragen der Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei und Appretur vom 18. bis 20. Aug.); 6) die Internationale Versammlung von Berg- und Hüttenmännern vom 24. bis 27. Aug.; 7) der Internationale medicinische Congreß vom 1. bis 8. Sept.; 8) der erste Internationale kunstwissenschaftliche Congreß vom 1. bis 4. Sept.; 9) der Internationale Congreß der Land- und Forstwirthe vom 18. bis 25. Sept.; 10) der Meteorologische Congreß; 11) der Congreß deutscher Pomologen und Freunde des Obst- und Weinbaues vom 2. bis 7. Oct.; mehrere andere vorgeschlagene Congresse, wie ein volkswirthschaftlicher, ein solcher zur Behandlung der Frage über Herstellung von Geldzeichen und Werthpapieren, sind nicht zu Stande gekommen. Dagegen hatte der Vorstand der wiener Frucht- und Mehlbörse den Versuch der Abhaltung eines Internationalen Getreide- und Saatenmarktes entrirt, welcher am 5. und 6. Aug. den Interessenten des Productenhandels und des Ackerbaues sowie der einschlägigen Industrie Gelegenheit zu einer allgemeinen Versammlung bieten sollte. Ueber die Verhandlungen und Beschlüsse der aufgeführten Congresse hier Näheres zu bringen, würde viel zu weit führen; übrigens haben sie sämmtlich ihre eigene Literatur schon gefunden. In den letzten Monaten war auch die Veranlassung getroffen, daß in dem großen Saale des Jurypavillons Abendvorlesungen über einzelne Branchen der Weltausstellung stattfanden, welche manches Interessante brachten und von dem nach Belehrung trachtenden Publikum gern besucht wurden. Leider wurden alle diese an und für sich höchst nützlichen und anerkennenswerthen Veranstaltungen meistens so lässig vorbereitet, dann so überstürzt in Scene gesetzt, daß die Ausführung und die Wirkungen weit hinter den Erwartungen zurückblieben. Von den Congressen waren nur glänzend besucht derjenige der Landwirthe, sodann der medicinische, deren Verhandlungen auch das größte Interesse boten.

Der Schluß der Weltausstellung war unwiderruflich auf den 31. Oct. festgestellt worden; weil aber der 1. Nov. ein Sonntag war, so wurde dieser noch zugegeben. Unglaublich war die Menschenzahl, die sich an diesem Abschiedstage noch einmal in die Räume drängte, welche, bei allen Mängeln, doch unleugbar viel des Schönen und Belehrenden geboten hatten. Es war glücklicherweise ein wundervoller Herbsttag, welcher den Besuch auffallend begünstigte; allenthalben waren Musikchöre aufgestellt, die Restaurationen hatten ihr Mögliches gethan, um ihre Gäste zu dem milden Urtheil: „Ende gut, Alles gut", zu bewegen, kurz es gestaltete sich dieser letzte Tag zu einem wahren Volksfeste im eigentlichen Wortsinn. Besondere Schlußfeierlichkeiten fanden nicht statt; als die klagenden Töne des Nebelhorns zum letzten mal erklangen, zogen die Musikbanden mit klingendem Spiel unter Fackelbegleitung ab, und der schwarze Strom der Menschenmassen ergoß sich hinter ihnen drein in die herbstlichen Alleen und in die lustige Bretterstadt des Wurstelpraters. Wenige sind aber darunter gewesen, welchen nicht eine Art von Bedauern oder Wehmuth durch die Seele zuckte, als sie den Schritt ins Freie setzten und der Gedanke sie überfiel: „Alle diese kunstvoll zusammengebauten Herrlichkeiten wirst du niemals wiedersehen!" Vom 2. Nov. an war dem Publikum der Zutritt streng versagt; ein neuer Dienst wurde organisirt, und es fanden unter strengster Controle nur solche Zutritt, welche sich durch besondere Karten als Betheiligte an dem Geschäfte der Demolirung legitimirten. Diese aber ist ein fast ebenso schwieriges und zeitraubendes Werk als der Aufbau, und es wird deshalb auch vielleicht noch der Jahre bedürfen, bis ein befriedigender Zustand des occupirten Terrains hergestellt sein wird.

Nachdem wir nunmehr unsern Rundgang durch die wiener Weltausstellung, welcher bei aller thunlichen Beschränkung sich doch viel weiter ausgedehnt hat, als wir anfänglich

Digitized by Google

beabsichtigten, noch einmal im Geiste durchlaufen, drängt sich uns als erstes Ergebniß die Frage auf nach dem Erfolg und der Wirkung des großen Unternehmens. Wir wollen versuchen dieselbe zu beantworten, inwiefern dies überhaupt jetzt schon möglich ist. Vorher aber wird es gerathen sein, einige Verhältnißzahlen mitzutheilen behufs eines Vergleiches der wiener mit den frühern Weltausstellungen, weil hierdurch die erstere am besten und zwar ziffermäßig charakterisirt wird. Die Zahl der Aussteller betrug 1851 in London 17062; 1855 in Paris 23954; 1862 in London 27446; 1867 in Paris 50770; 1873 in Wien 53000. Bezüglich der relativen Zahl der Aussteller kamen

	auf das Ausstellungsland	auf Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Großbritannien	auf andere Staaten
1851 in London	42 Proc.	33 Proc.	25 Proc.
1855 in Paris	50 „	28 „	22 „
1862 in London	33 „	30 „	37 „
1867 in Paris	28 „	22 „	50 „
1873 in Wien	29 „	38 „	33 „

Aus diesen letztern Zahlen geht hervor, daß die wiener Ausstellung weitaus die am harmonischsten beschickte von allen war; aus der ganzen Reihe, daß die Theilnahme nicht blos beständig gewachsen ist, sondern sich auch stets gleichmäßiger vertheilt hat; nur 1855 macht durch schlimme politische Constellationen eine Ausnahme. An Ausstellungsraum haben in Anspruch genommen:

1851 London	93000	Quadratmeter	bedeckt,	2800	Quadratmeter	offen.
1855 Paris	117699	„	„	18726	„	„
1862 London	125393	„	„	124540	„	„
1867 Paris	153138	„	„	510000	„	„
1873 Wien	103000	„	„	2,500000	„	„

Von Besuchern zählte Paris 1867 die meisten mit 15 Millionen; dann folgt 1873 Wien mit 7,254687; London 1862 mit 6,212130; London 1851 mit 6,039195; Paris 1855 mit 5,162330. Den stärksten Tagesbesuch hatte Wien mit 139073 Personen; dann folgten 1867 Paris mit 110420; 1851 London mit 109915; 1855 Paris mit 105022; endlich 1862 London mit 67891. Von allen bisherigen Weltausstellungen hat sich bekanntlich nur eine einzige wirklich rentirt, diejenige von 1851, die erste und bedeutendste; die andern hatten sämmtlich mit einem Deficit geschlossen, wenn dies gleich maskirt und kaum zugestanden ward. Der wiener ist es in dieser Beziehung entschieden am schlechtesten gegangen. Am großartigsten angelegt, mit dem Aufgebot aller Mittel in geradezu verschwenderischer Weise organisirt, mußte sie auf einen größern Besuch rechnen, als ihn Paris 1867 gehabt hatte; allein ihre Ziffer erreichte nur die Hälfte des letztern. Die Kosten ihrer Herstellung bezifferten sich in runder Summe auf 21 Mill. Fl., wovon 6 Millionen durch den Garantiefonds gedeckt, 15 Millionen vom Reichsrathe bewilligt sind. Es erscheint allerdings fast unglaublich, wie ein auf 6, höchstens 9 Millionen berechneter Voranschlag zu solchen jedes Maß überschreitenden Dimensionen anschwellen konnte; allein der Leitung des Unternehmens schien jeder Sinn für Rechnungswesen und derlei Kleinigkeiten völlig abzugehen. Man verrechnete sich überall und immer, in der Calculation wie bei der Ausführung; mit vollen Händen wurde geschöpft und vergeben. Es cursiren in dieser Beziehung die erbaulichsten Geschichten unter dem wiener Publikum, das natürlich selber in seinen ungeheuer hoch gespannten Erwartungen garstig betrogen worden und daher gegenwärtig schon sehr übel auf die Weltausstellung zu sprechen ist. Die gesammten Einnahmen der Weltausstellung haben in runder Summe 4 Mill. Fl. ergeben. In diesem Betrage ist der Erlös aus den zum Abbruch gelangenden Gebäulichkeiten und deren Materialien nicht einbegriffen, da die Verwerthung aller dieser Gegenstände wol noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird; aber dafür selbst die höchste Summe

Digitized by Google

statuirt, so wird doch ein Deficit von mindestens 13 Mill. Fl. übrigbleiben, wobei natürlich die riesigen Ausgaben der außerösterreichischen Länder gar nicht einbezogen sind! Und hier fragt es sich: entspricht der Erfolg der Weltausstellung diesem kolossalen Aufwande? Ist ein Staat berechtigt, solche bedeutende Summen auf Unternehmungen zu verwenden, welche keine Bürgschaft des Ersatzes bieten und im besten Falle keineswegs allen beitragenden Steuerzahlern in gleicher Weise zugute kommen? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt aber entschieden die Zukunft der Weltausstellungen überhaupt ab.

Es ist nicht zu verkennen, daß über der wiener Ausstellung ein eigenthümliches Misgeschick gewaltet hat, das bei der Beurtheilung ihres Erfolges nicht übersehen werden darf. Von vornherein war die Reclame dafür in einer Weise thätig gewesen, welche gerade das Gegentheil dessen bewirkte, was sie bezweckte. Den großmäuligen Tiraden der Tribünenschwätzer und der „Kreuzer-die-Zeile-Reporter" glaubte zunächst das Inland, um danach seine Ansprüche ins Maßlose hinaufzuschrauben, und sodann das Ausland, um sich zu fürchten vor horriben Preisen und gezwungenem Nachtlager im Freien. Als man den gemachten Fehler erkannte und wieder gut zu machen trachtete, war es schon zu spät zur Besiegung des allgemeinen Mistrauens. Sodann lebte die Generaldirection von Beginn an auf gespanntem Fuße mit Adam Riese. Sie verlangte für eine Saisonkarte 100 Fl., ohne zu bedenken, daß selbst eine Stadt wie Wien wenige Menschen aufzuweisen hat, welche eine Weltausstellung, die 180 Tage dauert, 100 mal besuchen; wer aber selbst 90 mal kam, sparte durch das Tagesbillet immer 10 Fl. Der Preis des letztern, anfänglich mit 1 Fl. fixirt, war viel zu hoch; als man, durch Schaden klug geworden, um die Hälfte herunterging, war schon die beste Zeit verloren. Denn nicht gegen den Schluß hin, sondern im Beginn drängen sich die wahrhaft theilnehmenden Besucher in eine Ausstellung; das ist eine alte Erfahrung. Die da aber frühzeitig gekommen waren, fanden so vieles unfertig, verschlossen, unzugänglich, daß sie, mismuthig darüber, für ihr gutes Geld nur Halbes zu empfangen, ihr weit früher den Rücken kehrten, als sie beabsichtigt hatten. Hier sei auch gleich der unentschuldbaren Taktlosigkeit der Generaldirection rügend gedacht, die den Engländern und Amerikanern gestattete, ihre blödsinnige Sonntagsfeier so weit auszudehnen, daß sie ihre Ausstellungsobjecte an Sonn- und Feiertagen verhüllten, einsperrten oder sonst unsichtbar machten! Das benachtheiligte Publikum, welches das Recht hatte, für seinen Obolus alles zu sehen, und das besonders an den Sonntagen meist aus Personen bestand, welche an Wochentagen die Ausstellung nicht besuchen konnten, erhob mit Recht energische Klagen gegen eine solche stupende und stupide Beeinträchtigung. Ueberhaupt erschien die Bildungsstufe der angelsächsischen Rasse wiederum in einem höchst merkwürdigen Lichte; es wurden in einer großen Zeitung besonders Beschwerden laut gegen die Allüren der Herren Yankees, die in ihrer Abtheilung, hemdärmelig, auf drei Stühlen mit Armen und Beinen hingeflegelt, alles Mögliche thaten, „to make themselves a exposition", ein Gebaren, das auf keiner frühern Ausstellung geduldet worden wäre. Dafür ist der Generaldirector jetzt nordamerikanischer Gesandter geworden. Die auffallende Begünstigung überhaupt, welche einzelne Länder und Aussteller erfuhren, machte viel böses Blut und schadete dem Ganzen. Während z. B. manche Restaurateure eine enorme Platzmiethe bezahlen mußten, hatten andere, welche vielleicht denselben Namen führten wie ein Factotum der Generaldirection, eine ganz mäßige zu entrichten u. s. w. Allein alle diese, an und für sich freilich unangenehmen Umstände hätten dennoch den Erfolg der Weltausstellung nicht geradezu vereitelt, wenn nicht zwei andere Ereignisse von tragischer Gewalt und Nachwirkung hinzugekommen wären: der große Krach und der Ausbruch der Cholera. Die lange vorausgesagte Börsenkatastrophe, die den wiener Geldmarkt von einer schwindelnden Höhe hinab plötzlich in den tiefsten Abgrund schleuderte, brach fast gleichzeitig herein mit der Eröffnung der Weltausstellung und nahm dieser sofort jede

Digitized by Google

Aussicht auf Geschäftsentwickelung und pecuniären Gewinn. Als dann später, nachdem die Gemüther über die verschriene Theuerung und Wohnungsnoth einigermaßen beruhigt waren, die Seuche, wenngleich keineswegs in erschreckender Heftigkeit, auftrat, mußte die letzte Hoffnung auf ein leidliches Ertragsresultat aufgegeben werden. Es ist constatirt worden, daß über ein Drittheil der angemeldeten Gäste ausgeblieben ist aus Furcht vor dem ansteckenden Uebel.

Der wirthschaftliche Miserfolg der wiener Weltausstellung muß in mehr als einer Hinsicht bedauert werden. Zunächst gibt er denjenigen Gewerbtreibenden recht, welche sich von Anfang an ablehnend dagegen verhalten hatten unter der Behauptung, daß das Ergebniß immer ein zweifelhaftes sein, niemals die Mühen und Kosten lohnen werde. In der That hatte sich gerade diese Klasse, die wichtigste von allen, dem diesmaligen Unternehmen am fernsten gehalten. Auch der wissenschaftliche Gewinn darf nicht allzu hoch angeschlagen werden, er beschränkt sich großentheils auf die Anregung, weil eben nicht eine Ausstellung der Platz ist für wissenschaftliches Forschen und Studium. Mehr haben die Kunst und vor allem die Kunstindustrie profitirt, für welche die Anschauung genügt zur Erkenntniß des Bessern und zur Aufnahme neuer Ideen. Wer aber wollte überhaupt leugnen, daß eine jede Weltausstellung Impulse gibt zum Fortschritt auf den mannichfaltigsten Gebieten? So wird auch derjenigen von 1873 ihr Einfluß nicht abgesprochen werden dürfen, wenn er sich gleich nicht sofort fühlbar machen kann. Irren wir nicht, so wird derselbe zunächst Geltung erlangen auf dem dankbarsten Felde, dem des Unterrichts und der Bildung in allen ihren Zweigen, von der Volksschule an bis zur Universität. Auf diesem hat die wiener Weltausstellung die frühern sämmtlich weit überflügelt, und schon jetzt sprechen zahlreiche Anzeigen dafür, daß hier ein bedeutender, nachhaltiger Erfolg zu erwarten sein wird. Nur nebenbei sei erwähnt, daß schon gegenwärtig sechs Monate nach dem Schlusse der Weltausstellung, mehrere durch sie erst näher bekannt gewordene Industriezweige in Oesterreich Posto gefaßt haben. Der Gewinn an Handelsbeziehungen entzieht sich noch vorläufig der Beurtheilung, wird aber gleichfalls nicht ohne Bedeutung bleiben, besonders mit Rücksicht auf den Orient und die ostasiatischen Länder. Um nur das Beispiel der Stadt Wien anzuführen, so haben seit der und durch die Weltausstellung folgende Producte in ihr einen bleibenden Markt gefunden: australische Fleischconserven, englische Biscuits, deutsche Confecte und Chocoladen, italienische und portugiesische Weine, britische und holländische Fliesen zur Wand- und Bodenverkleidung; chinesische und japanesische Waaren, französisches Plate u. s. w. Für alle diese Erzeugnisse sind, durch die Ausstellung veranlaßt, seither besondere Geschäfte in Wien eröffnet worden, anderer zu geschweigen.

Ueber den Ehrenerfolg durften die Aussteller sich nicht beklagen. Es wurden ihrer 23000 aus der Gesammtzahl von 53000 prämiirt, abgesehen von den Ordensverleihungen, welche in wahrhaft generoser Weise stattgefunden haben. Folgende Auszeichnungen wurden als Ausstellungspreise zuerkannt: 1) das Ehrendiplom, die höchste, für Verdienste, welche Corporationen oder Einzelne sich um Hebung der Volksbildung, um Pflege der Volkswirthschaft und um besondere Sorge für geistiges und materielles Wohl der Arbeiter erworben haben; 2) die Fortschrittsmedaille, für den Fortschritt seit der Betheiligung an frühern Weltausstellungen; 3) die Verdienstmedaille, bei erstmaliger Beschickung einer solchen; 4) die Medaille für den guten Geschmack; 5) die Kunstmedaille, für Werke der bildenden Kunst; 6) das Anerkennungsdiplom, entsprechend der „ehrenvollen Erwähnung" bei frühern Ausstellungen; 7) die Mitarbeitermedaille. Alle die zuerkannten Medaillen, welche bis heute noch nicht zur Vertheilung haben gelangen können, werden aus Bronze bestehen und einerlei Gepräge tragen. Die Zuerkennung der von einer Jury aus allen betheiligten Staaten ausgesprochenen Prämien erfolgte in besonders feierlicher Weise im Mo-

Digitized by Google

nat September. Der Kaiser, umringt von einem glänzenden Hofstaate und den Vertretern der Nationen sowol wie aller Stände und Berufsklassen, nahm in der zu diesem Zwecke festlich geschmückten Reitbahn der Hofburg den Bericht des Generaldirectors entgegen und sprach diesem seine Befriedigung aus. Aus der Zahl der Prämiirten selber verlieh ein Sprecher deren Gefühlen Ausdruck. Wie von Oesterreich ins Ausland, so sind aus diesem in jenes zahlreiche glitzernde Ordensvögel geflogen. Daß trotzdem große Unzufriedenheit, Ueberhebung, Ambition sich mehr als billig breit machten, liegt eben zu sehr im Temperament der heutigen Menschheit, als daß man sehr darüber zürnen dürfte.

Ueber das Schicksal der großartigen Bauten der wiener Weltausstellung ist bis zur Stunde nichts definitiv entschieden. Wahrscheinlich werden die solid in Stein, Cement und Eisen errichteten längere Zeit hindurch conservirt werden, obgleich schwer einzusehen ist, zu welchen Zwecken übergroße Räume, gleich der Rotunde, sich einrichten lassen. Alle hölzernen Pavillons müssen bis Ende Juni 1874 von dem Ausstellungsplatze entfernt sein. Dieser selber mit seinen reizenden Gartenanlagen wird, zum Theil wenigstens, intact erhalten bleiben und soll einen reservirten Park für das Publikum bilden. Allerdings ist es noch nicht entschieden, wer die beträchtlichen Kosten der Unterhaltung tragen wird. Man sagt, daß die Maschinenhalle als Depot für die Pontons der Armee, die Kunsthalle zu Ateliers und Museen, die Rotunde zu einem Palmenhause oder Wintergarten benutzt werden solle; allein es scheinen dies vorläufig nur fromme Wünsche ohne berechtigte Basis zu sein.

Die Zukunft der Weltausstellungen hat, das ist nicht zu bestreiten, durch die wiener eine bedeutende Restriction erfahren. Zwar ist eine neue in Philadelphia auf das Jahr 1876 angesagt, allein schon jetzt kann derselben das nämliche Fiasco prognosticirt werden, das die von Neuyork 1853 erfahren hat. Die Nordamerikaner haben sich bei den europäischen Weltausstellungen keinerlei Sympathien zu erwerben gewußt; ihre Handelspolitik reizt so wenig wie der Zustand ihres Geldmarktes zur Anknüpfung von Verbindungen. Ist doch schon die Frage aufgetaucht, ob die Herren Söhne des Uncle Sam nicht eine besondere — möglichst räumliche — Abtheilung einrichten wollten zur Ausstellung von uneinlösbaren amerikanischen Bonds? Da zugleich das Unternehmen eine Privatsache ist, so werden die europäischen Regierungen sich schwerlich dafür interessiren. Damit ist sein Mislingen von vornherein besiegelt. Auch von einer Weltausstellung in Berlin für das Jahr 1877 ist die Rede gewesen, es scheint aber kaum Ernst damit gewesen zu sein. Und das kann jeder Volkswirth, jeder Freund der Industrie und des Fortschritts nur beifällig begrüßen: wir bedürfen eines Decenniums der Ruhe, der Sammlung, ehe wir das Erworbene einigermaßen verarbeitet haben und wiederum denken dürfen an eine neue verbesserte Auflage der wiener Weltausstellung von 1873.

Digitized by Google

Die Krankenbehandlung.

Von

Hermann Baas.

I.

Bis zur Neuzeit.

Die Natur läßt das Einzelleben entstehen, damit es ihren Zwecken diene soweit wir diese erkennen, und läßt es vergehen, wenn es ihr gedient, oft sogar, ehe dies geschehen ist. So lehrt die Erfahrung, das scheint uns Gesetz. Es huldigt diesem der Mensch, wenn er neues Leben zeugt, desgleichen verfällt er ihm im Tode. Das Ganze nur lebt und besteht, während das Einzelleben zu Grunde geht. Das ahnt die Creatur, das *fühlt* der Mensch, und ausdenken möchte er es gern, aber die ganze Wahrheit kann er nicht erhalten. Und Ahnung und Gefühl steigern sich zum mächtigen Triebe der Selbsterhaltung. Der Trieb, die gefährdete individuelle Existenz zu erhalten, ist so nachhaltig, daß wir mit dem zeitlichen Dasein uns nicht genügen lassen wollen, und so streben wir im Glauben an die Unsterblichkeit über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus. Was ist denn dieser anders als eine trostverheißende Abwehr gegen den Gedanken der Vernichtung?

Ein Ausfluß dieses Triebes der Selbsterhaltung ist auch die Heilwissenschaft — und wie eng auch sie mit dem Glauben und seinem Auswuchse, dem Aberglauben, in Wechselbeziehungen lebt, zeigt die Geschichte der ältesten wie der neuesten Zeiten. Kein Gebiet der Naturwissenschaft außer der Heilwissenschaft gibt es, auf dem Glauben und Wissenschaft so nahe sich berühren. Und nicht den Glauben und Aberglauben der Menge allein meinen wir hier, sondern auch den Glauben der Aerzte. Wo aber der Glaube thätig ist, da entwickelt sich leicht Täuschung und Selbsttäuschung. Wie sollte denn der winzige Mensch das große Gesetz des Entstehens und Vergehens durchkreuzen können, wie das mit mächtigem Schwunge einherrollende Rad der zeugenden und vernichtenden Naturkräfte zum Stehen bringen oder auch nur hemmen auf kurze Zeit? Die Statistik, das moderne Fatum, hat uns den wahren Sachverhalt zur Genüge gezeigt. Aber das Gemüth klammert sich immer und immer wieder an den Glauben. Am erquicklichsten sind noch die Zeiten, in denen man, seiner Ohnmacht im Großen sich bewußt, das Mögliche im Kleinen leisten will. Das ist das Streben unserer Tage, die natürliche Folge geläuterter Naturerkenntniß, die auf allen Wegen zu bescheidener Beschränkung mahnt. Trotz solcher Beschränkung bleibt aber immerhin noch ein großes und schönes Feld der Heilwissenschaft übrig: das Streben zu lindern, zu verhüten und zu bessern, wenn allzu grobe

Digitized by Google

Verstöße gegen die erkannten Gesetze des gesunden und kranken Lebens die abwärts strebenden Wellen in ihrem Laufe beschleunigen. Bleibt demnach auch der Satz der Alten: „Natura sola medicatrix", der Satz, die Gesammtheit aller im Menschen thätigen Kräfte ist die einzige aussichtsreiche Helferin, stets wahr, so ist dem Arzte doch noch eine schöne Wirksamkeit vorbehalten: er will und soll nach dem Maße der eigenen Einsicht ein treuer und verständiger Diener und Ausleger der Lebensgesetze sein, wo er sie erkennt; er wird nicht selbstthätig in ihren Gang eingreifen, wo sie noch nicht erkannt, und sich die Aufgabe stellen, zu verhüten, daß ihm Anvertraute, die ohne jedes Verständniß derselben sind, unbewußt ihnen hindernd entgegentreten, wenn sie zum Bessern führen wollen.

Ehe wir einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der Heilwissenschaft werfen und dann den heutigen Stand derselben skizziren, müssen wir vorher die Begriffe „Krankheit" und „Heilmittel" erläutern, weil, ohne daß dies vorher geschehen, das Verständniß des in verschiedenen Zeiten Erstrebten nicht leicht möglich sein und der in jedem einzelnen Falle anzuwendende Maßstab für das Geleistete fehlen würde.

Den Begriff „Krankheit" definirte man zu verschiedenen Zeiten verschieden, entsprechend dem jedesmaligen Stande der medicinischen Anschauungen und Kenntnisse. Während man in den frühesten Zeiten die Krankheit als eine Strafe der Götter, als eine von der Gottheit dem Menschen applicirte Ruthe betrachtete, faßte man sie später als die Einwirkung böser Dämonen oder dämonischer Menschen auf vorher Gesunde, im christlichen Mittelalter als Aeußerung der Wirksamkeit des leibhaftigen Teufels auf. Derartige Auffassungsweisen findet man selbst heute noch bei Völkern niedrigster oder niederer Culturstufen und unter den Angehörigen der sogenannten Culturvölker noch in den Kreisen, in denen der Glaube als die oberste oder einzig wünschenswerthe Geistesstufe betrachtet wird. Später galt Krankheit als ein in den Körper eingedrungener Feind, als eine Art besondern Wesens, das ein vom Körperleben sozusagen getrenntes Eigenleben in diesem führe und mit den guten Kräften des Körpers um die Oberherrschaft ringe. Von früher her bis in das verflossene und zum Theil noch bis in dieses Jahrhundert herein nahm man an, daß Krankheit eine Zurückhaltung von schädlichen Stoffen, oder eine krankhafte Erzeugung solcher bedeute, die man als Säuren, Schärfen, zuletzt gar, als die Herrschaft der Steinkohle begann, als Schlacken bezeichnete. An Stelle solcher Anschauungen trat darauf die Krasenlehre, d. h. die Annahme, daß in gewissen Entmischungen der Säfte die Krankheit wurzele. Erst seit den letzten Decennien, mit dem Fortschreiten der physiologischen Forschungen in Uebereinstimmung, ist der Begriff „Krankheit" ein geläuterterer, besserer, geworden, seitdem man erkannte, daß die Gesetze des kranken Zustandes dieselben sind wie die des gesunden, daß bei Gesundheit und Krankheit gleiche Kräfte thätig sind. Man faßt die Krankheit nur als eine Modification der Thätigkeit der Körperkräfte auf, bei welcher der Zustand, den wir als Gesundheit, als Wohlbefinden bezeichnen, aufgehoben ist: Krankheit ist nur eine andere Phase, eine andere Aeußerung des Lebens des Organismus. Sie ist ein Product der sozusagen negativen Wirksamkeit der dem Körper innewohnenden Kräfte, eine Wirksamkeit, welche den jedem Einzelleben bestimmten Uebergang anstrebt, einleitet oder gar bewirkt, ein im Körper mit seinen eigenen Kräften geführter Angriff auf die individuelle Existenz. Die Gesetze wirken dabei nicht krankhaft, sondern nur krankheiterzeugend; doch fasse man ja nicht diese Begriffsbestimmung als eine teleologischen Anschauungen entsprungene auf! Nehmen wir, um die Sache etwas klarer zu machen, ein Beispiel! Ist die gewöhnliche Körperwärme ein Product der Verbrennung der kohlenwasserstoffhaltigen Verbindungen des Körpers in der Lunge durch den eingeathmeten Sauerstoff der Luft, so ist die Fieberhitze dasselbe; nur ist, durch irgendeine Potenz wach gerufen, eine Erhöhung der normalen Verbrennung eingetreten, die den Bestand des

Digitized by Google

Körpers schädigt, bedroht oder aufhebt; es ist ein Plus von Wärmeerzeugung der Norm gegenüber vorhanden. Man kann Krankheit auch als eine über die Norm hinaus oder unter dieselbe herabreichende Thätigkeit der normalen Körperkräfte bezeichnen.

Dieselbe Entwickelung nahm auch der Begriff dessen, was man als Heilmittel bezeichnete. In den ersten Zeiten galten unter andern als solche das Gebet und das Aufhängen von Votivtäfelchen in den Tempeln der Götter. Später traten Beschwörungen seitens der Priester, von diesen geweihte Sachen, Amulete an die Stelle jener oder damit in Verbindung. Im Mittelalter waren es Reliquien, Fürbitten zu gewissen Heiligen, Teufelsaustreibungen. Aber auch Arzneimittel wurden als Heilmittel gegeben und denselben gewisse Qualitäten u. dgl. angedichtet, die Schärfen, Säuren u. s. w. bewältigen sollten. Solcherlei Dinge galten noch zum Theil bis in unser Jahrhundert hinein für einzelne Mittel und Manipulationen. Stets nahm man an, daß die Heilmittel direct gegen die Erkrankung wirken. Jetzt aber kennen wir solche eigentliche Heilmittel nicht mehr, d. h. wir verstehen darunter nicht mehr Mittel, welche die Krankheit direct beseitigen, austreiben, sondern bezeichnen als Heilmittel Stoffe, welche, dem Körper einverleibt oder demselben applicirt, die Thätigkeit der Kräfte desselben so ändern, mindern oder steigern, daß eine Anbahnung der normalen Wirkung dieser statthaben kann: es heilt also nicht das Mittel direct die Krankheit, sondern die durch dasselbe beeinflußten Körperkräfte, die in den Organen de norma vorhanden sind. Geben wir z. B. Chinin gegen Wechselfieber, so beseitigen wir nicht dieses direct als solches, sondern wir geben dem Nervensystem z. B. eine Anregung dahin, daß es seine normale Thätigkeit wieder antritt, insofern wir unter normaler Thätigkeit diejenige Wirksamkeit verstehen, welche das erzeugt, was wir als Gesundheit bezeichnen. Ein augenfälliges Beispiel erhalten wir anderweitig! Legen wir bei einem Knochenbruche feste Verbände an, so sind diese nicht das Heilmittel, das die Enden vereinigt, sondern die Körperkräfte, resp. die Körpersäfte bewirken dies; daß sie es aber in gehöriger Weise thun können und ohne Störung, dazu hilft der Verband. Es gibt also nur indirecte Heilmittel; das directe Heilmittel bleiben immer die den Körpertheilen anhaftenden Kräfte, diese können allein als „die Heilmittel" bezeichnet werden, welche Störungen beseitigen, unschädlich machen oder mindern. Es ist dies nicht logische Spielerei, sondern für den Arzt in Bezug auf dessen Stellung in Wissenschaft und Leben höchst wichtige Erkenntniß! Denn nur an der Hand dieser ist es erst möglich, sich selbst und auch dem Laien gegenüber eine klare Vorstellung dessen zu geben, was man als Arzt zu leisten im Stande ist. Heilt der eigene Körper des Kranken resp. die demselben innewohnenden Kräfte nur unvollständig, langsam oder gar nicht, so ist jedes noch so sorgfältige Suchen nach „Mitteln" vergebens: Natura sola medicatrix! Im Besitze solcher Erkenntniß wird der Arzt auch die falschen Beurtheilungen seiner Thätigkeit leicht ertragen und die Armen bemitleiden, die er ohne Linderung, Besserung und Hülfe lassen muß! Weiß er doch, daß er sich in ungleichem Kampfe befindet mit Naturgesetzen, denen er selbst unterstellt ist und zuletzt unterliegt! Aber auch der gebildete Laie hinwieder sollte das oft ruhelose und am Ende doch vielleicht erfolglose Streben des Arztes, zu helfen, auch dann noch achten, wenn dasselbe auch keine Erfolge aufweisen kann, im Hinblick auf den Umstand, daß der Arzt nicht das eigentliche Heilmittel besitzt, sondern der kranke Körper allein in seinen wirkenden Kräften! Es kann dies nicht stark genug betont werden, wenn man das Streben vergangener und heutiger Zeit und die daraus hervorgegangenen Leistungen der Heilwissenschaft richtig und gerecht beurtheilen will! Beginnen wir nach diesen Vorbemerkungen den geschichtlichen Rückblick!

In Aegypten legte man Kranke in Tempel der Isis, des Apis und anderer, damit sie im Schlafe Orakelsprüche erhielten, wodurch sie genesen konnten, und erfüllte weiter

Digitized by Google

gewisse Vorschriften des Thout, die ursprünglich auf Säulen geschrieben, später aber in ein Buch gesammelt und wörtlich befolgt wurden. Da man die Krankheiten als Wirkung des Zornes der Götter betrachtete, die schwachen Kranken diese aber nicht besänftigen konnten, so übernahmen dieses Geschäft später die Priester. Sie übten die Kunst als Gottesdienst und verschleierten die natürlichen Mittel, deren sie sich bedienten, durch eine allegorische Sprache, und so blieb die Kunst zu heilen ein Geheimniß, welches die Gnade der Götter nur ihren Lieblingen, den Priestern, offenbarte. Die erste Nachricht wirklich stattgehabter ärztlicher Behandlung entstammte dem 1. Buch Mosis und fällt der Act ins 17. Jahrhundert v. Chr.: „Joseph befahl seinen Aerzten seinen Vater zu salben, und sie salbten Israel." Andere Vorschriften waren diätetischer Natur. Von Arzneimitteln wandten sie einfache und ungefährliche an, die wie Nahrungsmittel genommen werden konnten, doch gab man auch stärkere; z. B. Meerzwiebel gegen Wassersucht, desgleichen Eisenmittel.

Die Israeliten strebten zur Zeit, als sie noch Nomaden waren, durch Opfer und Gebete die Krankheiten, welche Jehovah, der zornmüthigste aller Götter, als Strafe dem Einzelnen oder dem ganzen Volke zutheilte, zu vertreiben, und die Leviten spielten dabei die Vermittler. Auch auf natürliche Weise beseitigten diese Krankheiten, z. B. den Aussatz durch Absonderung von andern Menschen, Reinigung des Körpers, wobei freilich die Sühnopfer nicht ganz fehlen durften. Als später die Juden seßhaft geworden, blieb Priestern und Propheten gleichfalls die ärztliche Behandlung, wenn man Brandopfer und Beschwörungen dahin rechnen will, zu eigen. Diese wurden besonders bei Seuchen und Geisteskrankheiten angewandt, bei einzelnen Erkrankungen verordneten die Propheten auch Baden im Jordan oder legten Feigen auf erkrankte Drüsen u. s. w.

Ueber die Behandlungsweise der Chinesen und Japaner haben wir erst aus späterer Zeit Nachrichten; sicherlich aber kann man das, was diese angeben, als sehr alt betrachten, da beide Völker wie in allem, so auch in der Therapie auf früherer Stufe stehen geblieben sind. Erst in ganz neuerer Zeit ist für Japan die Sachlage eine andere geworden; die dortige Regierung sendet junge Leute nach Europa und Amerika, damit sie sich bessere medicinische Kenntnisse aneignen. Die chinesischen Aerzte legen in allen Krankheiten ein sehr großes Gewicht auf strenge Diät. Der Glaube an Panaceen ist allgemein und gelten verschiedene Arzneien als solche, unter anderm die Ginsengwurzel. Dabei gibt es bei ihnen eine Menge sogenannter Herzstärkungen, die bei allen Gelegenheiten angewendet werden. Jeder Arzt hat außerdem eigene componirte Arzneimittel, die nach alten Autoritäten zusammengesetzt sind und sich in den Familien vererben; sie wenden Moschus, Galle, Elfenbein u. s. w. als Arzneimittel an. Den Aderlaß gebrauchen sie nur selten, sind aber Liebhaber von Bädern, trockenen Schröpfköpfen und Brennmitteln, welche letztern auch die Japanesen mit großer Vorliebe benutzen nach Vorschrift besonderer Tafeln, auf welchen die Körperstellen verzeichnet sind, an denen man die Moxen aufsetzt. Die Chinesen impfen die echten Pocken ein, während die Japanesen bei Pockenkranken viel Vertrauen auf rothe Tapeten haben, mit denen sie die Zimmer der Kranken ausschlagen. Die letztern treiben in verschiedenen Krankheiten auch goldene oder silberne Nadeln in den Körper und geben Pillen, die aus Papier bereitet sind, das sie vorher vor einen Götzen gelegt hatten. Auch sie fürchten den Aderlaß.

Als Beweis für die ungeheuere Zähigkeit, mit welcher asiatische Völker an ihren Ueberlieferungen hängen, können wir die Indier anführen, deren Krankenbehandlung nach den Berichten der Schriftsteller des Alterthums schon in frühester Zeit dieselbe war, wie sie heute noch ist. Sie bestand und besteht vorzugsweise in Beschwörungen und sonstigen abergläubischen Gebräuchen. Großes Gewicht wird aber auch auf die Befolgung der strengen diätetischen Vorschriften sowie auf Bäder gelegt; dagegen sind die indischen Aerzte

Digitized by Google

Feinde von Klystieren und Aderlaß, brennen aber ihre Patienten ebenso gern wie die Japanesen. Gegen Würmer verordnen sie Kalkwasser und in vielen Krankheiten Pillen von Maismehl und Kuhfladen, Erdbäder, Reis gegen Cholera u. s. w. Bei den innerasiatischen Stämmen waren im Alterthume ebensolche halbverrückte Büßer Aerzte wie noch heute, nur daß sie damals als eine Sekte (Samanäer) auftraten, welcher Zusammenhalt den heutigen Schamanen abzugehen scheint. Auch sie hielten natürlich viel auf Beschwörungen und dergleichen. *)

Den Schamanen ähnliche Leute übten auch bei den Scythen ihre Zauberkünste an Kranken, während bei den Celten die Druiden und Alraunen dasselbe thaten, nebenbei aber auch Arzneimittel anwandten, z. B. die Eichenmistel, welche am Neujahrstage gesammelt ward. Daß die Indianer und Neger ihre Zauberer mit höhern Künsten die Kranken behandeln lassen, dürfte allgemein bekannt sein.

Eine fortschreitende Entwickelung der Krankenbehandlung jedoch läßt sich erst bei den Griechen nachweisen. Während für die Anfangszeiten mythologische Personen, wie Orpheus, Melampus, Paian, Chiron, Aesculap, Machaon, Podalirius u. a. als Aerzte, die besonders mit Umschlägen, Salben, abgesehen von den jedesmal geübten religiösen Manipulationen, die Kranken behandelten, genannt werden, ging später das, was man als Krankenbehandlung betrachtete, auf die Tempel über. Das Verfahren in diesen war etwa das folgende. Der Kranke ward durch das Verbot gewisser Speisen und Getränke oder durch vollständiges Fasten auf die Cur vorbereitet; denn ohne solche Vorbereitung durfte niemand den Tempel betreten. Kam er dann in diesen, so erzählten die Priester ihm fortwährend wunderbare Geschichten von stattgehabten Heilungen und von den Heilmitteln, die geholfen, wodurch die Einbildungskraft des Kranken und dessen Erwartungen natürlich aufs höchste gespannt wurden, was bekanntlich allein schon einen Erfolg herbeiführen kann. Daran schlossen sich Gebete und ein Bad in den warmen oder kalten Quellen, die in der Nähe der Heiligthümer oder in ihnen selbst fast überall vorhanden waren, auf das dann Frictionen und Salbungen des Körpers und andere Manipulationen folgten. Daran reihte sich das Opfer in Form eines zu schlachtenden Widders, Hahns u. s. w. Im Schlafe, dessen nun die Kranken im Tempel selbst oder in dessen Nähe pflegen, schuf die lebhaft erregte Einbildungskraft Träume, deren Auslegung das Geschäft der Priester war. Diese verordneten dazu noch gewisse Mittel, z. B. Abführmittel, Brechmittel, auch Aderlässe, Fasten u. s. w. Erfolgte Heilung, so war der Wille des Gottes befolgt worden, wenn nicht, so hatte der Kranke irgendein Versehen begangen. Fand das erste statt, so brachte der Genesene Weihgeschenke dar, z. B. in Gold, Wachs oder Elfenbein ausgeführte Nachformungen der vorher erkrankten Theile und Glieder, auch Münzen u. dgl. In einigen Tempeln wurden außerdem die Krankengeschichten der Geheilten und die angewandten Heilmittel auf Tempelsäulen oder aufgehängte Weihtafeln geschrieben, die ähnliche Reclame machten wie die in einzelnen modernen Bädern und Wallfahrtsorten aufgehängten Krücken Genesener, während die Miserfolge dort wie hier verschwiegen

*) Merkwürdig ist der Umstand, daß auf der Küste Koromandel schon in den frühesten Zeiten eine Art Specialisten — jedenfalls die frühesten von allen — bei Kinderkrankheiten, Schlangenbiß u. s. w. wirkten, weniger auffallend aber, daß der Wind ihr Patron gewesen. Nach indischen Aerzten besteht der Körper aus 100000 Theilen und es wehen in ihm zehn Arten Winde, deren jeder sieben Gänge in demselben hat; unordentliche Richtung dieser erzeugt Krankheit. Was mögen die indischen Aerzte für Mühe haben, diese in Ordnung zu halten! Gelang es doch mir europäischem Arzte oft nicht einen einzigen Wind, der sich im Kopfe oder zwischen Fell und Fleisch eines Patienten, seiner Ansicht nach, festgesetzt, auszutreiben. Uebrigens scheint der noch heute bei uns gültige Glaube von der Wichtigkeit der Binnenwinde als Krankheitsursachen von dorther importirt zu sein.

Digitized by Google

blieben. Solche Weihtafeln hatten z. B. folgenden Inhalt: „Dem blinden Soldaten Valerius Aper gab die Gottheit den Orakelspruch, er solle kommen und das Blut eines weißen Hahns mit Honig mischen, eine Augensalbe machen und drei Tage lang seine Augen damit einsalben. Er erhielt sein Gesicht wieder und kam und dankte der Gottheit vor allem Volke." „Julian schien nach einem Bluthusten ohne Hoffnung verloren zu sein. Der Gott befahl ihm durch Orakelspruch zu kommen und vom Altare Pinienkörner zu nehmen, und diese, mit Honig vermischt, drei Tage lang zu essen. Er ward gerettet und kam und dankte dem Gott vor allem Volke." Man ersieht daraus, daß die gläubige Einfalt, wie heute noch, die beste Reclame machte. Doch hatten derartige Gebräuche auch ihre guten Folgen. Wurde nämlich ein Arzneimittel gefunden, so grub man dessen Zusammensetzung für spätere Geschlechter in die Tempelsäulen ein und so sammelte sich eine Art Arzneischatz an. Diesen machten sich gewisse Priesterfamilien zu eigen und vermehrten ihn noch durch solche Mittel, die ein Glied derselben etwa selbst erfunden. Sie vererbten ihre Kenntnisse auf ihre Nachkommen, und so kam es, daß diese Familien vorzugsweise im Besitze ärztlicher Kenntnisse waren und bis in die spätern Zeiten blieben. Eine derartige Aerztefamilie waren die Asklepiaden auf der Insel Kos. Ihr entstammten dann auch die größten Aerzte Griechenlands, die unter dem gleichen Namen Hippokrates für alle Zeiten berühmt wurden. Am bedeutendsten war Hippokrates II. (460—370 v. Chr.), wenn man von Hippokrates redet, zieht man gewöhnlich diesen, den Sohn des Heraklides und der Phänarete, in Betracht. Er war der genialste Arzt des Alterthums und in der Behandlung von Krankheiten seiner Zeit um Jahrtausende vorausgeeilt, sodaß man seine Methode am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufzunehmen begann. Seine Grundsätze waren: „Die Natur ist der beste Arzt!" „Folge der Natur!" Infolge solcher Ueberzeugungen wollte er nicht gewaltsam den Gang der Erkrankung beherrschen, sondern verfuhr den Verlauf beobachtend und abwartend, um erst dann thätig einzugreifen, wenn ihm die Natur selbst einen Fingerzeig gegeben. Man machte ihm zwar deshalb im Alterthume den Vorwurf, daß er zu wenig in Krankheiten gethan habe; gerade das aber war ein großes Verdienst. Er war der Schöpfer der sogenannten Indicationen, d. h. der Aufstellung eines Behandlungsplanes nach Maßgabe der Constitution des Individuums und des Charakters der Erkrankung. Desgleichen schuf er das ganze Gebiet der Krankendiätetik, von der man vor ihm nichts wußte, besonders für fieberhafte Zustände. Als einzige Richtschnur des ärztlichen Handelns bezeichnete er die Erfahrung. Noch jetzt gültig ist kraft dieser seine Entziehungsdiät bei Gegenwart von Fieber, bei denen er außerdem noch kühlendes Verhalten und reichliches Trinken verordnete. Nur auf der Höhe der Erkrankung hielt er manchmal den Aderlaß für gerechtfertigt und ließ denselben dann in der Nähe des erkrankten Theiles anstellen, welch letzterer Grundsatz zu vielen Controversen im ganzen Mittelalter Veranlassung gab. Doch übertrieb er das schwächende Verfahren bei Fiebern nie, sondern zog in passenden Fällen sogar das kräftigende Verfahren zu Rathe. Ausleerungen wendete er nur dann an, wenn die Natur darauf hinzuweisen schien. Arzneimittel überhaupt gab er möglichst selten und entnahm sie zumeist dem Pflanzenreiche, da er nur wenige mineralische kannte. Schweißtreibende Mittel verabscheute er. Stets war ihm Constitution des Kranken, Charakter der Krankheit, Beschaffenheit der Luft nach Maß der Jahreszeiten u. s. f. einer vorzüglichen Berücksichtigung werth. Einzelne seiner Curen sind geschichtlich auf uns gekommen. Den König Perdikkas von Macedonien befreite er von einer Schwindsucht, die dieser sich durch hoffnungslose Liebe zu seiner Stiefmutter Phila zugezogen. Auch die Abderiten beriefen ihn einst zur Behandlung des von ihnen für geisteskrank gehaltenen Demokritos; er gab denselben beim Abschiede den humoristischen Bescheid, daß er sich ihnen für die ihm gegebene Gelegenheit, den Weisen kennen zu lernen, zu Dank verpflichtet fühle, daß dieser

Digitized by Google

aber seiner nicht bedürfe und viel vernünftiger sei als sie alle. In Athen soll er die Pest durch Räucherungen mit balsamischen Stoffen — das erste Beispiel von Desinfection — zum Erlöschen gebracht haben.

Nach Hippokrates entstanden die verschiedensten ärztlichen Schulsysteme, in denen Grübeleien und Faseleien über Qualitäten der gesunden und kranken Körpersäfte und der Arzneimittel neben tüchtigen Entdeckungen und brauchbaren Ansichten einhergingen und das ärztliche Wissen und Handeln beherrschten. Sie waren der Anfang der langen Folge von verwirrenden Ansichten, die sich durch das ganze Mittelalter hindurch noch fortschleppten. Die dogmatische Schule bildete die erste Reihe solcher Schulansichten. Ihr gehörten unter andern Praxagoras, Diokles, Eudoxius an, selbst Aristoteles wird ihr zugerechnet, obwol er viele eigene Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat. Führen wir zur Charakteristik des Geistes, der jetzt in der Medicin herrschend ward, folgende Sätze an: „Die Gesundheit entsteht durch innige Mischung der Elemente, wo keins vor den andern hervorragt. Besonders macht der feinste Theil des Feuers und der dünnste Theil des Wassers jene Mischung aus, die der Grund der Gesundheit ist.“ „Die Nahrungsmittel wirken durch Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit. Wo es an Trockenheit fehlt, verordnet man solche Mittel, die diese befördern können.“

Praxagoras nahm zehn verschiedene Arten von Säften im thierischen Körper an: einen süßen, einen gleichmäßig gemischten, einen gläsernen, einen sauern, einen salpetrigen, einen salzigen, einen bittern, einen lauchgrünen, einen eigelben und einen beißenden. (!) Auch die Aerzte der alexandrinischen Schule zur Zeit der Ptolemäer kann man zu den Dogmatikern rechnen. Die bedeutendsten unter denselben waren Herophilus und Erasistratus. Der erste entdeckte die Nerven und Schlagadern und bildete die Pulslehre aus. In letzterer Richtung war auch sein Schüler Erasistratus äußerst thätig. Auch er machte wichtige anatomische Entdeckungen am Gehirn; die Lymphgefäße und die Klappen an der Hohlvene fand er gleichfalls. Sie verwarfen Aderlaß und Purganzen, befürworteten dagegen Bäder, Klystiere, Brechmittel, Frictionen und starke Bewegung. Viel Wahres ist an der Ansicht, daß man mit Ptisanen, Schröpfköpfen und Oelen weiter reiche als mit den zusammengesetzten Mitteln. Richtig war auch die Behauptung, daß dieselben Stoffe bei verschiedenen Individuen verschieden wirkten und daß ihre Wirkung an und für sich nicht immer die gleiche sei: so z. B. stopfe der Honig bisweilen und Linsen führten ab, statt, wie gewöhnlich, das Gegentheil zu bewirken. Zu dieser Zeit vollführte sich auch die Trennung in Medicin, Chirurgie und Pharmakologie infolge des großen Ueberflusses an Aerzten. Die Schüler der beiden oben Genannten verfielen in Spitzfindigkeiten und verlegten sich allzu sehr auf gelehrte Erklärung des Hippokrates und der Ansichten ihrer Lehrer. Die durch die Liberalität der Ptolemäer ihnen gewährte Muse trug deshalb für den Fortschritt der medicinischen Wissenschaften keine Früchte „außer Sophistereien und Irrthümern“.

Von der größten Wichtigkeit dagegen für die Entwickelung der medicinischen Forschungsmethode ist die Schule der Empiriker, von 250 v. Chr. beginnend. Sie verwarfen alles Suchen nach den Krankheitsursachen und jede Kenntniß der Anatomie als fruchtlos — ihr einziger Fehler — und legten das Hauptgewicht auf eine musterhafte Beobachtung. Als Grundlage einer solchen galten Erfahrung, Geschichte und Anwendung ähnlicher Fälle, was zusammen den sogenannten empirischen Dreifuß ausmacht. Quellen der Beobachtung sind Zufall und angestellte Versuche. Sie verwarfen alle aprioristische Denkweise, ließen nur die Methode der Induction zu und wandten noch dazu Hypothesen an, alles Grundzüge auch der heutigen guten Beobachtung. Hauptvertreter sind Serapion, Heraklides von Tarent. Attalus Philometor, König von Pergamus, und Mithridates, König von Pontus, rechnet man gleichfalls zu den Empirikern. Sie vermehrten den Arzneischatz

Digitized by Google

vorzüglich durch giftige Mittel und suchten besonders nach den Gegengiften, verwandten Mohnsaft, Schierling, Nießwurz, Bilsenkraut u. s. w.; auch erfanden sie kosmetische Mittel. Geisteskranke behandelten sie sehr vernünftig, jedenfalls bei weitem besser, als dies durch das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit herein an einzelnen Orten noch geschah. Sie brachten solche in dunkle Zimmer, gaben gleichzeitig Klystiere, verordneten Bäder und legten kalte Umschläge auf den Kopf. Außer den Hippokratikern verfochten sie ohne Zweifel unter den ältern Griechen die besten Grundsätze!

Wir müssen hier den alleinigen Verfolg der griechischen Medicin abbrechen, um uns auch bei dem zweiten Culturvolke der Alten Welt nach den frühern Spuren medicinischen Handelns umzusehen. Auch auf diesem Gebiete fehlte den Römern die productive Genialität der Griechen und auch hier borgte das in den politischen Wissenschaften unbestritten größte Volk der alten Zeit von den letztern die veredelnden Pfropfreiser für die eigene schwerfällige, wenig anmuthende und nicht sehr ergiebige Geistescultur, ja es lebte sozusagen auf diesem Gebiete nur von importirten griechischen Geistesspezereien. Und der an solchen unendlich reiche, dabei liebenswürdige und anschmiegsame Geist der Griechen konnte dem Volke, das gerade groß war darin, worin die Schwäche jenes Volkes lag — und an dieser schwächsten Seite seiner Begabung ging es ja zu Grunde! — hinreichend veredelnden Blütenstaub selbst noch beim Zerfallen des heimatlichen Culturbodens abgeben, wie es ja auch über Jahrtausende hinweg noch unsere eigene Cultur veredelnd damit befruchtete!

Die Römer hatten ursprünglich dem bekannten Zeugnisse des Plinius zufolge keine Aerzte, wenigstens keine, die man als kunstgeschulte betrachtete: „Das römische Volk ist über 600 Jahre zwar nicht ohne Arzneikunde, aber ohne Aerzte gewesen.“ Daß die Römer aber viel gröberm Aberglauben huldigten als die Griechen, obwol diese auch gerade keinen Mangel daran hatten, ist sehr bekannt. Demgemäß ließen sie sich nicht mit ihren eigenen wenigen Gottheiten genügen, sondern verehrten auch noch phrygische, ägyptische und griechische medicinische Gottheiten und bauten ihnen Tempel zu Rom und an andern Orten, die zum Theil von den ursprünglichen Landesangehörigen der betreffenden Gottheiten bedient wurden, damit nichts falsch ausgeführt werde. So opferten sie dem Aesculap, dem medicinischen Apoll, der Isis und dem Serapis und feierten die Mysterien der Kabiren. Derber- und naiverweise erhoben sie einige sie besonders quälende Uebel zu Gottheiten und verehrten sie in Krankheitsfällen, so z. B. die Göttinnen Febris und Mephitis, bei großer Schwäche die Fessonia. Aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Thiere weissagten die Haruspices und Auguren Gesundheit und Krankheit. Vornehme, dazu besonders ernannte Männer befragen bei wichtigen Volkskrankheiten die Sibyllinischen Bücher, auch ließ man bei solchen Anlässen von den Etruskern erlernte Zaubergesänge erschallen. Zur Versöhnung der Götter veranstaltete man außerdem feierliche Processionen oder schlug einen Nagel auf die rechte Seite in den Tempel des Jupiter Capitolinus. Bei Gelegenheit einer fürchterlichen Pest im Jahre 400 v. Chr. feierte man das erste Lectisternium, d. h. man trug Götzenbilder auf Kissen umher und setzte ihnen auf der Straße allerhand Speisen vor. Marcus Porcius Cato übte nach einem alten Receptbuche die ärztliche Praxis. Nach Art der Pythagoräer hielt er den Kohl — wol in Form der Götterspeise Krautsalat — für besonders heilkräftig und suchte durch barbarische Wörter und Zaubergesänge Krankheiten zu vertreiben, was bei einigermaßen musikalischem Sinne der Erkrankten uns möglich scheint. Zugleich war er auch Thierarzt, und ließ als solcher z. B. den auf ihre Hinterfüße aufgerichteten Kühen von Männern, ja nicht von Weibern die Tränke eingießen.

Später wanderten viele griechische Aerzte nach Rom, um in der reichen Weltstadt

Digitized by Google

ihre Kenntnisse zu verwerthen, gerufen und ungerufen. Man kann in Bezug darauf einen nicht uninteressanten culturhistorischen Vergleich anstellen zwischen den Wechselbeziehungen Griechenlands und Roms und den spätern von Europa und Amerika: das ältere Culturvolk befruchtete das neuaufstrebende Staatswesen mit seinen geistigen Schätzen und Errungenschaften, der neuere Staat bot dagegen den Angehörigen des alten bessere materielle Existenz, hier wie dort. Auch darin liegt ein Vergleichspunkt, daß aus Griechenland im Anfange die niedern Stufen und unsaubern Elemente aus den griechischen ärztlichen Berufskreisen nach der römischen Hauptstadt überzogen, wie nach beinahe 2000 Jahren dasselbe bezüglich Europas und Amerikas der Fall gewesen. Die griechischen Bader und Sklaven, die sich in Rom als Aerzte ausgaben und Geld verdienten, bereiteten denn auch den nachfolgenden tüchtigen Aerzten dieselben Schwierigkeiten, Anstände und Missachtung in Rom, wie ihre neuzeitlichen Berufsgenossen, europäische Barbiere und durchgefallene Studenten, dies auch in Amerika bei den Intelligentern bewerkstelligten. Die griechischen Aerzte waren deshalb lange in den bessern Kreisen der römischen Hauptstadt misliebig und galten als Charlatane und Geldmacher. Doch nahmen immerhin die alten Vorgänger der Franzosen, als sie einst alle Griechen aus Italien vertrieben, die Aerzte davon aus. Der erste aus Griechenland nach Rom verzogene Arzt war ein gewisser Archagathus aus dem Peloponnes, der 219 v. Chr. sogar das römische Bürgerrecht erhielt. Er und seine Nachfolger hatten anfangs Buden, die sogenannten Medicinas, inne; doch errangen sich die griechischen Aerzte später eine geachtetere Stellung, ja die berühmtesten griechischen Aerzte der spätern Zeit des Alterthums wirkten in Rom und den großen römischen Provinzialstädten, als selbst Athen zu einer solchen herabgesunken war.

Wir sind hiermit zu einer Periode gelangt, in der ein völliges Auseinanderhalten der griechischen und römischen Medicin nicht mehr möglich ist, weil die beiden von jetzt ab sich innig durchdrangen auf ein und demselben Boden, in dem großen römischen Weltreiche; doch blieben die leitenden Gesichtspunkte immerfort den Griechen entnommen, wenn auch römische Aerzte die Medicin von jetzt an mehrfach bearbeiteten.

Schon auf römischem Boden entwickelte sich die sogenannte methodische Schule, die ihren Ausgangspunkt von den Lehren des Asklepiades aus Prusa in Bithynien nahm. Dieser kam nach vielfachen Kreuz- und Querzügen nach Rom und übte dort seine Kunst, die ein eigenthümliches Gemisch von geistiger Kühnheit und Charlatanerie war. Er stellte Scheintodte her, behauptete, daß, wer die Arzneikunde recht verstehe, niemals krank werde, verwarf die Ansichten des Hippokrates, besonders die von den kritischen Tagen, sowie der zuletzt genannten Schulen. Am besten charakterisiren ihn seine Behauptungen: nicht die Natur heile die Krankheiten, sondern der Arzt; dieser schaffe die Gelegenheiten, denn die Natur sei ebenso oft schädlich als nützlich, und was man von Befolgung der Winke derselben rede, sei nichts als Chimäre. Doch hat er das Verdienst, als der erste die Eintheilung der Krankheiten in acute und chronische eingeführt zu haben. Auch stellte er den Satz auf, nothwendige Eigenschaften der Curen müßten Geschwindigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit sein. Er schrieb gewisse Methoden der Anwendung von Arzneimitteln vor, z. B. am dritten Tage ein Klystier, am fünften ein Brechmittel, dann am sechsten Bettruhe u. s. w., und ward so die nächste Veranlassung der Richtung der methodischen Schule. Die heftig wirkenden Arzneimittel der Empiriker verwarf er, sowie auch deren Behandlung von Geisteskranken, legte ein großes Gewicht auf diätetische Mittel, besonders den Wein, tadelte die häufige Anwendung von Brech- und Abführmitteln, empfahl Bewegung, kalte und warme Bäder mit Abreibungen, wandte den Aderlaß, besonders bei Entzündungen, ziemlich häufig an, mahnte aber hinsichtlich der Schröpfköpfe zur Vorsicht; er zog Gesang, Musik und Declamation als Heilmittel in Betracht.

Digitized by Google

Bekannte Schüler und Nachfolger desselben waren Marcus Artorius und Musa, beide Aerzte des Augustus, Themison, der eigentliche Stifter der methodischen Schule, ferner der berühmte Celsus, dessen Ruf jedoch zumeist in seinen chirurgischen Leistungen wurzelt, Caelius Aurelianus, Dioskorides, der berühmteste pharmaceutische und botanische Schriftsteller des Alterthums u. a. Die Methodiker legten besonderes Gewicht auf die sogenannten Communitäten, d. h. gewisse, den Krankheiten gemeinsame Eigenschaften, als Schlaffheit, Strictur und die aus beiden gemischte Beschaffenheit, Trockenheit, Feuchtigkeit, Kälte, Wärme u. s. w. Diese Communitäten zu behandeln, resp. zu beseitigen, war die Aufgabe des ärztlichen Handelns, für das aus der Unbestimmtheit und dem Schielenden der Grundansicht natürlich der weiteste Spielraum gegeben war, weshalb es sich nicht empfiehlt, die Behandlungsmethode, trotz manches Guten, das sie enthalten, an dieser Stelle einzeln aufzuführen. Dasselbe gilt auch für die Schule der Pneumatiker, die alle Krankheiten vom „Luftgeist" herleiteten. Sie nahmen noch die vier Elemente daneben als Erklärungsgrund an: Wärme und Trockenheit gebe hitzige Krankheiten, Kälte und Feuchtigkeit die phlegmatischen Beschwerden, Kälte und Trockenheit die Melancholie, Wärme und Feuchtigkeit den gesunden Zustand. An sie reihten sich die Eklektiker an, deren Name schon ihre Ansichten und Grundsätze hinreichend charakterisiren dürfte.

Eingehender müssen wir uns aber mit dem, nächst Hippokrates berühmtesten Arzte des Alterthums, mit dem Griechen Claudius Galenus aus Pergamus (geb. 131 n. Chr.) beschäftigen, weil dessen Ansichten und Lehren für das ganze Mittelalter das leitende Gesetzbuch bildeten.

Galen war der Sohn des Nikon, eines Baumeisters, den er als den vortrefflichsten Vater schildert, während er seiner Mutter den Makel, eine Xantippe gewesen zu sein, angeheftet hat. Jener ließ ihn in den hervorragendsten philosophischen Systemen unterrichten und bestimmte ihn erst später infolge eines Traumes zum Arzte. Nun erhielt er Unterricht in der Anatomie und Pathologie. Nach dem Tode seines Vaters jedoch ging er im 21. Lebensjahre nach Smyrna, dann nach Korinth, um sich weiter auszubilden, und machte darauf große Reisen, um verschiedene Arzneimittel an Ort und Stelle kennen zu lernen. Nachdem er alsdann noch eine Zeit lang in Alexandria besonders Anatomie studirt hatte, kehrte er in seinem 28. Jahre in seine Vaterstadt zurück und fing dort zu prakticiren an, wandte sich aber im 34. Jahre nach Rom, wo er bald Ruf erlangte, besonders durch seine Vorlesungen. Der Neid der dortigen Aerzte, das, wie daraus hervorzugehen scheint, alte Erbübel des ärztlichen Standes, vertrieb ihn jedoch, und er ging deshalb im 37. Jahre wieder auf Reisen, wurde aber schon nach einem Jahre durch Marc Aurel wieder zurückgerufen und ward Leibarzt des Commodus. Ueber sein weiteres Leben ist nichts bekannt; doch soll er 70 Jahre alt geworden sein. Galen war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller (seine Werke füllen etwa 20 Bände) und seine Schriften sind wol infolge der Verehrung, die er während des Mittelalters genoß, vollständig auf uns gekommen. Besonders hervorragend sind seine anatomischen Kenntnisse, die er sich, wie überhaupt die Aerzte des Alterthums — mit fast einziger Ausnahme des Herophilus und einiger anderer Alexandriner — durch Seciren von Thieren erwarb. Gesundheit beruht nach ihm auf dem richtigen Verhältnisse der festen und flüssigen Theile, Krankheit auf Störung der einfachen Theile oder Organe. Er nahm die Elemente, von denen die ersten Qualitäten der Körper abhängen, deren Mischung wiederum die zweiten Qualitäten bedingt, als Erklärungsmittel zu Hülfe und bezeichnet die Verderbniß der Säfte als Fäulniß. Als Cardinalsäfte gelten ihm das Blut, der Schleim, die schwarze und die gelbe Galle. Besonders stark war er in der Prognose, während er in der Behandlung Hippokratischen Grundsätzen, die jedoch mit den Ansichten seiner und der vorausgegangenen Zeit sowie theilweise mit Aberglauben

Digitized by Google

vermischt erschienen, huldigte. Er war jedoch auch in der Behandlung, wie wir uns ausdrücken würden, weniger Praktiker als gewiegter Theoretiker. Die Kräfte der Arzneimittel erklärte er aus den ersten Qualitäten, und, um diese zu erkennen, müsse man auf die zweiten Qualitäten Rücksicht nehmen. Die sinnlichen Eigenschaften des Medicaments bestimmen also seine Wirkung, und zwar finden hierbei gewisse Grade statt. Wenn z. B. ein Mittel unmerklich erwärmt, so heißt es warm im ersten Grade, erwärmt es aber merklich, so ist das der zweite Grad. Der dritte Grad besteht in der heftigen Erhitzung und der vierte in der heftigsten Wirkung. Gewöhnlich wird die Wirkung durch zwei Elementarqualitäten zusammen hervorgerufen. Das Mittel ist trocken und heiß oder feucht und warm. Er liebte besonders sehr zusammengesetzte Mittel, verachtete jedoch die Bemühung der Aerzte seiner Zeit, sich durch Empfehlung kosmetischer Mittel zur Beförderung des Haarwuchses, der Zartheit der Haut, der Schönheit des Busens beliebt zu machen, und verwirft die Anweisung zu Giftmischereien, wodurch sich damals die Aerzte erniedrigten. Man sieht, daß die Zeitungsinserate und „Anpreisungen" gewisser Mittel, wie wir sie von einem Theile der heutigen Aerzte beobachten, ihre antiken Vorgänger hatten!

Nach dem Tode Galen's, also vom 3. Jahrhundert n. Chr. an, begann, wie über alle Wissenschaften, so auch über die Medicin tiefe Nacht infolge des Zusammensturzes der antiken Welt und doppelt beklagenswerthe Barbarei des Endes einer herrlichen Cultur sich zu lagern, und eine wunderliche, im ganzen abschreckende Mischung chaldäischer, jüdischer, griechischer, christlicher u. s. w. Afterweisheit und die neuplatonische Himmel und Erde vernebelnde Mystik beherrschte auch sie. Die Kabbala begann ihr hirnverrücktes Treiben und selbst die bessern Aerzte waren von ihr angesteckt. Es würde, wie traurig-interessant auch ein Verfolg des menschlichen Aberglaubens und Unsinns sein möchte, unser Leserkreis uns dessen nicht Dank wissen, wenn wir den seitherigen Gang beizubehalten bestrebt wären, und wollen wir deshalb in der nun folgenden Darstellung so verfahren, daß wir für jedes Jahrhundert oder größere Zeitabschnitte an einem Beispiele den jedesmaligen Stand der Krankenbehandlung darlegen, woraus denn zugleich hervorgehen wird, daß nicht viel neue Gesichtspunkte geschaffen wurden, ja daß die hellen Grundsätze der Alten meist verdunkelt und verballhornt wurden.

Die sogenannte Wissenschaft der Kabbala bestand in der allegorischen Deutung gewisser Wörter, besonders solcher aus der Bibel, wie Adonai, Sabaoth u. s. w., und in dem dadurch bewirkten Verkehr mit höhern geistigen Wesen. Man betrachtete sie als Geschenke der Götter, oder Gottes, deren Meinung allein diese veranlasse, böse Dämonen und deren Wirkungen, die Krankheiten, fern zu halten. Man benutzte außer dem hebräischen auch chaldäische, griechische und andere Worte und später noch die sinnlosesten Verbindungen dieser. Folgende Unterabtheilungen der geheimen Künste wurden unterschieden: Goëtie, welche mit Hülfe böser Dämonen, Magie, die mit Hülfe dieser und noch höherer geistiger Wesen, und Pharmacie, die durch Arzneimittel die Dämonen in ihrer Eigenschaft als Urheber der Krankheit zu bändigen sucht. Talismane wurden erfunden, auf die man magische Worte schrieb, wie z. B. Abraxas, Phre, Iao, Znubis u. s. w., oder Zeichen eingrub, wie ☧ oder ✡, welch letzteres heute als Bierschild existirt und, infolge seines Ursprunges wol, seine anziehende Kraft noch fort und fort auf empfängliche Gemüther ausübt. Welcher Art in diesen finstern Zeiten die Aerzte waren, mag das Beispiel des Marcellus zeigen, der Leibarzt des Kaisers Theodosius I. war, also dem 4. Jahrhundert angehört. Dieser sammelte eine große Menge von Recepten und lehrte sonderbare Vorschriften über deren Bereitung und Gebrauch: man solle sie z. B. nur am Donnerstag bereiten und beim Einnehmen sich nach Osten wenden. Bei Gegenwart von Splittern

Digitized by Google

im Auge soll man dieses dreimal berühren und ebenso oft die sinnlosen Worte: „Tetune resonco bregan gresso" sprechen und dabei jedesmal — ausspucken. Ein Gerstenkorn oder ein Geschwür am Augenlide vertreibt man, wenn man das letztere neunmal mit der Spitze von neun Gerstenkörnern berührt und dabei gleich vielmal sagt: „Pheuge, pheuge, krithe se diokei"; oder man berührt, wenn das Geschwür am rechten Auge sitzt, dasselbe mit drei Fingern der linken Hand, spuckt dabei aus und sagt dreimal: „Nec mula parit, nec lapis lanam fert, nec huic morbo caput crescat, aut si creverit, tabescat" („Das Maulthier bringt kein Junges zur Welt, noch trägt Wolle der Stein; so möge dieser Krankheit auch kein Haupt wachsen oder, wenn es gewachsen ist, möge es verdorren"). Ekelhafte Stoffe wurden aber wegen dieser Eigenschaft wol als Arzneimittel angewandt, z. B. die Excremente von Hasen. Wie hartnäckig derartige Dinge im Geiste des Volkes haften, geht daraus hervor, daß ähnliche Gebräuche und ekelhafte Mittel heute noch angewandt werden, wie ich mehr wie einmal beobachtet habe. Hinzufügen müssen wir jedoch, daß es auch noch vernünftige Leute unter den damaligen Aerzten gab, die den alten griechischen Aerzten folgten oder dem Galen und den Schulen vor diesem; doch waren sie nur sklavische Nachtreter, Neues schufen sie nicht!

Im 5. Jahrhundert traten Sterndeuterei und Alchemie mehr in den Vordergrund; doch waren daneben erfreulicherweise auch noch wissenschaftliche Schulen thätig, Besseres zu üben und zu Tage zu fördern. Eine derartige, von der christlichen Sekte der Nestorianer gegründet, bestand in Edessa. An ihr wirkte als medicinischer Lehrer Stephan von Edessa, der, wie dies in modernen sogenannten Kliniken geschieht, Krankenhäuser mit seinen Schülern besuchte und darin Unterricht ertheilte. Hochberühmt war zu dieser Zeit ein gewisser Jakob in Konstantinopel, dem man sogar die Titel „Heiland" und „Aesculap" beilegte, ein antiker Pendant für unsern modernen „Geheimen Medicinalrath". Im großen und ganzen war er ein tüchtiger Charlatan, der aber auch vernünftige Anschauungen vertrat, sonst hätte er nicht die damaligen Aerzte tadeln dürfen, weil sie bei der Wahl ihrer Mittel zu sehr dem Luxus ihrer Patienten sich anbequemten, auch hätte er sonst nicht mit einfacher nüchterner Diät gegen chronische Uebel sich begnügt.

Als ein Stern in der Nacht und deshalb doppelt angenehm überrascht uns Alexander von Tralles, und dennoch zeigt auch er sich nicht frei von den Geisteswolken des 6. Jahrhunderts. Was uns die Geschichte der Medicin von ihm berichtet, zeugt von genialer Begabung und selbständigem Denken, infolge deren er weder dem Hippokrates, noch den Schulen, noch dem Abgotte dieser seiner und der folgenden Zeiten dem Galen sich verschrieb. Ja er tadelte den letztgenannten ausdrücklich wegen seiner oft verkehrten Behandlungsmethoden. Seine Ansichten über den Ort, an dem der Aderlaß angebracht werden müßte, sind gleichfalls Beweise seiner weit über seine Zeit hinausragenden Vorurtheilslosigkeit und Selbständigkeit. Er instituirte denselben an allen Körperstellen, und es schien ihm ganz gleichgültig, ob er, wie Hippokrates wollte, in der Nähe des leidenden, oder wie die Methodiker vorschreiben, auf der entgegengesetzten Seite gemacht werde, weil ja doch alles im Körper zusammenhänge. Seine Standesgenossen ermahnt er, sich nicht von dem Glanze der Autoritäten blenden zu lassen, welche Mahnung er auch heutzutage wol wieder vielen Aerzten zurufen würde. Von Arzneimitteln wandte er als der erste den Rhabarber an; das in seiner Zeit schon in allen schmerzhaften Fällen verwendete Opium verwarf er in manchen Krankheiten, da es oft Blutandrang nach dem Kopfe verursache, mit Recht. Bei Gicht empfahl er Blasenpflaster; in der Ruhr warnte er vor stopfenden Mitteln und rieth statt dieser leicht abführende Früchte an u. s. w. Vor allem betont er die Rücksicht auf Constitution, Lebensart, Alter, Kräftezustand des Kranken. Solchen und ähnlichen tüchtigen Grundansichten gegenüber fallen aber um so mehr seine Absonderlichkeiten und sein Aberglaube auf, worin er ein echter Sohn seiner

Digitized by Google

Zeit gewesen. So empfiehlt er bei Gicht auch ein sehr zusammengesetztes Antidotum, mit dessen Gebrauch er im Januar anfangen läßt, um nach Jahr und Tag damit zu enden: 100 Tage wird es eingenommen, dann 30 Tage ausgesetzt, dann wieder 100 Tage genommen, dann 14 Tage ausgesetzt, dann 260 Tage lang von neuem für jeden zweiten Tag verordnet, worauf nochmals 80 gleicherweise zu nehmende Gaben folgen. Kolikschmerzen heilt er mit Hülfe eines Steines, auf dem der die Schlangen erdrückende Hercules abgebildet ist, oder eines eisernen Ringes, auf dessen einer Seite griechische Worte, auf der andern aber das erste der oben dargestellten Zeichen angebracht sind. Bei Gicht läßt er als drittes Mittel bei abnehmendem Monde auf ein goldenes Blatt: mei, threu, mor, phor, teux, tsa, tson, the, lu, chri, tsa, ge, on schreiben!! Bei täglichem Wechselfieber läßt er ein Oelblatt als Amulet tragen, auf das man die Silben Ka, Roi, A geschrieben hat. Man sieht daraus wieder, daß auch der Tüchtigste und Begabteste seiner Zeit unwillkürlich huldigt und ihr verfallen ist!

In den beiden Römerreichen verfielen mit dem äußern politischen Zerfalle auch die Wissenschaften. Natürlich war auch die Medicin darin eingeschlossen. Im großen und ganzen blieben die Irrlichter der versumpfenden Cultur, der Aberglaube, die Wunderthuerei, die Charlatanerie obenauf, und wenn einmal noch ein Rest von geistiger Erleuchtung dem absterbenden Geschlechte zur Verfügung blieb, so beschränkte sich dieser auf Compilation und Erklärung der großen frühern Aerzte, besonders des Galen. Selbsttäuschung und Aberglaube schlossen die medicinische, griechische wie römische Cultur ab, wie sie auch den Beginn begleitet hatten.

Das oströmische Reich und seine Cultur durchliefen einen äußerst langsamen Moderproceß, während die weströmische Hälfte rascherer Fäulniß und Zerstörung verfallen war. Wie mächtig aber selbst die traurigen Reste einer so hohen Culturstufe, wie sie Griechen und Römer erklommen, nachwirken, zeigte sich darin, daß aus der langsamen Verwesung noch ein Rest von gesunder Kraft sich auf andere Völker übertragen und sie befruchten konnte, wie dies hinsichtlich der medicinischen Wissenschaften vorerst den Arabern widerfuhr. Die Uebermittelung geschah zum Theil durch die obengenannten nestorianischen Gelehrten.

Die Araber machten sich die griechischen Autoren durch Uebersetzungen zugänglich und befolgten deren Grundsätze und Vorschriften, ohne viel Eigenes zuzufügen, außer spitzfindigen Erklärungen und Erweiterungen. Sie sammelten ihre Medicin aus den Schriften des Hippokrates, des Galen und der Compilatoren, z. B. Oribasius oder Aetius, ihre Pharmacie aus dem Dioskorides. Diese Arbeiten wurden auch in ihren Schulen, deren berühmteste die zu Bagdad und Cordova waren, den Vorträgen in Krankenhäusern zu Grunde gelegt. Doch verbanden sie noch philosophische Systeme mit ihren medicinischen Anschauungen, besonders das des Aristoteles, der neuplatonischen Sekte, sowie eine gute Portion des Aberwitzes der Alchemie und Astrologie. Der Ruhm ihrer Aerzte beruhte vorzugsweise auf ihrer Gelehrsamkeit, und so dürfte es sich empfehlen, einen der gelehrtesten als Repräsentanten aller ins Auge zu fassen. Wir wählen den „Fürsten der Aerzte", den Scheikh Reyes, Avicenna (978—1036), dessen ganzer Name Al Hussein Abu Ali ben Abdalla ebn Sina ist; Geburtsstadt desselben ist Bokhara. Sein Vater ließ ihm frühzeitig die Grundlage alles orientalischen Wissens beibringen, d. h. die Kenntniß des Korans, den er schon im zehnten Jahre auswendig wußte. Nach diesem studirte er Grammatik und Dialektik, Geometrie und Astronomie, lernte bei einem Kaufmann die indischen Zahlen und Arithmetik, und widmete seine Zeit der Aristotelischen Philosophie und dem Studium der Medicin, die er im 18. Lebensjahre schon praktisch betrieb. Später ward er Vezir, wurde dieser Würde aber verlustig und kam in das Gefängniß, wo er viele medicinische Werke schrieb. Er erhielt seine Freiheit wieder, für die er aber zu fürchten neue Veranlassung bekam, weshalb er sich lange bei einem Apotheker verborgen hielt. Endlich

Digitized by Google

aber doch entdeckt, kam er wieder ins Gefängniß. Er entfloh nach Ispahan und genoß dort von neuem Auszeichnung, untergrub aber durch Liebe und Wein seine Gesundheit, sodaß er im 58. Jahre starb. Sein Hauptwerk, der Kanon, ist eine Compilation aus den griechischen und arabischen Schriftstellern, von denen er nie abweicht. Charakteristisch sind seine Ansichten über das, was einem Arzte erlaubt ist: als Priester dürfe er nie die Vernunft anwenden, in seiner Eigenschaft als Philosoph jedoch sei ihm gestattet, von ihr Gebrauch zu machen. Wenn z. B. behauptet werde, die Gelbsucht werde durch den Anblick gelber Sachen gehoben, so wolle er das als Arzt nicht bezweifeln, doch müsse er als Philosoph vor dem abergläubischen Mittel warnen. Kampher, Eisen, gesiegelten Thon, Bernstein, Quecksilber und anderes wendete er an, und Gold und Silber hält er für blutreinigende Mittel, Wanzen dagegen empfiehlt er bei Wechselfieber. Er kennt viele herzstärkende Mittel. Bei sehr großer Hitze und größter Kälte gab er keine Arzneien, hält dasselbe Mittel an einem Orte für gut, das in einer andern Gegend angewandt schade. Den Aderlaß verordnete er im Anfange einer Krankheit am entferntern, gegen Ende derselben an den dem Krankheitssitze nähern Orte. Epileptische müssen viel zu Mittag, wenig zu Abend essen; Schwindsüchtigen läßt er zur Ader und gibt ihnen dann Zucker und Milch und dergleichen.

Während die Araber im Morgenlande und in Spanien durch das Studium der Alten einen guten Theil vernünftiger, wenn auch allzu sehr mit Systemhascherei und Spitzfindigkeiten gemischter Krankenbehandlung retteten, hatten um dieselbe Zeit — vom 6. Jahrhundert ab — im Abendlande ganz andere Mächte als die Wissenschaften der Alten, die Obergewalt errungen. Es trat dort das Mönchswesen mit allen seinen Schäden und wenigen Vorzügen in der praktischen Medicin seine Herrschaft an. Gebete, Reliquien, Exorcismen, Chrisma, Hostien, Weihwasser u. s. w. waren die Hauptmittel, die man in Krankheiten, welche man als Zeichen des Zornes Gottes ansah, bevorzugte und dabei desselben Vortheils wie vordem die heidnischen Priester genoß, daß man Erfolg und Miserfolg Gott zuschreiben konnte. Dem wissenschaftlichen Handeln dagegen waren die Thore verschlossen; doch hatten allerdings einzelne Klöster und Klosterschulen um die Krankenbehandlung große Verdienste, wie die zu Monte-Cassino und Salerno (um die Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts), in denen nach galenischen und arabischen Vorschriften verfahren ward. Orden erwarben sich auch dadurch ein Verdienst um die leidende Menschheit, daß sie sich der Krankenpflege widmeten. Und selbst die Kreuzzüge brachten insofern einen Nutzen für Krankenbehandlung, als durch sie die orientalischen Institute der Krankenhäuser im Occident mehr zur Einführung gelangten, was durch den überhandnehmenden Aussatz zur Nothwendigkeit geworden. Dagegen hatten die philosophischen Schulen des Mittelalters für die Medicin nur wenig Raum, obwol man von jeher diese als einen Zweig der Philosophie zu betrachten pflegte. Die Anzahl der Personen aber, die sich mit der zeitgemäßen Krankenbehandlung befaßten, muß eine ziemlich große gewesen sein, da Ge- und Verbote für solche in detaillirter Weise gegeben und überliefert worden sind. Mit dem 13. Jahrhundert begann die Herrschaft der Astrologie, und vor der Darreichung jedes Abführ- oder Brechmittels frug man die Sterne um Rath; doch findet man auch Aerzte, welche die Araber, den Galen und sogar den Hippokrates in ihrer Weise benutzten. Als Beispiel, was man in praktischer Hinsicht sich erlaubte, möge uns Peter von Abano dienen, der Mitte des 13. Jahrhunderts in Padua geboren war. Er lehrt, daß der Aderlaß während des zweiten Mondviertels am besten bekommt, während des ersten und vierten aber am meisten zu fürchten sei. Gegen Nierenschmerzen schreibt man eine Löwenfigur auf eine Goldplatte und hängt sie an, wenn die Sonne mit dem Löwenherzen durch den Mittagskreis geht; Instrumente zum Brennen sind besser von Eisen

Digitized by Google

als von Gold, weil Mars viel Einfluß auf die Chirurgie hat, was selbst neuerdings noch die Jahre 1870 und 1871 wieder bewiesen haben.

Auch im 14. Jahrhundert blieb das Ansehen der Araber und Griechen ziemlich unbeschränkt und die Herrschaft des Aberglaubens noch fast ungebrochen; doch bereitete das Studium der Anatomie eine neue Epoche für die Medicin vor. Petrarca sagt von den Aerzten dieser Zeit: „Die Unsicherheit ihrer Kunst suchen sie durch einen Aufwand von Dialektik zu verbergen und sich immer hinter die Alten zu verstecken, die gewiß, wenn sie wieder aufstehen sollten, die trägen Aerzte dieses Jahrhunderts verachten und anfeinden würden. Nur wenige gibt es unter den heutigen Aerzten, welche die Ungewißheit ihrer Kunst einsehen, weil sie aufrichtig die Natur studirt haben. Diese begeben sich aus Redlichkeit ihrer Praxis, um nicht länger vor dem Richterstuhl ihres Gewissens als Betrüger zu erscheinen." Das tiefgehende Genie des Dichters war im 14. Jahrhundert zu demselben Resultat gekommen, wie Goethe (im „Faust") am Ende des 18. Jahrhunderts.

Durch das Aufleben der Wissenschaften infolge der ewig denkwürdigen Wirksamkeit der großen Humanisten in Italien und Deutschland gewann auch die Medicin den Anstoß, um aus der Herrschaft des Galen und der Araber herauszukommen, wenn dies auch mit viel geringerm Nachdruck sich ins Werk setzte, als es bei der Befreiung der übrigen Wissenschaften während des 15. Jahrhunderts der Fall war. Außer dem Studium der Alten äußerte ferner noch das Auftreten neuer Krankheiten, des Keuchhustens, des Skorbut, der Lustseuche, des Englischen Schweißes u. s. w. seinen Einfluß auf das ärztliche Handeln, da man hier nicht nach dem Galen und den Arabern verfahren und sich bei diesen Raths erholen konnte, sondern auf eigenen Füßen stehen mußte. Man fing wieder an, nach Hippokrates' Weise zu verfahren. Doch behielten im großen und ganzen Astrologie und verwandte Aftergewächse am reinen Leibe der Wissenschaft noch ihre offene und geheime Herrschaft. Heftigerer Kampf seitens des Neuen mit dem Alten, resp. des Neuen aus dem alten Hippokrates mit dem seither Gültigen aus Galen und den Arabern begann erst im 16. Jahrhundert. In diesem platzten die Meinungen bisweilen so heftig aufeinander, daß sogar Machtsprüche von Fürsten gegen die Neuerungen durch die Anhänger des Alten provocirt wurden. Dies geschah in Betreff des Ortes, an dem der Aderlaß bei Brustfellentzündung stattzufinden habe. Im Anfang der Krankheit ließ man nämlich seither auf der entgegengesetzten Seite, an entfernten Körpertheilen zur Ader und nahm wenig Blut, in spätern Stadien der Krankheit nahe dem kranken Theile auf der leidenden Seite, welches letztere die Hippokratische Methode war. Als nun der französische Arzt Peter Brissot den Aderlaß nach der letztern Art zu machen als einzig leitenden Grundsatz aufstellte, erklärten seine Gegner dies für ebenso gefährlich wie die Lehre Luther's, und wandten sich an Karl V., damit er die Neuerung verbiete. Es wäre dies auch geglückt, wie erzählt wird, wenn nicht zufällig Karl III., Herzog von Savoyen, gestorben wäre, obgleich man ihm auf arabische Art die Ader geschlagen. Wie heftig muß der Kampf der Geister in der heranbrechenden neuen Zeit gewesen sein, wenn solche Dinge sogar zu Staatsactionen sich zuspitzen konnten!

In auffallender Weise führt uns den Satz, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, erst die damalige Präservativmethode gegen die in diesem Jahrhundert auftretende Pest vor Augen. Man rieth strenge Diät an, da die Erfahrung gelehrt, daß Arzneimittel nichts helfen, ähnlich wie in unsern Tagen bei der Cholera, verfuhr stärkend oder schwächend, um vor dem Anfall zu behüten, je nach der Constitution des einzelnen. Dabei nahm man seine Zuflucht zu übel riechenden Desinfectionen gerade wie heute, nur daß man damals Horn verbrannte, Schießpulver, Arsen mit Schwefel oder mit Wein durchtränktes Stroh anzündete oder Desinfectionsdosen nachführen ließ, die wenigstens mit wohlriechenden Stoffen gefüllt waren. In Holland entstand die euphemistische

Digitized by Google

Redensart: „Man brennt Horn", falls an irgendeinem Orte die Pest aufgetreten, wie man heutzutage im ähnlichen Falle bei der Cholera sagen könnte: „Es riecht nach Carbolsäure!" Gleicherweise, wie heute, bestand ferner damals neben dem intensivsten Streben nach „Aufklärung" der crasseste Aberglaube, dem selbst hervorragende Männer wie Reuchlin und andere huldigten, nur hießen die Erzeuger der geistigen Seuche damals Kabbala, Hexenglaube, Astrologie, Alchemie u. dgl., während heute Wallfahrten, Syllabus, Unfehlbarkeit an deren Stelle wirken. Tröstlich ist es, daß vor allem ein Arzt, Wyer, mit Kraft gegen jene finstern Mächte den Kampf führte. Er hatte um so mehr Ursache, alle Waffen der Vernunft zur Ausrottung der alten Dummheit und zur Milderung oder gänzlichen Abschaffung der Menschenopfer anzuwenden, je mehr Aerzte und Rechtsgelehrte noch immer die Hexen als Werkzeuge des Teufels verdammten und die dämonischen Krankheiten vertheidigten.

Eine der merkwürdigsten, von den Anhängern ebenso übermäßig gepriesene wie von den Gegnern verdammte, für die Krankenbehandlung aber unstreitig sehr folgewichtige Persönlichkeit dieses Jahrhunderts war Theophrastus Aureolus Paracelsus Bombast von Hohenheim aus Einsiedeln. Seine Lebensumstände sind nicht genau bekannt und durch wunderbare und wunderliche Erzählungen verdunkelt, wie dies bei den meisten der alchemistischen Schwärmer dieses Jahrhunderts der Fall ist. Sein Vater, Wilhelm von Hohenheim, war in Villach in Kärnten als Arzt ansässig gewesen und hatte ihm Unterricht in der Alchemie, Astrologie und Medicin ertheilt. Er trieb sich nach Art der fahrenden Schüler und auch in Kriegen als Wundarzt viel umher, und sagt in dieser Beziehung: „er habe im Niederland, in der Romanay, in Neapolis, in Venedischen, Dänemärkischen und Niederländischen Kriegen so treffliche Summa der Febrischen aufgebracht, und ob den viertzigerley Leibkrankheiten, so in denselbigen funden worden, in Gesundheidt aufgericht." Er scheint jedoch auch Hochschulen besucht zu haben, doch ohne daß er sich vorher die gewöhnlichen Schulkenntnisse erwarb: „Ich bin in dem Garten erzogen, da man die Bäume verstümmelt und war der hohen Schule nicht eine kleine Zierde." Um seine metallurgischen Kenntnisse zu vermehren, wol auch zu einem guten Theil aus Lust am Vagabundiren durchzog er die halbe Welt, war in Spanien, Portugal, Preußen, Schweden, im Orient, in Aegypten und sogar in der Tatarei. Dabei hörte er ohne Unterschied die Meinungen der Aerzte, Scharfrichter, alter Weiber und Zigeuner, um die Wunder der Natur zu erkennen. Mit Büchern befaßte er sich aber wenig, las in zehn Jahren keine Schrift und hinterließ auch nichts als die Bibel, das Neue Testament, die biblische Concordanz und des Hieronymus „Commentarien über die Evangelien", wie man sieht, alles Werke, die mit der Medicin nichts gemein haben. In seinem 33. Jahre war er wieder nach Deutschland gekommen und machte sich durch Curen berühmt, besonders mittels mineralischer Mittel und sogenannter Lebenselixire. Infolge dessen ward er 1526 Professor in Basel, verschaffte sich, da er seine Vorträge deutsch hielt, viele Zuhörer und nahm keinen Anstand zu erklären, daß er das größte ärztliche Genie Deutschlands sei, wie Hippokrates das erste Griechenlands gewesen. Er verbrannte die Werke des Galen und des Ebn Sina in seinem Hörsaale, sagte aus: „daß alle hohen Schulen nicht so viel erfahren haben als sein Bart und daß sein Gauchhaar im Genick gelehrter sei als alle Scribenten." Dabei betrank er sich fleißig und führte sein wüstes Leben fort, sodaß er bald unmöglich geworden und dem Rathe seiner Freunde gemäß 1527 eiligst auf und davon ging. Er zog in der Weise fahrender Schüler nun wieder in den Elsaß, nach Nürnberg, Sanct-Gallen, Augsburg, Pfeffers, nach Mähren, nach Wien, Villach in Kärnten und starb endlich 1541 zu Salzburg im Hospital.

Paracelsus war ein Mann von genialem Instinct und infolge seiner Reisen und des Mangels an einem häufig den Blick einengenden schulgemäßen Wissen zu reformatorischem

Digitized by Google

Auftreten geeigneter als die damaligen Gelehrten von Profession. Wenn er auch nur den Gährungsstoff in die Medicin geworfen hätte, wäre er einer wichtigen Stelle in der Geschichte der medicinischen Wissenschaften gewiß. Aber er gab dazu schon fertige Ideen, wenn sie auch von einem Wuste phantastischer, prahlerischer und zeitgemäß abergläubischer Ansichten umhüllt waren. Wenn jener geistreiche Engländer sagt, daß aus dem Zusammensturz ganzer Culturen und dem vergangenen Wirken bedeutender Männer sich für die Folgezeit einige, wenn auch ganz wenige fruchtbringende Ideen stets erhalten, so hatte Paracelsus hinsichtlich der Krankenbehandlung derartige, die noch späte Geltung haben. Dahin rechnen wir sein Streben, die einfachen, ungemischten, vorzugsweise chemischen Mittel einzuführen, und sein Betonen der Unfruchtbarkeit blos schulgerechten Denkens und Handelns. Was seine Grundsätze bezüglich der Krankenbehandlung anlangt, so nahm er auch sowol bei den mineralischen wie den pflanzlichen Mitteln als Factor von deren Wirksamkeit die Constellation an. Aus den sogenannten Signaturen derselben schloß er auf ihre Wirksamkeit. So weist z. B. die Beschaffenheit der gelben Hundsmilch auf die Galle, weshalb sie gegen die Gelbsucht empfohlen ward, die Eidechse aber hat die Farbe bösartiger Geschwüre, deshalb ist sie gegen diese wirksam. Er nimmt außerdem sogenannte Arcana an, d. h. Mittel, deren Natur nicht zu untersuchen ist und die deshalb zu sogenannten Specifica werden. Er bevorzugt die chemisch dargestellten Mittel, die Tincturen, Essenzen u. s. w. und empfiehlt deren ungemischte Anwendung als sogenannte Simplicia. Daneben hat er sogenannte Lebenselixire in Gebrauch. Energisch tadelt er die galenischen Curmethoden, die gegen die vier Cardinalsäfte gerichtet waren. „Nun schauet, wenn man eure Herbarios lieset, so schreibet ihr selbst einem Kraute allein über die 50, auch 100 Tugenden zu. Aber im Receptmachen hat ein Recept oft 40 — 50 Simplicia in sich wider eine Krankheit. Ist auch nicht wohl zu widerreden, eure Discipuli werden ohne Zweifel zu 300 oder 1000 Simplicia in ein Recept nehmen. Denn es hat das Ueberhäufen so sehr Ueberhand genommen bei meiner Zeit, da zuvor 6 Simplicia oder aufs höchste 7 genug waren, das erste zum Herzen, das andre zum Leben u. s. w., das waren gute Recepte. Aber hernach, da sie gelernet haben, das 3×3 neun macht; da dachten sie 6×6 macht 36. . . ." Weiter nennt er seither für unheilbar erklärte Krankheiten, wie Aussatz, Gicht u. s. w. heilbar. „Willst du deinen Nächsten lieben; so mußt du nicht sagen, dir ist nicht zu helfen, sondern du mußt sagen, ich kann es nicht und versteh es nicht." Er dringt auf Herstellung reiner Luft in den Krankenhäusern u. s. w. Der Vernunft zuwider empfiehlt er Talismane und den Magnet, der für sich unwirksam ist.

In seine Fußstapfen trat eine große Anzahl von Aerzten, die in ihrer Gesammtheit die alchemistische Schule genannt werden können, deren Blüte sich bis weit ins 17. Jahrhundert erstreckte. Während dieses hatten sogar die Rosenkreuzer Einfluß auf die Krankenbehandlung. Zur Charakteristik dieser Art von Schwärmern führen wir an, was von Robert Fludd (geb. zu Kent 1574, gest. 1637) gesagt wird: „Wer gesund sein will, muß Lust zum Gesetz des Herrn haben und von demselben reden Tag und Nacht. . . ." Die Entstehung der Krankheiten leitet er von bösen Dämonen her. Ihnen gibt er vier Fürsten, die von den Winden der vier Himmelsgegenden losgelassen werden. „Samael ist der erste, er kommt vom Morgen, das Sinnbild böser Lüfte, reitet auf einer Dipsas, wird losgelassen vom Oriens: ihm entgegen steht der Engel Michael, der Gesandte des Mithatron. Vom Mittag kommt Azazel, das Sinnbild des Feuers, auf einem Basilisken, wird losgelassen vom Windengel Amaymon: ihm entgegen steht Uriel. Vom Abend wehet Azael, das Sinnbild des Wassers, reitend auf einem Delphin, wird losgelassen vom Winde Paymon; ihm widersetzt sich der Engel Rafael. Von Mitternacht kriecht Mahazael, das Sinnbild der Erde, auf einer Kröte einher, wird losgelassen vom Winde Egyn, und besiegt vom Engel Gabriel. Darum muß der gläubige Arzt den Harnisch Gottes ergreifen,

Digitized by Google

damit er Widerstand thun möge: denn er hat nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel."

Aus den Lehren des Paracelsus resp. aus der weiter geförderten, zur Chemie erhobenen Alchemie entwickelte sich die sogenannte chemiatrische Schule. Der Gründer derselben war Franz de le Boë Sylvius, seit 1658 Professor in Leyden, dessen Lehren sehr rasch zu fast unbeschränkter Herrschaft gelangten. Die Krankheiten erklärt er durch die Gegenwart von Schärfen, die entweder sauerer oder alkalischer Natur seien, und die Beseitigung resp. Dämpfung dieser war die Aufgabe der Behandlung. Diese Schärfen concentriren sich im Blute, in der Galle, in der Lymphe, und können sich auf die andern Gebilde des Körpers überpflanzen. Die sauern Schärfen beseitigen unter anderm die flüchtigen Salze, die alkalische Schärfe und daraus entstehende Gärung der Säfte aber säuerliche Dinge. Ins einzelne zu gehen, ist nach Angabe der Grundsätze nicht nöthig. Dieses humoralpathologische System weckte bald den Widerspruch der Aerzte und ward aus diesem Grunde die Veranlassung zur Stiftung der sogenannten iatromathematischen Schule, welche den Körper mit einer künstlichen Maschine verglich und die Verrichtungen desselben mit Hülfe der Gesetze der Mechanik erklärte. Die festen Bestandtheile spielten die Hauptrolle, und man sah dieselben als leblose Kanäle oder Maschinen aus solchen an, während man die Mischung der Flüssigkeiten als Resultat der Bewegung dieser Kanäle betrachtete. Man ließ im Körper nur die Kräfte der Schwere, der Anziehung, der Adhäsion wirksam sein. Der Stifter dieser Schule war J. A. Borelli (1608—79); seine Lehre gewann ebensolche Ausbreitung wie die des Sylvius. Die Iatromathematiker waren in Bezug auf Krankenbehandlung Empiriker oder verfielen, wo sie es nicht waren, in Widersprüche mit ihrem System.

Der Einseitigkeit der nach mechanischen Gesetzen bewerkstelligten Erklärung der Vorgänge im Körper widersetzten sich, zugleich den Uebergang zum 18. Jahrhundert bildend, die Vertreter der dynamischen Schule, die im einzelnen in ihren Ansichten weit auseinandergehen, weshalb es sich empfiehlt, die hauptsächlich wichtigen Aerzte und ihre Anschauungen vorzuführen, zumal fast jeder, sozusagen, eine Schule in der Schule bildete.

Als ersten Vertreter nennen wir Georg Ernst Stahl (geb. 1660 in Ansbach, gest. 1734 als königlicher Leibarzt in Berlin), lange Zeit Lehrer an der Universität zu Halle, der, im Leben Pietist, in der Medicin nur die Wirksamkeit der seelischen Kräfte anerkannte und der Materie alle Kraft absprach. Krankheit beruhe auf Störung der seelischen Thätigkeit in Bezug auf die Vorgänge im Körper. Seine Grundsätze brachten ihn hinsichtlich der Krankenbehandlung zu derselben Aeußerung wie Hippokrates, daß der Arzt Diener der Natur sei, aber nicht sowol ein müßig zuwartender, als vielmehr ein thätig beobachtender, oder, wo die Lebensthätigkeit regelmäßig, kraftvoll und zweckmäßig in der Krankheit wirke, die heilsame Wirkung nicht störender. Demgemäß verordnete er, die Winke der Natur nach seiner Weise deutend, daß man Wechselfieber nicht mit China, sondern mit Ausleerungen besonders durch Schweißbefördern behandeln müsse, da jene das Fieber nicht heile, sondern nur unterdrücke, woraus oft Schwindsucht und Wassersucht entstehe. Damit zusammen hing eins der vielsagendsten Worte in Bezug auf die ärztliche Thätigkeit, der wichtige Ausspruch: der Arzt müsse die rechte Zeit abwarten, nie zur Unzeit eine Ausleerung vornehmen. Als Förderungsmittel der Krisen, das der Natur entspreche, bezeichnete er den Aderlaß, da der Mensch mehr Blut erzeuge, als er nothwendig habe, und zuletzt die bequemen Hämorrhoiden sich alles in dieser Hinsicht geduldig zuschieben ließen. Seine Lieblingsmittel waren Brech- und Ab-

Digitized by Google

führmittel, und verkaufte er deshalb die nach ihm benannten Pillen aus Aloë, Nieswurz und bittern Extracten, desgleichen ein Magenpulver als Geheimmittel. Die Stahlbäder verwarf er, wie auch das Opium, da es die Lebensgeister unterdrücke. Sehr gern gab er Salpeter, und wo er Reizmittel für nöthig hielt, denen er übrigens nicht günstig gestimmt war, seine Essentia alexipharmaca. Er hatte viele Anhänger in allen Landen, bis auch sein System wieder von einem folgenden gestürzt war, was durch Friedrich Hoffmann (1660—1742), der das Mechanische mit dem Dynamischen zu einem Ganzen verband, geschah. Etwas Eigenes war die von ihm angenommene empfindende Seele, die keine Seele Stahl's, aber doch eine Seele war, obwol sie eine materielle Substanz von besonderer Feinheit, Flüchtigkeit und lebhafter Wirksamkeit, und mit dem in der Natur vorhandenen Aether identisch ist. Jedes Theilchen dieser ätherischen Nervenflüssigkeit (Lebensgeist) hat eine bestimmte Idee von dem ganzen Organismus, und mittels desselben wirkt die gewöhnliche Seele. Unsern nur auf sogenannter thatsächlicher Grundlage vorgehenden heutigen naturwissenschaftlichen Denkern wären derartige Speculationen gewiß abhanden gekommen, wenn nicht die Anhänger und Vertreter der Darwin'schen Lehre uns wieder gezeigt hätten, wie man auf wenige Wahrnehmungen hin, deren systematischen Zusammenhang erst die Vernunft ergänzend aufbauen muß, so schön eine ganze Weltanschauung bastren kann, obwol die Geschichte lehrt, daß alle Beobachtungsweisen, die man mit philosophischem Gedankenbau zu einem Ganzen ausschmückt, sehr hinfälliger Art gewesen. Um die Krankenbehandlung machte sich Hoffmann besonders verdient durch Zuhülfenahme künstlicher und natürlicher, warmer wie kalter Mineralwasser. Er untersuchte die Quellen von Schwalbach, Pyrmont, Karlsbad, Wiesbaden, Aachen, Spaa, Teplitz, Lauchstädt und Bibra, Selters. Besonders empfahl er das Seidlitzer Salz. Die sogenannten Hoffmannstropfen sind heute noch ein beliebtes Mittel. Den Wein benutzte er als Arzneimittel, und vorzugsweise pries er den Rheinwein: „Im Rheinwein sei die Säure mit dem Mercurius und dem Schwefel aufs innigste gemischt, und dieser sei daher der edelste Wein." Besonders begünstigte er den Hochheimer. Neben Wein gehörte Kampher zu Hoffmann's Lieblingsmitteln, auch die Chinarinde nahm er gegen Stahl mit Recht in Schutz, während er Opium mit Vorsicht anzuwenden lehrte. Das Eisen lobte er in langwierigen Krankheiten besonders in Verbindung mit Pflanzensäuren. In fieberhaften Zuständen verfuhr er wie Hippokrates, den Aderlaß ließ er oft vornehmen und ordnete ihn als Vorbauungsmittel zweimal im Jahre an, war ein Freund der Verwendung von kaltem Wasser, Hunger und Bewegung u. s. w.

Das dritte der berühmten Systeme des vorigen Jahrhunderts bildet die Haller'sche Lehre von der Reizbarkeit, die jedoch ihren hauptsächlichsten Einfluß nicht auf die medicinischen Behandlungsmethoden übte, was von den Errungenschaften der Empiriker (im höhern Sinne) dagegen vorzugsweise galt. Besonders von diesen wurden eine große Zahl von alten und neuen Arzneimitteln geprüft und verwendet, z. B. Phosphor, Sauerstoff, Kohlensäure, Senega, Ipecacuanha, Eicheln, Digitalis, Quassia, Arten der Chinarinde u. s. w.

Aber allzu sehr ins Detail einzugehen, ließe sich hier nicht rechtfertigen. Erwähnen wollen wir noch der Einführung der Elektricität in die Krankenbehandlung. Aus dem vorigen Jahrhundert herüber erhielten wir auch die Homöopathie, sowie das segensreichste Vorbauungsmittel, die Impfung. Die Lehre von den Infarcten durch Kämpf eingeführt, erinnert hinsichtlich ihrer praktischen Folgerungen an mittelalterliche Proceduren; unter Umständen verordnete er 7—800 Klystiere, um einen „Infarct" zu beseitigen. Damit das Jahrhundert der Aufklärung aber nicht ohne Aberglauben und Täuschung in Bezug auf Krankenbehandlung sei, ersann Mesmer die Lehre vom thierischen Magnetismus.

Digitized by Google

Die vorstehende Skizze der Bestrebungen auf dem Gebiete der Krankenbehandlung hat uns an die Schwelle der Neuzeit geführt. Sie erhebt durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern will nur cursorisch die Entwickelung der betreffenden menschlichen Geistesarbeit vortragen in einer den Laien orientirenden Weise. Dieselbe war nothwendig aus dem Grunde, weil ohne solche nicht zu erkennen wäre, was aus den alten Zeiten in unsere Zeit herübergekommen und was diese neu errungen oder auf neue Weise verwendet. Und gerade bezüglich der Krankenbehandlung macht dieses Ueberkommene einen großen Theil des Heutigen aus, einen viel größern, als dies hinsichtlich der Krankheitserkenntniß der Fall, wie wir aus dem folgenden Theile, der die Neuzeit umfassen soll, erkennen werden. Wir lernen daraus, wie alt und wie allgemein bei allen Völkern und in allen Zeiten das Bestreben war, die Leiden der Menschen zu lindern oder zu beseitigen, zugleich aber auch, wie wenig leider dieses Ziel erreicht worden; denn sonst könnte nicht der Wechsel, nicht die Verschiedenheit der Ansichten in solchem Maße vorhanden gewesen sein, wie wir es soeben gesehen haben. Es scheint fast, als hätte die Heilwissenschaft ihr Ziel zu hoch gesteckt, und als wäre es nie zu erklimmen, als wäre das Heilen so wenig vollständig zu erreichen wie auch das Heil der Menschheit! Beides verbietet die uns Geschaffenen auferlegte Schranke, und das Erreichbare schränken noch die finstern Seiten des menschlichen Geistes ein: Vorurtheil, Aberglaube, träger Glaube, Wahn, Betrug und unser aller Los, der Irrthum!

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 15. Dec. 1873 meldete der Telegraph aus Neuyork die Trauerkunde, daß der berühmte Naturforscher Louis Agassiz dort gestorben sei.

Louis Agassiz, geboren 1807 zu Orbe im Waadtlande, war der Sohn des dortigen Pfarrers. Er begann seine Studien auf dem Gymnasium in Biel, setzte dieselben auf der Akademie von Lausanne fort und ging dann ins Ausland, um auf den Universitäten von Heidelberg und München Medicin zu studiren. Im Jahre 1830 erhielt er an letzterm Orte den Doctorhut. Begeistert für die Naturwissenschaften, insbesondere für die vergleichende Anatomie, trat er in München in intime Beziehungen zu Spix und Martius, und als ersterer 1836 starb, ließ sich Agassiz auf den besondern Wunsch von Martius hin bewegen, die Beschreibung von 116 Fischarten herauszugeben, welche der verstorbene Freund in Brasilien gesammelt hatte und von denen noch der größte Theil unbekannt war. In diesem Erstlingswerke entwickelte Agassiz bereits seine Ideen über die Klassifikation der Fische. Agassiz kehrte dann nach der Schweiz zurück und warf sich mit dem rastlosen Eifer eines echten Pionniers der Wissenschaft auf neue Forschungen. Er schuf jene Sammlung, die vielleicht die einzige in ihrer Art, die eine halbe Revolution in der Naturgeschichte hervorrief, die Untersuchungen über die fossilen Fische. Es ist dies ein Riesenwerk von nicht weniger als 15 Bänden mit 400 Abbildungen.

Die weitern Forschungen auf bisher noch fast unerschlossenen Gebieten der Wissenschaft führten den jungen Gelehrten nacheinander zur Herausgabe der „Beschreibung der schweizerischen fossilen Echinodermen", der „Monographie der lebenden und fossilen Echinodermen" (Seethierformen), der „Kritischen Studien über die fossilen Mollusken", der „Monographie der fossilen Fische im rothen Sandstein", endlich zu einem großen geologischen Werke über die Gletscher, mit einem Atlas. Agassiz erklärte in diesem letztgenannten Werke, das seinen bereits gewonnenen Ruf krönte, die einstige Fortbewegung der Erratischen Blöcke von ihren ursprünglichen Standorten nach Gegenden mit ganz anderm geologischem Charakter (Theorie der Eiszeit). Man kennt die langen und schwierigen Forschungen, welche für den Beweis dieser Theorie nothwendig waren. Manches Jahr durchstreifte der berühmte Gelehrte die Alpen nach allen Richtungen, studirte sie in allen ihren Formen und Eigenthümlichkeiten, und zwang sie gleichsam, ihm seine Fragen zu beantworten und den Schleier über dem Geheimniß ihrer Entstehung zu lüften.

Der Ruf Agassiz' wuchs und verbreitete sich bald über den Ocean. Die Schweiz, Frankreich, Deutschland sollten nicht allein stolz auf den Forscher sein dürfen — Amerika bewarb sich ebenfalls um seine Wirksamkeit und bot ihm den Lehrstuhl der Zoologie an der Universität New-Cambridge bei Boston an. Agassiz ging 1846 dahin, und man weiß, daß sein wissenschaftlicher Ruhm, weit entfernt, durch diese Entfernung zu leiden, sich nur höher hob. Die Generosität der Regierung und die großartigste Privatopferwilligkeit ermöglichten es ihm, im Museum zu New-Cambridge die reichste und vollständigste Fisch-

Digitized by Google

sammlung der Welt anzulegen; ebenso durchforschte er auf Kosten einer Privatgesellschaft die unbekannten Flüsse Brasiliens.

Obschon Freund Karl Vogt's, erklärte er sich stets als Gegner desselben in Betreff seiner Theorie über die Abstammung des Menschen. In den bedeutendsten wissenschaftlichen Kämpfen der letzten zehn Jahre erklärte sich Agassiz stets für die Vielheit der Rassen. Die (London) „Times" sagt von ihm: „In Agassiz hat die Welt einen Philosophen und Naturforscher verloren, dessen Name mit denen Buffon's, Cuvier's und Humboldt's in Einer Reihe genannt werden wird, und auf den sein Geburtsland, die Schweiz, und sein Adoptivland, Amerika, wohl stolz sein dürften."

Am 6. Aug. 1873 starb in Salzungen der Oberschulrath Dr. C. W. Müller an den Folgen eines Schlagflusses. Seit einigen Jahren, als er die Leitung des Gymnasiums zu Rudolstadt niedergelegt hatte, lebte er in Weimar wissenschaftlichen Beschäftigungen. Außer der im Jahre 1829 veröffentlichten Schrift: „De Cyclo Graecorum epico et poetis cyclicis, eorum fragmenta collegit et interpretatus est C. W. Müller" (Leipzig 1829), einigen Programmen hat er manche Beiträge zu der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber geliefert. Bereits 1832, kurz nach dem Tode Goethe's, gab er eine kleine Schrift: „Goethe in seiner letzten Thätigkeit und seinem Scheiden", heraus (Jena 1832). Müller wurde 1801 in der Fabrikstadt Apolda geboren; seine Aeltern gehörten dem Handwerkerstande an. Wohlvorbereitet wurde er dem Gymnasium in Weimar zugeführt, das damals von dem Director Gernhard geleitet, eines großen Rufes sich erfreute. Im Jahre 1821 bezog er die Universität Jena, wo besonders Eichstädt, Göttling, Hand, Fries und Luden seine Lehrer waren. Mit großer Vorliebe wendete er sich philosophischen, philologischen und historischen Studien zu. Nachdem er sein Triennium in Jena absolvirt hatte, begab er sich nach Berlin, wo er ein Semester hindurch ein begeisterter Zuhörer August Böckh's wurde. Im Herbst des Jahres 1824 nahm er die Stelle eines Hülfslehrers am Gymnasium in Weimar an und leitete mit besonderm Interesse neben dem Unterrichte in den classischen Sprachen auch die Turnübungen der Gymnasiasten. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe als Lehrer der deutschen Sprache an das neuerrichtete Gymnasium in Zürich, zugleich trat er an der dortigen Universität als Privatdocent der Philologie auf. Noch im Herbste des Jahres 1833 ging er als Director des obern Gymnasiums und Privatdocent an die Universität nach Bern. Man hatte damals die Absicht, das ganze Unterrichtswesen des Cantons neu zu organisiren, und übertrug Müller die Ausarbeitung des Unterrichtsplans. Bereits 1834 wurde Müller außerordentlicher Professor an der Universität und Lehrer der griechischen Sprache und Literatur an dem neuorganisirten Gymnasium und auch Director. Es wurde ihm später auch der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur übertragen. Im December 1846 erhielt er „in allen Ehren mit Verdankung der geleisteten Verdienste" seine nachgesuchte Entlassung und übernahm das Directorat des Gymnasiums zu Rudolstadt am 11. Jan. 1847. Hier hat er segensreich bis zum Jahre 1868 gewirkt. Als sich die Beschwerden des Alters fühlbar machten, zog er es vor, einer frischern Kraft Platz zu machen. Seinen Wohnsitz verlegte er nach Weimar, wo er manche alte und junge Freunde hatte. Im Sommer war er zur Stärkung seiner Gesundheit nach Salzungen gegangen, dort ereilte ihn der Tod. Außer den angegebenen Schriften gab er auch vier Hefte „Analecta Bernensia" heraus, in denen manches Unbekannte aus den griechischen, lateinischen und altfranzösischen Handschriften der vortrefflichen berner Bibliothek ans Licht gezogen wurde; verschiedene Beiträge hat er auch zur „Realencyklopädie" von Pauly und zur „Pädagogischen Revue" von Mayer geliefert.

Am 5. Nov. 1872 schied zu Göttingen Dr. Adolf G. A. Ellissen aus diesem Leben, auch ein Märtyrer der hannoverischen Zustände von ehedem, ein Mann, dessen seltene Begabung und eminenten Kenntnisse ein höheres Ziel zu erreichen fähig gewesen wären, als sie es wirklich erreicht haben, wenn die hannoverische Regierung nicht in engherziger Parteifeindschaft es verschmäht hätte, diesen ausgezeichneten Mann an den ihm angemessenen Platz zu stellen und seine hohen Gaben würdig zur Geltung zu bringen und zu erheben über die enge Sphäre eines königlichen Bibliothekssecretärs; denn nur bis

Digitized by Google

zu diesem Amte hat Ellissen es gebracht. Ellissen wurde am 14. März 1815 zu Gartow geboren, besuchte während der Jahre 1829—32 das Andreanum in Hildesheim und studirte alsdann in Göttingen zuerst Medicin, darauf Literatur und Sprachwissenschaften. Nachdem er in Berlin und Paris längere Zeit verweilt und seine Studien in letztgenannter Stadt zum Abschluß gebracht hatte, ging er nach Griechenland, einen Herzenswunsch erfüllend. Er lebte dort seinen Studien während der Jahre 1837—38. Die neugriechische Literatur, das Land und das Volk von Neugriechenland beschäftigten ihn dort besonders. Als er später zum zweiten male Griechenland besuchte, schmückte ihn die Regierung mit dem griechischen Erlöserorden, eine Auszeichnung, welche er durchaus verdient hatte und dankbar zu schätzen wußte. Ellissen's öffentliche Thätigkeit, die seit dem Jahre 1848 in Hannover eine der hervorragendsten gewesen ist, kann trotz der mannichfachen Bekämpfung von seiten der Conservativen und Orthodoxen und ebendeshalb gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Während der Jahre 1849—55 saß er in der hannoverischen Zweiten Kammer, deren Präsident er im Jahre 1854 wurde. Sein Wort galt viel bei Parteigenossen und Gegnern. Als sich der verhängnißvolle Verfassungsbruch in Hannover vorbereitete, legte Ellissen feierlichst Protest dagegen ein und wahrte die gefährdeten Rechte des Volkes mit Energie und Umsicht, mit seltener Beredsamkeit und feuriger Begeisterung. Er zog sich natürlich hierdurch den Haß des Hofes und der Hofpartei zu. Man verweigerte ihm den Urlaub zum Wiedereintritt in die Kammer und hielt ihn durch Zwangsmaßregeln, wenn auch nur äußerlich, dem Deutschen Nationalverein fern. Eine Entschädigung für seinen Ausschluß aus der Kammer suchte und fand er in seiner segensreichen Thätigkeit im Bürgervorstehercollegium Göttingens, dem er, als der populärste Bürger der Stadt, jahrelang angehörte; eine lange Zeit hindurch präsidirte er demselben. Er hat mittels dieser Stellung die eingreifendsten Reformen in Göttingen zu Stande gebracht und dadurch sich ein nicht geringes Verdienst um die Stadt erworben. Im Jahre 1864 trat er obermals in die Zweite Kammer ein; diesmal als Deputirter für Osnabrück. Zwei Jahre darauf, als die denkwürdigen Ereignisse hereinbrachen, welche die Umgestaltung Deutschlands begannen, finden wir ihn im constituirenden Reichstage, im preußischen Abgeordnetenhause und dem hannoverischen Provinziallandtage wieder, wo er mit seinen frühern national-liberalen Freunden für die Ideen der Freiheit und des Fortschrittes energisch eintrat. Um die Universität Göttingen und ihre Institute hat sich Ellissen große Verdienste erworben. Im Kirchenvorstande wirkte er für eine freie Auffassung des Lutherthums im Sinne des Protestantenvereins. Einem Nekrologe des „Norddeutschen Protestantenblattes" entnehmen wir die folgenden Stellen: „Ellissen war kein Kirchenmann, wie etwa ein Theologe ist, den seine amtliche Stellung schon an die Kirche verweist. Aber er gehörte doch keineswegs zu den Politikern, welche noch bis vor kurzem gemeint haben, sie könnten an den kirchlichen Fragen theilnahmlos vorübergehen, und unsere politischen Beziehungen würden von der Gestaltung nicht berührt, welche die Verhältnisse auf dem Boden der Kirche annähmen. Wo es Gelegenheit gab, da trat er auch für die Freiheit der Kirche ein und suchte hier dem Geiste Bahn zu machen, der den Buchstaben wol als sein Gewand, nicht aber als seine Fessel gebrauchen kann. So war er hauptsächlich in dem hannoverischen Katechismusstreit sehr thätig für Abwehr aller der saubern Dinge, welche König Georg und dessen Theologen damals der evangelischen Kirche unsers «engern Vaterlandes» anSinnen zu dürfen meinten, und auf der constituirenden sogenannten Vorsynode vom Jahre 1863, wohin ihn unsere Stadt geschickt hatte, hat er sich wesentliche Verdienste um das Zustandekommen des neuen Kirchenverfassungsgesetzes erworben, das von dieser Versammlung beschlossen worden ist und jetzt in unserer Provinz die Grundlage der kirchlichen Ordnung bildet. Namentlich aber hat er sein Interesse an den kirchlichen Dingen auch durch eine rege Theilnahme am Protestantenverein an den Tag gelegt. Protestantische Freiheit gehörte überhaupt zu den Gütern, die er mit Leib und Gut meinte vertheidigen zu müssen."

Philipp Kristfeld, als Porzellanmaler in weitern Kreisen hochgeschätzt, ist am 7. Jan. 1874 in München gestorben. Er erblickte im Jahre 1796 zu Frankenthal in der Rheinpfalz das Licht der Welt. Noch sehr jung, kam er mit seinen Angehö-

Digitized by Google

rigen nach Nymphenburg, wurde Schüler der königlichen Kunstakademie in München und widmete sich daselbst mit Vorliebe der Porzellanmalerei, die er unter dem trefflichen Lehrer Adlar mit gutem Erfolge eifrig und unausgesetzt fleißig betrieb. Nach erlangter Meisterschaft in seinem Fache wurde er als Lehrer an dem genannten Institute angestellt und versammelte fortan einen großen Schülerkreis um sich. Er arbeitete fleißig und lieferte viele Porzellanmalereien, welche sich zu einem großen Theile in der dortigen Pinakothek befinden. Auch für die königliche Familie malte er mehrere Prachtwerke, und zwar meistens auf Veranlassung von König Ludwig I., der den genialen Künstler vor andern und mit andern seine mächtige Gönnerschaft schenkte. Kristfeld ließ sich vor einigen Jahren infolge seines vorgerückten Alters von seinem Lehramte entbinden und wurde mit Pension in den Ruhestand versetzt. Er starb nach kurzer Krankheit. Kristfeld gehört ohne Frage zu den bedeutendsten Porzellanmalern seiner Zeit. Seine Tellermalereien sind unübertroffen. In der Pinakothek sind namentlich seine ausgezeichneten Copien berühmter Originalölgemälde auf Porzellan Gegenstand allgemeinster Bewunderung geworden. In München, an dessen Herausbildung zur Metropole der deutschen bildenden Kunst der Verewigte einen großen Antheil hat und dem er bis an sein Ende als einer der thätigsten Künstler angehörte, wird sein Name noch lange unvergessen und hochgeehrt bleiben.

Politische Revue.

23. April 1874.

Das Militärgesetz und sein Schicksal im Deutschen Reichstage hat lange Zeit hindurch die Gemüther in Spannung gehalten. Ohne dem ausführlichen Bericht vorzugreifen, den wir über die wichtigen Verhandlungen im Reichstage und die Vorgänge außerhalb desselben in einem zusammenfassenden Artikel über diese Reichstagssession wie gewöhnlich bringen werden, müssen wir doch an dieser Stelle einen Blick auf die allgemeinen Umrisse werfen, in denen sich diese Frage und mit ihr zugleich die europäische Situation der Gegenwart abzeichnet.

Für den §. 1 des Militärgesetzes, welcher eine Friedenspräsenzstärke von 401659 Mann „bis zu anderweitiger gesetzlicher Regelung" festsetzte, war eine Majorität im Reichstage voraussichtlich nicht zu gewinnen, indem außer dem Centrum, der Fortschrittspartei und den Socialdemokraten auch ein Theil der National-Liberalen sich nicht dazu verstehen wollte, auf den wichtigsten Theil des Budgetrechts, welches dem Reichstage zusteht und in welchem, solange es Parlamente gibt, der Nerv ihrer Bedeutung und ihrer Macht bestanden hat, ohne weiteres zu verzichten. Hielt die Regierung an diesem Paragraphen fest und die Mehrheit des Reichstages an ihrer Opposition gegen denselben, so war wieder ein Conflict geschaffen wie zur Zeit des preußischen Landtags; Auflösung des Reichstages, ein Rücktritt des Reichskanzlers, mit welchem derselbe bereits in einem Gespräch mit zwei Abgeordneten von seinem Krankenbette aus gedroht haben sollte, und andere verhängnißvolle Conjuncturen einer politischen Krisis bedrohten die innere Eintracht des Deutschen Reiches zur Freude feindlich gesinnter Nachbarn. Die Regierung brauchte überdies in ihrem Kampfe gegen die Klerikalen, der immer heftiger entbrannte, die Unterstützung des Reichstages; ja es mußte ihr besonders wichtig sein, die starke Majorität, die sie hierin wie in andern Fragen von Bedeutung für sich hatte, sich nicht zersplittern zu lassen. So schien alles danach angethan, daß der drohende Conflict durch ein Compromiß vermieden würde, und es kam nur darauf an, für dieses Compromiß die geeignete Formel zu finden. Die Commission, in welcher die Regierungsvorlage mit vier Stimmen bei der ersten, mit sechs Stimmen bei der zweiten Lesung abgelehnt wurde, konnte sich über eine solche Formel nicht einigen, und es blieb den Amendements des Reichstages selbst vorbehalten, einen Ausweg zu finden, nachdem die Regierung zu dem Hauptamendement ihre Zustimmung gegeben hatte.

Der Standpunkt der Regierung in dieser Frage beruhte auf Erwägungen über die politische Situation. Feldmarschall Graf Moltke hatte diesen Erwägungen Ausdruck gegeben in seiner großen einleitenden Rede. Deutschland und Europa sind demnach von einer Zeit des Friedens weit entfernt; was mit den Waffen dem Deutschen Reiche zurückgewonnen

Digitized by Google

wurde, muß noch ein halbes Jahrhundert lang mit den Waffen vertheidigt werden. Nach Erklärungen der Commission hängt unsere Kriegsstärke, von welcher die Friedenspräsenzstärke wiederum abhängt, von der Kriegsstärke anderer Nationen ab, und da führt Frankreichs Organisation nach vollendeter Durchführung zu einer Kriegsstärke von 2,250000 Mann, diejenige Oesterreichs zu einer Kriegsstärke von 1,088000 Mann und die Italiens zu einer Kriegsstärke von 975000 Mann. Dem gegenüber ist die preußische Friedenspräsenzzahl und Kriegsstärke nicht einmal hoch gegriffen und das kann nur durch die außerordentliche Tüchtigkeit des Offizierstandes und der Mannschaften gerechtfertigt werden. Wir sehen aus diesen Angaben, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in einigen europäischen Hauptstaaten auch den deutschen Militäretat wesentlich gesteigert und dazu beigetragen hat, daß in früher nie gekannter Weise das Militärsystem in ganz Europa zur Herrschaft gekommen ist. Es ist nicht Sache des Politikers, sondern des Culturhistorikers, diese Thatsache mit allen ihren Folgen zu betrachten. Ein neubegründetes Reich bedarf in einer Zeit, in welcher sich ganz Europa in ein großes Kriegslager verwandelt hat, einer starken und festorganisirten, nicht durch Majoritäten zu erschütternden Kriegsmacht, wenn es seine imposante Stellung unter den Großmächten behaupten will. Nach dem Art. 60 der Deutschen Reichsverfassung wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt. Auf diesen Artikel berief sich die Reichsregierung; sie fand in dieser Bestimmung einen Gegensatz gegen die jährliche Feststellung durch das Budget, sah in der Friedenspräsenzstärke eine organische Institution des Heeres, in dem Heere selbst eine organische Institution des Reiches, und behauptete überdies, das Budgetrecht sei bei einer solchen Feststellung ebenso wenig annullirt als das Budgetrecht in Bezug auf eine Gerichtsorganisation durch die Basirung derselben auf das Gesetz; eine sehr große Anzahl von Positionen, alle Extraordinarien, ein sehr großer Theil der Ordinarien blieben noch der Bestimmung durch das Parlament überlassen.

Diesen Anschauungen der Regierung traten die Fortschrittspartei und das Centrum mit dem Verlangen entgegen, daß die Friedenspräsenzstärke durch das jährliche Etatgesetz festgesetzt werde. Die Fortschrittspartei fügte ihrem Amendement noch eine der Forderung der Regierung entsprechende Feststellung für das Jahr 1875 hinzu. Am entschiedensten vertheidigte der Abgeordnete Richter das Recht des Reichstages auf jährliche Festsetzung; er sah in der Forderung der Regierung einen Vorbehalt des Absolutismus gegen das parlamentarische Regierungssystem in militärischen Angelegenheiten; er protestirte dagegen, die Verwaltung unabhängig zu stellen von der Zustimmung des Reichstages in der wichtigsten Staatsfrage. Von seiten des Centrums aus ward die Bedrohlichkeit der politischen Lage in Abrede gestellt. Man habe fortwährend verheißen, die Militärmacht herabzumindern, sobald Deutschland vollkommen geeinigt sei. Jetzt sei das Dentsche Reich gekommen mit neuen Provinzen und neuen Grenzen, die ein Bollwerk sind gegenüber dem Hauptfeinde, und trotzdem würden die Rüstungen fortgesetzt. Dadurch gerade werde das Mistrauen des Auslandes gesteigert.

Gegenüber diesen Standpunkten der Regierung und des Parlaments konnte ein Compromiß in doppelter Weise zu Stande kommen; einmal indem die Friedenspräsenzziffer wesentlich niedriger festgestellt, dann indem die Geltungszeit der Feststellung überhaupt beschränkt wurde. Durch die letztere Fassung wurde das Budgetrecht des Parlaments gewahrt; den erstern Weg schlug ein Amendement des Grafen Bethusy-Huc ein, welches den Verpflegungsetat der Truppen der Durchschnittspräsenzzahl von 384000 Mann zu Grunde legen wollte, sodaß der §. 1 der Regierungsvorlage in Betreff der Maximalstärke zwar stehen blieb, aber eine Erklärung hinzugefügt wurde, wie bei dem Budget verfahren werden solle. Die Stärke von 384000 Mann war dem Etatsentwurfe für 1875 entnommen. Der bekannte Militärschriftsteller, welcher die betreffenden Leitartikel der „Schlesischen Zeitung" abfaßt, machte einen Vorschlag, der sich an das Amendement von Bethusy-Huc anlehnte, in parlamentarischen Kreisen nur von Lasker vertreten wurde, obschon, wie es schien, die Regierung ihm nicht abgeneigt war. Es solle nämlich der Normal- und Maximalziffer eine das Budgetrecht nach der andern Seite hin begrenzende Minimalziffer gegenübergestellt werden und zwar eine solche, welche derjenigen nahe käme, auf welche die Heeresverwaltung den Durchschnittspräsenzstand während der Milliardenzeit und auch noch für das Jahr 1874 bemessen hat, also auf etwa 350000 Mann. Zwischen der Maxi-

Digitized by Google

mal- und der Minimalziffer solle dann das Budgetrecht des Parlaments freien Spielraum haben bei jährlicher Budgetberathung. „Es wäre nämlich", sagt er, „ein hoher Gewinn für die Centralgewalt und eine überaus belangreiche Concession von seiten der Nationalvertreter, wenn durch Gesetz festgestellt würde, daß der Reichsregierung jederzeit mindestens diejenigen Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen, deren es zur Aufrechterhaltung einer solchen durchschnittlichen Effectivstärke bedarf. Auf lange Jahre hinaus wäre nicht zu erwarten, daß der Reichstag sich an die Minimalziffer anklammern würde; überdies aber stünde zur Zeit nichts im Wege, neben einer solchen Gesetzesbestimmung die Fixirung einer höhern Präsenz auf eine Reihe von Jahren zu erwirken. Daß aber der Reichstag vollständig auf das Recht verzichten soll, jemals für eine Zurückführung der effectiven Heeresstärke auf eine Ziffer, wie sie die Regierung in den Jahren 1872, 1873 und 1874 für zureichend erachtete, hinzuwirken, scheint uns ein Ansinnen, das durch keinen Hinweis auf das drohende Frankreich und durch keinen Appell an die Reichstreue gerechtfertigt werden kann."

Man suchte das Compromiß indeß auf dem andern Wege. Der im Namen der nationalliberalen Partei gemachte Vorschlag des Abgeordneten von Bennigsen, die erforderliche Kriegsstärke auf sieben Jahre zu bewilligen, fand die Zustimmung der Regierung und der Mehrheit des Parlaments. Das Budgetrecht, das gleichsam sieben Jahre schlummert, tritt nach Ablauf derselben wieder ins Leben, soweit die Verfassung und die Gesetze es uneingeschränkt lassen. Bennigsen motivirte seinen Compromißvorschlag mit der politischen Lage, welche eine Krisis gefahrdrohend mache, welche verlange, daß alle Parteien vor allen Dingen nachhaltig das Vaterland, erst in zweiter Linie ihre Grundsätze, conservative und liberale, vor Augen haben müssen. Die Zustimmung der Regierung motivirte Graf Moltke (als Abgeordneter) damit, daß es darauf ankomme, in dieser wichtigen Frage eine Majorität zu haben, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes, dem Ansehen des Landes nach außen und der Würde des Hauses entspreche.

Der Antrag Bennigsen wurde am 14. April mit großer Majorität, der §. 1 mit dem Amendement Bennigsen mit 224 gegen 148 Stimmen (Majorität 77) angenommen, das ganze Gesetz am 20. April mit 214 gegen 123 Stimmen (Majorität 91).

Wenn die politische Bewegung in Deutschland bald nach der Seite der Einheit, bald nach derjenigen der Freiheit gravitirte, so ist es wol zweifellos, daß der Reichstag durch diese Abstimmung bewiesen hat, die Frage der Einheit und Macht Deutschlands stehe ihm noch in erster Linie und die Frage der parlamentarischen Entwickelung müsse zunächst noch suspendirt werden. Das Urtheil über die Berechtigung dieses Vorgehens hängt davon ab, wie man die Bedrohung durch die europäische Situation ansieht. Uns erscheint sie nicht derartig, um irgendeinen Ausnahmezustand zu rechtfertigen, es wird kaum wieder eine günstigere Conjunctur für den europäischen Frieden geben als in diesem Augenblicke. Die Kriegsbriefe französischer Bischöfe und die Revancheartikel der französischen Presse verdienen keine Beachtung. Frankreich ist ohnmächtig ohne Coalition und niemals ist weniger Aussicht zu einer solchen gewesen als gerade jetzt. Wenn aber die europäischen Staaten durch übertriebene militärische Rüstungen im Frieden sich gegenseitig steigern und der eine immer den andern hierin zu überbieten sucht, wohin soll es da mit der europäischen Cultur kommen?

Daß sich in Preußen der Militärstaat und der Verfassungsstaat nicht decken, zeigte der Conflict im Anfang der sechziger Jahre, der durch ein Indemnitätsgesuch der Regierung seine Lösung fand; daß dies in Deutschland ebenso wenig der Fall ist, beweist der drohende Conflict der Landesregierung und des Reichstages, der durch ein Compromiß erledigt ward, ehe er sich zu einer acuten Krisis zugespitzt hatte. Freilich wäre jede Parallele falsch; denn selbst die dem Compromiß nicht zustimmenden Parteien wollten keineswegs der Regierung die verlangte Maximalzahl der Truppen verweigern; die Fortschrittspartei wollte sie ausdrücklich für den nächsten Jahresetat bewilligen und würde dies also gewiß um so mehr in Jahren gethan haben, in denen der Horizont der europäischen Politik sich umwölkt und eine näher drohende Gefahr sich gezeigt hätte; sie wollte nur durch jährliche Bewilligung das Budgetrecht des Reichstages wahren. Zur Zeit des preußischen Verfassungsconflicts weigerte sich allerdings der Landtag mit imposanten Majoritäten, die Truppenzahl, welche die neue Organisation verlangte, anzuerkennen.

Digitized by Google

Wenn daher bei den Agitationen, welche in den Osterferien des Reichstages stattfanden, diejenigen, welche das Budgetrecht wahren wollten, öfters als Reichsfeinde hingestellt wurden, so konnte dies nur dazu dienen, die Begriffsverwirrung des Volkes zu vermehren, abgesehen davon, daß solche partiellen Plebiscite niemals die Meinung einer greifbaren Majorität ausdrücken können, und daß nichts gefährlicher ist für die parlamentarische Freiheit als die Theorie des mandat impératif. Auch bedarf in der That weder das soldatische noch das patriotische Gefühl des deutschen Volkes der Stärkung, das hat sich in den großen Ereignissen der jüngsten Zeit glänzend bewährt, wohl aber der parlamentarische Sinn, wenn unser Verfassungsleben sich selbständig entwickeln und aus den Reminiscenzen einer frühern Zeit herauskommen soll.

Die Zersetzung, mit welcher die national-liberale Partei vor dem Compromiß bedroht wurde, hat nach demselben die Fortschrittspartei ergriffen, indem eine Zahl von Mitgliedern dem Compromiß beigetreten und aus der Partei ausgeschieden ist. Wir glauben in diesen Vorgängen die Symptome einer neuen Parteibildung zu erblicken; ja wie weit der Zersetzungsproceß der Parteien und der Programme bereits um sich gegriffen hat, beweist wol die Thatsache, daß das ultramontane Centrum sich des Paniers der liberalen Partei bemächtigt hat und das allgemeine Wahlrecht, die Preßfreiheit, das Budgetrecht mit größerer Energie vertheidigt als die Liberalen selbst, welche fortwährend im Interesse der bedrohten Reichseinheit zu stillschweigenden und eingestandenen Compromissen ihre Zuflucht nehmen. Es ist das eine sehr bemerkenswerthe Signatur der Zeit.

Inzwischen nimmt der Kampf der preußischen Regierung gegen den Klerus entschiedenen Fortgang: Pfändung und Verhaftung der Bischöfe und anderer hochstehenden Geistlichen namentlich im Großherzogthume Posen ist an der Tagesordnung; am 31. März ist der Erzbischof Melchers von Köln, wie sein Vorgänger von Droste-Vischering, verhaftet worden. Das entscheidende Ereigniß der letzten Zeit ist die Amtsentsetzung des Erzbischofs Grafen Ledochowski, welche der kirchliche Gerichtshof in Berlin am 15. April ausgesprochen hat. Eine drohende Note des Vaticans ist infolge dieses Ereignisses bereits angekündigt; doch diese Drohbriefe haben nicht größere Bedeutung als irgendwelche Leitartikel der „Civiltà cattolica". Dagegen wird nach der ausgesprochenen Amtsentsetzung die Frage der Sedisvacanz eine brennende werden, und in dieser Frage liegt der eigentliche Probirstein der preußischen Kirchenpolitik. Werden sich Mitglieder des katholischen Klerus finden, welche unter den von der preußischen Regierung verlangten Bedingungen die erledigten Bischofssitze einnehmen? Und wenn dies nicht der Fall ist, was soll dann geschehen? Man kann doch nicht altkatholische Bischöfe, wie hier und dort in der Presse vorgeschlagen wurde, in solchen Sprengeln einsetzen, deren Gemeinden an dem päpstlich-bischöflichen Katholicismus festhalten! Die Lage ist in Bezug hierauf eine ernste, die Zukunft unsicher.

Das Septennat des deutschen Militärcompromisses ist jedenfalls in Rücksicht auf das Septennat des französischen Präsidenten festgesetzt worden, welches ebenfalls ein Product des Compromisses der gemäßigten Parteien ist. Man glaubte gewiß, daß nach Ablauf desselben sich die Verhältnisse in Frankreich hinlänglich geklärt haben würden. Ob aber das Septennat selbst eine geschichtliche Thatsache werden wird, darf man, bei dem Wankelmuth des französischen Nationalcharakters, bei der wenig hervorragenden geistigen Bedeutung des Präsidenten, bei der Regsamkeit und Verbitterung der Parteien gewiß bezweifeln. Ein Compromiß auf sieben Jahre ist für die Ungeduld derselben ein zu langer Zeitraum. Die Regierung freilich, Mac-Mahon und Broglie sind fest entschlossen, dieses Compromiß aufrecht zu erhalten, besonders dem Andrängen der legitimistischen Partei gegenüber. Mac-Mahon erklärte dem Abgeordneten Cozenove du Pradines ausdrücklich: „Ich habe meine Laufbahn unter Karl X. begonnen. Im Jahre 1830 wollte ich meine Entlassung geben, aber ich sagte mir, daß ich vor allem Soldat wäre, und in dieser Eigenschaft habe ich meinem Lande unter den verschiedenen Regierungen gedient, die sich seitdem abgelöst haben. Jetzt haben Sie selbst mir das Recht entzogen, der Anhänger einer Dynastie zu sein; Sie haben aus mir eine Regierung gemacht, ich bin nur noch Mac-Mahon." Der Marschall will nur einer Politik der Pflicht und Ehre folgen. Auch der Herzog von Broglie hält an diesem Programm fest. Lemoinne vertheidigt im „Journal des Débats" den Herzog und dessen Rede in den Septennatsverhandlungen der Ver-

Digitized by Google

sammlung: „Als die Kammer Mac-Mahon's Gewalten bestätigte, hat sie einer Entscheidung zwischen Republikanern und Monarchisten ausdrücklich aus dem Wege gehen und beiden einen siebenjährigen Waffenstillstand auferlegen wollen; es ist daher geradezu thöricht, jetzt von der zu jenem speciellen Zweck geschaffenen Regierung oder einem ihrer Minister zu verlangen, daß sie die damals vertagte Frage entscheiden solle. Das jetzige Ministerium ist ein streng parlamentarisches, und hat gar nicht einmal das Recht, jene Entscheidung zu treffen." Diesem farblosen Septennat können nur die organischen, constitutionellen Gesetze eine bestimmte Form geben. Ein Zweikammersystem, welches den Ansturm der Parteien schwächen soll, ist in Aussicht genommen. Nach den Andeutungen Broglie's in einer Conseilsitzung vom 23. März wünscht die Regierung einen Senat, von dem ein Drittheil durch den Marschall-Präsidenten selbst ernannt, ein Drittheil durch die Generalräthe der Provinz gewählt werden, das letzte Drittheil aus den hohen Standespersonen, wie Marschälle, Admirale, Cardinäle u. s. f. bestehen solle, welche von Rechts wegen in den Senat eintreten würden. Auch solle diesem Oberhause das Recht zustehen, die Nationalversammlung aufzulösen. Eine Auflösung der gegenwärtigen Nationalversammlung verlangte am 24. März die entschiedene und radicale Linke in einem von 83 Mitgliedern unterzeichneten Gesetzentwurf, welcher die Ausschreibung allgemeiner Neuwahlen am 28. Juni und die Auflösung der Nationalversammlung am 15. Juli verlangt, „weil dieser Appell an die Wähler das einzige Mittel sei, der zwischen der Nationalversammlung und dem Lande herrschenden Spaltung und den Beängstigungen, welche die letztere zur Folge hat, ein Ziel zu setzen". Das linke Centrum will ebenfalls für Auflösung und Neuwahl der Nationalversammlung, und zwar ehe das neue Wahlgesetz zur Gültigkeit kommt, stimmen. Da nun auch die extreme Rechte durch den Abgeordneten Dahirel den Antrag stellte, am 1. Juni über die definitive Regierungsform Frankreichs Beschluß zu fassen, so wird die Lage der Regierung nach den sechswöchentlichen Ferien, die mit dem 28. März begonnen, immerhin eine schwierige sein. Der Herzog von Broglie, erbittert über die von allen Seiten anstürmenden Parteien, welche das geheimnißvolle Septennat zwingen wollen, Farbe zu bekennen, tritt gegen die Presse auf mit energischen Maßnahmen, ohne dabei die Organe der äußersten Rechte zu schonen, die ihm jetzt ebenso misliebig geworden ist wie die Linke. Gewisse Aeußerungen über das Septennat, über voraussichtlich stürmische Sitzungen der Nationalversammlung u. dgl. m. zu thun, ist jetzt von Regierungs wegen verboten. Ueber Algier ist sogar der Belagerungszustand verhängt worden, aus keinem andern Grunde, als um gegen eine misliebige Presse energischer einschreiten zu können. Die letzten Abstimmungen der Nationalversammlung waren freilich noch immer Vertrauensvota für die Regierung, so namentlich die Abstimmung am 25. März über die Verlängerung der Vollmachten der Gemeindevertretungen bis zu Ende des Jahres, damit die neuen Vertretungen nicht nach dem bisherigen, sondern nach dem in Vorbereitung befindlichen Wahlgesetz gewählt werden konnten. Obgleich die Commission gegen diesen Antrag der Regierung gestimmt hatte und die Linke sich in den Verhandlungen mit größter Energie dagegen aussprach, zuletzt auch bei der Abstimmung noch einige parlamentarische Kunstkniffe anwandte, so erlangte doch der Regierungsentwurf die Majorität.

Die „Revue des deux Mondes" mahnt in ihrer letzten politischen Chronik, die Zeit bis zum 12. Mai zu benutzen, um „den persönlichen Groll fahren zu lassen, die Rivalitäten zu beschwichtigen, ebenso untergeordnete Beschwerden, und Frankreich einige Jahre der Ruhe zu gönnen unter einer Regierung, welche sich nicht unaufhörlich gegen sophistische Auslegungen und den Druck der extremen Parteien zu vertheidigen, die sich, unter dem Zusammenwirken aller, nur mit dem Lande und seinen Interessen zu beschäftigen habe. Sie hofft auf eine Majorität, die sich um die Nothwendigkeit einer constitutionellen Organisation gruppirt". Eine solche Majorität, so wünschenswerth sie der Regierung erscheinen mag, könnte sich nur aus einer Vereinigung der beiden Centren bilden; diese Vereinigung wird aber durch die neuesten Erklärungen des linken Centrums und das Verlangen desselben nach einer Auflösung der Nationalversammlung, in welchem Thiers mit Gambetta übereinstimmt, unmöglich gemacht. So steht bei Wiedereröffnung der Versammlung die heißesten Kämpfe der Parteien in Aussicht, denen zunächst möglicherweise der Herzog von Broglie, der Sündenbock beider Parteien, aber jetzt von der Rechten am heftigsten angegriffen, erliegen wird.

Digitized by Google

In Spanien ist noch immer keine Entscheidung erfolgt; es ist begreiflich, daß Serrano die ausgedehntesten Vorbereitungsmaßregeln trifft, ehe er die in den blutigen Kämpfen vom 24. März erreichten Vortheile weiter verfolgt und zu einem letzten Entscheidungskampfe die Waffen ergreift. Seine militärische Dictatur, die keinen staatsrechtlichen Titel für sich hat, nicht einmal jene Scheinberechtigungen, wie sie die freien Uebersetzungen des bonapartistischen Staatsrechts bei den andern Nationen in Anspruch nehmen, steht auf dem Spiele, wenn er vor Bilbao geschlagen wird. Ebenso wenig zweifelhaft ist es, daß die Sache des Don Carlos verloren ist, wenn seine Armee gezwungen wird, die Belagerung von Bilbao aufzugeben, und eine Niederlage erleidet; denn zum ersten mal in dem neuen Karlistenkriege hat sich die militärische Action aus den Zersplitterungen des kleinen Krieges zu einer Entscheidung zugespitzt, wie man sie in den großen Kriegen der Gegenwart gewohnt ist.

Was die neuesten Vorgänge in Spanien geheimnißvoll macht, das ist nicht das Zögern Serrano's, das sich aus militärischen Gründen nur zu leicht erklären läßt, das ist der freundliche Verkehr, der während der Waffenruhe plötzlich zwischen den beiden Lagern eingetreten ist. Man sprach schon von Verhandlungen zwischen Serrano und Don Carlos, ähnlich denjenigen, die nach dem siebenjährigen Karlistenkriege in den dreißiger Jahren 1839 zum Vertrage, zum „Convenio" von Vergara führten. Doch man darf mit Sicherheit annehmen, daß Serrano gar nicht daran gedacht hat, mit Don Carlos in irgendeiner Weise zu verhandeln. Der freundschaftliche Verkehr der Offiziere aus beiden Heerlagern wird durch die eigenthümlichen politischen Verhältnisse Spaniens hinlänglich erklärt.

In der Armee des Don Carlos befinden sich unter den Offizieren zahlreiche Alfonsisten, welche weniger aus Begeisterung für den Prätendenten als aus Abneigung gegen die Republik sich in die Reihen der Karlisten gestellt haben. Wie groß die Zahl der entschiedenen Republikaner im Heere des Serrano ist: darüber schweigt die Chronik. Keinesfalls fehlt es hier an Anhängern des Prinzen Alfons; gilt doch General Concha, der mit seinen Truppen aus Galicien herangerückt ist, um unter Serrano zu commandiren, für einen solchen. So erklärt sich von selbst der freundliche Verkehr zwischen den beiden Lagern während der Waffenruhe mit der Waffenbrüderschaft früherer Kameraden oder gleichgesinnter Offiziere, welche der Zufall in feindlichen Heerlagern einander gegenübergestellt hat. Daß dabei gelegentlich Versuche gemacht worden sind, eine Basis für Verhandlungen zu gewinnen, ist wahrscheinlich; doch mußten dieselben bei der Spannung der politischen Lage aussichtslos bleiben. Auch hat der Herzog de la Torre hinlänglich Gelegenheit gehabt, nach dem Vertrage von Amorovieta zu erkennen, daß sich mit den Karlisten keine Uebereinkunft abschließen läßt.

Ueber die Schlacht am Somorrostro am 25., 26. und 27. März liegen jetzt nähere Berichte vor. Der Sturm im Biscayischen Meere erwies sich als ein Hauptbundesgenosse der Karlisten, da er die Action der Flotte hemmte. General Loma hatte sich mit seinem Corps auf der Flotte eingeschifft und sollte in der Flanke der Karlisten ans Land gesetzt werden, doch wurde dies durch das stürmische Wetter verhindert; die Truppen Loma's vereinigten sich mit den Truppen des Centrums. Der Angriff wurde am 25. durch das Regiment Portorico eröffnet, welches die einzeln gelegenen Gehöfte von Somorrostro nahm. Die Karlisten vertheidigten sich auf das hartnäckigste. Die Republikaner machten Fortschritte; einige Vorberge wurden erobert; besonders drang General Primo de Riviera auf dem rechten Flügel siegreich vor. Ununterbrochenes Artilleriefeuer unterstützte den Angriff. Doch die Stärke der monatelang von den Karlisten befestigten Positionen trat jetzt erst in ihrer ganzen Bedeutung hervor. Eine Parallele mit derselben mag die befestigte Stellung der Oesterreicher auf den Höhen über Sadowa in der Schlacht bei Königgrätz bilden, und wie hier der Kirchthurm von Chlum den Schlüssel der Stellung bezeichnete, so ist es die Kirche von San-Pedro Abanto, welche diesen Schlüssel für die Positionen der Karlisten bildete. Die Eroberung dieser Position, die einer starken Festung gleicht, mit Gräben, Verhauen befestigt ist und von zehn Bataillonen vertheidigt wird, ist den Truppen Serrano's bisher nicht gelungen. Am 27. war ein heftiger Artilleriekampf; auch das Geschwader betheiligte sich an dem Feuer; der rechte Flügel hatte wiederum Fortschritte gemacht, das Dorf Pucheta mit dem Bajonnet genommen und sich zum entscheidenden Vorgehen gegen San-Pedro Abanto mit dem Centrum vereinigt. Zu

Digitized by Google

diesem Vorgehen entschloß man sich erst am 27. mittags; doch der Sturm mislang. Zweimal glaubten die Republikaner schon den Sieg in Händen zu haben; doch sie mußten sich wieder zurückziehen. Um zu den Schanzen zu gelangen, mußten sie durch Gräben hindurch, welche ungefähr vier Fuß Wasser enthielten. An den steilern Hängen rollten die Karlisten selbst Steine und Eisenbahnräder auf die Anstürmenden herab. Ein mörderisches Feuer begrüßte die Bataillone Las Navas, Barbastro und Estella; Serrano stellte sich selbst einmal mit der Fahne in der Hand an die Spitze des Angriffs. Primo de Riviera erhielt einen Schuß in die Brust, dem General Loma ging eine Kugel durch den rechten Arm, eine andere durchbohrte den Ueberrock des Admirals Topete. Das Bataillon Estella verlor fast alle seine Offiziere; vom Bataillon Las Navas blieb nicht viel übrig; ein Regiment Marineinfanterie ging ins Feuer mit 33 Offizieren, von denen nur fünf unverwundet zurückkamen; die Armee verlor etwa 2000 Mann. Der einzige Erfolg des blutigen Tages war die Einnahme der Häusergruppe Morvieta, welche San-Pedro Abanto flankirt. Die spanische Armee wie die Karlisten haben das Remingtongewehr, welches 16—18 Schuß in der Minute ermöglicht; daher die blutigen Resultate des Kampfes. Auf karlistischer Seite erschien im langen rothen Reitermantel, auf einem Schimmel reitend, Donna Maria, Don Alfonso's Gattin, mitten im schärfsten Feuer. Zur Bestattung der Gefallenen wurde ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen. An denselben schloß sich eine längere Kampfpause; nur in den ersten Tagen fand ein Bombardement der karlistischen Stellung durch die neuerrichteten Batterien der Republikaner bei Las Carreras auf den Höhen rechts vom Berge Janco statt, doch wurde dies Feuer nicht erwidert. Serrano und Topete begaben sich nach Madrid, wo zur Unzeit Zwistigkeiten zwischen den Ministern obwalteten und mancherlei Intriguen ihr Spiel trieben. Es gelang dem Dictator, Ruhe und Ordnung in den Regierungskreisen wiederherzustellen. Außerdem zog er aus Madrid und aus Galicien zur bevorstehenden Wiederaufnahme des Kampfes Verstärkungen an sich. Der Absicht, die karlistische Stellung im Rücken von Burgos her über Balmecida anzugreifen, arbeiten die Karlisten bereits entgegen, indem sie diesen Ort, der die Straße durch die Berge südwestlich von Bilbao beherrscht, befestigen. Diese Stadt selbst wird inzwischen von den Karlisten unausgesetzt bombardirt; sie sind in das Quartier San-Augustin gedrungen, einzelne Straßen sollen in Flammen stehen, der Vorrath in der Stadt nur bis zum 5. Mai ausreichen. In den nächsten Tagen steht daher eine Erneuerung des Entscheidungskampfes in Aussicht.

Don Carlos hält diesen Zeitpunkt für geeignet, von dem Vorrecht königlicher Macht Gebrauch zu machen. Er hat am 16. April seine Regierung eingesetzt, den General Elio zum Kriegsminister, den Admiral Vinalet zum Minister des Auswärtigen, sowie den Grafen Pinal zum Minister des Innern und der Finanzen ernannt. Die Armee des Don Carlos in den Nordprovinzen besteht aus sechs Divisionen: der Division von Navarra, von Guipuzcoa, von Biscaya, von Alava, von Castilien, von Santander. Die Zahl der Bataillone der einzelnen Divisionen ist ungleich; so hat diejenige von Biscaya zwölf Bataillone, die von Castilien fünf. Die Nachrichten aus den andern Provinzen erscheinen ebenso widersprechend wie bedeutungslos gegenüber den entscheidenden Vorgängen vor Bilbao. Der Generalstab des Generals Saballs in Catalonien soll von den Regierungstruppen gefangen genommen worden, der General mit genauer Noth über die Grenze entkommen sein. So wäre die Revanche für das Abenteuer, das dem General Nouvilas in derselben Provinz zustieß, noch immer keine vollständige.

Der Verlauf des kirchlichen Conflicts in Oesterreich scheint ein minder gewaltsamer zu sein, als dies in Preußen der Fall ist. Der Briefwechsel zwischen dem Vatican und der wiener Hofburg trägt einen weit versöhnlichern Charakter, und auch die österreichische Geistlichkeit scheint den neuen Kirchengesetzen, obschon der Papst sie mit den preußischen in Eine Linie stellte, sich fügen zu wollen. Die gesetzgebenden Körper Oesterreichs erwiesen sich diesen Gesetzen sehr günstig, auch das Herrenhaus, obschon in demselben die angesehensten Prälaten Sitz und Stimme haben. Am 10. April begann die Berathung der confessionellen Vorlagen im Herrenhause. Die Cardinäle Rauscher und Tarnoczcy, Fürstbischof Schwarzenberg und andere Geistliche ergriffen das Wort gegen die Vorlage.

Digitized by Google

Das Gesetz betreffend die Regelung der äußern Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche wurde am 17. April, nach den Reden des Cultusministers von Stremayr und des Fürsten von Auersperg für die Vorlage und unter Ablehnung der von der Minorität gestellten Abänderungsvorschläge, in dritter Lesung angenommen. Die Erzbischöfe und Bischöfe hatten vor Beginn der Specialdebatte den Saal verlassen. Von den Reden, welche am 11. April über die kirchliche Vorlage gehalten wurden, zeichnete sich diejenige des Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) durch Wärme und Schwung aus, während der Cardinal Rauscher über die Schweiz, Italien und Preußen das Füllhorn des klerikalen Zorns ausschüttete.

Das Abgeordnetenhaus, welches am 14. April seine Sitzungen wieder eröffnete, beschloß am 15. mit 148 gegen 21 Stimmen den Fux'schen Antrag auf eine Resolution wegen eines Gesetzerlasses betreffs Ausschließung der Jesuiten und der denselben affiliirten Orden und Congregationen aus Oesterreich, nachdem der Antragsteller seinen Antrag begründet, dem Ausschusse für die confessionellen Gesetze zuzuweisen. Kurz vor seiner Vertagung, am 24. März, hatte das Abgeordnetenhaus über die Bewilligung der Position des Budgets, welches die innsbrucker Universität betrifft, berathen. Die Jesuitenfrage kam schon damals, obschon die Aufhebung der katholisch-theologischen Facultät abgelehnt wurde, zur Sprache, indem die Mehrzahl der Professoren dieser Facultät diesem Orden angehören. Der Fux'sche Antrag knüpft an diese Debatten an, er will das Uebel von Grund aus heilen, gegen welches die damals abgelehnten Anträge nur schwache Palliativmittel waren.

In Italien ist das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Königs Victor Emanuel am 23. März in der festlichsten Weise gefeiert worden. Bezeichnet doch dieser Zeitraum von fünf Lustren vielleicht die glänzendste Epoche der italienischen Geschichte, in welcher Italien, wie es in der Adresse der Deputirtenkammer heißt, eine Nation geworden ist und frei und einig jenen Platz einnimmt, der ihm unter den civilisirten Nationen gebührt. Die Adresse weist darauf hin, daß Victor Emanuel in Novara am 23. März 1849, in der Zeit der Trauer, das Gelübde that, Italien wiederherzustellen, und dies Gelöbniß erfüllt habe. Selten, ja fast nie, hat ein König, dessen geistige Begabung nicht so gerühmt wird wie sein tapferer Sinn, in der Geschichte eine so bedeutende Rolle gespielt und mit Hülfe eines genialen Ministers wie Cavour, eines republikanischen Handegens wie Garibaldi und höchst günstiger Zeitumstände die Wiedergeburt eines großen Staates glorreich zu Ende geführt. Daß er vorurtheilsfrei, entschlossen und consequent das Ziel der Einigung Italiens angestrebt hat: das ist ein Ruhm, den die Nachwelt ihm nicht streitig machen wird. Die Glückwünsche der drei Kaiser Europas bewiesen, daß Italien in freundlicher Beziehung zu den drei Großmächten steht. Daß der Glückwunsch des Papstes ausblieb, der bei Empfang der Peterspfennigs- und Osterdeputationen eine unermüdliche Beredsamkeit zeigt, darüber wird der König sich zu trösten wissen, welcher selbst bei ähnlichen Veranlassungen Rücksichten beobachtet hat, an welche der Statthalter Christi, da sie weltlicher Natur sind, sich nicht gebunden glaubt.

Wir haben in unserer Zeitschrift vor kurzem eine eingehende Darstellung der schweizer Verfassungsgeschichte in den letzten Jahrzehnten gegeben. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß mitten in kirchlichen Wirren, deren Gordischen Knoten die Regierung mit Entschiedenheit zu durchhauen weiß, endlich der Schlußstein dieser Verfassung gelegt worden und das Einigungswerk vollbracht ist. Am 19. April fand unter größter Betheiligung die Volksabstimmung über die revidirte Bundesverfassung statt. Zwei Drittel der Abstimmenden stimmten mit Ja, ein Drittel mit Nein. In dem Ständevotum erklärten sich $14\frac{1}{2}$ Cantone für und $7\frac{1}{2}$ gegen die Annahme.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der Freimaurerbund und verwandte Gesellschaften der neuesten Zeit.

1) Organisation und Verbreitung des Freimaurerbundes.

Mit Ausnahme einzelner wissenschaftlicher und technischer Fächer gibt es wol schwerlich ein Moment der neuern Cultur, welches außerhalb der Kreise, die sich ihm unmittelbar widmen, so wenig bekannt ist wie die Freimaurerei. Dieselbe hat das eigenthümliche Schicksal, entweder überschätzt oder unterschätzt, wenn nicht gar vollständig ignorirt zu werden. Ersteres geschieht von seiten ihrer erbittertsten Feinde, der Jesuiten, sowie der von diesen gegenwärtig abhängigen Mehrheit der Katholiken. Von der Ansicht ausgehend, daß jede größere Gesellschaft, welche eigenthümlich organisirt ist und viel von sich sprechen macht, so eingerichtet sein müsse wie ihr eigener Orden, glauben die Jesuiten und ihre Anhänger, oder scheinen wenigstens zu glauben, der Freimaurerbund habe eine womöglich recht geheime Centralleitung, welcher sämmtliche Mitglieder, die dieselbe wol gar nicht einmal kennen, unbedingten Gehorsam schuldig wären, und übe mittels dieser Centralgewalt und ihrer Organe einen mächtigen und zwar destructiven Einfluß auf die politischen und religiösen Verhältnisse der Gegenwart aus, ja er leite sogar die gesammte Politik großer Staaten, unter denen in dieser Hinsicht bei den Jesuiten ganz besonders das Deutsche Reich und Italien (und von kleinern Staaten die Schweiz) in sehr übelm Rufe stehen. Denn weil der Freimaurerbund, was die Jesuiten richtig herausgefunden haben, das gerade Gegentheil ihres Ordens ist, so muß er natürlich gerade dort mächtig sein, wo sie ihren Einfluß durch amtliche Maßregeln verloren haben.

Auf der andern Seite wird der Freimaurerbund von den ihm nicht angehörenden Liberalen und Radicalen und auch von Männern, die keiner bestimmten politischen Richtung angehören, als ein „überwundener Standpunkt" über die Achsel angesehen, und in den erwähnten Kreisen gilt die Freimaurerei für nichts anderes als für eine Art von Lebensversicherung, indem man annimmt, daß ihre Mitglieder in jedem erforderlichen Falle von der Gesellschaft mit Geld, Aemtern, Stellen u. s. w. unterstützt werden.

Beide Ansichten sind so unrichtig und verfehlt wie möglich. Die Gesellschaft der Freimaurer ist weder eine einheitlich organisirte mit gemeinsamen (bekannten oder unbekannten) Obern, noch eine Art von Lebensversicherung. Sie besteht vielmehr aus einer großen Anzahl von Gesellschaften, welche zwar in gewissen (keineswegs in allen) Gebräuchen und Erkennungszeichen übereinstimmen, während in ihren sonstigen Einrichtungen, ja sogar in ihrer Tendenz und in ihrer Auffassung der Geschichte des Bundes die bunteste Mannichfaltigkeit herrscht. Auch stehen von den einzelnen Gesellschaften, aus denen der Bund

Digitized by Google

gebildet ist, nur einzelne mit einzelnen in einem Vertragsverhältnisse, während wieder manche Bestandtheile von andern kaum den Namen und die Existenz kennen, mit ihren Verhältnissen aber völlig unbekannt sind. Die „Lebensversicherung" hinwieder ist eine Phrase, über welche der Eingeweihte geradezu lachen muß. Es kann mit der größten Zuversicht behauptet werden, daß für den weitaus größten Theil der Mitglieder die Freimaurerei nur mit Auslagen verbunden ist, ohne daß sie dafür irgendeinen materiellen Vortheil genießen, und daß für die übrigen, welche allenfalls solche genießen, dieselben nicht wesentlicher und bedeutender sind, als sie in andern Gesellschaften oder Lebensverhältnissen auch vorkommen. Ueber besoldete Stellen, und zwar nur in Sachen des Bundes, verfügt die Freimaurerei einzig in England und Amerika; in Deutschland und der Schweiz kommt dergleichen nicht vor und etwaige Unterstützung von Brüdern beschränkt sich auf das bescheidenste Maß.

Wir sagten bereits, daß in Bezug auf die Tendenzen der Freimaurerei innerhalb des Bundes*) sehr verschiedene Ansichten walten, was der Grund ist, daß darüber inner- und außerhalb desselben große Unklarheit herrscht. Der Bund ist bekanntlich aus den Corporationen der Maurer und Bauleute entstanden, hatte also ursprünglich keine andere Tendenz als die des Bauens. Nach und nach, bestimmt seit Anfang des 18. Jahrhunderts, wurde das „Bauen" auch und schließlich noch allein in geistiger Beziehung verstanden, und daraus geht hervor, daß die Grundtendenz des Bundes ist, einen geistigen Bau aufzuführen, und zwar, bei seiner Verbreitung über die ganze Erde, einen die ganze Menschheit betreffenden, also im Sinne einer die nationalen, socialen und religiösen Schranken beiseitesetzenden Humanität. Jede nähere Präcision und Ausführungsweise dieses Gedankens ist thatsächlich den einzelnen Theilen des Bundes überlassen, und es wird auch von dieser Freiheit in sehr ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht, sodaß kaum ein Bundesverband der Freimaurerei mit dem andern, kaum eine Loge mit der andern in Ausführung der maurerischen Grundsätze vollkommen übereinstimmt, ja sogar die Tendenzen mancher Theile des Bundes einander geradezu widersprechen. Von einer Einheit oder Einigkeit im Freimaurerbunde ist daher leider nicht die Rede; es gibt vielmehr eine Menge von Parteien neben einer Masse von gleichgültigen und unthätigen Elementen in demselben und es kommen arge unbrüderliche Reibungen und Streitigkeiten vor, welche allerdings mit der Hypothese der Jesuiten von einer einheitlichen Leitung seltsam contrastiren. Allerdings will und soll der Freimaurerbund kosmopolitisch sein; aber wie der Kosmopolitismus, wenigstens noch auf Jahrhunderte hinaus, weiter nichts als ein schönes Wort ohne thatsächliche Grundlage ist, so waltet auch unter den Freimaurern in Wirklichkeit der Particularismus vor, und in Kriegsfällen sind zwischen den Maurern der feindlichen Länder die gehässigsten Erscheinungen vorgekommen. So namentlich im letzten Deutsch-Französischen Kriege. Als die Maurer der Schweiz und Belgiens Erklärungen erließen, in welchen sie den Krieg vom maurerischen Standpunkte verurtheilten, sahen dies manche deutschen Logen als eine Parteinahme für Frankreich an, was es in der That nicht war, und brachen mit den schweizerischen und belgischen Freimaurern den Verkehr für geraume Zeit (bis nach dem Frieden) ab. Hinwieder vergaß sich ein Theil der pariser Logen so weit, ein Manifest zu erlassen, in welchem sie die „Brüder Wilhelm und Friedrich von Hohenzollern" (den König und den Kronprinzen von Preußen) vor ein allgemeines maurerisches Gericht luden, was aber nicht zu Stande gekommen ist. Es freut uns auch, sagen zu können,

*) Es sei hier beiläufig gesagt, daß die Bezeichnung „Freimaurerorden", obschon auch in einem Theile des Bundes gebräuchlich, durchaus falsch ist, denn die Freimaurer bilden weder einen geistlichen Orden mit gemeinsamen Lebensregeln, noch einen Ritterorden, noch einen Verdienstorden, der als Auszeichnung verliehen wird.

Digitized by Google

daß nicht nur die schweizerischen Freimaurer mit Entrüstung diese unmaurerische Kundgebung zurückgewiesen, sondern daß auch der französische Großorient sie desavouirt hat. Jetzt findet zwar noch kein herzliches, aber auch kein feindliches Verhältniß mehr zwischen den deutschen und französischen Freimaurern statt.

Indem wir zu den thatsächlichen Gestaltungen der Freimaurerei in der neuesten Zeit übergehen, schicken wir, für weniger mit den Verhältnissen Vertraute, voraus, daß die Freimaurerei in ihrer heutigen Form durchaus von England aus, und zwar seit dem Jahre 1720, verbreitet worden ist. Indem in dieser Weise bald da, bald dort Logen gegründet wurden, und diese wieder mit der vollständigsten Freiheit sich zu Großlogen vereinigten, so war die Folge, daß die einzelnen maurerischen Verbände keineswegs in einer regelmäßigen und übereinstimmenden Weise über den Erdboden vertheilt sind, sondern in dieser Beziehung eine große Mannichfaltigkeit stattfindet. Wir wollen hierüber eine kurze Uebersicht geben.

Deutschland, d. h. das Deutsche Reich, besitzt nicht weniger als acht Großlogen, welche sich zu verschiedener Zeit als Behörden verschiedener „Systeme", d. h. abweichender Auffassungen von der Maurerei gebildet haben. Ja vor 1866 gab es noch eine Großloge mehr, diejenige von Hannover, deren Großmeister der dortige König war. Dieselbe wurde jedoch nach der Einverleibung Hannovers in Preußen von der preußischen Regierung veranlaßt, sich aufzulösen, infolge dessen sich jede hannoverische Loge einer der drei in Berlin residirenden Großlogen anschloß. Wir ersehen hieraus, daß von den acht noch bestehenden deutschen Großlogen sich nicht weniger als drei allein in Berlin befinden, das einzige Beispiel dieser Art auf der Erde. Diese drei Großlogen sind folgende: 1) die sich so nennende Große Landesloge von Deutschland, 2) die Große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln und 3) die Großloge von Preußen, genannt Royal York zur Freundschaft. Die den beiden erstgenannten angehörenden Logen sind durch ganz Norddeutschland zerstreut, die der dritten wenigstens durch den ganzen preußischen Staat. Wegen der großen Ausdehnung ihres Gebietes haben sie wieder mehr oder weniger Provinziallogen unter sich, welche die Mittelbehörden zwischen den Großlogen und den Logen bilden. Die Große Landesloge von Deutschland ist keineswegs, was ihr Name dem Unkundigen anzudeuten scheint, die höchste maurerische Behörde in Deutschland überhaupt, sondern nur, soweit ihr System reicht. Es ist dies das sogenannte schwedische System, welches in der Freimaurerei eine ganz ausnahmsweise und eigenthümliche Stellung einnimmt. Es wurde im Jahre 1760 aus Frankreich nach Schweden gebracht, ist dort das allein herrschende geblieben, fand bald nachher durch Zinnendorf unter eigenthümlichen Umständen, die nicht hierher gehören, Eingang in Deutschland und in neuester Zeit auch in Dänemark. Auf dem Wahne beruhend, daß die Freimaurerei vom Tempelherrenorden abstamme, hat es einen ausschließlich christlichen Charakter und macht außerdem aus Tendenz und Geschichte des „Ordens", wie es sie auffaßt, ein Geheimniß. Dieses System steht daher mit der gesammten freimaurerischen Fortschrittspartei auf gespanntem Fuße, und es wurde von letzterer im Januar d. J. mit großer Genugthuung vernommen, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen sein Amt als „Ordensmeister" der Großen Landesloge niedergelegt habe, und man sagte sich allgemein, daß dies geschehe, weil der beliebte freisinnige Kaisersohn sich durch die historischen Forschungen über den Ursprung des schwedischen Systems nicht befriedigt fühlen konnte. Jedenfalls wäre er nicht der Erste, welchen die „ritterlichen" Geheimnisse abstießen; man hat schlagende Zeugnisse von hervorragenden Mitgliedern des schwedischen Systems über die Nichtigkeit der Behauptungen desselben.

Von den zwei übrigen berliner Großlogen huldigt auch diejenige Zu den drei Welt-

Digitized by Google

kugeln, wennschon nicht dem Ritterwesen, doch dem christlichen Princip und hält noch heute die Juden von ihren Aufnahmen fern, während die Großloge Royal York vor einigen Jahren diese Ausschließlichkeit abgelegt hat.

Von den fünf deutschen Großlogen, welche nicht in Berlin ihren Sitz haben, beschränken diejenigen von Sachsen und von Hessen (die letztere genannt Zur Eintracht) ihr Gebiet beinahe ganz auf den betreffenden Staat (nur eine Loge von jeder befindet sich außerhalb desselben), während die Logen, welche den Großlogen von Hamburg, von Frankfurt a. M. (Eklektischer Bund) und von Baireuth (Zur Sonne) angehören, über verschiedene deutsche Staaten ohne gegenseitige Abgrenzung verbreitet sind. Schon von jeher haben vier dieser Großlogen keine christliche Ausschließlichkeit gekannt; aber auch diejenige zu Darmstadt hat sich neulich officiell von derselben losgesagt. Fünf deutsche Logen gehören keiner Großloge an, sondern bestehen für sich; sie befinden sich sämmtlich in Sachsen und den Thüringischen Staaten (von den drei leipziger Logen gehören zwei in diese Kategorie).

Nachdem die Großmeister der acht deutschen Großlogen seit 1868 regelmäßig jährliche Zusammenkünfte an dem Sitze je einer Großloge gehalten, gründeten sie 1872 den Deutschen Großlogenbund, um der deutschen Freimaurerei, welche vorher mehr zersplittert war, als diejenige irgendeines andern Landes, die von allen Freunden der Einheit des Fortschritts ersehnte einheitliche Verfassung zu geben.

Die officielle Erklärung der deutschen Großmeister über die Tendenz des Bundes lautet wörtlich:

„Die Freimaurerei bezweckt, in einer zumeist den Gebräuchen der zu Bauhütten vereinigten Werkmaurer entlehnten symbolischen Form, die sittliche Veredlung des Menschen, und menschliche Glückseligkeit überhaupt zu befördern."

Die vielfach behauptete Glaubenslosigkeit der Freimaurer wird durch folgende von den Großmeistern aufgestellte These beleuchtet:

„Indem sie (die Freimaurerei) von ihren Mitgliedern den Glauben an Gott als den obersten Baumeister der Welt, an eine sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt, verlangt sie von ihnen die Bestätigung des höchsten Sittengesetzes: «Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst.»"

Ueber die ebenfalls von den Gegnern des Bundes stark zu Kapital geschlagene Geheimnißkrämerei äußern sich die erwähnten Autoritäten:

„Der Freimaurerbund ist keine geheime Verbindung; Zweck, Geschichte, Gesetzgebung und Statistik des Freimaurerbundes sind kein Geheimniß und können der Regierung, wenn es verlangt wird, vorgelegt werden. Das von jedem Freimaurer bei der Aufnahme an Eidesstatt abgelegte Gelübde der Verschwiegenheit bezieht sich nur auf die Formen des maurerischen Ritus, auf die Gebräuche."

Daraus erfährt die Außenwelt auch, daß der so schreckliche Freimaurereid, der übrigens nie so ernst gemeint war, als er lautete, in neuerer Zeit einem bloßen Gelübde auf Verschweigung der Formen gewichen ist.

Der Großlogentag, das Organ des neuen Großlogenbundes, besteht aus den acht Großmeistern und zwei von jeder Großloge zu erwählenden Brüder Meistern und wird jährlich zu Pfingsten am Sitze einer der Großlogen abgehalten.

Auf diese neueste einheitliche Gestaltung der deutschen Freimaurerei hat wesentlich der „Verein deutscher Freimaurer" eingewirkt, welcher im Jahre 1861 von der maurerischen Fortschrittspartei Deutschlands zu Potsdam gegründet wurde. Derselbe wirkte seitdem in jährlichen Wanderversammlungen und durch die maurerische Presse rastlos für größere Oeffentlichkeit der Freimaurerei, Beförderung historischer Forschung über die Geschichte des Bundes, Beseitigung „christlicher" Ausschließlichkeit, Abschaffung der Vorrechte sogenann-

Digitized by Google

ter höherer Grade u. s. w. Im Jahre 1862 zählte er 36 Mitglieder; heute haben diese die Zahl 1000 überschritten. Die von ihm herausgegebenen „Mittheilungen" enthalten die schätzbarsten Beiträge zur Geschichte der maurerischen Gebräuche und zur maurerischen Statistik. Alle Anfeindungen von officieller Seite haben gegen den Verein nicht nur nichts vermocht, sondern am Ende thaten die Großmeister selbst gerade das, was der Verein schon Jahre vorher von ihnen verlangt hatte. Weniger Hoffnung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen dafür vorhanden, daß ein anderer, weiter gehender Plan des Vereins zur Wahrheit werde. Derselbe besteht in einem Grundgesetze für den gesammten Freimaurerbund, welches der Verein auf seiner Versammlung in Worms 1867 angenommen und dem viele deutsche Logen ihre Zustimmung ertheilt haben. Dieser Grundgesetzentwurf sagt in seinem ersten Artikel:

„Zweck des Freimaurerbundes ist die Darstellung der Menschheit als eines Ganzen, verbunden in brüderlicher Liebe zum gemeinsamen Streben nach allem Wahren, Schönen und Guten."

Es werden noch viele Vorurtheile schwinden und Schranken fallen müssen, bis die in dem Entwurfe angedeutete Universalgroßloge der Erde ihre Arbeiten eröffnen kann.

Die Zahl der deutschen Logen beträgt 325, wovon 77 der Großen Landesloge, 110 den Drei Weltkugeln, 47 Royal York, 30 Hamburg, 17 Baireuth, 18 Sachsen, 12 dem Eklektischen Bunde und 9 der Eintracht in Darmstadt angehören und 5 isolirt sind. Die Zahl der deutschen Freimaurer mag 30000 betragen.

Mit der deutschen Freimaurerei steht unter den ausländischen Bundestheilen die der Schweiz im regsten Verkehre. Obwol unter den 27 schweizerischen Logen zwei Drittel der kleinern französischen und nur ein Drittel der größern deutschen Schweiz angehören, weil die französischen Schweizer, gleich den Franzosen, bei Aufnahmen weniger streng verfahren, so übt doch der deutsche Theil das geistige Uebergewicht aus und beherrscht eigentlich die schweizerische Freimaurerei. Dieselbe bildet seit 1844 einen einheitlichen Verband unter dem Titel der Großloge Alpina, deren Sitz alle sechs Jahre wechselt. In den Jahren 1844—50 war er in Zürich, 1850—56 in Basel, 1856—62 in Lausanne, 1862—68 in Bern, 1868—71 in Aarau und wegen Rücktritts des Großmeisters 1871—74 in Neuenburg. Bezeichnend ist, daß unter den sechs bisherigen Großmeistern vier Professoren waren (dann ein Staatsmann und ein Finanzmann). Gegenwärtig ist, wie im schweizerischen Bundesstaate, so auch in der dortigen Freimaurerei eine Verfassungsänderung im Werke, welche dem Fortschritte Rechnung tragen soll.

Ein eigenthümliches Verhältniß für die Freimaurerei hat die neuerliche dualistische Gestaltung des österreichischen Kaiserstaates geschaffen. Sofort nach der Theilung des Reiches wurde in Ungarn die vorher im ganzen Reiche verpönte Freimaurerei gestattet, während in Cisleithanien vorzüglich auf Antrieb des Bürgerministers Giskra der nach seiner Ansicht „antimonarchische" Bund keine Heimat fand. Während sich demnach in Ungarn eine Großloge bildete, konnten die deutsch-österreichischen Freimaurer ihrer zähen Bureaukratie nach mühevoller Arbeit nichts abringen als die Erlaubniß, einen „nichtpolitischen Verein" zu gründen, den zu besuchen und zu überwachen die Polizei das Recht hat. So entstand in Wien der „Nichtpolitische Verein Humanitas", welcher aber auch zugleich in dem ungarischen Grenzstädtchen Neudörfel als Loge Humanitas besteht und so ein eigenthümliches Doppelleben führt, während er bereits Filialen in Deutsch-Oesterreich besitzt und den Keim einer künftigen deutsch-österreichischen Großloge in sich trägt.

In der französischen Freimaurerei haben sich zu allen Zeiten die politischen Verhältnisse Frankreichs abgespiegelt. So wurde denn auch bei der ersten Großmeisterwahl nach Napoleon's III. Staatsstreich dessen Vetter Prinz Lucian Murat zum Großmeister gewählt und nahm die Wahl mit Bewilligung des Prinz-Präsidenten an. Er benutzte

Digitized by Google

aber seine Stellung nur, um die französische Maurerei ganz in das Schlepptau des inzwischen eingeführten Kaiserthums zu nehmen und demselben als Werkzeug zu überliefern. Ein Versuch, sie zugleich zum Mittelpunkte des Bundes zu machen, schlug bei dem verunglückten Unternehmen eines maurerischen Congresses während der Weltausstellung 1855 in Paris fehl. Durch die Unterdrückung der persönlichen und Logenfreiheit, welche Murat systematisch betrieb, indem er z. B. jede maurerische Veröffentlichung ohne seine Erlaubniß untersagte und zugleich das Logenhaus für zweifelhafte „Bälle" vermiethete, brachte er die französische Maurerei immer mehr herunter. Als er dann vollends im Senat sich zu Gunsten des Papstthums äußerte (1861), erhob sich gewaltige Agitation gegen ihn, und der Großorient, den er vergebens aufzulösen versuchte, wählte, da die Zeit der Neuwahl da war, den Prinzen Napoleon zum Großmeister. Murat rief die Polizei zu Hülfe und sprengte den Großorient wie zehn Jahre vorher sein Vetter die Nationalversammlung. Da legte sich der Kaiser ins Mittel und wählte von sich aus den Marschall Magnan, der noch nicht einmal Freimaurer war, zum Großmeister. Derselbe mußte sofort aufgenommen und in alle Grade befördert werden. Merkwürdigerweise jedoch war die Wahl eine glückliche. Magnan schuf im Großorient wieder Ordnung und machte die Fehler Murat's wieder gut. Nach seinem Tode (1865) wählte der Großorient, ohne daß sich Napoleon wieder einmischte, den General Mellinet zum Großmeister. Seit dem Sturze des Kaiserthums ist aber die Großmeisterwürde aufgehoben und der republikanischen Form des Landes entsprechend ein „Präsident" an seine Stelle gesetzt. Die vor dem Kriege in Elsaß-Lothringen bestehenden Logen sind auf Befehl der deutschen Regierung aufgelöst worden, und an ihrer Stelle haben sich deutsche Logen in Straßburg und Metz gebildet, von denen sich freilich bisjetzt die Landeskinder fern halten.

Es ist gewiß eine demonstratio ad hominem gegenüber der Behauptung, die Freimaurerei habe sich überlebt — daß dieselbe überall, wo ihr freie Hand gelassen wird, sofort mit aller Macht auflebt und großartige Blüten treibt. Ganz besonders war dies der Fall nach der Umgestaltung von 1860 in Italien. Sofort nach Bildung des Königreichs Italien schossen die Logen gleichsam aus der Erde. Allerdings errangen dieselben eine einheitliche Verfassung nicht ohne harte Kämpfe zwischen verschiedenen Systemen. Im Jahre 1866 gab es nicht weniger als vier voneinander unabhängige maurerische Verbände in Italien, einen, den Großorient, in Turin, später in Florenz, einen in Mailand und zwei in Palermo, von denen die eine Garibaldi zum Großmeister hatte. Die drei kleinern Verbände haben sich indessen seitdem aufgelöst oder dem Großorient angeschlossen, welcher jetzt in Rom, wo die Freimaurerei schon so oft verflucht worden, seinen Sitz und 165 Logen unter sich hat. Unter den Auspicien des Großorients von Italien hat sich neulich auch in Griechenland eine Großloge gebildet, und der jüngste aller Großoriente, derjenige von Aegypten, dem alten Lande des Geheimnisses, ist ebenfalls vorzugsweise aus italienischen Logen hervorgegangen. So nimmt heute das maurerische Licht den umgekehrten Weg von dem, den das Licht der Civilisation im grauen Alterthum eingeschlagen hatte.

Auch der spanischen Freimaurerei hat die Vertreibung Isabella's die Freiheit gegeben, von welcher sofort Gebrauch gemacht wurde; aber der Bund hat dort mit noch sehr ungeordneten Verhältnissen zu kämpfen, und die spanischen Logen stehen theils unter zwei einheimischen Großorienten, theils unter demjenigen von Portugal.

Unter den europäischen Großlogen schlafen diejenigen von England, Schottland und Irland, Holland und Belgien, Dänemark und Schweden so ziemlich entweder den Schlaf des Gerechten oder führen ein erbauliches Stilleben. In Rußland ist die Freimaurerei noch seit dem dortigen Militäraufstande der zwanziger Jahre, mit dem sie zusammen-

Digitized by Google

geworfen wurde, unterdrückt; dagegen bestehen in der Türkei mehrere Logen mit englischer, französischer oder italienischer Constitution. In Afrika gibt es außer dem schon erwähnten neuen Großorient von Aegypten noch einen solchen der Negerrepublik Liberia, welcher von Amerika aus gegründet wurde. Asien und Australien haben keine eigenen Großlogen; aber zahlreiche Logen bestehen in diesen Erdtheilen, meist unter je einer der drei britischen Großlogen, die zahlreichsten in Ostindien und auf dem Festlande Australiens, dann in China, Japan und den Sandwichinseln.

Die zahlreichste Vertretung auf der Erde hat aber der Freimaurerbund in Amerika. Die Vereinigten Staaten allein zählen mehr Maurer als die gesammte übrige Erdoberfläche zusammengenommen. In jedem einzelnen Staat und Territorium gibt es eine eigene Großloge (zusammen 43), bisweilen mit einigen hundert Logen. Illinois hat 630, Kentucky 481, Neuyork 696 (darunter 24 deutsche), Ohio 409, Pennsylvanien 310 Logen u. s. w., Missouri allein über 25000 Mitglieder. Eine gemeinsame Oberbehörde gibt es nicht. Ueberdies haben die „Farbigen", welche auch seit Aufhebung der Sklaverei (so „human" sind die amerikanischen „Brüder") in den weißen Logen keinen Zutritt finden, in mehrern Staaten besondere Großlogen. Ja die Yankees, diese „Republikaner", gehen so weit, mit den europäischen Großlogen, welche die farbigen Großlogen anerkennen, die Verbindung abbrechen zu wollen! In den verschiedenen Provinzen des britischen Nordamerika gibt es ebenfalls besondere Großlogen (fünf an der Zahl, doch mit weit weniger Logen als in den Vereinigten Staaten). Ebenfalls solche zählen die Republiken Mexico, Domingo, Haïti, Venezuela, Columbia, Peru, Chile, Argentina, Uruguay; auch in Cuba besteht eine Großloge. In Brasilien sind die Maurer in zwei Parteien getheilt, von denen die eine sich mit dem Klerus gut zu stellen sucht, die andere aber dem freien Gedanken huldigt. Die letztere liegt daher mit der Kirche in starkem Hader und wird darin von der Staatsregierung unterstützt. Merkwürdig ist, daß ein Abgeordneter dieser zweiten Partei an den französischen Großorient, um diesen für sich zu gewinnen, das große Wort gelassen aussprach: in dem nächsten Kriege werde Frankreich Brasilien an seiner Seite haben!

Bei dieser bunten und mannichfaltigen Vertheilung der maureriſchen Organe und Behörden über die Erde ist denn in neuester Zeit wiederholt die Frage aufgeworfen worden, wie weit die Befugnisse der einzelnen unter denselben gehen, ob dieselben auf ein gewisses Gebiet alleiniges Recht haben (den Sprengelzwang, auch Sprengelrecht genannt), oder ob ihnen hierin andere Concurrenz machen dürfen. Es gibt Großlogen, welche das Recht in Anspruch nehmen, auf der ganzen Erde, in allen beliebigen Ländern Logen gründen zu dürfen, und dasselbe auch thatsächlich ausüben, so namentlich die drei britischen Großlogen und der französische Großorient. Auch die deutsche Großloge in Hamburg eifert ihnen darin nach. Dagegen wäre es keiner fremden Großloge zu rathen, in England oder Frankreich Logen zu gründen. Die schweizer Großloge erkennt weder auf ihrem Gebiete fremde Gründungen an, noch versucht sie selbst solche im Auslande. Der neue deutsche Großlogenbund erkennt in Deutschland keine Logen fremder Großoriente an; außer Hamburg strebt aber auch keine deutsche Großloge nach auswärtigen Dependenzen. Eine andere Frage des sogenannten Sprengelrechts ist, ob eine Loge einen Candidaten aufnehmen dürfe, der an dem Orte einer andern Loge wohnt, ohne Erlaubniß der letztern, beziehungsweise wie weit sich überhaupt in territorialer Hinsicht die Berechtigung einer Loge zu Aufnahmen erstrecke. Ueber beide Fragen herrscht nichts weniger als Uebereinstimmung; Verträge der Großlogen unter sich oder mit den Staatsbehörden lauten bald so, bald anders, an vielen Orten fehlen sie ganz. Die einfachste Lösung wäre nach unserer Ansicht die vollkommene Freiheit jeder Großloge, Logen zu gründen wo sie will, und jeder Loge, aufzunehmen wen sie will. Das brüderliche Vertrauen müßte aber dabei mitwirken und Conflicte unmöglich machen.

Digitized by Google

2) Was thun die Freimaurer?

Das wäre alles ganz recht und schön, heißt es gewöhnlich, wenn man einem Uneingeweihten, der nicht zu den grundsätzlichen Feinden der Freimaurerei gehört, die Tendenzen, Geschichte und Verbreitung des Bundes auseinandersetzt; aber — was thun denn eigentlich die Freimaurer? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", heißt es in der Bibel, und weil es ein Grundzug der heutigen Zeit ist, daß jedermann auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitet und daher sich einer klar abgegrenzten Thätigkeit widmet, so wird auch von jedem erwartet, daß er etwas thue. Daß die Freimaurer nichts thun, kann man im allgemeinen nicht sagen; aber zu sagen was sie thun, ist dennoch eine schwere Aufgabe. Sie ist dies vorzüglich deshalb, weil jeder Freimaurer als solcher etwas anderes thut, selten zwei das Gleiche; denn da, wie wir bereits erwähnt, die Auffassungen von dem Zwecke der Freimaurerei so überaus verschieden sind, so ist es natürlich, daß auch jeder etwas Verschiedenes thut, um den ihm vorschwebenden Zweck zu erreichen.

Man kann in dieser Hinsicht die Freimaurer in drei Klassen eintheilen: in rituelle, moralische und praktische Maurer. Die erste Klasse sieht den Zweck der Freimaurerei in der Uebung ihrer Gebräuche, die zweite in der moralischen Vervollkommnung seiner selbst und anderer, die dritte in einem der Idee des Maurerthums entsprechenden Wirken nach außen. Die erste Klasse ist weitaus die zahlreichste, sie beträgt aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens neun Zehntel der Brüderschaft, wenn nicht gar neunundneunzig Hundertstel; ihr folgt in der Stärke die zweite, und die dritte ist die schwächste, die ihr angehörenden sind rari nantes in gurgite vasto.

Dem maurerischen Gebrauchthum, beziehungsweise Logen-, Ceremonien- und Ritualwesen und was darum- und daranhängt — Titel, Würden, Aemter, Grade, Decorationen, Insignien, Diplome, Bekleidung, Ausschmückung des Logenraums u. s. w. huldigt nicht nur die angegebene immense Majorität, sondern es wird diesen Dingen auch reichlich in demselben Zahlenverhältniß die Zeit zugewendet, welche die Einzelnen überhaupt der Maurerei widmen, d. h. wenigstens neun Zehntel derselben. Und das ist noch nicht alles. Auch der nervus rerum, das Geld, das nicht ohne Bedeutung ist, da die Freimaurer doch meist den wohlhabendern Ständen angehören, wird ebenfalls in dem nämlichen, wo nicht noch stärkern Verhältnisse für das maurerische Gebrauchswesen und was dazugehört, verwendet.

Das Gebrauchthum ist übrigens dasjenige, das die Freimaurerei zu dem macht, was sie ist, das ihr ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, das die Grundlage des sogenannten Geheimnisses bildet und das Anlaß zu den schauerlichen Sagen und Fabeln bietet, welche über den Bund im Umlaufe sind. Ohne dieses Gebrauchthum wäre die Freimaurerei eben ein humaner oder wohlthätiger oder moralischer und geselliger Verein, oder vielmehr sie existirte gar nicht. Und da — sich selbst und andere belügen wäre ja unmoralisch — weitaus der größte Theil der Aufnahmesuchenden durch Neugier oder Hoffnung auf irgendwelche Vortheile geleitet wird, so ist es auch begreiflich, daß die Mehrheit sich nach der Aufnahme ausschließlich dem zuwendet, was den Bund zu dem macht, was sie darin suchten, nämlich zu einer außergewöhnlichen, geheimnißvollen, in Metall- und Farbenpracht glänzenden, mit wohlklingenden Titeln prangenden Gesellschaft.

Die Ceremonien sind es, welche an den Ursprung des Bundes aus den Steinmetzengilden erinnern, wenn auch im Laufe der Zeit vieles dazugekommen ist, woran nie ein Steinmetz oder Werkmaurer gedacht hat. Sie sind es daher auch, welche die wesentlichsten Abtheilungen begründen, in die der Bund zerfällt, nämlich die sogenannten Systeme, und damit auch die Verwickelungen des Sprengelrechtes, das ohne die Concurrenz verschiedener Systeme auf einem und demselben Gebiete höchst einfach wäre.

Digitized by Google

Die Systeme sind aus den verschiedenen Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung der Freimaurerei entstanden, welche sich mit der Zeit gebildet haben. Für den Nichtmaurer haben ihre Unterschiede wenig Interessantes, ja sie sind geradezu gründlich langweilig und es braucht eine besondere Liebe zur Sache, sich ihrem Studium hinzugeben. Die hauptsächlich hierbei eine Rolle spielende Frage ist die: Stammt der Freimaurerbund von den Steinmetzengilden oder von den Tempelrittern oder gar von Mysterien des Alterthums? Für den nur einigermaßen mit der Geschichte Vertrauten ist dies längst keine Frage mehr; denn er weiß, daß nur das erste Glied der erwähnten Kette Anspruch auf Wahrheit hat, die andern beiden der Sage angehören. Da aber der Bund nicht aus Geschichtsforschern besteht, so lassen sich bedeutende Bruchtheile desselben die ältere Abstammung, und wäre es selbst von Salomo's Tempelbau oder gar von Noah oder Adam her, nicht nehmen und sind für sie Feuer und Flamme.

Das hauptsächliche Kennzeichen der Systeme und damit der Ansicht ihrer Anhänger vom Ursprung der Freimaurerei ist die Anzahl der Grade. Allen Systemen gemeinsam sind die drei ersten Grade, die des Lehrlings, Gesellen und Meisters. Wer nun an der Abstammung der Maurerei von den Werkmaurern festhält, dem sind diese drei ersten Grade auch die drei einzigen; denn wenn sich auch nachweisen läßt, daß die ersten Freimaurer gar keinen Gradunterschied kannten, so bestehen doch diese Unterscheidungen in allen Handwerken und sind daher das Schibboleth des Handwerks. Alle Maurer dagegen, welche höher hinauf wollen, ohne daß sie deshalb gerade nothwendig zu wissen brauchten, wie hoch hinauf, begnügen sich nicht mit den drei Handwerksgraden, sondern verlangen sogenannte höhere Grade. Da die letztern Sache der einzelnen Systeme sind, so gibt es keine allgemeinen höhern Grade, sondern dieselben sind in jedem System nach Zahl, Benennung und Inhalt anders.

Das Vaterland der Freimaurerei in ihrer jetzigen Gestalt ist, wie schon erwähnt, England, das Vaterland sämmtlicher höherer Grade Frankreich, und das Land, in welchem die letztern mit dem größten Eifer nachgeäfft worden sind, Amerika. In Anbetracht der erstgenannten Thatsache heißt das System, welches nur die drei Handwerksgrade anerkennt, das englische, welches wieder, je nach localen Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen oder nach historischen Erinnerungen und Einwirkungen mehrere Abarten hat, die sich auf das Ceremoniell beziehen. Im allgemeinen werden dagegen die Systeme, welche „höhere" Grade enthalten, schottische genannt, weil sie zuerst in dem Bestreben ihre Wurzel gehabt haben sollen, mit ihrer Hülfe die Umtriebe der Stuart'schen Prätendenten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu unterstützen. In Schottland selbst hatten sie weniger Anhang als in irgendeinem andern Lande. Abarten des schottischen Wesens sind das schwedische, französische, irische, altschottische System, die sogenannten ägyptischen Systeme Mizraim und Memphis u. s. w. Alle sind von Franzosen oder von Stuartisten, die in Frankreich lebten, die letztgenannten, das altschottische und die beiden ägyptischen Systeme von französischen Juden neuester Zeit erfunden. Das schwedische System, welches, wie schon erwähnt, in Schweden und Dänemark allein und in Deutschland in den Logen der sogenannten Großen Landesloge zu Berlin herrscht, hat neun Grade, unter welchen die höhern allein zur Leitung der Logen berechtigen; es ist, wie erwähnt, specifisch christlich gefärbt. Das französische System von sieben Graden ist in Frankreich längst dem altschottischen gewichen und nirgends mehr im Gebrauche. Das irische System von 15 Graden ist blos in Irland gebräuchlich. Dagegen ist das altschottische System von 33 Graden, welches gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Jude Stephan Morin nach Amerika brachte, in Frankreich bis vor wenigen Monaten das allein herrschende gewesen, seit der letzten Sitzung des Großorients aber als gefallen zu betrachten, indem in derselben, am Jahrhundertfeste der Stiftung des Großorients (22. Oct. 1773), beschlossen wurde, die

Digitized by Google

Vertretung der „Kapitel" und andern Behörden höherer Grade im Großorient aufzuheben. Dagegen blüht das altschottische System, dessen Ursprung lügnerischerweise Friedrich dem Großen zugeschrieben wird, noch in den sowol in Frankreich als in Belgien neben den Großorienten noch bestehenden Suprêmes conseils, unter deren jedem eine Anzahl Logen steht, welche ganz den höhern Graden untergeordnet sind.*) Ohne officielle Geltung, aber mit eigenen, von den Großlogen unabhängigen Behörden, meist Kapitel genannt, besteht dieses System auch in Großbritannien und in sämmtlichen nord- und südamerikanischen Staaten, in welchen es Maurer gibt, und namentlich in Amerika hängen ihm leider die hervorragendsten Maurer an. In den drei britischen Reichen und in den Vereinigten Staaten gibt es außerdem noch, aber ganz außer officiellem Zusammenhang mit den Großlogen und Logen, sogenannte Templer, welche aus den höhern Graden hervorgingen, aber die Maurerei ganz beiseitegeworfen haben und nur noch der Templerei huldigen. Sie haben einen ausgeprägt christlich-orthodoxen Charakter, was sie aber nicht verhindert, in Parteien zu zerfallen, von denen jede behauptet, sie sei der echte Tempelorden, die Gegnerin aber ein unechter. Sie kleiden sich in das Costüm der alten Templer, führen deren Titel und Würden fort, besitzen Verzeichnisse erdichteter Großmeister seit Jakob von Molay und vergnügen sich mit — Exercirreglements und deren Uebung! Es ist traurig, aber wahr, daß ganz bedeutende Männer diesen Unsinn mitmachen. Die Systeme Mizraim und Memphis, welche 90—99 Grade, aber nur wenige Logen, vorzüglich in Frankreich, zählten, sollen ganz eingegangen sein. Ueberhaupt kann glücklicherweise gesagt werden, daß das Hochgradwesen, sowol was seine Ausdehnung als was seine Achtung im Bunde betrifft, im Sinken begriffen ist. Man erkennt immer mehr, daß es entweder eine eitle, kindische Spielerei mit Titeln und Behängen oder aber eine ganz gemeine Geldspeculation, auf jene Eitelkeit berechnet, zur Grundlage hat.

Da es indessen für die Cultur unserer Zeit immerhin interessant ist, zu sehen, in welche Verirrungen dieselbe verfallen ist, so geben wir hier als Curiosum das Verzeichniß der 33 Grade des sogenannten altschottischen Systems, das in den bestehenden, von den Großlogen nicht anerkannten Sonderbünden der Hochgradmaurer in Frankreich, Belgien, Ungarn, Großbritannien und Amerika praktizirt wird.**) Diese 33 Grade sind: 1) Lehrling, 2) Geselle, 3) Meister, 4) geheimer Meister, 5) vollkommener Meister, 6) vertrauter Geheimschreiber, 7) Vorsteher und Richter, 8) Aufseher der Gebäude, 9) auserwählter Meister der Neun, 10) auserwählter Meister der Funfzehn, 11) auserwählter erhabener Ritter, 12) Großmeister-Architekt, 13) königliches Gewölbe, 14) großer schottischer Ritter, 15) Ritter vom Osten (auch Ritter vom Schwert), 16) Großfürst von Jerusalem, 17) Ritter vom Westen (auch vom Osten und Westen), 18) Souveräner Fürst des Rosenkreuzes, 19) großer Oberpriester (auch erhabener Schotte), 20) Ehrwürdiger Großmeister auf Lebenszeit, 21) Noachit oder preußischer Ritter, 22) Fürst vom Libanon (auch Ritter der königlichen Axt), 23) Haupt des Tabernakels, 24) Fürst des Tabernakels, 25) Ritter der ehernen Schlange, 26) Fürst der Gnade, 27) großer Befehlshaber des Tempels, 28) Ritter der Sonne, 29) Sanct-Andreasritter, 30) Ritter Kadosch (auch Ritter des weißen und schwarzen Adlers), 31) Großinquisitor und Befehlshaber, 32) erhabener Fürst des königlichen Geheimnisses, 33) souveräner General-Großinspector. Die Symbolik dieser höhern Grade bezieht sich meistens auf das Alte Testament, hat aber einen vor-

*) In Frankreich hat der Großorient 321, das Suprême conseil 50, in Belgien der dortige Großorient 60, das dortige Conseil 17 Logen. Auch in Ungarn ist neben der Großloge noch ein schottischer Großorient entstanden.

**) In Italien, Spanien und Portugal spukt es auch innerhalb der nationalen Großlogen, wie dies bisjetzt auch in Frankreich der Fall war.

Digitized by Google

wiegend christlichen Charakter. Es ist klar, daß die Einweihung in einen jeden dieser Grade eine geraume Zeit in Anspruch nehmen würde. Dieselbe wird daher auch nicht einzeln, sondern in gewissen Serien ertheilt. Die Hauptabschnitte bilden dabei der achtzehnte und der dreißigste Grad, welche als die wichtigsten betrachtet werden. Die dazwischenliegenden werden in der Regel nur dem Namen nach ertheilt und die drei obersten sind blos administrative Würden. Die Systeme, deren wir hier gedachten, sind nur ein kleiner Theil der seit Ursprung des Freimaurerbundes aufgekommenen, diejenigen aber, die wir nicht erwähnten, sind längst den Weg alles Wahnes gegangen oder so heruntergekommen, daß ihrer kein Mensch mehr gedenkt.

Sowie die menschliche Natur einmal ist, d. h. wunder- und geheimnißsüchtig, interessirt gewöhnlich die Nichtmaurer an der Freimaurerei nichts in höherm Grade als eben das Ceremonien- und Ritualwesen, und möchten dieselben um alles in der Welt gern wissen, wie es dabei hergeht. Keine Neugierde ist weniger als diese geeignet, befriedigt zu werden; denn eine Befriedigung im wahren Sinne gibt es bei diesen Ceremonien nicht. Entweder nämlich ist der Mensch überhaupt ceremonienfreundlich — dann hat er niemals genug, oder er ist es nicht, dann wird er die Sache schon im Anfange satt bekommen. Die Einweihungen in alle Grade sind eben Menschenwerk und können, bei ihrer großen Anzahl und dem nämlichen Gegenstande nicht anders als eintönig werden, sodaß sie, bei allem Guten, das sich ohne Frage in ihnen vorfindet, doch unter der Last des blos Formellen und theilweise Phrasenhaften und dem Geiste der Zeit nicht mehr Entsprechenden erliegen und auf den wirklich denkenden und unabhängigen Geist keine Wirkung mehr ausüben.

Wenn nun aber dennoch die große Mehrheit der Freimaurer sich ausschließlich dem Ritualwesen widmet, so huldigt sie damit eben der süßen Macht der Gewohnheit, zugleich aber auch der Nothwendigkeit, diese Seite der Freimaurerei beizubehalten, wenn diese Maurerei bleiben und nicht zu einem gewöhnlichen Verein verflachen will. So ermüdend die Ceremonien sind, soviel Geistloses sie oft neben vielen herrlichen Gedanken und meisterhafter Darstellung derselben enthalten, so sind sie doch dasjenige, was den Bund zusammenhält. Denn da derselbe kein festgegliedertes Ganzes ist, keine einheitliche Leitung hat und thatsächlich das einzige, was seinen Bestandtheilen gemeinsam ist, die Ceremonien sind, so würde er ganz naturgemäß bei Wegfall der letztern in seine administrativen Abtheilungen zerfallen und diese ebenso viele selbständige Vereine und Gesellschaften bilden. Sowenig zeitgemäß daher die Ceremonien mehr sind, so können sie doch, solange der Bund nichts anderes hat, was ihm einen festen Zusammenhang gibt, nicht entbehrt werden. Uebrigens wird von den aufgeklärten Elementen des Bundes fortwährend an der Verbesserung, Vereinfachung und Reinigung der Ritualien gearbeitet, und dies ist unter den obwaltenden Umständen das Vernünftigste, was gethan werden kann. Dringt nun einmal die weise Ansicht durch, daß die Ceremonien eine durch die geschichtliche Entwickelung des Bundes gebotene Nothwendigkeit und nicht dazu da sind, die Neugierde zu kitzeln, die Liebe zu Pomp und Glanz zu befriedigen und der Lust am Geheimnißvollen und Schauerlichen genugzuthun, — so ist schon vieles gewonnen.

Damit hängt denn auch die Frage zusammen, inwiefern der Bund geheim sei oder sein und bleiben solle. Die fortschrittlichen Elemente des Bundes haben seit den letzten Jahrzehnten einerseits fortwährend betont, daß der Freimaurerbund eigentlich kein Geheimbund, sondern eine bloße geschlossene Gesellschaft sei und andererseits darauf hingearbeitet, daß auch das Wenige, was thatsächlich noch geheim ist, soweit möglich beschränkt werde. Dieser Auffassung der Fortschrittsfreunde hat sich nun auch, wie wir oben gesehen, der deutsche Großlogenbund angeschlossen. Ein wirklicher Geheimbund ist allerdings dem Geiste unserer Zeit, welche der schrankenlosen Oeffentlichkeit huldigt, vollkommen zuwider, und

Digitized by Google

daher die Geheimhaltung nur gerechtfertigt in Bezug auf das, was, wenn es allgemein bekannt wäre, von Unberechtigten benutzt würde, um Eintritt in die Versammlungen zu erlangen und die Humanität der Brüder zu misbrauchen. Hierzu gehören die Erkennungszeichen, bekanntlich dreierlei: Zeichen, Wort und Händedruck, und die Vorgänge bei den Aufnahmen und Beförderungen. Vorsichtige Logen trauen indessen auch hier nicht, indem über diese Geheimdinge vieles, wenn auch gemischt mit Unwahrem und Unzuverlässigem, in Verrätherschriften enthalten ist, und verlangen daher von demjenigen, der Eintritt oder Hülfe sucht, nicht einmal die Kenntniß der Erkennungsmittel, sondern einzig und allein ein gehörig ausgefertigtes Diplom oder Aufnahmezeugniß seiner Loge, was natürlich nur wirkliche Freimaurer haben können. Hiernach wären die Erkennungszeichen eigentlich überflüssig; allein es kann doch, außerhalb der Fälle von Logenbesuchen und Hülfegesuchen, vorkommen, daß sich jemand, der das Diplom nicht gerade bei sich trägt, als Freimaurer zu erkennen geben muß oder dies für nothwendig erachtet. Uebrigens stehen die Erkennungszeichen in nothwendigem Zusammenhang mit den Ritualien.

Zu unterscheiden von dem Geheimniß ist die Discretion. Worin solche auch in andern Gesellschaften, sowie in Familien- und Dienstangelegenheiten geübt werden muß, d. h. in Sachen, die ihrer Natur nach unter den Angehörigen der betreffenden Körperschaft bleiben müssen, darin wird sie auch dem Freimaurerbunde gestattet sein, ohne daß er deshalb geheimer wäre als jene. In solchen Dingen ist Nichtbeachtung der Discretion nicht Liebe zur Oeffentlichkeit, sondern Verrath und Gewissenlosigkeit. Daß aber solche von den Logen jemals anders bestraft worden (auch in früherer Zeit), als höchstens durch Ausschluß des Fehlbaren, sind einfältige Märchen, die aber dessenungeachtet von Ungebildeten fortwährend geglaubt werden.

Zur Uebung des Gebrauchthums und zur Bewahrung des Geheimnisses, soweit es noch besteht, nicht minder aber zur Ehre des Bundes und zur ungestörten Verfolgung seiner Zwecke, sind namentlich in unserer neuesten Zeit überaus prächtige Logengebäude errichtet worden. Die Krone aller bisherigen soll der Maurertempel in Philadelphia sein, welcher Ende vorigen Jahres eingeweiht wurde und außer der eigentlichen Maurerei auch die Hochgrade und die Templerei umfaßt. Indessen errichten andere Gesellschaften auch eigene Gebäude und nicht minder prächtige, wie z. B. die londoner Clubs, und bei uns Museen und Casinos, und dieser Umstand hat daher an sich nichts Auffallendes, sondern es ist wieder nur die läppische Neugierde nach den Ceremonien, welche hierin etwas Besonderes findet.

Den bisher erwähnten Dingen, Gebrauchthum, Geheimniß und Logenwesen, widmet also der größte Theil der Maurer die meiste Zeit und das meiste Geld. Daß diese Leute meist brave Leute sind, möchten wir nicht im entferntesten bezweifeln; aber sie nützen der Welt und dem Fortschritt sehr wenig und bilden beinahe einen komischen Gegensatz zu dem Schauerbilde, das die Jesuiten und ihre Anhänger von den Freimaurern entwerfen. Was wir oben als eine zweite Klasse der Freimaurer betrachteten, die moralischen Freimaurer, welche an ihrer und ihrer Nebenmenschen Veredlung arbeiten, das sind die rituellen Freimaurer auch in der Theorie; aber die für sie wichtigsten Angelegenheiten beschäftigen sie so sehr, daß sie bei dem besten Willen nicht dazu kommen, ihre veredelnden Bestrebungen auch praktisch zu üben. Und die, welche dies wirklich thun und darüber das Formelle vernachlässigen oder wenig achten, sind stille Leute, von denen wenig zu sagen ist; auch unterscheiden sie sich nicht wesentlich von braven Leuten außerhalb des Bundes. Wir wenden uns daher mit mehr Ausführlichkeit der dritten Klasse, den praktischen Freimaurern, zu und theilen dieselben gleich in solche der materiellen und solche der geistigen Thätigkeit ein.

Das Losungswort der praktischen Freimaurer materieller Art ist: Werkthätigkeit. Es

Digitized by Google

ist namentlich der „Verein deutscher Freimaurer", welcher dasselbe auf seine Fahne geschrieben hat, aber auch viele einzelne Logen wirken emsig in dieser Beziehung, doch nicht nach einheitlichem Plan, sondern localen Bedürfnissen und Neigungen gemäß; so veranstalten sie z. B. regelmäßige Confirmandenbekleidungen, Suppenvertheilungen, halten Sonntagsschulen, unterstützen oder gründen Blinden- und Taubstummenanstalten, Findelkinderasyle, Spitäler, Kranken- und Sterbekassen u. s. w. In jeder Loge wird auch fortwährend bei jeder Zusammenkunft ein Almosen eingesammelt und nicht nur für durchreisende arme Brüder, sondern auch für Arme aller Art verwendet. Der Verein deutscher Freimaurer wirkt indessen rastlos im Sinne einer herbeizuführenden einheitlichen Organisation der Werkthätigkeit; aber die Schwierigkeit, zu einer solchen den richtigen Weg zu finden, und die mannichfachen localen und persönlichen Vorurtheile, wie nicht minder die Gleichgültkeit der meisten Brüder gegen einheitliche Gestaltung des Bundes, die Scheu gegen Thaten, welche das geliebte Ceremonienwesen in den Hintergrund stellen könnten, wie nicht minder die Abneigung der „moralischen Brüder" gegen offenes Hervortreten und praktisches Wirken — alles das sind Hindernisse, welche nicht nur bisher ein Resultat verhindert haben, sondern ein solches wol auf lange Zeit hinaus vereiteln werden. Man fürchtet, daß der Freimaurerbund bei praktischer Wirksamkeit nach außen seinen specifischen Charakter einbüßen könnte. Man meint, er habe nur in Bezug auf seine Mitglieder zu wirken und es diesen zu überlassen, wie sie die Lehren, die sie im Bunde empfangen, gegenüber der Außenwelt anwenden und verwerthen wollen. Es scheint uns jedoch, der Freimaurerbund sei von dem allgemeinen Gesetze des Fortschritts nicht ausgeschlossen, sondern habe sich gleich jeder andern Culturerscheinung zu entwickeln und auszubilden. In unserer vielbewegten, verkehrsreichen Zeit hat ein Bund, der sich nur um seine hergebrachten Formen und um seine Mitglieder bekümmert, keinen Zweck mehr; er muß hinaus in die Welt, muß wirken und schaffen gleich andern Organen und als seiner Thätigkeit Zeugen Denkmäler aufstellen, welche den Nachkommen sagen: das haben die Freimaurer gethan. Haben sie nichts gethan, so wird die Nachwelt über sie die Achseln zucken, wie über die ägyptischen Mysterien, von deren Thätigkeit wir ebenfalls nichts wissen.

Wir kommen zur geistigen Thätigkeit im Freimaurerbunde, zur Literatur desselben. Die Eigenthümlichkeit des Bundes hat zur Folge, daß diese Literatur keinem bestimmten Fache eingeordnet werden kann, daher sie denn auch seit Jahrzehnten in den Bücherkatalogen stets eine besondere Rubrik erhält, wenn sie nicht mit „Magie, Aberglauben und Curiosa" zusammengeworfen wird, was mitunter auch vorkommt. Zwar könnte sie größtentheils in die Rubriken der Geschichte, der Philosophie oder der schönen Literatur eingereiht werden; aber es hängt doch alles, was den Bund betrifft, so eng zusammen und es gibt doch so manche maurerische Bücher, welche in kein bestimmtes Fach gehören, (z. B. statistische Nachweise u. dgl. über den Bund), daß die Beibehaltung einer Rubrik „Freimaurerei" sich als das Zweckmäßigste empfiehlt. Es ist dies auch der beste Beweis für die culturgeschichtliche Wichtigkeit des Bundes; denn wo ist ein anderer Verein, dessen Literatur eine eigene Abtheilung des Bücherreiches bilden könnte? Das umfassendste, gründlichste und gediegenste Werk der freimaurerischen Literatur in der neuesten Zeit ist das „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei" (2. umgearb. Aufl. von Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei", 3 Bde., Leipzig 1863—67). Dasselbe enthält in alphabetischer Ordnung durchaus alles, was die Freimaurerei betrifft, ausgenommen die Erkennungszeichen, also ihre Geschichte, Statistik, Symbolik u. s. w. und die Biographien aller hervorragenden Freimaurer, auch alle Orte, an welcher sich Logen befanden oder noch befinden, und deren Geschichte. Dieses Buch ist die gründlichste Widerlegung des Wahnes, daß man nichts von den Freimaurern erfahre; in demselben kann sich jedermann auf die zuverlässigste Weise über den Bund unterrichten. Nach diesem muß als das bedeutendste

Digitized by Google

Werk J. G. Findel's „Geschichte der Freimaurerei" (3. Aufl., Leipzig 1870) anerkannt werden, welche in das Französische, Englische und andere Sprachen übersetzt worden ist, auf den genauesten Forschungen beruht und ein vollständiges zusammenhängendes Bild der Bundesgeschichte darbietet. Freilich wird es einen jeden, der an uralten Ursprung der Freimaurerei glaubt oder pikante Aufschlüsse erwartet, gründlich enttäuschen; denn es enthält eben nur das als wahr Erwiesene und keine Phantastereien. Kürzer ist die Geschichte der Freimaurerei, aber in Verbindung mit derjenigen aller als geheim geltenden Gesellschaften durch die ganze Geschichte hin behandelt in O. Henne-Am Rhyn's „Buch der Mysterien" (Sanct-Gallen 1869). Den Letztgenannten hat auch zum Verfasser das in viele Sprachen übersetzte kleine Buch: „Adhuc stat. Die Freimaurerei in zehn Fragen und Antworten" (4. Aufl., Sanct-Gallen 1870), welches in gedrängter und populärer Weise auf 56 Seiten das Ganze der Freimaurerei darstellt. Derselbe Verfasser hat endlich in einem zweiten Schriftchen ähnlichen Umfangs: „Fiat lux. Vertheidigung der wahren Freimaurerei gegen innere und äußere Feinde" (Leipzig 1866), die Uebelstände im Bunde einer Kritik unterzogen und umfassendere Reformvorschläge gemacht. Für Brüder hat J. G. Findel das Ganze der Freimaurerei in der neuen Schrift: „Geist und Form der Freimaurerei" (Leipzig 1874) übersichtlich zusammengestellt. Aehnliches beabsichtigte, aber bei der durch den Tod des Verfassers verhinderten gehörigen Sichtung in einseitiger und daher mislungener Weise L. von Trentowski (der polnische Philosoph) in seinem Buche: „Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen" (Leipzig 1873). Der Verfasser enthüllt auch theilweise die maurerische Symbolik. Ausführlicher that dies Anfang der sechziger Jahre Schauberg in seiner „Symbolik der Freimaurerei" (3 Bde., Schaffhausen). Diese „Enthüllungen", welchen die Absicht eines Verrathes fern lag, indem sie vielmehr auf wissenschaftlichem Forscherdrang beruhten, führen uns auf wirkliche Verrätherschriften. An der Spitze derselben steht „Sarsena oder der vollkommene Baumeister u. s. w." Dieses Buch, welches bisher, soviel uns bekannt ist, neun Auflagen erlebte, stellt die Ritualien der Freimaurerei, aber nur nach dem sogenannten schwedischen Systeme und in unzuverlässiger Weise dar; über die Geschichte des Bundes behauptet es Dinge, die längst durch die Forschung widerlegt sind, und verfehlt durchaus die Absicht, über den Bund einen vollständigen und wahren Aufschluß zu ertheilen. Das Wort „Sarsena" ist ein jedem Freimaurer durchaus unbekanntes und unerklärtes; der Verfasser ist niemals bekannt geworden.

Von den Verrätherschriften, die bis auf Sarsena glücklich vergessen sind, ist nur ein Schritt zu den Schmähschriften gegen die Freimaurerei. Dieselben gingen beinahe sämmtlich von der ultramontanen Partei aus, welche ganz die Ansichten der Jesuiten, ihrer Väter, über die Freimaurerei eingesogen hat. Glücklich verschollen sind die hirnverbrannten Wahngebilde des sächsischen Advocaten Eckert, und weiterer Verbreitung haben sich nur die beiden rohen und gemeinen Pamphlete von Alban Stolz: „Mörtel" und „Akazienzweig", zu erfreuen, welche indessen von maurerischen Schriftstellern wiederholt zerklopft und zerpflückt worden sind. In feinerer Weise ist der bekannte Bischof Ketteler gegen die Freimaurerei aufgetreten. Da alle diese Schmähschriften von der falschen Annahme ausgehen, als spiele der Freimaurerbund eine wichtige politische Rolle und als arbeite er gegen die Kirche, so fallen sie auch als grundlos dahin und sind keiner nähern Erwähnung würdig.

Ebenso beruhen auf totaler Unkenntniß der maurerischen Geschichte und Einrichtungen und machen sich in dieser Beziehung der falschesten Darstellungen schuldig die Romane, die von Nichtmaurern über die Freimaurerei geschrieben sind, namentlich Kühne's „Freimaurer", eine Dichtung ohne geschichtlichen Grund und Boden; etwas besser bekannt mit der Geschichte der Freimaurerei, wennschon voller Fehler gegen dieselbe, sind Max Ring's

Digitized by Google

„Rosenkreuzer und Illuminaten". Unter den maurerischen Novellisten, welche den Bund zum Gegenstand ihrer Darstellungen wählten, heben wir den Leipziger Karl Pilz, Herausgeber der pädagogischen Zeitschrift „Cornelia", hervor, dessen „Maurerische Blüten" (Leipzig 1863) hierher gehören.

Der maurerischen Novellistik nähert sich die maurerische Lyrik, in welcher sich namentlich Emil Rittershaus auszeichnet, nach unserer Ansicht der einzige maurerische Lyriker, welcher vor Moralisiren die Poesie nicht verloren hat. Viel Schönes findet sich auch in den maurerischen Poesien von Waldow aus Dresden, Löwe aus Stuttgart und Blumenau aus Bielefeld. Unter den ethischen Schriftstellern der Freimaurerei steht Marbach (Professor in Leipzig) mit seinen „Katechismusreden", „Arbeiten am rohen Stein" u. s. w. obenan. Ihm nahe kommt Robert Fischer in Gera: „Maurerweihe" (Gera 1874) und „Katechismus-Erläuterungen der drei Grade" (I. Grad schon in 6. Aufl.); dann Rumpelt, genannt Emil Walther in Dresden. Professor Seydel in Leipzig hat zu früh aufgehört, in diesem Fache zu wirken. Unter den Verfechtern des Fortschritts, namentlich in werkthätiger Beziehung zeichnet sich Cramer in Eichenbarleben aus: „Die deutsche Nationalloge" (Leipzig 1871). Specialforschung über historische Fragen hat einen emsigen Meister in Merzdorf (Oldenburg) und Nacheiferer in Keller (Gießen) und Beseţny (Wien).

Was endlich die maurerische periodische Presse betrifft, so erscheinen in deutscher Sprache folgende Zeitschriften: in Leipzig „Die Bauhütte" (Redacteur Findel) und die „Freimaurerzeitung" (Redacteur Henne-Am Rhyn); in Berlin der „Wöchentliche Anzeiger" (Redacteur Lindow); in Wien „Der Zirkel" (Redacteur Schneeberger); in Williamsburgh bei Neuyork „Der Triangel" (Redacteur Röhr); französisch und deutsch erscheint die „Union maç. Suisse" (Lausanne); magyarisch und deutsch „Der maurerische Beobachter" (Pesth).

Kein anderes Land hat eine maurerische Literatur aufzuweisen wie Deutschland. Viel weniger schreiben die französischen Maurer, noch weniger die übrigen; am wenigsten wol die Engländer, welche vielfach in dem Glauben stehen, es dürfe überhaupt nichts über Freimaurerei geschrieben werden, dies sei Verrath! Als Curiosum möchten wir der freimaurerischen Literatur auch noch den Bannfluch beifügen, welchen Pius IX., der selbst in frühern Jahren Freimaurer gewesen sein soll, bereits fünfmal in Allocutionen und Encycliken gegen den Bund geschleudert hat, doch ohne daß ein Erfolg davon bekannt wäre.

3) Nichtmaurerische Geheimbünde der Gegenwart.

Die Freimaurer sind nicht der einzige Geheimbund, oder vielmehr, da sie eigentlich keinen solchen bilden, nicht die einzige Gesellschaft mit eigenthümlichen, vom gewöhnlichen Leben abweichenden und geheimgehaltenen Formen. Wie erstere nirgends so zahlreich sind wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so sind diese auch das Gelobte Land der übrigen sogenannten Geheimbünde, welche sich sämmtlich „Orden" nennen.

Der nachweisbar älteste dieser Orden ist der Unabhängige Orden der sonderbaren Gesellen (Independent order of Odd-Fellows, abgekürzt: I. O. O. F.). Der Name, den sich die Ordensglieder selbst geben, soll von ihren seltsamen Gebräuchen und wunderlichen Vermummungen herrühren, welche in ihren Versammlungen vorkommen, namentlich bei den Aufnahmen. Der Orden entstand in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Gegend von Manchester und Liverpool (nach einer andern Angabe kam er von London erst 1809 dahin) und verbreitete sich in der Folge auch nach Wales, Schottland, Irland und Neusüdwales (Australien). Die Oberleitung der englischen Odd-Fellows hat ihren Sitz in Manchester, wo auch jährlich die Abgeordneten der einzelnen Vereine, die wie bei den Freimaurern „Logen" heißen, zusammenkommen. Die Mitglieder nennen sich auch gleich den Freimaurern „Brüder", gehören aber meist den arbeiten-

Digitized by Google

den Klassen an und sind daher in England wenig geachtet. Ueberdies sind sie dort weniger bekannt als in Nordamerika, welches ihr hauptsächlichster Verbreitungsbezirk geworden ist. Ein gewisser Thomas Wildey, seines Zeichens Grobschmiedegeselle, führte 1821 den Orden in den Vereinigten Staaten ein, wo in der Folge eine Menge Logen, und in jedem Staate, wo der Orden aufkam, eine Großloge, endlich eine Großloge der Vereinigten Staaten entstand, welche infolge von Differenzen allen Verkehr mit den englischen Odd-Fellows abgebrochen hat. Der oberste Beamte der allgemeinen Großloge heißt Grandsire (Großherr). Der Orden hat (wenigstens in Amerika) fünf Grade, und jeder derselben seine besondern Farben (für Schürzen und Bänder), Symbole und Erkennungszeichen, letztere auch für alle möglichen Lebensverhältnisse. Die Zwecke des Ordens sind rein materiell. Während die Freimaurer vor allem moralische Zwecke haben, und aus diesen erst Wohlthätigkeit ableiten, erheben die Sonderbaren Gesellen letztere zur Hauptsache und leiten erst aus ihr einen moralischen Charakter ihres Bundes ab. Die erwähnten Zwecke sind: 1) Kranke zu besuchen und bei ihnen zu wachen, 2) Nothleidende zu unterstützen, 3) Todte zu begraben, 4) Waisen zu erziehen und 5) Witwen und andere Angehörige von verstorbenen Brüdern theilweise zu erhalten. In Amerika nehmen überdies die Sonderbaren Gesellen einen höhern Rang ein als in England; es gehört ihnen unter andern niemand geringerer als der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, Schuyler Colfax, an. Auch eine Menge von Freimaurern sind zugleich Odd-Fellows. Daher sind denn auch, als eine Folge des Ehrgeizes und der Eitelkeit, bei den Odd-Fellows wie bei den Freimaurern höhere Grade entstanden, deren besondere Körperschaften sich „Lager der Patriarchen" nennen. Ihre obersten Beamten sind der Hauptpatriarch und der Hoheprieſter. Von 1829—62 haben die amerikanischen Odd-Fellows gegen eine halbe Million Mitglieder auf- und 20 Mill. Doll. eingenommen und 8 Mill. Doll. für wohlthätige Zwecke ausgegeben. Sie sollen jetzt 3195 Logen mit 245000 Mitgliedern zählen und 50 Mill. Doll. Vermögen besitzen.

Diese glänzenden Verhältnisse erweckten ihren Stolz und brachten sie auf den Gedanken einer Propaganda über die ganze Erde. Ihr Augenmerk richteten sie dabei vorzüglich auf das europäische Festland und insbesondere auf Deutschland. Seit 1870 begann hier die Agitation. Zuerst fand dieselbe einen harten Widerstand an dem preußischen Vereinsgesetz; aber Vicepräsident Schuyler Colfax ist nicht der Mann, seine „Brüder" im Stiche zu lassen oder über amtliche Unterstützung derselben Scrupel zu empfinden. Er leitete die Sache durch eine Besprechung mit dem damaligen norddeutschen Gesandten in Washington ein. Die Folge war, daß die preußische Regierung einen sehr günstigen Bericht über den Orden erhielt, und daß unmittelbar nach der Schlacht von Gravelotte den Odd-Fellows die Vereinsfreiheit in Preußen gestattet und nach Bismarck's Rückkehr vom Kriegsschauplatze die erste Loge des Ordens, Germania Nr. 1, in Berlin errichtet wurde. Man munkelte, daß diese Entscheidung mit der Politik im Zusammenhange stehe und daß die Gestattung des Ordens der Preis für die Neutralität der Vereinigten Staaten gewesen; doch wer will das wissen? Außer in Berlin bestehen Logen der Odd-Fellows in Dresden, Stuttgart u. s. w.

Die meiste Aehnlichkeit mit den Sonderbaren Brüdern haben die Modernen Druiden (United ancient order of Druids, abgekürzt: U. A. O. D.), welche zudem vom nämlichen Alter sind. Sie machen zwar Miene, ihre Abstammung von den alten celtischen Druiden behaupten zu wollen; aber sie entstanden im Jahre 1781 aus einem londoner Club, welcher der geselligen Unterhaltung die Tendenz einer Unterstützung seiner Mitglieder beigefügt hatte. Die englischen Druiden nahmen in der Folge genau dieselben Aufgaben auf ihre Schultern wie die Odd-Fellows, zerfielen aber, während sie sich über Großbritannien verbreiteten, in eine Menge voneinander unabhängiger Gesellschaften, jede mit

Digitized by Google

mehrern „Hainen", wie die Druiden, in Anknüpfung an die Versammlungsorte ihrer antiken Vorbilder, ihre Logen nennen. Ein Theil dieser Gesellschaften ist zwar später unter gemeinsame Leitung zurückgekehrt; aber zu großer Bedeutung vermochten sich die Druiden in Altengland nicht emporzuschwingen. Ganz wie die Sonderbaren Brüder, holten auch sie ihren Glanz in Amerika, wo sie nach jenen eingeführt wurden und seit 1849 unter einem „Großhaine der Vereinigten Staaten" untergeordnete Großhaine in einzelnen Staaten und einzelne Haine bildeten. Letzterer sind bereits mehrere hundert, der Mitglieder wol hunderttausend. Die Zahl der Grade ist auch bei den Druiden fünf; auch sie haben über mit der Zeit Hochgrade eingeführt. Der oberste Beamte des Großhains der Vereinigten Staaten heißt „Hochedler Großerz", der Vorsteher des „Erzkapitels" (für die Hochgrade) „Sehr ehrwürdiger Hocherz". Merkwürdig ist, daß, während die Odd-Fellows meist aus echten Yankees bestehen, die Druiden in Amerika meist eingewanderte Deutsche sind, sodaß von 92 Hainen (1861) nur 24 in englischer, die übrigen in deutscher Sprache arbeiteten. Auch das Eindringen in Deutschland haben die Druiden neulich den Sonderbaren Brüdern nachgemacht. Ihr Apostel Hafky gründete 1871 den Dodonahain zu Berlin (Lindenstraße 47), welchem seitdem andere Haine in Hamburg, Bremerhaven, Leipzig, Nordhausen und Stuttgart gefolgt sind. In Berlin erscheint seit vorigem Jahre ein monatliches Preßorgan des Ordens, der „Deutsche Erzdruide".

Nicht nur aber herrschen die Deutsch-Amerikaner unter den Druiden vor, sondern sie besitzen, so sehr huldigen sie der Leidenschaft für Geheimbünde, sogar noch eigene solche in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1848 entstand zu Neuyork, nach dem Vorbilde der Odd-Fellows, der Orden der Harugari, ausschließlich aus Deutschen zusammengesetzt. Ob er im Ernste behauptet, von einem alten deutschen Ritterorden jenes Namens (!?) abzustammen, oder dies nur im Scherz vorgibt, wissen wir nicht. Die Harugari haben drei Grade, Großlogen und Logen, und besaßen im Jahre 1860 bereits 90 der letztern, welche urdeutschthümliche und patriotische Namen führen, wie: Hermann, Nibelungen, Schiller, Blum u. s. w. Außer den wohlthätigen Zwecken der Druiden und der Sonderbaren Gesellen pflegen sie auch die Erhaltung der deutschen Sprache und halten sich deutsche Bibliotheken. Ihre Hauptstärke besteht in den östlichen Staaten; in den westlichen aber nimmt ihre Stelle ein anderer deutscher Orden ein, welcher den Namen der Rothmänner führt und den gleichen Zweck hat. Seine Symbolik dagegen ist völlig den nordamerikanischen Indianern entlehnt, und die in den Versammlungen geführte Sprechweise ganz die der letztern. Dieser Orden bildete sich 1850 durch Trennung von einem größern derselben Form und Tendenz und desselben Namens, in welchem aber mit der Zeit die Deutschen von den Angloamerikanern so zurückgesetzt und beeinträchtigt worden waren, daß sie sich im angegebenen Jahre lossagten und einen eigenen Bund bildeten, welcher zum Unterschiede von dem andern, dem „verbesserten Orden der Rothmänner", „unabhängiger Orden der Rothmänner" heißt. Die Deutschen haben indessen nach und nach die „Sprache der Wilden" gemildert und theilweise aufgehoben, während die Yankees sie gewissenhaft beibehalten. Ein Verband heißt bei ihnen Stamm, ein einzelner Verein (Loge) Wigwam, der erste Beamte Häuptling, statt des Hammers der Freimaurer dient der Tomahawk u. s. w. Die drei Grade heißen: Jäger-, Krieger- und Häuptlingsgrad. Früher war der 1816 gestiftete Orden mehr politisch und hat namentlich viel zur Untergrabung der Sklaverei beigetragen. Jetzt ist er beinahe ausschließlich Unterstützungsgesellschaft. Uebrigens sollen beide Theile mit dem Gedanken umgehen, sich wieder zu vereinigen; denn seit 1870 oder vielmehr schon seit dem amerikanischen Bürgerkriege sind die Deutschen jenseit des Oceans nicht mehr die Damned Dutchmen,

Digitized by Google

sondern die Glieder einer geachteten und gefürchteten mächtigen Nation, was sie freilich nicht wären, wenn es nach dem Sinne der Ultramontanen und Socialdemokraten ginge.

Aber nicht nur die Gebildeten haben ihren Geheimbund in der Freimaurerei und die industriellen Arbeiter die ihrigen in den eben aufgezählten Orden, sondern auch die Farmer des amerikanischen Westens haben den ihrigen, der sich ausschließlich auf die Landwirthschaft bezieht. Es sind dies die Patrons of Husbandry, welche am meisten in den Colonisationsstaaten Iowa, Wisconsin, Illinois, Minnesota, Nebraska, Missouri und Mississippi verbreitet sind, in den industriellen Staaten des Nordostens in sehr geringem Maße. Sie zählen 5229 Logen, oder wie sie sie nennen, Granges (Gehöfte) und eine halbe Million Mitglieder, und zwar sowol Männer als Frauen, während die letztern im Freimaurerbunde nur misbräuchlich hier und da eine Rolle gespielt, und bei den Odd-Fellows erst seit neuester Zeit einen Grad erhalten haben. Es gibt vier Grade: der erste heißt „Knecht" und „Magd", der zweite „Bauer" und „Schäferin", der dritte „Schnitter" und „Aehrenleserin", der vierte „Landwirth" und „Matrone", die Staatslogen „Pomonen", die Ausschüsse derselben „Floren", die oberste Behörde „Senat". Erst 1866 entstand dieser Bund, in welchem namentlich wieder die Deutschen sehr stark vertreten sind. Neulich vernahm man in Deutschland, daß auch die Söhne Israels in der Neuen Welt einen Geheimbund bilden, Bnai Berith genannt, mit Formen, welche der Freimaurerei nachgeahmt sind. Derselbe besteht seit 1843 und zählt 206 Logen in verschiedenen Staaten.

Es gibt in Amerika noch eine Menge anderer Geheimbünde, von welchen uns aber nichts Näheres bekannt ist. Niemals waren diese Erscheinungen der Culturgeschichte so zahlreich wie heutzutage, sodaß die vielgehörte Behauptung, geheime Gesellschaften seien dem Geiste unserer Zeit zuwider, als eine leere Phrase erscheint. Nicht nur zieht das Geheimniß fortwährend die Menschen an, sondern sie gewinnen denselben sogar fortwährend in großer Mehrheit nur das materielle und formelle, und nicht das höhere, intellectuelle, ethische und ästhetische Interesse ab. Und es mag noch lange gehen, bis es anders wird.

Digitized by Google

Der Kulihandel,
eine moderne Metamorphose des Sklavenhandels.

Von

O. Beta.

Die Fortschritte der Europäer in Ostasien sind in letzter Zeit sehr bedeutend und die Berührungspunkte mit den mongolischen und malaiischen Culturvölkern sehr zahlreich geworden. Leider droht indeß die selbständige Entwickelung der Söhne Europas in transatlantischen Regionen, wo sie den Schranken der heimischen Cultur entronnen sind, sie fast zu Antipoden der Cultur überhaupt zu machen.

Ostasien, noch vor einem Menschenalter ein Fund der Sage und in sich selbst verschlossen, ist jetzt durch das Spiel rastloser, zum Theil nicht eben für die Cultur bewußterweise mit Maß Propaganda machender, sondern eher auch etwas rücksichtsloser Interessen aufgeschlossen, die Ostasiaten selbst meinen aufgebrochen worden. Einerseits standen diese emancipirenden Kräfte ganz und gar außerhalb jeder Controle von seiten der europäischen Völker, da sie ausgingen von jenen noch nicht halb consolidirten Republiken Südamerikas, die ihre Bürger bisher kaum in gefestigten Rechts- und Humanitätsanschauungen erzogen — nennen wir Peru, Chile, Bolivien, Ecuador, Costa-Rica, Panama — und andererseits liegt ihre Haupttriebfeder in dem Herzen jener europäischen Colonien, die einen straffen Zügel von seiten der Regierung des Mutterstaates nicht auf sich nehmen und die womöglich den in europäischen Hauptstädten residirenden großen Plantagenbesitzern und Standesherren nicht als Heimat, sondern als Quelle ihrer Einkünfte erscheinen, welche es vor allen Dingen auszubeuten gilt.

Durch Vermittelung solcher Staaten und Colonien hauptsächlich nahte sich nun das gewaltige Indogermanien den Pforten der selbstgenügsamen, unserer in keiner Weise bedürftigen ostasiatischen Welt. Nach einem Jahrhundert staunender Schüchternheit fängt es an, pochend Einlaß zu verlangen, und verstärkt die Aeußerungen seiner Wünsche durch den Donner der Kanonen.

Die Häfen Kanton in China, Desima in Japan, jener den Engländern, dieser den Holländern geöffnet, erzeugen in kurzer Zeit Sinn für das Fremdländische bei den niedrig stehenden Schichten der Bevölkerung jener Reiche. Umwälzungen finden statt, wie die Geschichte dieser Völker sie seit Jahrtausenden nicht kannte, und die Grenzen werden durchlöchert. Die Europäer können jetzt ungehindert das weite Chinesenreich durchziehen und 20 Häfen sind dem Handel geöffnet, während Japan in seinem jungen Mikado einen Mann der neuen Aera findet, der unwiderrufliche Rechte an die Fremden verleiht.

Zugleich sehen sich andererseits diese Reiche von außen eingeengt. Japan nament-

Digitized by Google

lich, das activ aufzutreten die größte Neigung, Veranlassung und moralische Kraft hat, empfindet es drückend, daß es zur Gründung von Colonien in den nachbarlichen Gewässern bereits um einen Posttag zu spät kommt. Das Festland im Westen, das fruchtbare, einem Culturstaat der Zukunft die Entstehung sichernde Amurgebiet, gehört bereits den Russen, Australien zählt sechs blühende englische Colonien, Neuseeland ist mit 20 Mill. Pfd. St. Kriegskosten ebenfalls von den Engländern erobert worden, denen außerdem ganz Hindostan bis an die Grenzen von Afghanistan gehört, Spanien hat die Philippinen inne, die Franzosen haben die wichtigsten Stücke des Kaiserreiches Annam für sich occupirt, die Holländer halten Java und erobern Atchin, die Portugiesen haben in Macao und auf der Insel Timor allen Schandthaten den Freihafen errichtet, Amerika rückt aus, und an allen Küsten tritt indogermanische Annexionslust den Völkern des Ostens entgegen.

Wie empfindlich dies die mongolischen Culturvölker berührt, geht wol daraus hervor, daß sie selbst keineswegs der Expansionskraft ermangeln. Im Gegentheil, sie flossen schon längst förmlich über trotz aller Absperrung. Sie sind nicht zaghaft und zimperlich, sondern drängen sich, namentlich die glaubenseifrigen niedern Klassen, denen stets etwas Centrifugales anhaftet, blindlings in die für sie alsbald bereit gehaltenen Netze. Diese 3—400 Mill. Ostasiaten, welche jetzt flüssig werden, erscheinen den Europäern, die unter einer tropischen Sonne und in den Fieberklimaten der Zucker-, Kaffee-, Baumwollplantagen schwerer körperlicher Arbeit unfähig sind, als das beste Surrogat der bald selbst in Brasilien und auf Cuba herrenlosen, als freie Leute lieber hungernden als arbeitenden Aethiopier. Die Kulis, so nennt man die auswandernden Mongolen Chinas, sind stark, rüstig, thätig, willig, gutmüthig, folgsam, genügsam, sie sind zäh, ausdauernd und jedem Klima gewachsen, sind wirthschaftlich, berechnend und zu selbständigen Unternehmungen mit Lust und geistigem Vermögen vollauf begabt. Der Indianer Amerikas und der Neger, sogar der Malaie, sieht in ihnen eben dasselbe culturtragende, ihnen so gefährliche, unerträgliche Element, wie in dem Europäer, ja in den tropischen Gegenden des Amazonenstromes in Brasilien, auf Celebes und andern Aequatorländern hat es sich erwiesen, daß er Mann gegen Mann den Sieg davontragen könnte, wenn er nicht zugleich zu kindlichen Gemüthes wäre, um die Herrschaft der Europäer in Frage zu stellen. In Ländern aber, wo man, wie auf dem an Goldminen reichen Borneo und den Inseln des Archipelagus, den Molukken, auf Timor, Sumatra, Celebes, der „Kuli" nur den eingeborenen Sayaks, Malaien und indianischen Insulanern begegnet, hat er entschieden die moralische Leitung in Händen. So existirt z. B. auf Borneo die chinesische Republik Montrado unter einem Raphtay, Präsidenten, als Typus vieler kleiner autonomen Ansiedelungen, bundesbrüderlicher Genossenschaften (Kongsis), ja sogar Geheimbünde (Hoëys) mitten in jetzt nominell holländischem Gebiet, und auch in San-Francisco haben die Chinesen eine derartige eigene Organisation, die stets neue Verstärkungen aus dem Mutterstaat herüberzieht, ihre eigene Feme und Gerichtsbarkeit übt, und in denen einzelne Glieder sich als gute und umsichtige Geschäftsleute, aber auch als fleißige Ackerbauer auszeichnen. Ueberall haben sie sich nur durch ihre Subtilität und Zähigkeit Platz, Grund und Boden und endlich die Selbständigkeit erobert und eine tiefverschwiegene und wirksame, aber nirgends offensive Politik getrieben. Sie hegen keine talmudische Lehre der Alleinberechtigung auf Erden, sondern strafen streng und gerecht, ja sie garantiren den Arbeitgebern, welche ihre Mitglieder beschäftigen, ähnlich den Artels in Rußland, sogar vollen Schadenersatz für jede Veruntreuung seitens eines Bundesbruders, der durch einen feierlichen Eid gebunden ist, dem kein Bruder den Behörden gegenüber helfen darf und der durch Abtrünnigkeit dem Tode verfällt. Es ist diese genossenschaftliche Stellung, welche die Chinesen selbst, wo sie directen Druck von seiten eingeborener

Digitized by Google

Völker, wie auf Borneo, oder feindselige Verfolgungen wie von seiten concurrirender Arbeiter in Nordamerika erdulden, dennoch gedeihen läßt. Fleißiger und frugaler können sie mit geringerm Lohn sich verdingen als die europäischen Arbeiter, und dennoch besser bestehen. Trotz alles Ordnungssinnes, aller Organisationstalente aber fehlt bisjetzt noch die dem Leben Bestand gebende Familienbildung. Die Auswanderer sind Männer, während die Weiber, weniger zahlreich, selten das Himmlische Reich der Mitte verlassen. Sie sind unterdrückt, verkümmert und allzu einseitig nur für das Haus erzogen und werden als unnütz für den Erwerb nicht mit hinausgenommen in die Fremde, da man sie selbst in der Heimat zum Theil kurz nach der Geburt tödtet oder aussetzt, gegen welche Praxis erst jetzt ein Manifest des Kaisers sich richtete. Die Genossenschaft ist also des Chinesen Familie, wo nicht, wie auf Borneo, eingeborene rassenverwandte Weiber zu haben sind, und die Unnatur macht sich deshalb vielfach zerstörend geltend; Opium und Spiel und Schmuz nisten sich ein, Streitsucht und Entartung machen sich breit. Die verschiedenen Geheimbunde befehden sich untereinander mit rücksichtsloser Bitterkeit, und Meuchelmord und Blutrache ist fast eine Institution unter ihnen geworden.

Dem Chinesen gegenüber, der trotz der eben bezeichneten Schwächen noch über dem Irländer steht, ist der Japanese ein wahrer Aristokrat und hat entschieden die moralische Superiorität. Er ist stets reinlich, das Familienleben über alles pflegend, den Opium verabscheuend, mit Einem Worte der Chinese der gemäßigten Zone und des nervenstählenden Seeklimas. Es waren Japanesen, welche den Maria Lutz, ein Kulischiff aus Macao, mit einer Last Kulis aus Macao, mit Beschlag belegten — solcher Kulis, wie sie nun schon seit einem halben Jahrhundert aus China unter Contracten, die ihnen jede Freiheit und Selbstbestimmung rauben, nach allen Colonien europäischer Staaten ohne Ausnahme (Deutschland hat keine) und nach den Republiken Amerikas zu Hunderttausenden exportirt worden, in allen Häfen einlaufen, Wasser und Kohle erneuern ohne die mindeste Behinderung. Die Japanesen dagegen duldeten nicht, was die Chinesen sich gefallen ließen und was die civilisirten Nationen duldeten. Sie befreiten circa 200 Kulis vom Schiffe Maria Lutz, obwol die chinesischen Behörden ihre Contractsklaverei legalisirt hatten, ja sie applicirten dem Kapitän, einem peruvianischen Marineoffizier, einen Denkzettel mittels ungebrannter Asche, wie es im Märchen heißt.

Dies ist ein höchst charakteristischer Act und führt uns mitten in die Sache. Er ist insofern auch für die Welt von besonderer Wichtigkeit, als von den Regierungen beider Länder dem Kaiser von Rußland das Schiedsrichteramt in dieser Frage angetragen ist, über dessen eventuellen Ausfall, nachdem selbst englische Richter den Kulihandel für Piraterei und die Meuterei der Kulis auf offener See sogar für völlig gerechtfertigt erklärt haben (Justice Smale in Hongkong und andere) kein Zweifel herrschen konnte. Der Kaiser lehnte aber wegen der auf dem betreffenden Schiffe gefundenen Ketten und Gitter dies Anliegen ab, da der Fall eines Schiedsrichterspruches unwürdig sei.

Die Engländer in Yokuhama und überall, welche die Haupturheber der Intervention Japans in dieser Kuliangelegenheit gewesen sein sollen, haben damit einen diplomatischen Sieg gefeiert, aber auch nur einen diplomatischen, da sie sich in keiner Frage auswärtiger Natur so uneins in ihrer Meinung, so widerspruchsvoll in ihren Maßregeln gezeigt haben als eben in dieser menschlich so wichtigen Kulifrage.

Weshalb so wichtig und inwiefern, das werden wir bald sehen. Die Kulifrage erneuert einen Act in der Weltgeschichte, den der kosmosocialen Frage. Und die Engländer haben bisher in derselben eine zweifelhafte Rolle gespielt. Sie waren die ersten, den Kulihandel einzuführen und tapfer nach Westindien, dem Capland, nach Guyana (Demerara), nach Jamaica, Ceylon und Hindostan, nach San-Domingo und Aden u. s. w. Kulis zu importiren unter Contracten, die, wie wir aus englischem Munde selbst vernehmen, keineswegs

Digitized by Google

von den macaistischen verschieden sind. Jetzt, wo die Greuel in nichtenglischen Häfen und Schiffen den Misbrauch, der in diesem Handel herrscht, ruchbar gemacht haben, beeilen sie sich, den Kulihandel — zu verbieten? — nein, nur nach nichtenglischen Colonien und aus nichtenglischen Häfen, d. h. England verhindert nach Kräften die Kulizufuhr aus China für die lahm gelegten arbeiterlosen Gebiete aller Völker der Welt außer Englands selbst. Dies ist die Tendenz englischer Sklaven- und Kulipolitik — die Concurrenz in Production und Welthandel zu lähmen.

Justice Smale in Hongkong und andere humane unpolitische Engländer erklären den Kulihandel für Seeräuberei und wollen ihn total abgeschafft wissen, gerade aus englischen Häfen und nach englischen Colonien. Dies sei eine Forderung der Menschlichkeit. Wir erklären, dies gehe zu weit, wenn es mehr als die Form und den Sklavengeist betrifft, in welcher die jetzige Auswanderung der Chinesen nach Ländern, die sie allein culturfähig machen können, von den Europäern geleitet wird, eine Form, welche zugestandenermaßen und erwiesenerweise schlimmer ist als die der ehrlichen Sklaverei, denn sie ist raffinirter und unter ihr ist der Kuli der Sache nach ein Sklave, für den nichts bezahlt wird als die Passage und den es womöglich vor Ablauf seines Contracts zu morden gilt — und das geschieht indirect mehr als wir sagen mögen. Auf die Leute, welche diese Thatsachen angeklagt haben, hat die Regierung nie mehr als „beruhigend in einer so hitzig angeregten Frage" und mit sophistischen Maßregeln Rücksicht genommen. Denn es besteht eine andere, materiell viel schwerer wiegende Partei, welche in dem Kuli schon längst den besten Ersatz für die in ihrer jetzigen Freiheit die alte Trägheit offenbarenden Aethiopier gefunden haben. Und die Regierung, ihren Wünschen entsprechend, verbietet den Kulitransport durch einen nagelneuen Erlaß nach Havana, Peru, Chile, Brasilien u. s. w., erlaubt ihn aber nach Britisch-Guyana, Jamaica u. s. w. Ein gewiß seltener Widerspruch.

Wir haben das Obige in breiten Strichen ausgeführt, um zu zeigen, wohin selbst ein kluges, culturtragendes, hochgebildetes Volk wie die Chinesen, von dem ein jedes Mitglied mit nur zufälligen Ausnahmen lesen und schreiben lernt, welches selbst Colonien zu schaffen im Stande ist, gerathen kann, wenn es sich vertrauensselig in die Arme einer andern Rasse wirft, die ohne Schonung und Gemeingefühl auf Ausbeutung ausgeht. Man wird daraus, neben den Consequenzen, welche das besondere Verhältniß unserer und der ostasiatischen Cultur berühren, auch vieles entnehmen, was vielleicht nicht ohne Nutzanwendung für unsere nächste Umgebung bleiben sollte.

Die kaum begrabene Sklaverei ist wieder mitten unter uns. Wir essen, trinken und genießen die Früchte der traurigsten Sklavenarbeit und ahnen vielleicht nicht einmal, daß das herrschende Römische Recht und Gesetz, einem Sklavenstaate entsprossen, wo es außerhalb der Controle civilisirter Gesinnung sich geltend machte, auch wieder seine Sklaven gezeugt hat, selbst nachdem es so modernisirt wurde, daß es die Sklaverei verbot.

Scheint es nicht ein donquixotisches Manöver, heutzutage gegen die Sklaverei kämpfen zu wollen? Sieht es nicht aus, als spräche man von Gebilden in die blaue Luft gemalt? Nach allen unsern emancipatorischen Bemühungen, nach unserer großen Freude, daß nun Leibeigenschaft und Menschenhandel hinter uns lägen, sehen wir uns mit einem male wieder in der alten Barbarei, ja tiefer darin als zuvor; denn obwol von Engländern selbst anerkannt wird, daß diese Phase des Elends, genannt Kulihandel, raffinirter und schlimmer sei als der frühere ehrliche Sklavenhandel, erlaubt ihn die englische Regierung dennoch für ihre eigenen Unterthanen und verbietet ihn nur, wenn und wo er ihren Handelsinteressen nicht zugute kommt.

Der Kulihandel hat zwei Seiten und schillert, je nachdem man ihn beleuchtet, in den verschiedensten Farben. Er ist civilisatorisch, da er, wenn gut dirigirt, vielleicht zur

Digitized by Google

Anbahnung eines sich menschlich herausbildenden Verhältnisses zwischen der indogermanischen und der mongolischen Rasse beitragen kann. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß er weit mehr dahin wirken wird, eine große Katastrophe zu beschleunigen, die in Chaos endigen dürfte, wenn kein activ civilisatorischer Einfluß sich geltend macht.

Lernen wir vor allen Dingen den Kulihandel selbst kennen, wie er in dem Mittelpunkte desselben, der portugiesischen Freistätte Macao in der Provinz Kuantong (Kanton) sich entwickelt hat und wie er auch in Englisch-Guyana sich zeigt. In Macao finden sich alle Elemente beisammen, die moralischen wie die materiellen, um den Misbrauch der Handelsfreiheit mehr als den rechten Gebrauch derselben zu stützen. Macao war früher der Mittelpunkt der portugiesischen Besitzungen an den Küsten der Südsee, welche von Bab-el-Mandeb bis Malakka reichten. Von diesen Eroberungen, die seit Vasco de Gama's glorreicher Umschiffung des Caps im 16. Jahrhundert gemacht wurden, ist Macao fast der einzige Rest. Ceylon, die Molukken, Malabar, Koromandel, Kambodscha und die Philippinen, ja selbst die japanischen Küsten kannten und anerkannten Portugals Flagge als die größte in Europa. Macao stieg empor, eine Versammlung von Palästen und großen Speichern, und das ist es noch heute. Aber wie jene Colonien schwanden, wie die portugiesische Flagge immer mehr von den zahlreichen Schiffen und der ehrlichern Politik der andern Nationen in den Hintergrund gedrängt wurde, so schwand auch Macao. Die steinerne Kruste, die Paläste und Speicher sind geblieben, aber darinnen wohnt das Elend, das Verbrechen, der Aussatz, und das aus Hongkong und Shanghai und anderswo vertriebene Gesindel nistet sich in den billigen, großen, halbverfallenen Gemäuern ein. Zum Theil sind diese Steinbauten mit starken Thoren und Eisengittern versehen und sehen aus wie Gefängnisse; aber leider sind es nur „freie" Leute, Arbeiter, Kulis, die man dort zum Theil in Ketten verwahrt, während das eigentliche Sträflingsmaterial sich hier ohne Behinderung in seinem Element ergeht. So entartet ist der Macaist, daß er selbst keine Arbeit zu verrichten vermag, sondern sein Weib für sich arbeiten läßt. Weiber sind es denn auch, kräftige, stämmige Gestalten, die Megären gleich unsern Dampfer, The White-Cloud, umschwärmen, auf dem wir mit Hrn. Edmond Planchut, einem Correspondenten der „Revue des deux Mondes", in Macao einlaufen. Diese Weiber sind so gierig, eine Fracht an das Land zu erhalten, daß der Dampfer vor- und rückwärts schlägt, um nur nicht geentert zu werden. Eine junge Macaistin ist es denn auch, die, nachdem einige Beruhigung in die uns umdrängende chaotische Masse von Booten gekommen, uns von der Strickleiter wie eine Feder in ihr schwankendes Fahrzeug hebt und uns durch die seichte Flut an das bollwerklose Ufer trägt, selbst bis an die Hüften im Wasser watend. Sie erhält 2 Piaster, welche sie sofort ihrem Manne ausliefert, der am Ufer bereits einige Stunden fluchend auf Geld gewartet hat und ohne Taback, Opium und Reis seiner Frau höchst gefährlich werden kann.

Es gibt freilich nur drei große Häuser in Macao, die sich mit dem Transport von Kulis besonders beschäftigen, aber ihre Thätigkeit auf diesem Gebiete ist so umfassend und ihre Agenten in den südlichen Provinzen sind so zahlreich, daß sie jährlich gegen 4000 Personen befördern. So sandten sie im Jahre 1872 auf den peruanischen Schiffen Amerika und Rosalia 1140 Kulis nach Lima und den Guanoinseln, von denen kein Sterblicher wiederkehrt, und auf den spanischen und französischen Schiffen Altagracia, Rosa del Turia, Atlavasa, Véloce und Bengali 2447 nach der Havana; auch die durch Japans Intervention berühmte Maria Lutz und der berüchtigte deutsche, früher englische Fatchoy erhielten hier ihre Ladung. Es ist bemerkenswerth, daß auf dieser ganzen Liste, die mehr als 40 Schiffe umfaßt — darunter 5—6 französische — kein englisches sich befindet; denn obwol die Engländer sich nicht scheuten, Kanonen und Gewehre an die Chinesen zu verkaufen, während sie Krieg mit ihnen führten, so haben sie dennoch

Digitized by Google

ihre Bedenken, einen nichtenglischen Hafen für den Kulihandel zu benutzen. Sie haben sogar verboten, daß Schiffe, die für dieses Exportgeschäft bestimmt sind, in englischen Häfen laden und löschen, in englischen Häfen ausgerüstet werden dürfen, wodurch sie den erwähnten drei Häusern in Macao großen Schaden zufügen, da dieser portugiesische Centralverkehrspunkt derartig gesunken ist, daß man in demselben wol angemessene Frachten von Sklaven, aber keinen Proviant, keine Schiffsausrüstung findet. Bei den Engländern ist, abgesehen von aller politischen und volksinstinctmäßigen Abneigung gegen Portugal, Macao speciell so verpönt, und sogar der Kulihandel selbst bei 15 Pfd. St. Fracht per Kopf so wenig verlockend, daß man, da ihre Bedenklichkeit unter Umständen nicht unbesieglich ist, wol eine dunkle Ahnung von dessen verbrecherischer Bedeutung in sich dämmern fühlt. Es sind fast nur Macaisten, die chinesisch sprechen und die trüben Stellen des chinesischen Lebens kennen, welche, Hechten gleich, von hier aus nach Opfern ausziehen. Die „Revue des deux Mondes" ist offen genug, auch einen Franzosen zu nennen, der sich zum Agenten einer dieser Häuser hergegeben hat. Er that es für 10 Frs. per Kopf und ist nun kraft seiner Talente zum Generalcommandanten des Amazonencorps Sr. Majestät von Siam ernannt. Ehemals Schiffskoch und Deserteur, dann Heiliger in Manila, ging er mit einem englischen Kapitän als zweifelhafter Schiffseigenthümer einer großen Ladung von Tauschobjecten im Werthe von 20000 Frs. nach Hongkong, wo ihm aber, während er nach einem Speicher suchte, nun seinerseits der englische Kapitän mit der Ladung durchging. Jetzt, wo wir ihn kennen lernen, wandert er soeben mit 40 unglücklichen Kulis unter Bewachung von Portugiesen, dem Baracoun zu — so nennt man die alten Steinpaläste, die den Auswanderern als vorläufiges Depot dienen. Wir haben leider gehört, daß er auch deutsche Collegen hat.

Die Chinesen, sehr zum Unterschiede von den Japanesen, sind unverbesserliche Fatalisten, wie in ihrer Religion, in ihrem Geschäft, so auch im Spiel. In allen Hafenplätzen Chinas sind große Spielbanken in Verbindung mit Blumenbooten und Opiumspelunken. Hier wird den Göttern geopfert, besonders dem des Schicksals, dem Tao. Mag er's wenden und drehen wie er will. Sein ist die Weisheit. Die Würfel und jene kleine Kugel, die schon in so manche Rechnung ein Loch machte, sind emsig am Werk. Hierhin geht oft der wohlhabende Chinese, der fleißige angesehene Handwerker am Arme solcher Genossen, wie unser Franzose, in angenehmer Unterhaltung über californische Schätze und peruvianische Chinanabobs, als selbständiger freier Mann und verläßt es als Bettler, als Sklave, denn er hat sein Hab und Gut, sein Weib und Kind und endlich sich selbst, d. h. seine Arbeitskraft auf immerdar verspielt, halb bewußt, halb im Opiumrausch mit gerade noch genug Selbstbeherrschung, um das verhängnißvolle Document, den Contract zu unterzeichnen (denn er kann gut schreiben und lesen), der ihn dann bindet, dem Rheder zu Macao nach Amerika zu folgen, und jedem Herrn, dem er überwiesen werden sollte, auf fünf oder acht Jahre, oft auf zeitlebens zu dienen. Ein billiger Sklave, er hat so gut wie nichts gekostet; denn das Risico, einen Einsatz zu verlieren, war nicht vorhanden. Nur der Kuli konnte das und nur er. Einmal in der Hand unsers Agenten und seiner Freunde an der Spielbank, war er verloren. Es gilt nun, nur noch das amtliche Siegel zu erlangen, das den Ruin unsers armen Chinesen summarisch bestätigt.

Leider ist die Integrität der chinesischen Beamtenwelt, der durch allerlei Kniffe hindurch destillirten Mandarinen, keine exemplarische, und Patriotismus oder Menschlichkeitsgefühle sind in einem Lande des Fatalismus und der Abgeschlossenheit natürlich wenig entwickelt. Wo soll ohne Gegensatz der Patriotismus herkommen! Der Chinese liebt sein heimatliches Dorf, aber er verkauft seinen Mitmenschen für eine Prise Taback, und unsere Mandarinen genießen seitens der Spielbankconcessionäre und der Auswanderungs-

Digitized by Google

agenten so ansehnliche Emolumente, daß es an ihrem amtlichen Siegel zu keinem Document selbst jemals fehlt, sogar trotz der Vorkehrungen, d. h. Verordnungen einzelner Provinzialregierungen; denn die Verordnungen sind ganz gut, aber die Executivbeamten, die Hafenpolizei, so sagt unser Agent, sind auch ganz gut. Diese Hafenpolizei existirt unter Umständen gar nicht oder macht sich nur dann bemerkbar, wenn es gilt, ihre Geschäftsfreunde sicher durch die Maschen des Gesetzes hindurchzusteuern. So wurde einst das spanische Schiff Veracruz im Hafen von Pingho von einem Engländer bei den Mandarinen angezeigt. Es seien am Bord 10—12 mit Gewalt aufgegriffene Chinesen, deren Verschwinden die ganze Umgegend in bange Bestürzung versetzt habe. Die Mandarinen versprachen das Ihrige zu thun; am nächsten Morgen war aber unser Spanier sicher auf offener See und vervollständigte seine Ladung in Macao, wo es natürlich nur eine portugiesische Polizei gibt, welche zu allem ein Auge zudrückt und den Maßregeln ihrer eigenen Regierung in Lissabon die kaltblütigste Nichtachtung entgegenstellt. Hieraus geht hervor, daß man nicht allein durch falsche Würfel, sondern auch durch Gewalt seine gelben Vögel fängt. Die Mehrzahl aber bilden die durch falsche Contracte Gefangenen, und die gewaltsame Entführung hat ihren Sitz mehr auf den zahllosen und jeder Controle entrückten Inseln von Polynesien, die ebenfalls ein starkes Contingent an Kulis liefern, wie das durch den Fall mit dem Piratenschiff Karl und dem damit zusammenhängenden Mord des Bischofs Patterson auf den Fidschi-Inseln offenbar geworden. Ueber diese Fälle und was damit zusammenhängt, liegen lange Gerichts- und Parlamentsverhandlungen aus Sidney und London vor, die da beweisen, bis zu welchen Extremen der Barbarei europäische Unterthanen in jenen verschwiegenen Gewässern der Südsee sich verirren können, und die ein gutes Vorspiel bilden zu den Enthüllungen, welche uns über die weit raffinirtern Unmenschlichkeiten aufklären werden, die man in China unter dem Schutze einer verworrenen Gesetzgebung und einer ganz illusorischen Controle begeht und — da eine Aufklärung des chinesischen Volks noch hundertmal schwieriger ist als unsers eigenen — so lange begehen wird, bis ein Rath der Mächte Europas einstimmig und geschlossen dagegen sich ermannt.

Vorläufig nimmt das Uebel stets mehr überhand. Die peruvianische und spanische Regierung verlangen neuerdings sogar von der chinesischen das Eingehen fester Lieferungsverträge, und spitzen ebenso wie der Westen Nordamerikas — Texas z. B. ganz neuerdings noch — ihre eigene Gesetzgebung so zu, um die ihnen überlieferten Kulis fest und fester in der Schlinge zu halten. Eine gleiche Grundströmung macht sich bei den Plantagenpolitikern in England geltend. Man meint, und vielleicht nicht ohne Wahrheit, den durch die Sklavenemancipation völlig lahm und brach gelegten Zucker-, Taback-, Kaffee-, Hanf-, Cacao-, Gewürz-, Guano-, Gold- und Silberrepubliken, Colonien und Inseln, wo wie auf Dominica eine Plantage, die zur guten alten Sklavenzeit 175000 Frs. kostete, jetzt für 7500 Frs. verkauft wurde, nur durch die Kulieinfuhr wieder aufhelfen zu können, und bereitet alles auf einen würdigen Empfang der Kulis vor.

Es ist schlimm, daß man deshalb auch von interessirter Seite nur leider zu beschönigend gegen die Art und Weise sich verhält, wie der starken Nachfrage für möglichst billige Kulis Rechnung getragen wird.

Die Contracte, Auswanderungs- und Parcieverträge neuesten Musters, existiren in zwei verschiedenen Auflagen, eine chinesisch und verheißungsvoll, reich an schönen Fernsichten, die andere in einer fremden Sprache, spanisch, zumeist aber auch französisch und englisch, dürftig, mager, nackt. Und diese letztern sind es, welche als jenseit der chinesischen Grenzen geschlossen auch alleingültig anerkannt werden. Die ganze Procedur von vorn bis hinten ist eine große Lüge, die in Elend, Heimweh, Selbst- und Massenmord ihre einzige Auflösung findet. In den Opiumbaracken spinnt sie sich an. Hier erzählen abgerichtete Chinesen, jenen zahmen Elefanten gleich, die ihre freien Brüder ins Netz

Digitized by Google

locken, von den Wundern des transatlantischen Daseins; 4 Piaster blinken als Handgeld, das sind 10 Frs., ein neuer Anzug lockt und der bunte Contract ist lediglich Beilage. Der Namenszug ist bald gefertigt. Amerika, Cuba, Havana, Mauritius, Réunion, Californien, Guyana, Peru, Panama dies sind für den Sohn des Himmlischen Reiches völlig gleichbedeutende Begriffe. Man sagt ihnen, das Ziel läge ganz nahe bei Macao, Hongkong, Shanghai, Pingho oder wo der Hafen nun sein mag, und dieser Umstand erklärt, daß die zu vielen Hunderten im Schiffshold zusammengepferchten, sanguinisch hoffnungstollen oder verzweifelten Chinesen sofort beim Anblick irgendeiner Küste im inselreichen Ocean oder bei der Annäherung an Häfen, wo man frisches Wasser und andern Proviant einnehmen muß, in Tumult ausbrechen, und daß ihre Begierde, an die Küste zu kommen, selten ohne lebensgefährliche Repressivmaßregeln zu bändigen ist. Man schießt dann einfach mit Glassplittern aus Kanonen unter die aufgeregte Masse und wirft die Schwerverwundeten über Bord.

Man nimmt auf das Leben dieser Unglücklichen nicht die mindeste Rücksicht. Sie kosten nur einen neuen Anzug und 4 Piaster, werden erst am Bestimmungsort bezahlt und deshalb, je länger die Reise, um so massenhafter verladen. Angenommen, ein Schiff sei für 400 Mann eben geräumig genug, so wird der Rheder trotzdem 800 Mann darauf verladen. Sterben davon 200, so macht er immer noch ein glänzenderes Geschäft, als hätte er sich nur mit der normalen Zahl begnügt; 200 Köpfe bringen circa 80000 Doll. auf dem amerikanischen Markte, und diese Summe per Reise mehr oder weniger ist ein bedeutender Unterschied. Kulis sind überdies erschwindelte Waare, und mit solcher ist noch nie gewirthschaftet worden, außer in des Wortes schlechtester Bedeutung. Es fehlt ja nie an neuem Material, und wie billiger Ballast werden auch diese gelben Sklaven ohne Gnade den Wellen überliefert, wenn sie nicht mehr brauchbar sind oder gefährlich werden.

Mit dem ebenerwähnten neuen Anzuge hat es eine eigene Bewandtniß. Woher diese großmüthige Anwandlung? Ungefähr dieselbe, die es mit den generösen Vorschüssen der brasilischen Auswanderungsagenten in Deutschland hatte und noch hat. Es ist ein Nessusgewand und brennt oft genug dem Kuli wie Feuer am Leibe, wenn er in den festverschlossenen Baracouns der Hafenplätze wochenlang auf Beförderung wartet. Zwar langweilig ist es nicht, wenigstens nicht so lange seine 4 Piaster reichen, die zu verspielen, in Opium zu verrauchen und anderweitig zu verthun ihm geflissentlich jede Gelegenheit geboten wird. Aber nachher thut ihm sein Pact vielleicht leid; er erwacht aus dem Hoffnungsrausch, und die Regierung zu Lissabon hat ihm eine goldene Brücke zur Rückkehr gebaut, die freilich durch den Beamten in Macao und durch den fatalen Anzug unpraktikabel gemacht wird. Am Tage vor seiner Abreise nämlich erhält er noch einmal den Besuch zweier portugiesischer Officiellen (dies geschieht, seit Gladstone in Lissabon ernsthafte Vorstellungen gemacht hat), welche verpflichtet sind, die etwaigen Gründe unsers Kuli gegen seine Verschiffung zu vernehmen und zu prüfen. Einige Vorsichtige, die Mittel haben, den Contract zu redressiren, werden dann freilich selbst in diesem Falle mit Profit für die Agenten in Freiheit gesetzt; aus Hunderten einer, zwei, drei — die übrigen, sogar wenn sie ihrem zukünftigen Glück mistrauen, finden sich in der tragikomischen und deshalb um so traurigern Lage, ihren den Agenten gehörigen Anzug nicht entbehren zu können; sie sind ohne Geld, um auch nur für die nächste Mahlzeit Reis zu schaffen und für die in den Baracouns erhaltenen zu bezahlen, und so treiben sie denn in dem dunkeln Schiffsraum mit dem Strom hinab, wo sie dieselbe gute Kost der Baracouns erwarten, wenn auch vergebens, wo es aber zu einer Umkehr zu spät ist. Die wenigen selbst, welche, diese Gelegenheit benutzend, in ihre Heimat zurückkehren — und das müssen sie per polizeilichen Schub — haben es dann mit ihrem Mandarinen zu thun, der sich für die vergebliche Mühe, die sie ihm mit ihrem Contract gemacht, auf das empfindlichste

Digitized by Google

zu rächen versteht. Es ist dies einer von den vielen kleinen Zügen, die darauf hinweisen, daß eine Reform des Kulihandels von innen heraus durch Vermittelung der chinesischen Regierung so gut wie unmöglich sein würde, und daß weit eher die Leute, welche mit Spanien und Portugal, Peru und Chile, Costa-Rica und Guyana auf eine wackere Ausbeutung dieser Menschenwaare hinarbeiten, reussiren dürften, d. h. bei der chinesischen Regierung, als die humanen Leute, die sich vor einem energisch vorbeugenden Einschreiten seitens Europas, wie es unserer allein würdig ist, scheuen, und nur China selbst aufzuklären gedenken, und dies obenein, ohne die 1860 von England und Frankreich stipulirte Auswanderungsfreiheit wieder zu verbieten.

Wie unumgänglich nothwendig aber ein kategorisches Halt! sein dürfte, und eine ganz unermüdliche Regelung und Ueberwachung dieses Exportgeschäfts, das lehren uns Zahlen, die annähernd selbst aus diesem Chaos, wo Hunderte und Tausende ungezählter Seelen erlöschen wie so viele Novembersternschnuppen, uns entgegenstarren. Von 85768 Kulis starben 11209 unterwegs. Diese Zahl ist allein nach Cuba von 1847—66 exportirt worden auf nur 211 Fahrzeugen, und von diesen haben nach Daten, die eine Schätzung zulassen, nicht 10 Proc. die achtjährige Contractzeit überlebt und nicht 2 Proc. die Heimat wiedergesehen. In Panama starben von 1000 für den Bau der Eisenbahn eingeführten Kulis während eines Jahres 800 Mann; von 173666, die nach Westindien verkauft wurden, überhaupt kehrten binnen 22 Jahren nur 3879 in ihre Heimat zurück, und diese waren von vornherein bemittelte Leute gewesen. Dem Armen bleibt nur die eine Freiheit: zu sterben.

Denn so abgefeimt wie die Rhederei wird später auch die Ausnutzung des Kuli betrieben, und durch alle möglichen Gesetze dafür gesorgt, daß er seinen letzten Schweiß im Dienste der Plantagencolonien vergießen muß. Auf Cuba darf kein freier Chinese sich aufhalten. Ist sein Contract abgelaufen und er hat das Passagegeld nicht zur Rückreise — dafür wird überall ausnehmend gut gesorgt — so bleibt ihm nichts übrig, als sich schleunigst wieder zu vermiethen. Das Gefängniß lauert ewig im Hintergrunde, sobald er den Klauen seiner Ausbeuter, die ihn durch den Contract, an den er sich gebunden hat, per Lieferungsvertrag mit dem Rheder oder auf offenem Markte meistbietend gekauft haben — das Gefängniß und alle seine Schrecken, die wir nicht schildern wollen, die aber, durch einen Deutschen auf Mauritius aufgedeckt, zur dortigen Enquête führten.

Die Engländer in Indien, Neuguyana u. s. w., welche Kuliarbeiter en gros von den Importeuren „beziehen" — anders kann man sich nicht gut ausdrücken — klagen hauptsächlich über Eins, und das ist sehr kennzeichnend für ihre Anschauungen über Sklaverei überhaupt. Sie beklagen sich, daß so viele der auf Lieferungsabschlüsse hin erhaltenen Contractleibeigenen untauglich seien theils durch Krankheit, theils durch Trägheit und Widersetzlichkeit, theils durch geistige Mängel, Stumpf- und Blödsinn. Sie klagen über die große Sterblichkeit und führen haarsträubende Facta an als Argument für den energischern Betrieb der noch immer zulässigen Kulieinfuhr. Es wäre nach ihrer Ansicht eine Abänderung der Kuligesetze insbesondere erforderlich, weil die Plantagenbesitzer u. s. w. mindestens 25 Proc. verlören. Nicht das System als solches scheint ihnen falsch, sondern sie wollen dasselbe als eine Besonderheit in der Gesetzgebung dahin zuspitzen, daß ihnen von den Lieferanten keine untüchtige Waare mehr geliefert werden könne. Ihre Tendenz ist klar genug, andern Nationen die Kulizufuhr abzuschneiden, wie sie denn auch die Sklavenzufuhren nach Brasilien und dem sich aufschwingenden Nordamerika und den ihnen stets gefährlicher werdenden holländischen Colonien zu verhindern bestrebt waren. Dagegen haben sie gegen den Kulihandel in seiner jetzigen Gestalt nur Einwendungen, die das System selbst nicht in Frage stellen. Man gelangt leider immer mehr zu dem Resultat, daß die guten Seiten des englischen Volkes und seiner Politik nur zu

Digitized by Google

sehr verdunkelt werden durch die egoistischen Rücksichten der herrschenden Handelswelt, oder besser der Plantagenbesitzer auf ihre specifischen, nicht eben national-englischen Interessen, und die Schritte, welche bisjetzt gegen die raffinirte Kulisklaverei geschehen sind, befestigen leider diese für England nicht schmeichelhafte Annahme. Wie darf man Menschenbeglückern trauen, die mit dem salbungsvoll lächelnden Antlitz eines Sklavenemancipators dieses Argument, daß die Kuliabnehmer durch die Kulihändler um 25 Proc. betrogen würden und daß deshalb, nur gegen die Möglichkeit solcher unvortheilhafter Lieferungen, die Revision in den Exportplätzen dieser lebendigen Menschenfleischwaare verschärft werden solle, in den Vordergrund stellen! Das Gräßliche, welches aus der jede Selbstbestimmung und Freiheit der Arbeit ertödtenden contractlichen Selbstverkäuferei für nichts als Fahrt, Speise und Trank und eine ganz geringe und illusorische Löhnung, die zum größten Theil erst nach Ablauf des Contracts ausgezahlt wird (wenn der Kuli ihn überlebt!), uns entgegentritt und die furchtbaren Misbräuche, welche daraus für den Kuli erwachsen, da er gleichsam eine werthlose Sache geworden ist und verschleudert wird wie erschwindeltes Gut: das wird von diesen Patrioten weiter nicht betont, sondern, man höre und staune, eine schärfere Registratur der Kulis und ihres Verbleibs deshalb verlangt, weil es oft nöthig sei, vor dem Richter zu bestimmen und nachzuweisen, wie lange der betreffende Kuli von seiner contractlichen Arbeitszeit (meist fünf Jahre!) im Gefängniß zugebracht habe, welche Zeit er nach Ablauf der fünf Jahre noch im Dienste seines derzeitigen Besitzers nachholen müsse, und zwar ohne Lohn, damit sein Herr so für die Verluste seiner Arbeit und Beköstigung während der Gefängnißperiode oder Perioden entschädigt werden könne.

In diesem Lichte wird die folgende Mittheilung frappant erscheinen. Ein „Pflanzer" schreibt dem „Jamaica Standard" neuerdings, daß er im Jahre 1871 durch das Schiff The Aliquis 50 Kulis bezogen, von denen jetzt sich folgendes Verzeichniß gestaltet:

10 im Gefängniß,
10 todt,
1 Todtschlags halber für vier Jahre im Zuchthause,
13 krank im Hospital bei Brandy und Kükensuppe,
16 arbeiten täglich einige Stunden für 1 Sh. pro Tag.

Daran knüpft er die Bemerkung, daß Jamaica — dessen Rum allerdings seit der Sklavenemancipation zu den schönen Illusionen gehört, da die ganze Insel jährlich nur vier Schiffe befrachtet — viel mehr Kulis consumiren müsse und nur durch Kulis wieder zur Blüte gebracht werden könne. Gegen die gefühlvollen Seelen daheim zieht er mit der ganzen Schärfe parlamentarischer Dialektik zu Felde, und hat offenbar den „Brandy und die Kükensuppe" nur zum Hohn unter das „Gefängniß" und das „Zuchthaus" gesetzt. Was aber die Wendung „einige Stunden" anbetrifft, so belehrt uns Mr. Beaumont, Chief Justice in Guyana, eines andern. Die Leute erhalten Tagewerke, welche sie von morgens um 3 Uhr bis abends um 11 Uhr auf dem Felde zu bleiben zwingen und eben jene „10 todt, 13 krank", ja sogar jene „10 im Gefängniß" erklären helfen, während der Mann im „Zuchthause", nach ähnlichen Fällen zu schließen, den Drivers, der die Peitsche führt, erschlagen haben dürfte, was Justice Smale für gerechtfertigt erklärte.

Das Grundgesetz und wahrlich auch der Grundpfeiler der englischen Freiheit: „Niemand kann durch Contract seinen Leib schädigen, dies kann nur das Gesetz", scheint nämlich dem Bewußtsein der modernen Herren, welche Gefängniß und Prügel nach Belieben verhängen, ganz abhanden gekommen zu sein, da sie dieselbe Nichtachtung gegen dieses Grundgesetz des sächsisch-germanischen Rechts auch zu Hause bereits offenbaren. Gilt es solchen Verirrungen gegenüber nicht, wie Justice Smale in Hongkong dies thut, strengstens hervorzuheben, daß ein System nominell freier Vereinbarung, welches Gefäng-

Digitized by Google

niß im Hintergrunde hat und Prügel gestattet (ärger als in Rußland!) und welches nur die Eine Partei verpflichtet, an sich schon eine Verirrung ist? Bindet den Kuli — gut, so bindet auch euch selbst. Der Kulibesitzer kann jederzeit zurücktreten, kann den Kuli nicht nur fortjagen, sondern ihn weiter verkaufen, läßt es, wie aus hundert Zeugenaussagen einstimmig hervorgeht, nicht nur an den contractlich festgestellten, sondern auch an den nothwendigsten Nahrungsmitteln fehlen, mordet den Kuli langsam und saugt seine Kraft aus, und der Gegenstand seines stumpfen Egoismus ist nicht nur recht- und machtlos, sondern soll nach Belieben, wenn die Arbeit knapp ist, in das Gefängniß geworfen werden können, damit er diese so in Abrechnung gebrachte Zeit später nachzuholen habe ohne Lohn! — Ist er dann mit Gottes Hülfe um seine ersparten und bereits durch allerhand Abzüge geschmälerten Nothgroschen gebracht worden, so muß er sich von neuem auf der Basis der eben überstandenen Sklavenperiode abermals binden und bleibt der biedern Colonie erhalten, bis er zu Grunde geht — denn ist der Kuli factisch so weit, daß man meinen kann, es gehe mit ihm zu Ende; oder wird er von einer chronischen Krankheit befallen, so jagt man ihn unter leicht gefundenen Vorwänden einfach fort und läßt ihn wie das Vieh fallen, wo er will.

Wir geben aus guten Gründen bereitwillig zu, daß es hier einer stricten Ausnahmegesetzgebung bedarf, denn es handelt sich nicht um Klassenverhältnisse, sondern um Rassenrivalität und Ueberhebung, und wir nehmen an, daß der Transport und Import ganz freier, erst an Ort und Stelle in ein ganz lockeres Lohnverhältniß tretender Kulis unmöglich sei. Sollte dann aber nicht das Gesetz und dessen Träger gegen den großen Plantagenbesitzer in derselben Weise einschreiten, wie gegen den zum Sklaven herabgepreßten Kuli, und, wo der freie Wille einerseits gehemmt ist, auch der Willkür andererseits das Handwerk gelegt werden? Ist dies undurchführbar — und das scheint der Fall, da Gerichtsbarkeit und Herrschaft in jenen Gegenden so gut wie identisch sind und der wohlwollende Richter der Jury und der allgemeinen Anfeindung weichen muß — so ist das ganze System zu verlassen und die Ausnahmegesetzgebung auf die Basis des freien Lohnsystems zu stellen.

Es ist gewiß nicht außer Acht zu lassen, daß die Regierungen der europäischen Mutterstaaten ihren Colonien gegenüber die Zügel in einer sehr schlaffen Weise zu handhaben gezwungen sind, um sie sich überhaupt zu erhalten, um europäische Anschauungen nicht in die des Orients und der Tropen hineinzuflicken und um die kräftige Entwickelung dieser Colonien nicht zu unterbinden. Man weiß, welche Gewalt, welche Opfer der Norden der Vereinigten Staaten ausüben und bringen mußte, um die Sklavenstaaten nach ihrem Muster zu binden, und wie unvereinbar auf die Dauer dennoch die Entwickelung beider Staatensysteme erscheint, sodaß man von unterrichteter Seite einer Trennung, einem Zerfall der Vereinigten Staaten als unabwendbar entgegensieht. Als wie viel gewaltsamer also würde das Band, welches den europäischen Mutterstaat an die transatlantische Colonie bindet, empfunden werden, wollte man mit willkürlichen Gesetzen zu tief und empfindlich in die nun einmal hergebrachten und schwer umzugestaltenden Productionsverhältnisse jener kaum halb verstandenen Tropengegenden eingreifen.

Es scheint daher der einzige Ausweg, das freie Lohnsystem überall im Princip aufrecht zu erhalten und die Regulative, welche die Ueberwachung des Kulitransports sowie die Kuliverdingung anbahnen sollen, auf dem Vermittelungswege zwischen diesem und dem bisherigen System sich bewegen zu lassen, sodaß einerseits dem Kuli sein Recht und andererseits den Klagen der Pflanzer Abhülfe geschafft werde. Dieser letztere soll keine unfähigen Arbeiter, jener keinen Herrn mehr haben, der nicht durch dringende Mahnung an die Menschheit seiner chinesischen Dienstboten oder Leibeigenen, wie man nun will, stets im Schach gehalten wird.

Digitized by Google

Wie nothwendig eine völlige Klärung dieser Verhältnisse ist, geht aus jeder einzigen Nachricht, deren Hunderte vorliegen, hervor, die wir über den Verkehr zwischen den Chinesen und den in heißen Klimaten der europäischen Anschauung entwachsenen, auf Plantagen als absolute Herren regierenden heißblütigen Creolen, Nabobs und zum Theil Blutsaugern ex professo erhalten. Die Chinesen, meist kindlich, absolut unfähig sich zu verständigen, ihre Meinung zu äußern, ihr Recht geltend zu machen, bald als dumm, bald als widerwillig, wenn krank und leidend ganz gewiß mit Unrecht als faul verschrien, in Wahrheit aber so verständig, daß sie sehr gut selbständig handeln und vortreffliche Unternehmer abgeben könnten; Leute, die das Unrecht, das ihnen geschieht, fühlen und im Mismuth sich verzehren, im tiefsten Heimweh sich das Leben nehmen — diese Menschen denke man sich in Ermangelung anderer Arbeitsmaschinen unter der Zuchtruthe der Drivers (Treiber), deren einziger Ehrgeiz es ist, ihre Herren zu befriedigen und eine hohe Tantième zu erlangen, und welche für die Söhne des Himmlischen Reiches, ihre Sklaven — nicht durch Besitztitel, sondern durch betrügerischen Contract — gerade so viel Gefühl haben wie für das Stück Eisen, das einen todten Theil ihrer Mühle oder Presse oder Spinnerei bildet, wenn sie nicht gar Haß, Verachtung, Ekel für die freilich ohne eigene Schuld in Schmuz, Elend und Gemüthsweh verkommenden, sprachlosen Kulis haben! Das ist ein Bild nur in Worten; wer aber ihm Fleisch und Blut und Leben gibt, der wird nachempfinden, wie naturwidrig die Consequenzen eines solchen Verhältnisses sein müssen.

Vor uns liegt unter andern Büchern, Heften, Broschüren, Artikeln und Notizen über diesen Gegenstand, der schon viele, namentlich auch englische Federn (zur Ehre des Volkes von England sei es gesagt!) in Bewegung gesetzt hat, ein Werk von Joseph Beaumont Esq., vor kurzem Oberrichter in Britisch Guyana, mit Abbildungen, welche uns dieses Plantagenleben vergegenwärtigen sollen. Das Buch heißt „The New Slavery", und liefert eine Darstellung der indischen und chinesischen Einwanderern nach Guyana, Demerara, welches, so erhellt daraus, im Gegensatz und im Vergleich zu Peru, Chile, Cuba ein Paradies, ohne Vergleich aber schon Hölle genug für die Kulis ist, denn es herrscht dort nach Hrn. Trollope's Ausspruch eine nur durch „Zucker" gemilderte Despotie. Diesem Gotte Zucker wird Menschenfleisch geopfert wie dem großen Baal. Hier will man schleunigst reich werden, um daheim eine Rolle zu spielen; von hier will man ungemessenes Gold beziehen, um daheim als Mitglied der obersten Zehntausend im Hydepark die besten Pferde paradiren, und was immer an Lords, Counts, Dukes und Parlamentsmitgliedern sich pressen läßt, aus Silber diniren zu lassen. Der englische Ehrgeiz, die fashionable Partie, die hohen unermeßlich reichen Connexionen — nicht blos die Habsucht, sind die Dämonen, welche Brief auf Brief nach Demerara expediren um Geld, Geld, immer mehr Geld. Dieser Absentee, so nennt man den Herrn in absentia, ist ein vortrefflicher Mann, loyal, human, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle; er hat eine sehr gute Erziehung genossen, in Eton, in Cambridge und in Society, und er hat vor allen Dingen gelernt zu ignoriren — was nicht fashionable ist ignorirt er, am meisten natürlich seine Schweine und seine Kulis. Man nennt ja den Kulihandel professionell Schweinehandel. Er weiß es nicht, und seine beiden blondgelockten, heitern, alle Welt bezaubernden Töchter, die nie zweimal in demselben Staat in Gesellschaft erscheinen, wissen noch weniger, was es heißt, das Geld erarbeiten, mit dem sie so großmüthig und so freigebig sind — es erarbeiten im Sonnenbrand der Plantage unter der Peitsche des auf alle Welt, auf seinen stets Geld verlangenden Herrn am meisten fluchenden Driver. Wüßten sie es, wahrlich, sie würden frugal aus Mitleid und geizig aus Christenpflicht. Aber redet ihnen davon und seid als Ketzer verbannt, als Ketzer gegen

Digitized by Google

den einen großen Gott Society! Sich belügen — es ist so leicht, und ignoriren, was lästig, so selbstverständlich, daß wahrlich ein Gentleman und selbst ein guter Gentleman all seine Gentleneß und all seine Gentility verlieren würde, wenn er ohne die größte Vorsicht, eher beschönigend als tadelnd an die Reform dieses Stückes Unchristenthums, die des Neronischen Zeitalters würdig ist, sich wagen wollte.

Dies ist ein Bild, wie es sich jedem Auge auf den ersten Blick selbst in England entrollt, die Ueberverfeinerung der Gesellschaft, welche dem andern Extrem, der Barbarei, die Hand reicht. Wie aber sind die entsprechenden Bilder aus andern Ländern und Zonen!

Portugal, dieses im Semitenthum untergegangene Tyrus und Sidon unserer Tage, ebenso unbedeutend wie rücksichtslos in seinen Unternehmungen, bevölkert seine frühern Verbrechercolonien, die jetzt emancipirt und zum Theil unabhängig sind, mit den Söhnen und Enkeln des vielhundertjährigen Absuds von Europa. Welch ein Bild der Verworfenheit bietet sich hier dem europäischen Beschauer dar! Man denke sich die erziehungslosen Söhne von Mördern und entlaufenen Galerensträflingen, unter denen, neben vielen höchst achtbaren Leuten, auch die entsetzlichsten Gebilde des Menschthums sich erzeugen, man denke sie sich als Besitzer ungemessener Ländereien, die auszubeuten nur Hände fehlen. Da sie selten mit Geld versehen sind, sich Leute zu dingen und freie Arbeiter zu besolden, so ist ihnen jedes Mittel recht, auch das des organisirten Menschenraubes, sich solche Arbeiter — selbstthätige Maschinen zu verschaffen, und der Kulihandel bietet dazu die beste Gelegenheit.

Man muß diesen Gesichtspunkt ohne Scheu festhalten, um zu dem Resultat zu gelangen, wie unbedingt nothwendig eine Ueberwachung und Erziehung der Colonien seitens der civilisirten Staaten Europas ist. Es sind zum Theil dem abgestoßenen Aussatz Europas entsprossene Elemente, die im transatlantischen Süden sich Europas Repräsentanten nennen und den Abscheu der polynesischen und ostasiatischen Völker bilden — und leider sind es auch ebendiese Elemente, die in jenen dem Gesetz nur halb unterthanen Ländern, kraft ihrer natürlichen Gewaltsamkeit, die leitende Potenz bilden.

Auch diese Elemente wirken civilisatorisch, aber sie gleichen andern Vorläufern und Pionnieren der europäischen Cultur, sie wirken eher zerstörend als erbauend und nur dann segensreich, wenn sie die Gegenmittel und guten Acquivalente, die thätige, positive Civilisation nach sich ziehen. Denn es ist weiter nicht zu verwundern, daß der Misbrauch dem Gebrauch vorangeht, in Regionen, wo unsere Cultur ohne erziehende Hand, ohne das belehrende Wort der Erfahrenen nur verderbensvoll wuchern kann. Die Cultur gleicht dann dem Branntwein, der eine ganze Rasse, die amerikanische, hinrafft, weil sie sich nicht zu beherrschen versteht. Sie ist ein gefährliches Spielzeug, wie das Schießgewehr, mit welchem Kinder sich schädigen, unmündige Völker Krieg anfangen, der mit ihrem Untergang endet; sie ist, was die Mitrailleuse für die Franzosen war. Sie ist eine schwere Last, der nur ein Volk, dessen jedes Mitglied sich selbst zu beherrschen gelernt hat, gewachsen ist. Sie bezeichnet eine Aufgabe, die zu erfüllen, ein Niveau, zu dem sich emporzuarbeiten jene kindlichen Völker noch des ganzen Schutzes und Wohlwollens humaner Regierungen bedürfen. Die Cultur bringt Ungebundenheit und ist noch nie ohne Flügelverstauchung gelernt worden; sie scheint bei nicht indogermanischen Völkern die Barbarei erst zu krönen, da sie dem Kraft- und dem Rechtsmisbrauch erst das wahre Raffinement verleiht in Gestalt der Sklaverei und der Contractsausbeutung ohne Gnade und Schonung. Ist doch auch bei uns zu Hause die Cultur durch ihre Schmarotzer in steter Gefahr überwuchert zu werden ohne die immerdar pflegende Hand einer in ihrem Dienste thätigen, ihre Aufgabe getreu ausführenden Regierung.

Will man also nicht von einzelnen ganz einseitigen und kleinlichen Rücksichten sich beirren lassen, die selbst im engsten Kreise noch einen unbilligen Mangel an Vertrauen

Digitized by Google

bekunden und die wohlthätige Kraft der Executive unterbinden, so muß man mit der Freude, welche jede Erfüllung einer moralischen Verpflichtung gewährt, in dieser Kulifrage die Initiative der Regierung auf das eifrigste anzuregen suchen und solche Anregungen, selbst wenn ihnen, wie jüngst vom Präsidenten des Bundeskanzleramtes, „beruhigend" begegnet wird, auf das entschiedenste unterstützen, zumal da es sich erweist, daß die Schwierigkeiten, welche sich uns auf diesem Gebiete entgegenstellen, so enorme sind und die Verhältnisse, unter denen die Regierungen Europas ihre transatlantischen Colonien beherrschen, so empfindliche, daß das maßvollste Vorgehen sich ganz von selbst gebietet.

Das Elend ist ewig und bedarf steter Wachsamkeit. Wenn es uns zu Hause als sociale Frage erschreckt und unser Nachdenken herausfordert, so mag uns das unverkennbare Barbarenthum, das uns außerhalb unserer Gesellschaft umringt und seine Verräther in unsere Mitte schickt, zur Thätigkeit mahnen. Es ist kein Zweifel, daß man die Völker Europas nur aus ihrer Illusion reißen muß, damit sie ihre culturtragende Menschenpflicht, ihr nationales Gewissen sofort wiederfinden. Es gibt kein Vordringen auf dem Wege der Civilisation, mit diesen Feinden im Rücken. Wie eine feindliche Besatzung hinter der Front einer Armee wird uns das Bewußtsein der Barbarei außerhalb Europas aufschrecken und wir werden nach den Gründen desselben forschen und es besiegen. Wir glauben auch nicht an die dauernde Macht der Bösen, aber wir sehen warnende Zeichen am Horizont der Geschichte, daß es gilt, dem Zerfall der Cultur ebenso sehr entgegenzuarbeiten als dem Weiterbau nachzusinnen.

Es ist zwanzig Jahre her, seitdem durch die Bemühungen eines Wilberforce, Clarkson und Burton, welche ihre ganze Existenz für ihre Sache einsetzten, die Sklaverei einer Rasse, welche, wie man sagte, von Natur zur Sklaverei geschaffen sei, vor dem Gefühl der humanen Völker zu weichen begann, obwol selbst ein Papst, Leo X., sie für gerechtfertigt erklärte, und der Handel mit diesem schwarzen Elfenbein wenigstens durch force majeure unterdrückt wurde. Jetzt wirft sich der Instinct der arbeiterbedürftigen Pflanzerstaaten auf die gelbe Rasse, die viel höher steht, die selbst culturkräftig ist und uns, den Europäern, sogar in gewisser Hinsicht die Wage hält. Früher geschah der Sklaventransport heimlich von einsamen Punkten der Küste aus, wie sie in Guinea sich boten; jetzt sucht er seine Stätten in den belebtesten Häfen des volkreichsten Landes der Welt. Früher wurde er unverhüllt betrieben als das, was er war; heute verbirgt er sich hinter der Maske der freien Vereinbarung und wandelt in der Sonne daher, sicher unter dem Mantel des Rechts.

Soll die freie Vereinbarung gelten und zu Recht bestehen, so mag es ein Wort sein, dem die That folge — die der Vereinbarung aller Nationen gegen die internationale Barbarei des Kulihandels und was sich sonst damit zusammenreihen läßt.

Wir Deutschen zumal, die wir noch im letzten Jahre unter Parceriecontracten, die sich gegen die Kulicontracte gehalten durch ihre besondere Schwärze auszeichnen, 1700 Colonisten nach Bahia (Colonie Monitz) in Brasilien, San-Salvador (Leopoldina und Commadatova) gehen ließen und es erlaubten, daß deutsche Bürger 65 Thlr. pro Kopf Prämie von der brasilianischen Regierung für deren Beschaffung einsteckten, während diesen „Colonisten" noch vor der Ankunft auf den betreffenden Colonien alle Kinder starben, und während zur selben Zeit die aus England herbeigelockten „Colonisten" auf Verlangen der englischen Regierung und auf Kosten der brasilianischen wieder in ihre Heimat zurückgeschafft werden mußten — wir Deutschen zumal hätten allen Grund, den Anregungen, die im Reichstage durch Petitionen in dieser Kulifrage gegeben worden, Folge zu leisten und energisch gegen ein derartiges Contractherrenthum, das uns nah und fern vernichtend trifft, vorzugehen.

Ein Punkt ist unverkennbar: die mangelnde Sympathie zwischen den Rassen. Wo

Digitized by Google

zwei verschiedene Rassen sich berühren, wird durch den Antagonismus viel Leben erweckt, wo sie aber einander durchdringen, entsteht eine verderbliche Repulsion, die ohne besondere Gesetzesvorkehrungen zum Untergang der Staaten führt, in denen sie sich geltend macht. Noch nie, solange die Welt steht, haben zwei verschiedene Menschenrassen auf die Dauer und ohne weise Vermittelung in einen Staat zusammengepreßt anders als zerstörend aufeinander gewirkt. Der verschiedene Schwerpunkt treibt die eine Rasse empor, die andere hinab, und der Klassenhaß verstärkt den der Rasse bis zur verwüstenden Umwälzung. Man sehe sich ohne Leidenschaft in den Hallen der Muse Klio um, wo alte Völker in Corruption verfallen, in Revolutionen sich aufreiben — woran lag's? Rassenunterschiede brachten mit sich Sklaverei und Ausbeutung, die mit Austreibung endigte, wobei natürlich der feste Bau selbst des ältesten Staates zerfallen und aus Trümmer neu erbaut werden mußte, aber nie die ursprüngliche Größe und Harmonie wieder erreichte. Die Unmöglichkeit solcher gemischten oder aus sich abstoßenden Schichten bestehenden Nationen zur Ruhe und zur Beschaulichkeit zu gelangen, eine feste Constitution zu gewinnen — woran liegt sie? An der Unmöglichkeit jeglichen Individuums, das Gefühl der eigenen Superiorität, den Rassenhaß, Rassenneid, Rassenhohn und Rassenabscheu zu überwinden, der nach oben und unten Kraft und Geist der Nation, die kein Volk mehr ist, sondern zwei oder mehr Völker übereinandergelagert, im unauslöschlichen Mistrauen und Widerstreben auseinanderreißt und niemand mehr erlaubt, sein Volksgefühl zum Patriotismus zu erheben. Könnte der Indianer Amerikas sich gedeihlich auf dem alten theuern Boden seiner Ahnen und Urahnen mit den Semiten, Indogermanen, Aethiopiern und Mongolen zu einer gemeinschaftlichen Nationalsache vereinigen? Wir zweifeln daran. Es schiebt sich der Kampf der Individuen so lange hin und her, bis sich Revolution, Massenmord, Massenausbeutung, Corruption der höchsten Potenzen und der niedrigsten verewigt, weil mit der Integrität des Ganzen auch die der Individuen, mit Einem Wort, mit der Patria auch der das Dasein adelnde Patriotismus fehlt. Es scheint dies in Gegensatz mit dem zu stehen, was wir früher gesagt, daß gerade die Abschließung Chinas es zu einem Gefühl des Patriotismus nicht gelangen ließ und zum gegenseitigen Verrath von hoch und niedrig führte. Aber es scheint auch nur. Denn in Wahrheit bestätigt eins das andere. Bei völliger Abschließung wie bei völliger Auflösung in beiden Fällen fehlt die schöne Basis, der erweckende Gegensatz, die Anregung zum edeln Wetteifer. Das ist die schwache Seite unserer internationalen Streber und Rassennivellirer, daß sie die einfachsten Gesetze der Natur, absichtlich oder nicht, verkennen.

Denn es steht wol fest, daß der Gemeinsinn in einer chaotisch aus allerlei Rassen gemengten Masse den Menschen zur Ruhe nicht gelangen läßt. Dieser Sinn treibt ihn, sich und die Seinen in Gesellschaften zu sondern. Trotz alles Egoismus wird man sich zusammenrotten und es wird zur Störung des staatlichen Lebens kommen, wenn dasselbe mehrere Rassen comprimirt, welche durchaus divergirende Eigenschaften haben. Dieser Gemeinsinn ist es, der den einzelnen sowie die Masse beherrscht, er ist die Haupttriebfeder des normalen Menschen, des zoon politikon; wo ihm die Ziele fehlen und Grenzen, wird er sie sich im Conservatismus suchen, wo er aber erlahmt und opiatisirt wurde, da herrscht das Böse. Die Bösen werden aufgeworfen, gelangen zu Macht, Ehre und Reichthum und richten das Ganze zu Grunde.

Denn es ist ganz gut, mit Goethe zu hoffen, daß die Lumpenhunde voneinander abgethan werden, vorher thun sie uns ab; sie associiren sich ebenfalls, ehe sie sich fressen.

Der spätere Goethe hatte schon eine klarere Vorstellung von dem, was war und sich entwickelte:

Den Bösen sind sie los,
Die Bösen sind geblieben.

Digitized by Google

Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, daß deutsche Männer ihre Betheiligung an dem Erfolge der Arbeiten der jetzt auf Cuba tagenden chinesischen Commission zur Untersuchung der Kulifrage documentirten. Die russische sowol wie die deutsche Regierung haben ihren Consuln auf Cuba, so wird officiös mitgetheilt, Anweisung gegeben, die chinesischen Commissare nach Kräften zu unterstützen. Selbstverständlich aber haben die Herren dort inmitten einer von Kuliarbeit lebenden und, was mehr ist, mit Kuliarbeit wuchernden Bevölkerung eine schwere Stellung, und es ist gewiß eine Aufgabe, die moralischen Muth erfordert, durch alle Cabalen und Machinationen hindurch die Chinesen auf deutsche Art zu belehren. Wir Deutschen brauchen für unsern Handel der Zukunft und für den Aufschluß der tropischen Regionen durch chinesischen Fleiß und chinesischen Unternehmungsgeist die Sympathien dieses Volkes, und haben hier eine Gelegenheit, uns dieselben auf das entschiedenste zu erwerben. Nur müssen die isolirten Vertreter unserer Interessen auf Cuba wissen, daß das Vaterland seine Augen auf sie richtet und den Muth zu würdigen wissen wird, mit welchem sie jeder Vertuschung dieser Frage werden entgegenzuarbeiten haben. Alle geographischen Vereine und alle Privatleute, denen humanitäre Zwecke und deutsche Interessen am Herzen liegen, dürfen sich darauf verlassen, daß sie ein förderliches Werk thun, wenn sie Material über diese Frage an das Consulat unsers Reiches in Havana gelangen lassen.

Man muß bedenken, daß alle Colonialwaaren, namentlich Kaffee, Pfeffer, Zimmt u. s. w. immer mehr Monopol einiger im Besitz von Colonien befindlichen Nationen, und alljährlich außerordentlich im Preise emporgeschraubt werden, daß deren Production lediglich mittels betrogener und zu Sklaven herabgezwängter Kulis betrieben wird, und daß zur Unterstützung dieses Systems die freie Ansiedelung, die freie Unternehmung der Chinesen in den Tropen, wo sie allein arbeitsfähig und arbeitslustig sind, methodisch unterdrückt wird. Alle diese Colonien frei und emancipirt, von freien Chinesen occupirt und bearbeitet, werden mittelbar deutsche Colonien und beschicken dann deutsche Häfen mit Waaren, an denen jetzt mindestens 5—600 Proc. Wucher haften. Das ist eine kleine Nebenphase der Kulifrage, welche wir nur kurz erwähnen wollen, um dem Leser anzudeuten, daß wir nicht lediglich aus Humanitätsrücksichten derselben nahe treten.

Wir berühren freilich in diesem Falle auch deutsche Interessen, denn es ist nicht zu leugnen, daß Deutsche an diesem Handel stark betheiligt sind, und daß mehrere namhafte und auch in deutschen Zeitungen genannte Leute in Lima sowol als auf Cuba und in Macao*) die Hauptstütze desselben bilden.

Um so mehr mag es trotzdem zu bedauern sein, daß der deutsche Consul in Yokuhama, als die Japanesen ein peruvianisches Schiff von Macao mit Beschlag belegten und die entsetzlich gequälte Ladung befreiten, und als der englische Consul sich beeilte, den Beifall seiner Regierung an diesem Acte auszudrücken, das Gegentheil that und sich dem peruvianischen und portugiesischen Consulat bei ihrer Misbilligung anschloß. Dieser Unbedachtsamkeit kann kaum energisch genug im Namen des deutschen Volkes entgegengetreten werden und es muß dies jedenfalls auf Cuba geschehen, wo der deutsche Consul wird Sorge tragen müssen, daß die hochadelichen Söhne des Himmlischen Reiches, welche man dorthin höflichst einlud, damit sie sich überzeugen sollten, wie wohl es ihren weniger adelichen Landsleuten auf den Plantagen ergehe, ein Stückchen von unserer eigentlichen Gesinnung, die zur Zeit, wir wollen es gestehen, stark verhüllt ist, kennen lernen mögen.

Ein schlichter Hinweis auf einige Thatsachen, sollten wir meinen, müßte in diesem Falle genügen.

Nach Professor von Holtzendorff's Abhandlung: „Der Kulihandel, ein Aufruf an die

*) Vgl. berliner „Volks-Zeitung", August 1873.

Digitized by Google

Menschheit des 19. Jahrhunderts", welcher Aufruf in der „Gartenlaube" erlassen wurde, sind in Cuba nach amtlichen Listen von 1847—66 211 Schiffe mit 85768 Chinesen von Macao „gelöscht" worden. Von diesen sind 11209 auf der Ueberfahrt gestorben. Auch vor 1847, von 1843 an, sind Kulis nach Cuba gesandt worden, deren Zahl Generalconsul J. J. Sturz auf 13000 veranschlagt, von denen circa 13 Proc. über Bord gesenkt worden sind. Wo sind alle diese Chinesen geblieben?

Sollte eine Vorausahnung dieser unbequemen Frage die Thatsache zu Wege gebracht haben, daß wir nun seit 1866 keine officiellen Listen mehr über den Kuliimport nach Cuba auftreiben können? Auf zuverlässige Daten hin aber können wir auch den Kuliimport der letzten Jahre auf mindestens 8500 per Jahr veranschlagen, und der Bedarf ist noch immer im Steigen. Nachrichten aus Macao ergeben einen jährlichen Export von Kulis nach Peru und Cuba von 30000 Menschen im letzten Jahre allein. Ein einfaches Rechenexempel zeigt, daß man in Summa während 33 Jahren circa 139360 Kulis nach Cuba importirt hat. Wo sind sie? Da nach spanischen Eingeständnissen nur noch 35—40000 dieser unglücklichen Leute in Cuba existiren, wo sind die übrigen 100000? Hat man sie in Form von Zuckerhüten, Cigarren, Baumwollballen u. s. w. exportirt, oder was?*)

Nach Feststellung der Zahl der Todten gilt es die Ursachen ihres Todes festzustellen. Z. B. ob außer übertriebenen Arbeitsforderungen, ohne Ruhe und Rast, selbst Sonntag nicht ausgenommen, schlechter und unzureichender Nahrung, nicht auch nur zu häufig die grausamste Mishandlung, besonders durch Peitschen und Beladung mit Ketten, selbst bei der Feldarbeit und beim Schlafen u. s. w. die Ursache war.

Ferner wird es aller Welt kundgethan werden müssen, daß der Kulihalter nicht verpflichtet war, eine Liste der gekauften Kulis zu halten, mit genauem Namen, Alter und Heimatsort, angeblicher Dienstzeit, Lohn und den körperlichen sowol wie Geldstrafen, die er erlitten, wie oft und wie lange er krank war und wann er starb.

Endlich wird man fragen müssen, was aus seinen hinterlassenen Ersparnissen geworden, ob sie ganz oder sei es auch nur zum Theil zur heißgewünschten Rücksendung seines Leichnams verwandt wurden.

Es sind dies einige von den Cardinalfragen, deren Beantwortung nicht leicht ist. Uebrigens ist das Klima durchaus der Natur der Chinesen zuträglich. Der Chinese ist überhaupt ein Tropenmensch, er ist der Kaukasier der Tropen und ist berufen, uns Europäern zum Nutzen und im Dienste unserer eigensten Cultur dort in den heißen, uns unerträglichen, aber ungemein fruchtbaren, und sowol an Rohstoffen als an uns unentbehrlichen Gewürzen productiven Himmelsstrichen unsere Rolle zu spielen sowol als Arbeiter wie als Unternehmer, und als Erzieher der Neger. Ich glaube, kaukasische Allbeherrschungsbegierde hat sich mit der Thatsache abzufinden — wie das die Holländer**)

*) Sollte jemand bezweifeln, daß die Behörden von Cuba und Peru den öffentlichen Verkauf von Kulis gestatten, so liegt der Beweis in folgendem Theile einer in den letzten Monaten in allen großen Zeitungen von Lima stehenden ausführlichen Annonce zum Verkaufe der Hacienda Talambo vor. Unter den zur Hacienda gehörigen Gegenständen befinden sich folgende dicht hintereinander aufgeführt: Eine Kapelle mit completen Paramenten, ein Oratorium im Hauptgebäude. Sechs Ställe (galpones), 30 Ellen lang und 7 breit, mit Eisengittern für Chinesen. Eine Dampfmaschine, 47 Maulthiere, 80 Paar Ochsen, 140 Lastthiere, 100 Zuchtstuten, 300 Kühe, 600 Schafe und 123 Chinesen.

**) Der langjährige Resident in den holländischen Colonien, Hr. O. von Kessel, sagt: „Die Holländer sind, was Colonisation anlangt, vielleicht das praktischste Volk der Erde, und auch in ihren ostindischen Besitzungen, wo mehr als eine Million Chinesen als freie Ansiedler eingewandert sind, finden wir, daß die holländische Regierung diesen nicht nur ihre eigenen Gesetze soviel wie nur möglich läßt, sondern auch Oberhäupter und Schiedsrichter aus ihrer eigenen Wahl, die

Digitized by Google

z. B. zu thun anfangen —, daß die Tropen weder unserm Körper, unserer Kraft, noch der Entwickelung unserer Eigenart in Denken und Fühlen zuträglich sind, und daß die Arbeit dort den betriebsamen Mongolen überlassen werden muß. Unter den nöthigen Normativbedingungen ist dies Arbeit, die auch ohne Sklaverei im Dienste unserer Cultur geschieht.

---

sie regieren unter Oberaufsicht der Regierung. Das Resultat dieses weisen Verfahrens ist, daß die industriellen und fleißigen Chinesen die holländischen Colonien zu einer Blüte gebracht haben, die sie ohne die Chinesen nie erlangt haben würden. Sehr viele chinesische Millionäre befinden sich auf Java, und ein Theil des Handels ist ganz allein in Händen der Chinesen.

„Man hofft auch Brasilien durch chinesische Kulis zu beleben und neue Arbeitskräfte zu schaffen für die fehlenden Neger. Man täusche sich nicht, auch dieser Versuch wird traurig enden wie bereits früher gemachte.

„Die brasilianischen Ansichten über Fremde, namentlich wenn es Heiden sind, entbehren der Humanität und der unentbehrlichen Kenntniß, verschiedene Nationalitäten zu behandeln. Wie überhaupt die Einführung von chinesischen Arbeitern als Kulis nichts anderes ist als ein Handel mit betrogenen, geraubten und verkauften Sklaven. Ich möchte selbst gegen die größte Belohnung meine Finger nicht in diesem schmutzigen Handel haben." Vgl. „Die Colonisationsfrage Brasiliens" („Germania", Rio-de-Janeiro, Nr. 35, August 1873).

Digitized by Google

Die neuern Erscheinungen

im Gebiete der elektrischen Telegraphie.

Von

Eduard Zetzsche.

I.

Die Doppeltelegraphie.

Die elektrische Telegraphie hat sich erst vor nicht viel mehr als 20 Jahren als das jüngste Glied in die Kette der Beförderungs- und Verkehrsmittel eingereiht; es ist aber die seit jenem schüchternen Eintritte verflossene kurze Spanne Zeit vollkommen ausreichend gewesen, um darzuthun, daß dieses jüngste Glied den ältern vollkommen ebenbürtig ist, ja in mancher Beziehung sie selbst gewaltig überflügelt, hier und da sogar es ihnen erst möglich gemacht hat, ihre Segnungen in reicherm Maße und mit größerer Sicherheit für Personen und Sachen zu entfalten. Den die Schranken der Zeit und des Raums überwältigenden elektrischen Telegraphen gebieten nicht topographische Schwierigkeiten halt, wie der Post und den Eisenbahnen. Berge und Schluchten, Flüsse und Meere überschreitet und durchschreitet der Draht, an welchem die Elektricität mit Blitzesschnelle dahinschießt, mit der größten Leichtigkeit, um eine in jedem Augenblick dienstbereite Verbindung zwischen den einzelnen Völkern und Ländern, zwischen den einzelnen Erdtheilen herzustellen. Wer wollte sich da noch über die Bedeutung wundern, welche die elektrischen Telegraphen in politischer Hinsicht nicht nur, sondern auch im ganzen Geschäftsverkehr und nicht minder selbst im gesellschaftlichen und Familienleben sich errungen haben! Wen möchte die Ausdehnung überraschen, welchen die Telegraphen in räumlicher Beziehung gewonnen haben, wen die große Zahl der Leitungsdrähte, welche zwischen je zwei bedeutendern Städten auf den Telegraphensäulen lasten! Wer endlich dürfte über die so gewaltig angeschwollene Anzahl der Telegramme erstaunen, welche täglich oder stündlich auf diesen Drähten befördert werden! Wohl aber hat gerade die Ueberhäufung der bestehenden Telegraphenlinien mit Telegrammen und in gleicher Weise die verschiedenen besondern und eigenthümlichen Anforderungen, welche in einzelnen Fällen an die Telegraphen gestellt wurden, sehr viel mit dazu beigetragen, daß die Telegraphenapparate so wesentlich vervollkommnet worden sind. Die neuere Zeit hat namentlich dahin gedrängt, die dem gewöhnlichen Nachrichtenverkehr dienenden Telegraphenapparate nach der Richtung hin auszubilden, daß mittels derselben die vorhandenen, weit besser als früher gebauten Lei-

Digitized by Google

tungen in möglichst hohem Grade zur Beförderung der sich häufenden Telegramme ausgenutzt werden können. Daneben sind jedoch auch für eine ganze Reihe besonderer Zwecke eigenthümliche Telegraphen eingerichtet und diesen Zwecken genau angepaßt worden. Dahin sind vor allem die verschiedenen telegraphischen Signalapparate für die verschiedensten Bedürfnisse des Eisenbahnbetriebes zu rechnen, ferner die Feuerwehrtelegraphen, die elektrischen Läutewerke und Klingeln für größere öffentliche und private Gebäude, für Gasthöfe, Fabrikanlagen u. s. w., die elektrischen Uhren u. a. m. Unter diesen für besondere Zwecke angelegten Telegraphen nehmen besonders die für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen und der Sicherheit des Betriebes derselben bestimmten einen bevorzugten Rang ein, und neben der großen Wichtigkeit gerade der hierzu verwendeten Telegrapheneinrichtungen gewährt es einen gewissen Reiz, sich daran zu erinnern, daß anfänglich die Erfindung der Telegraphen viel mehr auf die Unterstützung und Förderung des Eisenbahnbetriebes gemünzt war, als darauf, ein neues und vorzüglicheres Mittel zur Nachrichtenbeförderung im Dienste des geschäftlichen und bürgerlichen Lebens zu schaffen.

Seit einer längern Reihe von Jahren nun hat „Unsere Zeit" keinen Ueberblick über die weitere Entwickelung des Telegraphenwesens gebracht, und daher erscheint es nicht unangemessen, die Umwandlungen, welche sich inzwischen vollzogen haben, in ihren Hauptumrissen zu schildern. Es mag in einer kleinen Folge von einzelnen Aufsätzen versucht werden, ob sich ohne Abbildungen ein klares Bild von den in der jüngsten Zeit eingetretenen Veränderungen und ihrer Bedeutung entrollen läßt, und damit dies desto leichter möglich werde, soll in der ohnehin nicht zu langen Geschichte der Telegraphie wenigstens in kurzen und knappen Andeutungen bis auf den Ausgangspunkt zurückgegriffen werden.

Als Gegenstand für den ersten dieser Aufsätze bietet sich ungezwungen die Doppeltelegraphie dar, ganz besonders deshalb, weil sie in der neuesten Zeit mit neuem Eifer und nicht ohne Erfolg wieder aufgegriffen worden ist.

Mit dem Namen Doppeltelegraphie bezeichnet man die gleichzeitige Beförderung zweier oder mehrerer Telegramme auf einem und demselben Leitungsdrahte. Nun können aber zwei Telegramme, welche gleichzeitig auf demselben Drahte befördert werden, entweder beide nach derselben Richtung hin versendet werden, oder es kann die Richtung des einen der des andern entgegengesetzt sein. Diese beiden Arten des Doppeltelegraphie weichen aber in den Anforderungen an die bei ihnen zu verwendenden Apparate ganz wesentlich voneinander ab, und daher ist es zweckmäßig, die Beförderung zweier Telegramme in gleicher Richtung als telegraphisches Doppelsprechen von dem telegraphischen Gegensprechen zu unterscheiden.

Zur Erfindung des Gegensprechens zunächst hat zwar die durch verschiedene Beobachtungen erweckte Meinung mit den Anstoß gegeben, daß mehrere elektrische Ströme in einem und demselben Leiter vorhanden sein könnten, ohne sich gegenseitig zu stören oder zu vernichten. Es kommt indessen bei der Doppeltelegraphie gar nicht darauf an, was in der eigentlichen Leitung zwischen den beiden miteinander verkehrenden Stationen vorgeht, sondern allein darauf, daß sich in den Apparaten, welche bei der Doppeltelegraphie verwendet werden, die von verschiedenen Stationen ausgehenden oder für verschiedene Stationen bestimmten telegraphischen Zeichen nicht gegenseitig stören, oder gar ineinander verschwimmen. Ein solches Getrennthalten der nicht zusammengehörigen Zeichen ist bei passender Einrichtung der Apparate sehr gut zu erreichen. Darüber haben die zahlreichen im Großen angestellten Versuche bereits unmittelbar nach Erfindung der Doppeltelegraphie keinen Zweifel gelassen. Dem widerspricht auch nicht der Umstand, daß die Doppeltelegraphie sich nicht einzubürgern vermochte; denn die Gründe hiervon sind nicht in den bei der Doppeltelegraphie verwendeten Apparaten zu suchen, sondern ganz anderswo. Die Erfindung selbst aber war fast von ihrem ersten Auftreten an vollendet; sie bedurfte keiner

Digitized by Google

weitern Verbesserung; es sind zwar später noch mehrere Abänderungsvorschläge gemacht worden, doch ist schwer zu behaupten, daß die vorgeschlagenen Abänderungen wirklich auch Verbesserungen gewesen sind. Und wären sie selbst als solche anzuerkennen, so würde (wie im weitern Verlaufe dargethan werden wird) doch immer mit vollem Recht die Erfindung als eine deutsche in Anspruch genommen werden müssen.

Bei der Doppeltelegraphie macht sich ein Umstand geltend, welcher eine von der bei uns gewöhnlichen Einschaltung der Apparate beim einfachen Telegraphiren abweichende Einschaltung erfordert. Dagegen ist die Doppeltelegraphie durchaus nicht an die Benutzung einer bestimmten Klasse von Apparaten gebunden; vielmehr läßt sich der Grundgedanke den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Apparatgattungen anpassen. Im Nachfolgenden soll jedoch der größern Einfachheit halber die Anwendung des Morse'schen Drucktelegraphen vorausgesetzt werden, und dabei dürfte es sich wol als zweckmäßig erweisen, in flüchtigen Zügen die Einrichtung und Benutzung der Apparate des Morse'schen Systems ins Gedächtniß zurückzurufen. Eine eingehendere Belehrung darüber läßt sich ohne Schwierigkeit aus einem ausschließlicher die Telegraphie behandelnden Werkchen schöpfen, z. B. aus meinem „Katechismus der elektrischen Telegraphie" (5. Aufl., Leipzig 1873).

Die Ur- oder Elementarzeichen der Morse'schen Schrift sind Punkte und Striche, welche auf einen durch ein Triebwerk gleichmäßig fortbewegten Papierstreifen in einer einzigen Zeile aneinandergereiht werden und in passender Weise gruppirt nicht blos die Buchstaben des Alphabets und die 10 Ziffern ausdrücken, sondern auch die verschiedenen Interpunktionszeichen und eine ziemliche Anzahl eigenthümlicher Phrasenzeichen für öfter vorkommende Gedanken, z. B. „verstanden", „verhindert" u. s. w. Diese Zeichen werden jetzt fast ohne Ausnahme auf elektromechanischem Wege hervorgebracht, und zwar entweder mittels Arbeitsstrom oder Ruhestrom. Ersteres ist der Fall, wenn während der Zeit, in welcher ein Punkt oder Strich auf dem Streifen erscheinen soll, ein elektrischer Strom durch die zwischen den beiden miteinander verkehrenden Stationen ausgespannte Telegraphenleitung gesendet wird. Beim Telegraphiren mit Ruhestrom dagegen wird die Leitung beständig von einem elektrischen Strome durchflossen, und es wird dieser Strom nur dann und auf so lange unterbrochen, als ein Punkt oder Strich hervorgebracht werden soll. Wenn im Nachfolgenden nicht besonders erwähnt wird, daß von einem Telegraphiren mit Ruhestrom die Rede ist, so wird Betrieb mit Arbeitsstrom vorausgesetzt.

Als Elektricitätsquelle dienen vorwiegend, und namentlich bei den Morse'schen Telegraphen, galvanische Batterien, und es wird dabei der Strom der Telegraphir- oder Linienbatterie fast ohne Ausnahme während der ganzen Zeit des Telegraphirens in derselben Richtung, von demselben Pole der Batterie aus in die Leitung und in dieser nach der andern Station gesendet, durchläuft daselbst den Empfangsapparat und gelangt endlich zur Erde; dann kann der zweite Pol der Linienbatterie in beständiger leitender Verbindung mit der Erde bleiben. Bei der einfachen Telegraphie wird nun mittels des einfachen Morse'schen Tasters die an die Achse des metallenen Tasterhebels geführte Telegraphenleitung nach Bedarf abwechselnd mit der Erdleitung und mit dem einen Pole der Telegraphiebatterie in leitende Verbindung gesetzt. Für gewöhnlich wird nämlich der Tasterhebel durch eine Feder auf den Ruhecontact niedergedrückt, von welchem die Leitung zur Erde ausgeht; durch die Hand des Telegraphisten dagegen kann der Tasterhebel auf den mit dem ersten Batteriepole leitend verbundenen Arbeitscontact niedergedrückt werden. Auf diese Weise wird in der Ruhestellung des Tasterhebels einem aus der Leitung kommenden elektrischen Strome durch den Tasterhebel hindurch ein Weg zum Ruhecontact und zur Erde gebahnt, in seiner Arbeitslage hingegen nimmt der Tasterhebel den an den Arbeitscontact gelangenden Strom seiner Batterie auf und sendet ihn in die Leitung weiter und in dieser nach der fernen Empfangsstation. Dabei pflegt nun der Empfangs-

Digitized by Google

apparat in jeder der beiden Stationen so eingeschaltet zu werden, daß er zwar von jedem ankommenden, nicht aber von einem abgehenden Strome durchlaufen wird. Während der Taster schwebt (d. h. sich aus der Ruhelage in die Arbeitslage bewegt, den Ruhecontact verlassen, den Arbeitscontact aber noch nicht erreicht hat oder umgekehrt), ist dabei die Leitung unterbrochen und dies stört zwar beim einfachen Telegraphiren in keiner Weise, bei der Doppeltelegraphie aber ist es nicht zulässig, weil bei derselben in keinem Augenblicke die Leitung irgendwo für einen gleichzeitig dieselbe Leitung durchlaufenden Strom unterbrochen werden darf, und zugleich müssen beim Gegensprechen auch die Empfangsapparate beider Stationen beständig in die Leitung eingeschaltet bleiben, damit sie jederzeit, ohne Rücksicht auf die Vorgänge in der eigenen Station, ein von der fremden Station kommendes Zeichen wiederzugeben vermögen. Immer aber müssen die zu einem Telegramm gehörigen Zeichen, und auch blos diese, auf dem zur Aufnahme dieses Telegramms bestimmten Apparat erscheinen.

Das Niederschreiben der Zeichen auf den Streifen vermittelt der durch den elektrischen Strom erregte Elektromagnetismus. Wird der den elektrischen Strom leitende Draht in einer Anzahl von Windungen, welche mit Seide übersponnen und dadurch gegeneinander isolirt sind, um einen Kern von weichem Eisen geführt, so macht der Strom den Eisenkern magnetisch; es bleibt aber der auf diese Weise im Kern erregte Elektromagnetismus nur so lange wirksam, als der Strom den Kern umkreist, bei Unterbrechung des Stroms dagegen verschwindet auch der Magnetismus des Kerns fast augenblicklich wieder. Die Lage der magnetischen Pole des Kerns richtet sich nach der Richtung, in welcher der Strom den Kern umkreist, und bei Umkehrung der Stromrichtung erscheint an Stelle des bisherigen Nordpols der Südpol, während der neue Nordpol da auftritt, wo bisher der Südpol lag. Die Lage der Elektromagnetpole und deshalb auch die Stromrichtung ist ohne Bedeutung für die Telegraphie, solange man von den Elektromagneten nur ein Stück weiches Eisen anziehen läßt; denn ein solcher Anker aus weichem Eisen wird erst von dem magnetisch gewordenen Kern magnetisch inducirt, d. h. zu einem Magnete gemacht und wendet dabei dem Elektromagnet stets den entgegengesetzten Pol zu, sodaß er von diesem stets angezogen wird. Gibt man dagegen dem Elektromagnet als Anker einen permanenten (Stahl-)Magnet (einen polarisirten Anker), so äußert der Elektromagnet auf diesen eine verschiedene Wirkung, je nachdem die durch den Strom in dem Elektromagnet entstehenden Pole mit dem ihnen gegenüberliegenden Polen des polarisirten Ankers gleichnamig oder ungleichnamig sind. Während nämlich im letztern Falle der Anker vom Elektromagnet angezogen wird, stößt der Elektromagnet im erstern Falle den Anker ab.

Am einfachsten läßt sich nun die Morseschrift bei Anwendung eines Ankers aus weichem Eisen im Empfangsapparat hervorbringen. Man braucht dann nur den Anker an dem einen Ende eines zweiarmigen Hebels anzubringen und das andere Ende mit einer Schreibvorrichtung zu versehen. Der Arbeitsstrom müßte ferner beim Anziehen des Ankers diese Schreibvorrichtung an den Papierstreifen legen, während eine Spannfeder beim Aufhören des Stroms den Ankerhebel in seine Ruhelage zurückführt und die Schreibvorrichtung wieder vom Streifen entfernt. Beim Arbeiten mit Ruhestrom hingegen hält der Elektromagnetismus die Schreibvorrichtung vom Streifen fern, die Feder aber führt sie bei und während jeder Unterbrechung des Telegraphirstroms zum Schreiben an den Streifen. Als Schreibvorrichtung dient entweder eine Stahlspitze, welche die Punkte und Striche in den Streifen mechanisch eingräbt, oder es wird die Schrift mit einer flüssigen Farbe auf den Streifen niedergeschrieben. Im erstern Falle nennt man den als Empfangsapparat dienenden Schreibapparat einen Stiftschreiber oder Trockenstiftschreiber, im letztern Falle einen Schwarzschreiber, Blauschreiber oder Farbschreiber.

Will man (was in manchen Fällen sehr vortheilhaft ist) die erwähnte Spannfeder

Digitized by Google

entbehrlich machen, so kann man einen polarisirten Anker anwenden, muß aber dann mit Strömen von wechselnder Richtung telegraphiren. Man muß dann in dem Augenblicke, wo das zu gebende Zeichen beginnen soll, einen Strom von bestimmter Richtung in die Leitung senden; dieser Strom führt die Schreibvorrichtung an den Streifen und dort bleibt sie selbst bei Unterbrechung des Stroms ruhig liegen, bis ein Strom von der entgegengesetzten Richtung durch die Linie geschickt wird, im entgegengesetzten Sinne auf den Anker wirkt und dadurch die Schreibvorrichtung wieder vom Streifen entfernt. Bei Anwendung solcher polarisirter Schreibapparate, z. B. der polarisirten Farbschreiber, braucht man somit auch nicht zur Erzeugung der Striche Ströme von längerer Dauer als zur Erzeugung der Punkte, sondern man kann beiderlei Zeichen der Morseschrift mit entgegengesetzten Strömen von gleicher Dauer telegraphiren, was besonders für unterseeische Linien wegen der auf diesen greller auftretenden Ladungserscheinungen ein großer Vortheil ist.

Die Stiftschreiber erfordern kräftigere Ströme, weil das Eindrücken des Stiftes ins Papier einen ziemlichen Kraftaufwand nöthig macht. Die Stromstärke ist indeß unter sonst gleichen Verhältnissen um so kleiner, je länger die Linien und je größer infolge dessen ihr Widerstand ist. Daher läßt man den Ankerhebel der Stiftschreiber gewöhnlich nicht von dem Linienstrome selbst hin- und herbewegen, sondern man benutzt als Zwischenapparat ein Relais, d. h. einen möglichst empfindlichen Elektromagneten, dessen Ankerhebel in seiner Arbeitslage nur die sogenannte Localbatterie durch den Schreibapparat hindurch schließt und somit diesen Apparat nöthigt, die auf dem Relais erschienenen telegraphischen Zeichen ganz genau nachzumachen. Wenn demnach im Nachfolgenden der Empfangsapparat meist als Relais bezeichnet wird, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß unter geeigneten Umständen auch ein ganz ebenso eingerichteter empfindlicher Schreibapparat unmittelbar als Empfangsapparat in die Leitung eingeschaltet werden könnte. Die Einrichtung der Relais richtet sich übrigens nach der Art der zu erzeugenden Schrift und nach der Art des Telegraphirens. Im allgemeinen sind jedoch an das Relais ganz dieselben Anforderungen zu machen wie an den Empfangsapparat, welchen es ersetzen soll. Für einen gewöhnlichen Schreibapparat und beim Telegraphiren mit Strömen von einerlei Richtung benutzt man also ein Relais mit weichem Eisenanker und läßt denselben durch eine Spannfeder aus der Arbeitslage, in welche er durch die Anziehung des Elektromagnets gebracht wurde, in die Ruhelage zurückführen. Beim Telegraphiren mit Strömen von wechselnder Richtung muß man ein polarisirtes Relais, d. h. ein solches mit einem permanent magnetischem Anker (einer polarisirten Zunge) benutzen, welcher durch Ströme von der einen Richtung an die Arbeitscontactschraube heranbewegt wird und die Localbatterie durch den Schreibapparat hindurch schließt, später aber jedesmal durch einen Strom von der entgegengesetzten Richtung in seine Ruhelage zurückgeworfen wird.

1) Das Gegensprechen.

Beim telegraphischen Gegensprechen treten bezüglich der Vorgänge in den beiden Stationen drei verschiedene Fälle auf: es wird kein Zeichen gegeben, es wird blos Ein Zeichen und es werden zwei Zeichen zugleich gegeben. Dabei sind indessen die durch die Bewegung der Tasterhebel veranlaßten Abänderungen der Stromläufe nicht außer Acht zu lassen. Sofern die drei erwähnten Tasterlagen die Stromläufe abändern, ist zunächst dafür Sorge zu tragen, daß der Telegraphirstrom in derjenigen Station, von welcher er ausgeht, wenigstens so lange kein Zeichen auf dem Relais oder dem an Stelle desselben verwendeten Empfangsapparat hervorzubringen vermag, als nicht gleichzeitig auch ein Zeichen von der fernen Station gegeben wird. Sodann ist noch nöthig, daß in allen

Digitized by Google

drei Lagen ein ankommender Strom das Relais durchlaufen kann und daß auf diesem das von der andern Station beabsichtigte Zeichen wirklich erscheint.

Die erste Aufgabe beim Gegensprechen geht also dahin, zu bewirken, daß der Strom, welchen jede Station, wenn sie allein spricht, in die Leitung sendet, auf ihrem eigenen Relais kein Zeichen erscheinen läßt, obgleich auch dieses Relais ununterbrochen in den Stromkreis eingeschaltet bleibt. Dies ist auf verschiedene Weise zu erreichen. Die erste Lösung gab der damalige österreichische Telegraphendirector Dr. Wilhelm Gintl, und zwar stellte derselbe, nachdem er am 9. Juni 1853 der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Mittheilung über seinen Gegensprecher gemacht hatte, im Juli des nämlichen Jahres auf der Leitung zwischen Wien und Prag Versuche im Großen an, welche auch ziemlich befriedigend ausfielen. Gintl ging darauf aus, die Wirkung des fortgehenden Telegraphirstroms im eigenen Relais durch den Strom einer gleichzeitig mit geschlossenen Ausgleichungsbatterie zu unterdrücken. Diese beiden Ströme durchliefen, jedoch in entgegengesetzter Richtung, je eine der beiden voneinander unabhängigen Drahtumwickelungen, womit die Kerne des Relais umgeben waren; es mußten dabei die beiden Batterien und die Widerstände in ihren völlig getrennten Schließungskreisen so gewählt werden, daß die beiden von ihnen gelieferten Ströme gleich stark (aber in entgegengesetztem Sinne) magnetisirend auf die von ihnen umkreisten Elektromagnetkerne wirkten. Zuerst bewirkte Gintl den gleichzeitigen Schluß beider Batterien durch einen dem Morse'schen Taster nachgebildeten Doppeltaster, die Einschaltung desselben war aber offenbar insofern mit einem Mangel oder Fehler behaftet, als während des Schwebens des Tasters die durch die eine Umwickelung des Relais hindurch mit der Tasterachse verbundene Linie für ankommende Ströme gänzlich unterbrochen war. Daher wollte das Gegensprechen bei dieser Einschaltung noch eher mit dem chemischen Schreibapparate*) wie mit einem Relais gelingen. Erst im Mai 1855 beseitigte Gintl diesen Mangel dadurch, daß er den Ruhecontact des Tasters mit der Tasterachse leitend verband; dadurch wurde dem ankommenden Strome auch bei ruhendem und schwebendem Tasterhebel der Empfangsstation der Weg durch deren Batterie eröffnet, freilich auch jede Batterie kurz (d. h. durch einen Schließungskreis von sehr geringer Länge und deshalb verschwindend kleinem Widerstande) geschlossen, solange der zu ihr gehörige Taster ruht, und dieser kurze Schluß bedingt natürlich eine weit stärkere Abnutzung der Linienbatterien.

Frei von jenem Fehler der Linienunterbrechung ist der von dem damaligen Telegraphening enieur Karl Frischen in Hannover im März 1854 erfundene und im Mai 1854 auf der Linie Hannover-Göttingen als brauchbar nachgewiesene Gegensprecher, welcher im wesentlichen mit dem im Sommer dieses Jahres von Ernst Werner Siemens und Johann Georg Halske in Berlin entworfenen Gegensprecher übereinstimmte. Bei diesen beiden Gegensprechern wurde die Wirkung des Telegraphirstroms im eigenen Relais nicht durch den Strom einer Ausgleichungsbatterie unterdrückt, sondern dadurch, daß der Telegraphirstrom in zwei Zweigströmen durch das eigene Relais geführt wird, welche sich in ihrer Wirkung gegenseitig aufheben. Wird dabei jeder Kern des Relaiselektromagnets mit einer doppelten Umwickelung versehen, und erhält jede Umwickelung desselben Kerns gleichviel Windungen, so werden sich jene beiden Zweigströme in ihrer Wirkung aufheben, wenn sie gleich stark sind, die Kerne aber in entgegengesetztem Sinne umkreisen. Es ist indeß dies nicht der einzige Weg, auf welchem die nöthige Ausgleichung zwischen den beiden

*) Bei diesem chemischen Schreibapparat entstand die Schrift auf einem mit einer Salzlösung (z. B. mit einer Lösung von Jodkalium oder von blausaurem Kali) getränkten und angefeuchteten Streifen dadurch, daß die chemische Wirkung des Stromes das Salz zersetzt und der eine Bestandtheil desselben sich als farbige Striche und Punkte auf dem Streifen ausscheidet.

Digitized by Google

Zweigströmen erlangt werden kann; vielmehr ist eine ganze Reihe anderer mehr oder minder vortheilhafter Wege schon von Frischen und Siemens-Halske und später auch von andern gezeigt worden. Bei der nachfolgenden Erörterung der Vorgänge in diesem Gegensprecher mag jedoch die kurz vorher erwähnte Art und Weise der Ausgleichung wegen ihrer Einfachheit und Durchsichtigkeit bevorzugt werden.

Die Einschaltung des Gegensprechers von Frischen und Siemens-Halske läßt sich kurz in folgender Weise schildern. Die Telegraphenleitung ist auf jeder der beiden Stationen mit dem einen Ende der innern Umwickelung der Elektromagnetkerne des Relais R, das andere Ende dieser Umwickelung aber mit der Tasterachse b leitend verbunden, von welcher zugleich ein Draht nach dem einen Ende der äußern Umwickelung läuft, um dann nach dem einen, und zwar auf beiden Stationen nach dem gleichnamigen Pol der Batterie B zu gehen; dabei ist der genannte Pol zugleich noch mit der Erde E, der andere Batteriepol aber mit dem Arbeitscontact a des Tasters in Verbindung gesetzt; von dem Ruhecontact des Tasters endlich ist ein Draht zur Erde E geführt. In den die äußern Windungen enthaltenden Stromkreis ist zugleich ein Ausgleichungswiderstand W eingeschaltet, welcher ebenso groß ist wie der Widerstand der Linie L.

Bei dieser Einschaltung nun zeigen sich folgende Vorgänge beim Gegensprechen: Wird der Taster T_1 einer Station I auf seinen Arbeitscontact a_1 niedergedrückt, so wird die Batterie B_1 dieser Station I auf doppelte Weise geschlossen; der eine Strom oder Stromzweig geht von dem einen Batteriepole über a_1 zur Achse b_1 durch die äußern Windungen des Relais R_1 und durch den Widerstand W_1 zum andern Batteriepole und hat stets die nämliche Stärke, weil in seinem Stromkreise die Widerstände sich nicht ändern; der andere Stromzweig geht von dem einen Pole der Batterie B_1 zur Erde, von dem andern über a_1 nach b_1, durch die innern Windungen des Relais R_1 in die Linie L, und aus dieser durch die Apparate der andern Station II zur Erde. Wenn nun der Taster T_2 der Station II ruht, so geht der zweite Stromzweig in Station II blos durch die innern Windungen des Relais R_2, von der Achse b_2 des Tasters T_2 im Tasterhebel nach dem Ruhecontact c_2 und zur Erde; in diesem Falle hat der zweite Zweigstrom dieselben Widerstände und daher auch dieselbe Stärke wie der erste; deshalb spricht denn das Relais R_2 auf das mit T_1 gegebene Zeichen an, während sich die beiden Ströme in ihrer Wirkung auf R_1 aufheben, weil die beiden von der Achse b_1 aus in das Relais R_1 eintretenden Stromzweige die Relaiskerne in entgegengesetzter Richtung umkreisen. Wenn dagegen der Taster T_2 arbeitet, so sendet er einen Zweigstrom der Batterie B_2 in die Linie, welcher dem Strome der Batterie B_1 entgegengesetzt gerichtet ist, und demnach werden bei gleicher Kraft der beiden Batterien B_1 und B_2 und bei hinreichend gut isolirter Linie L diese beiden Ströme sich gegenseitig aufheben und die Linie L völlig stromfrei lassen; dabei bleibt aber in jeder Station noch der Stromzweig der eigenen Batterie in den äußern Windungen des eigenen Relais, sodaß jedes der beiden R_1 und R_2 jetzt auf den einen oder den andern dieser letztern Zweigströme anspricht; diese Zweigströme magnetisiren jedoch die Kerne ihrer Relais genau in dem nämlichen Sinne, wie ein von der fremden Station kommender Zweigstrom. Solange endlich, während der eine Taster z. B. T_1 arbeitet, der andere T_2 (sei es beim Uebergange vom Ruhen zum Arbeiten, oder sei es umgekehrt beim Uebergange vom Arbeiten zur Ruhe) schwebt, muß in der Station II der aus der Linie L von Station I ankommende Strom, nachdem er die innern Windungen von R_2 durchlaufen hat, auch noch durch die äußern Windungen von R_2 und den Widerstand W_2 gehen, um in Station II zur Erde E zu gelangen; wegen der dadurch bedingten Verdoppelung der Widerstände in seinem Stromkreise sinkt daher seine Stärke auf die Hälfte herab, und infolge dessen muß in Station I der durch die äußern Windungen und W_1 gehende Zweigstrom überwiegen, sodaß also die Kerne von

Digitized by Google

R_1 schon magnetisch werden, aber immer wieder mit derselben Lage der Pole, wie während des Arbeitens oder Ruhens von T_2, sodaß es durchaus nichts schadet, wenn das Relais R_1 jetzt schon anspricht; denn das Schweben von T_2 bildet ja den Anfang oder das Ende der Bewegung des Tasterhebels von T_2, welche doch in der Absicht vollzogen wird, um eben auf R_1 ein telegraphisches Zeichen erscheinen zu lassen; in Station II dagegen bleibt die Wirkung auch des nur halb so starken Zweigstromes genau so groß wie die des ungeschwächten, weil ersterer aus doppelt so viel Windungen wirkt, wie der letztere. Somit erfüllt diese Einschaltung vollständig alle für das Gegensprechen aufgestellten Bedingungen.

Von den zahlreichen sonst noch in Vorschlag gebrachten ältern Gegensprechern *) mag nur der 1863 von dem damaligen preußischen Telegrapheninspector Maron in Berlin angegebene kurz erwähnt werden. Bei demselben diente als Empfangsapparat ein in die Diagonale einer Wheatstone'sche Brücke eingeschaltetes Relais mit einfacher Umwickelung; als Zeichengeber kann ein gewöhnlicher Morsetaster benutzt werden: die Batterie ist aber zur Verhütung einer Linienunterbrechung durch das Schweben wiederum so einzuschalten, daß sie bei ruhendem Taster kurz geschlossen ist.

Dagegen sind über die Apparate, welche bei den in neuester Zeit angestellten Versuchen mit dem Gegensprechen Benutzung gefunden haben, noch einige Worte zu sagen und zwar besonders deshalb, weil die Zeitungen so viel Günstiges über diese Versuche und über die dadurch veranlaßte Ausbreitung dieser Gegensprecher zu berichten wissen, und weil die Urheber dieser Gegensprecher sich den Schein geben, als ob erst sie das Gegensprechen wirklich ermöglicht, sie also erst die Erfindung zur Reife gebracht hätten. Am anspruchsvollsten (doch wie das Folgende zeigen wird, ohne genügende Berechtigung dazu) ist in dieser Beziehung der Nordamerikaner Joseph Barker Stearns aufgetreten, welcher seinen Gegensprecher unter dem Namen Duplex-Telegraph zu Anfang des Jahres 1868 bekannt werden ließ und zuerst auf der Linie Boston-Neuyork der Franklin Telegraph Company probirte, deren Vorsitzender er damals war. Das American Institute of New-York hat Stearns für die Erfindung seines Duplex-Telegraphen, welcher inzwischen auch unterm 11. Nov. 1872 in England patentirt worden war, durch die Verleihung der großen Ehrenmedaille ausgezeichnet.

Stearns gehört zu denen, welche in dem Schweben des Tasters beim Gegensprecher von Frischen und Siemens-Halske einen Fehler erblicken und deshalb das Schweben beseitigen zu müssen glauben. Dagegen behält er den soeben ausführlicher beschriebenen Empfangsapparat des letztern Gegensprechers seiner Einrichtung und Einschaltung nach unverändert bei, obwol er in seinem (sehr weit ausgreifenden) englischen Patente eine Reihe von unwesentlichen Abänderungen dieses Empfangsapparates aufführt, und darunter auch die schon 1863 von Maron angegebene Einschaltung des Empfangsapparates in die Diagonale der Wheatstone'schen Brücke. Die Art und Weise, wie Stearns (und ebenso der Telegraphenbeamte J. F. Baes in Rotterdam, gleichfalls seit 1868 und gleichfalls unter Beibehaltung des Empfangsapparats von Frischen-Siemens) das Schweben beseitigt, läßt sich dahin charakterisiren, daß er den Arbeitscontact an dem eigentlichen, d. h. an dem den Strom schließenden Tasterhebel auf einen Hülfshebel legt und durch diesen an den eigentlichen Tasterhebel heranbewegen läßt, und zwar so, daß der Tasterhebel durch den Hülfshebel erst kurze Zeit später vom Ruhecontact abgehoben wird, als er mit dem Arbeitscontact in Berührung getreten ist. Dabei wird zwar einerseits die Linienbatterie vorübergehend kurz geschlossen, es bietet sich aber andererseits auch jedem

*) Eine vollständige Beschreibung derselben enthält mein 1865 in Leipzig erschienenes Werkchen: „Die Copirtelegraphie, die Typendrucktelegraphen und die Doppeltelegraphie."

Digitized by Google

aus der Linie kommenden Strome von der Tasterachse aus ein Weg zur Erde, in welchem bedeutend weniger Widerstände liegen als auf dem ihm ebenfalls stets offenen Wege durch den Widerstand W.

Wenn nun diese Abänderung des Tasters auch eine Vereinfachung der Vorgänge beim Gegensprechen mit sich brächte, so war sie doch gewiß nicht nöthig, um den Gegensprecher von Frischen-Siemens lebensfähig zu machen; es ist aber auch diese Abänderung nicht einmal neu, denn lange vor Stearns und Baes wurde von Gintl (1855), Kramer (1856), Schreder (1861), Maron (1863), Schaack (1863), Zetzsche (1864 und 1865) das Schweben des Tasters theils überhaupt, theils sogar durch das von Stearns und Baes angewendete Mittel beseitigt. Dazu kommt, daß Stearns, im Gegensatze zu Siemens und Frischen, die Batterien der beiden Stationen mit entgegengesetzten Polen an den Tastercontact führt, daß infolge dessen die Linie beim Arbeiten beider Taster auch nicht stromfrei ist, und daß sich Stearns (und in ähnlicher Weise auch Baes) dadurch dazu führen läßt, zwischen den Ruhecontact c des Tasters und der Erde einen Widerstand w_1 von der Größe des Widerstandes in der Batterie einzuschalten, um in den beiden dem ankommenden Strome von der Tasterachse b aus beim Ruhen oder beim Arbeiten des Tasters sich nach der Erde E hin eröffnenden Wegen gleiche Widerstände und dadurch Unveränderlichkeit der Stromstärke des ankommenden Zweigstroms zu erlangen. Und selbst damit begnügt sich Stearns noch nicht, sondern er sucht außerdem die Widerstände in dem bei jeder Tasterbewegung auftretenden kurzen Schluß der Batterie zu vergrößern, um die unbeabsichtigte und zwecklose Abnutzung der Batterien zu vermindern; diese neuen Widerstände werden natürlich zu gleichen Theilen in jene soeben erwähnten beiden Stromwege zwischen b und E gelegt. Durch alle diese Widerstände wird nun aber der Widerstand in dem Linienstromkreise ohne Noth wesentlich vergrößert, während man doch sonst diesen Widerstand nach Kräften zu vermindern bemüht ist. Demnach werden sicher auch alle diese Widerstände nicht zu einem bessern Gelingen des Gegensprechens verhelfen.

Ebenso wenig ist dies der Fall bei einem anderweiten Hülfsapparat, welchen Stearns seinem Gegensprecher beigibt. Während nämlich Baes den kurz vorher berührten Hülfshebel ganz in Form eines Morsetasters anwendet, zieht es Stearns vor, demselben die Rolle als Ankerhebel für einen Klopfer*) zuzuweisen, um dadurch die eigenen Zeichen hörbar zu machen, in der Meinung, daß sich so eine sicherere und regelmäßigere Zeichengebung erzielen lasse, als bei Benutzung eines gewöhnlichen Handtasters.

Der letzte Apparattheil endlich im Gegensprecher von Stearns ist zwar ebenfalls nicht unbedingt nöthig zum Gelingen des Gegensprechens, obwol Stearns ihn mit Recht als vortheilhaft für lange Landleitungen und für Unterseekabel bezeichnet; allein er begründet wenigstens ein wirkliches Verdienst von Stearns um das Gegensprechen. Es ist dies ein aus entsprechend zahlreichen, miteinander abwechselnden Lagen von Metallfolie und Papier bestehender Condensator, mit welchem Stearns den Gegensprecher ausgerüstet hat, und zwar in einer eigenthümlichen Einschaltung (nämlich parallel zum Widerstand W); dieser Condensator hat die Aufgabe, den störenden Einfluß der Rückströme auf das Relais zu beseitigen und läßt sich durch eine oder mehrere Inductionsrollen ersetzen, deren Einschaltung Stearns in seinem Patent ebenfalls durch einige Skizzen erläutert. Die Anwendung eines Condensators für die Zwecke der Telegraphie wurde schon 1858 für Isham Baggs in England patentirt; ohne hiermit bekannt zu sein, kam Dr. Werner Siemens zuerst zur

*) Die vorwiegend in Amerika sehr beliebten Klopfer (sounders) sind den Morse-Schreibapparaten ganz ähnlich, nur geben sie keine sichtbaren Zeichen (weder erhabene, noch farbige), sondern blos hörbare und zwar dadurch, daß der Ankerhebel laut tönend auf einen Ständer aufschlägt.

Digitized by Google

wirklichen Benutzung eines Condensators, indem er 1859 in Aden ein isolirtes Stück des für die Fortsetzung der Linie nach Indien bestimmten Kabels, entsprechend einer großen Leydener Flasche und den sogenannten „elektrischen Sack" bildend, anstatt der Erde an das Ende des Kabels anlegte, auf welchem telegraphirt werden sollte.

Mehr Anspruch auf Originalität hat ein Gegensprecher, dessen günstige Erfolge aus England gerühmt werden. William Henry Preece behauptet, denselben schon 1855 erfunden, 1856 aber zwischen Southampton und Cowes probirt zu haben, jedoch ohne befriedigende Ergebnisse. Im November 1872 nahm Preece, ohne inzwischen eine Beschreibung seines Gegensprechers veröffentlicht zu haben, seine Versuche wieder auf, zunächst auf der Linie London-Rugby, bald darauf zwischen Southampton und Penzance in Cornwallis, später noch auf zwei längern Linien, nämlich London-Birmingham und London-Liverpool. Preece nennt seine Methode „The leakage principle", weil er nicht zwei Zweigströme in ihrer Wirkung auf das eigene Relais sich aufheben läßt, sondern der Wirkung des unverzweigten Stroms die Wirkung des nach einer Stromabzweigung noch übrigbleibenden Stromzweigs gegenüberstellt. Dabei läßt Preece den unverzweigten Strom blos durch den linken Schenkel des Relais gehen, den ihm entgegenwirkenden Zweigstrom vor dessen Eintritt in die Linie auch noch durch den rechten Schenkel, und zwar in einer solchen Richtung, daß beide in den sich gegenüberliegenden Polen der Kerne gleiche Magnetpole entwickeln. Zwischen beiden Polen zweigt sich die mit einem passenden Widerstande ausgerüstete locale Nebenleitung ab. Die Elektromagnetpole werden nun mit verstellbaren Polschuhen (d. h. mit auf die Kernenden aufgelegten und seitlich über dieselben ein Stück vorstehenden Eisenplatten) versehen und in ungleiche Entfernung von der zwischen den Polen liegenden, permanent magnetischen Zunge gebracht, damit trotz des Unterschiedes in ihrer Stärke beide Ströme doch eine gleich kräftige Anziehung oder Abstoßung auf die Zunge ausüben.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Einschaltung und Einrichtung, bei welcher Preece, wie es scheint, die Batterien beider Stationen mit ihren gleichnamigen Polen zur Erde abgeleitet annimmt, für den Betrieb insofern einen Vorzug vor dem Frischen-Siemens'schen Gegensprecher besitzt, als jede die Stärke des Zweigstroms in der Linie beeinflussende zufällige Widerstandsänderung auch die Stärke des unverzweigten Stroms in demselben Sinne abändert, daß aber diese Einschaltung jenem in Bezug auf die Ausnutzung der Batterien und die Unveränderlichkeit der Stärke des entwickelten Magnetismus nachsteht, ist offenbar. Auf die Möglichkeit der Ausgleichung zwischen einem Strome und dem einen seiner beiden Zweigströme und selbst auf die Möglichkeit, den Telegraphirstrom bei dem Gegensprechen ganz unverzweigt nach der andern Station zu entsenden, habe ich schon 1864 aufmerksam gemacht; ob indeß die von mir damals angegebenen Einschaltungen die Probe besser bestanden haben würden wie der Preece'sche Gegensprecher im Jahre 1856, mag dahingestellt bleiben.

Am 1. März 1873 ist endlich in England ein Gegensprecher*) für George Kift Winter patentirt worden; ich habe indeß auch aus der betreffenden Patentbeschreibung durchaus nicht die Ueberzeugung zu schöpfen vermocht, daß in diesem Gegensprecher eine bestimmt ausgeprägte Verbesserung der alten deutschen Erfindung zu begrüßen wäre.

Wenn nun aber glaubwürdige Berichte daran nicht zweifeln lassen, daß das Gegensprechen jetzt besser gelingt als vor etwa 20 Jahren, so sind die Ursachen nicht in den neuern Apparaten, sondern außer diesen zu suchen und kommen dann ganz gewiß auch den ältern Gegensprechern zu statten. Als solche Ursachen könnten das durch die jetzige Ueber-

*) Ausführlicher habe ich denselben in Dingler's „Polytechnischem Journal" (1874, Heft 8) beschrieben.

Digitized by Google

häufung der Leitungen mit Telegrammen gesteigerte Bedürfniß einer möglichst vollständigen Ausnutzung der Linien, ferner die bessere Isolation unserer sorgfältiger gebauten heutigen Linien und die mit der Zeit fortgeschrittene Ausbildung des Telegraphenpersonals namhaft gemacht werden.

2) Das Doppelsprechen.

Zu dem telegraphischen Doppelsprechen sind zwar auch zwei Empfangsapparate und zwei Zeichengeber erforderlich, es ist jedoch nicht, wie beim Gegensprechen, auf jeder Station je einer dieser Apparate aufzustellen, sondern die eine Station (die sprechende) erhält die beiden Zeichengeber, die andere (die empfangende) die beiden Empfangsapparate. Dadurch wird es weiter nöthig, dafür zu sorgen, daß sich die mit dem ersten Taster gegebenen Zeichen in den Empfangsapparaten nicht mit den auf dem zweiten Taster gegebenen vermengen, und deshalb sind beim Doppelsprechen nicht blos drei, sondern vier verschiedene Fälle zu unterscheiden, nämlich: es wird kein Zeichen gegeben, es wird blos mit dem ersten Taster, oder blos mit dem zweiten Taster ein Zeichen gegeben, und beide Taster geben gleichzeitig zwei Zeichen.

Die gleichzeitige Verwendung von Elektricitäten verschiedener Art (Inductions- und galvanischen Strömen) für die Zwecke der Doppeltelegraphie ist zwar mehrfach versucht worden, verspricht aber keinen befriedigenden Erfolg. Dagegen haben in jüngster Zeit Siemens u. Halske ein, man könnte sagen, partielles Doppelsprechen (nämlich unter Ausschluß der Möglichkeit, zwei Zeichen gleichzeitig zu geben) bei ihren Inductionszeichentelegraphen und bei den Blockapparaten für den Eisenbahnbetrieb in sehr vortheilhafter Weise dadurch ermöglicht, daß sie mit dem Inductor*) je nach Bedarf und Belieben entweder Ströme von wechselnder Richtung in die Leitung senden, oder blos die Ströme der einen Richtung, indem im letztern Falle die Ströme der andern Richtung unterdrückt werden; die letztern gleichgerichteten Ströme geben dann entsprechende Zeichen auf elektrischen Klingeln oder Läutewerken, während die Wechselströme für den Betrieb der Zeigertelegraphen und der eigentlichen Blocksignalapparate verwerthet werden.

Empfiehlt sich nun auch für das eigentliche Doppelsprechen nur die Benutzung galvanischer Ströme, so ist eine Verwendung von verschiedenen starken Strömen bei der Doppeltelegraphie unvermeidlich, weil bei der Wahl von entgegengesetzten Strömen von gleicher Stärke die Linie während des gleichzeitigen Arbeitens beider Taster ebenso, wie beim gleichzeitigen Ruhen derselben, ganz stromfrei sein würde. Es genügt hierbei schon, die an den Taster T_2 geführte Batterie B_2 doppelt so kräftig zu machen, als die an den Taster T_1 geführte Batterie B_1. Soll dann mit Arbeitsströmen von gleicher Richtung telegraphirt werden, so ist beim Ruhen beider Taster die Linie stromfrei, beim Arbeiten des ersten, des zweiten oder beider Taster aber tritt ein Strom von der Stärke $S_1 = S$, $S_2 = 2S$ oder $S_3 = 3S$ in die Linie. Beim Arbeiten mit Strömen von entgegengesetzter Richtung haben die drei letztern Ströme die Stärke $S_1 = +S$, $S_2 = -2S$ und $S_3 = -S$.

Nothwendig ist nun, daß der Strom S_1 blos auf dem Empfangsapparat M_1, der Strom S_2 blos auf dem Empfangsapparat M_2, der Strom S_3 aber auf M_1 und M_2 zugleich ein Zeichen hervorbringt. Dies ist zwar etwas schwieriger oder umständlicher

*) Die Magnetinductoren enthalten in einer Elektromagnetspule einen weichen Eisenkern, welcher sich mit der Spule im Bereiche der Pole permanenter Stahlmagnete um eine Achse dreht; infolge dieser Drehung wird der Eisenkern magnetisch und zwar mit regelmäßig sich wiederholender Umkehrung seiner magnetischen Pole und damit verknüpfter Erregung von Magnet-Inductionsströmen von ebenso regelmäßig wechselnder Richtung in der Spule.

Digitized by Google

zu erreichen, doch durchaus nicht unmöglich, und gerade in der Art und Weise, wie diese Trennung der Zeichen in den Empfangsapparaten ermöglicht wird, zeigen die verschiedenen in Vorschlag gebrachten Doppelsprecher eine ziemliche Mannichfaltigkeit. Natürlich können auch mehrere ganz gleich ausgerüstete Empfangsstationen hintereinander liegen und gleichzeitig beide Telegramme, oder auch (und zwar unter Vereinfachung der Apparate der einen Station) jede nur eins aufnehmen.

Eine Lösung des Doppelsprechens veröffentlichte zuerst der damalige Vorstand des Telegraphencentralamtes in Wien, Dr. J. B. Stark, im Herbst 1855; Stark benutzte Ströme von gleicher Richtung, doch litt sein Doppelsprecher an einer Unterbrechung der Linie im Taster und an einem Wechsel der Schließungsweise des Localstromes durch den einen Empfangsapparat; erst Ende Februar 1856 gelang es Stark, diese Mängel in der Hauptsache zu beseitigen. Einem ähnlichen Gedanken wie Stark folgend hatten auch Siemens u. Halske zu Anfang des Jahres 1855 Versuche über das Doppelsprechen angestellt, hielten sich aber auch nicht zu der Erwartung berechtigt, daß sich ein wirklicher Erfolg auf diesem Wege werde erzielen lassen. Bei dem einen Doppelsprecher von Siemens u. Halske kommen gleichgerichtete Ströme und drei Relais zur Verwendung, von denen R_3 blos auf die Stromstärke 3S, R_2 auf die Stromstärken 2S und 3S, R_1 endlich auf alle drei anspricht; der eine Morse M_1 besitzt eine doppelte Umwickelung seiner Elektromagnetkerne, die so angeordnet und eingeschaltet ist, daß der Strom der Localbatterie, wenn R_1 und R_2 auf den Linienstrom 2S ansprechen, beide Windungen von M_1 in zwei Zweigen von gleicher Stärke, aber entgegengesetzter Richtung durchläuft, weshalb M_1 auf 2S nicht anspricht; auf 3S dagegen sprechen alle drei Relais an, der Hebel von R_3 unterbricht dabei den Stromkreis des einen Zweigstromes, und daher schreiben beide Morse M_1 und M_2 das von T_1 und T_2 gegebene Zeichen nieder.

Auf zweckmäßigere Weise wie Stark verhüteten Dr. J. Bosscha jun. in Leyden (im October 1855) bei seinem Doppel- und Gegensprecher und Dr. A. Kramer in Berlin (im Februar 1856) bei seinem Doppelsprecher die Unterbrechung der Leitung während des Schwebens des Tasters dadurch, daß sie (was Gintl im Mai 1855 schon bei seinem Gegensprecher gethan hatte) die Batterien so einschalteten, daß der Tasterhebel in seiner Ruhelage einen kurzen Schluß für sie herstellte. Kramer benutzte entweder gleichgerichtete oder entgegengesetzte Ströme; im letztern Falle erhielt die Empfangsstation zwei polarisirte Relais R_1 und R_3 und ein unpolarisirtes R_2, welches blos auf einen Strom von der Stärke 2S ansprach; R_3 sprach auf — S und auf — 2S an und schloß dabei die Localbatterie stets durch den Morse M_2; der Hebel von R_2 schloß die Localbatterie durch M_1, der Hebel von R_1 aber auf einem kürzern Wege; durch einen von T_1 herrührenden positiven Strom unterbrach R_1 den kurzen Schluß und M_1 schrieb das Zeichen, durch den von T_2 allein herrührenden negativen Strom — 2S unterbrach R_3 zwar ebenfalls den kurzen Schluß, zugleich aber auch R_2 den Schluß durch M_1 selbst, weshalb M_1 jetzt nicht schreiben konnte.

3) Gleichzeitiges Doppel- und Gegensprechen.

Eine Verbinduug des telegraphischen Gegensprechens mit dem Doppelsprechen stellt noch weit größere Vortheile für den Betrieb, namentlich eine noch vollständigere Ausnutzung der Leitungen in Aussicht, als das Gegensprechen oder das Doppelsprechen für sich allein, ja im gewissen Sinne wird das eine durch das andere erst im vollen Maße verwerthbar. Daher dachte man schon frühzeitig an eine solche Verbindung beider; die Möglichkeit dieser Verbindung behauptete zuerst (schon im October 1855) Dr. Stark. Zwei Wochen später machte Dr. Bosscha der holländischen Akademie der Wissenschaften Mittheilungen über seinen Doppel- und Gegensprecher, bei welchem er als Empfangsapparat

Digitized by Google

anfänglich zwei polarisirte und ein nichtpolarisirtes Relais, später (Anfang 1856) drei polarisirte Relais benutzte.

Bei der Verbindung des Gegensprechens mit dem Doppelsprechen müssen die für jedes getrennt aufgestellten Bedingungen zugleich erfüllt werden. Die Empfangsapparate müssen also stets in die Leitung eingeschaltet bleiben und dürfen die von der eigenen Station abgesandten Zeichen nicht mitgeben, wohl aber müssen sie alle von der fremden Station gegebenen Zeichen erscheinen lassen; außerdem darf die Linie bei der Bewegung der Tasterhebel nicht unterbrochen werden. Es wird sich daher nur die soeben erwähnte von Bosscha und Kramer vorgeschlagene Einschaltung der Batterien und des Tasters empfehlen. Für die Empfangsapparate kann die früher besprochene von Frischen und Siemens-Halske herrührende Einschaltung und Einrichtung gewählt werden und es sind dann alle innern Windungen der (drei) Relais hintereinander in den nach der Linie führenden Zweigstromkreis, alle äußern hintereinander in den andern localen Zweigstromkreis zu legen. Noch einfacher ist jedoch die Einschaltung, welche Maron zugleich mit seinem Gegensprecher 1863 veröffentlichte; bei dieser kommen nämlich anstatt dreier einfachen Relais hintereinander nur ein Elektromagnet mit drei permanent magnetischen Ankern oder Zungen in die Diagonale der Wheatstone'schen Brücke zu liegen, die Taster T_1 und T_2 aber werden etwas abweichend von der auch von Kramer und Bosscha benutzten Einschaltung mit drei Batterien so verbunden, daß letztere für gewöhnlich kurz geschlossen sind, beim Arbeiten von T_1 einen Strom — S, beim Arbeiten von T_2 einen Strom — 3S und beim Arbeiten beider einen Strom — S in die Leitung senden.

4) Abfatzweises Doppel- und Gegensprechen.

Außer dem eigentlichen, gleichzeitigen Doppel- und Gegensprechen ist seit 1851 bis in die neueste Zeit wiederholt der Vorschlag aufgetaucht, die Pausen, welche zwischen den einzelnen Zeichen eines Telegrammes nothwendigerweise auftreten, dadurch auszufüllen, daß in ihnen einzelne Zeichen von einem (oder mehrern) andern Telegrammen auf demselben Drahte in der nämlichen oder in entgegengesetzter Richtung befördert werden. Zuerst finde ich diesen Gedanken erwähnt in einem englischen Patent, welches am 3. Febr. 1851 der Patentagent Alfred Vincent Newton auf Grund einer Mittheilung nahm. Unter andern suchten auch Professor David Eduard Hughes in Neuyork 1855 bei seinem Typendrucktelegraphen, und Abbé Giovanni Caselli bei seinem Pantelegraphen auf diesem Wege eine bessere Ausnutzung der Telegraphenlinien zu ermöglichen.

Am vollkommensten und wie es scheint ganz lebensfähig hat diese Aufgabe der Telegrapheningenieur Bernhard Meyer in Paris durch seinen mehrfachen Telegraphen gelöst. Ein solcher Telegraph war 1873 auch während der Industrieausstellung in Wien in der französischen Abtheilung des Ausstellungspalastes aufgestellt und durch eine Leitung mit einem zweiten ebensolchen Apparat, welcher sich in dem Gebäude der Staatstelegraphen befand (durch einen Draht von etwa einer halben Meile Widerstand), verbunden. Die Versuche mit beiden (vierfachen) Apparaten begannen am 18. Juli und wurden von da an bis zum 23. Aug. ziemlich regelmäßig alle Morgen ein paar Stunden lang wiederholt; in den letzten Tagen wurde auch zwischen beide Apparate noch eine Leitung von Wien nach Linz und zurück, von etwa 54 Meilen Länge eingeschaltet. Die an diesen Apparaten arbeitenden Telegraphisten und Telegraphistinnen waren vorher 12 Tage lang eingeübt worden. In den ersten Tagen konnten nur wenig Telegramme befördert werden, bald jedoch stieg die Zahl der in einer Stunde beförderten Telegramme, bei 70 Umläufen des Apparats in der Minute, auf mehr als 70 und 80, bei 80 Umläufen sogar im günstigsten Falle auf 120. Im wirklichen Betriebe darf man sich freilich nicht so hohe Leistungen versprechen, weil bei jenen Versuchen keine Zeit auf Berichtigungen, Phrasen

Digitized by Google

u. dgl. verwendet wurde. Die Jury der wiener Weltausstellung verlieh Meyer das Ehrendiplom; die österreichische Staatstelegraphenverwaltung aber bestellte von Meyer drei Apparate und verhieß ihm 16000 Fl. in Silber für den Fall, daß sich diese drei Apparate bei einjährigem Dienste bewähren und die Verwaltung infolge dessen zu ihrer Vermehrung schreiten würde.

Der Meyer'sche mehrfache Telegraph geht von der Erfahrung aus, daß 50—100 Stromgebungen in einer Secunde in derselben Leitung zur Uebermittelung telegraphischer Zeichen nutzbar gemacht werden können; mit dem Morsetaster werden indessen nur etwa fünf Stromgebungen in der Secunde in die Leitung gesendet. Meyer verbindet daher bei seinem vierfachen Telegraphen vier einzelne Empfangsapparate nebst den dazugehörigen Zeichengebern in regelmäßiger Abwechselung der Reihe nach einerseits mit der Linie und andererseits mit der Erde. Dabei wählt er nicht die Zeichen des Morse'schen Alphabets, schreibt auch die Zeichen nicht in einer Zeile hintereinander auf den Papierstreifen; vielmehr läßt er jedes Zeichen eine Zeile für sich auf einem breitern Streifen bilden, verhütet dadurch das Zusammenfließen verschiedener Zeichen und vermag auch die Stellung der Elementarzeichen (von links nach rechts oder von rechts nach links) auf dem Streifen für die Zusammensetzung der Buchstaben aus den Elementarzeichen zu verwerthen. So lassen sich alle Zeichen aus einem bis acht Punkten nebeneinander, von denen jedoch zwar der erste, dritte, fünfte und siebente jeder für sich allein auftreten können, der zweite, vierte, sechste oder achte dagegen stets nur zugleich beziehungsweise mit dem ersten, dritten, fünften oder siebenten auftritt und mit demselben zu einem Striche zusammengezogen wird. Demgemäß erhält jeder Zeichengeber vier weiße Tasten (für die vier Striche) und vier schwarze (für die vier Punkte). Von den vier Zeichengebern nun laufen je acht Drähte nach je acht aufeinanderfolgenden Feldern auf dem Umfange des Stromvertheilers, zwischen je einem zusammengehörigen (mit einer weißen und der zugehörigen schwarzen Taste verbundenen) Paare dieser Felder liegt aber noch ein mit der Erde verbundenes Feld; der Stromvertheiler enthält also viermal 12, d. i. 48 Felder. Ueber diese 48 Felder dreht sich in gleichmäßiger Bewegung eine Schleiffeder, welche an einem Arme sitzt, mit diesem zugleich an den Umdrehungen der jenen Arm tragenden Welle theilnimmt und dabei in regelmäßiger Folge beim Absenden der Telegramme die Tastenpaare mit der an jene Welle geführten Linie in leitende Verbindung setzt. In ganz ähnlicher Weise werden die ankommenden Ströme in strenger Abwechselung den vier verschiedenen Empfangsapparaten zugeführt. Jeder der vier Empfangsapparate enthält auf einer mit gleicher Geschwindigkeit umlaufenden Trommel als Druckvorrichtung einen Viertelschraubengang, welcher von einer Farbenwalze regelmäßig mit Farbe versehen wird und immer genau in derselben Zeit, während welcher der Strom den Elektromagnet gerade seines Empfangsapparates durchläuft, dem ununterbrochen an der Trommel vorbeilaufenden Papierstreifen gegenübersteht und so bei wirklicher Stromgebung auf ihm Striche oder Punkte schreiben kann.

Natürlich müssen die Apparate der beiden miteinander arbeitenden Stationen ihre Umläufe in genau gleicher Zeit (synchronisch) vollenden. Um dies zu ermöglichen, ist jedem Apparat ein konisches Pendel beigegeben, welches außerdem noch mit einer eigenthümlichen Correctionsvorrichtung ausgerüstet ist.

Dieselbe Aufgabe, jedoch in noch allgemeinerer Weise, sollte der Illimit-Telegraph von A. Bauer lösen. Ein solcher Apparat, dessen Erfindung sich Bauer hat patentiren lassen, war 1873 während der wiener Weltausstellung im Pavillon für Welthandel zur Schau gestellt. Leider war dieser Apparat nicht einmal ganz vollendet, daher auch nicht im Betrieb zu sehen. Doch steht zu befürchten, daß er infolge der großen Aufgabe, welche ihm gestellt ist, in so hohem Grade verwickelt ist, daß er wol kaum lebensfähig sein dürfte.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Wenn wir mit aufmerksamem Blick die theatralischen Vorgänge der Wintersaison 1873—74 verfolgen, so sehen wir eine Thatsache immer unverhüllter hervortreten: die Abneigung des Theaterpublikums gegen die Tragödie, überhaupt gegen die in höherm Stil gehaltene dramatische Dichtung und die Vorliebe für das mit derb possenhaften Ingredienzen versetzte Lustspiel, sowie für die Mischgattung des glänzenden Ausstattungsstückes, in welchem ein vielsagendes Ballet und ein nichtssagender Dialog abwechseln.

Diese Thatsache ist unerfreulich für alle diejenigen, welche eine fortschreitende Entwickelung des Theaters nur dadurch verbürgt sehen, daß, was höhern literarischen Werth besitzt, auch auf der Bühne zu vorwiegender Geltung kommt. Ganz hat sich das poetisch Bedeutsame und theatralisch Erfolgreiche zwar nie gedeckt; auch unsere Classiker haben oft darüber geklagt, daß ihre Stücke nur Festtagsstücke für die Bühnen seien, während diejenigen Iffland's und Kotzebue's das Repertoire beherrschten. Doch offenbar bewegt sich in Bezug hierauf unser Theater in zurückschreitender Linie.

Man mag dagegen behaupten, daß die neuen Tragödien eben keinen Werth haben und sich nicht behaupten können. Wie viele hochbegabte Dichter sind aber durch die Gleichgültigkeit der Bühnenleiter und die Gehässigkeit der Kritik von der höhern dramatischen Production zurückgeschreckt worden. Und von wie vielen hervorragenden Werken aller Zeiten gilt der Goethe'sche Spruch:

So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.

Stücke, die eine nachhaltige Wirkung auf lange Jahrzehnte hinaus üben, sind meistens nicht so leichte Waare, daß sie gleich bei der ersten Aufführung sich in ihrer ganzen Bedeutung vor einem flüchtig genießenden Publikum legitimiren. Gut Ding will Weile haben! Es gibt für ein Stück keinen andern wahrhaften Erfolg, als den langer Fortdauer und stets neuer Bewährung. In dieser Hinsicht haben sich viele succès d'estime weit nachhaltiger bewiesen als die mit Beifallsstürmen inscenirten Erfolge.

Was aber der höhern Dichtung am meisten im Wege steht, das ist der Skepticismus der durchgängigen Theaterkritik oft in den verbreitetsten Blättern. Es fehlt nicht an glänzenden Ausnahmen in Berlin und Wien, Dresden und Leipzig — doch im Durchschnitt ist die Theaterkritik nur der Zeiger an der Uhr, deren Räderwerk durch den Geschmack des Publikums in Bewegung gesetzt wird. Selten schwimmt sie gegen den Strom. Die Abneigung gegen das höhere Drama ist ihr mit dem Gros der Menge gemein. Ihr Boden ist das Feuilleton; auf diesem Boden gedeiht nur der pikante Witz. Sie gleicht dem Geist, den sie begreift! Wenn man die Hingebung sieht, mit welcher diese Kritik jedes Bühnenproduct bespricht, das mit einigen amusanten Scenen ausgestattet ist, und damit die ablehnende Vornehmheit vergleicht, mit welcher dieselbe Kritik sich über

Digitized by Google

Dichtungen von künstlerischen Intentionen und poetischem Geist ausläßt: dann muß man einräumen, daß die durchschnittliche Tageskritik nicht Maßstäbe von literarischer Gültigkeit anwendet, sondern nur der Ausdruck der theatralischen Vergnüglinge und Gründlinge aus dem Parterre ist und den Standpunkt des höhern Weinreisenden, der sich im Theater nur amusiren will, zu dem ihrigen macht. Ist es doch so weit gekommen, daß die dichterische Schönheit eines dramatischen Werkes, auf welcher vorzugsweise die Classicität und Dauer der Schiller'schen und Goethe'schen Dramen beruht, als etwas Nebensächliches betrachtet wird und man es kaum erwähnenswerth findet und höchstens darüber spöttelt, ja daß die Kritik die „schöne Sprache" für einen Fehler zu erklären geneigt ist, weil sie unfähig ist, die aufgeputzte declamatorische Phrase von jener Prägnanz eines charaktervoll schönen Stils zu unterscheiden, welche dem Werke eines Autors eine über Geschlechter hinaus reichende Bedeutung sichert.

Es ist hier nicht der Ort, alle andern Gründe nachzuweisen, weshalb die dramatische Muse der Gegenwart, die eine dichterische Haltung bewahrt, Wind und Sonne im Gesicht hat. Der Realismus triumphirt auf der ganzen Linie der Kunst und Literatur! Die dramatische Dichtung theilt nur das Los der Lyrik, das Los der Vergessenheit! Wer spricht heutigentags über ein schönes Gedicht? Ueber ein pikantes oder auch nur witzhaschendes Feuilleton sprechen Tausende! Ein Umschlag wird nicht ausbleiben; aber gegenwärtig ist etwas faul in unserer Pädagogik, in der ästhetischen Erziehung der Jugend, in der Erweckung des Sinnes für Schönheit, und die bramarbasirende Erfolghascherei verwirrt die Schätzung in einer Zeit, in welcher der Spruch: „Rien ne réussit que le succès", auf allen Gebieten des Lebens eine bedauerliche Bewährung findet.

Die dramatische Muse Gutzkow's, Laube's, Freytag's, Meißner's, auch Brachvogel's, ist seit längerer Zeit verstummt. Gutzkow hat vor kurzem eine harmlose einactige Bluette: „Dschengischan", auf die Bühne flattern lassen, die sich aber bald in den kritischen Schmetterlingsnetzen verfing. Man erwartete von Gutzkow nach seinem langen Schweigen etwas Bedeutendes und war misgestimmt über einen dramatischen Scherz, der, aus der Feder eines andern Autors stammend, gewiß Behagen verbreitet hätte. Da jene namhaften Autoren schweigen, da selbst der Dichter der „Journalisten" nach diesem glücklichen Wurf kein neues Lustspiel geschaffen hat, so ist die Bühne jetzt ein Versuchsfeld für jüngere Kräfte geworden. Grillparzer, Friedrich Halm, Hebbel und Ludwig sind todt. So erscheint die Tragödie verwaist, wenn nicht diese höchste dramatische Gattung, die jetzt von allen Seiten mit grenzenloser Misgunst behandelt wird, durch die aufopfernde Hingebung nachstrebender Talente einen neuen Aufschwung nimmt.

Das Schauspiel „Pombal" von Julius Werther wurde, wie schon früher in Manheim, jetzt in Leipzig und an dem berliner Belle-Alliancetheater mit Erfolg aufgeführt. Für die augenblickliche politische Situation kann kaum ein Stoff zeitgemäßer erscheinen als die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal durch den portugiesischen Bismarck, den Marquis von Pombal. Ungezwungen konnte der Dramatiker seinem Helden die gangbarsten Stichwörter des Tages in den Mund legen; er konnte in längern Reden und Debatten alles, was gegenwärtig die Welt bewegt, auf den weltbedeutenden Bretern zum Ausdruck bringen, und da er das in einer edeln, oft schwunghaften Sprache thut, so sind diese licht- und freiheitsfreundlichen Ergüsse lebhaften Anklangs sicher. Auch verschmäht der bühnenpraktische Autor keinerlei theoretische Effecte. Das unterbrochene Opferfest des Inquisitionsgerichtes ist mit vielem Effect inscenirt und zu dramatischer Wirkung gesteigert; selbst einem kleinen Erdbeben ist eine Nebenrolle in unserm Drama anvertraut; die Verschworenen gegen das Leben des Königs werden durch das Gepraffel der unterirdischen Mächte und einige zusammenstürzende Pfeiler in Schrecken gesetzt — ein Effect, der allerdings zu äußerlich erscheint und in seinen Wirkungen kaum dramatische Bedeutung hat. Ueberhaupt wird das Psychologische von dem Theatralischen zu sehr in Schatten gestellt; namentlich ist der Charakter des Helden nicht vertieft genug; er wird in keine spannenden Conflicte geführt und die Handlung bewegt sich in novellistischen Abenteuern. Der Faden der Handlung verläuft an dem Schicksal der Novize Ximena, welche vor den Verfolgungen des Jesuiten Malagarde aus dem Kloster entflieht, Pombal's und des Königs Schutz gewinnt, von dem letztern indeß wieder den Jesuiten aus-

Digitized by Google

geliefert, doch vor dem Scheiterhaufen gerettet wird. Sie trägt dazu bei, daß Pombal das Leben des Königs vor einem Mordversuche der jesuitisch-aristokratischen Partei beschützt, und am Schlusse des Stückes scheiden wir mit der sichern Hoffnung, daß sie nächstens als Frau Minister Pombal Excellenz ihre Salons eröffnen wird.

Dem Drama fehlt die eigentliche Dialektik; die Handlung bewegt sich vorzugsweise durch äußerliche Hülfsmittel, wie z. B. das wiederholt angewendete Lauschen fort. Wenn in einzelnen längern Erzählungen und Ergüssen ein schönes Talent sich unverkennbar ausspricht, so werden doch manche wieder als dramatische Längen empfunden. Der Monolog und das Tableau, geistig und scenisch oft glänzend illustrirt, sind für dies Drama charakteristisch.

Adolf Wilbrandt's „Giordano Bruno", ein Trauerspiel, das am wiener Stadttheater ohne nachhaltigen Erfolg zur Aufführung kam, scheint ein neuüberarbeitetes Jugendwerk des Dichters zu sein. Der Grundfehler des Stückes liegt wol darin, daß die Intrigue der Handlung für die philosophische Bedeutung des Helden eine zufällige ist. Wenn dadurch auch vermieden wird, daß sich die Bühne in eine Lehrkanzel und der dramatische Dialog in eine philosophische Debatte verwandelt: so muß man doch verlangen, daß der geistige Schwerpunkt eines dramatischen Helden auch der Schwerpunkt der Handlung ist. Hierzu kommt, daß die Oekonomie des Stückes die wünschenswerthe Steigerung vermissen läßt, daß der erste Act sich als der effectvollste erweist.

Eine durchaus düster gehaltene dramatische Dichtung, deren Grundton die Stimmung eines von blendenden Lichteffecten beleuchteten Grabgewölbes ist, wurde an den Theatern von Darmstadt, Frankfurt a. M. und am berliner Stadttheater aufgeführt: es ist die „Dolores" von Joseph Weilen. Eine in Aussicht stehende Aufführung des Stückes am wiener Burgtheater wurde bis zur nächsten Saison vertagt. Das Stück ist im Stil der spanischen Schule gehalten; sein Grundthema die Bigamie, aber in einer romantischen Beleuchtung, welche dem Verbrechen seine verletzenden Härten nimmt. Don Alonso liebt Dolores und sie ihn; doch Alonso wird todt gesagt; im fernen Amerika soll er im Kampfe mit den Araukanern gefallen sein. Dolores gehorcht dem Willen ihres Vaters und heirathet Don Pedro. Da kehrt Alonso plötzlich zurück, klagt Dolores der Untreue an; in der Aufregung verfällt sie in todgleiche Ohnmacht und wird zu Grabe getragen. Alonso öffnet in der Kirche den Sarg, die Scheintodte erwacht zu neuem Leben; er entführt sie auf ein Schiff und in die Ferne; sie wird Alonso's Weib.

Das ist die Vorgeschichte, deren membra disjecta wir uns aus verschiedenen Aeußerungen, Berichten und Erzählungen, welche einen nicht unwesentlichen Theil des Dramas selbst ausmachen, zusammenstellen. Alonso und Dolores kehren indessen nach Burgos zurück, und zwar weil Alonso aus Don Pedro's Händen das Testament seiner Mutter empfangen will. Dies Motiv trägt das ganze Stück und doch erscheint es zu schwach dazu. Konnte Alonso sich dies Document nicht durch dritte Hand, nicht durch einen spanischen Rechtsanwalt verschaffen? Die Entwickelung führt natürlich zu Effecten, welche der Aristotelischen Kategorie der Wiedererweckung angehören. Pedro überrascht Dolores am Bette ihres Kindes Inez, welches sie kühn genug ist, im Hause ihrer ersten noch ungelösten Ehe aufzusuchen. Pedro will seinen Augen nicht trauen und verhält sich gegen die Grundlagen des Stückes skeptischer, als es von einem Kritiker zu wünschen wäre:

> All das auch nur als Möglichkeit zu träumen
> Grenzt an den Wahnsinn, widerspricht sich selbst.

Doch dem Vater gibt sich Dolores, nachdem sie anfangs ihn und sich verleugnet hat, rückhaltslos zu erkennen. Der Frevel ist enthüllt! Pedro beruft ein Familiengericht; es spricht Dolores frei. Nun greift die Inquisition, der die verbrecherischen und wunderbaren Vorgänge denuncirt worden sind, in die Handlung ein. Doch unsere Erwartung, einen Scheiterhaufen lodern zu sehen, wird getäuscht. Mild, wie es wol selten der Fall war, lautet das Urtheil. Mitten in der Kirche ist ein Grabmal mit der Inschrift „Dolores" errichtet. Aus diesem Grabe steigt Dolores im weißen Gewande, einen Kranz weißer Rosen im aufgelösten Haar, hervor, und der Procurator der Inquisition ruft ihr zu: erst heute sei sie begraben worden, erst heute erstehe sie; er lösche ihr aus dem Gedächtnisse, was sie seit ihrer Todesstunde erlebt hat, und begrüßt die Auferstandene als

Digitized by Google

Pedro's christlich angetrautes Weib. Dolores aber ersticht sich mit den Worten, die sie an Pedro richtet:

Als Leiche habe ich dein Haus verlassen,
Nimm wieder, was dir zugehört, die Leiche.

Das Stück hat, wie wir sehen, starke und originelle Effecte; der dichterische Stil ist oft conventionell poetisch, oft aber trifft er auch dramatisch schlaghafte Wendungen. Wenn wir oben behaupteten, das Drama sei im Stil der spanischen Schule gehalten, so meinen wir das nicht blos mit Bezug auf die romantischen Verwickelungen, auf den Hintergrund des Mönchthums und Ritterthums und der Inquisition, auf das dichterische und decorative Colorit, wir meinen es auch in Bezug auf den ethischen Kern der Weltanschauung. Was der Heldin fehlt, ist das Gewissen in unserm, im protestantischen Sinne, im Sinne Shakspeare's. In der traumhaften Beleuchtung romanischer Dichtung verschwimmen die Grenzen von Schuld und Unschuld. Dolores glaubt nicht an ihre Schuld, die in dem Bruch der Ehe und in gleichzeitiger Doppelehe liegt. Nirgends zeigt sich jener innere Conflict, jene wahrhaft tragische Zerklüftung, wie sie in großen Seelenkämpfen liegt. Und nicht infolge eines innern Conflicts weiht sie sich dem Tode, sondern weil das Urtheil der Inquisition sie wieder dem ungeliebten Mann verknüpft. Hierin ist sie ganz Spanierin, eine Heldin, wie deren der Schatz spanischer Dramatik in großer Zahl aufzuweisen hat, die der Romantik ihres Schicksals und dem Zug ihrer Leidenschaft mit blinder Hingebung folgen.

Das Trauerspiel „Lambertine" von S. Mosenthal ist unsers Wissens bisher nur auf der Hofbühne zu Weimar zur Aufführung gekommen. Es führt uns mitten in die Revolution; seinen Abschluß bildet der 10. Aug. und der Sturm auf die Tuilerien. Lambertine ist eine Phantasiegestalt, nicht die geschichtliche Théroigne von Méricourt, nur die Erbin derselben. Es kommt durch diese successive Doppelgängerin etwas Verzwicktes in die Handlung, was dem großen Gang der Tragödie nicht entspricht, ein Sensationsmotiv, durch welches der Conflict nicht vertieft und verschärft wird, und dies ist um so empfindlicher, als die Grundpfeiler der Handlung überhaupt schon durch eine verwirrende Ornamentik von allerlei historischen Arabesken und Episoden allzu sehr überrankt sind. Die Erfindung der Haupthandlung ist eine glaubwürdige und glückliche, wenn wir sie aus diesem Beiwerk herausschälen. Lambertine aus Méricourt liebt den Dichter Henri de Suleau, der sie verlassen hat, nach Paris gegangen ist und nichts weiter von sich hören läßt. Sie folgt ihm nach und entdeckt, daß er ihr untreu geworden ist und die Königin Marie Antoinette liebt. Sie verräth ihn, mit ihm die Königin und das Königthum und gibt sich als Volksführerin ganz der Revolution hin. Am 10. Aug. tödtet sie Suleau beim Sturm auf die Tuilerien und dann sich selbst. Wenn diese Handlung in großen Zügen hervorträte, man würde ihr weder dramatische Folgerichtigkeit noch leidenschaftliche Bewegtheit und tragische Wucht absprechen können. Doch der Dichter suchte sie zu verstärken und hat sie gerade dadurch abgeschwächt. Sensationsmotive passen nicht in die Tragödie. Théroigne von Méricourt, die Furie der Amazonen ist ermordet worden, durch Suleau, der sie für Lambertine hält und sie tödtet, weil sie die Königin geschmäht und das Volk zum Aufruhr gestachelt hat. Da läßt sich Lambertine Dolch, Freiheitsmütze und Fahne der Ermordeten geben, um ihre Rolle fortzuspielen als die neue Théroigne von Méricourt. Sie tritt die Erbschaft derselben an; sie meint, daß der Dolch, durch welchen Théroigne gestorben, ihr selbst gegolten habe. Dies Ganze ist ein müßiger Aufputz; der Dichter läßt das Motiv selbst wieder fallen; denn Suleau sowol wie Lambertine haben es bei ihrer spätern Begegnung ganz vergessen, und wir erfahren nicht einmal, ob die Vermuthung, daß Suleau der Mörder der Théroigne war, gerechtfertigt ist. Ueberhaupt ist in dem Stücke zu viel Sturm, Tumult, wir möchten sagen geschichtlicher Straßenlärm; dafür fehlt es an der innern Vertiefung. Robespierre und Manon Roland, für episodische Figuren viel zu bedeutend, treten auf, ohne in die Handlung einzugreifen; ja der Charakter des Robespierre ist nicht blos unhistorisch, sondern gänzlich verzeichnet. Er gemahnt an einen Polyphem, der die Opfer, die er verspeisen will, schon jahrelang vorher aufzeichnet. Vor dem 10. Aug. hat sich der Robespierre Mosenthal's nicht nur die Girondisten zum Opfer auserlesen, sondern auch die Feilen,

Digitized by Google

die Simonisten, die das Heiligste verkaufen wie Danton, und die Frechen, die Bestien der Freiheit wie Marat. Damals war Danton ebenso wenig ein Simonist, wie Robespierre daran dachte, Marat vernichten zu wollen. Es bedurfte ganz anderer revolutionärer Verwickelungen, einer gänzlich veränderten politischen Situation, um den Advocaten von Arras gegen Danton und die Gesinnungsgenossen Marat's, einen Hébert und Chaumette, zum Vernichtungskampfe zu waffnen. Auf Grund der spätern weltgeschichtlichen Ereignisse ein Programm zu anticipiren, das zur Zeit der dramatischen Handlung eine volle Unmöglichkeit ist: das überschreitet die Grenzen poetischer Licenz. Der Dichter darf von der Geschichte abweichen, wenn die höhere dichterische Wahrheit es verlangt. Führt er episodische Gestalten ein, die für die Handlung an sich gleichgültig sind und deren Werth nur in ihrer geschichtlichen Bedeutung besteht, so verlangt man auch geschichtliche Treue. Darum verdient es auch Tadel, daß der Dichter Robespierre aus der Assemblée heraus vor das Volk treten läßt. Der Gesetzgebenden Versammlung, die am 10. Aug. tagte, hat er gar nicht als Mitglied angehört.

Am gelungensten erscheinen uns die Scenen, die im Königsschloß spielen; Marie Antoinette und Ludwig zeichnen sich scharf und charakteristisch ab. Der Diction fehlt es nicht an Schwung und Glut, der Handlung nicht an theatralischen Effecten, wohl aber in ihrem wildstürmischen Vorüberrauschen an jener tiefern Einkehr ins Innere, die erst nachhaltige dramatische Wirkungen hervorbringt.

Das Trauerspiel „Marino Falieri" von Murad-Efendi, dem deutsch-türkischen Dichter, ist am dresdener Hoftheater mit Erfolg in Scene gegangen. Der tragische Stoff, den auch Byron, und zwar mit einer bei diesem Dichter ungewöhnlichem Nüchternheit behandelt hat, gliedert sich von selbst für dramatischen Aufbau; er ist von dem Dichter nicht ohne Lebendigkeit und Feuer behandelt worden. Doch sind die Charaktere etwas reliefartig und nicht voll herausgearbeitet. Die Gräfin Klara Morosini, welche den Dogen liebt und zum Aeußersten zu bringen sucht, ist eine Intriguantin, welcher der eigentlich dämonische Reiz fehlt.

Noch mehrere andere Trauerspiele haben sich vereinzelter Erfolge zu rühmen, so ebenfalls in Weimar das Trauerspiel „Edward" von Ludwig Reinhardt; das Thema dieses düster gehaltenen Dramas ist ein Vatermord, zu dem die eigene Mutter den Sohn ermuthigt. Auch hier sind die Tragpfeiler der Handlung etwas zu sehr überspannen, doch mehr von lyrischem Geranke. Der landschaftliche Hintergrund, die Stimmungsmalerei ist rühmenswerth; der Conflict zwischen dem herrschsüchtigen und ehrgeizigen Vater und dem nicht minder ruhmdürstigen Sohne, dem es gelingt, gleichsam hinter dem Rücken des letztern einen entscheidenden Sieg über die Feinde zu erringen, ist bis zu der Mordscene, für die wir noch ein stärker herausgearbeitetes Motiv gewünscht hätten, mit energischen Zügen durchgeführt. Auch das theatralische Geschick in der Anordnung der Scenen ist unverkennbar, doch die Diction, oft poetisch und dramatisch bewegt, ist ebenso oft lyrisch zerflossen und maßlos ins Breite gehend, besonders in den Liebesscenen, die ohne dramatisches Interesse sind.

Das Drama „Warwick" von Richard Glaß, welches, bereits vor sechs Jahren im Druck erschienen, an dem altenburger Hoftheater zur Aufführung kam, hat den stolzen Königsmacher zum Helden, der auch in Shakspeare's letzten Rosentragödien eine bedeutende Rolle spielt. Der Architektonik des Stückes fehlen die durchgreifenden Einschnitte; die Motive z. B. für den Abfall Warwick's von Edward sind zu gehäuft; der Autor hat nicht genug beachtet, daß ein einziges starkes Motiv für die dramatische Composition wichtiger ist als mehrere, welche die Theilnahme zersplittern. Das Drama braucht starke Pfahlwurzeln, kein zerfasertes Wurzelwerk. Sonst ist der Stil des Trauerspiels edel und von lebendigem Aufschwung.

Selten macht eine der neuern Tragödien die Runde über eine nennenswerthe Zahl von Bühnen; hier und dort taucht und leuchtet die eine oder die andere auf, um bald wieder zu verschwinden. Die theatralische Chronik muß sich, soweit diese Stücke nicht an das Licht der maßgebenden Bühne treten, mit der einfachen Erwähnung derselben begnügen. Eine Tragödie von Moritz Blanckarts: „Königin Adelheid", ist am Stadttheater zu Chemnitz, eine andere: „Sidonie von Borck", von Paul Wendt, in Stettin

Digitized by Google

zur Aufführung gekommen. Die Localkritik rühmt diesen Stücken manches Gute, dem erstern dichterische Diction, dem letztern spannenden Inhalt nach.

Das historische Trauerspiel ist einmal die bête noire der Gegenwart. Und es ist uns doch etwas ganz anderes versprochen worden, z. B. von dem seligen Gervinus, der lange vor den Iden des Märzes von 1848 in seinem Buche über Shakspeare uns prophezeit hatte, wir würden ein historisches Trauerspiel haben, wenn wir nur Tragödien in der Wirklichkeit erlebten. Und es kamen die Trauerspiele von 1848, es kamen die großen Kriege von 1866 und 1870, und wir sind jetzt eine Nation — und doch ist das historische Trauerspiel das Stiefkind der Gegenwart geblieben.

Von historischen und halbhistorischen Dramen aus vor- und nachmärzlicher Zeit halten sich nur „Graf Essex", „Uriel Acosta", „Narciß" und „Der Fechter von Ravenna" auf den Bühnen. Auch „Katharina Howard" von dem Herausgeber dieser Zeitschrift wird mehrfach aufgeführt, so neuerdings mit günstigem Erfolg in Frankfurt a. M. Das Trauerspiel desselben: „Herzog Bernhard von Weimar", welches auf der berliner Hofbühne sich nicht zu behaupten vermochte, ist jetzt an den Theatern von Wiesbaden und Braunschweig sowie schon früher in Leipzig, Manheim, Kassel und am breslauer Lobe-Theater mit günstigem Erfolg in Scene gegangen.

Weit größere Sympathien als das geschichtliche Trauerspiel findet das Conversationsstück, sowol das Salonschauspiel, das sich an das Genre der französischen comédie anlehnt, wie das Lustspiel, das in der Regel mit possenhaften Elementen versetzt ist. In der That schwankt unser Conversationsstück gegenwärtig zwischen Schauspiel und Posse; die rechte Mitte des Lustspiels, welche Benedix in seiner Weise sehr glücklich zu treffen wußte, scheint den jüngern Producenten nicht mehr erreichbar.

Paul Lindau's „Diana", ein Schauspiel in der Art der französischen comédies, fand bei den ersten Aufführungen am wiener Stadttheater und berliner Hoftheater eine getheilte Aufnahme, wurde indeß an andern Bühnen wie in Breslau und am hamburger Thalia-Theater freundlich aufgenommen.

Die Handlung des Stückes ist die folgende. Der Freiherr Kurt von Dahlen, Bildhauer und Offizier, im Feldzuge 1866 schwer verwundet, fand in Kissingen, im Hause der Gräfin Thern, liebevolle Pflege. Zwischen der Gräfin, die verheirathet ist, und ihm bildete sich ein intimes Verhältniß, welches indeß die Grenzen „zwischen dem allenfalls noch Gestatteten und dem unbedingt Verbotenen" nicht überschritt. Er nannte sie wegen ihrer etwas herben Zurückhaltung, ihrer Liebhaberei für Jagden und Pferde Diana und ließ ihr zum Abschied eine Gemme zurück mit einer jagenden Diana. Doch das Freundschaftsverhältniß lockerte sich in der Abwesenheit; der anfangs warme Briefwechsel gerieth ins Stocken. Inzwischen starb Graf Thern, Esther war Witwe. Ein gepriesenes Bildwerk des jungen Freiherrn, das in der „Illustrirten Zeitung" abgebildet wurde, Diana auf der Jagd, weckt in Esther's Herzen die alten Erinnerungen; sie sucht ihren Freund auf, ihm die Hand zu drücken.

Das ist die Vorgeschichte. Kurt hat sich inzwischen in Else, ein naives Mädchen, seine Kindheitsgenossin verliebt und mit ihr verlobt. Die Gräfin kommt ihm störend. Der noch jugendliche Vater empfängt sie statt seiner, verliebt sich Hals über Kopf in sie und gedenkt sie zu heirathen. Der Sohn findet es unpassend; er hat ihr zu nahe gestanden, um sie als seine Mutter zu respectiren. Es kommt zu einer heftigen Scene zwischen Vater und Sohn, ebenso zu einer Scene zwischen Kurt und der Gräfin, die jetzt schon aus Haß gegen den Undankbaren sich entschließt, die Hand des Vaters anzunehmen. Gleichwol resignirt sie bald darauf, da sie einsieht, das Unglück in die Familie gebracht zu haben, und wird für diese Resignation durch die Hand eines dritten Verehrers belohnt, des Hrn. Kuck, der, die heitere Person des Stücks, anfangs etwas geckenhaft gezeichnet, Freund aller großen Männer, an eine ähnliche Figur Paul de Kock's erinnernd, später sich für die Ehre der Gräfin schlägt und durch dies mannhafte Eintreten sich ein Recht auf ihre Hand erwirbt.

Wir wissen nicht, ob dem Schauspiel eine Novelle zu Grunde liegt; es ist dies auch an und für sich gleichgültig; doch der Stoff des Schauspiels ist durchaus novellistisch. Die Wandlungen der Empfindung, die in der Novelle glaubwürdig erscheinen können,

Digitized by Google

weil sie sich auf einen größern Zeitraum mit beliebig langen Unterbrechungen vertheilen, sind es nicht im Drama, in welchem wir die Ereignisse in ununterbrochener Folge miterleben. Eine Heldin, die anfangs den Sohn liebt, gleich darauf den Vater heirathen will und am Schlusse einen beliebigen Dritten heirathet, in welchem man anfangs nur den Clown des Stücks sieht, mag in der Novelle möglich sein, im Drama ist sie es nicht. Hier müssen die psychologischen Wandlungen sich nicht so häufen und nicht blos durch innerliche Stimmungen markirt werden. Hierzu kommt, daß die Scene zwischen Vater und Sohn, welche das natürliche Verhältniß auf den Kopf stellt, etwas Verletzendes hat, und diejenige zwischen Kurt und seiner Diana, der er zu lebenslänglichem Dank verpflichtet ist, mindestens etwas Peinliches. Jedenfalls hätte das Stück gewonnen, wäre Gräfin Esther am Schlusse resignirend geschieden.

Abgesehen von der novellistischen Haltung des Stückes, die seinen Erfolg gefährdet hat, müssen wir demselben doch in der Ausführung nicht zu unterschätzende Vorzüge einräumen. Der Dialog ist elegant, gefällig, oft geistreich pointirt; die Scenen zwischen Kurt und Else sind von allerliebster Natürlichkeit; der Bildhauer Langenau und dessen Frau Maria gutgezeichnete Charaktere, und selbst Kurt wäre eine ergötzliche Figur, wenn der Autor nur nicht durchaus ihn zu einem so tüchtigen Charakter hätte machen wollen, daß er der Hand seiner Diana würdig sei.

Mosenthal's Komödie „Die Sirene", welche am wiener Burgtheater Beifall fand, ist im Stil der Bauernfeld'schen Salonstücke gehalten und erinnert besonders an das Schauspiel dieses Autors: „Aus der Gesellschaft." Wenn ein Aristokrat eine Gesellschafterin heirathet, so ist das immer ein Sieg über das Vorurtheil, der in der wiener Gesellschaft als eine dramatische That empfunden wird. Mosenthal ist überdies der Ansicht, daß, wenn das Ernstere und Heitere sich paaren, dies einen guten Klang gibt. Elise Jung, die Gesellschafterin einer Generalswitwe, ist eine immer lächelnde und lachende Sirene und ihr silberhelles Lachen bestrickt den ernsten gemüthreichen Friedrich von Eggenburg, daß er als Beschützer dieses koketten Wesens auftritt und ihr am Schlusse des Stückes seine Hand reicht. Die episodischen Figuren desselben sind zum Theil ergötzliche Chargen.

Geringen Erfolg hatte am berliner Hoftheater, in Hannover, Dresden und Leipzig das Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Doctor Raymond." Dem Autor schwebte bei der Abfassung desselben wol der „Geheime Agent" vor. Die Handlung des Stückes dreht sich um ein geheimnißvolles Agens, ein Drama, welches einer Dame zur Beurtheilung anvertraut worden ist, welches sie gelesen zu haben vorgibt, ohne den Titel angesehen zu haben, woraus eine Menge von Verwechselungen und Misverständnissen erwächst. Doch erscheint trotz einzelner ergötzlicher Situationen das Motiv nicht reichhaltig genug für so verschwenderische Ausbeutung, wie überhaupt die Handlung sich zu sehr in künstliche Drehungen und Windungen verstrickt, durch welche sie der immer über ihr schwebenden Lösung auszuweichen sucht.

Ebenfalls etwas verkünstelt und bei aller salonmäßigen Haltung doch ins Possenhafte hinüberschwankend ist der „Elefant" von G. von Moser, einem Autor, der für drastische Komik ein unleugbares Talent besitzt, aber dann weniger glücklich ist, wenn er seinen sprudelnden Improvisationen irgendeinen Damm aufbaut, um eine vornehmere Lustspielgattung zu pflegen. Der „Elefant" hat am berliner Hoftheater und mehrern andern Bühnen einen günstigen Erfolg davongetragen. Das Stück hat jene kecken humoristischen Lichter, welche der Autor aufzusetzen liebt; freilich gehören einzelne der parodistischen Komik der Posse an, wie die dreifache Wiederholung eines und desselben eigentlich hochtragischen Motivs, eine Forderung auf Jagdgewehr unter den erschwerendsten Umständen. Auch erscheinen die Verwickelungen etwas erkünstelt, und der Autor hat zum großen Schaden für unsere Theilnahme versäumt, den von Diderot und Lessing gleichmäßig betonten Grundsatz, daß das Publikum von Anfang an im Geheimniß sein müsse, zu beachten. Die Situationen streifen an das Frivole, aber mit einer vorsichtigen Schüchternheit; „ein bischen Französisch ist doch ganz angenehm", sagt der gebildete Hausknecht, und das ist das Motto für viele neue Lustspiele. Sie schielen nach den pariser Mustern, aber es darf beileibe nicht Ernst werden mit den Verwickelungen, welche die französischen Autoren lieben. Zur Beruhigung für das deutsche Gewissen wird der Don Juan am

Digitized by Google

Schlusse an den Pranger gestellt, nachdem er mit seinen frivolen Absichten uns lange in Spannung gesetzt und auch manchen Scenen des Stückes eine solche Stimmung angekränkelt hat. Für diese Mängel entschädigt ein meistens frischer und munterer Dialog und die vortreffliche Zeichnung einzelner Charaktere, wie der Stiftsdame Amalie von Strahlen und des Gustav von Wingen.

Zu dem großen Contingent jener Lustspiele, welche im Grunde verschämte Schwänke sind und welche jetzt fast überall das Repertoire beherrschen, hat G. von Moser neuerdings sein „Ultimo" beigesteuert, ein Stück, das am berliner Wallner-Theater, am wiener Stadttheater und in Dresden das Publikum in die heiterste Stimmung versetzte. Das Stück ist in einem, wir möchten sagen athemlosen Dialog geschrieben, der zwischen lauter Gedankenstrichen bisweilen witzsprühend, immer witzhaschend dahintaumelt. Einen komischen oder satirischen Grundgedanken hat dasselbe nicht; denn das Hauptmotiv, daß der Professor dem Commerzienrath, seinem Bruder, beweisen will, wie leicht es ist, finanzielle Geschäfte zu machen, und zuletzt das Gegentheil beweist, wird von den episodischen Scenen fast gänzlich überwuchert. Doch in dieser Harmlosigkeit und Ungenirtheit, wobei es im ganzen wenig delicat zugeht, sind lustige Schwankmotive mit vollen Händen ausgestreut. Der junge Liebhaber, der in zu engen Stiefeln erscheint, das Liebespaar, welches mit dem Anstecken der vier Lichter nicht zu Stande kommt, dabei allerlei muntere Verwechselungen — das geht wie im Galop und läßt einen nicht zu Athem kommen. Das ganze Stück ist, wie der Dialog, keck hingeschleudert, eine fünfactige Improvisation.

Ueber sehr viele Bühnen machte J. V. von Schweitzer's Schwank „Epidemisch" die Runde, ein Stück, das sich offenherzig als Schwank bezeichnet. Es handelt sich auch hier um die Epidemie der Börsengeschäfte und Papierspeculationen, die sich sogar in das Haus eines Majors eingeschlichen hat, indem sich die Frau Majorin zu solchen Geschäften verleiten läßt. Die Verwickelung besteht darin, daß ein Liebeshandel und ein Börsengeschäft infolge der Verwechselung zweier Papiere ineinandergewirrt werden und dadurch nach zwei Seiten hin ganz ergötzliche Irrthümer entstehen. Daß der börsenfeindliche Major selbst durch eine ihm vorgespiegelte Komödie sich aus falschem point d'honneur gezwungen sieht, Börsenpapiere zu übernehmen, gehört zu den besten komischen Lichtern, welche diesem Tableau einer Zeitepidemie besonders gegen den Schluß hin aufgesetzt sind. Schweitzer verräth in diesem Stücke eine unleugbare komische Ader, und wenn seine Motivirungen, wie die Rolle des Militärschriftstellers, welche der Weinwirth plötzlich zu spielen übernimmt, etwas abrupt sind, wenn hin und wieder die Handlung gedehnt erscheint und die dramatische Technik das Ineinandergreifen der Scenen vermissen läßt, da die Bühne zu oft leer bleibt, so entschädigt dafür eine frisch zugreifende Komik, welche in Dialog, Situationen und Charakteren gleichmäßig zu ihrem Rechte kommt. Der drolligste Charakter des Stücks ist der Portepeefähnrich von Seldmark, der infolge eines Misverständnisses glaubt, von seiner Frau Majorin geliebt zu sein, und in dessen schüchternem Gemüth der militärische point d'honneur heillose Verwirrung anrichtet. Nicht immer ist Schweitzer so glücklich in seinen Stücken, wie das in Leipzig und Berlin mit mäßigem Erfolg aufgeführte Lustspiel „Das Vorrecht des Genies" beweist, in welchem ein sehr gutes Motiv in etwas leichtfertiger Weise dramatisch verschleudert wird.

Ein drittes Börsenstück ist der Schwank „Schwere Zeiten" von Julius Rosen, am berliner Hoftheater, am wiener Stadttheater, in Leipzig und Hamburg mit sehr verschiedenem Erfolge aufgeführt; das Stück liegt in der Mitte zwischen Schauspiel und Posse und ist doch kein rechtes Lustspiel, sondern ein dramatischer Zwitter, eine jener Improvisationen, wie sie dieser der Kotzebue-Töpfer'schen Schule angehörige Autor liebt, mit klaffenden Lücken in der Composition und einem holzschnittartigen Stil der Behandlung, der sich besonders in dem Mangel an gesellschaftlichem Ton und Takt ausprägt. Das Stück spielt in der wiener Krachatmosphäre; die Gefahren, die ein nobilitirter Großhändler läuft und zu deren Beseitigung zwei edeldenkende Journalisten, Bolz und Bellmans, aus dem Kupferstich in den Holzschnitt übersetzt, mitwirken, bilden, nebst den obligaten Liebesgeschichten, den Kern der Handlung.

Wenn das echte Lustspiel einen komischen Grundgedanken, in welchem zugleich etwas sittlich Bildendes liegt, in Handlung umsetzen soll, so kommt Ernst Wichert in seinem

Digitized by Google

Lustspiele „Die Realisten" diesem Ziel weit näher als die Verfasser der ebenerwähnten Schwänke. Er will uns zeigen, daß das Streben nach äußerm Glück und Glanz zwar die Geister und Herzen ihren Idealen eine Zeit lang untreu machen, aber doch nicht verhindern kann, daß sie wieder zu denselben zurückkehren. Dies Experiment macht ein zurückkehrender Amerikaner, eine Art von Monte-Christo, an seiner Familie. Es ist dies alles gut ausgedacht und sauber ausgeführt; aber, obgleich einzelne Scenen erheiternd wirken, möchte man doch dem Ganzen ein lebhafteres komisches Colorit wünschen.

Es bleibt uns noch übrig, die Repertoires einzelner Bühnen ins Auge zu fassen, in denen außer den erwähnten Stücken, welche die Runde über die Bühnen machen, noch diese oder jene dramaturgische That zu verzeichnen ist.

Das berliner Hofschauspiel hat unter Leitung des Directors Hein an Frische und Beweglichkeit sehr gewonnen. Das Repertoire ist mannichfach, wird dem Classischen und Neuen gleichmäßig gerecht; der Ruhm des berliner Hofschauspiels, sich von der pariser dramatischen Modewaare gänzlich freizuhalten, wird energisch behauptet. Die Shakspeare'schen Historien in der Bearbeitung von Wilhelm Oechelhäuser regten die Theilnahme lebhaft an, um so mehr, als Director Hein in der Inscenirung derselben ein glänzendes Regietalent bewährte. „König Heinrich VI." wurde, in Eine Abendvorstellung zusammengedrängt, mit Erfolg gegeben. Einen nachhaltigen Succeß hatte Shakspeare's „Was Ihr wollt" in Oechelhäuser's Bearbeitung; es ist dies um so merkwürdiger, als das Stück in der Tieck'schen Einrichtung früher einmal gerade in Berlin Fiasco machte. In der Auswahl neuer Stücke zeigt sich Director Hein den strebenden Talenten durchaus entgegenkommend. Lindau's „Diana", Wichert's „Realisten", Rosen's „Schwere Zeiten" kamen zur Aufführung, außerdem ein Stück von Max Ring: „In Charlottenburg", in welchem Leibniz eine wichtige Rolle spielt. Das Stück trug einen Achtungserfolg davon. Das Andenken Grillparzer's wurde durch Vorführung seines Dramas „Des Meeres und der Liebe Wellen" geehrt, das indeß nicht über drei Aufführungen hinaus Anziehungskraft auf das norddeutsche Publikum ausübte.

Unter Franz Dingelstedt's Leitung behauptet das wiener Burgtheater seinen alten Ruf. Poesie volle Inscenirungen der Shakspeare'schen Königsdramen in der eigenen Bearbeitung, in welcher dieselben zuerst in Weimar auf der Bühne erschienen, mit dichterischen und theatralisch wirksamen Einlagen, finden den einstimmigen Beifall der sonst nicht leicht zu gewinnenden wiener Kritik. „König Heinrich VI." wird hier in zwei Theilen gegeben, von denen der erstere sich besonders bühnenwirksam erwies. Die Vorführung von Franz Grillparzer's nachgelassenem Trauerspiel „Libussa", einem sinnvollen Mysterienspiel, das, bei einzelnen anmuthigen und romantischen Scenen, doch gerade durch seinen Tiefsinn und den mehr philosophischen als dramatischen letzten Act über das Bühnenmaß hinauswächst, war ein Act der Pietät gegen einen hervorragenden Dichter. Außerdem kamen Stücke von Wichert, Wilbrandt, Mosenthal u. a. zur ersten Aufführung.

Das wiener Stadttheater unter Laube's Leitung zeigt die gewohnte Rührigkeit; außer den classischen Dramen, den Dramen von Grillparzer, Laube, Gutzkow u. a., Novitäten von Lindau, Rosen u. a. bringt er auch neue und zum Theil werthlose Stücke der pariser Bühnen und concurrirt hierin mit dem Carl-Theater, das in dem französischen Import seine Specialität besitzt, ähnlich wie das Residenztheater in Berlin und andere zweite Bühnen der Spreestadt.

Den Muth der Initiative mit größern Dramen bewährt, unter der kunstsinnigen Leitung des Barons von Loën, der schon früher als Kritiker der modernen Literatur eine verständnißvolle Theilnahme zugewendet hat, das weimarische Hoftheater. „Lambertine" von Mosenthal, „Edward" von Reinhardt, wie schon vorher andere Stücke strebsamer Autoren kamen hier zur ersten Aufführung. Sehr gefiel Tempeltey's „Daheim", während eine Vorführung des „König Oedipus" von Sophokles mit Lassen'scher Musik einen imponirenden Eindruck machte.

Eine Aufführung des zweiten Theils von Goethe's „Faust" in der Wollheim'schen Bearbeitung und mit Pierson'scher Musik ist für die Saison in Leipzig, die sonst in Bezug auf das Repertoire dürftig genug war, bemerkenswerth. In Leipzig wie in Breslau und selbst an dem dresdener Hoftheater nehmen poetisch werthlose Ausstattungsstücke,

Digitized by Google

namentlich Görner's „Aschenbrödel", auch „Schneewittchen" und andere Märchendramen mit einer Kindlichkeit, welche durch Balletschaustellungen verfälscht wird, einen zu breiten Raum ein.

Technologische Revue.

Daß die „Technologische Revue" dieser Zeitschrift während des Jahres 1873 nicht erschien, hat, wie in Fachkreisen errathen und gebilligt, seinen Grund in der Abhaltung der wiener Weltausstellung, welche selber eine großartige Uebersicht der technischen Leistungen der Gegenwart gewesen ist, und zugleich allen neuen Erfindungen und Plänen insofern Einhalt gebot, als man sich zuerst der durch sie gebotenen Erfahrungen versichern wollte. Auf diese Weise ist allerdings auf dem Gebiete der Technik ein Stillstand eingetreten, der zum Theil jetzt noch andauert, weil die Constructeure vorläufig damit beschäftigt sind, die durch das Studium gewonnenen Anschauungen in der Praxis zu prüfen und dann nach Befund ins Leben einzuführen. Den zahlreichen Novitäten, welche die Weltausstellung gebracht hat, gegenüber fällt die retrospective Schau, welche uns obliegt, allerdings etwas spärlich aus; allein mit ziemlicher Zuversicht darf man sich um so größere Ausbeute für die nächstfolgende Zeit versprechen. Jedenfalls dürfen die Leser die Gewißheit hinnehmen, daß die „Technologische Revue" von jetzt ab wieder in regelmäßigen Zwischenräumen sich vor ihnen aufrollen wird.

Schon früher wurde mitgetheilt, daß die Mechanik, welche beharrlich nach neuen Bewegungskräften umherschaut, es versucht hat, die Wärme der Sonne als eine solche nutzbar zu machen. Ericson, der Erfinder der Heißluftmaschine, ist auch in dieser Richtung zuerst mit Vorschlägen aufgetreten; neuerdings sind ihm die Ingenieure Mouchot in Paris und Bergh in Drontheim nachgefolgt. Der erstere will durch einen großen, von außen geschwärzten und mit Wasser gefüllten Kupferkessel, der durch einen mächtigen Brennspiegel geheizt wird, während ein gläserner Mantel die Wärmeausstrahlung verhindern soll, eine nicht unbeträchtliche Betriebskraft darstellen, deren Unterhaltung, außer der Bedienung, nichts kosten soll. Der letztere sucht, statt des Wassers, in seinem Sonnenmotor eine bei geringer Temperaturerhöhung zum Sieden gelangende Flüssigkeit, wie schweflige Säure, Methyläther, Methylchlorid — zur Verdunstung zu bringen; erstgenannte Säure würde dort, wo Schwefelkiese vorkommen, billig zu erzeugen und flüssig in gutverschlossenen Metalltonnen leicht zu versenden sein. Schon die directe Wirkung der Sonnenhitze würde, ohne Medium eines Brennspiegels, in zweckmäßig construirten Kesseln eine Dampfspannung bis zu drei Atmosphären erzeugen. Die schweflige Säure könnte nach der Verdunstung in einem Recipienten wieder condensirt und mit geringen Verlusten neu verwendet werden. Um auch bei trübem Himmel fungiren zu können, müßte allerdings der Sonnenmotor zugleich mit einem Heizapparat versehen sein. Die geringere Intensität der Sonnenwärme im Winter würde aufgewogen durch die erleichterte Verdichtung der schwefligen Säure mittels Eis. Einstweilen ist die neue Betriebsmaschine nur im Project vorhanden.

Dagegen hat Nordamerika schon Straßenlocomotiven ohne Feuerung in voller Function aufzuweisen, und zwar auf den Tramways der Stadt Chicago. Der Apparat besteht blos aus einem Dampfkessel nebst den üblichen Maschinentheilen; ein Führer genügt, weder Brennmaterial noch Heizer sind nothwendig. Es wird nämlich in dem Kessel der für eine Rundfahrt von 6 englischen Meilen erforderliche Dampf magazinirt, indem auf der Abfahrtstation ein mächtiger Generator, welcher einen Dampf bis zu 200 Pfd. Spannung erzeugt, diesen der Locomotive mittheilt, dessen Kessel mit etwa drei Viertheilen Wasser angefüllt ist, das binnen kurzer Zeit durch den einströmenden Dampf bis auf eine Spannung von 170 Pfd. gebracht wird. Diese genügt zur Fortbewegung der Locomotive mit angehängtem belastetem Waggon auf die Dauer von 20 Minuten, während deren eine Strecke von genannter Entfernung zurückgelegt wird. Bei der Wiederkunft an der Abfahrtstation beträgt dann die Spannung immer noch 50—60 Pfd. Sollten sich derartige Straßenmaschinen auf die Dauer bewähren, woran kaum zu zweifeln ist, so wäre dadurch dem Haupteinwand gegen Dampfmotoren in Stadtstraßen, der Feuergefährlichkeit, glücklich begegnet.

Digitized by Google

Die Locomobilen oder transportabeln Dampfmaschinen finden am meisten Verwendung in Gegenden, wo die Bevölkerung dünn gesäet, die Handarbeit kostspielig, dennoch aber eine große Production rasch zu bewältigen ist, vorzugsweise beim Ausdreschen der Körnerfrüchte. In vielen solchen Gegenden, z. B. in Ungarn, in Südrußland, mangelt es aber an Brennmaterial, sodaß das sonst werthlose Stroh als solches verwendet wird. Dem entsprechend hat der russische Ingenieur Schemioth eine Locomobile mit Strohfeuerung construirt, welche das Stroh in dünnen Schichten, weil es in compactem Zustand nur langsam verbrennt, selbstthätig in die Feuerstelle führt, deren weiter Rost mit einer Reinigungsmaschine für die Asche versehen ist, welche gleichzeitig mit Wasser überspritzt wird, sodaß glimmende Partikel nicht auffliegen und Schaden stiften können. Gebaut wird diese Locomobile von Ransomes, Sims u. Head in Ipswich; nach andern Systemen liefern transportable Dampfmaschinen mit Strohfeuerung die Firmen Ruston, Proctor u. Comp. in Lincoln und John Fowler u. Comp. in Leeds. Letztere hat ihre Dampfpfluglocomobilen zum Theil darauf eingerichtet, verbindet aber, des großen Consumbedarfs halber, die Stroh- mit einer Petroleumfeuerung.

Ein neues Verfahren der Kesselsteinbeseitigung hat de Haën in Hannover angegeben. Es besteht darin, daß in das heiße Speisewasser eine verdünnte Chlorbaryumlösung gleichzeitig mit sehr dünner Kalkmilch oder gesättigtem Kalkwasser einfließt, während das Speisewasser selbst continuirlich durch eine Anzahl Reservoirs geführt wird. Die Kosten sollen verhältnißmäßig sehr gering, der Erfolg ein vollständiger sein; die Kessel werden gänzlich rein befunden; von Kesselsteinansatz ist keine Rede mehr. Die Anwendung dieser Methode sowol für Locomotiv- als stationäre Dampfkessel verbreitet sich daher immer mehr. So wird sie noch im Laufe dieses Jahres für sämmtliche 310 Dampfkessel der Krupp'schen Gußstahlfabrik in Essen zur Anwendung gelangen; die Reinigung des Speisewassers derselben nimmt 6000 Ctr. Chlorbaryum (à 4 Thlr.) in Anspruch.

Der von dem amerikanischen Oberst Tilghman erfundene Sandblaseproceß zur Bearbeitung harter Gegenstände (Sand Blast Process of cutting hard substances) beruht auf der Wahrnehmung, daß ein mittels heftigen Luftzugs gegen einen harten Stoff geschleuderter Kieselsandstrom jenen angreift bis zur Durchlöcherung. Auf diese Weise ist es in die Hand gegeben, durch eine Kraftmaschine mit 60—120 Pfd. Spannung einen derartigen Sandstrahl durch eine Röhre zu blasen, um damit den beabsichtigten Effect auf den Widerstandskörper hervorzubringen. Da dieser hart sein muß, um angegriffen zu werden, während auf jeden weichen Gegenstand keine Wirkung stattfindet, so ist es gleichzeitig nicht schwer, den Strahl genau zu dirigiren, man braucht blos die Stellen, welche nicht angegriffen werden sollen, mit einer weichen Schutzdecke, etwa Kautschuk, zu bedecken. Da es in der Macht des Maschinisten steht, den Sandstrahl milder oder heftiger wirken zu lassen, so kann damit ebenso gut das feinste Glas gravirt als ein Mühlstein durchbohrt werden. Die merkwürdige Leistung dieses Apparats erstreckt sich schon über eine große Reihe von industriellen Thätigkeiten und wird mit der Zeit sicher noch vielfach ausgebildet werden. Am meisten wird er gegenwärtig zur Erzeugung von Ornamenten auf Steinplatten, zur Mattung der Gläser u. s. w. benutzt.

Die von Dr. Künzel und Montefiore-Levy erfundene Phosphorbronze hat in der wiener Weltausstellung als eine werthvolle Novität bekanntlich Aufsehen gemacht. Dort sah man sie vorzugsweise verwendet zur Herstellung von Geschützrohren sowie Bestandtheilen von Handwaffen; neuerdings aber hat sich der Nutzen dieser neuen Legirung auch in verschiedenen andern Richtungen bewährt. Vor allem ist sie, eingehenden Versuchen nach, als das vorzüglichste Material für Achsenlagen erkannt worden, wie sie von J. Höper u. Comp. in Iserlohn geliefert werden. Sie bestehen aus einem durchgängig gleichmäßigen Skelet von äußerst zäher Phosphorbronze, deren Härte je nach derjenigen der Achse beliebig erhöht oder verringert werden kann; die Poren dieses Skelets aus zähem und hartem Metall sind mit einer leichtflüssigen, sehr weichen Legirung aus Blei und Zinn ausgefüllt. Ein derartiges Achsenlager aus Phosphorbronze ist daher auf seinem Spiegel, oder dem Theile des Lagers, in welchem sich die Achse dreht, als eine große Anzahl ganz kleiner Lager aus höchst weichem Metall zu betrachten, von denen jedes einzelne in einer Umhüllung aus äußerst zähem Metall liegt, das fast dieselbe Härte wie die Achse besitzt. Hierin liegt aber der Vortheil der Phosphorbronzeachsenlager;

Digitized by Google

denn wenn einestheils die Achse, wenigstens theilweise, auf einem sehr weichen Metall läuft und so einer stärkern Erhitzung auch bei zeitweiligem Oelmangel vorgebeugt wird, so läßt anderntheils der härtere Bestandtheil des Lagers, sein Skelet, die Abnutzung des weichen Metalls nicht zu, oder wenigstens nur erst dann, wenn das härtere Metall abgenutzt ist, und da die Härte dieses letztern möglichst nahe der Härte der Achse gebracht ist, so wird die Abnutzung des harten Lagerbestandtheiles und mithin des ganzen Lagers im Verhältniß zur Abnutzung anderer Lagercompositionen höchst unbedeutend. Ebenso wird die Phosphorbronze mit Vortheil neuerdings angewendet zur Herstellung von großen Stirnrädern und konischen Zahnrädern für Walzenwerke, zu Wasserformen bei Hohöfen und zu Wellen, welche zäher sind und sich weit weniger biegen als schmiedeiserne, während sie doch viel weniger zum Bruche geneigt sind als gußeiserne.

Von Frankreich aus wird ein ventilirender Kaminofen von Kapitän Galton warm empfohlen. Es beruht derselbe auf dem Princip der steten Zufuhr frischer Luft aus dem Keller oder andern unterirdischen Räumen, nach dem auch in den jüngsten Tagen General Morin die Lufterneuerung in von Menschen stark angefüllten Localen zu bewerkstelligen sich erboten hat. Die frische Luft wird gegen die Decke der zu heizenden Gemächer geführt, sodaß eine vollkommene Gleichmäßigkeit der Temperatur hergestellt wird, ohne daß die letztere durch das Eindringen kalter Luft mittels Thüren und Fenstern jene Störung erleidet, wie man sie bei gewöhnlichen Oefen beobachtet, welche nur durch die gewöhnliche, von außen bezogene Luft gespeist werden. Die ventilirenden Kaminöfen können mit Holz, Steinkohlen und Coaks gefeuert werden. Die bedeutenden Vortheile, welche sie sowol hinsichtlich der bessern Verwerthung des Brennmaterials als auch hinsichtlich der beinahe gänzlichen Vermeidung der Einführung kalter Luft durch Thüren und Fenster darbieten, scheinen nach den damit im Conservatoire des Arts et Métiers in Paris gemachten Erfahrungen hinreichend bestätigt zu sein, um die Beachtung der Architekten und Constructeure von Heizapparaten zu verdienen.

Das Gebiet der landwirthschaftlichen Maschinen wird von Jahr zu Jahr sorgfältiger cultivirt. Waren früher die Briten seine fast alleinigen Beherrscher, so sind in der Neuzeit ihnen die Deutschen, namentlich was Säemaschinen und Pflüge betrifft, fast vorausgekommen, während die Nordamerikaner, äußerst rührig und erfinderisch, in dem Bau der von ihnen erfundenen Erntemaschinen allen übrigen Nationen überlegen sind. Es gibt deren gegenwärtig eine so große Anzahl, daß der Praktiker in Verlegenheit geräth, welches System er bevorzugen soll. Er wird gut daran thun, ein solches zu wählen, das bei hinreichender Leistungsfähigkeit auch Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit zu verschiedenen Zwecken verspricht. In diesem Sinne ist die „Champion" genannte ganz neue Erntemaschine von Warder, Mitchell u. Comp. zu Springfield, Ohio, wol gegenwärtig die beste und empfehlenswertheste. Sie ist mit zwei Laufrädern versehen und combinirt, d. h. sowol zum Mähen von Gras wie von Getreide eingerichtet. Letzteres legt sie in Garbenstärke ab mittels einer sinnreichen Vorrichtung von vier schwingenden Rechen, welche nach Bedürfniß gestellt werden können und ganz bewundernswerth fungiren. Ueberhaupt ist die gesammte Maschine ein Muster von durchdachter Construction. Was aber ihren Werth besonders erhöht, ist, daß hier zum ersten mal alle arbeitenden Theile aus Schmiedeeisen, die minder angestrengten wenigstens aus schmiedbarem Guß angefertigt sind, ein Vorzug, den keine ihresgleichen mit ihr theilt, der aber gerade für den Gebrauch auf dem Lande ganz besonders ins Gewicht fällt.

Bei Gelegenheit der wiener Weltausstellung waren von dem Vereine der Rübenzuckerfabrikanten sowie von Großgrundbesitzern in Oesterreich nicht unbedeutende Geldprämien ausgesetzt worden für die besten neuen Geräthe und Maschinen der Zuckerrübencultur. Ein ziemlich beträchtlicher Concurs hatte stattgefunden, die Proben waren im Herbste vergangenen Jahres auf dem Gute Seelowitz in Mähren vorgenommen worden, doch sind die Resultate derselben erst vor kurzem in die Oeffentlichkeit gedrungen. Nach dem Urtheile der Preisrichter genügte von allen den zahlreich vorgeführten Constructionen auch nicht eine einzige den Bedingungen der Ausschreibung; es wurden daher nur aus Billigkeitsgründen die relativ besten Instrumente — von Zimmermann in Halle, Siedersleben in Bernburg, Sack in Plagwitz und einigen andern — zu kleinern Prämien vorgeschlagen. Die noch zur Verfügung stehende größere Summe soll nunmehr einer neuen

Digitized by Google

Concurrenz, welche für das Jahr 1875 ausgeschrieben werden wird, zugewendet werden. Bei der großen Wichtigkeit des betreffenden Betriebszweiges ist eine noch regere Betheiligung, namentlich auch seitens Frankreichs und Englands, welche dem ersten Wettkampfe ganz fern geblieben waren, zu wünschen.

Ein Eierbrütapparat, welcher ohne allzu mühevolle Ueberwachung und mit Aussicht auf Erfolg und Rentabilität fungirt, ist bisher ein frommer Wunsch gewesen, trotz der problematischen Beispiele der Chinesen und Aegypter sowie der zahlreichen in diesem Jahrhundert gemachten Versuche zu seiner Construction, von Réaumur an bis auf Siemens, Vallée und Cantelo. Alle bisherigen Apparate kosteten entweder zu viel Unterhaltung oder fungirten nicht regelmäßig, sodaß man sie nach kurzem Versuch immer wieder aufgab. Nunmehr aber haben die Professoren Hermann in Münster und Landois in Greifswald eine selbstthätige Brütmaschine hergestellt, welche alle Mängel ihrer Vorgängerinnen überwindet und in der That von praktischem Werthe scheint. Bei diesem Apparat geschieht die Erwärmung des den Eierbehälter umspielenden Wassers durch Leuchtgasflammen, deren Regulirung mittels eines elektromagnetischen Conductors erfolgt, der durch einen Platinschwimmer auf Quecksilber in Thätigkeit gebracht wird, sobald die Temperatur das letztere über oder unter den unerlaßlichen Normalstand bringt. Der ganze Apparat nebst allem Zubehör kostet 45 Thlr.

Einer der bedeutendsten Fortschritte der Brennereitechnik in der Neuzeit ist das Hollefreund'sche Maischverfahren, welches eine Materialersparniß von wenigstens 16 Proc. erzielt und sich in der kürzesten Frist außerordentlich verbreitet hat. Es gehört dazu eine Suite von besondern Maischapparaten, in welchen die Materialien zur Spiritusfabrikation einem hohen Dampfdruck ausgesetzt werden, worauf sie durch Evacuiren vermittels Condensator und Luftpumpe auf die richtige Maischtemperatur gebracht werden, während das mit Wasser angerührte Malz sofort in den luftverdünnten Raum des Maischkessels gezogen wird. Nach Beendigung der durch die Einwirkung der Diastase des Malzes auf das Stärkemehl des Maischmaterials eintretenden Umwandlung in Zucker wird die nunmehr zuckerhaltige Maische durch Dampf aus dem Maischkessel auf das Kühlschiff gehoben, worauf sie dann weiter behandelt wird wie gewöhnlich. Die Methode läßt sich sowol zur Gewinnung von Zucker als von Spiritus aus den verschiedensten Stoffen anwenden, welche jedoch, ihrer Beschaffenheit nach, zuvor eine Zerquetschung u. s. w. erfahren müssen.

Der bekannte Gärungschemiker Pasteur in Paris, der im Jahre 1872 den großen österreichischen Preis für seine Mittel gegen die Seidenraupenkrankheit erhalten hat, glaubt Deutschland am empfindlichsten zu kränken durch das „Bier der Rache" — Bière de la revanche — wie er das Product eines neuen, von ihm erfundenen Brauverfahreus genannt wissen will, das die deutschen Biere völlig in den Schatten stellen und die Franzosen davon gänzlich emancipiren soll. Das ganze Geheimniß besteht darin, daß Pasteur die Gärung der Würze und die Kühlung unter Ausschluß der atmosphärischen Luft vor sich gehen läßt, wodurch der Zutritt von organischen Krankheitskeimen verhindert werden soll, welche als schädliche Fermente die Haltbarkeit der Biere beeinträchtigen. Indem der Gelehrte seine mykologischen Forschungen über die Weinkrankheiten auf das Brauwesen zu übertragen bestrebt ist, vergißt er ganz, daß man in Deutschland und England längst versteht, vortreffliche Biere in erwünschter Haltbarkeit ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gegen die Mykodermen zu erzeugen, während dies in Frankreich nicht der Fall ist, nur aus dem Grunde, weil man sich daselbst nicht an die scrupulöse Reinlichkeit gewöhnen kann, welche die erste Grundbedingung eines gelungenen Brausuds ist.

Von neuen Maschinen, Apparaten und Verfahrungsweisen aus dem letzten Halbjahre sind hervorzuheben: Dampfmaschine mit festliegendem Cylinder und unmittelbar an den Kurbelzapfen angehängter Kolbenstange von R. Eichemeyer in Yonkers, Neuyork; verbesserte Corlißsteuerung von Wood in Boston, England („Engineering", 1873, S. 421); Wasserstandsglas mit automatischem Verschluß für Dampfkessel, wodurch die Gefahr beim Bersten der Glasröhre vermieden wird, von Dupuch („Annales des mines", IV, 25); Speisewasservorwärmer für Dampfkessel, mit Zuführung des Ausblasedampfes in das feinzertheilte Speisewasser, von Davey, Paxman u. Co. in Colchester („Engineer", 1873, S. 400); automatische Schmierbüchse unter Mitwirkung des Dampfes für Dampf-

Digitized by Google

maschinen von Davis u. Dubois in Philadelphia („Journal of the Franklin Institute", November 1873); Hängelager mit drehbaren Schalen und Selbstschmierung von F. Seeger in Augsburg („Deutsche Industrie-Zeitung", 1874, I, 8); Antifrictionszapfenlager zwischen Zahnwalzen in einem gezahnten Ring von J. Eccles („Journal of the Franklin Institute", 1873, Bd. XI); Schalen für Zapfenlager, welche das Schmieren überflüssig machen sollen, aus Papiermasse mit Zusatz von Graphit und Paraffin, von der Manhattan Packing Manufacturing Company in Neuyork; Mineralschmieröl aus Petroleum von Dr. Tweddle („Der Arbeitgeber", December 1873); Eisenbahnschienen aus Bessemerstahl, eingeführt von der Französischen Ostbahn, welche die Dauer der besten eisernen Schienen um das Zehnfache übersteigen; Radreifenmaschine zum Aufpressen kalter eiserner Reifen um hölzerne Radkränze von J. B. West in Genesee, Nordamerika („Deutsche Industrie-Zeitung", 1874, Nr. 6); Zahnrad-Formmaschine, zur vollkommenen Modellirung von Zahnrädern für den Guß ohne Modell, von G. L. Scott in Manchester; Dampfhammer mit variabler Steuerung von W. L. C. Sellers in Philadelphia; Ofenrohrbiegemaschine zur Darstellung von faltigen Schwarzblechknierohren („Deutsche Industrie-Zeitung", 1874, Nr. 1); Parallelschraubstock zur Verschiebung und Feststellung des vordern beweglichen Backens mit dem Griff einer Hand, wodurch zugleich auch der Schraubstock horizontal gestellt wird, von Th. Hall in Northampton, Massachusetts („Polytechnisches Journal", CCX, 93); Bewegungsschraube mit variabler Steigung, zu langsamer und rascher Motion von H. Heußer in Pola („Technisches Blatt", Nr. 86); Rohrkuppelung aus schmiedbarem Guß für lange, gerade Leitungen, zur Ausgleichung der Veränderungen durch Temperaturwechsel, von W. B. Dunning, Geneva, Neuyork („Scientific American", 1873, S. 374); Typensetz- und Ablegemaschine von Kastenbein in London („Engineer", S. 263); Feuerspritze mit Differentialkolben, unter Vermeidung der Stößewirkung bei Richtungsveränderungen, von Lambert („Revue industrielle", 1873, XII, 674); Dampfstrahlapparat zum Ersatz der Luftpumpe in Zuckerfabriken, sowie zur Verbesserung des Zuges bei Dampfkesselanlagen, von Gebr. Körting in Hannover; Anemometer zur Messung der Wettergeschwindigkeit in Kohlengruben von Casella (bei R. Fuchs, Berlin, Wasserthorstraße Nr. 46); Universalgalvanometer zur Messung elektrischer Widerstände, der Stromintensitäten, zur Vergleichung von elektromotorischen Kräften, von Siemens („Telegraphic Journal", Januar 1874, Nr. 46); galvanisches Weckthermometer für Malzdarren zur strengen Ueberwachung der richtigen Temperatur („Bayrischer Bierbrauer", 1873, Nr. 8); Uhrfedern aus Aluminiumlegirungen, nicht spröde, dagegen elastisch und hart, leicht und nicht rostend, von A. Lange in Glashütte, Sachsen („Praktischer Techniker", 1873, S. 592); Façonstäbe zur fabrikmäßigen Darstellung von Hufeisen (Eisenwerk Saxonia bei Radeberg in Sachsen); Säbelklingen aus Wolframstahl in zusammengeschweißten Drähten von Firminy in Frankreich („Berg- und Hüttenmännische Zeitung", 1873, S. 45); Pyrolithe humanitaire, ein neuer Sprengstoff aus Schwefel, Salpeter und Sägespänen, als völlig ungefährlich durch die pariser Akademie der Wissenschaften empfohlen; Hopfenpapier, dargestellt aus Brauereiabfällen, namentlich den Zapfenschuppen des Hopfens, in der radeberger Papierfabrik; Fecülometer, Instrument zur Bestimmung des wirklichen Stärkemehlgehaltes in der Kartoffelstärke, von Bloch in Tomblaine bei Nancy („Bulletin de la Société d'Encouragement", 1873, S. 553); Darstellung des Chlors aus dem Chlorwasserstoff der Sulfatöfen bei der Zersetzung von Schwefelsäure und Kochsalz, von Deacon („Deutsche Industrie-Zeitung", 1874, Nr. 7); Kautschukkitt zur Verbindung von Verdichtungsringen auf Holz und Metall, aus in Salmiak eingeweichtem Schellack (Dingler's „Polytechnisches Journal", 1874, Bd. 1); billige Emballage durch Herstellung von Drahtschachteln mittels einer Maschine, welche 3000 Stück Schachteln und Büchsen in der Stunde herstellt, von M. Heye in Philadelphia.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Liebig,

der Lehrer, der Gelehrte und Reformator.

Von

Geh. Hofrath Dr. Kolbe.

Wenn ein berühmter Staatsmann oder Stratege, oder wenn ein um sein Volk verdienter Fürst vom Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit tritt, so sind die Leistungen und Verdienste solcher Männer nicht nur im großen Ganzen, sondern auch im Einzelnen und im fortlaufenden historischen Zusammenhange allgemein bekannt. Nicht so bei den Männern der Wissenschaft. Auch wenn diese auf ihrem Gebiete durch hervorragende Leistungen einen unsterblichen Namen erworben haben, besitzt der gebildete Laie meist nur eine allgemeine oberflächliche Kenntniß von den speciellen Verdiensten derselben. Wir machen diese Erfahrung gegenwärtig auch an dem großen deutschen Naturforscher, dessen segensreicher Wirksamkeit vor Jahresfrist zu München der Tod ein schnelles Ende setzte.

Liebig ist gar vielen als der berühmte Chemiker bekannt, welcher auf dem Gebiete der allgemeinen und der theoretischen Chemie zahlreiche und wichtige Entdeckungen gemacht hat; andere preisen seine Verdienste um die Landwirthschaft; viele andere verehren ihn als den Entdecker des Fleischextracts, der Kindersuppen u. s. w., oder bewundern ihn als Verfasser der „Chemischen Briefe". Wenige aber kennen die genialen Schöpfungen dieses großen Gelehrten im vollen Umfange und Zusammenhange, und ungeachtet seiner Popularität ist die nationale und culturhistorische Bedeutung seiner Leistungen immer noch viel zu wenig gewürdigt. Möge der Inhalt der folgenden Charakteristik dazu dienen, Liebig's bewundernswerthe Leistungen als Lehrer und Gelehrter, und seine fruchtbringenden reformatorischen Bestrebungen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft in weitern Kreisen bekannt zu machen.

Um zu verstehen, was Liebig gewollt und was er geleistet hat, müssen wir ihm auf seinem Lebenswege und Entwickelungsgange folgen. Es ist zudem interessant, zu sehen, wie der scheinbar talentlose Knabe durch sein Genie und seine Willenskraft, und zugleich durch wunderbare Fügungen des Schicksals auf der Stufenleiter seines Ruhmes rasch emporgeklommen ist und zuletzt die höchsten Sprossen derselben erreicht hat.

Justus Liebig ist im Jahre 1803 am 12. Mai zu Darmstadt geboren. Sein Vater besaß daselbst ein kleines Material- und Farbewaarengeschäft, und sicher ist eben diese Berufsthätigkeit des Vaters bei dem Sohne für die Wahl seines spätern Berufes von Einfluß gewesen. Die Versuche, welche er in früher Jugend den Vater zur Bereitung

Digitized by Google

von Farben und andern chemischen Producten ausführen sah, weckten frühzeitig sein Interesse an chemischen Experimenten, die ihn, freilich auf Kosten seiner Gymnasialstudien, bald so fesselten, daß, wie erzählt wird, in der Hofbibliothek seiner Vaterstadt kein chemisches Werk gewesen sein soll, welches er bis zu seinem 14. Jahre nicht gelesen hätte, und daß er das, was er aus den Büchern gelernt hatte, durch chemische Experimente, so weit dazu das ihm zugängige Material ausreichte, sich zu veranschaulichen strebte. Er erwarb sich so frühzeitig Uebung und einige Gewandtheit im Experimentiren, und seine Beobachtungsgabe wie sein gutes Gedächtniß brachten ihn schon als Gymnasiasten in Besitz von chemischen Kenntnissen und Erfahrungen, welche der angehende Chemiker gewöhnlich weit später erwirbt.

Die chemischen Experimente nahmen seine Gedanken auch während der Schulstunden im Gymnasium in Anspruch, und wenn er denselben nachhängend, scheinbar gedankenlos träumend dasaß, soll ihm mancher scharfe Tadel von seinem Lehrer zutheil geworden sein. Er machte auf der Schule wenig Fortschritte und galt deshalb für wenig begabt. Es wird erzählt, daß einer seiner Lehrer ihn einst in der Unterrichtsstunde mit mitleidigem Tone gefragt habe, was aus ihm werden solle, und daß, als er darauf resolut geantwortet habe, er wolle Chemiker werden, Lehrer und Mitschüler in lautes Gelächter ausgebrochen seien. Wie mancher von denen, die damals gelacht haben, mag erstaunt gewesen sein, als derselbe Liebig zehn Jahre später zum ordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt wurde.

Wer mag übrigens den jungen Liebig tadeln, daß die lebendige Sprache der Natur ihn mehr fesselte als die leider so oft geistlose trockene Behandlung der todten Sprachen auf den Gymnasien?

Der Entschluß, Chemiker zu werden, ist heutigentags leicht ausgeführt, wo zum Studium der Chemie alle deutschen Universitäten und zahlreiche polytechnische Anstalten die beste Gelegenheit und die besten wissenschaftlichen Hülfsmittel bieten. Anders vor 50 Jahren, wo es noch kein einziges chemisches Unterrichtslaboratorium, und zwar in Deutschland sowenig wie in Frankreich und England gab.

Der gewöhnliche Weg, sich chemische Kenntnisse zu erwerben und sie zu erweitern, war der, daß man zu einem Apotheker in die Lehre ging, und dort so viel zu lernen suchte, als der Apotheker selbst wußte. Auch Liebig betrat diesen dornenvollen Weg und wurde 1818 Lehrling in einer Apotheke zu Heppenheim an der Bergstraße. Doch sagte ihm diese Thätigkeit wenig zu; ebenso wenig gefiel es seinem Principal, daß der junge Lehrling auf eigene Hand chemische Versuche machte; und als einer derselben, die Darstellung von Knallsilber, mit einer heftigen Explosion endete, hatte das zugleich ein schnelles Ende seiner eben erst begonnenen pharmaceutischen Laufbahn zur Folge.

Liebig eilte nach Darmstadt zurück, setzte im väterlichen Hause seine Versuche mit dem Knallsilber fort und hatte das Glück, daß der damalige Landesfürst Ludwig I. an ihm Interesse nahm und ihn durch seine Unterstützung in den Stand setzte, die Universität Bonn zu besuchen, wo er bei Kastner chemische Vorlesungen hörte. Als dieser bald darauf nach Erlangen ging, folgte ihm Liebig dahin, und fand dort, freilich sehr dürftige, Gelegenheit, seine Lieblingsversuche über Knallsilber fortzusetzen, deren Ergebnisse er hernach als Erstlingsarbeit veröffentlichte.

Zu Erlangen machte er die Bekanntschaft mehrerer später hervorragender Männer, welche vielseitig anregend auf ihn wirkten, unter andern von Platen, mit welchem er noch lange nachher in freundschaftlichem Briefwechsel blieb. Besondern Eindruck machten damals auf ihn Schelling's Vorlesungen über Metaphysik, die ihn so fesselten, daß er sogar seine naturwissenschaftlichen Studien eine Zeit lang darüber vernachlässigt zu haben scheint, was er später schmerzlich beklagt. In einem 20 Jahre später veröffentlichten Aufsatze

Digitized by Google

über das „Studium der Naturwissenschaften" (Braunschweig 1840) spricht er sich über diese Verirrung mit folgenden Worten aus:

„Ich selbst brachte einen Theil meiner Studienzeit auf einer Universität zu, wo der größte Philosoph und Metaphysiker des Jahrhunderts die studirende Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriß; wer konnte sich damals vor Ansteckung sichern? Auch ich habe diese an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt, sie hat mich um zwei kostbare Jahre meines Lebens gebracht. Ich kann den Schreck und das Entsetzen nicht schildern, als ich aus diesem Taumel zum Bewußtsein erwachte. Wie viele der Begabtesten und Talentvollsten sah ich in diesem Schwindel untergehen, wie viele Klagen über ein völlig verfehltes Leben habe ich nicht später vernehmen müssen."

Als Liebig, aus jenem Taumel, wie er sagt, erwachend, sich darüber klar wurde, daß nicht der Metaphysiker und sogenannte Naturphilosoph befähigt und berufen ist, die Naturerscheinungen zu erklären und die Naturgesetze zu erforschen, daß man vielmehr in erster Linie Naturforscher sein, die Naturerscheinungen experimentell studirt haben muß, um über Naturgesetze philosophiren zu können, war ihm der fernere Aufenthalt in Erlangen, wie es scheint, verleidet, und er nahm, um seine Studien zu vollenden, den Weg, welchen in jener Zeit und noch einige Jahrzehnte hernach viele andere vom Wissensdrange erfüllte junge deutsche Gelehrte einschlugen, nach Paris.

Es war damals bei der deutschen strebsamen Jugend nicht, wie 20 Jahre später, blos Modesache, in Paris zu studiren. Zu jener Zeit war Paris in Wirklichkeit die Metropole der Naturwissenschaften und bot speciell den Jüngern der Chemie Anregung, wie sie sonst nirgends, selbst nicht annähernd in Deutschland zu finden war. Wo zu Ende des vorigen Jahrhunderts Lavoisier, Guyton de Morveau, Fourcroi und Berthollet chemisches Licht ausgestrahlt hatten, wirkten zu Anfang der zwanziger Jahre Proust, Chevreuil, Vauquelin, Gay-Lussac, Thenard und Dulong.

Die letztgenannten drei Chemiker waren es insbesondere, welche Liebig anzogen und im Jahre 1822 seine Schritte nach Paris leiteten, wo er noch mit andern deutschen Chemikern, Runge, Mitscherlich und H. Rose, welche der Wissensdrang ebenfalls dahin geführt hatte, zusammentraf.

Liebig hatte das Glück, im Laboratorium von Thenard ein Unterkommen und damit Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Untersuchung des Knallsilbers zu gewinnen, welche Arbeit ihm durch eine glückliche Fügung des Schicksals Alexander von Humboldt's Bekanntschaft und spätere Freundschaft erwarb, die auf seine nachherige wissenschaftliche Laufbahn von entscheidendem Einfluß gewesen ist.

Hören wir über dieses Zusammentreffen Liebig selbst reden, die Worte, womit die Dedication seines im Jahre 1840 erschienenen Werkes: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie", an Alexander von Humboldt beginnt:

„Während meines Aufenthalts in Paris gelang es mir, im Sommer 1823 eine analytische Untersuchung über Howard's fulminirende Silber- und Quecksilberverbindungen, meine erste Arbeit, zum Vortrage in der königlichen Akademie zu bringen. Zu Ende der Sitzung vom 28. Juli, mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir, aus der Reihe der Mitglieder der Akademie, ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Plane von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich, aus Unwissenheit und Scheu, zu fragen wagte, wessen Güte an mir theilgenommen habe.

„Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für

Digitized by Google

meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen.

„Sie waren tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet.

„Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das größte Hinderniß ist, welches einer nähern persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, so wie viele andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; diese Gefahr war völlig abgewendet.

„Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet; das lebhafte Interesse, welches Sie mir zutheil werden ließen, gewann mir die Liebe und innige Freundschaft meiner mir ewig theuern Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thenard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu meinem Wirkungskreise, den seit 16 Jahren ich unablässig bemüht war würdig auszufüllen."

Es war Liebig's sehnlicher Wunsch gewesen, bei Gay-Lussac, dem genialsten französischen Chemiker dieses Jahrhunderts, welcher gerade damals im vollem Glanze seines wissenschaftlichen Ruhmes stand, in dessen Laboratorium Zutritt zu erhalten. Aber Gay-Lussac besaß kein eigentliches Unterrichtslaboratorium und nahm keine Schüler an. Humboldt's Empfehlung öffnete Liebig die Pforte dieses chemischen Heiligthums. Gay-Lussac gestattete ihm, in seinem Privatlaboratorium mit ihm zusammen zu arbeiten, und als Liebig das Jahr darauf, über die Erwartung hinaus bereichert an chemischem Wissen und beladen mit einem seltenen Schatze chemischer Erfahrungen, Paris verließ, um in seine Heimat zurückzukehren, war ihm aus seinem Lehrer ein theuerer Freund geworden.

Wir wissen nicht, mit welchen Worten Gay-Lussac damals über den Chemiker Liebig an Humboldt berichtet hat. Wir wissen nur, daß es wiederum Humboldt war, welcher auf Grund der günstigen Berichte von Gay-Lussac und seiner eigenen vortheilhaften Meinung von dem jungen Gelehrten diesen dem Großherzoge Ludwig I. so warm empfohlen hat, daß derselbe aus eigener Machtvollkommenheit den erst einundzwanzigjährigen Liebig zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannte und ihm zwei Jahre später die ordentliche Professur übertrug.

Damit beginnt die fruchtbare segensreiche Wirksamkeit Liebig's an der Hochschule in Gießen. Es ist schwer zu sagen, in welcher Eigenschaft, ob als Lehrer oder als Forscher, er größer war. Es hat viele Lehrer der Chemie vor Liebig und noch mehr neben ihm und nach ihm gegeben, aber keiner hat es im gleichen Maße verstanden wie er, chemische Schule zu machen.

Wer Chemiker werden will, darf sich nicht darauf beschränken, Experimentalvorlesungen zu hören, und hernach im Studirzimmer über die chemischen Probleme zu grübeln. Man brächte es damit nicht weiter als die einstige scheinbar geistreiche, in Wirklichkeit inhaltlose sogenannte Naturphilosophie. Um über chemische Vorgänge zu urtheilen, um gar die Chemie selbst zu fördern, müssen die Studien, wozu im chemischen Hörsaale die elementare Grundlage gewonnen ist, im Laboratorium fortgesetzt werden. Die Laboratorien haben für den Chemiker deshalb dieselbe Bedeutung, wie für den Mediciner die Präparirsäle der Anatomie und die Krankensäle der Hospitäler.

Das Ansehen, welches die Chemie in den letzten 40 Jahren nicht blos als eine der wichtigsten und interessantesten philosophischen Disciplinen, sondern auch durch die höchst mannichfache praktische Verwerthung ihrer Lehren erlangt hat, ist ihr nicht von Anfang an zutheil geworden. Ihre Vertreter haben zumal auf den deutschen Universitäten vielfache Vorurtheile und Voreingenommenheit gegen die junge kühn sich eindrängende Wissenschaft zu bekämpfen gehabt und ihr erst nach und nach die Anerkennung der Gleichberech-

Digitized by Google

tigung mit den andern philosophischen Disciplinen errungen. Selbst jetzt noch hört man Philologen und Juristen hier und da äußern, die Chemie sei keine Wissenschaft, nur Experimentirkunst.

Woher sollen auch solche, welche sich beim Besuch der Universitäten meist darauf beschränken, ihr Brotstudium zu treiben, Kenntniß davon bekommen, daß die Chemie dieselben philosophischen Probleme, nur mit andern edlern Mitteln und auf soliderer Grundlage, zu lösen versucht, über welche die einst so hochangesehene sogenannte Naturphilosophie leichtfertig aburtheilte?

Fast alle deutschen Universitäten besitzen heute große, mit bedeutenden Kosten errichtete chemische Unterrichtsanstalten, die Laboratorien, wo Hunderte von Studirenden, Chemiker, Physiologen, Mediciner, Pharmaceuten, Landwirthe, Techniker u. a. chemische Ausbildung suchen, und welche den erfreulichen Beweis liefern, daß in Deutschland auch die Leiter des Staates oder der Staaten ihr Interesse und ihre Sorge der Pflege der Chemie zugewandt haben.

Das ist hauptsächlich Liebig's Verdienst! Zu Anfang des Jahrhunderts waren die Laboratorien der Universitäten, wo es überhaupt deren gab, dunkle, in abgelegenen Gebäudetheilen mit den unvermeidlichen Glühöfen versehene Kellerräume, höchstens küchenartige Zimmer, in denen der Professor zugleich die chemischen Vorlesungen hielt. Keins derselben war so eingerichtet, daß darin zugleich praktischer chemischer Unterricht ertheilt werden konnte, wozu es außerdem den Professoren an Neigung und wol auch an Befähigung fehlte.

In Marburg, wo im 17. Jahrhundert Papin die Professur der Physik und zugleich die der Chemie bekleidete, ist auch in den folgenden Jahrhunderten der Chemie immer einige und jedenfalls eine größere Beachtung geschenkt worden als an den übrigen Universitäten. Wie bescheiden gleichwol die Ansprüche waren, welche die Chemie zu machen sich erlaubte, erhellt aus einem in dem Archiv jener Universität vorhandenen Schreiben, mit welchem im Jahre 1788 der damalige Professor der Chemie und Botanik, Mönch, um Herstellung eines kleinen Laboratoriums petitionirte und das Bedürfniß damit motivirte, daß er hervorhob, er habe die Chemie, ohne ein Laboratorium zu besitzen, bislang in seinem Hause gelesen; es gingen ihm viele Geräthe und besonders Gläser zu Grunde, da er alle Experimente in seiner Küche machen und daraus nach jeder Vorlesung die Apparate wieder entfernen müsse. Im Jahre 1810 war zwar nach vielfachen vergeblichen Bemühungen ein besonderer kleiner Raum in eine Art Laboratorium umgeschaffen, aber es fehlte an jeglicher Ausstattung desselben, selbst an den nothwendigsten Dingen, um eine chemische Experimentalvorlesung zu halten.

Niemand hat den damaligen Mangel der deutschen Universitäten an den zum Studium der Chemie nöthigen Hülfsmitteln und Einrichtungen schmerzlicher empfunden als Liebig. Er trat deshalb im Jahre 1824 seine Professur in Gießen mit der festen Absicht an, nicht blos Chemie vom Katheder herab vorzutragen, sondern ein Laboratorium für experimentellen Unterricht zu gründen, ohne welchen eine mehr als elementare Bekanntschaft mit der Chemie nun einmal nicht erworben werden kann.

Der Entschluß war leichter gefaßt als ausgeführt. Schon der eine und andere deutsche Chemiker vor ihm hatte sich mit ähnlichen Planen getragen, aber die der Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht zu bewältigen vermocht. Es gehörte die ganze Energie, welche Liebig besaß, und das Bewußtsein, daß er den Beruf zu jener Aufgabe in sich trage, dazu, um nach schweren Kämpfen das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Man begegnet vielfach der Meinung, mit der auf Humboldt's Empfehlung von dem Großherzoge vollzogenen Ernennung Liebig's zum Professor seien ihm zugleich die Wege gebahnt und die Mittel geboten gewesen, sich den glänzenden Wirkungskreis zu ebnen,

Digitized by Google

den er sich dort geschaffen hat. Nichts ist irriger als diese Vorstellung. Liebig hat, um in Gießen mit Erfolg seine Thätigkeit entfalten zu können, wie wir ähnliches so oft im Lebensgange großer Männer finden, seine Position Schritt für Schritt sich erkämpfen müssen.

Auf der einen Seite war es der akademische Lehrkörper, waren es seine Collegen, die ihm das Leben verbitterten, andererseits hat die Gleichgültigkeit der Regierung gegen seine wahrhaft aufopfernden Bestrebungen zu Gunsten der Universität ihm schwere sorgenvolle Stunden bereitet.

Liebig war zum Professor der Chemie ernannt, ohne in Gießen studirt, ohne ebendort sich die Doctorwürde erworben zu haben. Für ihn wurde eine neue Professur gegründet, die vorher nicht existirte, eine Professur für Chemie, die in den Augen der Mehrzahl seiner Mitprofessoren gar keine Wissenschaft war. Das war unerhört und in der Zopfgeschichte der Universität nicht vorgekommen. Liebig galt als unberufener Eindringling, der junge, erst einundzwanzigjährige Professor nicht als ebenbürtig. Man nannte seine Beförderung „Favoritenwirthschaft". Auch seine Freundschaft mit dem Dichter Platen, und daß er mit diesem im intimen Briefwechsel stand, wurde ihm von der bigot-ultramontanen Clique, welche die Universität damals und noch lange nachher beherrschte, zum Vorwurf gemacht.

Von der Regierung waren dem jungen Professor statt eines Laboratoriums vier leere Wände gegeben, nichts weiter, um dasselbe einzurichten und mit den nothwendigsten Apparaten auszustatten. Liebig mußte die dazu erforderlichen erheblichen Kosten aus eigenen Mitteln bestreiten, und das bei einem Jahresgehalt von 800 Fl. Rh. Das ganze Inventar seines Laboratoriums war sein Eigenthum.

Niemand dankte ihm diese Aufopferung für die Universität wie für die Wissenschaft, welcher wol auch kein anderer der damaligen gießener Professoren fähig war. Eben weil man eine solche Hintansetzung des eigenen Interesses nicht begriff, schob man ihm andere, sogar selbstsüchtige Motive unter, sah darin die Absicht, seine Privatinteressen zu fördern u. s. w.

Schließlich, als nach zehnjähriger Wirksamkeit in Gießen, welche ihm bereits europäischen Ruf erworben hatte, seine Bemühungen, von der Regierung den nothwendigen Zuschuß und die Genehmigung zur Erweiterung des längst zu klein gewordenen Laboratoriums zu erwirken, erfolglos blieben, als er, durch Ueberanstrengung und Nahrungssorgen erkrankt, in Baden-Baden Erfrischung des Geistes und Körpers suchte, riß seine Geduld, die Entrüstung übermannte ihn. Ein Brief, den er damals von Baden-Baden aus an den Kanzler Linden nach Darmstadt absandte und der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ, läßt in seine Gemüthsstimmung einen tiefen Blick thun. Liebig's Schwiegersohn, M. Carriere, hat im vergangenen Jahre der augsburger „Allgemeinen Zeitung" jenen Brief im Auszuge mitgetheilt; einige Stellen desselben mögen auch hier Platz finden. Keine Urkunde ist geeigneter als dieser Brief, darzuthun, wie Liebig in Gießen hat leiden und kämpfen müssen, um sich eine leidliche Existenz zu erringen und die vorgesteckten hohen wissenschaftlichen Ziele zu erreichen.

Liebig hatte kurze Zeit vor Abfassung dieses Briefes den Bau eines chemischen Auditoriums verlangt, um dadurch für das Laboratorium mehr Raum zu gewinnen. Man hatte in diesem Anliegen das Verlangen nach Förderung seines „Privatinteresses" erblickt und deshalb dasselbe abgelehnt. Darauf bezieht sich der Eingang des nun folgenden Briefes:

„Ich hätte freilich an Annehmlichkeit dadurch gewonnen, aber alle diese Einrichtungen bezogen sich nicht auf meine Person, sondern wären für die Universität bleibend gewesen, und hätten dem chemischen Lehrstuhle einen Vorzug vor allen in Deutschland gesichert.

Digitized by Google

Für die Anstalten einer Universität darf man die größten Summen verwenden, denn das steigert die Achtung und Anhänglichkeit an sie; aber die strengste Controle muß über die Zweckmäßigkeit der Verwendung geführt werden. Man hat diese Summen, aber verwendet sie auf eine unerträglich lächerliche Art!

„Mir ist Gewißheit nöthig, was ich in Gießen zu erwarten habe. Auf das Aeußerste getrieben, werde ich diesen Winter nicht mehr dahin gehen, gleichviel ob ich Urlaub erhalte oder nicht. Ich werde diesen Schritt zu rechtfertigen wissen, denn es ist wol niemand an der Universität in auffallenderer Weise als ich mishandelt worden.

„Mit 800 Fl. Besoldung kann man in Gießen nicht leben. Gemeinschaftlich mit einigen andern Collegen bin ich vor vier Jahren um eine Besoldungserhöhung eingekommen, sie ist uns abgeschlagen worden. Sie (der Kanzler Linden) haben mich mit Lächeln versichert, daß die Staatskasse keine Fonds besitze; ich habe daraus gesehen, daß Sie Kummer und quälende Nahrungssorgen nie gekannt haben.

„Von diesem Augenblicke an habe ich durch unabläßiges Arbeiten mir eine unabhängige Stellung zu erwerben gesucht; meine Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, aber sie sind über meine Kräfte gegangen, ich bin dabei invalid geworden; und wenn ich jetzt, wo ich den Staat nicht mehr bedarf, erwäge, daß mit einigen elenden hundert Gulden meine Gesundheit in frühern Jahren nicht gelitten hätte, indem mein Leben sorgenfreier gewesen wäre, so ist es für mich der härteste Gedanke, daß meine Lage Ihnen bekannt war.

„Die Mittel, welche das Laboratorium besitzt, sind von Anfang an zu gering gewesen. Man gab mir vier leere Wände statt eines Laboratoriums; an eine bestimmte Summe zur Ausstattung desselben, zur Anschaffung eines Inventariums ist trotz meiner Gesuche nicht gedacht worden. Ich habe Instrumente und Präparate nöthig gehabt, und bin gezwungen gewesen, jährlich 3—400 Fl. aus eigenen Mitteln dazu zu verwenden; ich habe neben dem Famulus, den der Staat bezahlt, einen Assistenten nöthig, der mich selbst 320 Fl. kostet; ziehen Sie beide Ausgaben von meiner Besoldung ab, so bleibt davon nicht so viel übrig, um nur meine Kinder zu kleiden.

„Aus dieser ursprünglichen Behandlung des Laboratoriums hat sich die Folge herausgestellt, daß es kein Eigenthum besitzt, denn ich kann nachweisen, daß die Einrichtungen, die Instrumente, die Präparate, welche das gießener Laboratorium — ich kann es ohne Erröthen sagen — zum ersten in Deutschland gemacht haben, mein Eigenthum sind. . . .

„Ich will nicht mehr von mir sprechen, meine Rechnung mit Gießen ist abgeschlossen; mein Weg ist nicht der Weg der Reptilien, ob dieser auch der leichteste, wenn auch schmutzigste ist. Das Gesagte wird hinreichen, um meinen Entschluß bei dem Ministerium und bei dem Fürsten zu rechtfertigen, daß ich diesen Winter in Gießen nicht lesen kann. . . . Wenn ich gesund bin, wird es mir an Kraft nicht fehlen, eine Art Universität für meine Lehrzweige auf eigene Hand zu errichten. Wird es mir nicht erlaubt und erhalte ich meinen Abschied, so befreit mich dieser von dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen das Land, aus dessen Mitteln meine Ausbildung möglich war. Ich habe manches Unrecht, manches falsche Urtheil zu tragen gelernt, aber dieser Vorwurf wäre für meine Schultern zu schwer."

Was Liebig mit den schlagendsten Argumenten und eindringlichsten Vorstellungen nicht hatte erreichen können, bewirkte schnell jener Brief. Solch schweren Geschützes bedurfte es, um dem Minister das, was er aus Mangel an gutem Willen und Einsicht nicht gewähren wollte, durch die Furcht vor dem öffentlichen Skandal abzunöthigen. Es war immerhin wenig genug, was Liebig jetzt bewilligt wurde, aber genügte vorderhand seinen stets bescheidenen Ansprüchen.

Jener Brief bleibt für die Geschichte der Entwickelung der Chemie in Deutschland ein wichtiges Document. Wir lernen daraus, wie geringes Verständniß für die Be-

Digitized by Google

deutung und den Nutzen der Chemie — denn das Utilitätsprincip stand damals, wie auch noch viel später bei den Curatoren nicht blos der Universität Gießen, sondern auch vieler anderer Universitäten in großer Geltung — in den staatsleitenden Kreisen zu finden war, wir entnehmen daraus mit Verwunderung, daß zu einer Zeit, wo der Name Liebig's weit über die Grenzen Deutschlands hinaus mit Achtung und Bewunderung genannt wurde, der Minister in Darmstadt keine Ahnung von der Bedeutung und Größe des Mannes hatte oder haben wollte, welcher hauptsächlich Gießen nach außen hin Ruhm und Glanz verlieh.

Die Universitäten galten als Abrichtungsanstalten für den künftigen Staatsdienst. Wie konnte die Chemie, diese zersetzende, also gefährliche Wissenschaft, doppelt gefährlich zu einer Zeit, wo man in den Studenten und später auch in den Professoren staatsgefährliche Demagogen witterte, Förderung von den Regierungen erwarten? Wozu Geld für Chemie ausgeben, welche dem Theologen, Philosophen, Juristen und andern Staatsdienern keinen Nutzen brachte, wovon höchstens der Mediciner ein klein wenig zu lernen brauchte?

Seitdem sind 40 Jahre verflossen. Wie haben sich in dieser kurzen Zeit die Dinge geändert! Die Chemie, früher das Aschenbrödel der Universitäten, und als unebenbürtiger Eindringling angesehen, ist eine Macht geworden. Statt der vier nackten Wände, welche einst Liebig gegeben wurden, um daraus ein Laboratorium zu machen, prangen jetzt auf den meisten deutschen Hochschulen stattliche, für die Chemie eigens errichtete Gebäude, chemische Paläste, wie die Laboratorien in Leipzig, Bonn und Berlin wol genannt werden, für deren Bau die Regierungen mit Zustimmung der Stände Hunderttausende verwilligt haben.

In diesen großartigen Anstalten walten und wirken heute die Jünger und Nachfolger Liebig's, lehren und leiten den praktisch-chemischen Unterricht nach Liebig's Methoden, umgeben und unterstützt von zahlreichen Assistenten, und im Besitze so reicher Lehrmittel, wie Liebig selbst niemals besessen hat. Und doch hat keiner von uns, die wir über so große Lehrmittel und Unterrichtsanstalten verfügen, noch solche Erfolge erzielt wie Liebig einst in dem kleinen unansehnlichen Laboratorium zu Gießen.

Es ist, wie schon gesagt, Liebig's Verdienst, daß die deutschen Hochschulen jetzt solche chemische Lehranstalten und ausreichende Mittel besitzen, um jedem, welcher sich in der Chemie unterrichten will, die Gelegenheit darzubieten. Liebig hat dazu die Bahn gebrochen nicht nur dadurch, daß er in Gießen das erste Unterrichtslaboratorium gründete und mit der großen Zahl ihm zuströmender Schüler darthat, daß ein Bedürfniß nach solchen Instituten für chemischen Unterricht vorhanden sei, sondern ebenso dadurch, daß er zeigte, wie Chemie mit Nutzen gelehrt und gelernt werden muß, wie nothwendig ferner es ist, daß nicht blos der Chemiker von Fach, sondern auch der Techniker gründliche allgemeine chemische Bildung haben muß gegenüber der frühern Meinung: es genüge, wenn der Soda- oder Farbenfabrikant, der Seifensieder, der Hüttenmann u. s. w. eben nur die Theile der Chemie erlerne, welche für den speciellen Zweck nöthig scheinen.

Dank dem Streben und Wirken Liebig's hat sich bei den Industriellen, überhaupt den Gewerbtreibenden, sogar bei den im Fortschritt immer etwas langsamen Landwirthen mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß ihre Aufgaben sich meist auf chemischer Basis bewegen, daß die rein empirische Behandlung nicht ausreicht, daß die traditionelle Bewirthschaftung mit dem rationellen Betriebe nicht concurriren kann.

Es gehört keine prophetische Gabe dazu, um vorauszusehen, daß nach weitern 40 Jahren die Chemie, und die Naturwissenschaften überhaupt, auch bei denen Eingang gefunden haben werden, welche sich bisjetzt am meisten ablehnend dagegen verhalten, insbesondere bei den Theologen.

Digitized by Google

Die künftigen Staatslenker werden einsehen lernen, daß die heutige einseitige Bildung oder Verbildung unserer Theologen, durch welche sich im letzten halben Jahrhundert eine stupide Reaction die geistliche Heerde von Orthodoxen und Ultramontanen großgezogen hat, welche auf allgemeine Verdummung hinarbeitet und jetzt auch gegen die Ordnung des Staates sich auflehnt, schlechte Früchte trägt, daß der angehende Theologe die göttliche Offenbarung nicht blos mit dem blinden Wunderglauben, das Unwesentliche mit dem Wesentlichen verwechselnd, aus dem Buche der Bücher, sondern zugleich auch aus dem Buche der Natur erkennen soll, daß das Studium und die Erkenntniß der Wunder der Natur und der Gesetze, durch welche der Schöpfer derselben sich dem Menschen in sozusagen handgreiflicher Weise offenbart, nicht, wie jene Verdummer des Menschengeschlechts glauben machen wollen, zum Atheismus führt, sondern umgekehrt die sorgende und pflegende Hand des Schöpfers in tausend Zügen das körperliche und geistige Auge wahrnehmen läßt.

So dachte auch Liebig, dem die Natur als große Offenbarung Gottes galt, und der dafür vom ultramontanen Bischof von Mainz als Materialist verketzert wurde.

Doch folgen wir Liebig wieder in sein Laboratorium und suchen wir hier die Antwort auf die Frage, wie er es vor allen andern Chemikern seiner Zeit erreicht hat, Gießen so schnell zu einer Pflanzschule chemischer Wissenschaft zu machen, deren Ruf weit über die Grenzen Deutschlands und Europas sich verbreitete, und welcher so zahlreiche Jünger der Chemie zuströmten, daß das Laboratorium sie bald nicht mehr zu fassen vermochte.

Die hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen waren es nicht allein, was Liebig von nah und fern chemische Schüler zuführte, es war noch mehr seine Unterrichtsmethode und der Zauber seiner Persönlichkeit, wodurch er den Bildungsgang derselben förderte und imponirend anregte.

Feind des mechanischen Unterrichtens nach der Schablone, und Gegner des bloßen Wissens, dem das Verstehen und Können nicht zur Seite ist, hat Liebig es meisterhaft verstanden, seine Schüler jeglicher Qualität zum Denken anzuregen, und sie gelehrt, das Gelernte zu begreifen und anzuwenden.

Liebig war nicht Lehrer im gewöhnlichen Sinne; im außerordentlichen Maße wissenschaftlich productiv und reich an chemischen Gedanken, theilte er diese seinen reifern Schülern mit, veranlaßte sie, seine Ideen experimentell zu prüfen, und regte so allmählich zu eigenen Gedanken an, zeigte ihnen den Weg und lehrte die Methoden, wie chemische Fragen und Probleme an der Hand des Experiments zu lösen sind.

Dazu kam, daß er in seltenem Maße die Gabe besaß, den Schüler, wenn die Versuche nicht gleich das gewünschte Resultat gaben, und derselbe anfing, den Muth und die Lust zur weitern Verfolgung des Gegenstandes zu verlieren, an der Aufgabe festzuhalten, ihn zur Fortsetzung anzufeuern und zu überreden, daß er mislungene Versuche in modificirter Form wieder aufnahm. Wie manche haben hierdurch schließlich die schönsten Erfolge erzielt, die ohne jene Beharrlichkeit verloren gegangen sein würden, und welche dem Lehrer und dem Schüler desto mehr Freude bereiteten, mit je mehr Kampf und Mühe sie errungen waren.

So ist damals das gießener Laboratorium eine fruchtbare Pflanzschule für Chemie geworden, und bis auf den heutigen Tag gibt es nur wenige deutsche Hochschulen, deren Professoren der Chemie nicht entweder selbst ihre Studien in Gießen gemacht haben oder Schüler von Liebig's Schülern sind. Sogar bereits in Amt und Würden stehende Universitätsprofessoren verschmähten es nicht, wenigstens einige Monate lang nach Gießen zu gehen, um mit Liebig's Untersuchungsmethoden und der Art seines Unterrichts sich vertraut zu machen.

Es ist Liebig von Neidern und Misgünstigen, an denen es ihm nicht fehlte und besonders von den Mittelmäßigkeiten, die vergebens auf seine Protection rechneten, mehrfach

Digitized by Google

der Vorwurf gemacht worden, daß er nur seine Schüler protegirt und ihnen zu angesehenen Stellungen verholfen, andere aber, welche nicht seine Schüler waren, parteiisch beurtheilt und zurückgesetzt habe. Wie falsch und ungerecht dieser Vorwurf ist, das zu behaupten und dafür einzutreten hat niemand mehr das Recht, ja die pietätvolle Verpflichtung, als der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher nicht das Glück gehabt hat, Liebig's unmittelbarer Schüler zu sein, den aber von Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn an Liebig mehr als manchen seiner Schüler mit Beweisen von freundlicher Gesinnung, ja freundschaftlicher Zuneigung überhäuft, unterstützt und protegirt hat. Liebig achtete, schätzte und förderte jeden, bei dem er ernstes wissenschaftliches Streben und sittlichen Ernst erkannte.

Die mächtige Anregung, welche Liebig durch die Gründung des ersten jedermann geöffneten Unterrichtslaboratoriums und durch sein Schaffen und Wirken in demselben gegeben hat, ist nicht blos Deutschland zugute gekommen und hat nicht nur in unserm Vaterlande zahlreiche ähnliche Lehranstalten ins Leben gerufen; auch im Auslande, in Oesterreich, in der Schweiz, in England, Amerika, Italien, Rußland, Dänemark, Norwegen und Schweden, sogar in Griechenland, Spanien und Portugal sind nach dem Muster des gießener Laboratoriums chemische Lehranstalten errichtet worden. Nur in dem Lande, wo man den civilisatorischen Beruf so gern im Munde führt und dessen Volk ganz besonders berufen zu sein vermeint, die Civilisation über den Erdball zu verbreiten, nur in Frankreich existirt bis auf den heutigen Tag, selbst in Paris nicht eine chemische Lehranstalt, welche mit derjenigen der kleinsten deutschen Universität den Vergleich aushalten könnte. Und doch hat ein noch dazu Deutsch-Franzose von Frankreich, wo man heute kaum mehr Chemie lernen kann, wo überhaupt die chemische Bildung zum größten Nachtheil, besonders auch der chemischen Industrie dieses Landes immer mehr zurückgeht, unlängst zu sagen gewagt: „Die Chemie ist eine französische Wissenschaft!"

Liebig's, des deutschen Gelehrten Ruhm, hat überall gezündet, nur in Frankreich hat er keinen Widerhall gefunden. Sein größter Fehler in den Augen der Franzosen ist, daß er nicht Franzose war. Welche Wichtigkeit man gleichwol in Frankreich Liebig's Leistungen und Erfolgen beilegte, davon hat der sonst angesehene französische Chemiker Dumas ein zwar sonderbares, aber beweisendes Zeugniß abgelegt, dadurch, daß er im Jahre 1841 die Ergebnisse von Liebig's Forschungen über den Ernährungsproceß im Thiere durch einen kühnen Handstreich als sein Eigenthum auszugeben versuchte, was ihm freilich mislang. Selbst nach Liebig's Tode hat man in Frankreich nicht Anstand genommen, sich nicht geschämt, ihn zu höhnen, dadurch, daß man an die durch Liebig's Tod erledigte Stelle als Mitglied der Société des Agronomes einen Menschen ohne jegliche wissenschaftliche Leistung ernannte, der kurz darauf als Schwindler zur Haft und criminellen Untersuchung gebracht worden ist.

Auch in Deutschland sind seine Bestrebungen mehrfach verkannt und angefeindet worden. Wie jeder Reformator, der sein Ziel mit Selbstverleugnung unverrückt verfolgt und über die Menge hervorragt, den ersten Kampf mit den Mittelmäßigkeiten zu bestehen hat, welche ganz naturgemäß das Talent fürchten und zu sich herabzuziehen trachten, so erwuchsen auch Liebig im damals wohlassortirten Lager der wissenschaftlichen Philister, wenn ein solcher Ausdruck erlaubt ist, bittere Gegner. Liebig hat den Kampf nicht gescheut, es ist ihm mit der Spitze der Feder und der Wucht vernichtender Kritik, welche seinerzeit selbst seinen Freunden zu scharf schien, aber wie die Erfahrung zeigte, ganz am Platze war, bald gelungen, jene Gegner zum Schweigen zu bringen und weiter unschädlich zu machen.

Aber nicht blos gegen Personen, nicht minder gegen den die Wissenschaft schädigenden Unverstand, gegen Engherzigkeit und Vorurtheile, wo ihm solche bei Verfolgung seiner

Digitized by Google

Ziele begegneten, hat er den Kampf aufgenommen, gleichviel ob es galt, den Dünkel der Schulmeister oder den Zopf und die Blasirtheit der Staatsmänner ans Licht zu ziehen.

Weit über die Kreise der chemischen Welt hinaus ist seine im Jahre 1840 erschienene von sittlicher Entrüstung dictirte Broschüre: „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen", bekannt geworden und überall, nur nicht in Berlin, mit Befriedigung gelesen worden. Das damalige Preußen, welches sich so gern den Staat der Intelligenz nennen hörte, besaß in den staatsleitenden Kreisen nicht mehr so viel Intelligenz, um die Bedeutung der Chemie zu begreifen; weder die Wissenschaft als solche, noch ihre Wichtigkeit für die Medicin, die Physiologie, Landwirthschaft und die gesammte Industrie wurde in Berlin verstanden.

Wie sehr Liebig recht hatte, als er darlegte, daß Preußen hinter den andern, selbst den kleinsten deutschen Staaten in der Pflege der Chemie zurückgeblieben war, lehrt die einfache Thatsache, daß von den drei ersten Koryphäen der Chemie in Deutschland: Liebig, Wöhler und Bunsen, keiner an preußischen Universitäten seine Celebrität erlangt hat, und daß keiner derselben von Preußen hat gewonnen werden können.

Beachtenswerth und charakteristisch für jene Zeit ist die verschiedene Wirkung, welche jene Broschüre in Berlin, und welche eine andere nicht minder scharfe Kritik der chemischen Zustände in Oesterreich, in Wien hervorgebracht haben.

In Wien sah man ein, daß Liebig recht habe, und beeilte sich, demselben einen Lehrstuhl der Chemie in Wien selbst anzubieten. Und als er denselben ausschlug, wurde von der österreichischen Regierung eine Anzahl junger Chemiker nach Gießen geschickt, mit der Auflage, sich unter Liebig's Leitung auszubilden. Die meisten derselben haben später angesehene und einflußreiche Stellungen erhalten.

Anders in Berlin. Hier ließ der damalige vornehme Dünkel nicht zu, von Liebig's Beleuchtung des trostlosen Zustandes der Chemie in Preußen überhaupt nur Notiz zu nehmen, geschweige denn, etwas zu ändern. Berlin und Bonn, die beiden angesehensten Universitäten, hatten und bekamen keine chemischen Laboratorien, an beiden Orten konnte man bis vor wenigen Jahren nicht Chemie lernen, ja eine Zeit lang war der Besuch Gießens der preußischen studirenden Jugend streng verboten, und derselben so auch die Möglichkeit abgeschnitten, unter Liebig Chemie zu studiren. Wenn schließlich Raumer's würdiger Nachfolger Mühler vor zehn Jahren endlich sich entschloß, erst in Bonn und nachher auch in Berlin mit übergroßen Kosten zwei chemische Unterrichtsanstalten zu bauen, so weiß man sehr wohl, daß nicht Interesse für die Chemie, noch auch Verständniß für die Bedeutung derselben, daß am wenigsten Liebig's scharfes Urtheil über das Stagniren der Intelligenz im preußischen Staate ihn dazu gebracht haben, sondern daß der Antrieb und die Nöthigung dazu von ganz anderer Seite gekommen ist.

Liebig hat damit schließlich auch über jene Dünkel- und Dunkelmänner den Sieg errungen; man hat auch in Preußen thun müssen, was er 25 Jahre früher als nothwendig vorzeichnete. Aber der preußische Staat laborirt in vieler Hinsicht noch heute an den Folgen der Einseitigkeit und Beschränktheit seiner frühern Cultusminister.

Um Liebig's Verdienste als Forscher im ganzen großen Umfange zu begreifen und richtig zu würdigen, muß man Chemiker, Physiolog und zugleich Landwirth sein. Auf allen diesen Gebieten war er mehr als productiv, er war Reformator. Ich muß mich hier auf den Versuch beschränken, von dieser bewundernswerthen Thätigkeit nur in allgemeinen Zügen ein Bild zu geben.

Als der einundzwanzigjährige junge Liebig die Professur in Gießen antrat, machte er es sich zur Aufgabe, das damals fast noch ganz brach liegende Gebiet der organischen Chemie zu durchforschen und den wissenschaftlichen Zusammenhang zwischen den chemischen

Digitized by Google

Verbindungen der organischen und der anorganischen Natur aufzufinden. Das erste nothwendige Erforderniß hierzu war die genaue Kenntniß der elementaren Zusammensetzung derselben. Man besaß längst gut ausgebildete, leicht auszuführende und zuverlässige Methoden, um die Mineralkörper zu analysiren und aus deren Analysen ihre Zusammensetzung zu berechnen; um eine organische Verbindung, etwa Zucker, quantitativ zu analysiren, waren zwar auch Methoden erdacht und in Anwendung gebracht, aber dieselben waren sehr schwierig auszuführen und erforderten so große Umsicht, Uebung und Zeit, daß nur wenige der geschicktesten Chemiker in Frankreich sich dieser schweren Aufgabe unterziehen mochten.

Liebig sah ein, daß, solange für jenen Zweck nicht bessere einfachere Methoden gefunden wurden, es unmöglich sei, auf diesem Gebiete nennenswerthe Fortschritte zu machen; er stellte sich daher die Aufgabe, eine Methode zu ersinnen, die es ermöglicht, die elementare quantitative Zusammensetzung der organischen Verbindungen womöglich ebenso rasch zu ermitteln, wie man die der anorganischen Körper zu bestimmen wußte.

Diese schwierige Aufgabe stellt sein schöpferisches Genie in das hellste Licht. Es gelang ihm bald, natürlich nicht mit Einem Schlage und nach manchen mislungenen Versuchen, die Wissenschaft mit einer ganz neuen Methode der organischen Elementaranalyse zu bereichern, und dieselbe so zu vervollkommnen und zugleich zu vereinfachen, daß auch die Hand des ungeübten Chemikers gute Resultate damit erzielt. Das ist dieselbe Methode, welche wir fast genau so, wie Liebig vor 50 Jahren lehrte, noch heute anwenden, und welche bei außerordentlicher Genauigkeit der Resultate ganz besonders noch den Vorzug besitzt, daß die Ausführung wenig Zeit erfordert, kaum so viel Stunden, als das frühere umständliche Verfahren Tage in Anspruch nahm.

Damit war der erste wichtige Schritt gethan zur Entdeckung des damals so gut wie noch ganz unbekannten Gebietes der organischen Chemie. Diese neue Methode der Analyse setzte Liebig in den Stand, die Zusammensetzung einer außerordentlich großen Zahl organischer Verbindungen festzustellen, welche bis dahin nur ihren äußern Eigenschaften nach bekannt waren, wie auch solcher, die er selbst erst entdeckte.

Mit bewundernswerthem Fleiße hat auf diese Weise Liebig mit seinen Schülern jahrelang das Material gesammelt, welches seinen folgenden wissenschaftlichen Untersuchungen zur Grundlage diente.

Das erste wichtige Resultat dieser Forschungen, welche er im Verein mit seinem Freunde Wöhler anstellte, ist der durch ihre Untersuchung über Benzoësäure und die Benzoylverbindungen gelieferte Beweis, daß die Zusammensetzungsweise der organischen Verbindungen derjenigen der anorganischen Verbindungen sehr ähnlich ist, und daß da, wo in letztern die Elemente in unmittelbare Vereinigung treten, in jenen zusammengesetzte Elemente, Radicale, fungiren, welche in diesen organischen Verbindungen die nämliche Rolle spielen, wie die unzerlegten einfachen Stoffe in den chemischen Verbindungen der anorganischen Natur.

Mit dieser höchst wichtigen Entdeckung, die sehr bald durch Auffindung anderer Thatsachen Bestätigung erhielt, beginnt die eigentlich rationelle Behandlung der organischen Chemie; Berzelius, der große schwedische Chemiker, zollte derselben solche Bewunderung und Anerkennung, daß er vorschlug, man solle dem Radical, welches Liebig und Wöhler „Benzoyl" genannt hatten, den Namen „Orthrin" geben, und damit aussprechen, daß von jener Entdeckung ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Chemie datire, gleichwie die Morgendämmerung (ὄρθρος) den Uebergang von dunkler Nacht zu einem neuen Tage bildet.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier die große Zahl der weitern chemischen Entdeckungen Liebig's besonders auf dem Gebiete der organischen Chemie zu verzeichnen, und

Digitized by Google

daran darzuthun, wie er mit seltenem Scharfblick die Stellen des auszubauenden Reviers erkannte und seinen Schülern bezeichnete, wo Spaten und Schaufel, regelrecht eingesetzt, wissenschaftliche Schätze zu Tage fördern mußten. Manche der von ihm entdeckten und untersuchten Verbindungen, welche damals nur ein specielles Interesse für den Chemiker von Fach besaßen, haben später wichtige praktische Anwendung erfahren. Wer hätte gedacht, daß das Chloroform und Chloral, welche Liebig bei seiner classischen Arbeit über den Alkohol entdeckte, deren erste Darstellungen wenig ergiebig waren und ihm selbst nur so viel Material lieferten, als zur chemischen Untersuchung derselben nothdürftig erforderlich war, jetzt in vielen Hunderten von Centnern fabricirt und als wichtige Arzneimittel in den Handel gebracht werden würden?

Liebig bedurfte zur Veröffentlichung seiner eigenen und der von seinen Schülern verfaßten chemischen Abhandlungen, deren Zahl mehrere hundert beträgt, eines Organs, welches ihm zur unbeschränkten Verfügung stehen mußte, um jederzeit seine Ansichten und Urtheile zum Ausdruck zu bringen. Er schuf sich dasselbe in den „Annalen der Chemie", welche noch heute unter allen Zeitschriften des In- und Auslandes die reichhaltigste und gelesenste ist, und von welcher jetzt 170 Bände erschienen sind. Als zweites hervorragendes literarisches Unternehmen aus jener Zeit ist das im Jahre 1837 von Liebig, Poggendorff und Wöhler gegründete große „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie" zu nennen, ein neun starke Bände füllendes Werk, an welchem die bedeutendsten deutschen Chemiker mitgearbeitet haben, welches in erster Auflage erst im Jahre 1864 vollendet wurde.

Mit dem Jahre 1840 begann ein neuer epochemachender Abschnitt in Liebig's wissenschaftlichem Leben. Nachdem er bis dahin 15 Jahre lang als Lehrer und Leiter des gießener Laboratoriums fast ausschließlich für die allgemeine Chemie und speciell für die theoretisch-organische Chemie thätig gewesen war, verlor sich bei ihm mehr und mehr das Interesse für diese Arbeiten und wandte sich einem Theile der angewandten Chemie zu, nämlich den Fragen nach der Ernährung des Pflanzen- und Thierkörpers. Er eröffnete diese neue Richtung seiner Thätigkeit mit dem im Jahre 1840 erschienenen Werk: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie", welches so ungemeines Aufsehen erregte, daß binnen sechs Jahren sechs Auflagen davon gedruckt wurden.

Es klingt wunderbar, dem Laien beinahe unglaublich, daß, nachdem Jahrtausende hindurch Ackerbau getrieben worden ist und man geglaubt hat, die Landwirthschaft an der Hand tausendjähriger Erfahrungen rationell zu betreiben, ein deutscher Chemiker, der nie Landwirth gewesen, nie den Pflug geführt, nie einen Acker bearbeitet hat, von seinem Schreibtische aus dictirt, wie der Landwirth sein Land behandeln muß, um ihm dauernd die größte Ertragsfähigkeit zu geben, und daß mit Liebig's Lehren von der Cultur des Bodens und den Naturgesetzen des Feldbaues erst eine wirklich rationelle Landwirthschaft beginnt.

Das Thier verkümmert und geht zu Grunde, wenn man ihm nach und nach die Nahrung entzieht oder wenn die dargereichte Nahrung seiner Constitution nicht entspricht. Ebenso wenig kann die Pflanze ohne genügende und richtige Zufuhr von Nahrungsstoffen gedeihen. Sie zieht dieselben durch die Blätter aus den Bestandtheilen der atmosphärischen Luft und durch ihre Wurzeln aus dem Boden. Ein Acker, welcher die chemischen Verbindungen, d. h. die Salze der Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure, des Kalis, Kalkes u. s. w., deren fast alle Pflanzen zum Wachsthum bedürfen, nicht oder in ungenügender Menge enthält, kann nicht oder nur kümmerlich Früchte tragen.

Die Pflanzen nehmen die genannten anorganischen Salze aus dem Boden in sich auf, wir finden letztere in allen Theilen derselben, in den Wurzeln, Stengeln, Halmen und

Digitized by Google

Früchten vertheilt. Jede Ernte macht deshalb den Acker an diesen nothwendigen Nahrungsmitteln der Pflanze ärmer, und wenn jene Salze dem Boden jahraus jahrein mit dem Ertrage der Ernten immerfort entzogen, nicht aber ersetzt oder nur unvollkommen ergänzt werden, so sinkt die Ertragsfähigkeit immer tiefer herab und zuletzt wird der Boden steril.

Mit dem gewöhnlichen Dünger, überhaupt mit dem Dünger in früherer Zeit, gab man dem Boden allerdings jene Nahrungsstoffe der Pflanze zurück, aber nie in der Menge, wie sie demselben mit jeder Ernte entzogen werden. Der Landwirth, welcher nicht gewissenhaft seinem Acker regelmäßig die Salze wieder zuführt, die derselbe durch die Ernten verliert, bewirthschaftet seinen Grund und Boden schlecht, irrationell, er betreibt, wie Liebig sagt, einen Raubbau. Infolge solchen Raubbaues, dadurch, daß man einige Jahrhunderte lang immer nur erntete, ohne dem von vornherein übermäßig fruchtbaren Boden etwas wiederzugeben, sind die im Alterthum fruchtbarsten Länder, sind Griechenland, Italien und auch Sicilien, einst die Kornkammer Roms, unfruchtbar geworden.

Aber, wird der Laie, dem diese Entwickelung der Agriculturchemie weniger genau bekannt ist, sagen, das alles versteht sich ja von selbst, das weiß jedes Kind! Und er hat recht, aber vor 50 Jahren verstand sich das nicht von selbst. Damals und noch später war der Glaube verbreitet, die Pflanze erzeuge in sich selbst die mineralischen Salze, welche wir darin finden und die beim Verbrennen derselben als Asche zurückbleiben, durch die ihr innewohnende sogenannte Lebenskraft. Daß eben diese Salze für das Gedeihen der Pflanze überhaupt nothwendig sind, daß sie allein aus dem Boden stammen und in demselben enthalten sein müssen, davon hatte man keine Vorstellung.

Diese für die Landwirthschaft so wichtige Thatsache, das eigentliche Fundament derselben, zu Tage gefördert und davon für den rationellen Ackerbau die segensreichste Nutzanwendung gemacht zu haben, ist vielleicht Liebig's größte Leistung. Er ist als erster wirklicher Agriculturchemiker der Reformator des Feldbaues geworden. Hätte er gar kein weiteres Verdienst sich erworben, diese eine That reicht hin, ihm ewigen Ruhm zu sichern, seinen Namen unsterblich zu machen. Insbesondere ist der Landwirth Liebig zum höchsten Danke verpflichtet dafür, daß dieser ihn gelehrt und ihm praktische Anweisung dazu gegeben hat, wie er seinem fruchtbaren Acker die Fruchtbarkeit sichern, wie er einen sterilen Boden in Früchte tragendes Land verwandeln, wie er die Ertragsfähigkeit seines Besitzthums verdoppeln, vervielfältigen kann. Sicherlich werden deshalb gerade die Landwirthe hauptsächlich sich verpflichtet fühlen, diesem Danke auch nach Liebig's Tode noch einen greifbaren Ausdruck zu geben, und durch reichliche Beisteuer dazu mitwirken, daß das Denkmal, welches ihm demnächst in München gesetzt werden soll, ein des großen Mannes wie des dankbaren deutschen Volkes würdiges werde.

Fragt man, wie es kommt, daß die von Liebig entdeckten Naturgesetze des Feldbaues nicht schon viel früher aufgefunden worden sind, so ist die Antwort die: weil der frühere Landwirth nicht viel mehr als ein nach Gewohnheit und Recepten arbeitender Handwerker war, und daß Liebig aus diesem Handwerk eine Wissenschaft gemacht hat.

Vergebens eiferte Liebig vor 30 Jahren gegen die massenhafte Ausfuhr der Knochen aus Deutschland nach England, vergebens predigte er den Landwirthen, in deren Receptbuch der phosphorsaure Kalk als nothwendigstes Düngemittel noch nicht aufgenommen war, daß sie den phosphorsauren Kalk, welcher dem Boden von der Pflanze entzogen, und aus dieser hernach in den Thierkörper, in die Knochensubstanz übergeht, der Ackerkrume durch Knochendüngung wiedergeben müßten, wenn dieselbe ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren solle, vergebens erinnerte er die höhern Staatsbeamten daran, daß sie die nationalökonomischen Interessen des Staates schwer schädigten, wenn die Ausfuhr der Knochen länger gestattet bleibe. Er predigte tauben Ohren. Wie konnte der Chemiker

Digitized by Google

erwarten, gehört zu werden in Fragen, die, wie man decretirte, der Landwirth, nicht der Chemiker zu beurtheilen wissen müsse, und wenn noch heute die Verwaltungsbeamten, welche über die wichtigsten mercantilen, industriellen und überhaupt technischen Dinge zu entscheiden haben, meist specifische Juristen sind, von den Gegenständen selbst aber kein Verständniß besitzen, weil es ihnen an naturwissenschaftlicher Bildung fehlt!

Liebig's agriculturchemische Lehren haben trotzdem nach und nach Eingang gefunden. Nicht blos der gebildetere Oekonom, sondern auch der sonst stabile Bauer hat sich überzeugt, daß die Düngung des Bodens mit Knochenmehl und andern phosphorsauren Salzen sowie auch mit Kalisalzen die Ertragsfähigkeit desselben wesentlich erhöht. Der phosphorsaure Kalk, aus dem man früher fast nur Phosphorfeuerzeuge zu machen wußte, ist durch Liebig's Lehren von den Naturgesetzen des Feldbaues ein werthvoller Gegenstand geworden. Wo derselbe, wie an der Lahn und manchen andern Punkten Deutschlands, als Mineral auftritt, wird er sorgfältig abgebaut und zu Mineraldünger verarbeitet. Große Schiffsladungen von phosphorsaurem Kalk nehmen jetzt ihren Weg aus Spanien und andern entfernten Ländern nach Deutschland, um chemisch weiter verarbeitet als Düngemittel in unsere Aecker zu wandern.

Wie jeder große Reformator, so hat auch Liebig als Reformator des Feldbaues harte Kämpfe und bittere Anfeindungen zu bestehen gehabt. Besonders waren es die Lehrer der Landwirthschaft und die Pflanzenphysiologen, denen aus Mangel an chemischer Bildung Liebig's Anschauungen von der Ernährung der Pflanzen unverständlich blieben, und welche, im Großen klein und im Kleinen groß, es für eine unverzeihliche Ueberhebung und Selbstüberschätzung erachteten, daß ein Chemiker, der nie pflanzenphysiologische Untersuchungen gemacht, nie selbst Feldbau getrieben hatte, sich anmaßte, über diese Dinge nicht blos mitzureden, sondern auch Lehren zu geben. Selbst der als Pflanzenphysiolog hoch angesehene tübinger Professor Hugo Mohl hatte so wenig Verständniß von den hohen Zielen, welche Liebig anstrebte, daß er ihm einzelne kleine Irrthümer und Verstöße gegen Thatsachen, die dem Botaniker von Fach bekannt sind, zum Verbrechen machte und ihn am Schlusse seiner im Jahre 1843 veröffentlichten Schrift: „Dr. Justus Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie", geradezu für einen ungebildeten Mann erklärte.

Nun, der Name dieses „ungebildeten" Mannes wird, wenn der von Hugo Mohl längst verklungen ist, nach Jahrhunderten noch von unsern Nachkommen mit Stolz und Bewunderung ausgesprochen werden und von Geschlecht zu Geschlecht in ehrendem Andenken fortleben.

Mit den neuen Vorstellungen von den Bedingungen für die Ernährung der Pflanzen gingen bei Liebig ähnliche Anschauungen von der Ernährung des Thierkörpers Hand in Hand. Auch auf diesem Felde hat Liebig ungeachtet anfänglicher kleiner Irrungen eine neue Bahn gebrochen.

Es würde zu weit führen, ihm auf dieser Bahn Schritt für Schritt zu folgen, hier ausführlicher darzulegen, wie er seine Ansicht motivirt, daß das Thier die Hauptbestandtheile seines Blutes und damit seines ganzen Körpers in seiner Nahrung fertig gebildet finden müsse, wie die Existenz des Fleischfressers die des Pflanzenfressers, und die des letztern das Vorhandensein der Pflanze voraussetzt, daß zur Ernährung des Thieres und des Menschen zweierlei Nahrungsmittel erforderlich und zu unterscheiden seien, von denen die einen, die stickstoffhaltigen Eiweißstoffe hauptsächlich zur Bildung des Blutes dienen, die andern stickstofffreien zur Wärmeerzeugung im Körper verbraucht werden, wie er mit Erfolg die Meinung vertrat, daß zur Fettbildung und Fettablagerung im Körper andere Stoffe, die nicht Fett sind, mitwirken müssen, daß die mit der Nahrung unmit-

Digitized by Google

telbar aufgenommene Fettmenge lange nicht ausreiche, um die im Körper sich ablagernde Fettmasse zu erklären u. s. w.

Im Verlaufe dieser langjährigen wissenschaftlichen Arbeiten und speciell bei der ergebnißreichen Untersuchung über das Fleisch und über die Zusammensetzung der Muskelsubstanz sind vom Tisch des Gelehrten auch Brosamen für die Mitmenschen und zu Gunsten des Allgemeinwohls abgefallen, durch welche der Name Liebig's in allen Schichten der Bevölkerung bekannt und berühmt geworden ist.

Wie vielen Müttern, die ihre Kinder nicht selbst nähren können, sind diese durch Darreichung des Liebig'schen Ersatzes der Muttermilch am Leben erhalten worden, wie viele Kranke danken Liebig ihre Reconvalescenz durch den Genuß der nach ihm genannten Fleischbrühe, und wie sind wir alle, Gesunde und Kranke, wie ist der Seefahrer, der Reisende in der Wüste, der Soldat im Bivuak und auf dem Marsche Liebig zu Danke verpflichtet für den Fleischextract?

Wenn das uns geradezu unentbehrlich gewordene Genußmittel in civilisirten Ländern bereitet würde, wo das Fleisch hoch im Preise steht, so würde demselben kein Markt und nur zu besondern Zwecken Gebrauch und Abnahme verschafft worden sein. Es war eine alte Lieblingsidee Liebig's, es möge sich jemand finden, der es unternähme, in Gegenden, wo das Vieh und besonders das Fleisch fast werthlos ist, wo, wie in Südamerika und andern an Viehheerden reichen Ländern, Hunderttausende von Rindern geschlachtet worden sind, nur um deren Häute, allenfalls auch die Knochen zu gewinnen, und wo das uns kostbare Fleisch als werthlos fortgeworfen ist, dieses Fleisch durch Auskochen zur Bereitung von Fleischextract zu verwerthen, oder auch es in ursprünglicher Form, vor Verwesung geschützt, nach Europa zu führen und hier als Nahrungsmittel zu benutzen.

Der erste dieser beiden Wünsche ist in einer über die Erwartung hinaus günstigen Weise bereits seit einer Reihe von Jahren in Erfüllung gegangen. In Fray-Bentos in Südamerika ist zuerst und gleich im großen Maßstabe eine Fleischextractfabrik gegründet, welche aus dem früher werthlosen Fleischmaterial unerschöpflicher auf den dortigen endlosen Prairien weidender Viehheerden einen Fleischextract producirt, welcher noch heute an Güte alle Nachahmungen desselben weit überragt.

Liebig erzählt, er habe in seinem Leben viele freudereiche Zeiten und Stunden gehabt, aber er habe selten eine größere Freude und Befriedigung empfunden, als an dem Tage, wo die erste Büchse mit Fleischextract aus Fray-Bentos ihm eingehändigt sei.

Dieser günstige Erfolg seiner Lehren, seiner Mühen und Sorge für das Allgemeinwohl fällt in eine Zeit, wo Liebig nicht mehr an der Hochschule in Gießen wirkte. Die neue Bahn, welche er mit dem im Jahre 1840 erschienenen Werke „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" so glücklich und glänzend eröffnet hatte, entfremdete ihn mehr und mehr dem Gebiete der theoretischen organischen Chemie, auf welchem sich seine Forschungen zwanzig Jahre lang bewegt hatten.

Die Untersuchungen über die Ernährung der Pflanze und des Thieres, über die Gesetze des Feldbaues u. s. w. nahmen sein Interesse und seine Thätigkeit fortan in dem Maße in Anspruch, daß mehr und mehr der Wunsch in ihm rege wurde, diesen Aufgaben hauptsächlich seine Kraft und Zeit widmen zu können und der Pflicht überhoben zu sein, wie bislang von morgens bis abends den Unterricht seiner chemischen Schüler im Laboratorium leiten zu müssen.

Dazu bot sich eine Gelegenheit, als König Max II. von Baiern gegen Ende des Jahres 1851 Liebig durch Professor Pettenkofer auffordern ließ, eine chemische Professur an der Universität München zu übernehmen.

Liebig hat während seines dreißigjährigen Wirkens in Gießen viele Berufungen an

Digitized by Google

andere Universitäten erhalten, aber alle abgelehnt, und es schien, er werde seine in Gießen begonnene ruhmvolle Laufbahn dort auch beschließen. Auch als jene Berufung nach München an ihn gelangte, scheint er geneigt, ja entschlossen gewesen zu sein, Gießen treu zu bleiben. Er sprach damals seiner Regierung den Wunsch aus, sie möge ihm in seiner Berufsthätigkeit einige Erleichterung gewähren und sodann einzelne naturwissenschaftliche Lehranstalten der Universität mit reichlichern Lehrmitteln ausstatten.

Unbegreiflicherweise wurde ihm diese so bescheidene Bitte, wobei sein persönliches eigenes Interesse sehr in den Hintergrund trat, abgeschlagen. Jede andere verständige Staatsregierung würde jegliches mögliche Opfer gebracht haben, um einen Mann wie Liebig der Universität und dem Lande zu erhalten. Welche Einflüsse damals in Darmstadt sich Geltung verschafft haben und dem Weggange Liebig's von Gießen förderlich gewesen sind, ist bisjetzt nicht bekannt geworden. Fast scheint es, man habe auch zu jener Zeit in Darmstadt von der Bedeutung Liebig's noch kein volles Verständniß gehabt und sich nicht vergegenwärtigt, daß die gießener Universität durch seinen Weggang einen folgeschweren Verlust erleiden werde.

Man ließ ruhigen Gemüthes Liebig nach München ziehen und war nachher, zu spät, überrascht, nicht mehr verhindern zu können, daß darauf von den übrigen wissenschaftlichen Größen der Universität eine nach der andern gleichfalls Gießen den Rücken wandte.

Liebig siedelte im Herbste des Jahres 1852 nach München über. Er, der für sich selbst immer wenig beansprucht hat, hatte sein Kommen auch wieder an bescheidene Bedingungen geknüpft. Seine wichtigste, ihm gewährte Forderung war die, daß er fernerhin nicht mehr die Verpflichtung habe, einem großen Unterrichtslaboratorium vorzustehen, um so die Zeit zur Förderung seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zu gewinnen.

Infolge dessen hat die Universität München bis heute noch kein eigentliches Unterrichtslaboratorium, sondern neben dem schönen großen chemischen Hörsaal, in welchem Liebig seine akademischen Vorlesungen hielt, eine Anzahl kleinerer Räume, in denen er mit mehrern Assistenten die wichtigen Untersuchungen ausführte, die ihm zur fernern Begründung und zum Ausbau seiner Ideen über die Ernährung der Pflanze und des Thieres Material liefern sollten. Ein beträchtlicher Theil dieser Arbeiten ist in seinem 1862 veröffentlichten Werke: „Der chemische Proceß der Ernährung der Vegetabilien und die Naturgesetze des Feldbaues", niedergelegt, womit seine zweiundzwanzigjährigen Forschungen auf diesem Gebiete einen glänzenden Abschluß erhielten.

Liebig hat von seiner schöpferischen Thätigkeit und seiner unverwüstlichen Arbeitskraft einen weitern, auch dem Laien imponirenden, handgreiflichen Beweis gegeben durch seine vielseitigen fruchtbaren literarischen Leistungen. Wir kennen ihn bereits aus der ersten Zeit seiner wissenschaftlichen Laufbahn als Gründer und Redacteur der „Annalen der Chemie" und als Verfasser zahlreicher epochemachender chemischer Abhandlungen, die er in diesen Annalen veröffentlicht hat. Wir begegnen ihm später als Herausgeber und fleißigsten Mitarbeiter des großen „Handwörterbuch der Chemie", welches in seinen ersten beiden umfangreichen Bänden eine große Zahl der gediegensten Aufsätze aus Liebig's Feder enthält. Gleichfalls ist bereits seiner größern Werke agriculturchemischen und thierphysiologischen Inhalts gedacht worden, welche in mehrern, meist rasch einander folgenden Auflagen während der Jahre 1840—62 erschienen sind. Dazu kommen zahlreiche kleinere Gelegenheitsschriften, Kritiken und Reden, die er nachher durch den Druck veröffentlicht hat.

Keins seiner Werke aber hat eine so große Verbreitung gefunden wie seine gleichfalls in mehrern neuen und stets inhaltsreicher gewordenen Auflagen erschienenen „Chemischen Briefe". Gleich gediegen durch Form und Inhalt sind diese Briefe ein bisher unüber-

Digitized by Google

troffenes Muster von populärer und doch streng wissenschaftlicher Behandlung der Chemie, gleich werthvoll für den Laien wie für den Fachmann.

Liebig hat in allem, was er auf wissenschaftlichem Gebiete unternahm, Großes geleistet. Genial in seinen Arbeiten, gehörte er doch nicht zu den Genies, welche ernten ohne sich viel anzustrengen, welche ermüden, wenn sie auf Hemmnisse stoßen. Er verstand es nicht nur, Aufgaben sich zu stellen, welche reichliche wissenschaftliche Ernten verhießen, und diese mit Geschick und Talent zu lösen, sondern auch da, wo die erhofften Resultate nicht gleich herausspringen wollten, durch hartnäckiges Festhalten am Gegenstande und durch emsiges Forschen und Grübeln die Schwierigkeiten zu bewältigen und seine Ziele schließlich zu erringen.

In Entfaltung solcher Energie erscheint er uns einmal ganz besonders bewundernswerth; es war dies, als nach Aufstellung seiner Ansichten über die Nothwendigkeit, den Boden, wenn er fruchtbar werden oder bleiben solle, mit mineralischen Stoffen zu düngen, der Mineraldünger, welchen er von einem Fabrikanten zu diesem Zwecke herstellen ließ, durchaus nicht die gehoffte Wirkung übte, ja scheinbar ganz wirkungslos blieb, und als nach dieser Erfahrung von allen Seiten nicht nur gegen den Mineraldünger, sondern gegen die gesammten agriculturchemischen Lehren Liebig's laute Opposition entstand.

Ungeachtet dieses großen Misserfolgs hielt Liebig an der Richtigkeit seiner Principien unverändert fest, aber die Ungewißheit, die Unmöglichkeit, es zu erklären, weshalb die praktischen Erfolge damit in Widerspruch traten, haben schwer auf ihm gelastet, ihm viele schlaflose Nächte, viele kummervolle Stunden bereitet. Er sagt darüber selbst:

„Was mir einen wahren, dauernden und nie sich mildernden Kummer machte, dies war der Umstand, daß ich nicht einzusehen vermochte, woran es lag, daß meine Dünger so langsam wirkten; überall, in Tausenden von Fällen sah ich, daß jeder ihrer Bestandtheile wirkte, jeder allein, und wenn sie beisammen waren, wie in meinem Dünger, so wirkten sie nicht.

„Endlich, nachdem ich alle Thatsachen einer neuen und aufmerksamen Prüfung Schritt vor Schritt unterworfen hatte, entdeckte ich den Grund. Ich hatte mich an der Weisheit des Schöpfers versündigt und dafür meine gerechte Strafe empfangen; ich wollte sein Werk verbessern, und in meiner Blindheit glaubte ich, daß in der wundervollen Kette von Gesetzen, welche das Leben an der Oberfläche der Erde fesseln und immer frisch erhalten, ein Glied vergessen sei, was ich, der schwache ohnmächtige Wurm, ersetzen müsse. Es war aber dafür gesorgt, freilich in so wunderbarer Weise, daß der Gedanke an die Möglichkeit des Bestehens eines solchen Gesetzes der menschlichen Intelligenz bis damals nicht zugängig war, so viele Thatsachen auch dafür sprachen; allein die Thatsachen, welche die Wahrheit reden, werden stumm, oder man hört nicht, was sie sagen, wenn sie der Irrthum überschreit. So war es denn bei mir. Die Alkalien, bildete ich mir ein, müßte man unlöslich machen, weil sie der Regen sonst entführe! Ich wußte damals noch nicht, daß sie die Erde festhalte, sowie ihre Lösung damit in Berührung komme; denn das Gesetz, zu welchem mich meine Untersuchungen über die Ackerkrume führten, heißt: an der äußersten Kruste der Erde soll sich unter dem Einflusse der Sonne das organische Leben entwickeln — und so verlieh denn der große Baumeister den Trümmern dieser Kruste das Vermögen, alle diejenigen Elemente, welche zur Ernährung der Pflanzen und damit auch der Thiere dienen, anzuziehen und festzuhalten, wie der Magnet Eisenfeile anzieht und festhält, sodaß kein Theilchen davon verloren geht. In dieses Gesetz schloß der Schöpfer ein zweites ein, wodurch die pflanzentragende Erde ein ungeheuerer Reinigungsapparat für das Wasser wird, aus dem sie durch das nämliche Vermögen alle der Gesundheit der Menschen und Thiere schädlichen Stoffe, alle Producte der Fäulniß und Verwesung untergegangener Pflanzen- und Thiergenerationen entfernt."

Digitized by Google

Dieser glänzende Erfolg, womit Liebig's Lehren von den Naturgesetzen des Feldbaues einen sein Werk krönenden Abschluß erhielten, war nicht nach wochen-, auch nicht nach monatelangem Forschen gewonnen. Es vergingen Jahre unausgesetzter rastloser Thätigkeit, bis Liebig den Schlüssel zu jenem Räthsel fand.

Eben diese Arbeiten fallen in die Zeit, wo er bereits der Universität München angehörte. Es ist sehr fraglich, ob er jene Resultate auch dann gewonnen hätte, wenn er in Gießen geblieben wäre, und wenn er für seine wissenschaftlichen Untersuchungen nicht die Muße gehabt hätte, die ihm in München dazu gewährt war.

Es gibt für den Gelehrten keinen köstlichern Lohn für seine Arbeiten, als das endliche Gelingen derselben, als der Besitz der durch emsiges Forschen gewonnenen günstigen Resultate. Das gewährt mehr Befriedigung als alle äußere Anerkennung, so sehr solche auch erfreut. Wenige Gelehrte haben einer solchen Menge von äußern Beweisen der Anerkennung und Werthschätzung der Verdienste sich zu erfreuen gehabt wie Liebig. Seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand, die von fast allen Fürsten ihm verliehenen hohen Orden, die Ernennung zum Mitgliede und Ehrenmitgliede aller bedeutenden wissenschaftlichen Vereine und Akademien, seine langjährige Würde als Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, wie noch viele andere Auszeichnungen haben ihn erfreut und mit Genugthuung erfüllt; aber keine dieser Auszeichnungen dürfte ihm solche Befriedigung gewährt haben als die mühevoll errungenen Erfolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten.

Liebig's letzte Lebensjahre sind ihm etwas getrübt worden durch das Gefühl, nicht mehr so intensiv wie früher arbeiten zu können, weniger infolge des Alters als eines Kopfleidens, welches ihm bei anhaltenden Arbeiten Kopfschmerzen verursachte. Doch ist dasselbe nicht die Todesursache geworden. Er starb unerwartet schnell nach kurzer Krankheit am 18. April 1873, nahezu 70 Jahre alt, ein herber Verlust für die Wissenschaft, für das gesammte Vaterland, wie für seine zahlreichen Freunde und Verehrer. Ein Jahr ist vergangen, seit das Grab sich über seiner irdischen Hülle geschlossen hat; sein Geist jedoch lebt immer unter uns fort. In seinem Wirken und seinen Erfolgen auf verschiedenen Gebieten des Wissens als Lehrer, Gelehrter und Reformator ist er unsterblich, und noch nach Jahrhunderten wird der Name Liebig neben denen anderer Reformatoren mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt werden.

Digitized by Google

Oesterreich seit dem Sturze Hohenwart's.*)

Von

Walter Rogge.

I.

Installirung des Ministeriums Auersperg.

„Wenigstens haben wir ihnen die Maschine dermaßen auseinandergeschlagen, daß sie in ihrem ganzen Leben keinen Reichsrath wieder zusammenbringen", das war der Partherpfeil, den Hohenwart und Genossen noch über die Schulter fort im Fliehen abschossen, als sie endlich das Feld räumen mußten. Es war das ihre feste Ueberzeugung, und in der That erschien dieselbe anfangs gar nicht so unbegründet. Zu durchgreifend war das Revirement, das mit dem Sturze der Fundamentalartikelwirthschaft eingeleitet ward; und als wäre es mit dem Umschwunge in den Erblanden nicht genug, mußte sich daran jetzt auch noch die Entlassung Beust's knüpfen, dessen Ersetzung durch den Grafen Andrássy wiederum die Verhältnisse in Ungarn so gründlich verwirrte, als sei es ordentlich darauf abgesehen, den Parlamentarismus aus den Angeln zu heben, auch da wo er in fünfjähriger Uebung ganz leidlich geordnete Zustände zu Tage gefördert. So wurden denn alle drei Ministerien der Monarchie aufs durchgreifendste in Mitleidenschaft gezogen.

Am 26. Oct. 1871 hatte das Ministerium Hohenwart seine Entlassung eingereicht; da dieselbe sofort angenommen worden, verwaltete es die Geschäfte nur noch provisorisch. Auf eine baldige Beendigung dieses Interims ward nun von zwei Seiten her gedrungen. Einerseits hatte der greise Holzgethan gar keine Lust, die Last einer weitern finanziellen Verantwortlichkeit auf sich zu laden, und sich nunmehr, da der Wind umgeschlagen, noch ärger mit der Verfassungspartei zu entzweien, als er das ohnedies durch sein Verbleiben im Cabinet nach dem Rücktritte Potocki's gethan. Andererseits hofften die Faschingsminister die Verlegenheiten der Situation um ein Beträchtliches zu vermehren, indem sie auf ihre sofortige Enthebung drangen. Während Holzgethan also auf Berufung eines „gesetzmäßigen" Reichsrathes drang, damit die Forterhebung der Steuern bewilligt sei, ehe er zur Auszahlung des Januarcoupons zu schreiten habe, verlangten die eigentlichen Träger der föderalistischen Politik stürmisch ihre Entlassung, um nicht durch längeres Verbleiben, nachdem sie ihr den Czechenführern verpfändetes Wort nicht mehr einlösen konnten, bei der eigenen Partei compromittirt zu werden. So erfolgte denn schon am 30. Oct. die officielle Enthebung Hohenwart's, Schäffle's, Jirecek's und Habietinek's. An ihrer Stelle wurden mit der vorläufigen Verwaltung der verschie-

*) Diese Artikel bilden die Fortsetzung von: „Oesterreich unter dem Ministerium Hohenwart" („Unsere Zeit", Neue Folge, IX, 1., 81 fg., 244 fg., 474 fg.). D. Red.

Digitized by Google

denen Departements unter dem einstweiligen Vorsitze des Finanzministers Holzgethan die Sectionschefs Wehli für das Innere, Fiedler für den Cultus, Mitis für die Justiz, Wiedenfeld für den Handel und Possinger von Chobovski, der lange an der Spitze der galizischen Statthalterei gestanden, für den Ackerbau betraut. Gleich tags darauf erhielt Baron Kellersperg, der unter dem Bürgerministerium der verfassungstreue und freisinnige Statthalter Böhmens gewesen war, als solcher auch schon unter Schmerling in Stellvertretung amtirt hatte, den Auftrag, ein neues erbländisches Cabinet zu bilden. Da Kellersperg sich in Böhmen durchaus als tüchtiger und geschickter Administrator bewährt, hatte man an ihn auch schon in der Zeit, da es mit dem Bürgerministerium, und wieder als es mit Potocki zu Ende ging, vielfach gedacht. Allein wie damals, so scheiterten auch jetzt die Unterhandlungen. Theilweise trug daran wol sein eigenwilliges und autokratisches Wesen die Schuld, das ihn ja auch schon vor drei Jahren in einen jähen Conflict mit Herbst und dadurch zu einem vorläufigen Abschlusse seiner politischen Carrière getrieben. Als politisches Moment fiel ferner schwer in die Wagschale, daß man Kellersperg die Fortsetzung der Ausgleicherei mit Galizien als conditio sine qua non octroyiren wollte, wovon er sehr vernünftigerweise nichts hören mochte. Namentlich der mittlerweile zum Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten avancirte Graf Andrássy trug sich mit Planen, an den Polen eine Art Gegengewicht für die Hegemonie der Deutschen in Cisleithanien zu gewinnen, da sich die Czechen nun einmal für diesen Zweck nicht brauchen ließen, ohne gleichzeitig im ganzen Reiche so das Oberste zu unterst zu kehren, daß mit dem Parlamentarismus auch der ungarischen Suprematie jenseit der Leitha zu Gunsten des Feudalismus und Jesuitismus der Hals gebrochen würde. Kellersperg in seiner Geradheit und Ehrlichkeit mochte von einer Bedingung nichts wissen, die er nicht zu erfüllen entschlossen war; der gewandtere Lasser ließ sich dieselbe gefallen in der gerechtfertigten Ueberzeugung, daß er schon Mittel und Wege finden werde, sie abzustreifen.

Indessen gab noch ein anderer Umstand den Ausschlag, als Kellersperg schon am 16. Nov. sein Mandat unverrichteter Sache in die Hände des Kaisers zurücklegte. Er war im Laufe der letzten drei Jahre der vollkommene Landjunker geworden; als man ihn im Laufe seiner dritthalbwöchentlichen Ministerodyssee auf der Suche nach seinen Collegen glaubte, stellte sich heraus, daß er in aller Stille auf sein Gut in Steiermark abgereist war, um dort eine Weinlicitation zu beaufsichtigen. Es wurde noch an demselben Tage Fürst Adolf Auersperg mit der Bildung des Ministeriums betraut. Er legte dem Kaiser am 20. Nov. sein Programm vor und berief auf Grundlage desselben die in Wien anwesenden Führer der Verfassungspartei auf den 21. zu einer Conferenz. Bei aller Bonhomie trat der Fürst den Herren doch ganz als Rittmeister a. D. gegenüber; er entwickelte kurz und bündig die Bedingungen, unter denen er das Präsidium des Conseil übernehmen wolle, und stellte dieselben nun der Verfassungspartei à prendre ou à laisser anheim, so etwa in dem Tone, als ob er sich an der Spitze seiner Escadron befinde. Die Grundzüge des Programms waren: strenge Durchführung der Verfassung unter Perhorrescirung aller Ausgleichsideen, doch ein billiges Abkommen mit den Polen, falls ein solches sich treffen lasse; Anerkennung der Nothwendigkeit, directe Wahlen einzuführen; durchgreifende Reorganisation der cisleithanischen Landwehr, der die erforderlichen Mittel bewilligt werden müßten, sie auf dieselbe Stufe wie die ungarische Honvédarmee zu heben. Die letzte Forderung war Auersperg vorher vom Hofe dictirt; sie zeigte eben deutlich, daß ein nicht unbedeutendes Motiv für die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen auch in der Hoffnung lag, durch den Reichsrath leichter und reichlicher die Mittel für die Vergrößerung der Armee zu erhalten. Die Mitglieder der Conferenz acceptirten aber unbesehens alle Vorschläge des Fürsten — ja sie thaten das um so anstandsloser, als eine Reihe von Symptomen ihnen die Pflicht sehr ernst ans Herz legte, erst nur einmal

Digitized by Google

in aller Eile sich wieder in den Sattel zu schwingen. Der Sturz Beust's am 6. Nov., vier Monate nachdem beide Delegationen seiner Politik ein enthusiastisches Vertrauensvotum dargebracht, war ein kaltes Sturzbad auf den Jubel über Hohenwart's Enthebung, und das Fiasco Kellersperg's hatte vollends wieder alle Welt stutzig gemacht. Außerdem regten sich auch die Gegner schon aufs neue, um aus diesen Verlegenheiten Nutzen zu ziehen. Am 9. Nov., gleich nachdem Beust die erbetene Entlassung erhalten, luden Graf Clam-Martinic und Rieger zu einem Föderalistencongreß in Prag ein. Allerdings erschienen am 21. Nov. außer den Czechen und Feudalen nur drei Slowenen und sechs Klerikale aus den deutschen Provinzen, und selbst diese konnten sich nicht einigen, da die Czechen sich wieder auf ihre Declaration zurückzogen, während die andern bei den Fundamentalartikeln verbleiben wollten. So verlief die Berathung völlig im Sande, da nicht einmal der Eine Beschluß, den Reichsrath nicht zu beschicken, ausgeführt ward. Immerhin war's ein Memento für die Verfassungspartei.

Am 26. Nov. veröffentlichte die „Wiener Zeitung" demzufolge die kaiserlichen Handschreiben, welche die Constituirung des neuen Cabinets enthielten. Generalmajor von Scholl und der „Landsmannminister" Grocholski wurden jetzt ebenfalls ihrer Stellen enthoben, doch gab ein eigenes Schreiben des Kaisers dem Fürsten auf, „in Betreff der Ernennung eines Ministers an Stelle Grocholski's seine Anträge" zu formuliren. Baron Holzgethan gab natürlich das Conseilpräsidium ab, behielt jedoch vorläufig das Finanzportefeuille. Fürst Adolf Auersperg, der jüngere Bruder des Fürsten Carlos, stand in seinem 51. Lebensjahre; er hatte die Rechte studirt und sich dann eine Zeit lang der militärischen Carrière gewidmet, in der er es bis zum Escadronschef gebracht und aus der ihm ein äußerst wohlthuendes, kurz angebundenes Wesen, sowie eine große Offenheit des Charakters haften geblieben war. Die politische Laufbahn hatte er seit dem Sturze Belcredi's betreten, indem er sich im Februar 1867 von dem böhmischen Großgrundbesitze in den prager Landtag wählen ließ. Wenige Monate später, als Graf Hartig auf den Posten eines Oberstlandmarschalls resignirte, wurde Fürst Adolf Auersperg zum Oberstlandmarschall ernannt und leitete nun als solcher drei Jahre lang mit ebenso großem Takt und Geschick wie mit einer Geschäftskenntniß, die bei einem Dragoneroffizier a. D. doppelt frappiren mußte, die Verhandlungen des Landtages und die Sitzungen des Landesausschusses. Durch das Bürgerministerium 1869 ins Herrenhaus berufen, betheiligte er sich dort gleichfalls mit großer Sachkunde an finanziellen Debatten. Als indessen Anfang 1870 nach dem Austritte der Minorität das Bürgerministerium sich an ihn wendete, um einen neuen Präsidenten zu finden, war der Fürst klug genug, sich nicht auf einem Fahrzeuge zu compromittiren, das schon mehr als halbes Wrack war; das Ministerium Hasner mußte ohne ihn in See stechen für seine kurze Fahrt. Als aber Potocki die Ausgleicherei begann und der verfassungstreue Oberstlandmarschall die Auflösung des böhmischen Landtages voraussah, hielt er in der letzten Sitzung des Landesausschusses eine epochemachende Rede, in der er treues Festhalten an der Verfassung gelobte und das unerschütterliche Festhalten an der letztern als den einzig möglichen Rechtsboden bezeichnete. An der Spitze des jetzt nachfolgenden feudal-czechischen Landtages nahm Graf Nostitz-Rhieneck, der schon Schmerling zu reactionär gewesen und der deshalb seiner Stellung enthoben worden war, den Platz Auersperg's ein, der zur Entschädigung zum Landespräsidenten von Salzburg ernannt wurde. In dieser Stellung machte der Fürst dem Grafen Hohenwart die schneidigste und rückhaltloseste Opposition. Als Zireček den Gymnasialdirector Schmued von Salzburg strafversetzte, benutzte Auersperg ein Bankett des Alpenvereins und das Abschiedsdiner für den Gemaßregelten, einen Toast auf die neuen Schulgesetze, die Freiheit der Schulen und der Lehrer auszubringen. Seinem Einflusse dankte es Salzburg, daß die Wahlen im Großgrundbesitze constitutionell ausfielen

Digitized by Google

und das Ländchen seinen verfassungstreuen Landtag behielt. Nie wird man ihm die Eröffnungsrede bei der Installirung des neuen Landtages am 14. Sept. 1871 in Oesterreich vergessen: „Festhalten an Verfassung und Reich, das ist des Salzburgers historisch-politische Individualität; als ehrlicher Mann bin ich hierher gekommen, als ehrlicher Mann gedenke ich auch einst von hier fortzugehen."

Als die eigentliche Seele des Cabinets, namentlich in Bezug auf jene Fach- und Localkenntnisse, die wesentlich die Regierungs- und Verwaltungsfähigkeit eines Gouvernements bedingen, konnte der Minister des Innern, Baron Lasser, gelten. Er stammte aus einem alten salzburger Adelsgeschlechte und stand in seinem 57. Jahre. Von seiner Heimat 1848 in den wiener Reichstag wie in das frankfurter Parlament gewählt, hatte er für den erstern Sitz optirt und in Kremsier als Vicepräsident des Hauses sowie im Verfassungsausschusse eine hervorragende Rolle gespielt. Bald nach der Auflösung der Constituante machte er seinen Frieden mit Stadion und war als Ministerialrath Bach's rechte Hand bei der Organisirung der politischen Behörden. Unter Goluchowski Sectionschef und nach dem Erlasse des Octoberdiploms provisorisch mit der Justiz betraut, ward er von Schmerling zum „Verwaltungsminister" erkoren. Die Wahlordnungen zu den Landtagen der Februarverfassung, welche das deutsche und das bürgerliche Element vor der Wegspülung durch eine ultramontan-slawische und bäuerliche Sündflut schützten, waren wiederum wesentlich sein Werk; desgleichen fiel ihm allein die Rolle zu, den Staatsminister im parlamentarischen Redekampfe zu unterstützen. Durch die Sistirungsminister unter der Hand allerlei schmuziger Finanzmanöver verdächtigt, so zwar, daß damals die amtliche Publicirung der ihm verliehenen Freiherrnwürde in der „Wiener Zeitung" unterblieb, übernahm Lasser nach Einsetzung des Bürgerministeriums die Statthalterschaft Tirols erst, nachdem ihm eine eclatante Genugthuung, welche die vollständige Lügenhaftigkeit jener Gerüchte anerkannte, unter der Hand gewährt worden. Während seiner dreijährigen Amtirung zu Innsbruck zeigte er, wie er auch der Mann war, der dafür zu sorgen verstand, daß ein liberales Gesetz nicht blos ein werthloser Papierfetzen bleibe. Von der Bevölkerung sehr geachtet, war Lasser seitens der Schwarzen die bestverleumdete Persönlichkeit des Landes. Seine hohe Bedeutung trat so recht augenscheinlich hervor, als seine Amtsenthebung, die im Sommer 1870 durch Potocki erfolgte, beide Parteien in Tirol in furchtbare Aufregung versetzte und alle Dimensionen einer Haupt- und Staatsaction annahm. Während die Römlinge Lasser's Entsetzung als Vorläuferin von der Aufhebung der Schulgesetze betrachteten und laut den bevorstehenden Umsturz der ganzen Verfassung bejubelten, glaubten die eingeschüchterten Liberalen die Zeiten des Concordatsabsolutismus zurückgekehrt. Unter Hohenwart war dann Lasser als Abgeordneter des salzburger Großgrundbesitzes mit großer Gewandtheit thätig, um extreme Beschlüsse zu verhindern und dadurch den Zusammenhang der eigentlichen Verfassungspartei mit dem Großgrundbesitze zu wahren; namentlich sorgte er dafür, daß der Conflict zwischen Regierung und Parlament nicht bei Gelegenheit der Landwehrfrage zum Ausbruche kam, wohin Hohenwart denselben mit Gewalt verlegen wollte. Das Cultus- und Unterrichtsdepartement übernahm Stremayr aus Steiermark, der Zeit- und Altersgenosse Giskra's im frankfurter Parlament und durch diesen aus dem grazer Landesausschusse als Sectionschef nach Wien berufen, zum dritten mal. Er hatte dasselbe Portefeuille unter Hasner im Frühjahre, und dann wieder unter Potocki im Sommer und Herbst 1870 innegehabt. Unter seiner Amtirung war Ende Juli 1870 die Kündigung des Concordats erfolgt und im September das Versprechen der Thronrede, die dadurch entstandenen Lücken durch eine Reihe confessioneller Vorlagen auszufüllen. Daß Stremayr über diese Gesetzentwürfe mit Döllinger in München eifrig conferirt hatte, war bekannt. Jetzt mußte sich zeigen, ob dieselben wirklich so fix und fertig im Archive des Ministeriums

Digitized by Google

balagen, wie er im Sommer 1871 behauptet, als er seinen Nachfolger und Vorgänger im Amte Jireček darüber interpellirte. Mit ihm trat auch Banhans, der Ackerbauminister Hasner's, ebenfalls durch das Bürgerministerium als Sectionschef nach Wien berufen, wieder in die Regierung ein, diesmal für das Handelsdepartement. Er war der sechsundvierzigjährige Sohn eines böhmischen Dorfschullehrers und hatte 1848 als Centurio in der prager Juristenlegion gestanden. Nach kurzer bureaukratischer Thätigkeit in den gemischten administrativ-juridischen Fächern war Banhans Director der großen Waldstein'schen Güter geworden, und hatte seit 1867 im böhmischen Landtage Schlagfertigkeit der Rede wie politische Gesinnungstreue bewiesen. Das Ackerbauportefeuille erhielt Ritter von Chlumetzky, mährischer Großgrundbesitzer, der als solcher zwar stets, im Abgeordnetenhause wie namentlich im brünner Landtage, eine vermittelnde Stellung einzunehmen gestrebt hatte, aber doch in den großen Krisen zur Zeit der Sistirung wie zur Zeit der Fundamentalartikel entschieden verfassungstreu geblieben war. Unter Belcredi gab er seine Stellung als Staatsanwalt-Substitut auf und unter Hohenwart stimmte er für die Adresse gegen denselben. Der jüngste Minister war der Inhaber des Justizportefeuilles, Glaser, Professor des Strafrechts an der wiener Universität, der erst Anfang der dreißiger Jahre stand. Als Sectionschef im Cultus- und Unterrichtsdepartement hatte er unter dem Bürgerministerium bis zu Hasner's Sturz gedient; an den Schul- und confessionellen Gesetzen hatte er vielfach mitgearbeitet, namentlich das Reichs- und Volksschulgesetz war sein Werk. In den niederösterreichischen Landtag und durch diesen in den Reichstag war er erst im Sommer 1870 bei den Neuwahlen unter Potocki als Repräsentant der innern Stadt Wien gekommen. Als Sprechminister ohne Portefeuille war sein gleichalteriger Freund und College, mit dem zusammen er auch juridische Schriften herausgegeben, Professor Unger, dem Cabinet beigesellt. Oberst Horst von der Reserve übernahm einstweilen die Leitung des Landesvertheidigungsministeriums, das durch die Projecte zur Reorganisirung der Landwehr erhöhte Bedeutung erhielt.

Was die Clausel wegen Ernennung eines neuen „Landsmannministers" anbetraf, so halfen die Polen selber dem Fürsten Auersperg, sich dieselbe sofort in coulantester Weise vom Halse zu schaffen. Ein Executivcomité polnischer Abgeordneter, das sich in Wien installirt, bezeichnete den Grafen Wodcicki als Candidaten für den vacant gewordenen Posten. Wodcicki gehört zu den starrsten Reactionären und Ultramontanen, sowie zu den aufgeblasensten Feudalen Galiziens; unter allen, die man finden konnte, war er daher der Unannehmbarste für ein liberales Cabinet, während zugleich seine blaublütige Grandezza im Zusammenstoß mit Auersperg's militärischer Schroffheit eine schnelle Entscheidung herbeiführen mußte. Der Fürst erklärte kurz und bündig, die Concessionen Potocki's und Hohenwart's aufrecht erhalten zu wollen, sich aber zu weiter nichts verpflichten zu können. Der Graf erwiderte, er sei an den Beschluß des Executivcomité gebunden und dürfe in das Ministerium nur eintreten, wenn dieses sich anheischig mache, im Reichsrathe eine Vorlage einzubringen, die das Verhältniß Galiziens zur Monarchie im Sinne der Resolution ordne. Auf Auerperg's unumwundene Weigerung reisten Wodcicki und die Mitglieder des Executivcomité noch im Laufe des 27. nach Hause. Das Programm des Ministeriums besagte in wenigen kurzgefaßten Zeilen: „Die Regierung sei aus Männern gebildet, die im parlamentarischen Leben wiederholt ihre politische Ueberzeugung durch Wort und That bekundet hätten und diese ihre Ueberzeugung auch in ihrer jetzigen Stellung zu bewähren und zu bethätigen wissen würden. Ihre Schritte würden keinen Zweifel lassen an dem ernsten Willen und eifrigen Bestreben, den Staatsgrundgesetzen auf allen Gebieten die gebührende Achtung zu sichern, die staatlichen Institutionen dem wahren Geiste der Verfassung gemäß fortzubilden, allen Volksstämmen den gleichen unparteiischen Schutz und die gleiche liebevolle Pflege zuzuwenden, die Verwaltung mit

Digitized by Google

fester Hand zu führen und für die Hebung der materiellen Interessen des Reiches sowie der volkswirthschaftlichen Lage wirksame Sorge zu tragen." Gleichzeitig löste ein kaiserliches Patent die fünf Landtage von Oberösterreich, Krain, Bukowina, Mähren und Vorarlberg auf, ordnete Neuwahlen an und berief die fünf neugewählten Landtage auf den 18. Dec. ein. In Oberösterreich und Mähren kam es einfach darauf an, die Fälschungen Hohenwart's und Schäffle's rückgängig zu machen; in Vorarlberg und der Bukowina wollte man wenigstens versuchen, ob die schon unter Potocki verloren gegangenen Positionen nicht für die Liberalen wiederzuerobern waren; in Krain, das bereits Belcredi den Slowenen ausgeliefert, mußte man wenigstens der verfassungstreuen Minorität, die den Landtag wegen seiner Verwahrungen gegen die Verfassung unter Protest verlassen, durch Herstellung eines neuen legalen Landtages die Möglichkeit sichern, mit Ehren in denselben einzutreten. Jetzt endlich war das Faschingsministerium rite eingesargt und begraben. Einen Denkstein setzte ihm noch in den letzten Novembertagen das philosophische Doctorencollegium der wiener Universität, indem sein Dekan, zugleich der Landesschulinspector, in dem Jahresberichte, der in das Memorabilienbuch der Facultät aufgenommen wird, „der unglücklichen Hand, welche das Unterrichtswesen im letzten Jahre geleitet", erwähnte.

Daß es die höchste Zeit war, Ordnung und Autorität wiederherzustellen inmitten der wilden Hetzjagd, die unter Hohenwart gegen alle, den Feudalen, Ultramontanen oder Nationalen misliebigen Gesetze entfesselt worden, zeigten zwei Ereignisse um die Jahreswende in wahrhaft bengalischer Beleuchtung. Am 12. Dec. erschoß in dem steirischen Flecken Stainz ein junger bigoter Bauerbursche den freisinnigen Bürgermeister Hangi meuchlings im Amte, weil der Herr Curat allsonntäglich von der Kanzel gepredigt, es müsse ein Ende gemacht werden mit den Liberalen; und in Prag erstach Anfang 1872 ein fanatischer Czeche den verfassungstreuen Finanzrath Falk, einen hochbejahrten Mann, aus politischem, oder vielmehr aus nationalem Partei- und Rassenhasse. Namentlich in dem Falle mit Hangi lagen die Gründe des Verbrechens so recht handgreiflich zu Tage. Der Bürgermeister, ein äußerst thätiger Greis von 75 Jahren, war ein Protestant aus Deutschland, und Stainz mit einer ultramontanen Bevölkerung liegt in einer Gegend der südlichen Steiermark, wo in jüngster Zeit Deutsche und Slawen hart aneinandergerathen waren. Unter Hohenwart hatten jene slawischen Hetzereien, denen Belcredi in Krain den Boden geebnet, sich über die Karawanken nach Untersteier verbreitet, wo der Klerus in Person die slowenischen Bauern zu blutigen Raufereien mit der deutschen Verfassungspartei anführte. Hangi war der unausgesetzte Gegenstand klerikaler Verfolgungen auch von der Kanzel herab gewesen, seitdem er drei Jahre vorher durch sein mannhaftes Auftreten den freisinnigen Wanderprediger Markwardt vor der Lynchjustiz des fanatisirten Pöbels gerettet. Der Mörder, Joseph Puches, hatte bereits zwei Jahre früher geäußert, er werde den Bürgermeister tödten, weil derselbe „ein Freidenker und Religionsräuber" sei. Deshalb in Untersuchung gezogen, wurde er einer Irrenanstalt übergeben. Kurz nach seiner Entlassung aber machte er seine Drohung wahr, indem er nachmittags um 3 Uhr in die Amtsstube Hangi's trat und ihn von hinten mittels einer Pistole fusilirte, die mit 14 Posten geladen war. Bei Hangi's Leichenbegängnisse ward daher auch eine Petition an das Ministerium aufgesetzt, die sofort von mehrern hundert Männern und Frauen aus Stainz und einem Dutzend umliegender Ortschaften unterzeichnet wurde. Dieselbe ersuchte in den fulminantesten Ausdrücken um ein Gesetz gegen den Misbrauch der Kanzel, wie es soeben im Deutschen Reichstage beschlossen worden. „Wir erkennen in diesem scheußlichen Unternehmen nach unserer vollsten Ueberzeugung nur eine Folge des ewigen Hetzens der Geistlichkeit gegen Bildung und Freiheit", hieß es in dem charakteristischen Schriftstücke. „Wir erkennen in den Geistlichen, wie sie dermalen, mit wenigen Ausnahmen, sind,

Digitized by Google

die größten und gefährlichsten Feinde der Gesittung, der sie, im Bunde mit der Dummheit und Schlechtigkeit, den Vernichtungskrieg geschworen. Der Beichtstuhl, die Christenlehren, die Kanzel, kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um die Menschen gegeneinanderzuhetzen. Aus Dienern der Religion und der Sitte sind sie Knechte einer Religion des Hasses und des Blutdurstes geworden. Wir sind schutzlos gegenüber den feigen Angriffen der Geistlichkeit von der Kanzel herab, gegenüber ihren geheimen und verderblichen Hetzereien im Beichtstuhle." Deshalb petitioniren die Unterzeichner um den Erlaß von Strafgesetzen, damit „ein verkommener Klerus nicht länger die wahre Religion als Deckmantel für seine Geschäfts- und Privatinteressen benutzen dürfe". Man steuerte offenbar dem Chaos zu, von dem es denn doch zweifelhaft erschien, ob der Belagerungszustand es dann wieder ebenso schnell wie 1848 werde bewältigen können; und mußte daher, schon zur Restaurirung der Alltagsordnung, möglichst schnell in das verfassungsmäßige Gleis einlenken.

Die ersten Schritte in dieser Richtung waren denn auch bezüglich Böhmens noch während des ministeriellen Interregnums geschehen. Am 4. Nov. war im prager Landtage das mit Holzgethan's Contrasignatur versehene Rescript vom 30. Oct. verlesen, die denselben kurzweg zur bedingungslosen Vornahme der Reichsrathswahlen anwies. Am 8. Nov. ward der Landtag, nach Ablehnung dieser Forderung, geschlossen und am 16. die Ausschreibung directer Wahlen für das Abgeordnetenhaus angeordnet. Da noch einen Tag vor dem Landtagsschlusse Graf Chotek von seinem Posten als Statthalter von Prag zurückgetreten war, wurde er am 4. Nov. durch den Feldmarschallieutenant Baron Koller ersetzt, den eine Woche darauf das Ministerium Auersperg wieder zum Statthalter und Landescommandirenden ernannte. Er vereinte also wieder wie unter dem Bürgerministerium die Civil- und Militärgewalt, und die Folgezeit bewies, daß die Regierung einen glücklichern Griff gar nicht hätte thun können; denn seit jenem verhängnißvollen Einfalle Potocki's, den General durch den Fürsten Mensdorff zu ersetzen, war in dem Königreiche alles zusehens aus Rand und Band gegangen. In der Wiederherstellung geordneter Zustände nun hat Koller ohne Anwendung drastischer Mittel binnen kurzer Zeit Nennenswerthes geleistet. Ein gutes Vierteljahr hatte er vollauf damit zu thun, die aus den Fugen gegangene Staatsautorität einzurenken; dann erst konnte man an die Wiederherstellung jener verfassungsmäßigen Zustände denken, die Potocki durch Auflösung des verfassungstreuen prager Landtags aus den Angeln gehoben. Daß letzteres eine längere Thätigkeit erfordern würde, war aller Welt klar; es wunderte sich daher auch niemand, daß die Auflösung des böhmischen Landtags einer spätern Zeit vorbehalten ward. Der mißliche Erfolg directer Wahlen für das Abgeordnetenhaus rechtfertigte diese Vorsicht nur zu sehr. Höhnisch, aber auch höchst charakteristisch für den ausschließlich reactionären Charakter der czechischen Agitation, hatten die nationalen prager Blätter den Adel gefragt, was denn Hr. Professor Herbst und die deutsche Casinopartei ihnen zu bieten hätten, während sie auf die Wahlordnungsentwürfe aus Hohenwart's Zeit mit den zahllosen feudalen Virilstimmen triumphirend hinwiesen als auf den besten Beweis, wie gut die slawische Partei es mit dem Landesadel meine. So kam es, daß bei den Wahlen des Großgrundbesitzes am 14. Dec. die Feudalen mit 226 gegen 202 verfassungstreue Stimmen siegten, mithin siegte eine Liste von 15 Namen, deren Besitzer nicht in den Reichsrath gingen. Eine gleiche Anzahl städtischer und hauptsächlich ländlicher Mandate ward an Declaranten vergeben, sodaß statt 54 nur 24 Vertreter Böhmens in das Parlament kamen. Was die fünf aufgelösten Landtage anbetraf, so wurde in Brünn und Linz spielend die verfassungstreue Majorität wiederhergestellt; auch in Czernowitz eroberte die Verfassungspartei sich ihr altes Uebergewicht aus den Tagen des Bürgerministeriums zurück. In Feldkirch dagegen blieb den Ultramontanen, und in Laibach den Slowenen die alte Mehrheit; immerhin war dieselbe durch den Umschwung in Wien und durch die Ernen-

Digitized by Google

nung liberaler Landeshauptmänner zu Landtagspräsidenten so weit eingeschüchtert, daß nach der Eröffnung der Versammlungen am 18. überall anstandslos die Beschickung des Reichsrathes erfolgte. In Oberösterreich war die klerikale, in Mähren die nationale Minderheit nicht erschienen; in der Bukowina entfernten sich unter Protest die Anhänger Petrino's aus dem Saale; doch zählten sie nur elf Köpfe, acht Großgrundbesitzer und drei Bauern. Vorarlberg entsendete daher wol zwei Ultramontane; Oberösterreich dagegen acht Verfassungstreue und nur zwei klerikale Bauern, die zwar nicht erschienen waren, aber auch nicht ihr Mandat niedergelegt hatten; die Bukowina fünf Verfassungstreue; Mähren 18 Deutschliberale und daneben vier Czechen, die natürlich sowenig in den Reichsrath wie in den Landtag gingen; Krain fünf Klerikale und Slowenen sowie einen Verfassungstreuen aus der Großgrundbesitzercurie, den Grafen Thurn. Außer in Laibach war die Procedur überall glatt abgelaufen. Dort hatte die Regierung, um einigermaßen Ordnung in die slowenischen Horden und deren „schwarze" Putscher zu bringen, den jungen Bezirkshauptmann von Littai, Grafen Alexander Auersperg, zum Landeshauptmann und damit zum Landtagsvorsitzenden ernannt. Das war nun, wie die „Nationalen" erklärten, für die Majorität der Versammlung „ein Faustschlag ins Gesicht"; denn gerade Auersperg hatte unter dem Bürgerministerium bei der Affaire am Jantschberge und bei Josephsthal, wo deutsche Turner und ehrsame Bürger Laibachs von slowenischen Raufbolden überfallen wurden, energisch eingegriffen und weiteres Unheil verhütet. So ward denn der neue Vorsitzende von der Versammlung und von den Galerien mit landesüblichem Grunzen und Johlen in der Landstube empfangen. Der Landespräsident Hohenwart'scher Factur aber, Hr. von Wurzbach, schaute dem Skandal höchlichst amusirt zu. Indessen Auersperg hielt stand und wußte in der Schlußsitzung die unverclausulirte Vornahme der Reichsrathswahlen zu erzwingen, indem er jede Bezugnahme auf die frühern, die Verfassung negirenden Adressen für ungesetzlich und unzulässig erklärte.

War nun die Verfassungspartei im Parlament durch die Wahlen in den sechs Kronländern numerisch schon wesentlich gestärkt, so stellte sich doch ihre moralische Consolidirung als ein noch weit größerer Vortheil heraus. Von den Fractionen, die im Frühjahr 1870 den Reichsrath durch ihren Austritt gesprengt, bildeten die Polen das eigentliche Centrum und den Rückhalt der ganzen Phalanx. Alle Versuche jedoch, sie zum Nichterscheinen in dem Abgeordnetenhause zu bewegen, waren vergeblich geblieben und mußten es bleiben; denn wenn sie auch vorläufig um den „Landsmannminister" gekommen waren, hatten sie doch viel zu bedeutsame Concessionen und selbst von Auersperg noch viel zu hoffnungsreiche Wechsel auf die Zukunft erhalten, um dieselben so leichten Herzens preiszugeben, zumal sie recht gut wußten, daß Auersperg und Lasser nur auf einen guten Vorwand lauerten, um mit den Ruthenen, Bauern und Juden gegen die trotzigen polnischen „Herren" und Schlachtschitzen zu operiren. Unter den specifischen Föderalisten, die sich damals unter Petrino's Führung gestellt, Rumänen und Südländern, waren die Abgeordneten der Bukowina jetzt wieder der Verfassungspartei gewonnen; die Slowenen Krains waren eingeschüchtert; Triester, Görzer, Istrianer, Dalmatiner aber waren neutralisirt. Die Partei hatte dem Ministerium heftige Vorwürfe gemacht, daß es nicht auch den Landtag in Zara aufgelöst, der unter Potocki den Verfassungstreuen abwendig geworden. Sendboten der autonomistischen und der italienischen Minorität trafen mit einem Memorandum in Wien ein, worin alle brutalen Vergewaltigungen auseinandergesetzt wurden, durch die es der kroatischen Nationalpartei gelungen war, die intelligente und gebildete Minderheit der Bevölkerung vollständig mundtodt zu machen, bis der Anschluß an das dreieinige Königreich durchzusetzen sein werde. Das Cabinet zog es vor, seine eigenen Wege zu wandeln, und es hatte den Erfolg für sich; denn in eifrigen Verhandlungen glückte es ihm, die Südländer durch Eisenbahnversprechungen, die Dalmatiner außer-

Digitized by Google

dem noch durch eine Reihe anderer Zugeständnisse so geschmeidig zu machen, daß sie die gouvernementale Partei in den wichtigsten Lebensfragen durch ihre Stimmen unterstützten. Damit war das Uebelwollen der Krainer und Slowenen paralysirt; und wie der föderalistischen Opposition durch die Theilnahme der Polen am Reichsrathe, so war der ultramontanen Renitenz dadurch das Rückenmark ausgezogen, daß die Declaranten Böhmens und Mährens, an welche die Widersetzlichkeit der „schwarzen Bettelczechen" aus den Alpenländern sich anlehnte, ihre eigenen Wege des passiven Widerstandes wandelten. Diese letztern konnten Pater Greuter und Consorten, für welche der Föderalismus blos als Mittel zur Wiederaufrichtung des Concordats Bedeutung hatte, nur im alleräußersten Falle und nur wenn sie hoffen durften, durch einen Strike den Reichsrath wirklich in die Luft zu sprengen, conveniren. Davon aber war doch selbstverständlich keine Rede, solange Polen und Föderalisten im Abgeordnetenhause mitthaten. Kurz, sie kamen alle mit Ausnahme der Czechen — viele unter ihnen voll übeln Willens, aber allzumal bereit, mit sich handeln zu lassen, da sie eine dunkle Ahnung hatten, daß infolge des Katzenjammers, der naturgemäß der Orgie der Fundamentalartikel gefolgt war, die staatsrechtliche Opposition schwer daniederliege und das Cabinet ganz danach angethan sei, die bereits eingesetzten Keile so weit einzutreiben, bis die Sprengung erfolge. So mochte das Ministerium denn dem Zusammentritt des Reichsrathes um so ruhiger entgegensehen, als es vorher noch das Gesetz des niederösterreichischen Landtages bezüglich der „Zehnguldenmänner" in Wien sanctioniren ließ, das Potocki so unklug in der Schwebe gehalten und an dessen Genehmigung natürlich auch Schäffle nicht gedacht, obgleich er doch in Brünn und anderwärts die illegalsten Hebel angesetzt, um durch eine angeblich demokratische Ausdehnung des Wahlrechtes das liberale deutsche Bürgerthum in einer bald socialistisch, bald klerikal angehauchten Arbeiterinvasion zu ertränken. Jetzt endlich war Schmerling's Strenge gut gemacht, daß der wiener Bürger, um Wähler zu sein, doppelt so viel an Steuern zahlen müsse als der Insasse irgendeiner andern Stadt. Am 23. Dec. wurde die gouvernementale Partei im Herrenhause durch die Ernennung von acht neuen Pairs verstärkt, den früher ernannten Beust nicht mitgerechnet — darunter Kaiserfeld, der Landeshauptmann von Steiermark und früherer Präsident des Abgeordnetenhauses, General von Hartung in Pension, Senatspräsident Baron von Apfaltern vom Obersten Gerichtshofe, von Rizzy, Vicepräsident des wiener Oberlandesgerichtes. Erster Präsident des Herrenhauses ward wieder, wie in Schmerling's Tagen, Fürst Carlos Auersperg, des Premier ältester Bruder; in Schmerling's Gemüth aber blieb infolge des Aergers, daß er sich von seinem Sitze unter Hohenwart gestürzt sah, ein Stachel zurück, der so manche Rancunen in seinem Auftreten gegen das Ministerium erklärt.

Durch die Enthebung Beust's hatte inzwischen die Krisis auch nach Ungarn hinübergespielt, indem die Erhebung des Grafen Andrássy zum Minister des Auswärtigen das pesther Cabinet, das seinen Premier verlor, stürzen mußte. Am 6. Nov. bereits hatte Staatsrath von Braun dem Reichskanzler insinuirt, daß er seine Entlassung nachzusuchen habe. Da die Delegationen vor kurzem erst einmüthig und enthusiastisch die Politik gebilligt, die Beust auf Befehl des Kaisers Deutschland gegenüber eingeschlagen, konnte der Minister mit Recht sagen, er wisse absolut kein anderes Motiv zur Begründung des ihm anbefohlenen Dimissionsgesuches als den Vorwand geschwächter Gesundheit. Am 13. Nov. trat Andrássy die Erbschaft an, die er und namentlich seine Frau, die Gräfin Katinka, so lange und heiß ersehnt. Das gräfliche Paar hielt seinen Einzug in dem Palais am Ballplatze zu Wien, nachdem Andrássy vorher die Deák-Partei bewogen, als seinen Nachfolger im Ministerpräsidium den Grafen Lonyay zu acceptiren, dessen Ernennung an demselben Tage erfolgte. Die Reichsfinanzen, die dadurch frei geworden, übernahm dann Baron Holzgethan, um endlich das seinem hohen Alter gebührende otium cum dignitate

Digitized by Google

zu finden, und an seine Stelle als cisleithanischer Schatzkanzler trat am 17. Jan. 1872 Baron Depretis, der vor zwei Jahren unter Potocki das Handelsministerium geleitet hatte. Wie immer man Beust's Enthebung deuten mochte, in parlamentarischer Beziehung war sie jedenfalls ein Unicum. Der Umstand, daß gerade Braun, der Faiseur des Faschingsministeriums, hier wieder seine Hand im Spiele hatte, rechtfertigte den Argwohn vieler, als ob die eigentlichen Urheber dieser Katastrophe es in erster Linie darauf abgesehen hätten, durch Andrássy's Versetzung den Parlamentarismus in Ungarn, wo er ja so leidlich functionirte, aus den Angeln zu heben und dann das Hohenwart'sche Experiment unter günstigern Auspicien zu wiederholen, wenn es gleichzeitig in beiden Hälften der Monarchie inscenirt werden könne und in Pesth kein Minister residire, der den wiener Föderalisten das Concept verwirre. Lonyay, den die Deák-Partei nur mit größtem Widerwillen als Conseilpräsidenten annahm, war jedenfalls ganz der Mann, um auf alle Vorschläge einzugehen, die seiner Geldgier und seiner Ehrsucht lächelten. Und daß der Griff der richtige war, um Regierung und Parlamentsmajorität in Ungarn zu ruiniren, sollte schon die allernächste Zukunft zeigen. Uebel angelegt wäre mithin das Complot gar nicht gewesen; wenn nachher die Ereignisse einen andern Weg nahmen, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß gewisse kleinliche Hofintriguanten hinter den Coulissen in ihrer überschlauen Weise damals nicht ausgediftelt hatten, den in maßgebenden Kreisen gegen Beust herrschenden Unwillen über das definitive Scheitern aller Revancheplane solchergestalt auszubeuten. Ward doch der scheidende Kanzler mit Ehren förmlich überschüttet. Der Kaiser stattete ihm ostentiös einen halbstündigen Besuch ab; er ward zum Herrenhausmitgliede und zum Botschafter in London ernannt; das Entlassungsdecret betonte seine „unvergeßlichen Dienste". Damit ja kein Zweifel bleibe, daß es sich bei dem Ministerwechsel um eine reine persönliche Angelegenheit handle, hob Andrássy in seinem Antrittscircular vom 23. Nov. mit dürren Worten hervor, daß er die von seinem Vorgänger befolgte Politik beibehalte und gleich Beust an der Erhaltung des europäischen Friedens arbeiten werde. Auch der Wechsel, der am 28. Nov. in dem Generalcommando Ungarns eintrat, schien wol darauf hinzudeuten, als ob in manchen Köpfen die geniale Idee spuke, jetzt einmal den Spieß umzukehren und die Hebel einer klerikal-feudalen Politik in Pesth anzusetzen. Gablenz, dessen weltmännisches und coulantes Wesen unendlich viel beigetragen, das Verhältniß zwischen der Armee und den Honvéds leidlich zu gestalten, und der redlich das Seine gethan, die militärischen Behörden an die dualistischen und constitutionellen Formen zu gewöhnen, wurde in den Ruhestand versetzt, angeblich wegen der Nachwehen, die der Beinbruch hinterlassen, als er Anfang 1869 beim Empfange des Kaisers in Agram, wo er Landescommandirender war, vom Pferde stürzte. Antipathien bei Hofe hatten sich gegen Gablenz seit dem Deutschen Kriege immer von Zeit zu Zeit gezeigt, abwechselnd mit dem Wunsche, seine Popularität zu benutzen, sobald man mit seiner Reactivirung einen bestimmten Zweck verband. Möglich, daß Beust ihn mit in seinen Sturz verwickelte, da der Kanzler dem General die demonstrativ publicirten Verse ins Stammbuch schrieb:

In gleichem Lande geboren,
Zu gleichem Dienste erkoren,
Ward durch uns beide nichts verloren.

Höchst auffallend war es jedenfalls, daß Gablenz zum Nachfolger einen starren Römling erhielt, den Feldmarschallieutenant Huyn, der mit seinem Hasse gegen die modern-constitutionellen Zustände förmlich Staat machte. Als Commandirender in Linz hatte er im Jahre 1868 unter dem Bürgerministerium eine Deputation, die um Ueberlassung des Paradeplatzes zu einem Meeting für die confessionellen Gesetze petitionirte, angefahren: „Die Herren hätten ja für solche Zwecke eine treffliche Arena auf dem Schindanger."

Digitized by Google

In Pesth provocirte der neue Landescommandirende sofort Misstimmung nach allen Seiten hin, indem er, seiner oberösterreichischen Vergangenheit getreu, den Offizieren der Garnison das Tanzen während der Adventszeit im Militärcasino verbot und diejenigen von ihnen, die infolge dieses Ukases aus dem Casino austraten, auf alle Weise chicanirte, ja pensioniren ließ. Auch an Andrássy in Wien traten die Ultramontanen bald mit Forderungen bezüglich des „Gefangenen im Vatican" heran, wurden indeß in einer Weise abgefertigt, die ihnen deutlich bewies, daß hier nichts für sie zu hoffen sei. Die Deputation eines katholisch-politischen Casinos unter Führung des Barons Stillfried, der eine hohe Hofcharge bekleidet, ließ sich nämlich Mitte Januar 1872 auf dem Ballplatze melden und begehrte ziemlich peremtorisch, daß Oesterreich alles aufbiete, um die „Gewaltthat vom 20. September" (die Besetzung Roms) rückgängig zu machen und den Heiligen Vater aus den Händen der Piemontesen zu befreien, da er als Oberhaupt der katholischen Kirche nicht in einem Zustande der Gefangenschaft verbleiben dürfe. Andrássy's, im ganzen Reiche mit Jubel begrüßte Antwort lautete sehr verständig: „Kein katholischer Staat sei in der Lage, dem Heiligen Vater ein Asyl zu gewähren, das ihm im Interesse der katholischen Religion und zur Ausübung seiner geistlichen Macht dieselben Vortheile bieten könne wie seine gegenwärtige Position in Rom. Bei aller Hingebung an die Kirche betrachte der Monarch die Erhaltung des Friedens als seine erste Aufgabe. Sein eigenes Programm, von dem er nicht abzugehen gedenke, sei Frieden nach innen und nach außen. . . . Sie wissen", schloß Andrássy seine Entgegnung, „ich bin ein Freund klarer Situationen. Ihre Vorstellungen aber werden nur klar, wenn sie in einen praktischen Vorschlag auslaufen. Sind Sie also der Meinung, daß wir in Italien einmarschiren sollen? . . . . Sie sehen, die Kritik ist hier leichter als ein positiver Vorschlag, womit ich übrigens keinen Vorwurf aussprechen, sondern nur die Sachlage constatiren will."

Ward aber sachlich an der Beust'schen Politik nicht das mindeste geändert, so kam doch um die Jahreswende in dem diplomatischen Personal ein umfassendes Revirement zu Stande, das neben der Absicht, eben jene Politik schärfer zu accentuiren, auch das Streben des Ministers zum klaren Ausdruck brachte, dem magyarischen Element einen möglichst weiten Spielraum in der Repräsentation der Monarchie nach außen hin, zu verschaffen. Die Beziehungen zu Rußland waren schon im September 1871 wieder vollkommen geordnet durch die Accreditirung des Generals Baron Langenau in Petersburg, nachdem bereits ein Jahr vorher Hr. von Nowikow als Vertreter des Zaren nach Wien gegangen war. In Paris resignirte der, factisch eigentlich schon seit dem Beginn des Krieges außer Curs gesetzte Fürst Metternich bei Andrássy's Amtsantritte definitiv. Weder fühlte das fürstliche Ehepaar sich heimisch in der Hauptstadt Frankreichs, seitdem die Republik an die Stelle des Empire getreten, noch war Thiers ein Botschafter Oesterreichs erwünscht, dessen Hotel prädestinirt sein mußte, den Brennpunkt aller bonapartistischen Complote zu bilden. Endlich waren auch Beust und Andrássy gleich froh, einen Diplomaten beiseitezuschieben, der bei ihren beiderseitigen, jetzt so eifrig vertuschten Hetzereien, um Oesterreich in den Krieg gegen Deutschland zu treiben, in erster Linie mitgeputscht hatte. Auf die pariser Botschaft kam Graf Apponyi aus London, sodaß letztere Ambassade für Beust frei wurde. Apponyi's Name hatte noch aus der Zeit des Julikönigthums einen guten Klang an der Seine, wo damals sein Vater Oesterreich repräsentirt hatte. Hand in Hand mit der Annäherung an Rußland ging auch die Anbahnung einer größern Intimität mit dem Deutschen Reiche; Mitte December wurden die beiderseitigen Gesandtschaften zum Range von Botschaften erhoben; wenn aber Generalmajor von Schweinitz auf dem wiener Posten blieb, benutzte Andrássy diese Gelegenheit, um in Berlin wieder den Grafen Károlyi zu accreditiren, der dort bis zum Kriege von 1866 gewesen. Der bisherige Gesandte in Berlin, Graf Wimpffen, war bereits

Digitized by Google

seit August designirt, den Baron Kübeck als Gesandten bei dem Könige von Italien zu ersetzen, eine Position, die dem römisch gesinnten Freiherrn nicht conveniren konnte und die er eigentlich nur dem Namen nach eingenommen. Widerwillig und spät hatte er, hinter Beust's Rücken mit der wiener Camarilla gegen die Weisungen des Kanzlers conspirirend, seine Aufwartung im Quirinal erst Anfang Juli gemacht, als Victor Emanuel's feierlicher Einzug schon vorüber war, und sich „aus Gesundheitsrücksichten" sofort wieder nach Florenz zurückgezogen, von wo er im August 1870 seine Versetzung nach Konstantinopel erlangte. Dort machte ihm Baron Prokesch-Osten Platz, der jene Ambassade seit sechzehn Jahren verwaltet hatte und nunmehr Anfang November mit dem Grafentitel in den Ruhestand versetzt ward. Aber auch den Posten am Goldenen Horn trat Kübeck kaum an; im Januar 1872 wurde Graf Ludolf zum Botschafter bei dem Sultan ernannt, ebenfalls nur als Platzhalter, bis Graf Andrássy zwei Jahre später den Grafen Franz Zichy dort unterbringen konnte. Im Mai kam denn endlich auch Kübeck auf der ihm zusagenden Gesandtschaft im Vatican zur Ruhe, welche Position der von Beust ernannte Graf Trauttmansdorff schon seit Jahren nur noch nominell innegehabt; allein geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn bald zur Rückkehr nach Oesterreich, und nach anderthalb Jahren ersetzte ihn definitiv Graf Paar.

Am 28. Dec. hatte mittlerweile der Kaiser persönlich den neuen Reichsrath eröffnet. Außer der deutschen Verfassungspartei waren auch die Polen, Dalmatiner und Küstenlandsdeputirten vollständig erschienen; es fehlten nur die Czechen aus Böhmen und Mähren, die meisten Slowenen, sowie viele Klerikale aus Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich, die indessen bis auf die Czechen im Laufe der Session größtentheils eintrafen. Jedenfalls war das Haus vollauf beschlußfähig und die Leichtigkeit, mit der es nach dreivierteljährigen Gewaltanstrengungen des Ministeriums Hohenwart, den Reichsrath für ewige Zeiten unmöglich zu machen, im Handumdrehen zusammengebracht war, bewies so recht deutlich, welche Heuchelei es war, ewig von einer Perhorrescirung des Parlaments durch die Majorität der Bevölkerungen zu schwatzen. Die charakteristischen Stellen der Thronrede sind folgende: „Meine Geneigtheit, mit Zustimmung des Reichsrathes die äußersten, mit der Staatseinheit verträglichen Zugeständnisse zu machen, vermochte nicht, den erwünschten innern Frieden herbeizuführen. Meine Regierung, gebildet aus Männern, die mein Vertrauen aus Ihrer Mitte berief, hält es für ihre erste Aufgabe, den verfassungsmäßigen Rechtszustand zu befestigen und dem Gesetze auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unbedingten Gehorsam zu sichern. Insoweit die eigenthümlichen Verhältnisse des Königreiches Galizien eine besondere Berücksichtigung in der Gesetzgebung und Verwaltung erfordern, wird meine Regierung bereitwillig die Hand bieten, um die im Schose der Reichsvertretung geltend gemachten Wünsche innerhalb der Grenzen der Macht und Einheit des Gesammtstaates zu erfüllen und hiermit diese Angelegenheit zum endgültigen Abschlusse zu bringen. Die Vorgänge der letzten Zeit haben die Erkenntniß zur Reife gebracht, daß, wie den Landtagen eine autonome Stellung gewährleistet ist, so auch dem Reichsrathe die volle Unabhängigkeit gesichert werden muß, indem die Reichsvertretung in selbständiger Weise gebildet wird. Meine Regierung wird eifrig bestrebt sein, für diese unmittelbare Verkörperung des österreichischen Staatsgedankens die Wege zu ebnen, um sie im geeigneten Zeitpunkte, unter Wahrung aller vertragsberechtigten Interessen, der Verwirklichung zuzuführen. Inzwischen aber wird Ihnen ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, der darauf berechnet ist, dem Misbrauch des verfassungsmäßigen Wahlmandats wirksam zu begegnen." Die folgenden Alineas verhießen „die ernste und zugleich schonungsvolle Durchführung der Volksschulgesetze, sowie die Ordnung des Universitätswesens"; ferner zum dritten mal — nach dem Handschreiben bei Aufhebung des Concordats vom Juli und nach der Thronrede vom September 1870 — die Ein-

Digitized by Google

bringung der confessionellen Vorlagen zur Ausfüllung der durch die Kündigung des Vertrages mit Rom entstandenen Lücken. Die Thronrede erklärte außerdem, das Ministerium werde sich „die Ausbildung der Landwehr insbesondere angelegen sein lassen"; desgleichen die Verbesserung der pecuniären Stellung für die Beamten und die niedere Geistlichkeit. „Groß und umfassend sind die Aufgaben, die Sie zu lösen berufen sind", schloß die Thronrede, „gehen Sie frischen Muthes und patriotischen Sinnes ans Werk! Die Völker Oesterreichs sind des staatsrechtlichen Haders müde; sie verlangen nach Frieden und Ordnung, um sich des Genusses der Rechte zu erfreuen, welche die Verfassung allen in reichem Maße und zu dem Zwecke gewährt, um in brüderlichem Zusammenwirken die große Mission Oesterreichs zu erfüllen." Tags darauf ging das Parlament in Ferien, nachdem beide Häuser der Regierung ein dreimonatliches Steuerprovisorium bewilligt und Zyblikiewitz im Unterhause wieder die galizische Landtagsresolution eingebracht.

Vom 13. bis 15. Jan. 1872 fanden in beiden Häusern die Adreßdebatten statt. Der Entwurf der Unterhausadresse rührte von Herbst her, und wenn auch der, von vorgeschrittenen Mitgliedern der Linken vielfach ventilirte Gedanke, das Ministerium Hohenwart in Anklagestand zu versetzen, aufgegeben war, wurde dennoch über die Fundamentalartikel-Wirthschaft in dem Schriftstücke ziemlich nachdrücklich der Stab gebrochen. „Ew. Majestät", begann das Document, „haben in den Rath der Krone aus der Mitte der Reichsvertretung Männer berufen, deren Verfassungstreue wir alles Vertrauen entgegenbringen. Diese Wahl und die oberste Aufgabe, mit der Ew. Majestät Weisheit die Regierung betraute: den verfassungsmäßigen Rechtszustand zu befestigen und dem Gesetze auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unbedingten Gehorsam zu sichern — sie sind geeignet, jene Besorgnisse zu beheben und jener Verwirrung in den Rechtsbegriffen zu steuern, welche das Vorgehen des frühern verantwortlichen Ministeriums hervorzurufen nur zu sehr geeignet war. Denn nie kann die Ueberzeugung von der allgemein verbindenden Kraft des geltenden Gesetzes Gemeingut werden und bleiben, wenn selbst die Geltung der Reichsgrundgesetze anscheinend mit Erfolg in Frage gestellt werden darf.... Es gibt Ansprüche, die vom Standpunkte der Verfassung nicht als berechtigt anerkannt, auf verfassungsmäßigem Wege nicht befriedigt werden können. Es sind dies jene Ansprüche, welche sich auf die Voraussetzung stützen, daß die Staatsgrundgesetze bezüglich einzelner Königreiche und Länder nicht zu Recht bestehen.... Solche Ansprüche stellen der Verfassung das böhmische Staatsrecht gegenüber, sie vindiciren dem Königreiche Böhmen die Stellung eines selbständigen souveränen Staates, der mit den andern Königreichen und Ländern rechtlich nur durch das Band der Personalunion verbunden sei und nur im Wege vorausgehender freier Vereinbarung sich eine Beschränkung seines sonst unbegrenzten Selbstbestimmungsrechts gefallen lassen könne. Zwischen solchen Ansprüchen und der für Böhmen nicht minder als für die andern Länder bestehenden Verfassung kann es keinen Ausgleich geben; denn sie sind eben nur die einfache Verneinung der bestehenden Verfassung." Mit ebenso enthusiastischen wie energischen Worten stimmte die Adresse dem Passus der Thronrede über die Nothwendigkeit directer Wahlen zu: „Auch wir erblicken hierin die unmittelbare Verkörperung des österreichischen Staatsgedankens, und nicht minder die Gewährleistung des unbestreitbaren Rechtes der treu zum Reiche und der Verfassung stehenden Bevölkerung eines jeden Kronlandes, im Reichsrathe vertreten zu sein — ein Recht, das ihr durch Misbrauch des verfassungsmäßigen Wahlmandats nicht vereitelt werden darf. Es wird von der Bevölkerung schwer empfunden, daß Jahr für Jahr in landtäglichen Versammlungen die Frage der Reichsrathsbeschickung einen Gegenstand des Streites bildet und damit unaufhörlich neue Krisen und Erschütterungen über das Reich heraufbeschworen werden. Nur wenn der Reichsrath von den Landtagen losgelöst und damit den Parteien die Möglichkeit genommen wird, von den Landtagen aus immer und

Digitized by Google

immer wieder Reichsrath und Verfassung in Frage zu stellen, kann erwartet werden, daß der unfruchtbare staatsrechtliche Hader in den Landtagen verstumme, daß sich die Bewohner eines und desselben Landes im Landtage zu gemeinsamer friedlicher Arbeit vereinigen, und daß dadurch das gerechte Verlangen der Bevölkerung nach fruchtbringender Thätigkeit der Landtage befriedigt wird." Die sogenannte polnische Frage endlich ward von der Adresse in unlösbaren Zusammenhang mit der Wahlreform gebracht: die letztere werde es durch die Kräftigung der Centralvertretung erleichtern, über die besondere Berücksichtigung Galiziens die erwünschte Verständigung herbeizuführen „und so diese Angelegenheit zugleich mit der Wahlreform zum endgültigen Abschlusse zu bringen". Der Ministerpräsident erklärte in einer kurzen und ziemlich peremtorisch formulirten Ansprache, daß die Regierung an ihrem Programm, wie es in der Thronrede ausgesprochen sei, „unwiderruflich festhalten müsse und werde". Indem er aber „mit freudigem Dank" das Vertrauensvotum des Hauses entgegennahm, constatirte er dennoch, „daß zwischen Thronrede und Adreßentwurf keine vollständige Congruenz herrsche, sowol was den Rückblick in die Vergangenheit, als was den Ausblick in die Zukunft betreffe". In Betreff der Vergangenheit hätte die Regierung gewünscht, den Schleier der Vergessenheit über Abgethanes zu werfen; in Bezug auf die Zukunft behalte sie sich vor, „ihre Ansichten sowol was die Sache selbst als was die Vorgangsweise anbelangt, in jenem nahe bevorstehenden Moment auszusprechen, in welchem positive Vorlagen als greifbares Substrat der Verhandlungen vorhanden sein würden". Uebrigens hoffe sie vollständige Uebereinstimmung und harmonisches Zusammenwirken mit dem Reichsrathe zu erzielen. Dem Ministerium war die Verurtheilung des Cabinets Hohenwart, mit Rücksicht auf den Hof, noch immer zu scharf; außerdem wünschte es — wie sich später zeigte, mit vollem Rechte und auf Grund einer viel geschicktern Strategie, als die des Abgeordnetenhauses es war — in Betreff der galizischen Frage durchaus freie Hand zu behalten und dieselbe daher bezüglich des modus procedendi auf keinen Fall mit der Wahlreform verquickt zu sehen. Die Verfassungspartei aber hatte sich seit den Tagen Potocki's und namentlich Hohenwart's viel zu sehr in die Idee verrannt, für Gewährung der directen Wahlen den Polen eine ähnliche Stellung zu gewähren, wie sie drüben die Kroaten innehaben, als daß sie so leicht von dieser Auffassung hätte lassen können. Ausdrücklich betonte Herbst in seiner Schlußrede, nie würden seine Committenten ihm gestatten, in eine Aenderung des Staatsgrundgesetzes, die blos Einem Kronlande zugute komme, zu willigen, wenn nicht zugleich für das ganze Reich die hochersehnte Wahlreform zu Stande komme. Im Laufe der Specialdebatte zeigte sich übrigens so recht deutlich, wie traurig es um die angebliche Einigkeit der Opposition bestellt war, sobald sie über das bloße Negiren der Verfassung hinausging. Im Namen der Polen verlangte Czerkawski die Streichung des Passus, der die Erfüllung der galizischen Forderungen mit der Wahlreform verknüpfte. Die Slowenen, die sich bis dahin schon im Hause eingefunden, erklärten durch Poklukar, sie könnten als Föderalisten dem Amendement Czerkawski nur dann zustimmen, wenn auch allen übrigen Kronländern eine gleiche Sonderstellung wie Galizien eingeräumt werde. Endlich fing Pater Greuter, der gleichfalls nach Neujahr seinen Sitz eingenommen, zwar an, dem Föderalismus ein Loblied zu singen, aber sofort zeigte sich, daß er den Centralismus eben nur perhorrescirte, solange derselbe josephinisch war, und daß ihm eigentlich nichts am Herzen lag, als dem glaubenseinheitlichen „Landl" Tirol ein gutes Stück Concordat zu retten. Er begann allerdings mit dem föderalistisch angehauchten Seufzer, daß ein Land für seine Freiheit und Autonomie nichts zu hoffen habe, wenn es „zu loyal sei, um die Wege von Debreczin und Világos zu wandeln". Sogleich aber bog er aus und ließ erkennen, daß er für Tirol nur zum Vortheile der Römlinge dasselbe Maß von Unabhängigkeit begehrte, das Ungarn sich ertrotzt. „Sie erbarmen sich des niedern Klerus:

Digitized by Google

er ist arm! sehr arm! aber ich rufe es im Namen dieses armen Klerus laut aus: lieber soll er verhungern!" Der Eindruck dieses, mit fabelhaftem Pathos declamirten Ausrufs im Munde eines Pfäffleins, das von Wohlgenährtheit strotzt und förmlich aus der Haut zu platzen droht, war so unwiderstehlich, daß das Haus in schallendes Gelächter ausbrach. Und wieder bekräftigte der Redner, durch diesen Erfolg ermuthigt, mit schmatzender Lippe: „Ja, lieber verhungern!" Eine neue Lachsalve platzte los und „Ja, verhungern!" fügte Greuter triumphirend hinzu. Der brave Monsignore hatte in ein Wespennest gegriffen: denn von allen Seiten regnete es förmlich Proteste, denen selbst Rauscher's Organ, der „Volksfreund", seine Spalten bereitwillig öffnete. Die Lage des niedern Klerus, erklärten die Mitglieder der niedern Seelsorgergeistlichkeit, sei „erbärmlich"; so herzlos könne nur ein Mann darüber sprechen, „der die Noth niemals kennen gelernt habe"; es herrsche „allgemeine Unzufriedenheit"; von seiten der hohen Prälaten sei „wenig zu hoffen"; folglich müsse man allerdings „das Heil von der Regierung erwarten" und „dankbar alle preisen", die dem armen Dorfklerus die rettende Hand reichen — eine Schande sei es freilich, daß die liberalen Blätter viel mehr für diesen letztern thäten als die klerikalen Organe. Der Sturm, den Greuter angefacht, war der Regierung nur günstig. Den Klerus beeinflußte er nicht mit seinem emphatischen Bombaste: „Wie, der Klerus soll mithelfen, daß das Eigenthum der Kirche angegriffen werde? uns gewinnen Sie dadurch nicht, aber Sie mögen erschrecken vor dem Worte «Internationale»: denn wenn Sie die reichen Klöster und Stifte nehmen, um sie den Hungerigen zu geben, so erinnere ich Sie, daß es noch andern Hunger zu stillen gibt." Zwar war noch gar nicht davon die Rede, die Kirchenfürsten und Inhaber reicher Pfründen zu Beisteuern für den darbenden Klerus, wie schon das Tridentiner Concil sie vorgeschrieben, heranzuziehen: aber der fromme Pater witterte ganz richtig, was bei dieser Staatssubvention für spätere Zeiten in der Luft schwebte. „Sie wollen auch die Lösung des Concordats?" fuhr er fort, auf sein eigentliches Thema kommend. „Sie mögen Ihre Anträge an sämmtliche Universitäten schicken, an alle Alt- und Neukatholiken; bevor Sie nicht die Einwilligung des Gefangenen im Vatican haben, haben Sie gar nichts. Sie haben mit den Nationalen genug zu thun: wenn Sie die Katholiken noch in die Opposition treiben, werden Sie sehen, was eine katholische Opposition ist!"

Wie das Unterhaus die Adresse Herbst's, so nahm das Oberhaus die schwungvolle Adresse Anastasius Grün's (Graf Anton Auersperg) ohne jede Veränderung an. Letztere ward sogar ohne jede Discussion en bloc votirt gegen die Stimmen der Fürsten Schwarzenberg, Jablonowski und Czartoryski, dann der Grafen Rechberg, Falkenhayn, Fünfkirchen und Trauttmansdorff. An Schärfe stand übrigens die Adresse der Pairs nicht hinter der des Unterhauses zurück, weder in der Verurtheilung des Ministeriums Hohenwart, noch in Urgirung der Wahlreform, noch in kühler Reserve bezüglich des galizischen Ausgleiches: Die von dem Herrenhause gegen jedes Ablenken aus den verfassungsmäßigen Bahnen seit Jahren ausgesprochenen ernsten Besorgnisse finden in dem Rückblicke auf die Amtsperiode der frühern Regierung, insbesondere auf das abermalige Scheitern der jüngsten Ausgleichsverhandlungen ihre nur zu traurige Bestätigung. Das Herrenhaus vermeidet es, das ausführliche Bild der aus jener Periode zurückgebliebenen, ohnedies allbekannten öffentlichen Zustände zu entrollen, aber es darf nicht unbetont lassen, „daß während derselben der innere Unfrieden, die Gefahren und die Schädigungen des staatlichen Gemeinwesens in gesteigerter Zunahme begriffen waren und schließlich in einem staatsrechtlichen Projecte gipfelten, welches, der historischen wie der verfassungsmäßigen Berechtigung in gleichem Maße entbehrend, bei seiner Ausführung, wenn je daran gedacht werden könnte, den alten Staatsverband in allen Fugen erschüttern müßte." Mit Genugthuung constatirt das Haus, daß „so herbe Erfahrungen wol für immer von

Digitized by Google

dem Wiederbetreten als verfehlt erkannter, abschüssiger Pfade zurückschrecken müßten". Bezüglich Galiziens hieß es in der Adresse: „Wengleich das Herrenhaus an seiner Anschauung festhält, daß innerhalb der bestehenden Verfassungsnormen den wesentlichen und berechtigten Eigenthümlichkeiten einzelner Länder und Volksstämme angemessene Berücksichtigung zutheil geworden ist, so wird es doch neuerlich desfalls geltend gemachte Wünsche ohne alle Voreingenommenheit, aber auch ohne die Anforderungen des Gesammtstaats aus den Augen zu verlieren, in Erwartung einer dauernden Verständigung in Berathung nehmen." In Betreff der Wahlreform erinnerte das Haus daran, daß es schon in seiner Adresse vom 15. Jan. 1870 seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, „wie sehr es im öffentlichen Interesse liege, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reichsvertretung durch eine zweckmäßige Aenderung der Wahlgesetze zu sichern. Beklagenswerthe Vorgänge der letztern Zeit haben diese Erkenntniß neuerdings verstärkt und die Unerlaßlichkeit einer gründlichen und nachhaltigen Lösung dieser Frage in noch dringlicherer Weise dargethan. Je selbständiger der unabhängig gestellte Reichsrath zu wirken vermag, um so unbehinderter werden auch die autonomen Landtage in ihrer eigenen Sphäre thätig sein können, beide gesichert gegen die Unterbrechungen und Störungen, die der staatsrechtliche Conflict lähmend und zersetzend selbst bis in das kleinste Gemeinwesen getragen hat".

Schon aus der Adreßdebatte beider Häuser hätten die Polen ersehen können, daß denn doch ein ganz anderer Wind durch die maßgebenden Kreise wehte als zu jener Zeit, da der Fall Belcredi's sie unter Beust zu dem ausschlaggebenden Zünglein an der Wagschale der Entscheidung machte. Dessenungeachtet traten diese überfeinen Diplomaten wieder ganz wie vordem mit der Losung „Alles oder Nichts" in die politische Arena, fest überzeugt, daß es ihnen neuerdings gelingen werde, theils durch ihre eigene Schlauheit, theils durch ihre hochadelichen Verbindungen bei Hofe und durch ihre servile Schleppenträgerei gegen den Ultramontanismus die Verfassungspartei anzuschmieren. Sie hatten 1867 die föderalistische Zerzupfung der Decemberverfassung erzwungen, um dann gleich drei Vierteljahre später mit der lemberger Landtagsresolution den ersten Nagel zum Sarge des Staatsgrundgesetzes zu schmieden. So meinten sie auch jetzt mittels Erringung einzelner Stücke der Resolution Fetzen aus dem lebendigen Leibe der Verfassung herauszureißen, ohne daß sie selber sich zu irgendetwas verpflichteten; durch die so geöffnete Bresche wären sie dann später um so leichter in den Bau des Constitutionalismus eingedrungen, um ihn als Handlanger der Feudalen und Jesuiten vollends in Trümmer zu schlagen. Welch bodenlose Ueberhebung in der Annahme lag, die Verfassungspartei werde ihnen zweimal genau in dieselbe Grube fallen, leuchtete den Herren so wenig ein, daß sie sogar ganz mit demselben modus procedendi ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen gedachten, den sie früher zu dem Behufe eingeschlagen. Auf Herbst's Antrag hatte das Abgeordnetenhaus schon am 17. Jan. einen Verfassungsausschuß eingesetzt, der aus 30 Mitgliedern bestand und dem alle, eine Abänderung der Staatsgrundgesetze bezweckenden Regierungsvorlagen oder Anträge aus der Mitte des Hauses überwiesen werden sollten. Die galizische Landtagsresolution war diesem Ausschusse sofort zugemittelt und von demselben an ein Subcomité aus sieben Mitgliedern abgegeben worden. Hier stellte sich nun alsbald heraus, wie die Polen unter keinen Umständen irgendeine Bürgschaft dafür bieten wollten, daß mit den gegenwärtig zu machenden Concessionen die galizische Frage definitiv abgeschlossen sei. Umgekehrt waren die verfassungstreuen Abgeordneten natürlich nicht minder fest gewillt, auch nicht das geringste Zugeständniß anders als gegen ausgiebige Garantien, daß damit die Sache endgültig erledigt sei, zu gewähren. In die Enge getrieben, was denn seine Landsleute in dieser Richtung für Pfänder bieten können, daß die Verfassungspartei nicht durch jeden Schritt des Entgegenkommens nur einen Schaufelstich zu ihrem eigenen Grabe thue, entgegnete Czerkawski zuletzt mit brutalem Cynismus:

Digitized by Google

„Er glaube, daß durch Votirung der Resolution die Polen für immer beruhigt sein würden; sollte sich indessen nach einigen Jahren herausstellen, daß «die Nation» mehr verlange, so werde freilich nichts anderes übrigbleiben, als aufs neue den Ausgleich von heute zu revidiren." Man wußte nun in beiden Lagern genau, wie man miteinander daran war; aber obwol sie sich vollkommen durchschaut sahen, beharrten die Polen doch auf ihrem Willen, weil sie der festen Ueberzeugung lebten, die Regierung müsse ihnen schließlich in allem nachgeben, um zu verhindern, daß sie nicht wie im Frühjahre 1870 durch ein Complot mit den Föderalisten Reichsrath und Ministerium in die Luft sprengten. Gerade deshalb wurde die Handhabe der gesammten nächsten Regierungsaction die Wahlgesetznovelle, die Minister Lasser am 9. Febr. im Abgeordnetenhause einbrachte. Dieselbe bestimmte nur kurzweg, daß nicht blos, wie schon das Februarstatut Schmerling's festgesetzt, dort, wo ein ganzer Landtag die Beschickung des Reichsrathes verweigere, für die Gesammtheit des Kronlandes directe Wahlen ausgeschrieben werden könnten, sondern für jeden einzelnen Wahldistrict, wo ein Mandat für den Reichsrath, sei es durch Nichtbenutzung, sei es durch Nichtvergebung, erledigt erscheine. Factischen Gebrauch hat das Cabinet zwar nur in dem einen Falle mit Vorarlberg, und da erst im März 1873, von diesem Nothwahlgesetze gemacht. Dennoch war die moralische Wirkung eine sehr bedeutende, da die Novelle die Polen und Föderalisten festnagelte. Bisher war es leicht, die Verfassungspartei zu foppen, indem die renitenten Landtage überall, außer in Böhmen, die Wahlen vollzogen, die Gewählten aber ihre Sitze im Hause entweder gar nicht oder nur zu dem Behufe einnahmen, um bei günstiger Gelegenheit einen Strike anzuzetteln und durch ihr Davonlaufen das Parlament aufs Trockene zu setzen. Dann fehlte die Clausel der Wahlverweigerung durch den Landtag und es erschien zweifelhaft, ob die Regierung das Nothwahlgesetz des Bürgerministeriums functioniren lassen durfte. Sie mußte vorher an den Landtag appelliren, eventuell den alten auflösen und einen neuen einberufen, der das Spiel mit Grazie in infinitum fortsetzen mochte. So durfte ein Landtag den Reichsrath narren, ohne daß es je zur Ausschreibung directer Wahlen kam. Seitdem man wußte, daß nun der willkürlichen Fahnenflucht einzelner Deputirtencliquen die Ausschreibung der gefürchteten directen Wahlen in den betreffenden Kronländern oder Districten auf dem Fuße folge, war solchen Secessionen, wie im März 1870 die Polen, die Petrinoten und die Klerikalen in Scene gesetzt, ein unverrückbarer Riegel vorgeschoben. Die Polen durchschauten daher auch vollkommen die ihren landläufigen Intriguen drohende Gefahr und der Kampf entbrannte zunächst im Verfassungsausschusse um die combinirten Berathungen über die lemberger Resolution und über die Vorbereitungen zur Wahlreform.

Schon am 10. Febr. legte das Subcomité dem Verfassungsausschusse den Entwurf eines Ausgleiches mit Galizien vor. Gleich in der ersten Sitzung des Comité hatte Fürst Auersperg am 20. Jan. erklärt, die Regierung könne der Resolution im ganzen unmöglich beitreten, werde jedoch allen, mit der Reichseinheit verträglichen Concessionen zustimmen. Diese selbstverständliche Declaration hatte genügt, um die polnischen Mitglieder des Verfassungsausschusses zur Erneuerung ihrer alten Taktik zu treiben. Um sich in gar keiner Richtung die Hände zu binden, stimmten sie gegen alles, was nicht die Resolution pure et simple war; sogar die weitestgehenden Zugeständnisse mußten ihnen immer octroyirt werden, indem sie sich stets nur von den verfassungstreuen Mitgliedern majorisiren ließen. Sogar bei jenen Vorschlägen, die sie im Laufe der contradictorischen Discussion selber, abweichend von der Resolution als die relativ günstigsten für Galizien gemacht oder befürwortet, votirten sie dagegen. So werden wir sehen, daß bei Bestimmung der Budgetquote, d. h. der Ziffer, die dem galizischen Landtage zur autonomen Verwendung belassen werden sollte, der Ansatz der polnischen Abgeordneten nur deshalb fiel, weil dieselben auch hier, ihrem Princip getreu, mit jenen Mitgliedern stimmten, denen

Digitized by Google

die Summe zu hoch gegriffen erschien. Da bedarf es denn wol keiner weitern Ausführung, welche Stimmung eine so herausfordernde Hinterhaltigkeit in den Reihen der Verfassungspartei erwecken mußte, zumal wenn man bedenkt, wie sehr die Erinnerung an die Genügsamkeit eben derselben Polen unter Hohenwart bezüglich der ihnen zu gewährenden Concessionen die Erbitterung steigern mußte. Mit allem und jedem zufrieden, solange die klerikal-feudale Reaction am Ruder war, steigerten die Herren ihre Ansprüche ins Unabsehbare unter einem liberalen Regiment. Dessenungeachtet enthielt das Elaborat des Subcomité nicht nur die ausgedehntesten Zugeständnisse, sondern eigentlich alles, was der lemberger Landtag verlangt hatte. Zwar wurde die eigene, dem letztern verantwortliche Landesregierung gestrichen; allein diesen Punkt hatten ja die Polen bei den Verhandlungen unter Potocki und Hohenwart stets aufgegeben. Die Erweiterungen, welche das Elaborat des Subcomité der Autonomie Galiziens zudachte, reichten vollkommen hin, um aus dem Königreiche ein fast unabhängiges, mit der Monarchie nur locker verbundenes Gemeinwesen zu machen. Nur mit Schrecken konnten ehrliche Oesterreicher daran denken, welcher Tendenz nach außen hin dann diese Concessionen dienen müßten, die durch Gewährung eines eigenen Landesbudgets für Unterrichts- und Verwaltungszwecke der Landesinitiative einen Spielraum eröffneten, wie ihn ein unabhängiger Staat nicht besitzt, weil er Rücksichten in Betreff des Auslandes unterworfen ist, die ein in keiner Beziehung verantwortlicher Provinzialstaat nicht kennt. Den alleinigen Gebrauch ihrer Sprache in Amt und Schule hatten die Polen bereits unter dem Bürgerministerium, unter Potocki und Hohenwart errungen. Jetzt wollte man ihnen den Unterricht vollständig, die Civil- und Strafgesetzgebung, sowie die Civil- und Criminalgesetzgebung in allen wichtigen Punkten ausliefern, die mit dem alltäglichen Volksleben in unmittelbarer Berührung stehen. Dazu kam eine besondere Vertretung im Ministerium und ein eigener Senat für den Obersten Gerichtshof in Wien. Offen blieb das erste Alinea der Resolution, für wie gegen die Polen. Dasselbe begehrte, daß die Art der Reichsrathsbeschickung ausschließlich von den Beschlüssen des lemberger Landtages abhängig sein sollte. Die Frage aber, ob die Herren dafür der Einführung directer Wahlen in den andern Kronländern zustimmen würden, beantwortete Zyblikiewicz nach Einholung eines Clubbeschlusses mit einem entschiedenen „Niemals". Dem selbstverständlichen Begehren, daß die Zugeständnisse nicht eher Reichsgesetz werden dürften, als bis der galizische Landtag dieselben inartikulirt habe — ein Begehren, bei dessen Beantwortung die galizischen Deputirten sich klar darüber hätten aussprechen müssen, ob sie befriedigt seien oder nicht — wichen die Polen aus, indem sie sich hinter der Ausflucht verschanzten: sie könnten bei der Stimmung der Ruthenen und der polnischen Bauern keine Bürgschaft übernehmen, daß, wie das Gesetz es vorschreibt, eine Zweidrittel-Majorität bei einer Anwesenheit von drei Vierteln der Landtagsmitglieder zu ermöglichen sein werde.

Die Verhandlungen über die Wahlgesetznovelle brachte die Bombe zum Platzen. Am 13. Febr. erklärten die Polen sich im Verfassungsausschusse entschieden dagegen, weil die Spitze der Vorlage auch gegen sie gerichtet sei, was nur dann einen Sinn hatte, wenn sie sich wieder mit Ausreißergelüsten trugen, d. h. der Verfassungspartei ein Bein zu stellen gedachten, statt sich mit ihr zu versöhnen. Bis zu einem gewissen Grade zeigten nun im Parlament wie in der Presse auch die paar „Jungen" nicht übel Lust, mit den Polen gemeinsame Sache gegen die Novelle zu machen. Durch persönlich ehrgeizige, aber nichts weniger als talentvolle Persönlichkeiten in Deutsch-Böhmen gegründet, die eine meistentheils durchaus selbstsüchtige Rivalität gegen Herbst anspornte, hatte die Sekte der „Jungen" infolge des Faschingsministeriums plötzlich eine Zukunftschance erhalten, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Vom Februar bis zum October 1871 hatte ja die Logik ihre scheinbare Berechtigung, daß auch der Deutsch-Oesterreicher

Digitized by Google

die Verfassung als etwas höchst Indifferentes behandeln und lediglich darauf bedacht sein müsse, gleich den Czechen, Slowenen, Polen seine Nationalität so scharf und kantig wie möglich in den Vordergrund zu schieben. Allein der Sturz Hohenwart's hatte dieser Argumentation den Boden unter den Füßen fortgezogen. Die Fraction der „Jungen" hatte absolut keine raison d'être mehr; statt eines sachlichen Programms blieb ihr nur die rein persönliche Verbissenheit gegen die Verfassungspartei und die Nörgelei an allem, was das Ministerium that, dem sie namentlich in die Schuhe schob, daß es danach trachte, durch allerlei Allotria die Wahlreform in Vergessenheit zu bringen. Diese Coterie nun trumpfte Auersperg am 13. Febr. in einer Weise ab, die für sein ganzes Wesen so charakteristisch ist, daß wir seine Erklärung hier wortgetreu folgen lassen: „Man sagt, man schenke den Ministern Vertrauen, aber ihren Aussprüchen wird kein Vertrauen geschenkt. Ich habe wiederholt versichert, daß die Regierung sobald als möglich die Wahlreform ins Werk setzen werde, aber die Regierung selbst behält sich den geeigneten Moment der Durchführung vor. Dieser ist selbstverständlich dann gegeben, wenn die erforderliche Zweidrittel-Majorität zur Durchbringung des Gesetzes erreichbar sein wird. Dies zu erreichen, ist eben unsere Sorge; die Mittel jedoch, wie es geschehen soll, können wir nicht an die große Glocke hängen. Ich bitte überzeugt zu sein, daß das Ministerium die Wege, die es zu wandeln hat, vollkommen überdacht und berathen hat; denn ich glaube, daß ein jedes Ministerium, welches sich seine Wege vorschreiben ließe, bereits politisch abgekocht hat. Würde man uns die Wege dennoch vorzeichnen wollen, so müßten wir lieber die Geschäfte fähigern und geschicktern Händen überlassen. Ich kann nur wiederholt versichern, daß uns die Wahlreform ebenso dringend am Herzen liegt wie irgendeinem Mitgliede des hohen Hauses." Zur Votirung des Nothwahlgesetzes leitete übrigens, da mit den Polen absolut nichts anzufangen war, das Cabinet Verhandlungen mit den Südländern aus Triest, Istrien, Görz und Dalmatien ein. Es kam, namentlich mit den Dalmatinern, ein Pact zu Stande, dem zufolge die serbisch-kroatische Sprache in den Aemtern eingeführt werden und die Besetzung der wichtigsten Stellen nach den Wünschen der durchweg slawisirten zaraer Landesvertretung erfolgen sollte. Wenn diese Abmachung geeignet war, die in Dalmatien reichstreue italienisch-autonomistische Bevölkerung vor den Kopf zu stoßen, so kam dafür die Zusage von Staatssubvention zur Hebung der Schulen sowie die Absendung von Ingenieuren zur Tracirung der dringend nothwendigen Eisenbahnen und zur Entsumpfung der Narentabezirke der Gesammtbevölkerung zugute; den Bocchesen verblieb stillschweigend die Neujahr 1870 im Frieden von Knezlac zugestandene Befreiung vom Militärdienste. So ward denn am 20. Febr. die Wahlgesetznovelle im Unterhause mit 104 gegen 49 Stimmen angenommen; die erforderliche Zweidrittel-Majorität war reichlich vorhanden, da die Südländer wie die Jung-Deutschen mit der Verfassungspartei votirten. Von 158 Abgeordneten, die das Angelöbniß geleistet, fehlten nur 4; der Präsident Hopfen stimmte nicht mit. Die Polen hatten ihre fides punica so glänzend bewährt, daß sie jetzt zu der thatsächlichen Niederlage noch das Schwergewicht moralischer Verachtung traf. Sie hatten ihr Wort verpfändet, sich der Abstimmung zu enthalten. Statt dessen erschienen sie bis auf den letzten Mann und stimmten dagegen, nachdem Grocholski im Namen des Polenclubs die möglichst schneidig formulirte Erklärung abgegeben, seine Landsleute würden nie und nimmermehr in directe Wahlen willigen. Dieselbe Declaration verkündeten Poklukar namens der Slowenen und Greuter namens der Ultramontanen aus Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich von der Tribüne; Polen, Slowenen, Klerikale bildeten den Heerbann der Minorität. Greuter hatte wieder seine Lieblingsfanfaronnade losgelassen: „Wenn dies Gesetz durchgehe, werde der tiroler Landsturm künftig hübsch zu Hause bleiben, anstatt für die Monarchie und das Haus Habsburg zu fechten." Rauscher's Organ, der „Volks-

Digitized by Google

freund", setzte dem behäbigen Pfäfflein derb den Kopf zurecht: die Treue gegen Kaiser und Reich stehe bei jedem guten Katholiken hoch über allen Verfassungszänkereien! Am 5. März passirte die Bill das Herrenhaus mit 76 gegen 10 Stimmen. Freiherr von Lichtenfels hatte hier in glänzender Weise die Frage, ob die Novelle wirklich nothwendig sei, dahin erledigt, daß es sich überhaupt nur um eine übertriebene Aengstlichkeit der Regierung handle, da sie auch nach dem Februarstatut dazu berechtigt sei, directe Wahlen in einzelnen Districten ohne weiteres auszuschreiben. Aus dem Munde von Schmerling's Hauptmitarbeiter an der Verfassung mußte dieses maßgebende Urtheil alle Zweifel niederschlagen. Eine Wahl, nach welcher der erkorene Vertreter von seinem Mandat keinen Gebrauch mache, sei eben nicht zum Vollzuge gekommen, wie es in der Verfassung heißt, gerade so wenig, als wenn der Landtag die Vornahme der Wahl verweigere. Jedenfalls seien bei der ganzen Procedur der Reichsrathsbeschickung eigenberechtigt nur die Wähler, als deren bloßer Mandatar der Landtag nur die Pflicht der Wahl habe: in Betreff des Abgeordnetenhauses fungire der Landtag lediglich als Wahlkörper, und ein solcher habe niemals ein eigenes Recht. „Von den Landtagen als Wahlkörper für den Reichsrath gilt genau dasselbe wie von den Wählerschaften für den Landtag, die auch nicht sagen können, ohne ihre Zustimmung dürfe die Landtagswahlordnung nicht abgeändert werden. . . . Ich halte", schloß der greise Redner, „dies Gesetz für das wichtigste seit Einführung der Verfassung." So stimmten denn auch nur die Fürsten Jablonowski, Czartoryski, Lobkowitz, Schwarzenberg, Landgraf Fürstenberg und die Grafen Larisch, Herberstein, Chorinsky, Falkenhayn, Paar dagegen.

Das Abgeordnetenhaus hatte, nach diesem Siege am 23. Febr., die Mandate der renitenten feudalen und czechischen Mitglieder aus Steiermark, Krain, Böhmen und Mähren cassirt, die ihre Sitze nicht eingenommen. Im Verfassungsausschusse hatte die nur zu gerechtfertigte Erregung über das Benehmen der Polen ihren Ausdruck darin gefunden, daß an demselben Tage der Deputirte Tomaszuk aus der Bukowina beantragte, über sämmtliche Forderungen der Polen sowie über das Elaborat des Subcomité zur Tagesordnung überzugehen. Freudig stimmte der Ruthene Janowski dem Antrage bei; allein derselbe erschien der Regierung so inopportun, daß Lasser sich mit größter Energie dagegen aussprach: „Das Ministerium halte an dem Programm der Thronrede fest, und darin sei die Bereitwilligkeit zur Beilegung des galizischen Streites kundgegeben; man habe ein wichtiges Interesse, durch Befriedigung der mit dem Wohle des Reiches vereinbaren Wünsche die staatsrechtlichen Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen, damit die ewig wiederkehrenden Erschütterungen des Verfassungsgebäudes beseitigt würden." So ward denn der Antrag auf Tagesordnung mit allen gegen jene zwei Stimmen abgelehnt und an dem Ausgleiche fortgeklöppelt, den niemand mehr wünschte, an den niemand mehr glaubte.

Im Verlaufe der Ausschußverhandlungen wurden z. B. solche Kraftsprüche debitirt, wie die Aeußerungen Grocholski's: „an der Resolution sei nichts zu feilschen und nichts zu prüfen; ihre Fassung durch den Landtag beweise ihre Nothwendigkeit und wenn der Landtag mehr verlange, müsse man eben mehr bewilligen". In Lemberg wiederum beruhigte der gemäßigte „Dziennik Polski" seine Landsleute über das Ungenügende der zu erwartenden Concessionen durch das geflügelte Wort: es sei jedoch selbstverständlich, daß der Ausgleich, wie immer er ausfallen möge, nur so lange Geltung habe, bis ein Ministerium Belcredi oder Taaffe wieder am Ruder sei! Zyblikiewicz, der auch im Subcomité saß, hatte die liebenswürdige Eigenschaft, hier Anträge ohne Widerspruch passiren zu lassen, die er dann im Verfassungsausschusse aufs heftigste bekämpfte, immer unter dem Vorwande, daß er überhaupt für gar nichts stimmen dürfe, was von der Resolution abweiche.

Digitized by Google

Bei den Detailverhandlungen wußten die Polen nichts zu erwidern, als Herbst ihnen auf ihren Versuch, die Gesetzgebung über Banken, Sparkassen, Creditinstitute und Versicherungsanstalten für den lemberger Landtag zu reclamiren, bemerkte: sie würden dadurch ihrem eigenen Adel die größten Schwierigkeiten bereiten, da dann alle österreichischen Creditanstalten ihre Hypotheken auf galizische Güter kündigen müßten. Konnte doch Giskra als Director der Oesterreichischen Sparkasse bereits den Beschluß dieses Instituts anzeigen, keine Kapitalien nach Galizien zu elociren, wenn jene Forderung gewährt werden sollte. Im Subcomité hatte man sich am 1. und 2. März bezüglich der Frage des eigenen Budgets für Galizien dahin geeinigt, zwei Pauschalien für die politische Verwaltung und für das Unterrichtswesen zu normiren, deren Verwendung dem lemberger Landtage zu überlassen sein würde. Es handelte sich nur noch um die Festsetzung der Ziffern und des Termins, innerhalb dessen dieselben revidirt werden sollten. Allein die Grunddifferenz blieb immer: den Polen sollte der Ausgleich nur eine Bresche in der Verfassung und die Brücke zum Föderalismus bedeuten, während Auersperg am 14. März im Ausschusse peremtorisch erklärte: „durch die endliche Lösung der galizischen Frage den föderalistischen Bestrebungen einen sehr festen Riegel vorschieben zu wollen". Unbedingt aber lehnte der Fürst den Antrag Giskra's ab, den Ausgleich nur gleichzeitig mit den directen Wahlen ins Leben treten zu lassen: „Der Vorschlag sei geeignet, das Programm des Ministeriums umzustoßen, ohne daß seine Annahme der Einführung der directen Wahlen irgendwie die Wege ebnen könnte." Dagegen ward der Antrag des Subcomité angenommen, daß der Ausgleich nicht eher in Wirksamkeit treten könne, als bis er durch Beschluß des lemberger Landtages zu einem integrirenden Bestandtheile der galizischen Landesordnung erhoben worden sei. Der Fürst Auersperg erklärte, daß die Regierung auf dieser Inartikulirung beharre. Am 18. März beschloß denn auch demgemäß der Verfassungsschuß mit 15 gegen 12 Stimmen, über die Art der Reichsrathsbeschickung durch Galizien erst bei der Wahlreform schlüssig zu werden. Die Polen hatten mit der Minorität gestimmt. Wie sich binnen Jahresfrist zeigte, bestand der Unterschied zwischen dem Regierungsprogramm und dem Project Giskra's darin: dieser wollte den Ausgleich fix und fertig hinstellen mit der Bedingung, daß er erst perfect würde, wenn die Polen der Verfassungspartei die Möglichkeit der Zweidrittel-Majorität für eine Wahlreform gewährten, wobei Galizien natürlich ausgeschlossen worden wäre. Lasser war überzeugt, daß er sich die Zweidrittel-Mehrheit ohne die Polen schaffen könne und schaffen müsse; daher sei die Frage der directen Wahlen für und gegen Galizien offen zu halten, bis die Unmöglichkeit des Ausgleichs demonstrirt sei und Galizien demgemäß in die Wahlreform mit einbezogen werden könne. Eine provinzielle Sonderstellung, wie die Polen sie anstrebten, konnte man allenfalls den Kroaten lassen, nimmermehr aber den Schlachtschitzen, die uns sofort in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln gesucht hätten. Am 18. März ward die Frage wegen der Höhe der Pauschalien dahin erledigt, daß dem galizischen Landtage ein Budget von 263000 Fl. weniger zugesprochen ward, als der nachgiebigste Theil der Deutsch-Liberalen beantragt und das Ministerium auszuwerfen eingewilligt, weil die Polen auch gegen die höchste erreichbare Summe stimmten und die Deutsch-Liberalen zum Theil nur dann so weit gehen wollten, wenn die Polen selbst den Betrag acceptirten. Was die Revision der Pauschalien anbetraf, so ward den Polen, statt der verlangten ein- oder mindestens dreijährigen, nur eine fünfjährige eingeräumt. Damit war die galizische Differenz im Ausschusse vorläufig erledigt, oder vielmehr sistirt, da weder die Immatriculirung durch den lemberger Landtag zugesagt, noch über die Art der Reichsrathsbeschickung etwas entschieden war, noch der Finanzpunkt eine die Polen befriedigende Lösung gefunden hatte. Minister Unger's Wort fing an sich zu bestätigen:

Digitized by Google

„Wir haben den Herren einen Platz im Wagen angeboten; wenn sie lieber hinterherlaufen, oder sich überfahren lassen, so ist das nicht unsere Schuld, sondern ihr freier Wille."

Die am 4. März begonnene Berathung des Budgets für 1872 war bei dem vortrefflichen Stande der erbländischen Finanzen in dritthalb Wochen ohne Schwierigkeiten beendet. Wies doch der Rechnungsabschluß pro 1870 gegen das Präliminare ein Plus von 46½ Mill. auf, da über 38 Mill. mehr eingegangen und 8 Mill. weniger ausgegeben waren, als der Voranschlag gebucht hatte. So equilibrirte denn das Budget für das laufende Jahr mit 353½ Mill. Fl., so jedoch, daß ein Einnahmeüberschuß von 75000 Fl. angesetzt war. Unter dem frischen Eindrucke von der Votirung der Wahlgesetznovelle hatte Justizminister Glaser am 16. Febr. die neue Strafproceßordnung eingebracht, welche die bisher nur für Preßdelicte eingeführten Schwurgerichte auf alle übrigen Verbrechen ausdehnte, diesen hochbedeutsamen Fortschritt aber mit der Vorlage eines Gesetzentwurfs begleitet, welcher die Regierung ermächtigte, „für ein bestimmtes Gebiet die Wirksamkeit der Schwurgerichte bezüglich einzelner oder aller Arten der ihnen zugewiesenen strafbaren Handlungen einzustellen, wenn daselbst Verhältnisse obwalten, welche dies zur Sicherung einer unparteiischen und unabhängigen Rechtsprechung nothwendig erscheinen lassen". Die Suspension sollte unter Gegenzeichnung des Gesammtministeriums durch kaiserliche Verordnung erfolgen und binnen Jahresfrist aufhören, wenn nicht ein Gesetz sie verlängerte. Die Bedenken gegen dies Ausnahmsgesetz liegen zu sehr auf der flachen Hand, um eines Commentars zu benöthigen. Aber wie gerechtfertigt auch der Unwille der liberalen Blätter über die Zumuthung erschien, der Executive für alle Zeiten eine so exorbitante Vollmacht einzuräumen, war doch der Preis für die Ausdehnung der Schwurgerichte auf alle, auch die politischen Verbrechen kaum zu groß. Jedenfalls war es kaum denkbar, die Feinde der Verfassung namentlich in Böhmen unschädlich zu machen mit Geschworenen, die eben erst in Prag so weit gegangen waren, den „Pokrok" für schuldlos der Ehrenbeleidigung zu erklären, nachdem er die Beamten „k. k. Lumpen" geschimpft. Die Regierung war indessen klug genug, die Sache vorläufig nicht weiter zu urgiren. Dagegen wurden die Forderungen militärisch-finanzieller Natur, die an den Reichsrath herantraten, glatt erledigt. Die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes für die Cavalerie der gemeinsamen Armee ward am 23. März bewilligt. Es war dies im wesentlichen das Zugeständniß des dritten Dienstjahres für die Reiterei, aber in Form eines bloßen Rekrutirungsvotums, sodaß die Sache vor den Reichsrath und nicht vor die Delegationen gehörte, die in ihrer nächsten Session überhaupt die dreijährige Dienstzeit durch Bewilligung der dafür erforderlichen Fonds einführten. Hohenwart war dies Zugeständniß bekanntlich vom Abgeordnetenhause mit Beharrlichkeit verweigert worden. Die cisleithanische Landwehr war bereits am 12. Febr. nach dem Muster der ungarischen Honvéds in 14 Brigaden formirt, zu deren Commandanten Oberste und Generale des Ruhestandes für den Fall der Mobilisirung ernannt wurden. Um mit größerm Aplomb nun auch noch die Errichtung einer Landwehrcavalerie betreiben zu können, wurde Oberst Horst definitiv zum Minister der Landesvertheidigung ernannt. Es war ihm Gewissenssache, die erbländische Landwehr auf einen möglichst hohen Grad der Vollkommenheit und Kriegstüchtigkeit zu bringen: denn diese Truppe, die sich der Armee eng anschmiegte, konnte dann der Linie einen ernsthaften Succurs bringen. Die Honvéds dagegen waren schon durch ihr Bestreben, den Keim eines specifisch ungarischen Heeres zu bilden, prädestinirt, sich zur Linie in einen möglichst markirten Gegensatz zu bringen. Mit ihrer ganz selbständigen Organisation, unter Generalen, die niemals in der Armee gedient haben, zur Verfügung des pesther Reichstages, ohne dessen Zustimmung sie nicht außerhalb des Gebietes der Stephanskrone verwendet werden dürfen, entpuppten sie sich mehr

Digitized by Google

und mehr als eine ebenso kostspielige wie nutzlose Spielerei, die nur dem magyarischen Chauvinismus und der kindischen Freude der Magyaren an bunten Uniformen frommt. Ja, statt die Armee zu stärken, schwächen sie dieselbe, indem sie ihr die besten Kräfte entziehen. Der Magyare will in den Honvédregimentern möglichst viele Leute haben, die niemals dem Doppelaar, sondern nur dem König von Ungarn Treue geschworen. Deshalb mußte die Monarchie bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, statt der allein gesunden preußischen, die französische Bestimmung adoptiren, daß der Stellungspflichtige nicht blos aus der Armee als Reservist auf zwei, sondern auch von vornherein als Rekrut auf zwölf Jahre in die Landwehr treten kann. Während man aber in den Erblanden die zweite Alternative nach Möglichkeit einschränkt, dehnt man sie in Ungarn über Gebühr aus, um nur die Reihen der Honvéds anzuschwellen. Was man dadurch factisch erreicht, zeigt das geflügelte Wort jenes Honvédgenerals, als einer seiner Untergebenen sich zur Dispositition stellen lassen wollte: „Seltsam, ich lerne meine Herren Offiziere immer erst kennen, wenn sie in Pension gehen!" Alle diese Verwahrlosungen soll nun der Deutsch-Oesterreicher mit seinen breiten Schultern ausgleichen; fragt sich nur, wie lange er die Lust und die Kraft haben wird, den Großknecht für die Ueberhebung der „interessanten Nationalitäten" abzugeben!

Alle andern Häkeleien, welche Regierung und Reichsrath im Laufe der Budgetdebatte miteinander hatten, bezogen sich auf kirchliche Dinge. Mitte Februar versagte die niederösterreichische Statthalterei den wiener Altkatholiken das Recht, sich als eigene Gemeinde zu constituiren. Um diese viel Lärm erregende Verordnung zu motiviren, erließen Stremayr, Lasser und Glaser am 20. Febr. ein Circular an die Statthalter des Inhalts: „Solange die Altkatholiken nicht aus der katholischen Kirche in der gesetzlich vorgeschriebenen Form austreten, muß die Regierung sie als derselben angehörig betrachten. Bis sie daher durch eine solche Austrittsnotification das Recht erworben haben, das Gesetz über die Constituirung von Religionsgenossenschaften und die Civilstandsacten von Dissidenten auf sich anzuwenden, entbehren alle, von sogenannten altkatholischen Geistlichen geführten Matrikeln der Glaubwürdigkeit, die Gerichte werden die von solchen Geistlichen geschlossenen Ehen als ungültig betrachten müssen; es sind daher Brautleute und Seelsorger auf die Strafbestimmungen wegen Eingehung gesetzwidriger Ehen sowie auf die nachtheiligen civilrechtlichen Folgen ungültiger Eheschließungen hinzuweisen; namentlich die Geistlichen sind für Anlegung derartiger quasi-amtlicher Register zu bestrafen." In ähnlichem Sinne sprach Minister Stremayr sich sechs Tage später im Verfassungsausschusse aus, als dort von einem Antrage auf Einsetzung einer Commission zur Regelung dieser Verhältnisse die Rede war. Mit Recht wollte er um jeden Preis die leiseste Spur staatlicher Einmischung in dogmatische Fragen abwehren; wer den richtigen Glauben bewahrt, ob die Altkatholiken oder die Infallibilisten, das zu entscheiden, darauf könne die Regierung sich nimmermehr einlassen. Um das Betreten der schiefen Bahn zu vermeiden, müsse er daher unbedingt den Austritt der Altkatholiken aus der katholischen Kirche verlangen; ein Schritt, den jene bekanntlich ebenso schroff perhorresciren, um sich, speciell bezüglich der Eigenthumsansprüche an das Kirchenvermögen und die Pfründen, als die eigentlichen Katholiken auszugeben. Aber auch Stremayr kam mit seiner Auffassung nicht durch, ohne in logische Widersprüche zu gerathen und für Anwendung eines Zwanges zu plaidiren, der offenbar mit der Gewissensfreiheit in Conflict stand. Er behauptete, altkatholische Aeltern dürften gezwungen werden, ihre Kinder in öffentlichen Schulen infallibilistischem Religionsunterrichte beiwohnen zu lassen. Als man ihn auf eine böhmische Gemeinde verwies, in der alle Mitglieder mit Ausnahme des Pfarrers und noch einer Person altkatholisch geworden, behauptete er, die Pfründe müßte selbst in diesem Falle dem infallibilistischen Pfarrer verbleiben. Auf die weitere Frage aber, wie es zu halten sei,

Digitized by Google

wenn auch jene beiden überträten, gab er zu, dann wäre der altkatholische Pfarrer im Besitz der Pfründe zu schützen. Ein altkatholisches Brautpaar brauche, um sein Gewissen nicht zu beschweren, nur sich dem katholischen Pfarrer zu stellen mit der Erklärung, daß es nicht an die Unfehlbarkeit glaube, und dann, auf die Verweigerung der Trauung aus einem staatsgesetzlich nicht anerkannten Grunde, die Nothcivilehe einzugehen; nachträglich möge es sich immerhin von dem altkatholischen Pfarrer einsegnen lassen. So verzwickt der Weg war, die Argumentation war nicht einmal richtig. Denn Cardinal Rauscher hob in seinem Protest gegen die Nothwendigkeit der Zulassung altkatholischer Gemeinden ausdrücklich hervor, noch nie sei in seiner Diöcese irgendeinem Mitgliede wegen der neuen Dogmen ein Sakrament verweigert worden. Die Seelsorger Niederösterreichs antworteten selbst auf die provocatorische Erklärung, daß der Betreffende nicht an die Unfehlbarkeit glaube, stets mit unwandelbarem Gleichmuthe: „Ja, habe ich Sie denn danach gefragt?" Am 15. März bewilligte das Abgeordnetenhaus die halbe Million, die Stremayr für die Verbesserung der Congrua des darbenden niedern Klerus gefordert. Zur Abwendung des Schlages hatte der böhmische Episkopat am 12. eine Conferenz in Prag abgehalten, die indessen vollständig im Sande verlief, da die frommen Herren absolut selber keinen Kreuzer hergeben wollten, sondern sich damit begnügten, dem Staate vorzuschreiben, daß er in dieser Beziehung auch aus eigenen Mitteln nichts thun dürfe, ohne es vorher mit ihnen vereinbart zu haben. In Betreff der zahlreichen Petitionen um Erlaß eines Gesetzes gegen Misbrauch der Kanzel nach Art des im Deutschen Reiche beschlossenen Strafparagraphen beschloß das Abgeordnetenhaus am 19. März, daß die bestehenden Gesetze ausreichten, um jede politische Agitation hintanzuhalten, wenn nur die Regierung, wozu sie hiermit aufgefordert werde, die Verwaltungsbehörden und Staatsanwälte anweise, jene Vorschriften streng zur Anwendung zu bringen. Demgemäß wurden sämmtliche Petitionen der Regierung „zur eingehenden Prüfung und Würdigung" abgetreten mit dem Zusatze, das Ministerium werde „dringend" um Einbringung der verheißenen confessionellen Vorlagen angegangen. Gleichzeitig empfing auch die Agitation gegen die Jesuiten aus den Verhandlungen des Deutschen Reichstages gegen den Orden frischen Anstoß: am 16. April erklärte sich der Gemeinderath von Wien einstimmig gegen zwei Mitglieder, die dem geistlichen Stande angehörten, für die Ausweisung aller nicht nach Oesterreich zuständigen Jesuiten aus der Monarchie. Mittlerweile hatte ein kaiserliches Patent vom 13. März den feudal-klerikal-czechischen Landtag Böhmens aufgelöst, um den letzten Rest der föderalistischen Aera Potocki-Hohenwart zu beseitigen. Zehn Tage später ward der Reichsrath auf sechs Wochen vertagt.

Ungarn war inzwischen schon so weit gekommen, daß alles vollständig aus den Fugen zu gehen drohte. Die Finanzwirthschaft bildete bereits einen wahren Abgrund. Das Budget für 1872, das vom 30. Oct. bis 5. Nov. berathen ward, wies bei 169 Mill. Einnahmen und 232 Mill. Ausgaben ein Deficit von 63 Mill. auf, das allerdings durch allerlei Kassen- und Creditoperationen auf 42 Mill. herabgemindert war, aber selbst nach Abzug des Restes von dem Eisenbahnanleihen immer noch 22 Mill. betrug. Die einzige wirkliche Errungenschaft des Landtages war die neue Gerichtsorganisation mit ernannten Richtern und stabilen Tribunalen. Dieselbe ward zu Neujahr durchgeführt und wird man sich von dem Umfange der Maßregel einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der Kaiser 1200, Minister Bitto 8000 Ernennungsdecrete zu unterzeichnen hatte. Endlich mußte Lonyay auch an die Ordnung der Angelegenheiten Kroatiens denken, wo ein neugewählter Landtag mit einer ungeheuern „nationalen" Majorität seit Mai 1871 vergeblich der Einberufung harrte. Lonyay conferirte Ende December mit den Führern der Kroaten in Pesth über einen möglichen Ausgleich, kam jedoch zu kei-

Digitized by Google

nem Beschlusse, da das Memorandum derselben nur eine Wiederholung des südslawischen Programms vom 20. Sept. 1871 war, das die giftige Sonne der Hohenwart'schen Fundamentalartikel zur Reife gebracht. Wie das Faschingsministerium die bestehende Verfassung für Böhmen einfach und einseitig cassirte, so verlangten auch die Kroaten pure et simple die Ignorirung ihres ungarischen Ausgleiches von 1868 und die Vereinbarung eines andern, dessen Basen sein sollten: freie Wahl des Banus durch den Landtag, besonderes verantwortliches Landesministerium, eigenes Finanzwesen, Beschickung der ungarischen Delegation für Votirung des Reichsbudgets direct aus dem Schose des agramer Landtages. Am 15. Jan. 1872 trat nun der neue Landtag in Agram zusammen, um gleich am 19. nach der Abhaltung seiner ersten ordentlichen Sitzung wieder aufgelöst zu werden, weil, wie das kaiserliche Rescript erklärte, „im Hinblick auf die im September erlassene Kundgebung der Landtagsmitglieder und die darin verneinte Legalität der Ausgleichsgesetze von dieser Versammlung kein gedeihliches Wirken zu erhoffen sei". Das Vorgehen war vollkommen correct; denn der Landtag lauerte nur auf seine Constituirung, um sofort das Schriftstück, das bisher blos ein Memorandum einzelner Abgeordneter war, zu einem Landtagsbeschlusse zu erheben. Lonyay handelte daher durchaus richtig, als er Ungarn vor einem Seitenstücke zur czechischen Declaration und polnischen Resolution bewahrte. Neu eingeleitete Verhandlungen mit kroatischen Vertrauensmännern, die Lonyay Ende Januar in Pesth versammelte, scheiterten ebenfalls. Vorläufig war das einzige Resultat, daß die pesther Regierung am 15. Febr. den Ban Bedekovic seines Postens enthob und an seiner Stelle den rücksichtslos unionistisch gesinnten Vukanovic zum stellvertretenden Ban (locum tenens) ernannte, um frische Landtagswahlen im magyarischen Sinne vorzubereiten. Im Reichstage selber hatte Lonyay natürlich auch wieder den alten chauvinistischen Großmachtsgelüsten der Magyaren entgegenzutreten. Am 18. Jan. lehnte das Unterhaus den von dem Conseilpräsidenten bekämpften Antrag Tisza's auf Errichtung einer eigenen ungarischen Armee ab, und am 21. Febr. wurden abermals mit 180 gegen 120 Stimmen die Anträge auf sofortige Gründung einer unabhängigen ungarischen Zettelbank verworfen. Letzteres geschah indessen in einer Form, welche die Realisirung dieses Begehrens nur als eine Frage der Zeit erschienen ließ. Lonyay constatirte, daß die Regierung der Nationalbank gegenüber keine Verpflichtungen eingegangen sei; betonte indessen die Nothwendigkeit, erst einmal ein Uebereinkommen mit derselben zu versuchen — erst nach dessen Scheitern könne man zur Gründung einer Ungarischen Bank schreiten. Demgemäß beschloß das Haus: der Finanzminister habe sich mit seinen erbländischen Collegen in Verbindung zu setzen bezüglich eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Valuta. Daß dies die Vorbedingung für die Errichtung einer Ungarischen Bank sei, wenn man nicht alsbald neben der Silber-, eine doppelte Papiergeld-Währung haben wollte, begriff man auch in Pesth. Bis dahin aber solle Lonyay dafür sorgen, daß der ungarische Banknotenverkehr im Lande selbst ein Centralorgan erhalte, welches mit den nöthigen Summen zur Deckung des Creditbedürfnisses ausgerüstet sei und dessen Direction nur den vom Landtage zu entwerfenden Statuten unterstehe, mithin auch unter alleiniger Controle des pesther Ministeriums selbständig vorgehen könne. Mit andern Worten: die Nationalbank sollte das Geld hergeben zur Gründung einer selbständigen Filiale in Pesth, die sich später als Ungarische Bank entpuppen könne!

An demselben Tage begann die Debatte über die Wahlreform, welche die Arbeiten des Landtages krönen sollte, ehe dessen Mandat im April ablief. Diese Discussion aber diente leider factisch nur dazu, das Parlament volle zwei Monate hindurch in den Tummelplatz der widerlichsten Straßenjungenscenen zu verwandeln. In erster Linie war die Wahlgesetznovelle der Opposition verhaßt, weil sie eine Einführung des Census und eine Verlän-

Digitized by Google

gerung der Legislaturperiode von drei Jahren auf fünf aufstellte. Uebrigens wie überaus ungeberdig sich auch die Linke im Verlaufe der Debatte benahm, ganz unstichhaltig war ihr Motiv nicht, daß sie nur Nothwehr übe gegen eine Strangulirung, welche die Rechte aus rein egoistischen Parteimotiven, wenngleich unter dem Schein gesetzgeberischer Reformen, an ihr begehen wolle. Der neue Gesetzentwurf konnte der Opposition gefährlich werden, einmal indem er den Wahlcensus im eigentlichen Ungarn erhöhte, obschon die Steigerung nicht bedeutend war und wesentlich darin bestand, daß nicht Besitz oder Einkommen, sondern Steuerleistung als Grundlage genommen ward; der kleine Comitatsadel, die Hauptstütze der Linken, leistet aber an Steuerrenitenz noch das Unglaublichste, weil er es für patriotisch hält, gegen jede Regierung zu protestiren und weil die angenehmste Art des Protestes jedenfalls die Steuerverweigerung ist. Hier also hatten die Deákisten recht, aber sie wußten auch, daß ihr Recht mit dem Vortheil der Partei Hand in Hand ging; denn bei den letzten Wahlen in den eigentlichen magyarischen Theilen Ungarns hatten sie fortwährend verloren. Anders in Siebenbürgen: dort waren die Wahlreglements noch viel veralteter als in Ungarn; allein da fast alle Wahlen im Großfürstenthum deákistisch ausfielen, hütete die Rechte sich, an diese Wirthschaft zu rühren. Dort war mithin das Recht auf seiten der Linken, wenn Tisza beantragte, den Gesetzentwurf zurückzulegen, bis die Regierung einen bessern auf Grund vollständiger statistischer Daten ausgearbeitet haben werde. Der Census war in Siebenbürgen zu hoch gegriffen; eine Stadt mit 3000 Einwohnern schickte ebenso gut zwei Abgeordnete nach Pesth wie ein ganzes Comitat; die Bestimmung der Wahlfähigkeit lag in den Händen der dem Ministerium ganz ergebenen Municipalbeamten, und der Einfluß dieser letztern war um so größer, als dort nicht wie in Ungarn besondere Wahlbezirke bestehen, sondern die Municipien selbst die Deputirten wählen. Im Verein mit der Verlängerung der Mandatsdauer auf fünf Jahre konnte daher die Einführung des Census in Ungarn und die Beibehaltung der wirren Verhältnisse in Siebenbürgen geradezu die Existenz der Linken bedrohen. Daher war auch das linke Centrum von vornherein zum energischsten Widerstande entschlossen, nicht blos die äußerste Linke, die sich für das suffrage universel echauffirte, während ein paar Alleräußerste auch den Frauen das Stimmrecht vindicirten. Von Anfang an waren 60 Redner der Opposition für die Generaldebatte eingeschrieben, die Tisza am 21. Febr. mit einer heftigen Philippika begann und in der Toth als Minister des Innern die Cabinetsfrage stellte. Eine Mehrheit von 42 Stimmen ließ am 5. März den Gesetzentwurf zur Specialdebatte zu. Allein Helfy — recte Heller — von der äußersten Linken erklärte sofort: seine Fraction werde das Zustandekommen des Gesetzes in der Specialdebatte durch Todtreden verhindern. Die ungarische Geschäftsordnung kennt nämlich, wie die englische, keine Cloture, und gestattet jedem Mitglied, beliebig oft das Wort zu ergreifen. Nun begann ein parlamentarischer Skandal ohnegleichen, den anfangs nur die äußerste Linke in Scene setzte. Noch am 5. kündigte Helfy öffentlich an, daß 32 Achtundvierziger sich schriftlich das Ehrenwort gegeben, die Vorlage um jeden Preis zu Falle zu bringen; Csanady schimpfte die Deákisten allzumal „Betrüger" und den Minister Toth einen „Ehrlosen", worauf die Sitzung unter furchtbarem Schreien, Scharren, Stampfen geschlossen ward. Am Abend beschloß der Deák-Club, die Redelust der Opposition durch eine Permanenzerklärung zu paralysiren, und wurden vorläufig wirklich Vormittags- und Abendsitzungen anberaumt.

Aber schon in der Sitzung vom 7. schloß die gemäßigte Linke Tisza's sich vollständig der äußersten Linken an; und zugleich setzte sich die Agitation aus dem Reichstagssaale und den Clublocalen auf die Straße fort. Die Opposition beraumte auf den 10. eine „Landesconferenz" an; die Rechte verabredete als Gegendemonstration einen feierlichen Fackelzug für Deák; sofort wurden Comités zur Arrangirung von Fackelzügen für Tisza,

Digitized by Google

Ghyczy und andere Oppositionsführer eingesetzt. Im Abgeordnetenhause ging das Zungengeklapper der Redner de rebus omnibus et quibusdam aliis und der namentlichen Abstimmungen über die gleichgültigsten Zwischenfälle seinen Weg. Am 7. verlangt Helfy wüthend Satisfaction, weil ein Redner der Rechten das Vorgehen der Opposition „indiscret" genannt. Majaros declamirt vom „Raube der Volksrechte" und wirft Lonyay vor, daß er seine Familie mit Bahnconcessionen versorge. Zitternd vor Wuth springt Lonyay auf; als aber auf das Schreien und Stampfen der Rechten der Präsident einen Ordnungsruf erläßt, brüllt die Linke auf, hinüber und herüber fliegen die gemeinsten Schimpfworte. Die Sitzung schließt, während Rechte und Linke unter schrillem Geschrei mit drohenden Geberden aufeinander eindringen. In der Abendsitzung provocirt die Linke in jeder Stunde vier namentliche Abstimmungen über die Beschlußfähigkeit des Hauses; dann wird Schluß der Sitzung um 9 Uhr beantragt, und um 1 Uhr nachts spricht ein Redner noch mit furchtbarem Pathos für den Schluß um 11 Uhr. Mitternacht bietet elf Rednern der Linken Anlaß zu tiefsinnigen Erörterungen über die Frage: ob das nun die gestrige oder die heutige Sitzung sei. Lonyay lief in ohnmächtiger Wuth in den Corridoren umher, wo die Abgeordneten sich auf die Bänke gestreckt; auch der Saal der Quästoren war durch herbeigeschleppte Matratzen in eine Schlafstätte verwandelt — nur wenn die Glocke zur Abstimmung läutete, füllte sich das Sitzungslocal. Als die Sitzung mit Morgengrauen schloß, war der Rechten die Lust nach einer Permanenzerklärung vergangen. Die Aufregung am 7. und 8. war eine ungeheuere; Menschenmassen umgaben das Museum, wo das Unterhaus tagte; der in Ofen anwesende Kaiser ließ sich regelmäßig Bericht erstatten. Ministerberathungen unter Vorsitz des Monarchen und Verhandlungen zwischen den Fractionen verfehlten das angestrebte Compromiß. Die Sitzung am 8. verlief nicht so stürmisch, weil der Präsident sich jedes Einschreitens enthielt, aber nicht weniger erregt. Die Linke hatte einen neuen Plan ersonnen: Eins ihrer Mitglieder nach dem andern brachte Interpellationen ein; ein Deputirter nach dem andern verlas Petitionen, deren jede komischer und absurder war als die vorhergehende, unter langathmigen Einbegleitungsreden. Am 10. März fand die „Landesconferenz" der Linken und äußersten Linken statt. Das Bankett endete mit einem Glückwunschtelegramm an Kossuth. Der parlamentarische Skandal dauerte Tag für Tag fort; fünf Sitzungen wurden hingebracht mit Erörterung der Frage, wie die zwei täglichen Sitzungen arrangirt werden sollten; denn die Linke beantragte: nur die Vormittage der Wahlreform, die Nachmittage aber der Erledigung laufender Geschäfte und anderer Gesetze zu widmen; die Rechte verwarf das Ansinnen natürlich; beide Theile *wollten* einander vor dem Lande den Vorwurf zuschieben können, der Gegenpart habe aus Egoismus die Votirung wohlthätiger Maßregeln verhindert, auf welche die Nation sehnsüchtig warte. Die Rechte verhielt sich ruhig, in der vergeblichen Hoffnung, die Opposition werde endlich des grausamen Spiels müde werden. Alle Conferenzen der Parteiführer blieben umsonst; die Erklärung Lonyay's im Deák-Club, daß er seinen Actionsplan habe, bezüglich dessen er von der Fraction plein pouvoir und Geheimhaltung auf Ehrenwort begehrt, erwies sich als gerade so großer Humbug, wie 1866 Benedek's „geheimer Plan". Private Berufungen an das Ehrgefühl der Linken führten nicht besser zum Ziele. Auf Tisza's Bemerkung, was man denn von ihm wolle, er thue ja doch nur, wozu er nach der Geschäftsordnung berechtigt sei, erwiderte Deák: „Weißt du, öcsem (Freundchen), als Student fragte ich einmal inmitten eines Dorfes mit Strohdächern einen Bauer, ob man da rauchen dürfe — nun, sagte er, verboten ist es gerade nicht, aber *ein anständiger Mensch thut es nicht!*" So wurde denn, nachdem die „Hetze" vom 21. Febr. bis 12. April gedauert, an letzterm Tage der erste Paragraph der Wahlgesetznovelle mit 44 Stimmen Majorität angenommen; ein Sieg ohne jede praktische Bedeutung, da das Mandat der Deputirten

Digitized by Google

abgelaufen und der Schluß der Saison bereits auf Dienstag 16. April anberaumt war. Die Linke hatte ihren Willen durchgesetzt und den Reichstag minorisirt.

Bei dem Schlusse der letzten Sitzung machte die Linke wiederum die alten Späße. Madarasz mit seinen Achtundvierzigern erklärte, er gehe nicht zur Thronrede nach Ofen, solange von dessen Burg die schwarz-gelbe Fahne wehe, zumal da das Gesetz gebiete, daß der Reichstag in Pesth eröffnet und geschlossen werde. Bei dem Hoch, das Präsident Somssich auf den König ausbrachte, blieben die äußerste Linke und die Nationalen demonstrativ sitzen. Ein ganz allerliebstes Quidproquo rief aber auch Somssich selber hervor, indem er in seiner Schlußrede, um eine schwungvolle Cadenz zu haben, auf die göttliche Idee verfiel, für die Skandalscenen im Landtage Deutschland verantwortlich zu machen. Der ungarischen Großmannssucht schmeichelte es ungeheuer, daß Andrássy an das diplomatische Corps eine Einladung hatte ergehen lassen, der die meisten Mitglieder desselben auch Folge geleistet, und daß somit „die Augen Europas" auf Pesth gerichtet waren, während der Act des Sessionsschlusses vor sich ging. Um nun den Reichstag wegen seines schmählichen Endes weiß zu brennen, sagte der Präsident: „Einen lähmenden Einfluß hatte auf die Thätigkeit des Reichstages auch der überraschende Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges; das Schicksal Frankreichs möge uns mahnen, auf strenge Sittlichkeit und deren Förderung zu halten." Die Stelle war um so drastischer, als die Rede auch noch sonst den Gedanken variirt, die jüngste Vergangenheit habe bewiesen, daß allerwegen nur noch die Stärke etwas gelte. Man denke sich wie die Herren in der Diplomatenloge, wie namentlich General von Schweinitz und Generalconsul von Wäcker-Gotter ihre Ohren spitzten, als ihnen diese Tirade versetzt ward. Nun ängstliches Hin- und Herlaufen, Correcturen in den stenographischen Protokollen, Inhibitorien an das Telegraphenamt, Beschwörungen an die Journalisten, über den Lapsus zu schweigen; schließlich mußte Somssich doch einwilligen, daß „Napló", das Organ der Deák-Partei, ihn in aller Form desavouirte: er habe lediglich seinen persönlichen Ansichten Ausdruck gegeben, die durchaus nicht diejenigen der Majorität seien. So hatte denn diese große Action vor den Augen der gesammten Diplomatie in höchst ergötzlicher Weise damit geendet, daß der Reichstag seinem eigenen Präsidenten eine Lection in taktvollem Benehmen ertheilen mußte. Die Thronrede selbst zählte als die beiden hauptsächlichsten Errungenschaften der Legislaturperiode die Reorganisation des Gerichtswesens und der Verwaltung mitsammt den Municipalkörpern auf. Sie betonte sodann, daß die Kosten dieser und anderer Reformen, die Ausgaben für die Hebung des Unterrichtes und Cultus, für die Ergänzung des Eisenbahnnetzes, für die Verschönerung der Hauptstadt bei den „bedeutend gestiegenen öffentlichen Einnahmen" ohne Steuererhöhungen und, wie Lonyay den Monarchen sich höchst euphemistisch ausdrücken ließ, „ohne Contrahirung unproductiver Anleihen" gedeckt wurden. Auch für die Gelder, die er zur Erweiterung des Honvédinstituts bewilligt, wurde dem Reichstage gedankt. Nur am Schlusse wurde mit leiser Mahnung beklagt, daß durch „Vereitelung der Verhandlungen über das Wahlgesetz" die Realisirung anderer „gemeinnütziger" Vorlagen verhindert worden sei. Von diesem Avertissement versprach die Regierung sich ebenso gute Wirkung auf die nächsten Neuwahlen, wie von der Aufforderung aus königlichem Munde, der folgende Reichstag möge das Versäumte nachholen. Besondere Genugthuung erweckte die Anspielung auf die auswärtige Politik, „das gute Verhältniß zu den Mächten lasse zuversichtlich hoffen, daß der bald einzuberufende Reichstag die begonnene Arbeit unter den Segnungen des Friedens weiter führen werde". Man kommt sich in Pesth noch einmal so großmächtig vor, wenn im Schoße der ungarischen Volksvertretung ein klein wenig hohe Politik getrieben wird.

Digitized by Google

Die Krankenbehandlung.

Von

Hermann Baas.

II.

Der heutige Stand.

Kann man die ganze vorausgegangene (im ersten Abschnitte dargestellte) Zeit im großen und ganzen als die des festen Glaubens an das in der Krankenbehandlung Geleistete bezeichnen, so charakterisirt sich unser Jahrhundert als die Periode des Zweifels, ja in vieler Beziehung als die des Unglaubens an die Leistungen der seitherigen Therapie überhaupt. Beide führten aber nicht, wie so oft, zum bloßen Einreißen des alten Baues, sondern bahnten zugleich das Wiederaufrichten eines neuen an, der auf tiefern und gesichertern Fundamenten ruhen sollte. Und wenn auch der kurzen Zeit gemäß, die bisher auf den Neubau verwendet werden konnte, dieser noch bei weitem nicht die volle Krönung erhalten hat und die nöthigen Annexe noch nicht einmal alle festgestellt sind, so zeigt das Ganze doch wenigstens deutlich den anders gearteten Stil. Dieser ist entgegen dem alten burgartigen, der lichtarme Thürme und dunkle Verliese zuließ, der des hellen, zweckentsprechenden, soliden Nutzbaues, dessen gute Gliederung und schönes Material das Auge für das Nüchterne und Frostige, das ihm an und für sich eigen ist, entschädigt und dadurch zugleich die höhere Bestimmung andeutet. Und stand der alte Bau an enger Straße innerhalb der Thore, so hat man den neuen auf freier Anhöhe begonnen, um ihn leuchtendes Grün, über ihm der freiblaue Himmel, der Ausblick umeingeengt von verdunkelndem Qualm, wenn auch der alte von fernher noch manchmal heranzieht oder als Wolke längere Zeit darüber haftet. Auf den fertigen Thorbogen stehen die Worte eingemeißelt: „Fleißige Beobachtung, ernste Forschung, strenge Kritik." In die Fundamente hat man manches gute, leider aber auch einzelnes schlechte Material vom alten Bau nothgedrungen herübernehmen müssen, und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn alte Leichtgläubigkeit bisweilen noch jetzt sich zeigt. Aber auch dem Aberglauben und der Täuschung ist ein, wenn auch für die Dauer nicht mehr bewohnbares und manchem Lichtstrahle schon jetzt infolge der entstandenen Mauerlücken ausgesetztes Quartier geblieben: an den Ruinen und dem Boden des noch nicht ganz entfernten alten Baues haftet Zauberspuk und übt seine trügerische Macht auf das Gemüth des am Alten und Wunderbaren festhaltenden, zähgläubigen Volkes.

Den ersten Anstoß zur Verdrängung des positiven Glaubens an das bis dahin Gültige gab Samuel Christian Hahnemann (1755—1843). Dieser hat, was nicht überall

Digitized by Google

genugsam anerkannt worden, dadurch großen Nutzen gebracht, daß er die Vertreter der Wissenschaft zu erneuter Prüfung veranlaßte; auf die Masse aber hat er insofern einen günstigen Einfluß geübt, als er dem Verlassen der ausgetretenen Wege eine breite Bahn gebrochen. Die Homöopathie hat, wie bekannt, heute noch zahlreiche Anhänger und Verehrer unter Aerzten und Laien. Hahnemann stellte den Grundsatz auf, daß die Arzneimittel im gesunden Körper künstlich Krankheiten wach rufen, die den gewöhnlichen ähnlich oder gleich seien, und daß man deshalb jene nur hervorrufen müsse, um diese durch jene zu heilen, was schon gegen die alltägliche Erfahrung verstößt, daß Gleiches sich zu Gleichem zu höherer Stärke paart. Je mehr aber ein Mittel die einer gewöhnlichen Krankheit gleichen oder ähnlichen Erscheinungen bei Gesunden bewirkt, behauptete er weiter, desto eher heilt es jene. Besonders dienlich zu diesem Zwecke sind die einfachsten Mittel zumal in kleinster Menge gereicht, kräftiger werden sie durch längeres Schütteln. Nothwendiges Unterstützungsmittel ist eine zweckmäßige Diät, welchem Umstande wir sogar in erster Reihe die homöopathischen Erfolge zuschreiben. Daß solche der Natur widersprechende Grundsätze nicht haltbar seien, sahen Hahnemann's Jünger denn auch bald ein und haben dieselben deshalb im Laufe der Zeit sie vielfach modificirt, wobei aber stets „für die Praxis", was schon bei dem Gründer zu beobachten nicht schwer war, sich oft wohl echt menschlicher Schwindel beibehalten ließ. Doch kann man durchaus nicht sagen, daß bei den Anhängern der Homöopathie überall nur der letztere gelte. Es läßt sich auch die Ansicht aufstellen, daß die homöopathischen Nichtse dem sich überall breit machenden geschäftigen Vielmediciniren gegenüber den unleugbaren Vorzug haben, daß sie nicht schaden, was von dem letztern nicht geradezu behauptet werden kann. Ein Beispiel eines sehr kräftigen homöopathischen Weines, — den wir deshalb unsern Lesern unbedenklich als gewöhnliches Getränk empfehlen — nach Hahnemann's Grundsätzen gäbe etwa Folgendes: Man schüttet einen Tropfen Wein in einen Schoppen Wasser, nimmt von dieser sehr starken Mischung nur einen Tropfen und setzt ihm nochmals ein gleiches Quantum Wasser zu, von welch letztgenannter kräftigsten Verdünnung dann einzelne Tropfen innerlich gereicht die stärkste Wirkung hervorbringen, zumal wenn man das Ganze nur vor dem Nehmen tüchtig geschüttelt hat.

Als eines ekelhaften Auswuchses der Homöopathie erwähnen wir noch der Isopathie, die Gleiches mit Gleichem heilen wollte, z. B. Schnupfen mit Nasenschleim. Wer da glauben sollte, daß solche Unsläterein nicht auch ihre Gläubigen gefunden haben, der erkundige sich nur bei seinem Arzte nach noch heute vorhandenen bei weitem ekelhaftern Volksheilmitteln.

Als Gegensatz zu Hahnemann kann man Johann Gottfried Rademacher (1772—1849) betrachten, der die altgegründete Herrschaft der Arzneimittel so vollauf anerkannte, daß er seine Krankheitseintheilung nach den Mitteln bildete, die er als Specifica gebrauchte und empfahl, und so z. B. von Eisenkrankheiten spricht. Seine Lehren hat er in einem Werke niedergelegt, dessen Titel schon den Inhalt anzeigt: „Rechtfertigung der Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte." Auch er zählt noch einige Anhänger, die wenigstens tüchtige Beobachter sind.

Der zweite, viel mächtigere Stoß gegen die alten therapeutischen Ansichten wurde von der sogenannten neuen wiener Schule geführt, die nicht weit davon entfernt war, alle Therapie zu leugnen, und die Krankheiten nur beobachten, im übrigen aber sich selbst überlassen wollte. Zu solchen Ansichten gelangte sie durch vergleichende Beobachtung „behandelter" und „nicht behandelter" Krankheiten. Sie cultivirte einseitig, aber großartig einseitig die pathologische Anatomie, die physikalische Diagnostik und Symptomatologie und ihre Hauptvertreter Rokitansky, Scoda und Engel übten in den dreißiger und vierziger Jahren eine fast unumschränkte Herrschaft über die deutsche Medicin. In dem gleichen

Digitized by Google

Jahrzehnt wurde auch die sogenannte physiologische Schule von Wunderlich, Roser und Griesinger gegründet, die vor allem, was auch die Bezeichnung schon andeutet, Beobachtung der physiologischen Körpervorgänge und deren Errungenschaften auf die Medicin überhaupt und die Krankenbehandlung insbesondere übertragen wissen wollte. Zu derselben Zeit blühte auch die niemals über große Anhängerzahl gebietende naturhistorische Schule unter Führung von Schönlein und Eisenmann, die schon mit ihren Gründern fiel.

Seit Anfang der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts sind so viele Richtungen vorhanden, als es größere Hochschulen gibt, die Zeit der eigentlichen Schulen kann man aber vorläufig als eine vergangene betrachten. Als einen nicht zu unterschätzenden Vortheil darf man es ansehen, daß, was in England und Amerika von jeher selbstverständlich, in Frankreich und Italien häufig ist, sich endlich auch in Deutschland die sogenannten praktischen Aerzte zur Geltung bringen in der Wissenschaft, was dieser dadurch von Nutzen sein kann, daß selbständiges Forschen dieses Theiles des ärztlichen Contingents vor Wiederaufleben der Einseitigkeit des blos schulgerechten Denkens und Handelns bewahren kann. Will man aber eine Gesammtbezeichnung auswählen, die dem Erstrebten und Geleisteten entspricht, so dürfte das Streben unserer Tage in Bezug auf Krankenbehandlung am passendsten als Eklekticismus und Empirie im höhern Sinne bezeichnet werden, insofern man als Grundlage und Richtschnur das Experiment, genaue Beobachtung und Benutzung zufälliger oder beabsichtigter Entdeckungen unter Uebung schärfster Kritik betrachtet. Von den alten Empirikern unterscheiden sich die heutigen ganz wesentlich dadurch, daß Benutzung der Anatomie, Physiologie, Chemie, überhaupt der medicinischen Erkenntniß- und Hülfswissenschaften als Hauptstützen gelten.

Als von Nichtärzten ausgegangene dauernde Errungenschaft für die Krankenbehandlung nennen wir die Hydrotherapie, was man von der Johannes Schroth'schen Cur und andern Auswüchsen nicht sagen kann.

Ehe wir die Darstellung der in unserer Zeit neu hinzugekommenen Behandlungsmethoden im Speciellen beginnen, müssen wir allgemeine Erläuterungen voranschicken, vor allem aber die Bemerkung machen, daß diese ganze Darlegung nur in einer Weise möglich ist, die nicht allzu sehr ins technische Detail eingeht, sowie auch des Umstandes gedenken, daß wir eine weder im einzelnen noch im ganzen fertige oder nur annähernd abgeschlossene Disciplin vor uns haben, daß also manches einer mehr subjectiven Richtung entsprechen wird, obwol im ganzen ein objectiver Standpunkt überall angestrebt werden soll.

Wir stehen soeben in Bezug auf Krankenbehandlung in dem Stadium einer mächtigen Gärung und emsigen Sichtung. Jene wirft zahlreiche Blasen auf, die nach oft nur ganz kurzem Bestande wieder verschwinden, während unterdessen neue an deren Stelle sich bilden. Nur im Innern der Masse fixirt sich der Gehalt, um als geistiges Destillat zu rechter Zeit in meist nur geringer Menge dauernd gewonnen zu werden. Die Sichtung erstreckt sich über Altes und Neues und geschieht mit der unserer Zeit anhaftenden Unruhe, sodaß die Anschauungen fast allzu rasch wechseln, wodurch eine Art Mode in der Krankenbehandlung sich ausgebildet hat, die das Neue ebenso rasch fallen läßt, wie sie es angenommen hatte. Es gilt heute wieder, was Goethe*) von der Medicin des vorigen Jahrhunderts sagt:

---

*) Es ist interessant zu sehen, mit welch ängstlicher Sorgfalt Goethe gerade die Urtheile über seine naturwissenschaftlichen Arbeiten sammelte und wie ihn jedes zustimmende erfreute. Hätte er die heutige Anerkennung seiner Metamorphosenlehre erlebt, so würde er diesen Erfolg vielleicht höher anrechnen als alle seine sonstigen Triumphe!

Digitized by Google

„Es ist unendlich viel und nicht immer rein erfahren worden und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten; abermals eine ungeheuere Forderung; dann sollte man auch persönlich umherblickend und handelnd, die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum ersten mal beachtet und behandelt würde; hierbei sollte dann nur das Echte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhistorie und Pedanterie, die Praxis aber wol schwerlich ganz ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt, so entstand ein gewaltiger Conflict, indem man den Misbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte.... Der Verstand mischte sich auch in die Sache, alles sollte dabei auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede sein kann; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseitegedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihm sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen."

Selbst die Laienwelt ward von dieser Gärung und dem daraus hervorgehenden raschen Wechsel der Behandlungsmethoden und Mittel berührt, sodaß sie fast nur nach der neuesten Methode curirt zu werden verlangte, die von den jungen Aerzten, die eben von der Hochschule kamen oder von den neuesten Autoritäten in Büchern befürwortet wurden — und der ruhig denkende Arzt mußte sich wohl hüten, ein Mahnwort gegen die Neuerungen zu erheben, damit er nicht in einem Alter schon als veraltet galt, in dem man sonst erst anfing, innerhalb seiner eigenen Erfahrungen Umschau zu halten, inwiefern sie mit dem Erlernten und Gedachten übereinstimmen wollten. Es geschieht ohne Erregung, daß wir dies sagen, aber nicht ohne Bedacht, weil es schon jetzt ersichtlich ist, daß das Vertrauen in die ernsten Leistungen durch solches Wechseln der Anschauungen und das Modetreiben in der Behandlung bei Denkenden zum Theile gelitten hat, wenn wir auch dem Haufen es nicht nehmen können, daß er fort und fort nach jedem neuen Wunder läuft. Auch die erhöhte Oeffentlichkeit alles heutigen Thuns und eine gewisse Art von Popularisirung der Medicin, besonders in Bezug auf die anerkannt schwierigste Disciplin, die Krankenbehandlung, trug ihr gutes Theil zum beginnenden Misverständnisse des ärztlichen Handelns bei, das sogar in Reichstagskreisen nicht ohne Ausdruck geblieben und, was schlimmer ist, zur Benachtheiligung der innern und äußern Stellung der Aerzte geführt hat. Arzt und Publikum aber müssen stets vor Augen haben, daß es keine Wissenschaft gibt, die mehr vorsichtige Prüfung jeder noch so sehr angepriesenen Neuerung fordert, als die Krankenbehandlung; denn nur solche Prüfung und ruhiges Urtheilen bewahrt hier Arzt und Publikum vor Enttäuschung, wenn nicht gar vor noch schlimmern Nachtheilen. Gerade dem allzu raschen Uebergehen und Uebertragen der wissenschaftlichen Strömungen auf und ins praktische Leben schreiben wir einen Theil der Haltlosigkeit des Publikums zu, das ebenso leicht wie heute dem Arzte, so morgen dem ersten besten Pfuscher, der noch mehr verspricht, anheimfällt. Die echte Wissenschaft aber verspricht nie mehr als sie halten kann, ja eher weniger, da es gar nicht selten ist, daß scheinbar zur vollen Evidenz erhobenes bei erneuter Prüfung nicht stichhaltig befunden wird. Freilich, nicht selten haben die neuesten Methoden Erfolge, aber die hat von jeher die unvernünftigste Curirerei mit dem vernünftigsten Verfahren gemein, weil die in dem ersten Falle allzu gütige Natur das gut macht, was der Mensch zu verderben sich alle Mühe gibt. Nachhaltige Geltung haben aber nur die aus ernster, langer Prüfung hervorgegangenen Resultate zu erwarten. Dieses Anlehnen an den Glauben und die Errungenschaften des Tages schadete denn auch insofern, als die mit Nothwendigkeit sich

Digitized by Google

einstellende Ernüchterung das Mistrauen förderte und es noch mehr hätte erwecken müssen, wenn nicht gerade der Kranke sich am leichtesten alles Nachdenkens begäbe.

Doch schien in den letzten Jahren dieses Nachtreten neuester und das Jagen nach sogenannten wissenschaftlichen Methoden, die von „Autoritäten" an Krankenanstalten ausgebildet worden, bei den Aerzten einen Rückschlag zu bewirken, und das Destillat, um unser Bild beizubehalten, aus dieser zwar noch nicht ganz beendeten Gärung um so dauerhafter zu werden, als man bei der fortgesetzten Rectification immer kleinere Mengen ganz reinen Stoffes zurückbehalten wollte. Aber es scheint ganz neuerdings wieder eine glaubensvolle positive Phase in der Therapie die Oberhand zu gewinnen; denn aus vorzugsweise praktischen Gründen hat in letzter Zeit die Arzneibehandlung — in der Privatpraxis hatte sie ohnedies noch nicht viel von ihrer Blüte und ihrem mittelalterlichen Zauberduft eingebüßt — in Krankenhäusern und Kliniken die Zahl ihrer Anhänger wieder bedeutend vermehrt gesehen. Es ist eben allzu schwer, das schöne, im Laufe der Zeit angesammelte, dazu im „praktischen" Leben bewährte Rüstzeug zu verlassen; besser scheint es sogar, eher neues hinzuzufügen oder dem Alten eine neue Form zu geben. Die alte Kutte war auch viel bequemer als neue enganschließende Kleidung, die keine Falten dem Heimlichthun darbieten will, und am Ende bleiben Glauben und Wissen immer im Conflict, weil das letztere seine Grenzen hat; denn Glauben*) ist ein so hartnäckiger Bestandtheil unsers geistigen Lebens, daß man, wie wir gesehen, an Stelle des alten einen ebenso unerwiesenen neuen in unsern Tagen gesetzt hat.

Altes Rüstzeug, obwol glücklicherweise gerade unser Jahrhundert ziemlich viel desselben entfernt hat, schleppt sich in der Krankenbehandlung denn auch heute noch im Uebermaße fort, von Geschlecht zu Geschlecht und auf jedes seine schädliche, ja gefährliche Wirksamkeit übertragend. Insofern es nur, wie dies wol von den meisten gilt, in den Apotheken modert, Insekten nährt oder tödtet, als antiquarisch werthvoll existirt oder bei Visitationen paradirt, hat es nichts Verfängliches. So harmlos sind aber derartige Dinge nicht immer und nicht alle. Solche durch die Gewohnheit geheiligte „Mittel", die heute gelten, weil gestern sie gegolten, wirken leider allzu häufig höchst schädlich. Nehmen wir ein allbekanntes Beispiel, eine der zahlreichen zusammengesetzten Theesorten, den Brustthee. Daß dieses widerliche Getränk ein allzu häufiger Tröster in fast allen Haushaltungen bei jedem „Katarrh", bei jeder „Verschleimung" ist, wissen wir alle. An und für sich ist es ganz unschädlich und soll es unter absonderlicher Form die einfache laue Milch ersetzen, wenn es in kleinen Mengen oder auch gleichzeitig mit ihr getrunken wird, ungefährlich. Aber „der Thee" gilt als heilkräftig, er „vertreibt" den Katarrh, der auch ohne ihn von selbst sich „aus dem Staube" macht, er unterhält damit Täuschung und Aberglaube. Außer diesem hat er aber noch den Nachtheil, daß er, im Uebermaß genommen, wie das meist geschieht, besonders bei kleinen Kindern, den Appetit vermindert und einen Magenkatarrh hervorruft. Das ist eine directe schädliche Wirkung; denn es wird so eine zweite Krankheit gesetzt, die der ersten in der Luftröhre sich zugesellt. Noch schädlicher wird er aber dadurch, daß man unter seiner Aegide jedes Versehen für entschuldbar hält und gegen jede diätetische und klimatische Curregel sündigen zu dürfen glaubt und sündigt. Ist etwa ein Kind infolge des heißen Getränkes erhitzt und läuft dann in die Luft, so ist

*) Als eine der wunderlichsten Formen des Glaubens wollte uns immer der bei den Deutschen von jeher vorhandene Glaube an „Autoritäten" bedünken, der trotz Lessing immer noch nicht ausgestorben ist, der sich auf medicinischem Gebiete sogar zu einem wahrhaften Autoritätencultus ausgebildet hat, welcher Umstand selbst sich der Krankenbehandlung nachtheilig erwies, insofern sie zeitweise eine wahrhaft theoretische wurde, während doch gerade sie am wenigsten einseitig der Theorie verfallen sollte.

Digitized by Google

die gewöhnliche Folge eine lebensgefährliche Lungenentzündung, was dem scheinbar unbedeutenden „Mittel" eine ernste Bedeutung gibt. An dem Einen Beispiele haben wir, was vielleicht manchem kleinlich erscheinen will, zu zeigen versucht, wie in der Krankenbehandlung durch solche alte Mittel mehrere und immer ernstere Uebel „ancurirt" werden. Wenn aber der Laie nach solchen Dingen greift, so ist dies wegen der noch immer erstaunlich geringen Urtheilsfähigkeit in medicinischen Dingen zu verzeihen; wenn aber Aerzte das Treiben billigen oder gar dazu rathen, so ist das nur dadurch entschuldbar, daß selbst der Unermüdlichste und Zäheste nach jahrelang fortgesetztem Kampfe mit dem ererbten Vorurtheil ermattet. Die Liste solcher Dinge könnten wir sehr ausgiebig werden lassen, wollen aber nur noch die eröffnenden Theesorten, das Brustpulver, das Augennichts, das schon manchen in Vertrauensseligkeit lullte, bis seine Sehkraft dauernd gelitten, das Mutterpflaster, das die Karbunkel so hübsch zudeckt, anführen, und die Hoffmann'schen Tropfen, zusammengesetzten Tincturen, Latwergen u. s. w. hinzufügen. Wer sollte auch das alte Rüstzeug, das in Apotheken leider immer noch existirt und als „Hausmittel" gekauft wird, alles aufführen? Es hieße nur den Widerspruch des Aberglaubens und Schlendrians herausfordern!

Außer solchen veralteten, wenn auch oft nicht an und für sich, so doch durch die Umstände nachtheilig werdenden Compositionen erklärt sich die heutige Therapie gegen die Anwendung zusammengesetzter Arzneien überhaupt, weil es unmöglich ist, die Wirkung der einzelnen Bestandtheile derselben zu controliren und man nicht übersehen kann, welchen Bestandtheilen, wenn man eine Wirkung zu haben glaubt, diese zuzuschreiben wäre. Dieses Streben hat sich im großen und ganzen denn auch in der sonst sehr conservativ veranlagten Receptirkunst — bedient man sich doch noch eines barbarischen Kauderwelsch von Latein, statt unserer ehrlichen deutschen Sprache! — eingebürgert. Man arbeitet demzufolge meist mit einfachen Stoffen und möglichst einfachen chemischen Verbindungen und reicht lieber, wenn man dazu gezwungen zu sein glaubt, mehrere Mittel anzuwenden, diese getrennt zu verschiedenen Zeiten, wobei die Täuschung, wie leicht ersichtlich, mehr als bei gleichzeitiger Verwendung mehrerer Arzneien ausgeschlossen ist. Statt der frühern in dem weitesten Sinne des Wortes wirklichen Mixturen zieht man einfache Lösungen oder Pulver u. s. w. von chemisch genau gekannten Stoffen zu Hülfe, denen man zur Verbesserung oder Tilgung des Geschmackes indifferenten Zucker, mit unschädlichen Farbstoffen tingirte Syrupe u. dgl. zusetzt, zumal der Laie nicht selten von der einfachen Farbe der Arznei auf deren Wirksamkeit schließt.

Ein weiterer Grundsatz ist der, ein noch gerade Wirkung versprechendes Minimum resp. Maximum dieser einfachen Stoffe zu verwenden, und wenn man neuerdings z. B. ganz ungeheuerliche Gaben von Chinin reicht, so kann man das mit Fug und Recht mindestens als ein Abirren von diesem Grundsatze bezeichnen. Man kann ja mit den von der Chemie dargestellten reinen Hauptbestandtheilen und Verbindungen viel größere Wirkungen erzielen, als mit den frühern mit unnützem Ballast vermengten Rohmaterialien, die große Dosen verstatteten und forderten. Bei großen Gaben jener aber darf man sich nicht immer versichert halten, daß man nicht eine neue Schädlichkeit schafft, statt eine vorhandene zu heben.

Ein fernerer Gewinn der Neuzeit in Bezug auf Krankenbehandlung ist es, daß man immer möglichst wenig Arznei reicht, möglichst wenig medicinirt, obwol dieser Grundsatz noch nicht wie wünschenswerth durchgedrungen ist, weil hier vorzugsweise der Glaube des Publikums hindernd im Wege steht, welches immer noch an der Formel „Stündlich einen Eßlöffel voll" festhält und sich vernachlässigt glauben würde, wenn man z. B. einen ganzen Tag hindurch gar nichts reichte. Doch ist bei der von seiten der Aerzte in dieser Richtung schon geübten und noch mehr zu hoffenden Energie zu erwarten, daß

Digitized by Google

auch letzteres Vorurtheil bei dem Vernünftigen wenigstens bald ausgemerzt ist. Bis dies aber wirklich der Fall ist, wird man ärztlicherseits gezwungen sein, Scheinmedicationen zu machen, damit das so wichtige psychische Moment für die Krankenbehandlung nicht in Wegfall kommt.

Vielleicht am meisten charakteristisch für die heutige arzneiliche Krankenbehandlung ist es, daß man alle Krankheiten, in denen dies immer möglich ist, local behandelt. Während man früher nämlich die locale Wirkung erst nach geschehener Aufnahme des Mittels in den Kreislauf der Säfte, also auf einem großen Umwege, hoffte und anstrebte, beschränkt man diese Art des Vorgehens heute auf die dem directen Angriff unzugänglichen Körpertheile. Man applicirt den Arzneistoff auf den ergriffenen Ort. Dieses Streben verspricht größere Erfolge und hat denn auch eine nicht geringe Anzahl von örtlichen Methoden erzeugt. Die erhöhte Wirksamkeit solcher Applicationen gegenüber den alten Umgehungscuren dürfte leicht ersichtlich sein; doch wollen wir, um von dieser wichtigen Sache eine deutliche Vorstellung zu geben, einige Beispiele auswählen. Als ein sofort einleuchtendes können wir einen Fall aus dem Gebiete der Hautkrankheiten anführen. Behandelte man früherhin, allerdings vor der Erkenntniß des ursächlichen Thieres, die Krätze mit allen möglichen Tränken, mit Schwitzcuren u. s. w., so wirkt man jetzt direct auf die Haut, den Wohnort des Thieres, und bringt dieses zum Absterben. Das örtliche Verfahren gilt so ziemlich für alle fieberlosen Hautkrankheiten. Ein ähnliches locales Vorgehen ist auch für die meisten Leiden des Auges, des Ohres, der Nase eingeführt. Aber auch bei innern Erkrankungen hat man es in Anwendung gebracht. Blasenkatarrhe, Gebärmutter-, Darm-, Mastdarmkatarrhe, Krankheiten des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Lunge faßt man direct an und applicirt unmittelbar die je nach dem Stande der Erfahrungen als wirksam geltenden Stoffe auf die mannichfachste Weise. Man führt in Dampf gelöste Arzneimittel in die Lunge, reinigt den Magen mit der Pumpe und übergießt die gereinigte Schleimhaut dieses mit Lösungen, eröffnet die Brusthöhle, läßt vorhandenen Eiter ausfließen und bringt das erkrankte Brustfell mit den geeignet scheinenden Arzneistoffen in Berührung u. s. w.

Im Anschluß an die vorzugsweise Bearbeitung ganz abgegrenzter Krankheitsgruppen, die dem heutigen medicinischen Forschen eigenthümlich ist, entwickelte sich eine andere Eigenthümlichkeit der heutigen praktischen Medicin. So hat man z. B. infolge des speciellern Studiums der Krankheiten, welche bestimmten Altersstufen besonders eigen, eine vermehrte Rücksicht auf die hierdurch nöthigen Modificationen der Heilung genommen. Es gestaltet sich demzufolge z. B. die Behandlung der Lungenentzündung verschieden, je nachdem ein Kind, ein Individuum mittlern Alters oder ein solches höhern Alters von dieser befallen ist. Aehnliche noch bedeutendere Fortschritte hat die neuere Medicin in Bezug auf Behandlung der dem Geschlechte des Ergriffenen eigenthümlichen Erkrankungen gemacht, wie denn die Behandlung der speciell weiblichen Krankheiten geradezu eine Schöpfung der neuern Zeit zu nennen ist. Aus der Arbeitstheilung auf wissenschaftlichem Gebiete hat sich als eine früher nicht in irgend annäherndem Grade vorhandene Erscheinung auf praktischem Gebiete, das Specialistenthum, ausgebildet, dessen Vertreter man in fast jeder Stadt findet. Dieses hat seine Berechtigung ohne Zweifel; doch mag nicht selten dahinter eine neue Firma zu suchen sein, deren Leistungen ziemlich seicht ausfallen. In beider Sinne kann man die Behandlungen der Krankheiten der Haut, des Auges, des Gehöres, des Kehlkopfes, des Nervensystems unter die Kategorie der Errungenschaften unserer Zeit betrachten und geben gerade diese die Hauptgebiete des heutigen praktischen Specialistenthums ab. Von etwas untergeordnetem Range ist diesem die Zahnheilkunde gleicherweise zuzuzählen, die bekanntlich gleichfalls gänzlich umgestaltet worden ist und es an reconstruc-

Digitized by Google

tiven Erfolgen mit allen aufnehmen kann. Eine ganz neue „Specialität" der Behandlung bilden die Haarkrankheiten und andere geheime Krankheiten.

Natürliche Folge des geringern Gewichtes, das man auf die Arzneistoffe allein in der Behandlung legen zu müssen mit Recht glaubt, sind einige andere Errungenschaften der heutigen Praxis, ja sie bilden geradezu Capitalforderungen derselben. Vor allem nennen wir die zwar schon früher ausgebildete, aber jetzt auf die erkannten Gesetze der gesammten Ernährung gegründete und in Vordergrund gestellte Diät des Kranken im weitesten Sinne des Wortes. Nicht allein, was der Mensch ißt und trinkt, wird in Betracht gezogen, Quantum und Qualität bestimmt, sondern auch der Aufenthaltsort, das was den Kranken direct und indirect umgibt, insofern als Heilagens betrachtet, als man diese in die erreichbar beste Verfassung bringt oder doch seine Schädlichkeiten mindert. Luft, Licht Reinlichkeit im weitesten Sinne sind heute als unumgängliche Postulate einer vernünftigen Krankenbehandlung zu bezeichnen. Und wie wenig unterstützt das Publikum bei solchen Forderungen den Arzt! Auffallend ist oft die überkommene Furcht selbst Gebildeter vor diesen alltäglich übersehenen Heilagentien. Findet man, was nicht selten der Fall ist, einen Kranken in dumpfer, heißer, mit allen unmöglich sein sollenden Gerüchen geschwängerten Stube, vergraben in Bettdecken, sodaß man denselben zur Untersuchung erst bergmännisch gewinnen muß, — öffnet vor allem Fenster und Thür und entfernt dann die Zwiebelhüllen, so ist man in Gefahr, sofort entlassen zu werden! Und gerade solchen altverjährten Vorurtheilen muß der heutige Arzt entgegentreten. Bedarf's doch häufig nichts weiter als solcher Maßregeln, um eine Krankheit mit Hülfe der Kräfte des Körpers allein zur Heilung zu bringen. Man jagt durch dieselben manchmal fast buchstäblich jene zum Fenster hinaus. Aus denselben therapeutischen Grundsätzen nimmt man mehr als früher Bäder, überhaupt für chronisch Kranke die sogenannten Heilbäder zu Hülfe. Die bei den letztern als wirksam geltenden Stoffe rangiren meist in zweiter Linie. Man faßt sie, mit einigen Ausnahmen, als Luftcurorte, durch Klima- resp. Luftwechsel wirksame Aufenthaltsorte auf und erreicht durch beide Agentien stets mehr als mit den eingebürgerten Arzneiflaschen, Pulverkästchen u. s. w. Ist es doch gelungen, mittels derselben, bei rigoroser Durchführung der Forderung, der Uebel größtes, die Lungenschwindsucht zu bezwingen, die man mit Arzneibehandlung nur großzieht. Das Gleiche gilt für andere Geiseln des Menschengeschlechts. Könnte man alle Versündigungen gegen die einfachen Forderungen von Luft, Licht, Mäßigkeit und Reinlichkeit, alles dies im weitesten Wortbegriffe, auf einmal beseitigen: Cholera, Pocken, Typhus und wie sie alle heißen, die Plagen der Menschheit, würden viel, viel weniger Opfer fordern, als dies jetzt der Fall ist! Weist doch die Statistik nach, daß in gleichem Schritte mit der Erfüllung dieser Postulate — einschließlich der Sorge für gutes Trinkwasser — die Sterblichkeit herabgedrückt wird, und zwar in viel bedeutenderm Grade, als dies die „kunstgerechteste" Arzneibehandlung der Krankheiten zu Stande bringt. In der angedeuteten Richtung ist eins der schönsten, aber auch arbeitsreichsten Thätigkeitsgebiete des heutigen Arztes fast noch zu schaffen! Einen Zusammenhang mit diesen Forderungen bietet auch die Kleidung im weitesten Sinne, insofern dieselbe als Regulator der krankhaften oder normalen Körperwärme von dem größten Einflusse ist. In das gleiche Gebiet gehört auch die Desinfection, die eigentlich unnöthig gemacht sein sollte, meist zu spät kommt, erst geübt wird, wenn die Krankheit vorhanden ist und außerdem in ihrer Wirksamkeit ohnehin sehr problematisch scheint, auch wenn sie nicht, wie dies meist der Fall, ganz verkehrt ausgeführt würde. Die Dienstbarmachung der zuletzt genannten Potenzen für die private wie öffentliche Kranken- resp. Gesundheitspflege, wird die Aufgabe der nächsten Zukunft für die handelnde Medicin abgeben und bei fernerer Bearbeitung immer mehr dem Ziele, das eine lohnendere Aussicht eröffnet als die specielle Krankenbehandlung, näher rücken:

Digitized by Google

der Verhütung der Krankheiten. Hoffen wir, daß mit der Zeit die letztere Abtheilung, die indirecte Krankenbehandlung, ihre ältere Schwester, die directe Behandlung, in die zweite Stelle herabdrückt — dann erst wird der Menschheit der größere Dienst seitens der praktischen medicinischen Wissenschaft geleistet sein!

Die Gruppe der sogenannten Geisteskrankheiten hat hinsichtlich ihrer Behandlung in unserm Jahrhundert eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Während man früher — und dieses „früher" reichte noch bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts, ja für einige Orte noch in spätere Jahre herein — die Aermsten als die schlimmsten, die Gesellschaft geradezu gefährdenden Individuen behandelte oder vielmehr mishandelte, ist deren Behandlung jetzt eine wahrhaft musterhafte und humane. Die betreffenden Maßnahmen sind in jeder Beziehung als mustergültig zu bezeichnen. Das ärztliche Nachdenken und Erfinden hat hierin einen Sieg gefeiert über Vorurtheil und Roheit, wie auf keinem andern Gebiete der praktischen Medicin, wozu der Umstand nicht am wenigsten beigetragen hat, daß in den betreffenden Anstalten, Staatsinstituten, den ärztlichen Forderungen ausnahmsweise stricte Rechnung getragen wurde. Nicht allein die einfache Pflege der Unheilbaren in den mit wahrem Comfort, ja ärztlichem Luxus ausgestatteten neuen Irrenhäusern ist fast überall eine vortreffliche, sondern es hat auch die Anzahl der Heilungen gegen früher entschieden zugenommen.

Während man aber für die Behandlung der doch in verhältnißmäßig geringer Zahl auftretenden Geisteskrankheiten fast alles Wünschenswerthe zur Verfügung gestellt hat, läßt sich dies in Bezug auf andere Krankheiten nicht in auch nur annähernder Weise sagen. Und dennoch gehört der Aufenthaltsort des Kranken und dessen sanitäre Einrichtung geradezu in erster Linie zur Krankenbehandlung. In der bei weitem überwiegenden Zahl der Hospitäler ist den so wichtigen Erfordernissen der Ventilation und, was damit zusammenhängt, der Abfuhr der Ausleerungsstoffe im weitesten Sinne entweder höchst mangelhaft und ungenügend, oder gar nicht Rechnung getragen. Wenn aber irgendjemand die günstigsten äußern Verhältnisse bedarf, vor allem aber Luft und zwar viel Luft, so ist es der Kranke im Hospital. Was würde man sagen, wenn man eine kranke Pflanze, statt sie in das freie Land zu setzen, behufs ihrer Wiederherstellung mit dem Topfe in ein dumpfes luftarmes Zimmer überführte? Den kranken Armen aber ergeht es an vielen Orten nicht anders. Es ist dies aber nicht den Aerzten zur Last zu legen, vielmehr dem Umstande, daß diese in Bezug auf die Erfordernisse einer guten Krankenbehandlung kein Verständniß finden. Würden sich denn die im schlimmsten Falle aufzunehmenden Kapitalien nicht durch die in zweckmäßigen Krankenanstalten zu erhaltenden Menschenleben, resp. bewirkten Abkürzungen der Krankheitsdauer, alles als Arbeitskraft gedacht, reichlich verzinsen? Man darf nur in den von Pettenkofer in Dresden gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen die Berechnungen nachlesen, wie viel Kapital jährlich durch Verlängerung der Krankheit oder gar frühzeitigern Tod eines Individuums der Gesammtheit entzogen wird, um vor selbst großen einmaligen Kapitalanlagen für möglichst gute Krankenanstalten — resp. gute hygieinische Bedingungen ganzer Bevölkerungen — nicht zurückzuschrecken. Was können denn alle „Mittel" helfen, wenn in dem oft Hunderte von Jahren alten, innerhalb der Städte u. s. w. gelegenen Hospitälern die Todesursachen, statt gehoben zu werden, sich nur vervielfältigen? Mit der fortschreitenden Erkenntniß der Cardinalerfordernisse jeder Krankenbehandlung gestalten sich die Nachtheile des alten Spitalsystems um so drückender für den Arzt, und niemand kann es dem armen Kranken mehr verdenken, wenn er sich bis zum äußersten vor solch alten Expeditionsanstalten hütet, so lange oft, bis ihm nicht mehr zu helfen ist. Wie wirken aber gar solche luft- und lichtarme Häuser zur Zeit von Seuchen? Gewiß nicht an-

Digitized by Google

ders, denn als neue Werkstätten des Uebels. Es ist deshalb für den Staat eine noch größere Pflicht zu erfüllen, als solche schon bei den Irrenanstalten erfüllt ist, die nämlich, zu verhüten, daß man die doppelt Unglücklichen, die zugleich Armen und Kranken in alte, verbaute, luftarme, geradezu gefährliche Krankenhäuser bringt. Denn — wiederholen wir es — eine gute Wohnung ist für den Kranken ein viel besseres „Mittel", als irgendeine Apotheke es liefern kann! Als den meisten Anforderungen in dieser Beziehung am besten entsprechend ist das Barackensystem zu betrachten, gleichfalls eine Errungenschaft unserer Tage. Dieses bietet zugleich die Möglichkeit, den Forderungen, die wir im Folgenden darlegen, in gebührendem Maße Rechnung zu tragen.

Entsprechend nämlich der in unserer Zeit erlangten bessern Erkenntniß der Gesetze des kranken und gesunden Lebens haben sich die Principien der Behandlung hinsichtlich der acuten und chronischen Erkrankungen wesentlich geändert. Seitdem man erfahren, daß der die acuten Erkrankungen vorzugsweise begleitende fieberhafte Zustand hauptsächlich infolge der Temperatursteigerung lebensgefährlich wirkt, ist die Hauptsorge des Arztes auf Beseitigung dieses in erhöhtem Maße gerichtet. Wenn man früher kurzweg den Träger des zu verbrennenden Materials, das Blut, wegnahm, sozusagen nur die Kohlen aus dem Ofen warf, ohne damit die dennoch über diesen Act hinaus fortdauernde Glühhitze des Ofens selbst zu beseitigen, mit jenem aber auch das für spätere Zeit nothwendige Nähr- und Heizmaterial, welches zugleich das Material zum Fortbestand des Körpers und zur Reparatur des gesetzten Schadens bildete, dauernd entfernte, den Verfall also eher einleitete oder beschleunigte als behob, so hat man jetzt die früher allzu häufige Verwendung des Aderlassens sehr eingeschränkt. Man schlägt den andern Weg ein, die gefährdende Hitze zu vermindern, indem man sozusagen von außen und innen den glühenden Ofen abkühlt und die Zufuhr beschränkt. Man verwendet dazu, je nach Bedarf, kühles Verhalten, vor allem reichliche kühle, selbst kalte Luft, dann Abwaschungen, laue, selbst kalte Bäder, gibt reichlich kühles Getränke, wenn nöthig Eis, welch letztere Dinge man früher, d. h. in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts, noch fast allgemein perhorrescirte. Dabei sorgt man, der Constitution und dem Zustande der Verdauung entsprechend, für kärgliche oder hinreichende oder reichliche — was nicht oft nöthig — Ernährung behufs Ersatz des verbrannten Materials. Mit diesem Verfahren reicht man nicht selten ganz aus und würde es noch consequenter durchführen können, wenn nicht die Arzneiliebe des Publikums dem meist entgegenstände, der man dann lieber mit ganz indifferenten Scheinmitteln Genüge leistet, wozu wir freilich, wie gesagt, die neuerdings in Schwung gekommenen großen Chiningaben nicht rechnen dürfen. Die Einführung des Thermometers in die Krankenuntersuchung erweist sich dabei gerade für die Krankenbehandlung besonders ersprießlich, da man mittels desselben den Zeitpunkt und den Grad der Verwendung des Abkühlungsverfahrens sicherer bestimmen kann, als dies früher dem nach dem Gefühle allein urtheilenden Arzte möglich war. Doch geht man, weil die Sache noch neu ist und es für alle neuen Dinge sofort nicht an Enthusiasten fehlt, nicht selten zu weit, indem man selbst kleine Steigerungen der Temperatur als Aufforderung zur alsbaldigen Benutzung des ganzen Abkühlungsapparates verwendet. Immerhin aber schadet eine Uebertreibung hierin weniger, als das sonst beliebte Bombardement mit allen möglichen Säuren, sauersüßen Säften u. s. w., die den Magen des Fieberkranken nur noch mehr, als er es an und für sich schon ist, ruinirten. An das Publikum aber ist die Forderung, die alte Furcht vor Erkältungen hintanzusetzen, in erhöhtem Maße zu stellen.

Bei fiebernden chronisch Erkrankten ist das Verfahren dagegen ein ganz anderes, da hier das Fieber meist den Charakter des Zehrfiebers hat, d. h. auf gesteigerter Verbrennung bei sparsam oder in geradezu unzureichender Menge vorhandenem Brennmaterial beruht und den kleinen Vorrath zu rasch aufzuzehren droht. In solchen Fällen wird naturgemäß

Digitized by Google

mehr Brennmaterial zuzuführen sein. Dabei wird man auch die Kleidung im weitesten Sinne des Wortes dem entsprechend in dem Maße und aus dem Material wählen, daß die Wärme schlecht abgeleitet wird, ohne daß die Körperventilation gestört wird. Doch auch darin sind die Kranken meist noch dem alten „Warmhalten" allzu sehr ergeben, begehen die alten Fehler, die Ventilation durch unzählige Kleiderlagen oder Bettdecken unmöglich zu machen; sie baden dadurch ihren Leib in Schweiß, statt diesem Abzug zu gewähren, infolge dessen natürlich jedes Lüftchen krankmachend wirken kann. Außer reichlicher und guter Ernährung und Kleidung zieht man bei chronisch Kranken, wenn möglich noch mehr als bei acut Kranken, die heilende Wirkung der reinen Luft und der Reinlichkeit zu Hülfe, außerdem aber, wenn es sein kann, Bewegung und Beschäftigung u. s. w. Man überläßt solchen Potenzen vertrauensvoll den siechen Körper und reicht nur, wenn es nicht anders sein kann, die beliebten „nervenstärkenden, blutbildenden, eröffnenden, lösenden, verdauungbefördernden u. s. w. u. s. w. Mittel", die oft traurig wirkungslose Errungenschaften einer allzu gläubigen Vergangenheit und Gegenwart sind. Man würde sie noch viel weniger geben, wenn das Publikum den Arzt nicht gerade zu dem Zwecke consultirte, damit er „Mittel auf Mittel" schafft. So geschieht es denn alltäglich, daß die bessere Einsicht des Arztes dem Vorurtheil weicht, damit er nur seinen Einfluß nicht ganz verliert. Ehe es dahin kommt, daß die Masse dem mittelreichen Pfuscher und Geschäftler nicht mehr nachläuft als dem wahren Arzte, der seinen Beruf darin sieht, nur das Erprobte und erkannte Vernünftige zu thun, wird freilich trotz unserer vielgerühmten Aufklärung noch manches Jahr vergehen — und noch mancher Arzt wird im aussichtslosen Kampfe mit dem stärkern Glauben und Aberglauben rühmlich unterliegen oder doch wenigstens vor der Zeit ermatten.

Die Ziele jeder Krankenbehandlung anlangend, so können dieselben dreierlei Art sein: Krankheit zu verhüten, vorhandene zu heilen, oder, wo beides nicht möglich, die schwersten und unerträglichsten Erscheinungen zu beseitigen und das Leben zu verlängern. Die schulmäßigen Bezeichnungen dafür lauten: prophylaktische, curative und palliative (symptomatische) Methode. Doch gibt es noch eine größere Anzahl Zwischenmethoden; denn es hat leider auch die Krankenbehandlung eine reiche Sammlung theoretischer Grillen aufzuweisen! Mit den drei genannten Methoden wäre, wenn sie überall mit günstigem Erfolge durchgeführt werden könnten, wol der leidenden Menschheit vollkommen gedient; doch ist es eine traurige Erfahrung, daß die zweite nur für einige wenige Krankheiten, das Postulat, welches sie enthält, erfüllt, daß der Arzt daher auf die erste und zu allermeist sogar nur auf die unzulänglichste, die symptomatische, in seinem directen Handeln allein angewiesen ist. Doch leisten glücklicherweise die in dem Körper thätigen Kräfte mit größerm Erfolge, als der Mensch, den Forderungen der zweiten Methode Genüge, wenn nur dieser es über sich gewinnt, sie nicht zu stören oder stören zu lassen. Diese letztere Forderung im weitesten und strengsten Sinne zu überwachen ist die Aufgabe des Arztes in den meisten Krankheiten — und findet er darin und in der Uebung des ersten, sich stützend auf die Kenntniß der Gesetze des kranken und gesunden Lebens, die volle Berechtigung des praktischen Theiles seines Berufes und ein weites segensreiches Feld einer fruchtbringenden Thätigkeit, durch die er die unvermeidlichen Uebel, das Erbtheil der Menschheit, mindestens zu lindern und erträglich zu machen im Stande ist. Wollte aber jemand die ewigen Gesetze umgestoßen haben, der müßte zu Charlatanen und Betrügern gehen, da er lieber glauben als denken will.

Wir haben früher bemerkt, daß die heutige Medicin vorzugsweise chemisch möglichst einfache Arzneistoffe verwendet. Sehen wir nun zu, welcher Art diese sind, so fällt vor allem in die Augen, daß man heute in überwiegender Zahl die Pflanzenalkaloide benutzt,

Digitized by Google

dann reine Elemente und deren einfachere Verbindungen. Als Beispiele führen wir an: Chinin, Atropin, Strychnin, Morphin, Phosphor, Verbindungen des Eisens, Silbers u. s. w. In viel beschränkterm Maße als früher benutzt man die Droguen als solche oder deren arzneiliche Zubereitungen. Außer dem chemischen Grundstock der Arzneimittel verwendet man aber auch physikalische Kräfte, Elektricität, Luftdruck und Verwandtes. Einige der segensreichsten Errungenschaften für die Krankenbehandlung hat uns gerade die neueste Zeit geliefert, die von dem Kranken allzu heftige Schmerzen fern zu halten im Stande sind, denen dieser früher verfallen war. Als Beispiele solcher nennen wir das Chloroform und das Chloralhydrat. Beide scheinen uns in dieser Beziehung einer etwas nähern Besprechung würdig zu sein, sowol an und für sich wie auch als Beispiele, in welcher Weise die heutige Medicin wirklich Leistungsfähiges aus dem Bereiche der Medicamente gewinnt und sich aneignet. Auch sie gehören jener Reihe der nur lindernden Mittel an, sind aber als solche gerade von nicht genug zu preisendem Nutzen. Durch die 1840 bei unvorsichtiger Darstellung gemachte Entdeckung des Amerikaners Jakson, daß Schwefeläther in Dampfform längere Zeit das Bewußtsein aufheben könne, ohne das Leben zu gefährden und üble Folgen zurückzulassen, wenn die nöthigen Grenzen eingehalten werden, wurde man auf die Anwendung des angenehmern und noch flüchtigern Chloroforms hingeleitet, das besonders die Engländer Simson und Mac-Gregor in Aufnahme brachten. Nachdem der erste Enthusiasmus nach der Entdeckung, der so weit ging, daß sogar junge Handlungsbeflissene sich das Vergnügen eines Chloroformrausches mit sonst unerreichbaren paradiesischen Empfindungen nicht versagen konnten, vorübergegangen war und die bei dem Gebrauche vorgekommenen Todesfälle die Ueberzeugung von der Anwendbarkeit des Mittels zu gefährden schienen, ging man mit solchem Aufwande ärztlichen Scharfsinnes an die Prüfung seiner Wirkungsweise, Vorzüge und Gefahren, daß vielleicht kein anderes Arzneimittel in allen Richtungen so genau gekannt ist als das Chloroform. Und jetzt erst war dasselbe dauernd für die leidende Menschheit erworben und so gesichert, daß es nie mehr für dieselbe verschwinden kann, es sei denn, daß im Laufe der Zeit noch etwas Besseres gefunden werde. Es wurde dabei als Thatsache festgestellt, daß das Chloroform die zum Leben nothwendigsten Functionen des Nervensystems, die Innervation des Herzens und der Lunge zuletzt aufhebt, sodaß man es bei sorgfältiger Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln in der bei weitem überwiegenden Zahl der Fälle in seiner Macht hat, das Leben ungefährdet zu erhalten und doch Bewußtsein und Schmerz für längere Zeit auszuschließen. Die äußerst selten noch vorkommenden, auf bisjetzt unerklärter Idiosynkrasie beruhenden Fälle von Chloroformtod können die Verwendung des Mittels nicht gefährden.

Gerade die glänzenden Erfolge des Chloroforms waren nun die Veranlassung, daß man die demselben verwandten Körper auf ihre Wirkung prüfte — und so gelang es Liebreich, in dem Chloralhydrat eine in mancher Beziehung noch segensreichere Entdeckung für die Krankenbehandlung zu machen, durch die es möglich geworden ist, ohne Nachtheil und Nachwehen, was bei Morphium nicht der Fall ist, dem Kranken den Trost eines erquickenden Schlafes von fast vorauszuberechnender Länge mit Sicherheit zu verschaffen.

Ernste Prüfung hat in der heutigen Medicin zufällig entdeckte und planvolles Suchen unter Verwendung aller Hülfsmittel des physiologischen Versuches ganz neue Mittel, der leidenden Menschheit zum Segen, erworben und wird sie wol von jetzt ab noch häufiger erwerben, und so vermag eine in Bezug auf Arzneihülfe scheinbar allzu skeptische Zeit auch productiv in dieser Richtung zu wirken.

Eine fast durchgehende Neubearbeitung erfuhr in unserer Zeit auch die Lehre von den Gegengiften, worauf natürlich die Fortschritte der Chemie und die Cultur des physiologischen Experiments an Thieren den größten Einfluß üben mußten. Besonders gilt

Digitized by Google

dieser Fortschritt für die Lehre von den Gegenmitteln der Alkaloide. Hat der Arzt in Fällen absichtlicher Vergiftungen auch nur selten noch den richtigen Zeitpunkt zur wirksamen Darreichung eines Gegengiftes zur Verfügung, so ist dies doch bei zufälligen, z. B. Arzneivergiftungen, manchmal der Fall. Als Beispiel einer wirklich werthvollen Errungenschaft in dieser Hinsicht mag die Entdeckung, die sich praktisch schon oft erfolgreich gezeigt, angeführt werden, daß Einspritzungen von Atropinlösung unter die Haut bei Vergiftungen mit Morphium und ebensolche von Morphium bei Vergiftung mit Atropin sich als wirksame Antagonisten erweisen.

Die Applicationsorte der Arzneimittel hat die Neuzeit gleichfalls in einigen wichtigen Beziehungen vermehrt oder modificirt. Außer dem durchgreifenden Grundsatze der, wo immer möglich, localen Application der zu therapeutischen Zwecken verwendeten Stoffe sind zu der innerlichen und rein äußerlichen Anwendung die sogenannte subcutane Injection und die Inhalation als wichtige Gewinne auf praktischem Gebiete erworben worden.

Unstreitig das in jeder Beziehung am meisten versprechende und gewaltigste Ringen unserer Zeit zur Erhaltung der körperlichen und damit zugleich geistigen Gesundheit der Menschen aber offenbart sich uns in der Inangriffnahme der öffentlichen und privaten Hygieine, und hat die Wissenschaft auch darin noch nicht viel errungen, so bietet sie doch ein würdiges neues Feld vielverheißender unbeschränkter Forscheraufgabe. Erstreckt sich dies Gebiet doch von der Hütte des Aermsten, über den sie mit Vorsorge am meisten wacht, bis zum Palast der Großen, von der Werkstätte des Arbeiters bis in das Cabinet des die Weltgeschichte lenkenden Staatsmannes, von dem kärglichen Imbiß desjenigen, welcher den härtesten Kampf ums Dasein führt, bis zum üppigen Gelage des Schlemmers, von den Thälern der Erde bis zu den Höhen der Gebirge, von dem Wasser der Tiefe bis zu der uns umgebenden Luft, von den mikroskopischen Feinden unsers Daseins bis zu den gewaltigsten Geiseln des Menschengeschlechts. Wem diese Grenzbestimmung unglaubhaft klingt, dem rathen wir, sich in den leicht zugänglichen Werken des genialen, wenn auch nicht immer ebenso glücklichen Forschers Pettenkofer umzusehen, damit er nicht für Phrase hält, was der Wirklichkeit entspricht. Und ist auch nicht zu hoffen, daß auf diesem Wege alle Ursachen der Erkrankungen erforscht werden und noch weniger, daß man das Gesetz des Sterbens tilgen wird, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß die Minderung der dem Menschenleben mehr, als die meisten glauben, bei jedem Athemzuge nachstellenden Feinde gelingen wird. So wird das Hauptziel der kommenden Zeiten sein, neben, ja über das Stück- und Flickwerk der Einzelbehandlung die Krankenbehandlung des Ganzen und der Gesammtheit zu setzen.

Haben wir bisher die allgemeinen Grundzüge des Strebens, der Leistungen und Forderungen der heutigen Krankenbehandlung dem zugemessenen Raume gemäß im wesentlichen, aber mit gebotener Kürze dargelegt, so bleibt uns noch übrig, die neuern speciellen Verfahren in gleichfalls mehr andeutender als erschöpfender Weise vor Augen zu führen.

Den ersten Platz unter den speciellen, therapeutischen Errungenschaften der neuern Zeit sind wir der Hydrotherapie zuzuschreiben gezwungen, der Erfindung des Bauers Vincenz Prießnitz (1799—1851) in Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien, eines therapeutischen Genies, das trotz des Mangels jeder andern, als der gewöhnlichen Schulbildung, die einfachsten Beobachtungen aus dem alltäglichen Leben zu einer wahren Heilmethode ausbildete. Als bezeichnende Eigenthümlichkeit seiner Denkweise und seines Charakters muß es angeführt werden, daß er trotz seiner Erfolge frei von jeder Anmaßung und Charlatanerie blieb, ja noch den Pflug führte, als schon Curgäste in großer Zahl und aus aller Herren Ländern ihn aufsuchten. Erst dann, als die allzu große Menge von hülfesuchenden Kranken dies nicht mehr erlaubte, hörte er auf, sein väter-

Digitized by Google

liches Erbtheil selbst zu bewirthschaften. Es sind das Zeichen innerer Tüchtigkeit, Bescheidenheit und Selbstkritik, wie man sie sonst bei „berühmten" Aerzten oft nicht mehr antrifft. Der größte Zudrang nach Gräfenberg fand in den dreißiger und vierziger Jahren statt. Er verminderte sich natürlich, als die mit Nothwendigkeit sich auch einstellenden sogenannten Miserfolge der Cur und das Uebertreiben, charlatanmäßige Ausposaunen und das gewinnsüchtige Ausbeuten von seiten mancher Curnachfolger die ganze Sache in Miscredit zu bringen drohte. Doch waren die, freilich nicht von Prießnitz selbst, der nur empirisch zu Werke ging, errungenen Principien zu sehr in sich selbst gegründet und zu dauerhaft, als daß das Verfahren hätte verloren gehen können: es ward daher in wissenschaftlichen Händen später zu der heutigen Vollendung geführt. Statt der frühern Bademeister und ärztlichen Speculanten, beschäftigen sich jetzt tüchtige, ja oft ausgezeichnete Aerzte mit der Ausbildung und Ausübung der Methode in Anstalten, welche allen Forderungen der Wissenschaft und der Praxis genügen, und wenn auch noch einzelne der frühern Kaltwasserspelunken in den Händen roher Empiriker und aller Wissenschaft baren „Directoren" sich befinden, so ist deren Zahl doch sehr gering, sodaß sie den Bestand des Verfahrens nicht mehr gefährden können. Der einzige der Methode heute noch hier und da anhaftende Zopf aus der verflossenen Zeit ist in der Diät und im Mangel an Individualisirung zu suchen. Sind in den meist auch klimatisch gut gelegenen Anstalten vorzugsweise chronische Krankheiten die Objecte der Cur, vor allen Störungen der Ernährung und des Nervensystems, so hat man neuerdings das Verfahren mit passenden Modificationen auch auf die Behandlung acuter Krankheiten ausgedehnt, besonders auf Typhus, Gelenkrheumatismus, fieberhafte Ausschlagskrankheiten, Entzündungen wichtiger innerer Organe u. s. w., und es hat den Anschein, als wenn auch hierin gute Resultate dauernd errungen werden sollten. So viel aber ist über allen Zweifel gewiß, daß wir in der Kaltwasserbehandlung eins der mächtigsten Mittel zur Beschleunigung des Stoffwechsels, somit zur Einleitung von Heilungen solcher Krankheiten besitzen, die der Arzneibehandlung früher Widerstand leisteten. Hat sie doch seine Erfolge selbst bei Lungenschwindsucht neuerdings bewährt — und so wird das Verfahren als eins der segensreichsten in der Krankenbehandlung einen dauernden Platz behaupten.*)

Eine sehr werthvolle Bereicherung des Behandlungsapparates — freilich wieder vorzugsweise zur Linderung des lästigsten Krankheitssymptomes, des Schmerzes, aber auch in sogenannter curativer Hinsicht — bildet die Methode der subcutanen Injection. Mittels derselben bringt man Lösungen von Arzneistoffen unter die Haut des schmerzhaften Ortes oder doch diesem möglichst nahe gelegener Stellen, wenn örtliche Wirkung vorzugsweise bezweckt wird, während man, wenn ein allgemeiner Effect erzielt werden soll, die für solche Applicationsweise besonders günstigen Körperstellen auswählt. Man bedient sich zur Ausführung derselben kleiner, sogenannter Pravaz'scher Spritzen, die etwa 12—20 Tropfen — selten mehr — aufnehmen. Der Stempel derselben trägt eine Scala, das Spritzrohr aber wird von einer feinen, durchbohrten, vorn in eine lanzenförmige, schneidende Spitze endigenden Nadel gebildet. Man füllt die Spritze mit einer vorher hinsichtlich ihrer Stärke, resp. ihres Gehaltes an Arzneistoff genau bestimmten Lösung, stößt die Nadel durch die Haut bis ins Unterhautzellgewebe und drückt dann mittels des graduirten Stempels die beabsichtigte Menge aus. Die Stichöffnung verlegt man durch Hautver-

*) Ohne Werth sind die Lohbäder und Kräutercuren, die Johannes Schroth'sche Warmwein-Trockensemmelcur u. dgl. Niemand kann zwar bestreiten, daß jede dieser Charlatanerien auch „Erfolge" habe. Diese sind aber als solche „trotz der Cur" zu betrachten. Hat doch auch die unsinnigste Beschwörungsformel Erfolge — bei Unvernünftigen, Denkfaulen oder nicht denkenden Köpfen.

Digitized by Google

schiebung etwas seitlich von der Stelle, in die man ausspritzen will, damit nach dem Ausziehen der Nadel die intacte Haut über den Ort kommt, an dem sich die Lösung nunmehr befindet. Die kleine, fast nicht schmerzende Wunde heilt leicht und entsteht auch bei passender Auswahl der Arzneistoffe nachträglich keine Entzündung oder Eiterbildung. Natürlich injicirt man nur kleine Mengen von Flüssigkeit, sodaß nur selten der ganze Inhalt der Spritze, noch seltener mehr als eine Füllung verbraucht wird. Arzneistoffe, die man bisher vorzugsweise subcutan injicirt hat, sind: Morphium (bei weitem am häufigsten), Chinin, Queckstlberlösungen, Atropin, Strychnin, Apomorphin und einige andere. Die Wirkung dieser Mittel tritt bei subcutaner Injection rascher, prompter, intensiver als bei innerlicher Darreichung ein. Deshalb ist jenes Verfahren unter Umständen viel geeigneter als die letztere, besonders, da man auch geringere Mengen von Arzneistoff nöthig hat, um gleiche Wirkung wie bei innerlicher Anwendung zu erzielen. Gefahr bringt nur das zufällige, aber nicht immer zu vermeidende und seltene Eindringen des gewählten Mittels in ein nach dem Herzen leitendes Blutgefäß, also in eine Vene, weshalb man, wie das leider so häufig geschieht, einem Laien allein das zweischneidige Mittel nicht in die Hand geben sollte. Einen besonders wichtigen Vortheil des Verfahrens müssen wir noch hervorheben, nämlich die Möglichkeit, die dasselbe gewährt, Geistesgestörten, die jedes innerliche Einnehmen von Medicin verweigern, dennoch Arzneimittel beizubringen, desgleichen auch die, daß man Kranken, die alles erbrechen, oder solchen, die einen unüberwindlichen Ekel vor Arzneimitteln haben, diese mittels desselben zuführen kann.

Als eine Art Appendix der subcutanen Injection kann man heutzutage die viel ältere sogenannte endermatische Methode der Application von Arzneistoffen bezeichnen. Sie ist durch jene fast verdrängt worden und besteht darin, daß man auf die ihrer Epidermis beraubte Haut pulverisirte Arzneistoffe streut, damit sie eine örtlich begrenzte Wirkung üben. Die Epidermis entfernt man, nachdem sie vorher durch Blasenpflaster u. dgl. abgehoben worden, derart, daß die rothen Hauttheile freiliegen.

Bei der Ohnmacht des bisher in Krankheiten des centralen, zum Theil auch des peripherischen Nervensystems gültigen Behandlungsapparates begrüßte man die Verwendung des elektrischen Stromes auf diesem Gebiete anfangs mit, wie es scheint, allzu großem Enthusiasmus und mit übertriebenen Hoffnungen, infolge deren sich sofort das praktische Specialistenthum des neuen Mittels als der Panacee für jene Leiden bemächtigte. Nachgerade scheint jedoch die Elektrotherapie, deren schwierige wissenschaftliche Prüfung nicht einmal als nur annähernd abgeschlossen betrachtet werden darf, auch in der Praxis einer nüchternen Beurtheilung theilhaftig zu werden, bei der sich, wie dies auch für andere Methoden von jeher sich geltend machte, als Endresultat festzustellen scheint, daß bei thätiger Mithülfe der Kräfte des Körpers die vorsichtige, methodische und lange fortgesetzte Anwendung der Elektricität in mehrern Krankheiten gute Dienste thut, besonders, wenn sie früh genug zu Rathe gezogen wird zu einer Zeit, wo auch die restaurirende Thätigkeit der Körperkräfte noch recht günstig zu wirken im Stande ist. Man verwerthet statt des schon im vorigen Jahrhundert verwendeten elektrischen Schlages mit Apparaten, die für praktische Zwecke sehr verbessert sind, in therapeutischer Absicht sowol den unterbrochenen (faradischen), als den stetigen (constanten) Strom und sind die Ansichten heute noch sehr getheilt, welchem von beiden und in welchen Krankheiten dem einen oder dem andern der Vorzug gebührt. Die Verwendung des erstern erhielt ihre Begründung durch den Franzosen Duchenne, die des zweiten durch den deutschen Arzt Remak. Gerade die deutschen Aerzte haben soeben die unbestreitbare Superiorität auf diesem Gebiete sich errungen, sowol hinsichtlich der wissenschaftlichen Forschung als auch des Strebens nach Präcisirung der praktischen Verwendung und Verwendbarkeit, da sich gerade dieser Specialität vorzügliche Kräfte neuerdings gewidmet haben, wie von Ziemßen in Erlangen,

Digitized by Google

Erb in Heidelberg, Leyden in Straßburg u. a. Auch für diese neue Errungenschaft scheint sich die allgemeine Erfahrung hinsichtlich alles Neuen in der Krankenbehandlung schließlich geltend zu machen, daß bei fortgesetzter und nüchterner Prüfung die Zahl der sogenannten Heilungsmöglichkeiten und Heilerfolge sich vermindern und zuletzt auf eine viel kleinere Zahl sich beschränken werde, als der anfängliche Enthusiasmus hoffte.

Ein anderes Heilverfahren der neuesten Zeit fußt auf der bei gewissen Lungenerkrankungen in Bergwerken u. dgl. beobachteten günstigen Wirkung des vermehrten atmosphärischen Druckes. Man ersann demzufolge brauchbare Apparate für Verwendung comprimirter Luft. Dieselben bestehen aus einer luftdicht abgeschlossenen Kammer von starkem Schmiedeeisen, die mehrere Personen faßt, in welche durch eine Luftpumpe möglichst reine, durch Baumwolle filtrirte Luft eingetrieben wird. Gewöhnlich verwendet man eine Steigerung von $^1/_4$—$^1/_2$ Atmosphäre Ueberdruck, selten mehr. Krankheiten, die man diesem Verfahren unterwirft, sind besonders chronische Hustenkrankheiten mit oder besser noch ohne Erkrankung der eigentlichen Lungensubstanz, besonders aber die Erweiterung der Endbläschen der Lunge, das sogenannte Emphysem. Neuerdings sind auch transportable pneumatische Apparate construirt worden. Inwieweit diese neue Errungenschaft den gleichfalls mit anfänglichem Enthusiasmus eroberten Boden dauernd behaupten wird, bedarf einer weitern Prüfung; doch scheint es jetzt schon, als wolle sich ein großer Theil der ursprünglich gehegten Hoffnungen und Erwartungen als trügerisch erweisen. Auch künstlich verdünnte Luft verwendete man mittels desselben Apparates. Luftverdünnung ward auch zu einem andern Zwecke zu Hülfe genommen, nämlich dazu, den Blutandrang nach und die Blutüberfüllung in entzündlich erkrankten wichtigen innern Organen, z. B. der Lunge zu beseitigen, resp. zu mindern, ohne das Blut durch Aderlaß oder blutige Schröpfköpfe dauernd dem Körper zu entziehen. Junod erfand zu diesem Zwecke den sogenannten Schröpfstiefel. In einen Apparat, der mittels eines luftdicht anliegenden Kautschukringes gegen die äußere Luft abgeschlossen ist, bringt man eine obere oder untere Extremität oder einen Theil dieser und verdünnt dann mittels einer Luftpumpe die darin enthaltene Luft. Dadurch werden nach Entlastung von dem gewöhnlichen atmosphärischen Druck die Capillaren der Haut des betreffenden Gliedes und dieses selbst ausgedehnt und fähig, eine größere Menge Blutes, als unter gewöhnlichen Verhältnissen möglich, zurückzuhalten. In der Privatpraxis aber kann ein derartiger, an und für sich guter Apparat nur selten zu Hülfe genommen werden.

Für einzelne Fälle, in denen die dem Arzte nöthige Zeit noch zu Gebote steht, hat sich die neuerdings sehr verbesserte Methode der Transfusion des Blutes geradezu lebenrettend oder doch lebenverlängernd erwiesen. Bei großen, das Leben gefährdenden Blutverlusten durch absichtliche oder zufällige Verwundung im gewöhnlichen Leben wie im Kriege, bei großen Blutungen im Wochenbette und bei großen Operationen hat man früher schon sogenanntes defibrinirtes Menschen- oder Thierblut in die Armvene eines Verbluteten eingespritzt und damit einzelne Erfolge erzielt. Infolge der für alle Gebiete in der neuesten Zeit sich geltend machenden Verbesserungen der technischen Apparate ist jetzt auch die Transfusion so weit gediehen, daß man vollkommenes, ungetheiltes Blut unmittelbar aus der Ader eines Gesunden in die Blutbahn des Verbluteten oder sonstwie Blutleeren überführen kann, wodurch auch der früherhin große Zeitbedarf wegfällt. Man muß diese Errungenschaft unter allen Umständen als eine segensreiche begrüßen, wenn sie auch selbst nur in einzelnen Fällen ihre Absicht erreichen kann. Es ist aber zudem Hoffnung vorhanden, daß diese Fälle sich mehren werden, da das Verfahren infolge der jetzt leichtern und sichern Ausführung der Operation mehr und mehr im allgemeinen Besitz der Aerzte gelangen wird.

In entgegengesetzter Richtung, wie die soeben berührte Methode, ist der Kranken-

Digitized by Google

behandlung neuerdings ein kleiner Vortheil erwachsen durch den sogenannten künstlichen Blutegel, mittels dessen man rascher und mehr Blut entleeren kann als mit Hülfe des gewöhnlichen. Er hat sich vorzugsweise in der Augenheilkunde eine bleibende Stelle erobert. Mittels eines schnell drehbaren Rundmessers wird eine durch die Haut dringende circuläre Wunde geschnitten. Auf diese wird nun ein Glascylinder aufgesetzt, der an seinem untern Ende durch einen gutgedichteten Korkstöpsel luftdicht verschlossen ist; dann wird letzterer mittels eines Stempels, der durch eine am entgegengesetzten Ende angebrachte Schraube führt, durch Umdrehen dieser aufwärts gezogen, wodurch über der Wunde ein luftleerer Raum entsteht, in den das Blut eingesaugt, resp. von der äußern Luft eingedrückt wird. Eine zur Zeit ihres Entstehens als in der Wissenschaft nicht ganz hoffähig betrachtete Disciplin hat man neuerdings auch in die Behandlung von Kranken herübergenommen, die Gymnastik, welche bekanntlich bei den Griechen als ein mächtiges Heilagens galt. Hat sie doch unzweifelhaften Werth bei Kranken, deren Stoffwechsel vermehrt werden soll, falls man die anzustellenden Uebungen den Krankheitszuständen der Form und Zeitdauer nach anpaßt. Einen noch größern Werth aber darf sie beanspruchen als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, besonders bei solchen, deren Beschäftigung die nothwendige körperliche Bewegung für gewöhnlich nicht fordert.

Unter den Errungenschaften der neuzeitlichen Krankenbehandlung bedarf die Methode der Inhalation einer rühmenden Erwähnung. Wie die Benennung zeigt, beruht dieselbe auf der Einathmung von Arzneistoffen. Leicht verdampfende Mittel kann man sofort, ohne weitere Vorbereitungen oder nachdem sie vorher höchstens in dampfendes Wasser gegossen worden, einathmen lassen, z. B. Terpentinöl u. dgl., andere, z. B. Carbolsäure, muß man erst lösen und dann mittels Dampfzerstäubung zum Einathmen geschickt machen, zu welchem Zwecke besondere Apparate und wol auch besondere Inhalationscabinete nothwendig sind. Die Methode gilt selbstverständlich vorzugsweise für Erkrankungen des Athmungsapparates und erweist sich besonders in chronischen Fällen derart als gutes symptomatisches Linderungsmittel, und als ein Verfahren, das die Genesung einleiten soll.

Gleichfalls für die Erkrankungen eines bestimmten Organs ist neuerdings ein anderes Verfahren wieder mehr in den Vordergrund getreten, die Magenpumpe. Es wird mittels derselben der kranke Magen mit lauem Wasser vorerst gereinigt und dann erst, wenn nöthig, eine arzneiliche Ausspülung vorgenommen. Die Apparate, die man zu diesem Zwecke construirt hat, sind zum Theil sehr complicirt, zum Theil aber auch von primitiver Construction. Als ein Repräsentant der letztern, aber sehr brauchbaren Art gilt die einfache gewöhnliche elastische Schlundröhre, an deren äußerer Mündung man mittels eines beweglichen Zwischenstückes von Kautschukrohr einen Glastrichter befestigt. Ist das Schlundrohr vorerst durch Mund und Schlund hindurch in den Magen eingeführt, so erhebt man den außen bleibenden Theil bis über den Kopf des Kranken und gießt das nöthige Quantum (etwa $^1/_2$—2 Liter) von passender Temperatur ein. Senkt man danach den Trichter wieder bis unterhalb des Niveau des Kopfes, so fließt der Mageninhalt wieder aus. Das Verfahren wiederholt man so oft und so lange, bis es nicht mehr trübe fließt, und stößt dabei etwa die Röhre verstopfende Brocken des festen Mageninhaltes mittels eines elastischen Stabes klein und zurück, bis jene erweicht sind und austreten. Es ist das Verfahren, wie man sieht, gerade keine elegante Manipulation; doch wer sieht auch bei ärztlichen Geschäften auf Eleganz?

Was wir bei Gelegenheit der Betonung der heute gültigen localen Behandlung oben schon angedeutet haben, müssen wir hier noch als specielle, wenn auch schon früh geübte, Methode aufführen, nämlich die Injection. Wir verstehen darunter die Einbringung von einfachem Wasser, warm oder kalt, in gewisse Hohlgänge und Hohlorgane behufs einfacher Reinigung der auskleidenden Schleimhaut, oder von Arzneilösungen zum

Digitized by Google

Zwecke der Application auf den ergriffenen Ort. Solcher Art wird die Injection in Blase, Mastdarm, die Hohlorgane des Weibes, den äußern Gehörgang, die Nase bewirkt mittels einfacher Spritzen oder besonderer Apparate, wohin wir auch die Zerstäubungsapparate rechnen, durch welche betreffende Lösungen in feinstverstäubter Form aufgetragen werden, z. B. Kalkwasser u. dgl. auf die diphtheritisch erkrankte Rachenschleimhaut. Man darf diese Procedur nicht zusammenhalten mit der mehr für chirurgische Zwecke geübten Richardson'schen Aetherzerstäubung zur Herstellung localer Anästhesie; doch wird die letztere Methode auch der sogenannten innern Medicin nutzbar, z. B. bei localen Hyperästhesien.

Auch die künstliche Ernährung durch Injection von Nahrungsmitteln in den Mastdarm in für diesen Zweck besonders zubereiteter Form kann man als eine unter bestimmten Verhältnissen sogar lebenrettende neue Errungenschaft betrachten. Auf diesem Wege hat man die Erhaltung oder Fristung des Lebens bis in die vierte Woche schon ermöglicht in Fällen, in denen Nahrungszufuhr durch den Mund für kürzere Zeit oder gar für immer ausgeschlossen war.

Eine neue Erscheinung, die wir aber nicht zu den dauernden Errungenschaften der Krankenbehandlung zählen zu müssen glauben, beobachtet man seit einigen Jahren häufig auf der Straße, wir meinen den Respirator. Den einzig nothwendigen Respirator hat uns die Natur selbst mitgegeben, nämlich die Nase, in deren Windungen sich die Luft hinreichend zu erwärmen im Stande ist, die zudem, wie bekannt, auch eine gute Staubfilter abgibt. Einen wirklich großen Vortheil aber verschafft uns die in unserer Zeit so sehr vervollkommnete Gummiindustrie in den Luftkissen, Luft- und Wasserbetten. Wer den mühsamen, und zuletzt doch meist erfolglosen Kampf gegen das Aufliegen, das nicht allein schmerzhaft, sondern nicht selten lebensgefährlich ist, früher gekämpft hat oder hat kämpfen sehen, der wird einsehen, wie sehr wir diese Erfindungen für die Krankenbehandlung preisen müssen.

Als eines in gewissem Sinne ebenfalls der Neuzeit angehörenden Verfahrens erwähnen wir noch der Desinfection, insofern, als man für das schon alte Verfahren neue Stoffe verwendet. Man benutzt jetzt bekanntlich am meisten Lösungen von Carbolsäure, von Eisenvitriol, dann Chlordämpfe, weniger oft schweflige und unterfalpetrige Säure. Auch darin ist die Desinfection in eine neue Phase getreten, daß man sie gegen ganz bestimmte Dinge, niedrige Organismen, richtet, z. B. Pilze u. dgl., die man neuerdings fast zu allgemein als Krankheitsursachen betrachtet, während doch erst für einige Krankheiten der stricte Beweis als gelungen betrachtet werden kann. Jedenfalls hat die Annahme jedoch das Gute, daß man weiß, was man soll und will.

Zum Schlusse führen wir noch an, daß in unserer die ganze Erde durchstöbernden Zeit eine große Zahl neuer Arzneistoffe eingeführt worden ist, wobei die Chemie ausgedehnte Hülfe leistete, sowie auch, daß die Arzneiverordnungslehre eine wissenschaftliche Disciplin geworden ist, während sie früher eine bloße Gedächtnißsache, resp. Sammlung von Formeln war.

Ist es uns in der vorstehenden Darstellung gelungen, dem Laien ein einigermaßen deutliches, wenn auch nicht vollständiges Bild vom Stande der heutigen Therapie zu entwerfen, so haben wir damit nur einen Theil unserer Absicht erreicht. Weit höher würden wir es anschlagen, wenn wir es ermöglicht hätten, daß der Denkende sich ein selbständiges Urtheil bilden könnte nicht sowol über das Maß von Kenntnissen, welche der praktische Theil des ärztlichen Berufes erfordert, als vielmehr über das Maß von vorurtheilsloser und strenger Kritik, welche gerade die Krankenbehandlung von dem Arzte gebieterisch verlangt, will er nicht der Täuschung anderer und seiner selbst verfallen.

Digitized by Google

Für das heutige Leben knüpft sich aber daran die Frage, die sich freilich von selbst beantwortet: wer ist im Besitze der erstern und wer ist allein im Stande, die letztere zu üben, der wirkliche, durchgebildete Arzt oder der Halbwisser oder gar Ignorant? Man kann darauf erwidern, der Kranke fragt nicht nach Kenntnissen und Kritik, sondern nach Erfolg; und es kann nicht geleugnet werden, daß beide solchen haben können und haben, ja man darf sogar zugeben, daß der Pfuscher einmal glücklicher ist in dieser Beziehung als der vollkommene Arzt. Das kann aber bei Denkenden nicht den Ausschlag geben, wen er zu Rathe ziehen soll. Würde man z. B., wenn etwa ein Schäfer oder sogar mehrere Schäfer in abzuurtheilenden Rechtssachen öfter das Rechte getroffen, als selbst fertige Richter, daraus den Schluß ziehen: die Schäfer sind oft gute Richter gewesen, man muß ihnen deshalb erlauben, völlig Recht zu sprechen, ohne daß sie sich Richter nennen dürfen? Ich glaube nicht; und doch ist man uns Aerzten gegenüber so verfahren. Der Erfolg, sei er günstig oder ungünstig, liegt, das muß der Arzt wie der denkende Theil des Publikums stets vor Augen haben, nicht ausschließlich, nicht einmal zum größten Theil in der Hand eines Menschen, vielmehr in der Macht der dem Körper gegebenen bei Gesundheit wie in Krankheiten thätigen Kräfte. Nur solche Erkenntniß bewahrt den Arzt vor Selbstüberschätzung, führt ihn im Gegentheil zu jener Bescheidenheit, welche der Gewinn jeder ernsten Naturbeobachtung und Naturbetrachtung ist; den Denkenden aber bewahrt sie vor unerfüllbaren Forderungen und, was leider nicht überall der Fall zu sein scheint, vor Misachtung der ärztlichen opferreichen Berufsthätigkeit. Wer darf von dem Arzte verlangen, daß er das ewige Gesetz des Vergehens des Individuums merklich abändere oder gar umstoße? Nur ein kleiner, aber ein höchst wichtiger Antheil fällt dem Arzte bei Erhaltung und Herbeiführung der Gesundheit zu. Unter Beistand der erlangten Kenntniß der Bedingungen des gesunden und kranken Lebens, somit auch der Art und Weise, der Mittel und Wege, die ihm zu Gebote stehen, und an der Hand der Erfahrung, die er sich darüber erworben, wie das kranke Leben am besten und sichersten in gesundes über- und zurückgeführt werden kann, tritt er mit dem Bewußtsein ans Krankenbett, daß, selbst wenn der Erfolg seiner Bemühungen kein günstiger ist, doch sein Thun und Streben rein und berechtigt waren. Wir haben im Vorstehenden, vielen in vielleicht zu skeptischer Weise, die Leistungsmöglichkeiten der heutigen Krankenbehandlung dargelegt, um den Gebildeten ein Urtheil zu gestatten, inwiefern die letztere wohlwollende Unterstützung seitens der Einsichtigen wach rufen soll und muß!

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Die Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika spielen seit lange keine beneidenswerthen Rollen. Sie repräsentiren nur den politischen Schiffbruch, ohne in errungenen Lorbern und im Gefühle, sich um das Land verdient gemacht zu haben, Entschädigung zu finden. Auf alle in den letzten Jahren gestorbenen Expräsidenten fand dies Anwendung — auf Tyler, Pierce, Buchanan, van Buren, Fillmore — und auch für den einzigen jetzt überlebenden, Johnson, gilt es. Es ist eine natürliche Folge des politischen Getriebes in der Nordamerikanischen Union, welches nur gewandte Politiker von Fach, nicht immer Staatsmänner, in das höchste Amt des Landes bringt und die Erwählten dann hauptsächlich sich damit beschäftigen läßt, ihre Wiederwahl zu sichern.

Die Amtszeit des am 7. Jan. 1800 zu Cayuga im Staate Neuyork geborenen und am 8. März 1874 in Buffalo gestorbenen Millard Fillmore fiel in eine denkwürdige Periode der amerikanischen Geschichte. Der Antagonismus zwischen den freien und den Sklavenstaaten hatte durch die Frage, was mit dem Mexico abgenommenen Gebiet zu geschehen habe, neue Nahrung bekommen. Fillmore warf seinen ganzen Einfluß zu Gunsten einer Compromißpolitik in die Wagschale, unter der den Sklavenhaltern das Gesetz über Einfangung flüchtiger Sklaven und die Organisation von Neumexico und Utah ohne Berührung der Sklavenfrage, den freien Staaten die Aufnahme Californiens als freien Staat und das Verbot des Sklavenhandels im District Columbia zugestanden wurde. Das Compromiß befriedigte keinen Theil und demoralisirte Fillmore's Partei, die Whigpartei, vollständig. Fillmore selbst wurde von ihr geopfert und sie suchte sich bei der nächsten Präsidentenwahl durch den militärischen Ruhm Scott's zu rehabilitiren, aber vergebens.

In jener wichtigsten politischen Action seines Lebens (1850—53) hatte Fillmore ohne Zweifel neben dem Versuch, seine Partei und sich selbst in den beiden Sectionen des Landes möglich und oben zu erhalten, auch das allgemeine Wohl vor Augen. Die Compromißpolitik hat inzwischen Fiasco gemacht, aber ebenso gewiß ist, daß die gewaltsame Lösung der Sklaverei die Union an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Im Angesicht der Zustände, die Fillmore am Abend seines Lebens um sich sah, konnte er wol die moralische Verantwortung für seinen Antheil an der Compromißpolitik leicht tragen. Er durfte sich sagen, als Bürger das Beste gewollt, aber er mußte sich zugleich gestehen, sein eigenes politisches Grab gegraben zu haben.

Bekanntlich hat er im Jahre 1856 einen letzten Versuch gemacht, durch Appellation an den Nativismus wieder in die Höhe zu kommen, aber er hat sich dadurch vollends unrettbar ruinirt. Bei den Adoptivbürgern ist er dadurch discreditirt worden, wie wenige amerikanische Politiker. Und doch war er in Betreff des Nativismus nicht schlimmer als die meisten amerikanischen Politiker, ja sogar besser als ein guter Theil derselben. Seine nativistische Speculation von 1856 war lediglich ein Act der Verzweiflung, aber er hat es dadurch dahin gebracht, mit weniger Ehre und Ehren vom politischen Schauplatz ver-

Digitized by Google

drängt worden zu sein, als irgendeiner der Männer, die außer ihm bisher das höchste Amt der Vereinigten Staaten bekleidet haben, doch liegt die Annahme sehr nahe, daß es einem seiner Nachfolger noch schlimmer ergehen mag. Fillmore hat sich wenigstens einen fleckenlosen Privatcharakter bewahrt, und dies ist mehr, als einem seiner Nachfolger nachgerühmt werden kann.

Man liebt es, Männer wie Fillmore als Beweis anzuführen für die schöne Eigenschaft der Nordamerikanischen Union, einem jeden — auch dem unter den ungünstigsten Verhältnissen Aufgewachsenen — Gelegenheit darzubieten, sich Bahn zu brechen. Nun kommt es allerdings nicht sowol auf Rechnung der Institutionen der Nordamerikanischen Union, als auf Rechnung des Misbrauchs dieser Institutionen, daß geistig so unbedeutende Männer eine so hervorragende Stellung erlangen können. Die Institutionen der Vereinigten Staaten sollten sich gerade dadurch vor den Staatseinrichtungen der angeblich politisch weniger vorgeschrittenen und weniger freien Völker unterscheiden, daß sie es nur dem Genie und dem Charakter möglich machen, sich an die Spitze zu stellen. Fillmore war dagegen einer der Beweise dafür, mit wie wenig Weisheit auch das Volk der Nordamerikanischen Union regiert wird. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und Achtbarkeit mag ihm in der Erinnerung vieler Zeitgenossen ein freundliches Andenken sichern, aber der Geschichtschreiber wird ihn sehr en bagatelle behandeln.

Sir Edwin Landseer, einer der besten und jedenfalls der weitest bekannte unter den englischen Malern, ist nach längerer Krankheit am 1. Oct. 1873 gestorben. Er war zu London im Jahre 1802 geboren, der dritte Sohn des Kupferstechers John Landseer, der selbst ein ausgezeichneter Künstler war und seine Söhne von ihrer ersten Jugend auf zur Kunst erzog. Diese väterliche sehr verständige Kunsterziehung brachte das Talent des jungen Landseer zu ungewöhnlich früher Entwickelung, und die im väterlichen Hause verkehrende Gesellschaft, wozu die bedeutendsten Künstler und mehrere literarische und theatralische Größen der Zeit gehörten, förderte seine Bildung in jeder Richtung. Schon mit 13 Jahren stellte er seine ersten Versuche aus, welche Anerkennung fanden; im Jahre 1816 ward er Schüler der Akademie und zwei Jahre später wegen eines Bildes, Sanct-Bernhardshunde finden einen im Schnee verschütteten Reisenden, von der Kritik schon zu den besten Malern der Zeit gezählt. Dieser Erfolg machte aber den jungen Künstler nicht irre, der sich unter der Leitung des Historienmalers Haydon noch eine Zeit lang strengern Studien in der historischen Malerei widmete. Inzwischen brachte er Jahr für Jahr neue Bilder zur akademischen Ausstellung und erlangte bald die Protection des fashionablen Publikums. Im Jahre 1826 ernannte ihn die königliche Akademie zum außerordentlichen Mitgliede (Associate) und 1831 zum wirklichen Mitgliede; 1850 ertheilte die Königin ihm die Ritterwürde. Als nach dem Tode von Sir Charles Eastlake im Jahre 1866 die königliche Akademie ihn zum Präsidenten wählte, lehnte er diese Würde ab; seit 1847 war er Mitglied der königlichen Akademie von Belgien und erhielt 1855 die große Goldene Medaille in Paris. Landseer's Werke sind meistens durch die Vervielfältigung durch Kupfer- und Stahlstich und andere Nachbildungsmethoden bekannt und verbreitet. In seinem Vaterlande findet man deren fast in jedem Hause, und einige derselben sind auch auf dem Continent sehr beliebt gewordene Zimmerzierden. In den Nachbildungen erscheinen seine Arbeiten günstiger als in den gemalten Originalen, welche häufig etwas trocken und flach und auch wol von etwas falschem Tone sind. In Kupferstichen nach seinen Bildern hat sich schon sein Vater bethätigt, später hauptsächlich sein älterer Bruder Thomas. Der Charakter von Landseer's Thierbildern hat besonders dem englischen Publikum sehr gefallen; mit der naturalistischen Darstellung verbindet er ein gewisses humoristisches, auch wol satirisches Element, indem er häufig seinen Thieren eine gewisse Menschenähnlichkeit gibt und sie in Situationen versetzt, welche an menschliche erinnern oder sie nachahmen. Seine Thierbilder, besonders seine Hundebilder, haben ihm den Namen des „Shakspeare der Thierwelt" eingebracht. Außer seinen sehr zahlreichen Thierbildern hat er auch noch viele Porträts und Porträtgruppen gemalt, bei welchen freilich oft die Thierstaffage die Hauptsache ist. Wandgemälde und Fresken, welche er gemalt hat, sind von etwas zweifelhafter Güte. Auch als Bildhauer hat er sich nicht ohne Erfolg versucht; im Jahre 1866 stellte er eine große Bronzegruppe eines von Hun-

Digitized by Google

den gestellten Hirsches (Stay at Bay) aus, und allgemein bekannt, wenn auch nicht allgemein gerühmt, sind seine vier kolossalen Löwen am Fußgestell der Nelsonsäule auf dem Trafalgar Square in London. Er war ein sehr fleißiger Künstler und mit Aufträgen des vornehmen englischen Publikums überhäuft; einige seiner bedeutendern Werke sind schon bei seinen Lebzeiten aus dem Nachlaß ihrer Besitzer oder durch Schenkungen derselben in die öffentlichen Museen Londons übergegangen. Unter den Bildern Landseer's, welche einen historischen Charakter tragen, ist noch zu erwähnen der Dialogue at Waterloo, ein Bild, welches den Moment darstellt, wo der Herzog von Wellington den Schauplatz seines entscheidenden Sieges wieder besuchte.

Schweden hat einen seiner genialsten und berühmtesten Künstler, zugleich auch einen seiner edelsten Bürger verloren, nämlich den Professor an der Akademie der freien Künste, den Bildhauer Johan Peter Molin, welcher am Morgen des 29. Juli 1873 in seiner Sommerwohnung Ekudden bei Waxholm nach einem längern Leiden an Stein und Blasenkatarrh mit Tode abgegangen ist. Seine Leiche wurde nach Stockholm gebracht und dort beerdigt.

Molin war geboren zu Göteborg am 17. März 1814. Seine Aeltern waren der Bäcker Anders Molin und dessen Gattin Johanna Brita. Der junge Molin zeichnete sich schon früh durch seine Anlagen aus; nachdem er $2\frac{1}{2}$ Jahre alt, seinen ersten Unterricht genossen hatte, wurde er, nur $3\frac{1}{2}$ Jahre alt, in die Schule geschickt. In dem Alter von fünf Jahren finden wir ihn schon mit der lateinischen Grammatik in der Hand. Aber so sauer ihm die so früh aufgedrungene Gelehrsamkeit schmeckte, ebenso heilbringend für seine geistige Entwickelung war ein zweijähriger Aufenthalt von seinem sechsten bis zum achten Jahre auf dem Lande bei einem Verwandten, dem Propst Frykner in Borgstena bei Boràs, welcher, selbst eine poetische Natur, im Verein mit der umgebenden Landschaft und mit Hirtenausflügen in Wäldern und Feldern den schlummernden Sinn des Knaben für das Schöne weckte. Durch das freie Leben unter den Hirten öffnete sich sein Inneres der Naturmystik und ihrem romantischen Inhalte, jenen Sagen und Liedern, in denen Geister und Kobolde, Ritter, Drachen und Prinzessinnen die Hauptrolle spielten. Es ging bei weitem leichter, die Sagen im Gedächtniß zu behalten als die Lectionen, und in einem Alter von 12 Jahren wurde der Knabe zum Kaufmannsstande bestimmt, weil er zum Studiren keine Lust hatte. Aber zum Handel hatte er womöglich noch weniger Lust.

Neun Jahre wurden vergeudet durch den Aufenthalt in seiner Vaterstadt, um den Handel zu erlernen, ohne daß es dem jungen Künstler jemals gelang, dasjenige Interesse an der Sache zu finden, welche ihm selbst seine Lage erträglich machen konnte. Theils als Gehülfe in dem Gewerbe seines Vaters, theils als Handelseleve und zuletzt als selbständiger Kaufmann verlebte er seine Zeit bis zum vollendeten zwanzigsten Jahre. Eine Krankheit, hervorgerufen durch den Zwang und die Unzufriedenheit, welche er empfand über einem Beruf, der so wenig mit seiner Neigung übereinstimme, machte zuletzt diesem Zustande ein Ende.

Schon längst hatte Molin sich zu einer freien, geistigen Thätigkeit hingezogen gefühlt. Die mühevollen Stunden der Arbeit wurden versüßt durch den Gedanken an die Freistunden, in denen er sich ganz den Eingebungen der Neigung überlassen durfte. Man sah bald, daß diese Arbeiten ihm näher lagen als sein eigentlicher Beruf, und endlich, als die Krankheit hinzukam, wurde er von Freunden und Bekannten aufgefordert, dem innern Rufe zu folgen.

Lange war gleichwol Molin selbst über die wahre Natur seines Talents in Ungewißheit gewesen: Mechanik, Poesie, Malerei, Galvanoplastik hatte er mit gleichem Eifer getrieben zum Erstaunen seiner Nachbarn, die sich auf keine Weise die sonderbare Thätigkeit des jungen Mannes zu erklären wußten, sondern endlich untereinander einig wurden, daß er etwas ganz Erschreckliches wäre, was sie — „Freimaurer" benannten. Eigentlich war es der Versuch, zu einem galvanoplastischen Experiment eine Figur zu modelliren, wodurch Molin's Augen darüber geöffnet wurden, daß die Plastik derjenige Zweig der Kunst war, welcher eigentlich mit der Richtung und dem Wesen seiner Begabung übereinstimmte.

Nun folgte er dem erkannten Berufe und ging nach Kopenhagen im Jahre 1843. Noch lebte der Großmeister Thorwaldsen, und es war dem neunundzwanzigjährigen Künst-

Digitized by Google

ler vergönnt, seine väterlichen Rathschläge entgegenzunehmen, wenn er auch nie in seinem Atelier arbeiten konnte, denn der Meister starb schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft, 1844. Molin wurde in das Atelier des Medailleurs Christensen aufgenommen, und daneben besuchte er die Akademie fleißig. Ein Preis nach dem andern belohnte die ernsten Bemühungen des hochstrebenden Zöglings; aber schon 1845, da Christensen gestorben war, verließ Molin Kopenhagen, hielt sich einen Monat in Paris auf und ging dann nach Rom. Hier lebte noch die frische Thorwaldsen'sche Tradition fort unter seinen Schülern, und durch das belebende Studium der unsterblichen Meisterwerke der Antike sog seine offene Künstlerseele allen Reichthum an Schönheit ein, welche Rom den Söhnen der Kunst darzubieten vermag.

Molin kam im Jahre 1845 nach Rom. Schon 1847 konnte er einen Amor nach Hause schicken, welcher von dem damaligen Kronprinzen, nachherigen Könige Karl XV. gekauft und 1848 bei der akademischen Exposition ausgestellt wurde, wobei das Publikum zum ersten mal Molin's Namen hörte. Sein Aufenthalt in Rom wurde mehrmals unterbrochen, einmal durch eine Reise nach Gräfenberg, um der Gesundheit willen, einmal um die Statue des Königs Oskar zu modelliren und zuletzt noch einmal aus Gesundheitsrücksichten. Nach dem Erfolg, den sein Amor errungen, wurde Molin in die Akademie der freien Künste aufgenommen und der Reisepensionär dieser Akademie, nachdem er 1850 das Modell des Ruhenden Bacchanten in gebranntem Thon nach Hause geschickt hatte, welches jetzt zu Stockholm im Privatbesitz ist.

Molin verlebte in Rom das merkwürdige Jahr 1848; er arbeitete an Ingeborg, die jetzt zu Göteborg Eigenthum eines Privatmannes ist. Man muß es dem Künstler und seiner Vaterstadt zum Ruhm anrechnen, daß viele von seinen Arbeiten dort geblieben sind: die Büste des Königs Oskar ist in dem göteborger Börsensaale aufgestellt und zwei Amorinen, der Neapolitanische Fischer und die Büste Karl's XV. und seiner Gemahlin sind zu Göteborg in Privatbesitz. Alle hier erwähnten Arbeiten, außer der Büste des vorigen Königspaares, sind während des achtjährigen Aufenthaltes in Rom ausgeführt und außerdem noch sein David, den der König kaufte.

Im Jahre 1853 wurde Molin in das Vaterland zurückberufen und zum Viceprofessor an der Kunstakademie ernannt. Er erhielt außerdem den Titel eines königlichen Hofstatuenbildhauers oder, wie es eigentlich etwas unpassend heißt: „Hof- und Statuenbildhauer". Im Jahre 1855 wurde er ordentlicher Professor an der Akademie und in demselben Jahre Ritter des Wasa-Ordens.

Nach seiner Rückkehr nach Stockholm führte er seinen jetzt im Nationalmuseum befindlichen Liegenden Bacchanten in Marmor aus und schmückte die Façade dieses Nationalmuseums mit drei Genien und Nikodemus Tessin. Einige Zeit des Jahres 1859 weilte er in Paris. Endlich sammelte er sich zu seiner berühmtesten, meisterhaften Composition, Die Gürtelspanner, in welcher er die vormals in Schweden übliche Art des Zweikampfes darstellte, nach welcher die beiden Kämpfenden, entkleidet, Brust gegen Brust mit einem Gürtel fest aneinandergebunden wurden und sich nun gegenseitig mit ihren scharfen Messern zerfleischten. Die Ursache und den Ausgang des hier dargestellten Zweikampfes hat der Künstler auf den vier Seiten des Piedestals auf eine höchst poetische und sinnreiche Weise in vier Basreliefs mit Umschriften in Runen aus der Edda darzustellen gewußt; das erste zeigt uns die beiden Kämpfer als Freunde an einem Tische sitzend, während ein schönes Mädchen, die Linke vertraulich dem einen auf die Schulter legend, ihren Becher füllt, auf dem zweiten hat der andere das Mädchen auf eine rohe Weise ergriffen, sie stößt ihn zurück und der Geliebte ist entrüstet aufgesprungen; auf dem dritten stehen die Männer mit gezogenen Messern einander drohend gegenüber und fordern sich zum Kampfe heraus, das Mädchen ist auf die Knie gesunken und umklammert in Verzweiflung die Knie des Geliebten, und auf dem vierten kniet sie trauernd vor einem Grabsteine. Dieses Meisterwerk, welches zuerst dem stockholmer Publikum 1860 in der akademischen Ausstellung gezeigt wurde, fand hier wenig Anerkennung, obgleich einzelne Stimmen den hohen Werth desselben priesen. Der Ruf desselben, welcher den Namen Molin's erhoben und ihm den größten Künstlern an die Seite gestellt hat, ist im Auslande entstanden. Erst als die Gruppe in Berlin ausgestellt gewesen und Aufsehen erregt, und besonders als sie bei der Weltausstellung in London die Bewunderung der ganzen Welt auf sich gezogen hatte,

Digitized by Google

erkannte auch das Vaterland lebhaft das Großartige dieser Schöpfung, und nun besitzt dasselbe die Gruppe in zwei bronzenen Abgüssen, von denen der eine vor dem Theater in Göteborg und der zweite vor dem Nationalmuseum in Stockholm steht.

Als im Frühling 1866 wegen der Masse der angemeldeten Gegenstände das darauf wieder entfernte hölzerne Gebäude, welches für die erste skandinavische Industrieausstellung in dem Königsgarten aufgeführt wurde, um mehr als das Doppelte des ersten Planes vergrößert werden mußte, wurde bei dem Künstler eine Fontaine in Gips bestellt, welche den Mittelpunkt des Gebäudes unter der Kuppel zieren sollte. Der Künstler wählte zu den Gruppen derselben mit einer feinen Hindeutung auf die Lage Stockholms zwischen dem Mälar und der Salzsee und mit einer Anspielung auf den Platz, auf welchem die Fontaine aufgestellt werden sollte (in der Nähe des längstverschütteten alten Nixenstromes), die Begegnung des die Harfe spielenden Nixes und des Meergottes Aegir mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern, welche sämmtlich, in sechs Nischen eines Felsens angebracht, mit Entzücken auf das meisterhafte Spiel des Nixes lauschten. Die großartige und meisterhaft in außerordentlich kurzer Zeit ausgeführte Composition fand zwar einigen Tadel, man meinte, sie wäre allzu rococoartig; aber das allgemeine Entzücken, das sie erregte, hielt den Künstler dafür reichlich schadlos; man sagte: die Fontaine verdürbe die ganze Ausstellung, indem niemand von ihr wegkommen könnte, um auch noch andere ausgestellte Gegenstände in Augenschein zu nehmen, und es wurde eine Subscription eröffnet, um dieses Kunstwerk, in Bronze gegossen, an dem Platze der ersten Ausstellung aufführen zu können. Mit dem Gusse, der in Stockholm geschehen sollte, ist es darauf unglücklich gegangen: der Künstler, Herold aus Nürnberg, der denselben übernommen hatte, wurde von einem kolossalen Stücke der Form zerschmettert, und ein Theil des Gusses mußte darauf in Nürnberg ausgeführt werden; jetzt aber ist derselbe vollendet, und man ist mit der Aufstellung des in manchen Stücken vervollkommneten Meisterstückes beschäftigt. Dem Meister freilich war es nicht vergönnt, sein Werk auf einem der schönsten Plätze Stockholms, den es jetzt schmückt, aufgestellt zu sehen.

Als im Jahre 1866 eine Concurenz stattfand in Betreff einer Statue Karl's XII., erhielt Molin's Skizze unter zehn concurrirenden den Preis. Lange hatte er Anstand genommen, ob er concurriren und wie er die Aufgabe fassen sollte; als aber das Eis einmal gebrochen war, führte er das Bild mit großer Energie aus, sodaß es, von Herold in Bronze gegossen, am 30. Nov. 1868 enthüllt werden konnte und jetzt eine der schönsten monumentalen Zierden Stockholms ist.

Theodor Georg Ritter von Karajan, Custos der k. k. Bibliothek und wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, ist Anfang des Aprilmonates 1873 aus dem Leben geschieden, ein Mann von hohen Verdiensten und seltenen Gaben des Geistes. Er wurde am 22. Jan. 1810 in Wien als Sohn eines dort ansässigen griechischen Kaufmanns geboren, welcher im Jahre 1792 wegen seiner Leistungen auf dem Gebiete der österreichischen Industrie und des österreichischen Handels den deutschen Reichsadel erhalten hatte. Der Sohn erhielt seinen ersten Unterricht in der griechischen Schule, besuchte dann das Gymnasium in Wien und bezog die Universität daselbst. Alsdann trat er in den Staatsdienst und zwar als Hofkriegsraths- und Archivsbeamter des Finanzministeriums. Nachdem er bei Karl August Hahn eingehende Studien des Altdeutschen gemacht hatte, kam er als tüchtiger Historiker im Jahre 1841 in die Hofbibliothek, ein Wechsel in seiner Thätigkeit, welcher ganz nach seinem Wunsche war. Im Bewegungsjahre 1848 finden wir ihn auf der Seite der Liberalen. Ins frankfurter Parlament gewählt, nahm er seinen Platz im rechten Centrum. Von Frankfurt zurückgekehrt, bot ihm der Minister des Innern, Freiherr von Pillersdorf, die Professur für deutsche Sprache und Literatur an der wiener Hochschule an; er lehnte diese Berufung, wie bereits eine frühere, dankend ab und schlug dagegen W. Wackernagel als geeignete Kraft für diese Stellung vor. Als Wackernagel die bereits angenommene Berufung schließlich doch wieder ablehnte, sagte Karajan, wiederholten dringenden Bitten nachgebend, seinen Eintritt in das Amt eines Professors der deutschen Sprache und Literatur an der wiener Universität, wiewol widerstrebend, zu. Sein neuer Posten ließ sich nur schwer mit seinem alten vereinigen: er trat also von seinem Amte als Biblio-

Digitized by Google

thekar zurück. Allein als Professor machte man ihm Schwierigkeiten wegen seines griechisch-nichtunirten Glaubensbekenntnisses. So ließ er sich denn im Anfang des Septembermonates 1851 von seiner Professur entbinden und trat als Vicepräsident in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ein. Man hatte ihn zu dieser Auszeichnung schon im Juli 1851 durch Acclamation designirt. Im October 1854 wurde er zum Scriptor der Hofbibliothek ernannt und im Juli 1857 zum wirklichen Custos befördert. Die Zahl der Karajan'schen Schriften, welche sämmtlich werthvoll sind, ist keine unbedeutende. Er gab ein „Buch der Wiener", einen „Heinrich der Zeichner" heraus, zwei Werke, welche für die Sprachforschung wichtig sind, von seinen übrigen Werken und Editionen zu schweigen. Ein großes Verdienst erwarb sich Karajan ferner dadurch, daß er auf seine Kosten Zeichnungen anfertigen ließ von sämmtlichen Bauten Wiens, welche als Opfer der sich verjüngenden Kaiserstadt fallen mußten. Oesterreich verliert in ihm einen seiner hervorragendsten Sprach- und Geschichtsforscher.

Politische Revue.

23. Mai 1874.

Ein Staatsmann der Zukunft zeichnet sich an unserm politischen Horizonte ab. Wie man auch über den Conflict denken mag, der zwischen dem Reichskanzler und dem Gesandten Grafen von Arnim ausgebrochen ist: man muß zugeben, daß der letztere ebenso viel Selbständigkeit der Gesinnung wie geistige Gewandtheit und Voraussicht an den Tag gelegt hat. Die Lorbern des Fürsten Bismarck sind unantastbar, über jeden Kampf und Zweifel erhaben; gleichwol wird das Bewußtsein, daß die deutsche Diplomatie im Spiel der hohen Politik nicht blos einen Singleton auszuspielen hat, wie man häufig annahm, gewiß in vielen Kreisen freudig empfunden; es gibt überdies die Zuversicht, daß auch unter den andern Vertretern der Diplomatie sich noch hervorragende Männer befinden mögen, denen nur die Gelegenheit hervorzutreten bisher versagt blieb.

Den ersten Anlaß einer Collision zwischen den beiden hervorragenden preußischen Staatsmännern gab ein Memorandum des Grafen von Arnim, welches in der wiener „Presse" veröffentlicht wurde und das Datum des 17. Juni 1870 trug, also in die letzte Zeit des Concils fiel. In diesem Memorandum sagte Graf Arnim voraus, daß, wenn der deutsche Episkopat in Rom unterliegen sollte, ein sogenannter Leidenszustand der Kirche eintreten werde; lange Sedisvacanzen, Austreibung der Jesuiten, Beschränkung der individuellen Freiheit in Bezug auf das Klosterwesen, Verbote bezüglich des Studiums junger Kleriker in Rom und nicht etwa einzig in solchen Ländern, deren Souveräne protestantisch sind. Daß Graf Arnim früher schon von Rom aus nach Berlin Vorschläge gemacht hatte, welche eine thatkräftig eingreifende Unterstützung des deutschen Episkopats auf dem Concil in seinem Kampfe mit der Curie verlangten: das bewiesen drei Instructionsdepeschen des Fürsten Bismarck, welche nicht lange darauf in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschienen. Der Vorschlag des Grafen Arnim, daß die einzelnen Staaten als Vertreter sogenannte Oratoren zum Concil schicken könnten, ward in der ersten als eine Intervention abgelehnt, welche gegen das Princip der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen verstoße. Dieser Depesche vom 26. Mai 1869 folgte eine zweite, in welcher Fürst Bismarck den Grafen Arnim beauftragte, Fühlung mit den Bischöfen der Opposition zu behalten, sie zu ermuthigen und ihnen die Unterstützung der Regierung für den Fall in Aussicht zu stellen, daß sie später von Rom aus Anfechtungen erleiden würden. Die dritte Depesche vom 13. März 1870 lehnte es ab, die Führung der Bischöfe im Kampfe gegen die Curie zu übernehmen, denen die eigentliche Action auf dem kirchlichen Gebiete selbst überlassen bleiben müsse; die Action des Staates könne erst dann eintreten, wenn Folgen auf dem äußern Gebiete in Aussicht stehen. Diese maßvolle Politik, welche die Vorwürfe eines repressiven Vorgehens gegen die Curie für immer von dem deutschen Reichskanzler fern halten sollte, hat aber nicht die gewünschten Früchte getragen, und so mochten die Vorschläge des Grafen Arnim immerhin die Aufmerksamkeit auf einen Diplomaten lenken, welcher andere praktisch eingreifende Mittel empfohlen hatte, im Einklang mit dem Fürsten Hohenlohe, der als bairischer Minister schon vorher darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Proclamation der Unfehlbarkeit

Digitized by Google

des Papstes von großer politischer Wichtigkeit sei, und daß die Regierungen deshalb Vorsichtsmaßregeln treffen und sich über eine gemeinsame Haltung verständigen sollten, um die Curie von extremen Schritten zurückzuhalten. Freilich mochte dann noch fraglich bleiben, ob das Vorgehen der siegesgewissen Curie durch irgendwelche Mittel aufzuhalten war. Die Lorbern, welche der Graf Arnim sich aber durch sein Memorandum als ein Beweisstück weit vorausseheuder Politik errungen haben könnte, ließen die officiöse Presse in Berlin nicht schlafen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlichte eine frühere Depesche des Grafen an den Fürsten Bismarck vom 14. Mai 1869, in welcher derselbe keineswegs jenen entschiedenen Standpunkt vertritt wie später, obgleich bei näherer Prüfung dieses Actenstücks die Kluft keineswegs als eine unausfüllbare erscheint. Der Unfehlbarkeitserklärung wollte Graf Arnim durchaus keine wesentliche Bedeutung für den Staat zusprechen; er widerrieth ein Einmischen in die theologischen Schulstreitigkeiten, machte aber darauf aufmerksam, daß es sich ganz anders mit den Beschlüssen der kirchenpolitischen Commission verhalte, gegen welche die Regierungen rechtzeitig Stellung nehmen müßten, namentlich da möglicherweise die Absicht vorliege, über das Verhältniß des Staates zur Kirche mit dogmatischer Autorität Grundsätze zu proclamiren, welche den gesetzlich oder vertragsmäßig bestehenden Zustand in Frage stellen. Zwischen dem 14. Mai 1869 und dem 17. Juni 1870 liegt aber eine lange Frist, in welcher Hr. von Arnim in Rom seine Anschauungen in Bezug auf einzelne Punkte wol geklärt oder verschärft haben konnte. Daß Staatsmänner lernen müssen, ist ein Axiom, welches unser Reichskanzler stets mit besonderer Betonung hervorgehoben hat. Es war also gewiß kein Grund vorhanden, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Promemoria, weil es mit jener Depesche allzu sehr im Widerspruch stehe, für apokryph erklären wollte.

Die Veröffentlichung dieser Depesche mußte aber als eine Indiscretion erscheinen, insofern sich Arnim in derselben über einzelne Persönlichkeiten, wie über Döllinger vertraulich ausgesprochen hatte; er meinte, daß dieser in seiner Verstimmung gegen Rom geneigt sei, die von dorther dem Staate drohenden Gefahren zu übertreiben, daß das persönliche Selbstgefühl desselben verletzt worden sei, als man ihn bei den Vorarbeiten für das Concil überging. An diese Indiscretion knüpft sich der weitere Fortgang der Arnim'schen Affaire. Graf Arnim hielt es für nöthig, den Stiftspropst Döllinger in einem Schreiben vom 21. April 1874, welches die augsburger „Allgemeine Zeitung" veröffentlichte, um Verzeihung zu bitten, daß er ihn damals in einer Weise erwähnt habe, welche nicht deutlich genug die Verehrung ausdrücke, die er für ihn empfinde. Er bekennt, daß es Silbenstecherei wäre, jenes Promemoria für apokryph zu erklären, obgleich er die Veröffentlichung desselben nicht veranlaßt habe; er sucht die Widersprüche zwischen den beiden Meinungsäußerungen, auf welche die officiöse Presse solches Gewicht legt, abzuschwächen und schließt mit den Worten: „Wenn es gelungen wäre, die Wucherpflanzen, welche auf dem Concil großgezogen worden sind, im Keime zu ersticken, würden wir uns heute nicht in den unbegreiflichen Wirren befinden, die so ziemlich alles in Frage stellen, was seit langer Zeit Gemeingut der Christenheit geworden zu sein schien." Bei aller vornehmen Haltuug des Schreibens lag doch in der letzten Wendung ein unverkennbarer Tadel der Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck, den dieser als vorgesetzter Beamter nicht auf sich beruhen lassen konnte. Nachdem die Zeitungen fast einen ganzen Monat lang die widersprechendsten Gerüchte über die nächste Zukunft des Grafen Arnim, seinen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel, seinen Austritt aus dem Staatsdienst gebracht hatten, ist derselbe infolge königlichen Erlasses vom 15. Mai aus dem Staatsdienst ausgeschieden. Doch die öffentliche Aufmerksamkeit ist durch seine mit großer Gewandtheit abgefaßten Erklärungen und Briefe mit Recht auf diesen talentvollen Staatsmann gelenkt worden, der vielleicht berufen ist, noch einmal eine hervorragende Rolle in der Politik zu spielen. Es sind ja stets die frondirenden Staatsmänner, denen die Zukunft gehört. Interessant ist bei diesem diplomatischen Conflict die Rolle, welche die Presse spielt; es ist im Grunde ein Zeitungskrieg, der das Ausscheiden eines hervorragenden Diplomaten aus seiner Carrière zur Folge hatte.

Der Deutsche Reichstag ist am 26. April in Berlin durch eine Thronrede des Kaisers geschlossen worden, in welcher besonders das Reichs-Militärgesetz, die Novelle zum

Digitized by Google

Militärpensionsgesetze und das Papiergeldgesetz hervorgehoben wurde, des kirchenpolitischen und des Preßgesetzes aber keine Erwähnung geschah. Der Reichstag hat diesmal in der That fleißig gearbeitet und die Summe seiner legislatorischen Thätigkeit fällt ins Gewicht. Wir werden über das Detail derselben in unserer Zeitschrift noch einen eingehenden Artikel veröffentlichen. Die Eintracht zwischen Regierung und Parlament stellt sich am Schlusse als eine ungetrübte dar; das Compromiß, das in dem neuen militärischen Provisorium liegt, half die Kluft überspringen, die sich einmal zwischen den beiden Factoren der Gesetzgebung zu öffnen drohte. Der Hauptnachdruck in der Thronrede wurde darauf gelegt, daß die erzielte Verständigung dahin gehe, „die allerseits für nothwendig erkannte definitive gesetzliche Regelung der Friedenspräsenzstärke sei der Zukunft vorzubehalten".

Kaum hatte der Reichstag seine Sitzungen geschlossen, als der preußische Landtag seine Sitzungen wieder aufnahm. Das Abgeordnetenhaus begann seine Verhandlungen mit Berathungen über das Expropriationsgesetz, die gegenüber die hochwichtigen Verhandlungen des Reichstages, da sie eine mehr technische Frage betrafen, einen etwas matten Eindruck machten. Bald sollte indeß die Anknüpfung an die Verhandlungen des Reichstages in Bezug auf kirchenpolitische Gesetze deutlich hervortreten; es handelte sich um das Gesetz über „Sedisvacanz", welches am 9. Mai angenommen wurde, nachdem einzelne Paragraphen eine sehr lebhafte Discussion hervorgerufen, und Windthorst sogar den Antrag gestellt hatte, den Gesetzentwurf an die Commission zurückzuverweisen. Als Hauptvertheidiger des Gesetzes traten von Sybel, Aegidi, Graf Bethusy-Huc auf; die Angriffe gingen von den kampfgerüsteten Männern des Centrums, von Windthorst, Mallinckrodt u. a. aus. Der Principienkampf mit seinen Allgemeinheiten überwog auch bei dieser Debatte. Dies Gesetz ist allerdings eine nothwendige Ergänzung der Maigesetze; die Zwecke desselben hat der Abgeordnete Gneist in seinem auch zum Abdruck gekommenen Bericht mit Präcision hervorgehoben; es gilt, die Einstellung des amtlichen Verkehrs der kirchlichen Behörden und der Geistlichkeit mit dem entlassenen Bischof herbeizuführen, die dem Staate zustehenden Rechte bei der einstweiligen Verwaltung der Diöcese zu wahren und im Falle der beharrlichen Weigerung der Kapitel zur Anstellung eines Bisthumsverwesers die nachtheiligen Folgen eines solchen Zustandes für das gesammte kirchliche Leben der Diöcese, für die kirchlichen Institute, die Kirchengemeinden und die einzelnen Diöcesanen abzuwenden. Die staatliche Verwaltung des Bisthums und die Zwangsmaßregeln gegen Domkapitulare, die in dem Gesetze vorgesehen sind, können indeß nur für Maßregeln negativer Art gelten, oder vielmehr, es wird durch dieselben nur eine administrative Ordnung in den Diöcesen eingeführt. Die Frage, wer den neuen Bischof wählen soll, ist zwar auch in dem Gesetz beantwortet; aber auf die wichtigste der hierbei in Betracht kommenden Fragen, wer sich als neuer Bischof wird wählen lassen, wird erst die Zukunft die Antwort geben. Solange der Klerus fest zu Rom steht, ist wol kaum Aussicht vorhanden, daß das Gesetz eine mehr als formelle Bedeutung gewinnt. Es ist dieser Punkt bei den Debatten nicht hinlänglich hervorgehoben worden; in der Praxis wird er sich als der Schwerpunkt ausweisen, durch welchen alle Paragraphen des Gesetzes erst festen Halt gewinnen.

Im engen Zusammenhang mit dem Gesetz über Sedisvacanz stehen die Declarationen und Ergänzungen zum Anstellungsgesetz, über welche am 8. Mai im Abgeordnetenhause verhandelt ward. Den Kern derselben bildet die Heranziehung der Gemeinden, denen das Wahlrecht der Geistlichen für ein erledigtes Kirchenamt zustehen soll, wenn der Präsentationsberechtigte nicht für eine Stellvertretung oder Neubesetzung sorgt. Die hierbei bezüglichen Termine sowie die Bedingungen einer gültigen Wahl sind in den Zusatzparagraphen genau festgestellt. Der Cultusminister Falk vertheidigte dieselben mit gewohnter Energie, während Mallinckrodt, Windthorst, Bruel und in später Stunde am 9. Mai auch noch Gerlach, das Gespenst der veralteten Stahl'schen Theorien, dieser unter allgemeinem Gelächter selbst des Centrums, sie angriffen. Bei der dritten Berathung wurde sowol dies Gesetz wie dasjenige der Sedisvacanz am 9. Mai angenommen.

Ueber das letzte Gesetz begann im Herrenhause die erste Berathung am 13. Mai. Der Ministerialdirector Förster hatte vollkommen recht, wenn er in den Reden der Herren von Kleist-Retzow, Grafen Brühl, Grafen von Landsberg jeden neuen sachlichen Gesichtspunkt vermißte. In der That konnte man diese Reden nur Declamationen nennen, eine Rubrik, welcher freilich auch sehr viele Reden des Abgeordnetenhauses in dieser Frage

Digitized by Google

einzureihen sind. In der Regel ist es den Ministern und Vertretern der Regierung vorbehalten, die Debatte auf die sachlichen Kernpunkte der Frage zurückzuführen; die Mitglieder des Herrenhauses zeichneten sich durch salbungsvolle Bilder aus der Bibel und durch geflügelte Worte aus. Kleist-Retzow verglich die Ueberzeugungstreue der Vertheidiger der Kirche mit Daniel, der nicht vom Herrn abfiel, trotzdem er in die Löwengrube geworfen wurde, und den Gott beschützte, indem er ihm seinen Engel sandte, der dem Löwen den Rachen zuhielt. Vielleicht glaubt die Centrumspartei die Rolle dieses Engels zu spielen. Den Minister Falk nannte Kleist-Retzow einen zweiten Papst, der die Kirche von unten her umgestalten und den Gemeinden das Wahlrecht geben wolle. Graf von Landsberg verstieg sich gar zu der kühnen Prophezeiung, daß es für den Kampf mit Rom nur Ein sicheres Resultat gebe: „Untergang der Krone der Hohenzollern." Bei der zweiten Berathung des Gesetzes im Herrenhause am 15. Mai erklärte Graf Lippe, die Fragen, um die es sich hier handle, seien nicht Fragen, die auf dem Katheder und der Rednerbühne entschieden würden, sondern auf dem Schaffot, und Senfft von Pilsach meinte, die Kirchengesetze würden unvermeidlich zu einem Religionskriege führen. Man sieht, der erregten Phantasie unserer Pairs schweben stets die grellsten Bilder vor; bald sehen sie die pariser Bluthochzeit vor Augen, bald die Guillotine auf der Place de la Concorde: dies hinderte indeß nicht, daß bei der zweiten Lesung am 15. Mai das Sedisvacanzgesetz mit 81 gegen 46 Stimmen angenommen wurde, sowie auch ohne Debatte der Gesetzentwurf wegen Declaration und Ergänzung des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen.

Die Verhandlungen über die Zinsgarantie der Nordbahn, welche von dem Abgeordnetenhause schließlich abgelehnt wurde, führten hier am 12. Mai zu erneuter heftiger Anklage, welche Lasker gegen den Fürsten Putbus und den Prinzen Biron von Kurland richtete, einer Anklage, welche an Rücksichtslosigkeit noch diejenige übertraf, welche Lasker seinerzeit gegen den damals so mächtigen, jetzt verschollenen Geh. Justizrath Wagener richtete. Die Entstehungsgeschichte der Berliner Nordeisenbahngesellschaft, welche Lasker nach den Quellen vortrug, erschien in einem so zweifelhaften Lichte, daß selbst die Vertheidiger der zu übernehmenden Zinsgarantie, der Handels- und der Finanzminister, es vorzogen, über die Vergangenheit der Bahn einen Schleier zu breiten. Fürst Putbus ließ sich in seiner Entgegnung im Herrenhause zu Invectiven gegen den Abgeordneten Lasker fortreißen, welche mit der Würde parlamentarischer Verhandlungen wenig im Einklang standen. Nach einer Erwiderung des Abgeordneten Lasker ist der persönliche Streit, der in die sonst sachlichen Verhandlungen des preußischen Landtages eine gewisse Erhitzung brachte, zunächst beendigt, und die öffentliche Meinung wird, nach dem bisher vorliegenden Material, das in nächster Zeit noch wesentlich bereichert werden wird, sich ein Urtheil darüber bilden, ob der eifrige Vorkämpfer der öffentlichen Moral ein Recht hatte, gegen den Fürsten Putbus in so rücksichtsloser Weise vorzugehen. Ein Ehrengericht, welches der Fürst als preußischer Offizier zu berufen gedenkt, wird zunächst über die Anklage vom Standpunkte der militärischen Ehre entscheiden.

Eine große Zahl der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses betraf provinzielle Angelegenheiten, namentlich Ruralverhältnisse Hannovers. Wichtiger war die Annahme des Gesetzes betreffend die Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Actien-, Commandit- und Bergwerksgesellschaften. Der Finanzminister pflegt stets bei Eröffnung der Sessionen vor dem Abgeordnetenhause ein Tischchendeckdich hinzustellen und die frohe Mittheilung finanzieller Ueberschüsse zu machen. Die Finanzverwaltung des Jahres 1873, die er am 28. April dort entwickelte, ergab als Resultat einen disponibeln Ueberschuß von 21,456483 Thlrn. Dazu hat am meisten die Bergwerksverwaltung beigetragen, welche nach Abzug der Mehrausgaben eine Mehreinnahme von 12,006152 Thlrn. ergab. Die Forstverwaltung hatte einen Ueberschuß von 2,874000 Thlrn., der Ueberschuß der indirecten Steuern betrug 2,043000 Thlr. Zu den Ueberschüssen kamen die Ersparnisse, die sich z. B. auf 2,830039 Thlr. beliefen, an dem Bedarfe für die öffentliche Schuld. Ein Theil dieser Ueberschüsse zusammen mit denen der französischen Contribution und ein Einnahmebetrag, der dem preußischen Staate aus dem Gesetze über die Creirung der Reichskassenscheine erwachsen wird, soll zum Zwecke einer extraordinären Schuldentilgung verwandt werden.

Digitized by Google

Mit der Eisenbahnanleihe von 50,600000 Thlrn. sollen jetzt für den Verkehr und seine Verbindungen sehr förderliche Zweigbahnen geschaffen werden. Der Handelsminister erklärte bei den Verhandlungen am 15. Mai, daß die Regierung die Rentabilität einer Bahn für einen bedeutenden, aber nicht für den ausschließlichen Factor bei ihrer Anlage ansehe; sie müsse bei ihren Maßregeln auch darauf sehen, daß der Verkehr belebt, neue Verkehrsadern aufgeschlossen und der Wohlstand des Landes gehoben werde; er erklärt ferner, daß die Tariferhöhung in Aussicht stehe. Nach der zweiten und dritten Berathung am 15. und 16. Mai wird die Eisenbahnanleihe bewilligt mit einigen Modificationen, besonders mit einem Amendement des Abgeordneten Richter (Hagen), daß der jährlich hiervon flüssig zu machende Betrag im Staatshaushalt vorzusehen sei und im Jahre 1874 nicht mehr als 5 Millionen verwendet werden sollen. Der Landtag wurde am 22. Mai geschlossen, nachdem er mit großem Eifer wichtige Gesetze zu Stande gebracht und der Kirchen- und Finanzpolitik der Regierung eine wesentliche Unterstützung gewährt hat.

Die Constellation der europäischen Politik hat sich in jüngster Zeit noch friedlicher gestaltet; es sind vorzugsweise drei Thatsachen, welche den kriegerischen Prophezeiungen, die stets bei Berathungen über den Militäretat in den verschiedensten Ländern als Druck benutzt werden, um zögernde Parlamente willfährig zu machen, die Spitze abbrechen: die Rede des englischen Premier, die Reise des Kaisers Alexander von Rußland nach London und die französische Cabinetskrisis.

Die Interpellation Lord Russell's im englischen Oberhause am 5. Mai schien anfangs mehr geeignet, eine beunruhigende Wirkung auszuüben; warum, wenn der Frieden allerseits gesichert ist, gerade diesen Zeitpunkt erwählen zu einer Anfrage, welche doch nur der Ausdruck vorherrschender Befürchtungen sein konnte? Rasselt Frankreich zu sehr mit seinen Waffen oder Deutschland, und kündigt dies Waffengerassel den bevorstehenden Kampf an? In der That, wenn Deutschland mit dem Septennat einer suspendirten Militärfrage dem Septennat Mac-Mahon's antwortet, wenn in Frankreich eine großartige Militärreorganisation geschaffen wird, welche dem widerstrebenden Nationalgeist sogar das Institut der Einjährig-Freiwilligen und zwar in einer für die gebildeten Stände wenig toleranten Fassung abgerungen hat, wenn der Ruf nach Revanche durch die doppelte Armee geht und aus dem Soldatenthum wie aus dem Klerus gleichmäßig ertönt — sollte da Earl Russell nicht das Recht zu einer Anfrage haben, ein um so unbezweifelteres Recht, als die Haltung Englands in der letzten Zeit eine sehr fragwürdige war? Auch die Antwort des Toryministers schien für die erste flüchtige Beachtung keineswegs geeignet, die Befürchtungen wegen drohender Kriegsgefahr zu beruhigen. Lord Derby ist ein vorsichtiger Politiker, der jedes seiner Worte auf die Wagschale legt. Deshalb war die Bedeutung seiner Antwort erst genauer Prüfung zugänglich. Er hatte erklärt, daß Grund zur Besorgniß und zum Bedenken vielleicht nicht in unmittelbarer, doch in ferner Zukunft vorhanden sei, daß die englische Regierung versuchen werde, soviel an ihr ist, den Frieden aufrecht zu erhalten, daß sie sich aber für gebunden erachte durch die Verträge, an denen sie theilgenommen.

Dies war der Schwerpunkt seiner Erklärung, wohl geeignet, die französischen Revanchegelüste herabzustimmen und den Deutschen England als einen Bundesgenossen anzukündigen, für den Fall, daß Frankreich wiederum wie zu Zeiten der ersten Revolution gesonnen sein sollte, Belgien zum Kriegstheater zu erwählen und mit Uebermacht über die Grenzen dieses stets bedrohten Staates zu rücken, der schon in dem Napoleonischen Calcul als ebenso wünschenswerther wie möglicher Erwerb mitverzeichnet war. Jene Verträge, deren Lord Derby gedenkt, betreffen aber gerade Belgien, und England hat sich so von neuem als Schutzmacht dieses Staates proclamirt. Seitdem Frankreich die beiden mächtigsten Waffenplätze der Ostgrenze an Deutschland verloren und diese drohenden Vorburgen jedem Vorgehen nach Osten schwer zu überwindende strategische Hindernisse entgegenstellen, erscheint Belgien noch bedrohter als früher; denn über Belgien und Holland den Krieg nach Deutschland hinüberzuspielen, muß jetzt als die leichtere und deshalb erwünschtere Wendung der französischen Kriegführung erscheinen. Der leichte Wink, den Lord Derby ohne jedes herausfordernde quos ego mit dem meerbeherrschenden Dreizack ertheilte, wird in Frankreich wol verstanden worden sein; wir in Deutschland aber wissen,

Digitized by Google

daß wir in England einen Bundesgenossen haben, wenn Frankreich geneigt oder im Interesse seiner Kriegführung gezwungen sein sollte, die alten Verträge zu misachten. Die Rede des Lords Derby erscheint uns daher als eine nicht zu unterschätzende Friedensbürgschaft.

Freilich der „Standard" und andere englische Blätter sehen die Lage Europas nicht in demselben rosigen Lichte. Ihnen scheinen gelegentliche Aeußerungen unserer officiösen Presse vorzuschweben, denen zufolge die deutsche Regierung erklärt haben soll, daß sie nicht abwarten werde, bis Frankreich hinlänglich gerüstet sei, um den Revanchekrieg mit Aussicht auf Erfolg beginnen zu können, sondern daß sie bei der Fortdauer der Rachedrohungen ihrer Ausführung werde zuvorzukommen suchen. Wir konnten hierin nur einen diplomatischen Schreckschuß sehen, durch den die französische Regierung zu größerer Vorsicht gegenüber den Ausschreitungen des Klerus und der Presse ermahnt werden sollte, und in der That scheint diese Warnung ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Daß ohne die allergewichtigsten Gründe Deutschland nicht einen Krieg provociren werde, der ihm in den Augen Europas die Rolle eines Friedensstörers geben müßte, ist wol zweifellos. Seine Defensive ist stark genug, um den Feind abwarten zu können. Aus diesem Grunde erscheint auch das Gerücht, das der berliner „Times"-Correspondent colportirt, Fürst Bismarck habe bei Victor Emanuel's letzter Anwesenheit in Berlin den König von Italien ermuthigt, Nizza und Savoyen wiederzugewinnen, und ihm zu diesem Zweck deutsche Reichshülfe für einen neuen Krieg gegen Frankreich versprochen, als höchst unglaubwürdig und als eine jener verwerflichen Erfindungen, welche in dieser Friedensära ein Gefühl dauernder Unsicherheit zu erzeugen und die Gereiztheit der Nationen zu neuen Ausbrüchen zu steigern vermögen.

Der Besuch des russischen Kaisers Alexander in England muß ebenfalls als eine Bürgschaft des Friedens angesehen werden, um so mehr, als der Monarch bei jeder Gelegenheit sein Bestreben betont, den Continentalfrieden aufrecht zu erhalten. Diese Erklärung bezieht sich wol ebenso auf Asien wie auf Europa; der drohende Zusammenstoß Englands und Rußlands in Centralasien würde in Europa doch ein mächtiges Echo finden und eine so gewaltige Machtentfaltung Rußlands könnte auch für Deutschland nicht gleichgültig sein. Diese Befürchtungen sind zunächst in die Ferne gerückt. Ebenso wenig kann Frankreich darauf rechnen, in Rußland einen Alliirten für seinen Revanchekrieg zu sehen. Die vernünftigern französischen Blätter sprechen dies offen aus. Thiers hat abermals in der Erhaltung einer conservativen Republik die beste Bürgschaft eines Friedens gesehen, dessen Bruch jedenfalls dem gewandtesten Staatsmann Frankreichs als ein neues Unglück für diesen Staat, ja als eine Unmöglichkeit erscheint.

Die wichtigste Bürgschaft für den Frieden liegt aber in den innern Zuständen desjenigen Staats, von welchem allein eine Störung desselben ausgehen könnte, in den Zuständen Frankreichs. Der nächste Krieg, den dieser Staat führen dürfte, wird unfehlbar ein Bürgerkrieg sein. Immer mehr zeigt es sich, daß das Septennat, eins jener politischen Compromisse, welche die Parteien im Nothstande des Augenblicks schließen, für welche aber eine langjährige Gewähr zu übernehmen nur die größte Selbsttäuschung vermag, keineswegs die innern Krisen beseitigen wird. Einmal ist es ein leeres Regierungsschema, bei welchem nur diejenige Rubrik ausgefüllt ist, die seine Dauer bestimmt. Eine unbestimmbare Regierung, die der festen Deutung entschlüpft, ist doch nur einem Rahmen vergleichbar, für den bald diese, bald jene Partei den gewünschten Inhalt suchen wird. Dann aber fehlt diejenige Persönlichkeit, welche dem Septennat geistige Bedeutung gibt. Mac-Mahon mag noch so oft betheuern: „Le septennat c'est moi"; auch dadurch gewinnt das siebenjährige Regiment keine greifbare und annehmbare Bedeutung. Hierzu kommt, daß es an dem innern Widerspruch krankt, nach allen staatsrechtlichen Begriffen eine Republik zu sein, welche aber von den monarchischen Parteien geschaffen worden ist. Dieser innere Widerspruch hat zu der letzten Cabinetskrisis geführt; denn in der Ausbildung organischer Einrichtungen, mit denen das Septennat sich umgibt und befestigt, können die Monarchisten ja nur eine Stärkung der Republik sehen, und ein Provisorium zu stärken, welches sich gelegentlich selbst aufgeben soll, finden sie keine Veranlassung. So wird Mac-Mahon immer mehr dazu gedrängt, seinen Halt bei den conservativen Republikanern zu suchen, obgleich gerade dadurch das Irrationale seiner ganzen Herrschaft

Digitized by Google

an den Tag tritt. Denn diese conservativen Republikaner hatten ja in Thiers ein Staatsoberhaupt, das ihren Wünschen und ihrer Richtung entsprach, und gerade durch den Sturz von Thiers und seiner Partei ist Mac-Mahon ans Ruder gekommen. Wenn er sich diesen wiederum zuwendet, stempelt er die Geburt seiner Herrschaft zu einer illegitimen. Doch da er aus diesem Cirkel nicht herauszukommen vermag, so wird ihn der Drang der Umstände nöthigen, das praktische Auskunftsmittel zu wählen, wenn er sich auch dadurch einer theoretischen Inconsequenz schuldig macht.

Wir hatten in unserer letzten Revue den Sturz des Ministeriums Broglie nach Eröffnung der Sitzungen für unvermeidlich erklärt — und unsere Voraussage hat sich rasch genug erfüllt. Eine Allianz der Legitimisten und Bonapartisten in ihrer Mehrheit mit der Linken hat diesen Sturz eines Ministeriums herbeigeführt, das lange genug noch unter schwierigen Umständen ein gewagtes Gleichgewicht behauptete.

Die Royalisten zeigten sich unermüdlich, ihren „Roy" stets von neuem ins Spiel zu bringen, so oft er auch schon unterlegen war. Die Anwesenheit des Grafen Chambord in Versailles ist zwar bestritten worden, doch die monarchische Intrigue hat stets in ihm ihren Mittelpunkt. Damals schienen die Royalisten noch nicht ganz daran zu verzweifeln, in Mac-Mahon eine Art von Monk für das Königthum der Zukunft zu sehen. Roger schrieb um Mitte April in einen Brief der „Union": Herzog von Broglie wolle die Republik organisiren, wie Thiers früher gethan; für die Monarchisten seien nur zwei Lösungen möglich, die definitive Lösung, die Monarchie, die provisorische, die Aufrechthaltung, die Einsetzung der vermittelnden und persönlichen Staatsgewalt des Herzogs von Magenta unter einem neuen Titel. Welcher Titel könnte dies sein? Vielleicht Statthalter des Königthums und als solcher von dem Grafen Chambord bestätigt.

Die Verschwörungen der Royalisten wurden von der bonapartistischen Presse mit allerlei Uebertreibungen denuncirt. Der Träger eines großen Namens aus dem Vendéerkriege, General de Charette, habe die Fäden in der Hand, die zu einem gewaltsamen Umsturz des Septennats führen sollten; man denke an eine neue Vendée, an eine neue Chouanerie, an die Erneuerung der Abenteuer von Cadoudal, an Insurrection und Bürgerkrieg; man wolle die Versammlung in Versailles verhaften oder auseinandersprengen. Ein „weißer" Staatsstreich hat in Paris jedenfalls weniger Chancen als ein „rother" Aufstand; doch daß die Verabredungen der Legitimisten sich mehr auf das Nächste richteten, hat die jetzt eingetretene Krisis bewiesen. Auch die Bonapartisten bereiteten sich für die heiße Schlacht vor, die gleich bei Beginn der parlamentarischen Debatte in Aussicht stand. Rouher holte sich seine Instructionen aus Chislehurst oder vielmehr, er ließ sich dort den Schlachtplan bestätigen, den er selbst entworfen hatte. Doch ist die bonapartistische Partei am wenigsten geschlossen; einig im Ziel ist sie über die Mittel uneins; ein Theil war für den Herzog von Broglie, ein anderer gegen ihn. Bei einer Frage, welche, wenn man will, nur eine Frage der Geschäftsordnung war, kam denn auch das Ministerium des Herzogs zu Fall. Er wollte ein Gesetz über die künftige Organisation der Volksvertretung in zwei Kammern vor dem Municipalgesetz in Berathung annehmen; doch dieser Antrag der Regierung wurde mit 381 gegen 317 Stimmen abgelehnt, eine Mehrheit, welche durch 54 Legitimisten und 17 Bonapartisten gewonnen wurde. Diese sprach damit aus, daß sie von den organisatorischen Gesetzen des Herzogs von Broglie und von der Constituirung des Septenniums überhaupt nichts wissen will. Die Abstimmung hat deshalb eine entscheidende Bedeutung; die monarchische Mehrheit, welche Mac-Mahon's Wahl durchgesetzt hatte, ist gesprengt, und der Präsident sieht sich genöthigt, eine Stütze seiner Herrschaft weiter nach links zu suchen, bei denjenigen Parteien, welche die Präsidentschaft von Thiers gestürzt haben, und er erklärt eigentlich damit den 24. Mai 1873 und die an diesem Tage vollzogene Haupt- und Staatsaction für non avenue. In der That ist die Abstimmung der Versammlung im letzten Grunde nicht gegen Broglie, sondern gegen Mac-Mahon selbst gerichtet, dessen Septennat von der Rechten, die dafür stimmte, nicht ernst gemeint war und von der Linken von Hause aus bekämpft wurde. So krampfhaft sich der loyale Marschall an sein gutes Recht klammert, so fraglich erscheint es unter solchen Umständen, da es von Tag zu Tag inhaltloser wird.

Ein Ministerium des Centrums, welches Goulard zu bilden beauftragt war, erschien, nachdem das Ministerium Broglie infolge der Abstimmung vom 17. Mai seine Entlassung

Digitized by Google

gegeben, als der erste weitere Versuch Mac-Mahon's, mit der Versammlung, welche der Quell seines Rechts und seiner Macht ist, weiter zu regieren. Doch mislang dieser Versuch. Wo Mac-Mahon anklopfte, tönten ihm die Worte „Monarchie" oder „Republik" entgegen, während er an dem „Septennat" festhielt. So bildete er am 23. Mai ein cabinet d'affaires, bestehend aus dem General Ciffey als Vicepräsidenten und Kriegsminister, Decazes Minister des Aeußern, Fourtou Minister des Innern, Magne Finanzminister, Callaux Arbeitsminister, Grivarts Handelsminister, Camons Unterrichtsminister, Tailhaud Justizminister, Montagnac Marineminister. Dies cabinet d'affaires hat einen stark militärischen Anstrich, da dem Präsidenten Frankreichs ein anderer General als Vicepräsident des Cabinets oder als Premierminister zur Seite steht.

Die Möglichkeiten, die sich am Horizont der nächsten Zeit abzeichnen, sind eine Auflösung der Versammlung, wie sie auch jetzt wieder von Thiers mit Eifer vertreten wird, da die Berechtigung derselben, Frankreich eine Verfassung zu geben, mit Recht in Zweifel gezogen werden darf. Für Mac-Mahon ist es indeß in doppelter Weise bedenklich, diesen Weg zu betreten; einmal stellt er damit das Grundrecht seines Septennats in Frage; denn wie sollte eine Versammlung, die so rasch ihr Ende findet, das Recht haben, so weit über ihr eigenes Bestehen hinausreichende Bestimmungen zu treffen; dann aber würde voraussichtlich die neue Versammlung eine starke republikanische Mehrheit aufweisen. Wird Mac-Mahon mit dieser und wird diese mit Mac-Mahon regieren wollen? Es wäre freilich der nächste Weg, das Septennat, eine thatsächliche Republik, auch als solche ausdrücklich zu constituiren; doch wiederum würde sich eine Republik wol einen andern Präsidenten wählen wollen als denjenigen, den das Zusammenwirken der monarchischen Parteien zum Todtengräber derselben bestimmt hatte.

Ein anderer Ausweg wäre ein Staatsstreich zu Gunsten des rein persönlichen Septennats, und Mac-Mahon würde gewiß geneigt sein, den Gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Kann er auf die Armee rechnen, so vermag er mit noch weit größerm Recht den madrider Staatsstreich Serrano's vom 3. Jan. zu wiederholen und eine Dictatur für sich in Anspruch zu nehmen. Doch Mac-Mahon ist so wenig ein Cromwell, wie er ein Monk ist; er wird zunächst den verfassungsmäßigen Weg fortwandeln, selbst wenn ihn derselbe weiter nach links führen sollte, als es seinen persönlichen Anschauungen entspricht. Wie immer dieser Conflict sich löse, es ist eine bedeutende Friedensbürgschaft für die nächste Zukunft, daß er eingetreten ist; denn die Störung des europäischen Friedens könnte nur von Frankreich ausgehen; sie wird ihm aber, trotz seiner großartigen Armeeorganisation, durch seine vollständige Isolirtheit in Europa ebensowol wie durch den sich steigernden innern Parteienkampf unmöglich gemacht. Daß es überdies noch mancherlei wunde Flecke in seinem Staatsorganismus gibt und daß die bonapartistischen Annexionen noch keineswegs fest mit demselben verwachsen sind, bewies die Rede des Abgeordneten Piccon aus dem Departement der Seealpen, in welcher die italienische Zugehörigkeit Nizzas mit Wärme hervorgehoben wurde. Piccon trat infolge des Aufsehens, welches diese landesverrätherische Rede gemacht, aus der Nationalversammlung aus, und die Heißsporns der französischen Presse waren nicht abgeneigt, auch hier wieder die Hand Bismarck's zu erblicken, welcher einen Zwiespalt zwischen Frankreich und Italien durch diesen Zwischenfall hervorzurufen suche.

Auch in einem dritten Reiche, in Oesterreich-Ungarn, wurde von dem ersten Staatsbeamten der Frieden, der gegenwärtig in Europa herrsche, betont. Graf Andrássy stellte es in der Sitzung des Finanzausschusses der Reichsrathsdelegation am 9. März, infolge einer Interpellation über die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zum Auslande, durchaus in Abrede, daß irgendeine Kriegsgefahr bevorstehe. Ihm sei keine Regierung bekannt, die heute den Frieden zu stören gedächte. Für die Zukunft räumte er indeß ein, daß der Friede wegen der unleugbar großen Antagonismen zwischen einzelnen Völkern in Betreff ihrer Gefühle und Interessen nicht gesichert sei. In den jüngsten Begegnungen der Monarchen und in dem persönlichen Meinungsaustausch der Souveräne und ihrer Minister erblickt er eine Garantie für die Erhaltung des Friedens. So erscheint die Diplomatie überall mit dem Oelzweig — und dies ist in der That die gegenwärtige Signatur Europas.

Digitized by Google

Der einzige Staat, in welchem jetzt von Kriegsthaten die Rede sein kann, ist Spanien, das aus seinem chronischen Bürgerkriege nicht herauszukommen vermag. Wol ist jetzt Bilbao von den Regierungstruppen entsetzt worden, aber so groß das moralische Gewicht dieses Erfolges sein mag, die Karlisten sind in keiner Entscheidungsschlacht bezwungen worden, es handelt sich um kein Königgrätz und kein Sedan, sondern nur um einen Rückzug aus den befestigten Positionen, da sie, von dem Feinde umgangen, dieselben nicht behaupten konnten. Als Serrano die nöthigen Verstärkungen an sich gezogen und seine Armee zu einer so imposanten Truppenzahl gebracht hatte, wie es die Karlisten nicht erwartet hatten, beschloß er den erneuten Angriff auf die karlistischen Stellungen, aber nach einem vorsichtigern praktischen Plane als in den Kämpfen von Somorrostro, wo er es zu kühn unternommen, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Der achtzigjährige Haudegen Concha konnte seine Kampflust nicht zügeln, und während Serrano noch das schwere Geschütz erwartete, ging Concha zum Angriff über, und zwar mit dem dritten Corps von Südosten außer der Flanke des Feindes. General Echagea erstieg die Höhen bei Valmosoro; drei Positionen wurden von Concha mit dem Bajonnet genommen, und indem Serrano gleichzeitig einen Frontangriff machte und General Palacio von den Höhen südlich Portugaletes ein lebhaftes Feuer gegen die Stellungen der Karlisten unterhielt, sahen sich diese zum Aufbruch genöthigt und konnten sich der eisernen Umklammerung nur mit Mühe entziehen. Sieben Bataillonen wurde der Rückzug abgeschnitten, drei Bataillone Castillanos waren bereits vorher zu den Republikanern übergegangen. Concha rückte zuerst in das befreite heldenmüthige Bilbao ein. Serrano, der die politischen Früchte des Sieges erntete, mochte den militärischen Triumph dem greisen General gönnen; er folgte erst später mit der Hauptmacht von 23000 Mann. Die Rückzugslinie der Karlisten ging nach Navarra. Ihre gesammelte Hauptmacht scheint sich wieder aufzulösen; sie führen den Krieg wieder in getrennten Abtheilungen wie vorher, wodurch er in die Länge gezogen und ein neuer entscheidender Hauptschlag vermieden wird.

Serrano kehrte gleich nach dem Entsatz von Bilbao nach Madrid zurück, wo ihm ein begeisterter Empfang zutheil wurde. Auch Castelar begrüßte ihn, und damit ertheilten die Republikaner dem neuen Siegesherzog Indemnität für den Staatsstreich vom 3. Jan. Doch das Treiben der Parteien, das eine Zeit lang vor dem allgemeinen Jubel über den Sieg verstummt war, trat alsbald wieder in den Vordergrund, und der Herzog de la Torre hat eine ebenso schwere Stellung wie der Herzog von Magenta im Nachbarlande. Republikanische Gesinnungen und Neigungen kann man ihm ebenso wenig wie diesem schuld geben; eine Militärdictatur mit einem conservativen Ministerium wird ihm zunächst noch immer geboten scheinen, um Spanien vor Zerrüttung und Zerfall zu schützen. Ob er aber den Spaniern wiederum einen König zuführen wird, eine Aufgabe, an welcher Prim gescheitert ist: das erscheint zweifelhaft, und die Bedrängniß des Augenblickes hat ihm zunächst wol kaum gestattet, mit Bezug hierauf einen festen Entschluß zu fassen. Der Prinz von Asturien, Isabella's Sohn, hat Sympathien im Heere; der greise Concha ist sein Parteigänger; aber sollte Serrano's Politik sich in dem unlogischen Cirkel bewegen, dem Sohne den Thron zu verschaffen, von welchem er die Mutter vertrieben hatte? Die madrider Cabinetskrisis ist am 13. Mai beseitigt worden; die Seele des neuen Ministeriums ist Sagasta, einer der intriguantesten Politiker Spaniens und von ausgesprochener alfonsistischer Gesinnung; die Föderativrepublikaner wie die Einheitsrepublikaner, Castelar, Salmeron, Py y Margall, der jüngst durch einen Mordanfall populär geworden, stehen dem Ministerium fern, und fast gewinnt es den Anschein, als ob Serrano selbst nicht vollkommen freies Spiel bei Bildung desselben gehabt, als ob andere Einflüsse, etwa der des Generals Pavia, sich dabei geltend gemacht hatten. Letzterer ist inzwischen seines Amtes entsetzt, was auf einen Conflict hindeutet. Noch lassen diese verwickelten Verhältnisse in Madrid keine klare Auslegung zu.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

David Strauß.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf Gottschall.

In David Strauß hat Deutschland einen seiner ersten Gelehrten, und was mehr sagen will, einen seiner hervorragendsten Geister verloren; er hat wie wenige eingegriffen in die Entwickelung der Zeit, wie wenige ihre geistige Atmosphäre mitbestimmen helfen. Seine Fachwissenschaft war die unpopulärste der Gegenwart, die Theologie; er hat für wissenschaftliche Probleme derselben die Theilnahme in weitesten Kreisen erweckt, sich selbst aber als einen Eckstein hingestellt, den man verwerfen oder auf dem man weiter bauen muß, den aber niemand ignoriren oder beiseitelassen kann. Im Anschluß an Strauß oder im Kampfe gegen ihn hat sich die neuere Theologie entwickelt, und namentlich im Eifer der Polemik haben sich ihre einzelnen Richtungen schärfer abgezeichnet. Als Philosoph ist Strauß durchaus nicht mit einem selbständigen System aufgetreten; er blieb zeitlebens ein Schüler Hegel's; ja auch in seinem neuesten vielangefochtenen Werke verleugnet sich, trotz aller Zugeständnisse an den Materialismus und trotz einer Darstellungsweise, welche sich von der Terminologie des Meisters fast gänzlich freihält, die Hegel'sche Schule nicht; sie prägt sich in vielen Grundanschauungen aus und von ihrem Standpunkte ruft er die Jünger des Materialismus zur Ordnung, welche da meinen, ohne philosophische Bildung auszukommen, während die Begriffe, die ihrer Theorie zu Grunde liegen, ohne Kenntniß der Denksysteme und ohne philosophische Schulung, doch roh und ungeläutert und von zweifelhafter Verwendbarkeit bleiben müssen.

Wenn gegenwärtig jeder, der auf den Namen eines Philosophen Anspruch machen will, sich zunächst befleißigt, ein neues System zu schaffen, obschon viele von ihnen zu jener Kategorie der deutschen Professoren gehören, die, wie Heine so treffend sagt, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfen: so ist Strauß nicht zu den Philosophen in dem engern Sinne des Wortes zu rechnen; er hat nie ein System gebaut, und wenn er in seinem letzten Werke dem Anschein nach etwas Aehnliches unternommen, so ist dasselbe in Wahrheit doch nur eine Verknüpfung und Sichtung aller wissenschaftlichen Resultate der Neuzeit, besonders der naturwissenschaftlichen, um mit Ausschluß des Wunders die Welt und ihre Geschichte in lückenlosem Zusammenhang zu begreifen. Wenn Strauß aber kein Philosoph ist, der sich auf ein selbstgeschaffenes System berufen darf: so ist er dafür ein Kritiker im eminenten Sinne des Wortes, der alle Hülfsmittel der philosophischen und philologischen Kritik beherrscht und mit einem

Digitized by Google

seltenen Scharfsinn anwendet; er ist einer der klarsten und leidenschaftslosesten Köpfe, welche die tumultuarische Epoche der neuen deutschen Geschichte aufzuweisen hat; er ist ein meisterhafter Stilist, der gefällige Klarheit mit einer nicht aufdringlichen Schärfe vereinigt, und wenn seine Kritik meistens zersetzend und auflösend, sein feinfühliger ästhetischer Sinn nicht künstlerisch productiv, nicht schaffenskräftig ist, so verdanken wir doch einer Mischung dieser Kritik und dieses ästhetischen Feingefühles jene Biographien, in denen mit lichtvoller Darstellung den Kämpfern der Humanität dauernde Denkmale gesetzt sind.

Strauß ist ein Kritiker ersten Ranges, in der Theologie von bahnbrechender Bedeutung, als Schriftsteller und Stilist eine Zierde unserer Nationalliteratur.

David Friedrich Strauß ist ein Sohn jenes Schwabenlandes, welches in Schelling und Hegel zwei Denker ersten Ranges erzeugt hat, und seine geistige Entwickelung vollzog sich auf jenen classischen Stätten, wo unsere großen philosophischen Systematiker die Grundlagen ihrer Bildung legten. Geboren in Ludwigsburg am 27. Jan. 1808, besuchte er zuerst die Schule seiner Vaterstadt, und dann, da er sich für das Studium der Theologie entschieden hatte, das theologische Seminar zu Blaubeuren, wo er mit dem geistreichen Vischer, mit Gustav Pfizer, Wilhelm Zimmermann, Märklin u. a. in anregender Gemeinschaft lebte, sowie später das theologische Stift zu Tübingen. Diese Jugendzeit, die gelehrte Idylle des Stiftslebens, hat er in seiner Biographie Märklin's mit einer Wärme und Anschaulichkeit geschildert, wie sie nur der Darstellung des Selbsterlebten eigen sein kann. Hier wo einst Schelling und Hegel vertraute Bekanntschaft geschlossen hatten, stand Theologie und Philosophie von jeher in engem Verkehr; das seit 1536 bestehende evangelisch-theologische Seminar, das sogenannte „Stift", kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, stets eine Pflanzstätte freisinniger Wissenschaft zu sein. Gleichzeitig studirte hier mit Strauß der spätere hervorragende Aesthetiker Vischer, der den theologischen Anschauungen nicht weniger feindlich gegenübertrat, und von Blaubeuren nach Tübingen wurde 1827 ein junger Gelehrter als Professor versetzt, der sich später als Theolog einen ausgezeichneten Ruf erwarb und sich vielfach mit Strauß in seiner auf das Neue Testament angewendeten Kritik berührte — Ferdinand Christian Baur. Dieser um 16 Jahre ältere Theologe hat jedenfalls auf die Entwickelung von Strauß großen Einfluß ausgeübt; er war wie Strauß ein theologischer Kritiker, der seine Waffen dem Arsenal der Hegel'schen Philosophie entlehnte, und wenn seine Hauptwerke auch damals noch nicht erschienen waren, so hat er seine kritischen Intentionen doch seinen Jüngern mitgetheilt. Strauß rühmt von ihm, wie geistvoll und fruchtbar, das Aeußerliche an das Innerliche und Tiefste anknüpfend, er die Symbolik vorgetragen habe.

Bald sollte der tübinger Theolog in Berlin zu den Füßen des Meisters selbst sitzen, nachdem er kurze Zeit in dem Revolutionsjahre 1830 die Kanzel betreten als Pfarrvicar und 1831 als Professoratsverweser an dem Seminar zu Maulbronn fungirt hatte. Das halbe Jahr, das er in Berlin verlebt hatte, übte auf seine ganze Entwickelung einen entscheidenden Einfluß aus. „Der Sand, auf welchem Schleiermacher und Hegel lehrten", sagt ein moderner Essayist der wiener „Presse", „war in seinen Augen nicht minder geweiht als die Platanengänge Athens oder die Oelgärten Jerusalems. Mit herzlicher Freude gedachte er bis in sein Alter des Genusses, den ihm die Frühpredigten in der Schleiermacher'schen Dreifaltigkeitskirche bereitet hatten." Und Hegel selbst, dessen schwerfälliger Vortrag manches Unergründliche in seinen dialektischen Verknüpfungen nicht gerade lichtvoll zu erläutern vermochte, mußte durch sein schwäbisches Naturell, dem bei aller Neigung und Fähigkeit, ins Tiefe zu gehen, doch eine gewisse Unbeholfenheit anhaftet, für den jungen Theologen etwas Sympathisches haben. So kehrte er wesentlich

Digitized by Google

bereichert in seiner Weltanschauung sowie in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nach Schwaben zurück und fand Muße, in den nächsten Jahren die neuen Aneignungen innerlich zu verarbeiten. Von irgendeinem Conflict ist in jener Zeit nicht die Rede; wir wissen kaum, ob Strauß damals innerliche Kämpfe durchgemacht hat, wie sie dem Conflict zwischen der Wissenschaft und dem Glauben selten erspart wurden, besonders wenn der letztere die Bedingung ist, um den einmal ergriffenen Lebensberuf mit Aussicht auf äußern Vortheil weiter zu verfolgen. Nur scheint Strauß sich von der Kanzel zurückgezogen und ganz dem Katheder gewidmet zu haben. Wir finden ihn seit 1832 als Repetenten am theologischen Seminar in Tübingen, wo er zugleich philosophische Vorlesungen an der Universität hielt.

Daß sich diejenigen Thaten der Wissenschaft oft als die bedeutendsten und nachhaltigsten erweisen, die ohne tumultuarische Ankündigung vollbracht werden, ja die nicht einmal irgendeine Erwartung, die man von dem Talent eines Schriftstellers hegte, erfüllen, indem sie von einem vorher gänzlich unbekannten Autor ausgehen: dafür liefert kaum ein anderes Werk einen so schlagenden Beweis wie „Das Leben Jesu" von David Strauß, der eines Tages, wie man wol sagen kann, als ein obscurer tübinger Repetent schlafen ging und als einer der berühmtesten deutschen Theologen und Schriftsteller erwachte. In geräuschloser Weise, wie es die stille Art des Mannes ist, hat er ein Kapitel seines Werkes nach dem andern aufgebaut; keine Mittheilungen und Auszüge in den Journalen, keine Abhandlungen und Artikel gleicher Art bereiteten darauf vor; es war vorher nicht einmal möglich gemacht, den Spruch ex ungue leonem in Anwendung zu bringen. Mit einer sich selbst bescheidenden und genügenden Arbeit war ein Werk zu Ende geführt worden, welches bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregen und eine der größten Wirkungen ausüben sollte, von denen die Geschichte unserer Literatur zu berichten weiß.

Die entscheidenden Abschnitte in der Entwickelung des Geistes und der Wissenschaft werden weniger durch einen radicalen Bruch mit der Vergangenheit hervorgerufen, als dadurch, daß Principien, die man in speciellen Fällen bereits anzuwenden gewohnt war, auf einmal eine allgemeine Geltung zugeschrieben wird. Diese Erweiterung der Anwendungsfähigkeit einzelner Principien, die bis zur Verallgemeinerung fortgeht, ist in allen Wissenschaften einer der wichtigsten Hebel des Fortschrittes. So verhielt es sich mit der mythischen Erklärung der biblischen Geschichte: Semler, Bauer, Vater, de Wette hatten diese Erklärungsweise bereits auf das Alte Testament angewendet, Schelling als Princip hingestellt, daß dieselbe auf alle älteste Geschichte, heilige wie profane, ausgedehnt werden müsse; auch in Betreff manches Nebensächlichen im Neuen Testament, besonders in Bezug auf den Anfang und das Ende des Lebens Jesu, hatte man sich nicht gescheut, sie zur Geltung zu bringen, wie denn Strauß selbst sagt: „Man fuhr durch das Prachtthor der Mythen in die evangelische Geschichte ein und durch dasselbe wieder hinaus; für das in der Mitte Liegende aber ließ man sich genügen an dem krummen und mühseligen Pfade der natürlichen Erklärung." Mit dem mythischen Princip in seiner Anwendung auf dies Neue Testament rückhaltslosen Ernst gemacht, in ihm den Schlüssel zur Lösung der innern Widersprüche und zur Erklärung des Wunders gefunden zu haben: das ist das große Verdienst des Strauß'schen Werkes. „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (2 Bde., Tübingen 1835) wurde durch diese unerschütterliche Consequenz ein Ereigniß. Im übrigen lieferte das Werk, in welchem viele nicht einmal etwas Neues finden wollten, den Beweis dafür, daß, während jedes bedeutende künstlerische Werk als ein Aufleuchten des Genius, als eine wahrhaft neue Offenbarung betrachtet werden kann, auch die bedeutendste wissenschaftliche Leistung die Continuität ihres Zusammenhanges mit den vorausgehenden nicht verleugnet, sich als ein Glied in eine fortschreitende Reihe einfügt.

Digitized by Google

Strauß schreibt sich selbst das Verdienst zu, die mythische Erklärung rein und in ihrem ganzen Umfange zur Anwendung gebracht zu haben. Die altkirchliche Exegese war von der doppelten Voraussetzung ausgegangen, daß in den Evangelien Geschichte, und daß übernatürliche Geschichte darin enthalten sei; der Rationalismus hatte das Uebernatürliche der biblischen Geschichte geleugnet, aber sie als Geschichte bestehen lassen; Strauß wollte auf diesem halben Wege nicht stehen bleiben, sondern untersuchen, ob und inwieweit überhaupt die Evangelien auf historischem Boden ständen. Zu Hülfe kamen der mythischen Auffassung die sehr späten äußern Zeugnisse für die kanonischen Evangelien, die nicht über das zweite Drittheil des 2. Jahrhunderts hinausreichen. Wenn dadurch der Mythus möglich wird, so wird er wahrscheinlich durch das Wunderhafte in den Erzählungen, durch die unlösbaren Widersprüche zwischen den einzelnen Evangelisten, durch die chronologischen Schwierigkeiten und historischen Ungenauigkeiten, die mit den Angaben der Profanschriftsteller aus jener Zeit nicht in Einklang zu bringen sind. Eine Ausgleichung dieser Widersprüche durch die Begünstigung des einen Evangelisten vor dem andern erreicht das gewünschte Ziel nicht, da das Zeugniß des einen ebenso wenig werth ist wie das des andern, und nirgends fester historischer Boden gewonnen werden kann. Ihren positiven Abschluß gewinnt aber die mythische Betrachtungsweise dadurch, daß für viele Erzählungen des Neuen Testaments das Alte mit seinen messianischen Vorstellungen und Verheißungen den Schlüssel gibt. Die Messiaserwartungen zur Zeit Jesu haben vorzugsweise die Mythen des Lebens Jesu producirt. Das Mythische erscheint Strauß für den Standpunkt der Religion wesentlich und nothwendig, weil die Religion den absoluten Inhalt nicht in der Form des Begriffes, sondern in dem der Vorstellung hat. Diesen Satz hat bekanntlich Hegel schon in seiner „Phänomenologie" aufgestellt, und Strauß erweist sich, indem er an denselben anknüpft und Ernst mit seiner Ausführung macht, als ein getreuer Jünger des Meisters. „Die Vorstellung", fährt er fort, „betrachtet Gottes Lebendigkeit und Wirksamkeit nur unter der Form einer Reihe göttlicher Thaten und glaubt das natürlich Geschehene und das menschliche Thun nur durch Annahme göttlicher Wirkungen und Wunder in demselben zu religiöser Bedeutung erheben zu können. Dem Mythus liegt kein individuelles Bewußtsein, sondern ein höheres allgemeines Volksbewußtsein (Bewußtsein einer religiösen Gemeinde) zu Grunde." So hatte schon Otfried Müller für seine Profankritik die Grundlagen des mythischen Princips aufgestellt; ähnliche Grundsätze hatten Creuzer, Niebuhr, die beiden Grimm bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen beobachtet. Strauß folgte nur dem allgemeinen Zuge der Zeit, indem er die Grundsätze der Profankritik auf die Kritik der heutigen Schriften anwandte, und den Ausspruch Hegel's zur Wahrheit machte, daß man, was das blos Geschichtliche, Endliche, Aeußerliche betrifft, die heiligen Schriften wie profane Schriften betrachten könne. Bei dieser Uebertragung von dem profanen auf das heilige Gebiet construirte Strauß den Begriff des evangelischen Mythus als eine auf Jesus mittelbar oder unmittelbar sich beziehende Erzählung, welche wir nicht als Abdruck einer Thatsache, sondern als Niederschlag einer Idee seiner frühesten Anhänger betrachten dürfen. Der Mythus ist theils rein für sich die Substanz der Erzählung, theils nur ein Accidenz von wirklicher Geschichte. Bei einzelnen kleinen Partien waltet das Sagenhafte vor oder man muß willkürliche Zuthaten des Schriftstellers annehmen.

Ohne Frage war es schon eine kühne That, diese Principien als allgemeingültige für die Bibelerklärung durchzufechten; doch die Bedeutung des „Lebens Jesu" von Strauß liegt in der überaus scharfsinnigen Detailausführung, mit welcher sich die theologische Gegnerschaft nicht so leicht abfinden konnte, wie mit allgemeinen, wenn auch noch so durchschlagenden Behauptungen. Bei jeder einzelnen Erzählung des Neuen Testaments macht Strauß gleichsam die Probe auf sein Exempel, indem er die Widersprüche der

Digitized by Google

einzelnen Berichterstatter sowie die Widersprüche gegen das Gesetz der Natur nachweist, und allem biblischen Geschehen den vermeintlichen historischen Boden unter den Füßen fortzieht. Die Ausdauer und Unermüdlichkeit einer Kritik, die sich selbst von der Eintönigkeit ihrer Wiederholungen nicht abschrecken läßt, ihren Consequenzen nachzugehen und mit unerschütterlicher Ruhe nachzuweisen, wie sie sich in jedem einzelnen Falle bewähren, mußte einer Fachwissenschaft imponiren, die sich hier auf ihrem eigensten Terrain mit sieghaften Waffen angegriffen sah. Diese Verdienste des Werkes erkennt der Geschichtschreiber der neuesten Theologie, Karl Schwarz, mit folgenden Worten an: „Die glänzendste Partie in diesem Werke ist offenbar die negativ-kritische, die Darstellung der innern Widersprüche, welche sich gegenseitig vorfinden, die Zerstörung der alten Harmonistik mit ihren kleinen Künsten, die Verfolgung derselben in alle Schlupfwinkel ihrer heillosen Verlogenheiten. Es ist außerdem die gesammte Geschichte der Auslegung in dieses Werk mit verflochten; denn nicht allein die Widersprüche in den Erzählungen selbst, auch die in den Auslegungen der Rationalisten, Supranaturalisten und Schleiermacherianer werden gegeneinander in den Kampf geführt; es ist mit bewundernswürdigem Talent die ganze Masse des verschiedenartigsten exegetischen Materials hier verarbeitet und übersichtlich geordnet." Das Ergebniß der Schrift faßt Schwarz als ein negatives auf; alles sei unsicher geworden, es bliebe nur ein sehr dürftiges Gerüste des Lebens Jesu als historisch übrig. In der That hat Strauß in diesem ersten Werke verschmäht, den übrigbleibenden historischen Rest als die Grundzüge oder vielmehr die Schattenrisse eines „Lebens Jesu" im Zusammenhang hinzustellen. Er suchte dafür in der Schlußabhandlung für das historische Deficit einen philosophischen Ersatz. Als Subject der Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt, müsse statt eines Individuums eine Idee, und zwar die Idee der Gattung, der Menschheit gesetzt werden. Die Idee der Einheit göttlicher und menschlicher Natur sei in unendlich höherm Sinne eine reale, wenn die ganze Menschheit als ihre Verwirklichung begriffen, als wenn ein einzelner Mensch als solcher ausgesondert werde. „Es ist", ruft er aus, „gar nicht die Art, wie die Idee sich realisirt, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, in jenem Einen sich vollständig, in allen übrigen aber nur immer unvollständig abzudrücken, sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, im Wechsel sich setzender und wieder aufhebender Individuen liebt sie ihren Reichthum auszubreiten." Die Menschheit ist ihm die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt und sie zum machtlosen Material seiner Thätigkeit herabsetzt; sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte abgehoben ist.

In die dritte Auflage des „Leben Jesu" nahm Strauß indeß aus den „Zwei fliegenden Blättern" (1838), welche seine zuerst im „Freihafen" abgedruckten Aufsätze „Ueber das Vergängliche und Bleibende im Christenthum" enthalten, Anschauungen auf, welche den strengern Anschluß an das Hegel'sche System aufgeben und die Bedeutung des Individuums auf allen Gebieten des geistigen, besonders des religiösen Lebens hervorheben. Unter diese großen Individuen, an welche der Reichthum des göttlichen Lebens in der Menschheit geknüpft sei, gehöre auch Jesus; er sei ein Genie, wie wir auf den Feldern der Kunst und Wissenschaft die bedeutendsten Männer bezeichnen; unser Verhältniß zu ihm sei als ein Cultus des Genius zu betrachten. Dadurch stehe er nicht über allen andern Individuen, sondern nur in Einer Linie mit den hervorragendsten, einem Homer,

Digitized by Google

einem Moſes, einem Cäſar. Da aber das Gebiet der Religion das vornehmſte von allen und Chriſtus auf dieſem Gebiete der Stifter der höchſten Religion ſei, ſo ſtehe er allerdings einzig und unerreicht in der Weltgeſchichte da.

Dieſe Zugeſtändniſſe, durch welche der Cultus des Genius ſogar eine Zeit lang ein modiſches Stichwort des Tages wurde, entfloſſen einer durchaus verſöhnlichen Stimmung, welche wenigſtens zum Theil wieder einlenken wollte in die Welt der religiöſen Vorſtellungen. Ob der Jeſus, der unter den Trümmern zerſtörter Ueberlieferungen als eine mit dem Schimmer zweifelhafter Perſönlichkeit bekleidete Geſtalt übrigblieb, volle Anwartſchaft darauf hatte, für ein religiöſes Genie, für einzig und unerreicht zu gelten, alſo doch als ein Exemplar, in welches die Idee ihre ganze Fülle ausſchüttet, das mochte mit Recht bezweifelt werden. Strauß ſah damals den unverkennbaren Kern des Chriſtenthums in dem Glauben an eine geiſtige und ſittliche Macht, welche die Welt beherrſcht, und in der Einſicht, daß der Dienſt dieſer Macht nur ein geiſtiger und ſittlicher im Dienſt des Herzens und der Geſinnung ſein könne.

Offenbar fühlte er damals, drei Jahre nach dem erſten Erſcheinen des „Leben Jeſu", das Bedürfniß, indem er Bleibendes und Vergängliches im Chriſtenthum ſonderte, den Vorwurf der Unchriſtlichkeit zu entkräften, der von allen Seiten auf ihn anſtürmte. Sein Werk hatte in der That ein Aufſehen erregt, eine Erſchütterung hervorgebracht, wie er es ſelbſt nicht erwartet hatte. Er wurde ganz aus Verhältniſſen herausgeriſſen, die ihm lieb waren, für die er Neigung empfand. „Und doch", ſagte er ſelbſt, „bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verſchwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann ſegne ich das Buch, das mich zwar äußerlich ſchwer beſchädigt, aber die innere Geſundheit des Geiſtes und Gemüthes mir, und ich darf mich deſſen getröſten, auch manchem andern noch erhalten hat."

Das „Leben Jeſu", obgleich mit dem vollſtändigen Apparat eines gelehrten Werkes ausgeſtattet, fand auch bei dem Laienpublikum ſo großen Anklang, daß es bis zum Jahre 1840 vier Auflagen erlebte. Niemals iſt ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk, welches das würdevolle Gepräge der philoſophiſchen und theologiſchen Disciplinen auf keiner Seite verleugnet, in ſo weite Kreiſe gedrungen und von der profanen Welt ſo ſtudirt worden. Doch man wollte ein für allemal über die Bedeutung des Neuen Teſtaments ins Klare kommen und glaubte, bei einem gründlichen Werke die beſte Auskunft und zugleich eine gewichtige Beſtätigung von Anſchauungen zu finden, welche die gebildeten Kreiſe des Volkes längſt in naturwüchſiger Weiſe dem Anſehen der theologiſchen Ueberlieferungen gegenübergeſtellt hatten. Die damalige ſehr regſame Journaliſtik, welche vorzugsweiſe in den Händen der jungdeutſchen Schriftſteller war, colportirte den Ruhm dieſes theologiſchen Werkes, das den von ihnen ſelbſt verfochtenen Tendenzen eine gediegene Stütze gab, mit einem Enthuſiasmus, der nicht verfehlen konnte, in weiten Kreiſen eine zündende Wirkung auszuüben.

Faſt noch größer war das Aufſehen, welches das Werk in Fachkreiſen erregte; die Gegenſchriften drängten ſich; eine ganze Literatur knüpfte ſich an das „Leben Jeſu"; alle namhaften Theologen und Philoſophen hielten ſich für verpflichtet, ihrem Widerſpruch gegen das Werk Ausdruck zu geben oder ihre Zuſtimmung zu beſchränken; es war ein Ferment geiſtiger Bewegung, und ſo bedeutend war die Wirkung deſſelben, daß es nicht nur die theologiſchen Parteien, je nach ihrem Verhalten zu ihm, in ſchärfere Gruppen ſonderte, ſondern auch die mächtigſte philoſophiſche Schule der damaligen Zeit, die Hegel'ſche, in drei Richtungen ſchied, die ſich vorher wol angekündigt, doch nicht ſo ſcharf abgezeichnet hatten. Strauß war ein großer kritiſcher Scheidekünſtler, und ſeine Analyſe

Digitized by Google

hatte etwas Zersetzendes, was über die alten Ueberlieferungen hinausgehend auch die Gedankenkreise der Gegenwart ergriff. Auch war er selbst wieder dazu berufen, diese ins Endlose dahinflutende Bewegung zu fixiren, indem er sich gegen seine Hauptgegner zur Wehr setzte und in seinen „Streitschriften" (3 Hefte, Tübingen 1837) ihre Einwürfe zu widerlegen suchte. Wenn irgendetwas in dem nachgeborenen 19. Jahrhundert an Lessing erinnerte, so war es die Polemik, welche Strauß in diesen Streitschriften entwickelte, eine Polemik von großem Wurf, und doch sachlich ins einzelne eingehend, klar und scharf, weit ausholend und sicher treffend, ja man könnte sie „galvanoplastisch" nennen, indem ihr zündender Strom zugleich ein plastisches Bild des Gegners absetzt und dauernd festhält. Seine „Streitschriften" sind nicht blos eine Rüstkammer, welche uns die Vielseitigkeit und Schärfe seiner geistigen Waffen bewundern lassen; sie sind zugleich ein Gemmencabinet mit den plastischen Charakterköpfen seiner theologischen und philosophischen Gegner.

Der erste von ihnen, den er unter seine kritische Lupe nimmt, ist Dr. Steudel, welcher in Bezug auf das „Leben Jesu" von Strauß „Vorläufig zu Beherzigendes zur Beruhigung der Gemüther" (Tübingen 1835) herausgegeben, und als Superintendent des tübinger Stiftes den untergeordneten Repetenten, der es gewagt, solches Aufsehen zu erregen, zur Ordnung gerufen hatte. Er sucht an diesem damals sehr gefeierten Theologen „die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus" nachzuweisen. Man merkt der ganzen Schrift, die übrigens vor dem Erscheinen des zweiten Theiles des „Leben Jesu" veröffentlicht worden war, die Empfindlichkeit darüber an, daß ein junger Gelehrter „aus seinem Cabinet" die Ansicht, zu welcher Dr. Steudel sich bekennt, als eine veraltete zu bezeichnen wagte. Wenn Steudel von der „anfühlbaren Wärme" der neuern Supranaturalisten spricht, so benutzt Strauß diese Wendung, um diese Richtung gewissermaßen nach ihren Temperaturgraden zu charakterisiren. „Ich kann", sagt er, „eine doppelte Wärme supranaturalistischer Schriftsteller unterscheiden, eine fanatische und eine mystische. Die erstere haben in verschiedenen Graden alle, von dem ruhigen Storr bis zu dem cholerischen Hengstenberg; es ist bald die Wärme des zudringlichen Beichtigers, der aus einem wissenschaftlichen Scrupel eine Sünde macht; bald die Glut des Inquisitors, der gegen Andersdenkende das irdische und das höllische Feuer schürt; immer aber liegt die Vermischung von Wissen und Gewissen zu Grunde, wie es auf jedem Standpunkte natürlich ist, wo es zur Religion gehört, gewisse Sätze anzunehmen. Die andere Art von Wärme, die mystische, ist wie Weihrauchdampf des katholischen Cultus, sie betäubt den gesunden Sinn, macht ihm einen Dunst vor, daß er (auch der eigene eines solchen Schriftstellers) um so blinder sich in den Abgrund des Unbegreiflichen stürzen möge. Diese Art von Wärme haben nicht alle Supranaturalisten. Es gehört Phantasie und eine gewisse Bekanntschaft mit der neuern philosophischen und ästhetischen Literatur dazu, welches beides gar manchem von dieser Richtung abgeht. Da man aber doch etwas haben muß, um die alten Grundsätze der jetzigen Zeitbildung, die auch auf den verschlossensten Kopf nicht ganz ohne Einfluß bleibt, annehmlich zu machen: so nimmt man zu Hülfe was vorhanden ist, eine trockene Verständigkeit, die an den kirchlichen Dogmen mühselig schabt, daß sie ihre rauhe Oberfläche verlieren, sie marternd zusammendreht, damit sie um so eher die enge Pforte der Denkbarkeit passiren, wobei dann aber das Denken, um sie hinunterzubringen, sich noch krampfhaft und würgend genug geberden muß."

Wenn aber Steudel der Sprache und Darstellungsart von Strauß zum Vorwurfe macht, daß die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit des Tons dem heiligen Gegenstande nicht angemessen und für das Gefühl anderer verletzend sei, so entgegnet Strauß zu seiner Rechtfertigung: „Ja ich hasse und verachte jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritte sich und dem Leser

Digitized by Google

mit dem Verluste der Seligkeit droht, und ich weiß, warum ich es hasse und verachte. In wissenschaftlichen Dingen verhält der Geist sich frei, soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es senken; für die Wissenschaft existirt unmittelbar kein Heiliges, sondern nur Wahres; dieses aber verlangt keine Weihrauchwolken der Andacht, sondern Klarheit des Denkens und Redens; noch kennt der Geist, wo er der Spur der Wahrheit zu folgen sich bewußt ist, eine Gefahr, sondern ist völlig ruhig über das Ziel, zu welchem sie führen wird, überzeugt, es werde das beste sein. Alles jenes andächtige, beklommene Wesen aber in Sachen der Wissenschaft kann nur dazu dienen, das Denken scheu und befangen zu machen, es durch fremdartige Rücksichten zu bestechen, und statt zum Ziele der Wahrheit vorwärts, vielmehr im Kreise dahin zurückzuführen, wo das Vorurtheil längst stand und auch ferner zu verbleiben wünscht."

Die Polemik gegen Steudel zerfällt in zwei Abschnitte: einen defensiven und einen offensiven. In dem erstern widerlegt Strauß die Anklagen der Oberflächlichkeit, Einseitigkeit, Gehässigkeit, die ihm gemacht worden. Dieser Vertheidigung setzt Strauß einige sehr glänzende Lichter auf. Wenn z. B. Steudel behauptet, von den allverbreiteten Grundthatsachen des Christenthums sei die auffallendste, daß ein gekreuzigter Jude die christliche Kirche gestiftet habe, und nur die Evangelien vermöchten als werthvolle historische Kunden dieses Auffallende zu erklären, indem sie uns zeigen, was in diesem Gekreuzigten lag, was aus ihm werden konnte und wurde, so entgegnet Strauß: „Gewiß, so viel geben die Evangelien zur Erklärung dieser großen Wirkung an die Hand, daß wir sie eher des Uebermaßes als des Mangels an hierher gehörigen Thatsachen anklagen können. Nämlich so viel Gewaltiges und Würdevolles melden uns die Evangelien von Jesu, daß uns zwar der Glaube der Welt an ihn erklärlich, aber der anfängliche Unglaube unerklärlich ist; daß uns sein Wiederaufleben nicht überrascht, aber seine Hinrichtung uns ein Räthsel ist. Nur der Gewöhnung an die evangelische Geschichte ist es zuzuschreiben, daß wir es nicht schlechthin unbegreiflich finden, wie die Juden einen Mann, der Tausende mit wunderbar vermehrtem Brote gespeist, der in der Hauptstadt selbst einen blindgeborenen und einen seit 38 Jahren gelähmten Menschen geheilt, in deren nächster Nähe aber einen seit vier Tagen beigesetzten Todten erweckt hatte, verwerfen und kreuzigen lassen konnten."

In dem offensiven Theile spielt nun Strauß den Krieg in das Gebiet des Gegners hinüber; er wendet seine scharfe Kritik auf die biblischen Auslegungen Steudel's an und weist ihm bei seinen Widererklärungen, mag es sich nun um das Alte oder Neue Testament, um das Reden des Esels von Bilian oder den Stillstand der Sonne, um Jesu Himmelfahrt oder die Pfingstbegeisterung seiner Jünger handeln, die Halbheit und die Widersprüche dieser Exegese nach, welche sich selbst für gewissenhaft, keusch, treu und heilig erklärt, in der That aber höchst subjectiv nur das als wahr anerkennt, was dem Ausleger so erscheint. Dies sei eben die Selbsttäuschung, welche dem Standpunkte des Supranaturalismus überhaupt eigen sei. „Unsere verständigen Supranaturalisten stellen sich so gern mit gekrümmten Rücken dem Herrn dar: er solle auflegen, so viel er möge, sie wollen's tragen; unter der Hand jedoch wissen sie die schwersten Stücke beiseitezubringen und doch den Schein der getreuen Diener und gläubigen Sackträger des Herrn zu behaupten." Die ganze sehr umfassende Gegenschrift ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Polemik.

Der zweite Gegner, mit welchem sich Strauß beschäftigt, ist C. A. Eschenmayer, ebenfalls Professor in Tübingen, der in einer Schrift: „Der Ischariotismus unserer Tage", Strauß der Sünde gegen den Heiligen Geist geziehen hatte, welche niemals vergeben werde. Wenn Strauß in der Vorrede zu seinen „Streitschriften" für sich das Vorrecht in Anspruch nahm, den Ton seiner Erwiderung nach Maßgabe desjenigen, der

Digitized by Google

ihm in den einzelnen zu beantwortenden Schriften entgegenkommt, verschieden zu modificiren, so macht er hiervon in seiner Entgegnung gegen Eschenmayer insoweit Gebrauch, als er den Verdächtigungen in Bezug auf seine eigene religiöse und moralische Persönlichkeit eine sehr schroffe Abweisung zukommen läßt. Eschenmayer, der eine Schrift gegen Hegel verfaßt hatte und überdies einer der eifrigsten Anhänger des Spiritualismus war, erklärte sich nicht nur im allgemeinen gegen die mythische Ansicht, sondern knüpfte auch an einzelne Stücke des „Leben Jesu" besondere Bemerkungen. Strauß folgt ihm Schritt für Schritt, um dieser anmaßlichen Unfähigkeit den hohlen Kopf zurechtzusetzen. „Ist man einmal daran, eine solche Nichtigkeit zu entlarven, so darf, wer in allen Dingen nach Gründlichkeit strebt, auch nicht eher ablassen, als bis der letzte Fetzen von der Vogelscheuche abgerissen ist." Die Gesammtschrift Eschenmayer's charakterisirt Strauß in folgender Weise: „In ihr macht sich der Aerger eines frömmelnden Phantasten Luft, dem es unbequem kommt, daß aus der evangelischen Geschichte, auf welcher, als auf einem Ruhepolster, seine faule Vernunft sich jahrelang gewälzt, auf einmal kritische Stacheln hervorgetrieben werden, welche ihn zu nöthigen drohen, einen Augenblick wieder auf seine eigenen Füße zu stehen. Dies ist es, weiter nichts. Daher wird, wie gewaltsam aus dem Schlafe Geweckte zu thun pflegen, ebenso wild als planlos um sich geschlagen; auf die Kritik als ein unnützes und fatales Ding geschimpft; daher die von früher her bereit liegenden Kissen und Teppiche eilends untergeschoben, um alsbald wieder mit derselben Behaglichkeit die denküberdrüßigen Glieder auf dem alten Polster ausstrecken zu können."

Ein interessantes literarhistorisches Actenstück ist die Streitschrift gegen Wolfgang Menzel. Hier handelt es sich nicht um eine Vertheidigung des „Leben Jesu", sondern um die Gesammtcharakteristik eines Kritikers, der durch den polternden Ton in seiner „Deutschen Literatur" und durch seine Denunciationen gegen die Schriftsteller des Jungen Deutschlands damals dem großen Publikum ausnehmend imponirte. Menzel hatte gemeint, die Bösen hätten sich über das Buch von Strauß herzlich gefreut, „alle diejenigen, denen das Christenthum einen moralischen Zwang auflegt und die begierig jeden Grund suchen, unsittlich sein zu dürfen"; Strauß läßt sich auf keine andere Abwehr dieser Beschuldigung ein, als indem er den Kritiker Menzel von Kopf zu Fuß aushaut und in seiner ganzen Persönlichkeit als ein monumentum aere perennius der Bewunderung der Nachwelt aufbewahrt. Diese Schrift gegen Menzel ist eine literarische That und von großem Interesse noch für die jüngste Gegenwart; denn Menzel als der Typus einer Kritik, die sich in persönlichen Anschuldigungen gefällt und durch den Skandal und das Pasquill zu wirken sucht, ist heutigentags keineswegs eine veraltete Erscheinung, und wenn Strauß gegen Menzel die Schatten Lessing's heraufbeschwört, so haben jene Mahnungen des großen Todten auch noch vielen Kritiken der Gegenwart gegenüber keineswegs ihre Tragweite verloren: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gutmachen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Aber sobald er verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können, sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zugs wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." Der persönliche Ton Menzel's, seine Ungerechtigkeit gegen die Charaktere der Schriftsteller, namentlich gegen Johannes Müller, die Einseitigkeit seiner moralisch-patriotischen Maßstäbe wird mit Schärfe und beweiskräftigen Gründen dargelegt. Die Vertheidigung Goethe's gegen Menzel ist durch die Prägnanz des classischen Stils eine der schönsten Denkreden auf den großen Dichter zu nennen, welche unsere massenhaft angewachsene Goethe-Literatur aufzuweisen hat, und verdiente, in irgendeiner Form für den Genuß der Gegenwart erneuert zu werden. Die Abschnitte

Digitized by Google

des Menzel'schen Werkes, welche der Philosophie und Theologie gewidmet sind, werden von Strauß genau durchgenommen und die Lücken in den Kenntnissen des Literarhistorikers schonungslos bezeichnet. Wie Goethe wird auch Hegel gegen die Angriffe Menzel's in schlagender Weise vertheidigt. Interessant ist das Charaktergemälde der zweifelnden, grübelnden Zeit, wie es uns Strauß entwirft, und die Anschauung von dem Recht moderner Poesie, eine Masse weit verwickelterer und nach Umständen selbst schlüpfrigerer Verhältnisse in die Darstellung aufzunehmen, als der Poesie eines frühern Jahrhunderts verstattet war. Mit der Mahnung, zur einfachen Sitte und zum schlichten Glauben unserer Vorfahren zurückzukehren, sei nichts gethan. Menzel aber „möchte dem Zeitgeist den Mund zubinden und ihn geknebelt unter Stockschlägen und Fußtritten an die verlassenen Altäre zurückschleppen. Wer dem Geist der Zeit zum Worte verhilft, wer in der — freilich nicht gleich von vornherein jedem Junker Plump sich aufdringenden — Endabsicht, ihn zur Ordnung zurückzuführen, in seine Weise eingeht, wie unsere großen Philosophen und Dichter, der ist in unsers Kritikers Augen ein Mitschuldiger der verderbten Zeit".

Eigenthümlich ist das Verhältniß von Strauß, der „Evangelischen Kirchenzeitung" gegenüber; er gesteht ein, daß er nicht ungern mit ihr zu thun habe. „In einer Zeit, wo die geistigen Richtungen so bunt durcheinandergehen und infolge der vielfachsten Kreuzung der Rassen beinahe keine reine Art mehr existirt, macht es einen guten Eindruck, einmal auch wieder einer unvermischten Farbe, einer entschiedenen Richtung zu begegnen." Diese Zeitschrift hatte das Buch von Strauß „eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur genannt", und ihm nachgerühmt, den Zeitgeist zum Bewußtsein seiner selbst gebracht und die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie in Bezug auf den christlichen Glauben mit größter Bündigkeit und Klarheit an das Licht gestellt zu haben. „So freundlich ist unsere erste Begegnung auf dem Schlachtfelde", ruft Strauß aus, „aus dem paradoxen Grunde, weil sie eine absolut feindliche ist." Freilich, der Zeitgeist und die Philosophie, deren Interpret Strauß nach dem Zugeständniß des Gegners sein soll, wird in einer für den Kritiker wenig schmeichelhaften Weise dahin erklärt: „Der rechte Prophet für unsere Zeit ist Jeremias, er, welcher in einem Schmerze, dessen ganze Bitterkeit nur der verstehen wird, der ihn selbst in sich trägt, ausruft: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke! Ach, daß ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen. Denn es sind eitel Ehebrecher und ein frecher Haufe." Der Triumph, den die Hegel'sche Philosophie in Strauß gefeiert hat, wird mit denjenigen Satans verglichen, als er in Judas fuhr; ihm wird das Herz eines Leviathan zugeschrieben so hart wie ein Stein und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein; es heißt von ihm, daß er zwar fast nirgends bei Behandlung der evangelischen Geschichte die Sache lächerlich mache, aber seinen Ausdruck so zu wählen wisse, daß sie von selbst lächerlich werde; er spotte zwar nicht mit der Zunge, aber der Spott schwebe ihm immer um die Lippen. „Ich erinnere mich wohl aus meinen Knabenjahren", sagt Strauß, „wie — zwar nicht ich, aber mein Bruder geschlagen aus der Schule heimkam, weil der Präceptor behauptete, er habe gelacht, woran der gute Junge nicht gedacht hatte; es war subjective Auslegung der Züge um seine Lippen." Uebrigens spricht sich Strauß in seiner Polemik gegen die „Evangelische Kirchenzeitung" über die Principien seiner Darstellung in einer sehr bezeichnenden Weise aus. Mit Recht nennt er die Voraussetzung der historischen Kritik „die wesentliche Gleichartigkeit alles Geschehens". Differenzen, wie sie die Verschiedenheit der Gebiete mit sich bringt, sind dadurch nicht ausgeschlossen; wo aber in der Verschiedenheit die Gleichartigkeit zu verschwinden droht, da regt sich der Zweifel und wo die Verwandtschaft mit anderm Geschehenen durch die nähere Verwandtschaft zu Erdichtetem überwogen wird,

Digitized by Google

da entsteht die Wahrscheinlichkeit der Erdichtung. Für die Zeit der Stiftung einer Religion macht Strauß indeß das Zugeständniß, daß da eine besondere Aufregung der innersten Kräfte des menschlichen Wesens stattfinde und dadurch Dinge möglich würden, die in keiner andern Zeit eine Analogie und zum Theil Aehnlichkeit mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus hatten. Gegen die Anklage der „Evangelischen Kirchenzeitung", die absichtlose Mythenbildung sei eine undenkbare Phantasterei, man werde unaufhaltsam zur Annahme absichtlichen Betrugs und bewußter Lüge gedrängt, macht Strauß geltend, über einen Standpunkt, der die Mythe für eine von einem schlauen Priester künstlich gemachte Blume erkläre und in der Geschichte alles auf subjective Beweggründe und Intriguen zurückführe, sei die jetzige Zeit in Philosophie, Geschichtschreibung und Mythologie entschieden hinausgeschritten.

Sehr eingehend ist die Auseinandersetzung von Strauß mit den Vertretern eines Systems, das als die eigentliche Heimstatt seiner Kritik betrachtet werden muß. Damals herrschte der orthodoxe Hegelianismus; eine linke Seite der Schule wurde erst durch Strauß selbst begründet. Männer wie Göschel und Gabler waren aber wenig geneigt, die Würde und staatliche Geltung ihres Systems durch den Sündenfall der Strauß'schen Kritik compromittiren zu lassen. Strauß setzte zuerst auseinander, welches die Ansicht Hegel's über den Werth der evangelischen Geschichte gewesen sei; er befleißigt sich einer harmonistischen Erklärung verschiedener Stellen, deren Einklang anfangs zweifelhaft erscheint; doch nach dem ganzen Geiste des Systems ist es wol fraglos, daß ein solches äußerliches Geschehen von ihm dem Bereiche des äußerlichen Vorstellung zugewiesen wird. Indem Strauß als Resultat dieser Untersuchungen besonders hervorhob, daß die historische Realität und Nichtrealität des Lebens Jesu der Kritik vollkommen freizugeben sei, trat er nicht aus der Schule aus, sondern er schuf eine neue Richtung derselben, den Junghegelianismus. Mit dem abstrusesten Jargon der Althegel'schen Weisheit griff Bruno Bauer in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" das Werk von Strauß an. Mit Recht konnte Strauß, wenn er als das Bestreben dieser Kritik bezeichnet, den Zweifel eine Weile gewähren zu lassen, um ihn unverrückt zur Anerkennung der evangelischen Geschichte umzulenken, hinzufügen: „Mit welchen Mitteln diese Umlenkung bewerkstelligt wird, haben wir jetzt zur Genüge gesehen: mit Worten und abermals mit Worten, die aber, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit sich einstellen, die in gewaltigem Anlaufe sich und uns mit geschlossenen Augen über den Graben zu bringen versprechen, in der That aber, so hoch sie auch springen, immer diesseit des Grabens bleiben." Mehrere Jahre darauf machte der Licentiat Bruno Bauer an der Balancirstange des Hegel'schen Formalismus einen Sprung auf die äußerste Linke des Systems und suchte Strauß zu überbieten, indem er die mythische Substanzbildung in seiner „Kritik der Synoptiker" verwirft und an deren Stelle das „absolute Selbstbewußtsein" setzt. Er kritisirt die Evangelisten einfach als Schriftsteller und zwar als verworrene, widerspruchsvolle und gedankenlose. Ihm gilt Strauß noch für einen Apologeten, der auf halbem Wege stehen geblieben ist.

Die Kritik der Hegelianer knüpfte vorzugsweise an die Schlußabhandlung des Werkes an. Karl Rosenkranz, welchen Strauß ein höchst achtungswerthes und wohlthätiges Element der Hegel'schen Schule nennt, dem er Klarheit und Beweglichkeit des Geistes und wahrhafte Liberalität der Gesinnung nachrühmt, hält wenigstens den Haupttheil und Mittelpunkt der evangelischen Geschichte durch die Idee der Einheit göttlicher und menschlicher Natur für historisch verbürgt, und nimmt an, daß ein einzelnes Individuum ausdrücklich die volle Verwirklichung der Idee sein müsse. Wegen dieser Annahme wird Rosenkranz von Strauß in das Centrum der Schule gerückt. Uebrigens setzt sich der Kritiker mit diesem Philosophen auf das ritterlichste auseinander, und macht auch das Zugeständniß, das er später in seinem Aufsatz: „Ueber das Bleibende und Vergängliche im Christen-

Digitized by Google

thum", vertiefte, daß eine Anzahl von Individuen als Genies mithin im Verhältniß zu den übrigen als bestimmend und epochemachend hervortritt. Aehnliche Zugeständnisse macht Strauß in seinen Sendschreiben an Dr. Ullmann, den geistreichsten seiner theologischen Gegner, der mit würdiger Haltung gegen ihn aufgetreten war; er räumt nicht nur ein, daß Jesus eine in religiöser Hinsicht hochbegabte Persönlichkeit war, sondern auch, daß die Heroen des religiösen Gebietes den Vorzug vor allen andern verdienen, und erkennt auch den Beweis als möglich an, daß über Jesum in religiöser, mithin in höchster Beziehung hinauszugelangen für alle Zeiten unmöglich sei.

Der ganze Streit über das erste „Leben Jesu" von Strauß trägt die Signatur einer Epoche, in welcher die Hegel'sche Philosophie als eine Großmacht alle Disciplinen der Wissenschaft beherrschte. Selbst diejenigen, die ihr feindlich waren, wie Eschenmayer und Menzel, mußten sich mit ihr abfinden. So drehte sich der Streit um das Verhältniß der Idee zur Geschichte, der Gattung zum Individuum, und hat für die jetzige Zeit, welche der Allmacht des Hegel'schen Systems vollständig entrückt ist, wenigstens in seiner äußern Einkleidung etwas Veraltetes. Als fast vier Jahrzehnte später das „Leben Jesu" wieder einmal in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses rückte, war die geistige Atmosphäre der Zeit und auch die Behandlungsweise der Biographen sowie der Standpunkt ihrer Kritiker, wie wir sehen werden, ein gänzlich anderer geworden.

Wichtiger noch als die Polemik, die sich an das „Leben Jesu" knüpfte, waren die positiven Gegenschriften, die es hervorrief; eine ganze Literatur von Biographien des christlichen Religionsstifters folgte ihm auf dem Fuße nach. Der Kirchenhistoriker Neander, der Philosoph Chr. Herm. Weiße, Wilke, Ebrard, Dorner u. a. veröffentlichten Lebensbeschreibungen Jesu, während auf dem gemeinsamen Boden mit Strauß die tübinger Schule, an ihrer Spitze F. Chr. Baur, durch glänzende kritische Untersuchungen die theologische Wissenschaft fortentwickelte.

Wenn Strauß den berechtigten Wunsch gehegt hatte, auf dem Lehrstuhl eine Wirksamkeit auszuüben, welche seine schriftstellerische zu ergänzen vermochte, so hatte er sich die Erfüllung dieses Wunsches durch sein „Leben Jesu" unmöglich gemacht. Das mißliche Aufsehen, das die Schrift erregt hatte, war so groß, daß die würtembergische Regierung den Verfasser auf einem theologischen Katheder nicht glaubte dulden zu können. Strauß wurde seiner Repetentenstelle enthoben und erhielt dafür eine Lehrerstelle an dem Lyceum zu Ludwigsburg; doch entsprach diese Stelle nicht seinen Neigungen und er gab sie schon im Jahre 1836 auf, um in Stuttgart ungestört seinen wissenschaftlichen Forschungen und schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Das Jahr 1839 sollte ihn zum unfreiwilligen Helden einer politischen Verwickelung und Krisis in der Schweiz machen. Der radicale Regierungsrath von Zürich berief ihn, auf Antrag des Bürgermeisters Hirzel, als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität; doch dieser Schritt entfesselte die kaum besiegten reactionären Elemente des Cantons zu solcher Machtentfaltung, daß die Berufung zurückgenommen und Strauß, ehe er noch sein Amt angetreten hatte, pensionirt wurde. Doch mit diesem Siege begnügte sich die orthodoxconservative Partei nicht; sie suchte und fand in dieser Angelegenheit ein willkommenes Mittel zum Sturze der Regierung. Aufgewiegelt durch den fanatischen Pfarrer Bernhard Hirzel von Pfäffikon, drang ein Haufe von 5000 Bauern in die Stadt ein, wo es zu blutigem Conflict mit den Truppen kam. In der allgemeinen Verwirrung ergriff die Regierung die Flucht und es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. Bei den Neuwahlen zum Großen Rathe siegte die bäuerisch-pfäffische Reaction.

Zur Zeit als dieser Aufstand in Zürich losbrach, gastirte dort eine sechsundzwanzigjährige Sängerin, die sich auf deutschen und italienischen Theatern bereits Ruf erworben

Digitized by Google

hatte. In ihren 18 Jahre später veröffentlichten Aufzeichnungen gedenkt sie jener Unruhen mit folgenden Worten: „Während meiner Gastspiele brach Rebellion aus, nicht etwa meinetwegen, sondern — um des heiligen Glaubens willen. Die Leute behaupteten, man wolle ihnen den lieben Gott wegnehmen, und haben sich mit Blut und Leben dagegen gewehrt; der liebe Gott ist aber heute noch wie von Anbeginn her da, und jene armen Menschen würden es sicherlich gefühlt haben, daß er in friedliebenden Seelen wohnt, wären sie nur, statt mit Dreschflegeln und Morgensternen aufeinander loszugehen, geduldigen Sinns in das stille Kämmerlein ihres Herzens eingekehrt. Der hohe Rath von Zürich war darüber in Noth, die Madame Birch-Pfeiffer war in Noth, ich auch, denn ich fürchtete durch die voreilige Abreise unversehens einer bewaffneten Schar in die Hände zu kommen. Endlich wurde beschlossen, daß mich Madame Birch-Pfeiffer nur singen lassen möge, dadurch würden die Bauern doch auf andere Gedanken gebracht." Diese Sängerin, welche den züricher Aufstand mit ihrem Gesange bekämpfen wollte, wurde ein Jahr darauf die Gattin des Mannes, welcher die Hauptveranlassung zu demselben gegeben hatte; es war Agnese Schebest, ein wiener Kind, voll Geist und feinen Kunstverständnisses, wie ihre Memoiren „Aus dem Leben einer Künstlerin" (Stuttgart 1857) beweisen. Merkwürdigerweise erwähnt sie diesen Zusammenhang zwischen der züricher Rebellion und ihrem spätern Gatten mit keiner Silbe; ihre Memoiren schließen ab vor ihrer Ehe, welcher sie ebenfalls nicht Erwähnung thut. Agnese Schebest soll, einer Sage zufolge, ihre Bekanntschaft mit dem Philosophen durch eine Art von katholischem Kirchenknicks eingeleitet haben, indem sie der Meinung war, der Verfasser eines „Leben Jesu" müsse ein sehr frommer Mann, eine Art von legendarischem Heiligen sein. Vielleicht trugen ähnliche Misverständnisse die Schuld an der kurzen Dauer der Ehe, die bald wieder gelöst wurde.

Während seiner freien Muße in Stuttgart verfaßte Strauß sein zweites Hauptwerk, welches zwar nicht das Aufsehen erregte wie das „Leben Jesu", aber für die Theologie nicht minder epochemachend war, seine Dogmatik: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (2 Bde., Tübingen und Stuttgart 1840—41). Wie im „Leben Jesu" Strauß mit der Kritik die evangelische Geschichte, so sucht er in seiner Dogmatik mit der Philosophie das Dogma aufzulösen. Schwarz in seiner „Geschichte der neuesten Theologie" rühmt ihm nach, daß er der Hegel'schen Scholastik ein Ende gemacht habe, indem er jener Formel entgegengetreten sei, daß in der Philosophie der ganze Inhalt des Glaubens derselbe bleibe und nur die Form sich ändere. „Er ist", sagt Schwarz zum Theil mit den Wendungen der Strauß'schen Vorrede, „das unerbittliche Gewissen der Zeit gewesen, welcher die scholastischen Ansätze alle, die verwirrenden Selbsttäuschungen, die Vermischung von modernen Gedanken und alten Dogmen aufgedeckt und auf ihren wahren Werth zurückgeführt hat. Er wollte nichts anderes als daß die Zeit sich nicht einredete, speculative Reichthümer zu besitzen, welche längst im Schiffbruch der Jahrhunderte untergegangen. Er wollte wie ein gewissenhafter Kaufmann die Bilanz ziehen über die Activa und Passiva des Glaubens, und er hielt eine solche Revision des dogmatischen Besitzstandes um so mehr an der Zeit, als die Mehrzahl der Theologen in ihrem romantisch-speculativen Rausche gar nicht daran gedacht. Sie schlugen den Abzug, welchen die Kritik und Polemik der beiden letzten Jahrhunderte an dem alten Glaubensbestande gemacht, viel zu gering an und sie taxirten die zweideutigen Hülfsquellen, welche sie in der Schleiermacher'schen Gefühlstheologie wie der Schelling-Hegel'schen Speculation gefunden, viel zu hoch. Sie meinten, die Processe, welche über jene Ausfälle noch schwebten, schon gewonnen zu haben, dagegen der reichsten Ausbeute aus den neueröffneten Schachten gewiß zu sein. Wie aber, wenn jene

Digitized by Google

Processe sämmtlich an Einem Tage verloren gingen, wenn außerdem die neuen Gruben die Hoffnungen völlig täuschten, welche sie erregt? Allen diesen Täuschungen und Selbstbelügungen will Strauß ein Ende machen. In diesem Sinne schreibt er seine Dogmatik. Und auch dieses Werk behandelt er mit der größten Ruhe, mit der kältesten Objectivität. Er verfolgt jedes Dogma bis auf seinen Anfangspunkt, stellt es in seiner geschichtlichen Genesis dar und weiß auch den Wahrheitskeim, welchen er auf diesem Wege findet, in das gebührende Licht zu setzen. Aber wenn er mit einem Dogma auf der Höhe seiner kirchlichen Ausbildung angelangt, weiß er mit scharfem Auge die Zeichen seines innern Verfalls, die an seinem Kerne nagenden Widersprüche zu erspähen und den Auflösungsproceß durch alle Stadien seiner abwärts eilenden Entwickelung hindurchzuführen. Die ganze Dogmatik erscheint als ein innerer Bildungs- und Zerstörungsproceß, als ein resultatloses Entstehen und Vergehen, wobei namentlich alle Erscheinungen der sich rückbildenden Metamorphosen, die versteckten Widersprüche, die allmähliche Zernagung aller festen Fäden des Dogmas durch den Zweifel mit erschreckender Wahrheit vorgeführt werden. Die Gewalt dieses Buches besteht wieder in der Kälte der historischen Beweisführung."

Wie sehr sich Strauß indeß auch gegen die Lehre Hegel's, welche den Inhalt der religiösen Vorstellung nur als formell verschieden von demjenigen des philosophischen Denkens hinstellte, zur Wehr setzen mochte: jener Hegel'schen Methode der „Selbstbewegung des Begriffs" verdankte die Dogmatik von Strauß doch auch den eigenthümlichen Gang der Untersuchung. Der Kritiker hat gleichsam wie der Philosoph nur das Zusehen, während der chemische Auflösungsproceß der Bestandtheile, die er in die Retorte geworfen, sich von selbst vollzieht. Der jetzt lebende Theologe hat den kritischen Proceß der ganzen Dogmengeschichte blos bezeichnend zusammenzufassen: „Alle die Tiegel und Retorten, in welchen das Dogma geschmolzen und destillirt, alle Reagentien, durch die es in sich zersetzt werden, alle Gefäße, in denen es gären und abschäumen muß, sind nicht erst von uns zu machen und in Thätigkeit zu setzen, sondern wir dürfen sie nur nehmen, wie sie als kirchliche Parteien und Streitigkeiten, als Ketzereien und Synoden, als Rationalismus, Philosophie u. s. f. bereits gegeben sind. Die wahre Kritik des Dogmas ist seine Geschichte. Es ist in unbefangener, unbestimmter Gestalt vorhanden in der Schrift; in der Analyse und nähern Bestimmung desselben tritt die Kirche in Gegensätze auseinander, die wol auch in häretische Extreme auslaufen; sofort erfolgt die kirchliche Fixirung von Symbol und die Symbole werden zur kirchlichen Dogmatik verarbeitet; demnächst aber erwacht allmählich die Kritik; der Geist unterscheidet sich von der Realität, die er sich in der kirchlichen Lehre gegeben; das Subject zieht sich aus der Substanz seines bisherigen Glaubens heraus und negirt diese als seine Wahrheit. Dies wird es aber nur thun, weil ihm, wenn auch zunächst nur an sich und in unentwickelter Form, eine andere Wahrheit aufgegangen ist, und es hängt nun alles an der Frage, ob diese neue, speculative Wahrheit dieselbe mit der alten kirchlichen sei oder ihr fremd und entgegengesetzt oder ob ein Mittleres zwischen beiden stattfinde."

Diesem Gang der geschichtlichen Entwickelung des Dogmas folgt Strauß in seiner Dogmatik; er gibt uns von jedem Dogma erst die biblischen Anfänge, dann die kirchliche Ausbildung, dann die Auflösung und Umdeutung, so von der Dreieinigkeitslehre, der Lehre von der Persönlichkeit Gottes, von der Schöpfung und Urgeschichte, vom Sündenfall, von Taufe, Abendmahl, von der Unsterblichkeit und andern. Von den Anschauungen der Gnostiker und Kirchenväter bis zu denen von Jakob Böhme und Spinoza, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, von den Auslegungsversuchen der ältesten bis zu denen der neuesten Theologen überschauen wir das ganze prismatische Farbenspiel, die Strahlenbrechung, die Polarisation des Dogmas in den verschiedenen Medien, welche seine Strahlen

Digitized by Google

in sich aufnehmen. Schwarz, welcher das vorzüglichste Talent von Strauß in der Zerstörung der Illusion sieht, macht seiner Kritik zum Vorwurf, daß das Resultat derselben ein nur negatives bleibe, daß sie hoffnungslos blasirt sei, wie angefressen von dem ausdörrenden Geiste der Hegel'schen Philosophie, ohne alle Frische und Tapferkeit einer eigenen und positiven, persönlichen Ueberzeugung! Bei unbefangener Betrachtung der Strauß'schen Dogmatik muß man diesen Tadel als ungerechtfertigt zurückweisen; es starrt uns bei ihm keineswegs, nach der Auflösung der Dogmen, blos ein vacuum entgegen, sondern Strauß faßt das Residuum seiner Untersuchungen oft mit großer Prägnanz zusammen. Wenn Schwarz bei ihm den vollen und festen „Kern eines unzerstörbaren" innerlichen Christenthums vermißt, so mag er hierin recht haben; aber ein Resultat, das dem Christenthum gegenüber sich negativ erweist, braucht deshalb keineswegs an und für sich negativ zu sein, so wenig wie der Denker, der es ausspricht, der eigenen persönlichen Ueberzeugung zu entbehren. Daß die Kritik des Christenthums auf christlicher Grundlage stehen bleiben müsse, ist eine theologische Voraussetzung, welche mit der Voraussetzungslosigkeit philosophischer Forschung nicht im Einklange steht. Die eingehenden Untersuchungen über Gott, über die Beweise für sein Dasein, über seine Persönlichkeit schließt Strauß mit den Worten ab: „So ist also der Speculation unserer Tage Gott zwar nicht die bloße allgemeine Substanz, zu deren Substanz- oder Gottsein das Insichsetzen der Persönlichkeit nicht mit gehörte; aber ebenso wenig ist er eine Person neben oder über andern Personen, sondern er ist die ewige Bewegung, das sich stets zum Subject vorhandene Allgemeine. Die Persönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden; statt unsererseits das Absolute zu personificiren, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personificirende begreifen lernen!" Den Abschnitt über die Attribute und Eigenschaften Gottes schließt Strauß mit den Worten ab: „Sollte etwas genannt werden, was im System der Philosophie eine Stellung einnimmt, welche der Stellung der göttlichen Eigenschaften im System der kirchlichen Theologie vergleichbar ist, so wären es die Weltgesetze. Wie aber jenen theologischen Begriffen die anthropologische Form wesentlich war, so sind die Gesetze des Denkers, der natürlichen und der Menschenwelt erst dann in die Sphäre erhoben, in welcher sie dem Philosophirenden dasselbe leisten, was dem Gläubigen jene Eigenschaftsbegriffe, wenn ihnen alles Stoffartige abgestreift und sie zur reinen Form des Begriffes als des sich selbst denkenden Gedankens erhoben sind." Ueber die christliche Eschatologie finden sich kosmologische Anschauungen, welche der letzten Schrift von Strauß präludiren, und der Auflösung der Unsterblichkeitsdogmen und -Beweise fügt Strauß folgendes Schlußwort bei: „Fragt sich nun, was diesen Negationen gegenüber als das Positive sich ergebe, so kommt, wie auch Hegel erinnert, alles darauf an, daß die Unsterblichkeit nicht als etwas erst Zukünftiges, sondern als gegenwärtige Qualität des Geistes, als seine innere Allgemeinheit, seine Kraft sich über alles Endliche hinweg zur Idee zu erheben, aufgefaßt werde. Wenn man das Leben nach dem Tode auch die Ewigkeit zu nennen pflegt, so liegt hierin, bei richtiger Fassung dieses Begriffes, an sich dieselbe Forderung. Daher ist auch das bereits schief, wenn übrigens auf der richtigen Fährte begriffene Denker bisweilen so reden, als ob sie die Unsterblichkeit nach antiker Weise in den Nachruhm, in das Fortwirken aller Bestrebungen oder auch in die Fortpflanzung durch Nachkommen, in das Wiederauftauchen der in diesem Individuum eingegangenen Idee der Menschheit in einem andern setzen wollten. Das segensreiche Fortwirken und die Fortdauer des Namens bedeutender Menschen nach ihrem Tode ist nur die Erscheinung dessen, was ihnen im Leben gegenwärtiger Genuß der Ewigkeit war: der Beschäftigung mit wesenhaften Interessen, der Arbeit in der Idee. Ebenso das fortdauernde Geschlecht von der als Gegenwart genossenen Familienliebe und die Metamorphose des All ist nicht in ihrem unendlichen Verlaufe, sondern

Digitized by Google

als erkannte, mithin gleichfalls in der Gegenwart festgehaltene Verewigung des Geistes. Das Schleiermacher'sche Wort, mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, ist alles, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen weiß."

Aehnliche Abschlüsse finden sich hinter allen Hauptabschnitten der Christologie, der Versöhnungslehre, der Lehre von den Gnadenmitteln und der Kirche und nur vom Standpunkte einer, wenn auch noch so geläuterten theologischen Weltanschauung kann dem Dogmatiker Strauß der Vorwurf gemacht werden, daß seine Dogmatik ins Leere und Trostlose verlaufe. Keinesfalls war der Eindruck derselben ein so bedeutender, wie derjenige des „Leben Jesu". Sie fiel in eine Zeit, in welcher der Radicalismus der Junghegel'schen Philosophie bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Die Resultate, welche Strauß durch eine mühsame kritische Analyse gewann, glaubte man leichter und sicherer durch die muthige Initiative des freien Gedankens zu erobern. Man ließ die Dogmatik als eine theologische That gelten, als einen Markstein in der Entwickelung dieser bestimmten Wissenschaft, und in der That war der gelehrte Apparat, den Strauß bei der Durchführung seines Werkes in Anwendung brachte, gewichtig genug, um demselben innerhalb der Facultät ein wohlverdientes Ansehen zu verschaffen; aber einen Einfluß in weitern Kreisen, wie das „Leben Jesu", vermochte die Dogmatik nicht auszuüben, und wenn sie ihre positiven Resultate aus der freien Auslegung der Hegel'schen Philosophie gewann, so erschien es den weiter Fortgeschrittenen genehmer, mit dem bald darauf erscheinenden „Wesen des Christenthums" von Ludwig Feuerbach für die Kritik der christlichen Glaubenslehren neue Grundlagen in dem „Wesen des Menschen" selbst zu suchen.

Als Vorläufer hatte Strauß seiner Dogmatik eine Sammlung von „Charakteristiken und Kritiken" (Leipzig 1839; 2. Aufl., 1844) vorausgeschickt, deren Hauptbestandtheil eine Kritik von Schleiermacher und Daub, eine geistvolle Parallele zwischen den beiden hervorragenden Theologen bildet. Strauß glaubte damit allen denjenigen Verehrern des einen oder andern etwas Willkommenes geleistet zu haben, welche nicht blindes Schwören auf die Worte des einen und parteiisches Eingenommensein gegen die Verdienste des andern für jede Verständigung unzugänglich gemacht hat. „Unbefangenen wird dankbare Verehrung für beide Männer als Grundton der Arbeit nicht entgehen, welcher durch die ausgesprochene Einsicht nicht aufgehoben wird, daß keineswegs der eine durchgängig gegen den andern, sondern ebenso oft dieser gegen jenen im Recht gewesen, daß das Ziel unserer heutigen Theologie nicht ausschließlich in der Richtung des einen oder andern, sondern nur in der gegenseitigen Ergänzung und Durchdringung beider, eben hierdurch von ihrer Einseitigkeit und Halbheit zu befreienden Richtungen zu suchen sei. Um dies ins Licht zu setzen, mochte bei Schleiermacher, der verbreiteten Kenntniß seiner Schriften wegen, ein kurzer Umriß seines Entwickelungsganges, sammt Hinweisungen auf die Vorzüge und Mängel seiner Leistungen und seines Standpunktes überhaupt genügen, wogegen bei Daub, dessen Schriften den meisten heutigen Theologen, jüngern wie ältern, Böhmische Dörfer sind, ein genaues Eingehen auf den Inhalt derselben unerläßlich war." Außerdem enthält die Sammlung einige Recensionen über theologische Schriften, einen größern Abschnitt „Zur Wissenschaft der Nachtseite der Natur", in welchem sich Strauß mit Körner, Eschenmayer und der Seherin von Prevorst auf Grundlage der betreffenden Schriften auseinandersetzt und einige feinfühlige, aber sonst nicht gerade bedeutende Beiträge „zur schönen Literatur", eine Kritik von Auerbach's „Spinoza" und der Biographien Schiller's von Hoffmeister und Hinrichs.

Die Signatur der Epoche seit 1840 war eine politische; man eignete sich in dem Sturm und Drang der Freiheitsbewegung wol auch die Resultate der zersetzenden theo-

Digitized by Google

logischen und philosophischen Kritik an; doch diese selbst war in den Hintergrund gedrängt. Ueberhaupt war es dieser Zeit eigenthümlich, daß sie Persönlichkeiten und Renommées zugleich aufzehrte. Wie viele gefeierte Männer erschienen auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens, um denselben bald wieder mit etwas welk gewordenen Lorbern zu verlassen. Alle wurden gemessen mit dem Maßstab politischer Tendenz oder nach der Fähigkeit, sich in einer hervorragenden Parteistellung zu behaupten.

Strauß war kein Politiker; ihm fehlte das politische Pathos und noch mehr jener leise Beigeschmack der Phrase, ohne welchen auch der hervorragendste Politiker nicht durchgreifend wirken kann, da seine Wirkungen stets von dem Eindruck abhängen, den er auf das große Publikum macht. Wir sprechen allerdings hier in erster Linie von Parlamentsrednern, aber damals gab es kaum andere Politiker, und selbst der hervorragendste Staatsmann der Gegenwart hat in der parlamentarischen Arena nicht nur seine ersten Lorbern errungen, sondern seine ganze glänzende Laufbahn verdankt er seinem Auftreten in der Nationalversammlung von Berlin und den preußischen Kammern. Strauß, ein vorzugsweise kritischer Kopf, prüfend und zergliedernd, von vornehmer Haltung und als Hegel's Schüler in der Menge, in welcher jeder einzelne auf einmal als ein politischer Zähler für den Nenner des Gemeinwohls gelten wollte, nur eine werthlose Atomistik sehend, war durchaus nicht dazu berufen, in der politischen Sturm- und Drangepoche eine Rolle zu spielen. Gleichwol lenkten sich die Blicke auf ihn, da er durch seine Schriften als ein Vorkämpfer der freien Bewegung dastand. An diesem Widerspruch krankte die politische Episode seines Lebens. Er hatte in die Gärung der Zeit kurz vor dem Ausbruch der Revolution eine Schrift geworfen, die man am besten mit den viel spätern Schriften des jüngst durch Selbstmord gestorbenen Beulé über das römische Cäsarenthum vergleichen kann. Beide benutzten die feine Polemik in der Gestalt der historischen Parallele als Waffe der politischen Opposition. Wenn Beulé irgendeinen Cäsar schilderte, so unterließ er gewiß nicht, in dem Bilde desselben Züge anzubringen, aus denen man plötzlich die Physiognomie Napoleon's III. zu erkennen glaubte. Das Beifallslächeln der uniformirten Unsterblichen belohnte diese Großthaten des akademischen Frondeurs. Als ein solcher erschien auch Strauß in seiner Schrift: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige" (Manheim 1847). Die Parallele war kühner, denn die geistige Verwandtschaft trat an einem schroffen Gegensatz hervor. König Friedrich Wilhelm IV. und der Apostat Julian, jener allerchristlichste König und dieser heidnische Cäsar und christliche Renegat — was konnten sie auf den ersten Anblick Gemeinsames haben? Und doch war solche Gemeinsamkeit für das tiefere Eindringen unverkennbar. Beide Monarchen waren Romantiker, d. h. Vertreter einer Weltanschauung, die in ihrer Zeit keinen Boden mehr fand, und ihre Restaurationspolitik mußte scheitern. Die Darstellung von Strauß war eine vornehme, feinironische, die Parallele war wie mit phosphoreścirenden Zügen hingeworfen. Wie getroffen übrigens das Bild des durch den byzantinischen Cäsar gleichsam durchgezeichneten preußischen Monarchen war, das ist erst neuerdings nach Verdienst zu schätzen, seitdem durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen der interessante Fürst nach fast allen Seiten hin in volles Licht gerückt ist. Der preußische König war aber damals in seiner Abwehr gegen den Liberalismus der Hauptmittelpunkt der politischen Bewegung in Deutschland — und so traf die Schrift von Strauß, obschon mehr für geistige Feinschmecker als für die große Menge bestimmt, ins Schwarze. Er wurde im Jahre 1848 in Ludwigsburg als Candidat für das deutsche Parlament aufgestellt; doch fiel es den Gegnern nicht schwer, seine Candidatur zu Fall zu bringen. Die Klerikalen wühlten unter dem Landvolke und stellten ihn als einen von Gott Gezeichneten, als eine Art von apokalyptischem Thier hin. Hierzu kam, daß er schon damals ein Anhänger der preußischen

Digitized by Google

Hegemonie war, eine Anschauung, die in Würtemberg wenig Boden hatte. So trugen seine Wahlreden, die auch im Druck erschienen: „Sechs theologisch-politische Volksreden" (Stuttgart und Tübingen 1848), nur dazu bei, seine Candidatur zu untergraben. Am meisten mochte man es Strauß verdenken, daß er Preußen an Deutschlands Spitze stellen wollte, nachdem er erst kurz vorher den König dieses Staates als einen modernen Julian geschildert hatte. In der Biographie seines Freundes Märklin, die in vieler Hinsicht als eine eigene Schutzschrift betrachtet werden kann, vertheidigt er diesen, daß er sich damals für Preußen entschieden, und damit zugleich sich selbst: „Also abermals für Preußen, gegenüber allen Stammesantipathien und jenen neuen Vorfällen in Berlin, welche den Eintagspolitikern, mit denen er es zu thun hatte, das Blut vom Herzen in den Kopf getrieben und ihnen damit die Fähigkeit nüchterner Ueberlegung ein für allemal geraubt hatten, wären sie auch nicht überdies von solchen gehetzt worden, welche Preußen nicht an der Spitze Deutschlands wollten, weil sie überhaupt die Monarchie, weil sie eine feste Staatsordnung nicht wollten! Uebelberathener Freund! Was konnte es helfen, solche Menschen zu erinnern, daß in politischen Dingen nicht das augenblickliche Gefühl, sondern die ruhige, von dem Eindrucke des Augenblicks unbeirrte Ueberlegung zu entscheiden habe; daß Könige ja nicht unsterblich seien, die Personen auf dem Throne wechseln, auch mit der Befestigung der wahrhaft constitutionellen Monarchie immer gleichgültiger werden müssen."

In dem frankfurter Parlament hätte Strauß immerhin sich an eine mächtige Partei anlehnen können; in dem würtemberger Landtage, in den er von der Stadt Ludwigsburg gewählt wurde, nahm er eine sehr vereinzelte Stellung ein und stimmte in einem conservativen Sinne, der ihm ein Mistrauensvotum seitens seiner Wähler zuzog, da sie von dem Verfasser des „Leben Jesu" auch in der Politik destructive Tendenzen erwarteten. Im December 1848 legte er deshalb sein Mandat nieder. Wir irren wol nicht, wenn wir das conservative Programm, welches Strauß ebenfalls vertrat, in einem Briefe seines Gesinnungsgenossen Märklin an einen Freund ausgesprochen finden, welchen Strauß in der Lebensbeschreibung desselben mittheilt: „Das Volk ist politisch roh, voll unklarer, nur um so mehr fanatisirender Gedanken. Es freut mich, daß Du mit mir sympathisirst in diesen Dingen. Du bist ein Aristokrat, wir sind es alle. Merkwürdig, daß dieses Wort bereits als Bezeichnung eines Verbrechens gilt, eines Verbrechens an der Majestät des Volkes. Und was heißt denn Aristokrat sein? Wollen, daß das Volk in dem Maße an der Ausübung der politischen Rechte, an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten theilnehme, als es dazu durch Einsicht befähigt ist; wollen, daß der Verstand, die Bildung, der Geist herrsche, nicht die Zahl, die Masse, der Körper der Nation. Das wenigstens ist unsere Aristokratie."

Das politische Auftreten von Strauß konnte in keine für seine Anschauungen und sein ganzes Wesen ungünstigere Epoche fallen; was sollte die ruhig prüfende Kritik und die geistige Vornehmheit in einer Zeit des tumultuarischen Pathos und der Massenbewegungen? Strauß konnte als Politiker damals nur einen Miserfolg haben, und er hatte ihn in vollstem Maße.

Auf einem neuen literarischen Gebiete, auf welchem Strauß schon vor 1848 Vorstudien gemacht und vereinzelte Lebenszeichen gegeben, trat er einige Jahre darauf mit größern Werken auf, auf dem Gebiete der Biographie. Man könnte behaupten, sein „Leben Jesu" habe ja schon diesem Gebiete angehört; doch ging dasselbe nicht über eine biographische Quellenkritik hinaus und war weit davon entfernt, Schutt und Trümmer, die sein zerstörendes Eingreifen übrigließ, zu einem künstlerischen Baue zu ordnen. Die Biographie als Kunstwerk, als Gestaltung der gesichteten Ueberlieferungen zu einem

Digitized by Google

lebensvollen Gesammtbild, war eine neue literarische Gattung, in welcher sich das Talent von Strauß in neuer Weise bewährte. Denn hier konnte der scharfen zersetzenden Kritik nur das Recht einer stillen Vorarbeit in der Beschäftigung mit dem Quellenmaterial zufallen; hier mußte sich der künstlerische Sinn bewähren, ohne den eine Biographie nur eine todte Materialien- oder eine encyklopädische Notizensammlung bleibt, wie eng oder wie weit auch ihr Rahmen gewählt sein mag. Freilich darf dieser künstlerische Sinn nicht die Kritik vergessen, sich nicht in Enthusiasmus verwandeln. „Der Enthusiast", sagt F. Vischer in seiner trefflichen Abhandlung: „Friedrich Strauß als Biograph"*), „wird ein sehr unzulänglicher Biograph sein." Von dem echten Künstler verlangt Vischer mehr: eine recht überlegene Intelligenz, ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über dem Gegenstande aufgeschlagen, in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und bei Strauß findet er dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Ueberschauen sich auf den Mundwinkel legt. Er rühmt dem Biographen Objectivität nach, Schlichtheit, einfachen Geschmack, ruhige Säuberlichkeit, einen gewissen Zug von altbürgerlicher Häuslichkeit, gesunder Nüchternheit, bescheidener Solidität als den Ton und das Element, worin ein ungewöhnlich tiefer, scharfer, durchdringender, im besten Sinne des Wortes moderner Geist sich bewegt; er findet es überdies selbstverständlich, daß ein Schriftsteller, dessen Bildungsgang und Interesse so entschieden den idealen Sphären angehört, auf dem biographischen Wege sich ausschließlich Naturen zuwenden wird, die sich im Gebiete hoher geistiger Bestrebungen bewegen, deren Leben von da aus seine bleibende stillere Färbung schöpft oder durch die Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Geister in eine tragische Bewegung gerissen wird.

Strauß begann nicht gleich mit der Darstellung vollgeschichtlicher Charaktere; er stieg erst allmählich zu derselben empor. Die Anregungen persönlicher Bekanntschaft oder würtembergischer Landschaft riefen in ihm erst die Stimmung hervor, aus der ein künstlerisch abgeklärtes Lebensbild sich erzeugt. Und so schien das Schaffen des Biographen bei einem Manne, dessen Verstandeskälte einen Schauder bei allen warmgläubigen Naturen hervorgerufen, selbst aus der Wärme des Gemüths hervorzugehen. Um die Staffeleibilder zu entschuldigen, die solchen Anregungen ihren Ursprung verdanken, mochte man auf die culturgeschichtliche Bedeutung dieser Porträts hinweisen; immerhin blieb der Vorgang von Strauß bedenklich und kam der Neigung entgegen, die wir als biographische Polyhistorie bezeichnen möchten, dem Streben, auch die unbedeutendsten Individuen, die wenigstens keinerlei Wirkung in weitern Kreisen ausgeübt hatten, in den Rahmen der Biographie zu spannen und den Charonsnachen der Meßkataloge mit literarischen Schattengestalten zu überfüllen. Bei Strauß entschädigte nicht nur die künstlerische Fassung einigermaßen für das geringere Interesse des gefaßten Bildes, sondern auch die geistige Bedeutung des Darstellers ergänzte diejenige der dargestellten Persönlichkeit. Bei einer unkünstlerischen Behandlung derartiger Stoffe geräth man aber fortwährend an die Grenze, wo die Literatur aufhört und das Familienarchiv anfängt.

Strauß begann mit biographischen Aquarellbildchen; schon 1838 hatte er ein solches von Justinus Kerner in den „Jahrbüchern der Gegenwart" entworfen, welches er in den „Zwei friedlichen Blättern" (1839) nochmals zum Abdruck brachte. Es war in der That ein friedliches Blatt, diese traulich freundliche Abschattung eines persönlichen Freundes und principiellen Gegners, und wenn man den Geisterseher von Weinsberg mit dem Kritiker des „Leben Jesu" Hand in Hand gehen sah, so hatte man eine unwidersprechliche Illustration des Spruches: „Les extrêmes se touchent." Fast ein Jahrzehnt

*) F. Th. Vischer, „Kritische Gänge", Neue Folge, 3. Heft (Stuttgart 1861).

Digitized by Google

später (1847) entwarf Strauß in denselben „Jahrbüchern der Gegenwart" das Bild eines stillen und wenig bekannten Bürgers der Gelehrtenrepublik, des Dichters und Gymnasiallehrers Ludwig Bauer, einer jener dichterischen Naturen, die bedeutender sind als ihre Werke, und dem auch lange nachher noch nicht der große Wurf gelang, ein reiches und harmonisches Innere in einer künstlerischen Darstellung von entsprechender Bedeutung der Welt darzulegen. In demselben Jahre gab Strauß „Chr. Fr. D. Schubart's Leben in seinen Briefen" (2 Bde., Berlin 1849) heraus. Er begleitete diese Briefe mit Uebersichten von feinkritischer Bedeutung, sodaß sie innerlich verknüpft den Entwickelungsgang dieser stürmisch unklaren, in ihren edeln Anläufen wie in ihren Verirrungen gewaltsamen Natur uns in einer milden Beleuchtung vorführten. Die Schlußcharakteristik faßt dann das Bild des Mannes zusammen, der von Strauß bezeichnet wird als „einer aus jenem Titanengeschlechte, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der weimarischen Olympier voranging."

Die Biographie, welche Strauß dieser Briefsammlung und seinen Lebensskizzen folgen ließ, die erste selbständige Biographie, die diesen Namen verdient, erregte einiges Befremden; der Held derselben war ein würtembergischer Gymnasiallehrer, von dem nur eine Schrift über den Pietismus in die Oeffentlichkeit gedrungen war, und wie kam der Verfasser des „Leben Jesu" dazu, das Leben Märklin's zu beschreiben? Das Buch: „Chr. Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" (Manheim 1851), wurde daher von verschiedenen Seiten angegriffen und ungünstig beurtheilt. Strauß hatte, nach seiner eigenen Vorrede, bei der Abfassung desselben einen ethischen Zweck. Der Vorwurf, daß durch die zersetzende Philosophie auch die Energie der Charaktere mitzersetzt werde, daß durch dieselbe nur Skeptiker, thatlose Hamletnaturen geschaffen würden, war damals allgemein; Strauß wollte zeigen, daß dieser Vorwurf unbegründet sei, daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe; daß im Gegentheil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geistescultur unserer Zeit auch dem Willen zugute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe; und so setzte er dem wackern Manne einen ansehnlichen Denkstein, der für das provinzielle Stilleben desselben allerdings einen zu monumentalen Eindruck machte. Doch bei näherm Einblick in das Werk findet man, daß außer jenem Motiv, welches dem Verfasser deutlich vorleuchtete, noch manche stillwirkende Motive ihn bestimmten, nicht blos das Interesse freundschaftlicher Pietät, sondern noch mehr die Gleichartigkeit in dem Lebens- und Entwickelungsgange Märklin's mit seinem eigenen, sodaß man wol sagen kann, Strauß habe in die Biographie Märklin's ein großes Stück einer Autobiographie hineingeheimnißt. Er spricht dies selbst in dem zweiten Kapitel des Werkes aus, und das ist das Anheimelnde, welches diesem oft verkannten Werke eigen ist. Da sehen wir die stillen würtembergischen Berge wieder, in deren Schos das Kloster Blaubeuren liegt, wo Märklin und Strauß mit später namhaften Genossen ihren ersten Studien lebten; da folgen wir beiden in das tübinger Stift und erhalten ein Charakterbild der gemeinsamen Lehrer; wir machen die innern Kämpfe des Pfarrvicars durch, welche Strauß so wenig wie Märklin erspart blieben. So lange für Märklin noch die Hegel'sche Lehre feststand, daß christliche Religion und Philosophie den gleichen Inhalt, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffes habe: so lange mochte er sich über den Widerspruch zwischen seinem Amte und seinen Anschauungen hinwegsetzen. Doch als dieser Glaube an das Hegel'sche Dogma erschüttert worden war, wurde ein Zwiespalt empfindlicher, den besonders auch die vorgesetzten Behörden ihm möglichst oft zum Bewußtsein brachten. Freilich, ein Theolog, der diejenigen, die sich an dem „langweiligen Gedanken einer Unsterblichkeit weiden", recht evident schlagen wollte, paßte wol nicht in den Kirchendienst, in welchem Strauß selbst sich

Digitized by Google

ebenso wenig zu behaupten vermochte. Beide begegneten sich wieder als Repetenten am tübinger Stift, und die wissenschaftliche Idylle des Repetentenlebens führt uns Strauß in traulich anheimelnder Darstellung vor, wie sie aus der Erinnerung des Selbsterlebten hervorzugehen pflegt. Und wiederum ließ später die Betheiligung am politischen Leben eine Parallele zu. Märklin wurde nicht weniger heftig von der demokratischen Partei angegriffen wie Strauß; er war ebenso wie dieser ein Anwalt preußischer Hegemonie, und diese politischen Verwickelungen gaben ebenfalls ihrem auch sonst an gleichen geistigen Conflicten so reichen Leben ein gemeinsames Gepräge. So ist die Biographie Märklin's zugleich ein dem Freunde gesetztes Denkmal und eine Art von confessions aus zweiter Hand.

Ein biographisches Werk von größerer Bedeutung war: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts" (Frankfurt a. M. 1855). Die erste Anregung bot ihm wieder ein heimatliches Landschaftsbild. „An zwei alte Bergfesten des würtemberger Landes", sagt er in der Vorrede, „knüpfen sich die Namen unglücklicher Dichter: Schubart's an Hohenasperg, an Hohenurach Nikodemus Frischlin's. Landsmännische Neigung haben mich getrieben und günstige Verhältnisse in den Stand gesetzt, für das Andenken des erstern etwas zu thun; es lag nahe, auch für das des andern, seines Geistes- und Schicksalsverwandten, Aehnliches zu versuchen." Ein reichhaltiger Urkundenschatz des würtembergischen Haus- und Staatsarchivs, der über 650 Nummern enthielt, setzte Strauß in den Stand, in Frischlin's Leben zugleich eine culturgeschichtliche Darstellung einer ganzen Epoche zu geben. Und das ist wol die Bedeutung des Werkes, welches durch solche Tendenz einen weit größern Umfang erhalten hat, als die Lebensgeschichte des darin geschilderten Helden zu ihrer Darstellung verlangte. Zwar hat das Leben des letztern, wie es in der Einleitung heißt, epischen Verlauf und tragischen Schluß; mannichfach sind die Beziehungen, spannend die Verwickelungen, in die er gerieth; doch wird der Umfang des biographischen Gemäldes erst dadurch erklärt, daß wir in demselben auch jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, ihre Bürger und Bauern kennen lernen. Freilich machte man Strauß den Vorwurf: „das Leben Jesu habe er nur negativ zu behandeln gewußt, das eines so unwürdigen Charakters behandle er positiv in allzu großer Ausführlichkeit."

Die allzu große Ausführlichkeit mag man immerhin an dem Werke tadeln. Die reiche archivarische Materialiensammlung mochte Strauß dazu verführt haben, sich in ein Detail, das er durch Studium liebgewonnen, mit zu großer Vorliebe zu vertiefen. Immerhin war damit wiederum ein nicht ungefährliches Beispiel gegeben. Die Ueberflutung der Literatur mit Biographien wenig bedeutender Männer, die durch die archivarische Emballage zu unverhältnißmäßigem Umfange anschwellen, ist seitdem in Deutschland zu constatiren, und die wenigsten dieser Biographen wissen wie Strauß solches Material in einer künstlerischen Architektonik zu verwerthen, die rechten Lichtpunkte aufzusetzen, Culturperspectiven von Bedeutung zu eröffnen. Doch hat man selbst in der Biographie Frischlin's die Empfindung, als ob die Proceßacten mit ihrer Weitschweifigkeit allzu sehr eine das Wesentliche hervorhebende Darstellung überwucherten.

Frischlin, ein Stürmer und Dränger, dessen ganzes Wesen den Sauerteig der Universitätsgelehrsamkeit in Gärung brachte, führte, im Kampfe mit dem würtembergischen Adel und mit der Misgunst der Facultätsgenossen, ein bewegtes Leben, und endete dasselbe durch einen Sturz bei dem Fluchtversuche von der Feste Hohenurach, wo er zuletzt gefangen saß. Der Charakter hat zwar keine weltschmerzliche Zerrissenheit, welche dem Jahrhundert der Reformation fremd war; doch er hat etwas derb Dareinfahrendes,

Digitized by Google

Schlagkräftiges; und ein Gemisch von Lebenslust, die in Trunk und Liebe geordnete Verhältnisse zerrüttet, mit der Freude an einer keck zugreifenden Polemik, welche übrigens zu den starken Seiten einiger hervorragenden Charaktere unserer Literatur gehörte, trieb ihn in jene unregelmäßigen Lebensbahnen, auf denen so manche deutsche Kraftgeister verunglückten. So macht er den Eindruck eines fahrenden Vagabunden, oder wie Vischer mit Recht sagt, einer pathologischen Natur. Es beruht vielleicht auf jenem polaren Princip, welches durch unser ganzes Geistesleben hindurchgeht, daß gerade kühle und ruhige Naturen wie David Strauß mit Vorliebe diese wild dareinfahrenden Männer des Sturmes und Dranges charakterisiren und auf den Secirtisch legen. Frischlin, durch den Kaiser zum poëta laureatus und comes Palatinus ernannt, gehört zu den bessern lateinischen Dichtern des 16. Jahrhunderts, und in der Analyse seiner Dichtungen, unter denen besonders die Komödien einen hervorragenden Rang einnehmen, bewährt Strauß seine ästhetische Feinfühligkeit, die ihn zu einem der sorgsamsten Kunstrichter unserer Zeit macht. Mehr noch auf diesem Gebiete als in seiner theologischen Polemik klingt Strauß an Lessing an; es ist das behäbig Eingehende, die Breite der kritischen Untersuchung, was uns ein Gefühl von Sicherheit gibt, welches wir bei scharf einschneidenden kritischen Machtsprüchen vermissen.

Frischlin führte Strauß auf Hutten und damit zum ersten male zu einem weltgeschichtlichen Charakter. Auf den ersten Blick ist Hutten ein Vagabund wie Frischlin, mit dem er gemeinsam hat, daß er ein poëta laureatus von Kaisers Gnaden ist. In den Augen der meisten Zeitgenossen mochte der wandernde und verkommene Edelmann, der fulminante Fehdebriefe gegen die Kirche schrieb, wol kaum in einem bessern Lichte gestanden haben als irgendein Landsknecht, der gelegentlich das Schwert mit der Feder vertauscht hat. Die Nachwelt ist seiner Bedeutung gerecht geworden; Hutten gilt ihr für eine Säule der Reformation, und indem Strauß ihn zum Helden einer umfassenden Lebensbeschreibung machte (3 Thle., Leipzig 1858—60; 2. Aufl, 1 Bd., 1870), hatte er zum ersten male seiner biographischen Kunst eine weltgeschichtliche Aufgabe gestellt. Was ihn besonders zur Wahl dieses Stoffes veranlaßte, das spricht er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe aus. „In Zeiten der Drangsal wie der Wohlfahrt", meint er, „rufen die Völker gern die Geister ihrer großen Todten herauf; es sind dies meistens Kämpfer, die für das Licht gegen die Finsterniß, für Freiheit gegen Despotendruck gestritten haben. Eine Wolke von Zeugen dieser Art um sich zu wissen, darin besteht der Adel einer Nation; und wenn eine solchen Adels sich rühmen darf, so ist es die deutsche. Eine Gestalt aus dieser Wolke habe ich ehedem hervorgerufen in einer bösen Zeit. Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren, da übermüthige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Oesterreich vorangegangen, auch die übrigen Staaten des südlichen Deutschlands sich bedroht sahen. Damals rief ich: Ist denn kein Hutten da? Und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen."

Doch auch abgesehen von dieser mehr tendenziösen Bedeutung hatte die Gestalt Hutten's etwas Pathologisches, und es war verlockend für den Darsteller, den Widerspruch zwischen einem durch Krankheit und Leichtsinn verwüsteten Leben und einer so feurigen und tiefgreifenden Geistesthätigkeit aufzuhellen. Sehr treffend sagt Strauß in Bezug hierauf: „Ein Sturm geht durch diese Schriften wie durch das Leben ihres Verfassers, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüthe stammt; was in demselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende rothe Flamme, die auf derbere

Digitized by Google

Nahrung hinweist. Bewundern wir, wie rein diese verzehrt, erfreuen wir uns an der Wärme und dem Lichte, die sie verbreitet, aber rechten wir nicht mit ihr über die Stoffe, welche sie in ihr lauteres Element zu verwandeln weiß." Die objective Darstellungsweise von Strauß, die sich zu künstlerischer Höhe erhebt, wo es die Gruppirung der Gegensätze gilt, wie denn neben den heißblütigen Pamphletisten der kühle Humanist Erasmus und der Reformator Luther, der ungelehrte Haudegen Sickingen treten, beeinträchtigt durchaus nicht das Bild des jugendlichen Feuerkopfes; denn so viel läßt Strauß schon Hutten selbst zu Wort kommen, daß wir in jene Stimmung glühender Leidenschaftlichkeit gerathen, in welcher sich der zornsprühende Geist des verwegenen Hutten bewegt. Gegen den Vorwurf der Kälte nimmt Vischer den Biographen Hutten's in Schutz: „Ja wenn man will, dieses Werk ist kalt; eine eherne Bildsäule, streng geformt, mit kühlem Fleiße gegossen, sodaß das Erz in jede kleinste Falte der Form ohne Bruch und Riß einschoß, und dann noch ringsum bearbeitet, daß auch nicht eine Spur stehen blieb, welche an das Machen und das Subject des Machers erinnerte. Legt man aber die Hand an das Standbild, läßt man sie daran liegen, so fühlt man das kalte Erz wieder erwärmen, glühen, der heiße Strom, aus dem es geworden, erneuert sich und geht mit unwiderstehlicher Gewalt in dich über." Vischer nennt den „Ulrich von Hutten" „ein rundes, volles, gegossenes, gediegenes Kunstwerk der biographischen Geschichtschreibung". In der That bezeichnet Hutten den Höhepunkt der biographischen Kunst von David Strauß.

Vorgreifend wollen wir hier sogleich der letzten biographischen Studie von Strauß: „Voltaire, sechs Vorträge" (Leipzig 1870), gedenken. Hier haben wir es mehr mit der biographischen Quintessenz als mit einer eingehenden Biographie zu thun, mehr mit einer Studie über den Autor als mit der künstlerisch ausgeführten Architektonik, wie sie eine eigentliche Lebensbeschreibung verlangt. Jedenfalls war Voltaire ein geistesverwandter Schriftsteller; denn durch fast alle seine Werke geht ein starker polemischer Zug und eine mehr oder weniger verhüllte Polemik ist auch ein Grundzug des literarischen Wirkens von David Strauß. Wie Voltaire seiner Zeit, galt Strauß der Gegenwart als einer der Hauptgegner des Christenthums. Hierzu kommt, daß Voltaire wiederum zu den problematischen Naturen gehört, die eine Fülle von Contrasten in sich vereinigen. Das Gesetz für die Mischung anscheinend widersprechender Charaktereigenschaften zu finden, ist aber für die Feinspürigkeit eines kühl berechnenden Psychologen eine willkommene Aufgabe. Daß Strauß seine sechs Vorträge einer Dame widmet, muß auf den ersten Blick als keine besonders günstige Form der Einkleidung erscheinen; denn Voltaire bietet Seiten dar, welche, einer Frau und dem Frauenpublikum überhaupt dargelegt, eine Reserve verlangen, die treuer und scharfer Darstellung nicht zugute kommen kann. Ueber die „Pucelle", über die meisten Erzählungen muß denn mit einer vieles verschleiernden Zurückhaltung gesprochen werden. Dennoch bewegt sich Strauß mit taktvoller Feinheit und Freiheit zugleich, sodaß die selbst auferlegte Schranke minder empfindlich wird. Namentlich gilt dies von der „Pucelle", dem eigenartigsten Werke, welches Voltaire geschaffen hat, während über das Schlüpfrige der „Contes", der Vorbilder der Wieland'schen Muse, flüchtig hinweggegangen wird.

Mit besonderer Vorliebe behandelt Strauß den Freidenker Voltaire und dessen Anschauungen vom Christenthum; man sieht aus diesen eingehenden Auseinandersetzungen, daß Renan in vieler Hinsicht als ein Nachtreter Voltaire's betrachtet werden kann. Sehr fein und treffend sind die Bemerkungen von Strauß über den Dramatiker Voltaire und die wechselnde Stellung, die er Shakspeare gegenüber eingenommen hat. Wo es auf die Analyse von Dichtwerken ankommt, zeigt Strauß überall feines Verständniß, ästhetischen Sinn, gepaart mit einer nicht absprechenden, sondern verständnißvollen Kritik. Das Bild Voltaire's, vielleicht etwas zu licht gehalten, ein Vorzug gegenüber engherziger Verketze-

Digitized by Google

rung, ist ein durchaus ansprechender Essay. Eine interessante Parallele zu demselben bietet das Porträt dieses gefeiertsten französischen Schriftstellers, welches Karl Rosenkranz in einem noch viel engern Rahmen in dem „Neuen Plutarch" entworfen hat.

Der Theologie war Strauß über diesen biographischen Studien durchaus nicht untreu geworden; er verfolgte mit Eifer die Entwickelung der Wissenschaft, die an sein „Leben Jesu" theils polemisch, theils weiter bildend anknüpfte, besonders die Untersuchungen der tübinger Schule. Seinen unverminderten Antheil an diesem Studium bekundete er durch das Werk: „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" (Leipzig 1862). Strauß bekennt, daß ihm der Verfasser der „Wolfenbüttelschen Fragmente" ein Gegenstand besonderer Liebe und Verehrung geblieben, daß in Reimarus das freie vernünftige Denken in Sachen der Religion zum Charakter geworden ist. Bei einer Musterung der neuern theologischen Literatur hatte er sich „mit dem schalen apologetischen Gebräu", das insbesondere die neutestamentliche Kritik in den letzten Jahren so reichlich zu Markte gebracht hat, den Magen gründlich verdorben, und indem er sich nach etwas kräftig Zusammenziehendem umsah, fiel ihm der alte Reimarus ein. Er verschaffte sich eine genaue Abschrift seines Werkes und trat als Dolmetscher desselben auf, da das Werk, als Ganzes herausgegeben, heutigentags wenig Leser gefunden haben würde. Der Standpunkt des Reimarus ist derjenige absoluter Feindlichkeit gegen das entlarvte Christenthum. Dies ist nicht der Standpunkt der heutigen Wissenschaft. Strauß corrigirte den Reimarus, indem er „den Ausblick auf den heutigen Stand der biblischen Kritik eröffnete, auf welchem das Schroffe und Einseitige der Reimarus'schen Ansichten sich ebenso von selbst gemildert und ergänzt, wie der Kern derselben sich als unverlierbare Wahrheit erprobt hat." Nach einer einleitenden Lebensskizze des Reimarus führt Strauß die Anschauungen desselben durch die Geschichte des Alten und Neuen Testaments durch, indem er überall die Lichter der neuen Kritik aufsetzt.

Weit durchgreifender war das neue „Leben Jesu", welches Strauß unter dem Titel: „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" (1. und 2. Aufl., Leipzig 1864)*) erscheinen ließ, als Renan's „Leben Jesu" in ganz Europa großes Aufsehen erregte. Strauß wollte nicht nur die Resultate seiner Forschungen in einem Werke mittheilen, welches auch dem großen Publikum zugänglich sei; er wollte sich auch mit den Fortschritten oder Rückschritten der Theologie auseinandersetzen, welche seit dem Erscheinen seines ersten „Leben Jesu" in fortwährender Gärung geblieben war; durch diese doppelte Tendenz kam etwas Zwiespältiges in das Werk. Ueberdies hätte Strauß seine kritische Methode aufgeben müssen, wenn er aus dem „Leben Jesu" einen so anziehenden und farbenprächtigen Roman hätte machen wollen wie Ernest Renan, der alle Lücken, welche die Forschung übrigließ, phantasiereich zu ergänzen wußte. Wenn Strauß daher das „Leben Jesu" im historischen Umriß behandelt, so erhalten wir nur ein Skelet; die kritische Anatomie, welche den Mythus zergliedert, ist auch in diesem Werke überwiegend. Ueber die Bildung des Mythus, über die Mythengruppen, in welche sich die einzelnen Erzählungen von dem Leben Jesu sondern lassen, finden sich viele scharfsinnige Bemerkungen. Die großen Vorzüge dieses Werkes, besonders den ruhigen classischen Stil, haben wir in einer eingehenden Analyse desselben, welche unsere Zeitschrift früher gegeben hat, bereits nach Verdienst hervorgehoben.**)

In demselben Jahre war auch das „Leben Jesu" von Schleiermacher herausgegeben worden. Strauß mußte diesem gegenüber Stellung nehmen, wie er gegenüber dem

*) Eine dritte, unveränderte Auflage (Leipzig 1874) ist gegenwärtig im Erscheinen begriffen.
**) „Unsere Zeit", Neue Folge, I, 103 fg.

Digitized by Google

Werke von Reimarus Stellung genommen hatte; er that dies in seiner Schrift: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu" (Berlin 1865). Indem sich Strauß so mit dem Vermittelungstheologen, wie früher mit dem radicalen Freigeiste auseinandersetzte, durfte er hoffen, seine eigenen Anschauungen über denselben Gegenstand noch deutlicher zu machen. Schleiermacher's Christologie erscheint ihm als der letzte Versuch, den körperlichen Christus dem Geiste der modernen Welt annehmlich zu machen. Daß Christus, wie die heutige Verstandesbildung es verlangt, ein Mensch im vollen Sinne des Wortes, und doch, wie die überlieferte Frömmigkeit es wünscht, der göttliche Erlöser, der Gegenstand unsers Glaubens und unsers Cultus für alle Zeiten sein kann: das ist, obwol sich von jener wahren Menschlichkeit wie von dieser wirklichen Göttlichkeit jeder seine eigenen Begriffe macht, durch Schleiermacher zum Zeitvorurtheil geworden. Strauß sucht nun zu beweisen, daß diese Voraussetzung nicht haltbar sei, indem er die evangelischen Nachrichten über Jesus der Reihe nach der Prüfung unterwirft und als das Resultat dieser Prüfung feststellt, daß Schleiermacher's Christus so wenig als der Christus der Kirche ein wirklicher Mensch sei, daß man bei einer wahrhaft kritischen Behandlung der Evangelien so wenig auf den Schleiermacher'schen wie auf den kirchlichen Christus komme. Im innigen Zusammenhange mit dieser Kritik des Schleiermacher'schen „Leben Jesu" steht die gegen ihn und Schenkel gerichtete Streitschrift: „Die Halben und die Ganzen" (Berlin 1865), deren Standpunkt schon eine Beilage zu jener Kritik deutlich ausspricht. Schenkel hatte durch sein „Charakterbild Jesu", durch die Proteste und Versammlungen, welche dasselbe hervorrief, Aufsehen erregt. Nach der Anschauung von Strauß gehörte Schenkel zu den Halben. Am wenigsten konnte der radical-kritische Biograph dem Erbauungsbiographen, wie man Schenkel nennen konnte, verzeihen, daß dieser früher einen freiburger Docenten der Philosophie, Kuno Fischer, wegen angeblich unchristlicher Lehre der Oberkirchenbehörde als schädliches, ja verderbliches Mitglied der Universität bezeichnet hatte. So trat er gegen Schenkel, der mit der einen Hand der Kritik gibt, was sie nur immer verlangen kann, dann aber mit der andern Hand so viel wieder zurücknimmt, als erforderlich scheint, um auch den Glauben zufrieden zu stellen, mit großer Schärfe auf. Er citirt das Wort des alten Arndt: „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben", und fügt hinzu: „Aber das Erdreich besitzen sie und wir, vor allem in religiösen Dingen, halb, und wer für die Halben schreibt, der ist sicher, zahlreiche Anhänger zu finden, die, falls ihm die Ganzen an der einen oder andern Seite etwas anhaben wollen, sich wol auch als begeisterte Kämpfer um ihn scharen. Von den sieben Schwaben sagt man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht gegen ein Ungeheuer ausgezogen, das sich zuletzt als ein Hase erwies; von den 700 Durlachern wird man dereinst sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen haben, um ein Banner nicht in Feindeshand fallen zu lassen, das in Wirklichkeit ein geflickter Waschlappen war."

Das Bedauern, daß für Strauß doch stets, wo es aus dem Ganzen zu schaffen galt, die Theologie die begeisternde Muse blieb, daß er nicht auf dem Gebiet der Literaturgeschichte, sei es durch zusammenhängende Ausführungen, sei es durch größere Biographien, seinen feinen Sinn der Auffassung und seine maßvolle Kunst der Darstellung bewährt hat, wird in uns rege, wenn wir seine „Kleinen Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts" (Leipzig 1862) und die Neue Folge der „Kleinen Schriften" (Berlin 1866) in die Hand nehmen. Das Skizzenhafte wiegt allerdings hier in etwas unerfreulicher Weise vor; aber manche dieser Skizzen zeigt die Hand des Meisters. Die Charakteristiken von Schlegel und Immermann in der ersten, vor allem die Jugendgeschichte Klopstock's in der zweiten Folge dieser Tutti-frutti beweisen in ihrer objec-

Digitized by Google

tiven Haltung wie harmonischen Abrundung das seltene Geschick des Autors für derartige literarische Lebensbilder. Und wenn wir von ihm selbst erfahren, daß er nicht blos Klopstock, sondern auch Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller in selbständigen Lebensbeschreibungen darstellen wollte, so wächst unser Bedauern, daß Strauß statt der Olla-potrida dieser „Kleinen Schriften" und der bunt zusammengewürfelten Journalartikel, die sie enthalten, nicht eins jener beabsichtigten biographischen Denkmäler vollendet und ans Licht gestellt hat. Die Darstellung der Jugend Klopstock's erscheint in ihrer Art als ein Meisterstück.

Noch einmal, kurz vor seinem Tode, erregte Strauß allgemeines Aufsehen durch seine Schrift „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntniß" (1.—3. Aufl., Leipzig 1872; 4.—6. Aufl. Bonn 1873), welche eine Flut von Gegenschriften hervorrief und wie das „Leben Jesu" als eine literarische That betrachtet werden konnte. Der positive Aufbau einer das Wunder ausschließenden Weltanschauung auf Grundlage der neuesten Naturforschung mußte allerdings die Lücken zeigen, welche auch die letztere noch immer offen gelassen hatte. Das ästhetische und politische Credo, obgleich die letzte Consequenz der von Strauß immer aufrecht gehaltenen Principien, mußte Andersgesinnte zurückstoßen, die Zugeständnisse an den Materialismus wie der gesteigerte Radicalismus einer Kritik, welche alle früher dem alten Glauben gemachten Zugeständnisse zurücknimmt, mußten vielfach befremden; doch die Prägnanz und Geschlossenheit des Werkes sowie die unerschrockene Energie, mit welcher der Denker seine Ueberzeugung ausspricht, geben diesem seinem philosophischen Testament eine über die heftig entbrannte Polemik des Tages weit hinausreichende Bedeutung. Der Verfasser dieses Essay hat in dem Artikel unserer Zeitschrift: „David Strauß und seine Gegner"*), sich noch vor kurzem so eingehend über diese letzte Schrift und alle durch sie hervorgerufenen Gegenschriften ausgesprochen, daß es hier genügen mag, auf jene Abhandlung zu verweisen.

Das Leben von Strauß war, nachdem er die Universitätscarrière aufgegeben, ein Schriftstellerleben, das einförmig in dem Studirzimmer verlief. Abwechselung brachten in dasselbe in letzter Zeit seine Beziehungen zu dem darmstädter Hofe, von denen die Widmung seines „Voltaire" Zeugniß ablegt. Er hat der englischen Prinzessin Alice, der Gattin des Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, Vorträge über den französischen Autor gehalten, und mit diesen Beziehungen mag in Zusammenhang gebracht werden der lebhafte Antheil, den die preußische Kronprinzessin dem schwererkrankten Dichter bewies. Immerhin ist die erfreuliche Thatsache, wie weit man in den höchsten Kreisen von einseitiger Verketzerung der Vertreter freier geistiger Richtungen entfernt ist, durch den Verkehr hoher Frauen mit dem früher so angefeindeten Philosophen unwiderleglich ans Licht gestellt. Der patriotische Sinn, in welchem Strauß seine Sendschreiben an den gleichstrebenden französischen Theologen abgefaßt hat, die Begeisterung für die preußische Hegemonie, die er jetzt wie früher unter minder dankbaren Verhältnissen aussprach, mochten, sowie sie dem Autor die allgemeine Anerkennung zuwendeten, auch die fürstlichen Kreise besonders für ihn einnehmen. Von Darmstadt siedelte David Strauß wieder nach Ludwigsburg, seiner Vaterstadt, über, wo er einem schmerzlichen Magenleiden, gegen das auch die Cur in Karlsbad vergeblich geblieben war, am 8. Febr. 1874 erlag.

David Strauß hatte in seinem Wesen, in seiner äußern Erscheinung etwas Kühles und Reservirtes; er machte den Eindruck jener modernen Gelehrten, welche durch die Schule der neuen Philosophie gegangen waren; er war ein Hegelianer von Kopf zu Fuß.

*) „Unsere Zeit", Neue Folge, IX., 2., 577 fg.

Digitized by Google

Etwas Feinspüriges, Kritisches, Scharfes, das sich auch in den Gesichtszügen ausprägt, geht bei diesen Gelehrten Hand in Hand mit einer Aufgeschlossenheit des innern Sinns für den ganzen Reichthum der Erscheinungswelt, namentlich für alles, was Kunst und Wissen darbieten. Für den ersten Eindruck mochte bei Strauß das kühl Zurückgezogene, der Ausdruck einer geistigen Ueberlegenheit, die zu vornehm ist, ihre Schätze in kleinem Courant auszugeben, überwiegen; der nähere Verkehr ließ die Wärme der Ueberzeugung und die ganze Empfänglichkeit eines reichen Geistes mehr hervortreten; auch die polemischen Schärfen, welche Strauß als Schriftsteller ermäßigte, kamen hier mehr zu ihrem Recht.

In unserer neuen Literatur ist Strauß durch seine kühle Ruhe und vornehm classische Haltung bei kühnster moderner Tendenz ein sehr wohlthuendes Element. Man hat ihn oft mit Lessing verglichen, und es ist keine Frage, daß er in der Art und Weise seiner Polemik an das große Vorbild erinnert. Dennoch ist die Parallele nur mit wichtigen Einschränkungen gültig. Lessing war als Theolog nur Dilettant, ein so wichtiges Ferment auch seine Streitschriften gegen Götze und besonders die Herausgabe der „Wolfenbüttelschen Fragmente" für die damalige Theologie bildeten. Strauß ist ein Fachtheologe von maßgebender Bedeutung. Dafür ist Lessing ein Poet, bei dem die geistige Energie sich zu dichterischer Schöpfungskraft verdichtete, während Strauß die Gabe der Musen versagt war. Doch als Kritiker und Polemiker berühren sich beide in der ruhigen Breite und schlagenden Schärfe ihrer Darlegungen. Beide waren Kampfgeister von Haus aus, und beide haben wie wenige die geistige Luft ihres Jahrhunderts gereinigt.

Vor den Augen der Nachwelt schrumpfen die Helden der Gegenwart oft wunderbar zusammen; ja jene legt oft einen gänzlich verschiedenen Maßstab an dieselben an. Die geistigen Flügelmänner werden vertauscht durch das Regimentscommando der Zukunft; der Primus, dem unsere Zeit die Brezel gibt, wird von ihr oft ganze Bänke heruntergesetzt. Doch das darf man mit Bestimmtheit voraussagen: die Werke von David Strauß werden stets eine wichtige Etappe in dem Fortschritt der Menschheit bezeichnen, und mehr noch als die Jetztzeit wird die künftige an seinen Namen die entscheidende Wendung in der Auffassung des Christenthums knüpfen.

Digitized by Google

Cuba und die Cubaner.

I.

Als Columbus die Insel Cuba entdeckt hatte, sprach er: „Es ist das schönste Land, welches das Auge je gesehen hat.“ Wie rechtfertigen jenen Ausspruch des Entdeckers die hohen Vorzüge der Insel, die Reize der Landschaft, der Reichthum der Erzeugnisse, die herrschende centrale Lage! Wie stolz ist daher der Spanier auf den Besitz dieser Colonie, fast der letzten, die ihm von allen seinen mächtigen transatlantischen Reichen verblieben ist; wie häuft er auf sie seine liebkosenden Benennungen: die Perle der Antillen, die Königin der Antillen, La siempre fiel Isla! Und wie sehr fühlt der Reisende alles, was man von den Herrlichkeiten dieser Insel gerühmt hat, bestätigt, wenn er in den prachtvollen Hafen von Havana einfährt und jenen Mastenwald erblickt, der aus allen Theilen der Welt sich hier versammelt, die Schätze der Insel einzunehmen; jene rege Geschäftigkeit, die sich des Morgens in den Straßen der Altstadt drängt, und dann des Abends in den weiten Promenaden der Neustadt die Pracht der Läden, der öffentlichen Locale, der Theater, die nimmer endenden Züge der brillanten Equipagen, überstrahlt von der Schönheit und Eleganz der Señoritas, die, wie Cuba die Königin der Inseln ist, so sämmtlich geborene Königinnen scheinen — und wenn er sodann diese bezaubernde Herrlichkeit an so vielen andern Orten sich wiederholen sieht, in Matanzas, Cardenas, Cienfuegos, Trinidad, Santiago!

Aber über diesen tropisch sonnigen Glanz ist grauenhafte, verderbensschwangere Finsterniß hereingebrochen. Denn die Natur, die überall vollkommen, ist es hier ja ganz besonders, und eben daraus ist dem Menschen seine Qual entstanden. Die Natur ist groß, reich an Segen, der Mensch armselig, feindselig.

1) Das Land.

Cuba, 175 deutsche Meilen lang, ist an Flächeninhalt so groß wie halb Italien, ein Viertel der Pyrenäischen Halbinsel, und ebenso groß wie Belgien oder England (ohne Wales), und wie alle übrigen Antillen zusammengenommen. Cuba ist zehnmal so groß als die südlich davon gelegene Insel Jamaica.

Die Insel Cuba besteht aus einer bogenförmigen Landstufe, welche, als Fortsetzung von Yucatan der Nordostspitze dieser Halbinsel gegenüber ansetzend und nach Südosten sich wendend, ungefähr die entsprechende Form eines Füllhorns hat, indem vom Cabo Antonio, der nordwestlichen Spitze der Insel, beide bogenförmige Längenküsten ablaufen, die nördliche bis Cabo Maisi, die südliche bis Cabo de Cruz, während vom Cabo de Cruz bis Cabo Maisi eine mehr gerade geschnittene Querküste das Südende

Digitized by Google

bildet. Es ist diese Landstufe Cuba ein Glied eines Hebungssystems, das am mittelamerikanischen Festlande im Osten der Bai von Honduras entspringt, welche, weil sie selbst im Nichtgehobenen liegt, von großer Tiefe ist, und deshalb auch den Namen Honduras (die Tiefe) erhalten hat. Von dort aus setzt die Hebungslinie durch Honduras und Nicaragua nach Süden, durch Salvador, Guatemala, Yucatan nach Norden und Nordosten, indem sie am Isthmus von Tehuantepec das nordamerikanische Hebungsgebiet berührt. Andererseits setzt sich südlich von Cuba dieses Hebungssystem, in eine Kette von Inseln gebrochen, bis nach Südamerika im weitern Bogen fort und vollendet somit das schöne Kranzgebinde, welches das amerikanische Mittelmeer einfaßt. Cuba aber streckt sich als ein langer Damm in der Mitte jenes Mittelmeeres und theilt es in zwei gleiche Hälften, das Karaibische Meer und den Golf von Mexico. Es erhält dadurch eine sehr günstige centrale Lage. Zugleich ist es als tellurisches Organ von äußerst wichtiger, weitgreifender Einwirkung. Die durch die Kette der kleinen Inseln, wie durch so viele offene Thore, von Südamerika her einziehende Meerströmung wird durch jenen langen Damm gehemmt und erhält, unter der tropischen Sonne im Karaibischen Meere, wie in einem Kessel siedend, eine erhöhte Erhitzung und Versalzung, worauf das Wasser, nachdem es durch die schmale Yucatanpforte hindurchgelangt ist, von der Nordseite jenes Dammes genöthigt wird, denselben Proceß noch einmal zu wiederholen. Es erlangt deshalb das Wasser, wenn es endlich aus der schmalen Floridastraße hervordringt, jene Gewalt, jene eigenthümliche Beschaffenheit, die den Golfstrom so wunderbar auszeichnet, durch die es den ganzen Atlantischen Ocean an der Ostseite und den Westen Europas erwärmt, Einwirkungen, ohne die Westeuropa bekanntlich nimmer Europa geworden wäre und wol eine Culturgeschichte, wie etwa Labrador, gehabt hätte. Doch auch Cuba selbst kommt jene günstige Einwirkung zugute; sie ertheilt seinen Erzeugnissen jene reiche Würze, die wir z. B. beim Genusse einer Havanacigarre erkennen.

Die Verbreiterung der Insel am südwestlichen Ende ergibt sich daraus, daß sich an die bogenförmige Stufe, aus der die Insel größtentheils besteht, hier das Ende einer zweiten anschließt. Dieselbe erscheint zuerst in den Inseln Groß- und Kleincaiman im Westen von Cuba, tritt dann am Cabo de Cruz hervor und streicht bis zur Bai von Guantanamo an der Südküste. Sie zeichnet sich vor den übrigen Theilen Cubas durch ihren echten Gebirgscharakter aus. In der erwähnten Strecke vom Cabo de Cruz bis zur Bai von Guantanamo zieht sich hart am Meere das Macacagebirge oder Sierra Maestra, deren wilde und einsame Halden sich zum Meere herabsenken, eine prachtvolle Scenerie. Oestlich vom Cabo de Cruz erhebt sich der Ojo del Toro (Stierauge), ein Spitzkegel, 3500 Fuß hoch. Darauf erhält das Gebirge eine Kammhöhe von 4500 Fuß; weiterhin steigt der Spitzkegel Turquino 8000 Fuß empor, zur See ein weithin sichtbares Landzeichen, weiterhin der Gran Piedra, 7500 Fuß. Hier bestätigt sich wieder die Regel, die wir bei frühern Gelegenheiten schon mehrmals ausgesprochen haben, daß zwei Glieder einer Bodenerhebung sich niemals völlig miteinander verbinden, sondern immer durch nichtgehobene Strecken, wie Gewässer, niedere Alluvialflächen, voneinander geschieden sind. So tritt denn hier zwischen der zur Sierra Maestra gehörenden Stufe und der andern gehobenen Stufe Cubas an der Westküste, im Norden des Cabo de Cruz, der weite Golf von Guacanayabo, der größte Einschnitt der Küste Cubas ein, und im Osten, am Auslaufe der Sierra Maestra, die prächtige, gerade nach Norden geschnittene Bai von Guantanamo. Vom niedrigen marschigen Nordufer dieser tiefen Bai aber zieht sich ununterbrochen bis zum Golf von Guacanayabo die weite Ebene von Guantanamo, Holguin, Bayamo, Manzanillo, grüne Savannen, durchschnitten von einer großen Anzahl von breiten Flüssen und Lachen, eine wunderbar großartige vollkommene Fläche, die sich unabsehbar in die Ferne verliert, nur vom Horizont begrenzt. Durch den größten Theil

Digitized by Google

dieſer Ebene zieht im weiten Bogen von Süden nach Weſten zum Golf von Guacanayabo der Cauto, der längſte und waſſerreichſte Fluß der Inſel, der einen Lauf von 60 Leguas hat und 22 Leguas weit, bis zur Stadt Cauto del Embarcadero, für große Schoner ſchiffbar iſt.

Im Gegenſatz zu der Gebirgsformation mit hohen Spitzkegeln und der vollkommen flachen Ebene im Südweſten beſteht Cuba in ſeinem übrigen Theile von Cap Antonio bis Cap Maiſi vorwiegend aus ſtark gewellten Ebenen, in denen vereinzelte Gebirgszüge von geringer Höhe und abgerundeten Formen hervortreten. Im allgemeinen ſteigert ſich die Erhebung vom Norden nach Süden. Das Land bei Cap San-Antonio hat nur eine Höhe von 70—80 Fuß. Von der Bai von Guadiana im Norden bis Bemba ziehen ſich reizende Gebirgszüge hin. Von dort ſüdlich bis Cienfuegos, nördlich bis Sagua und Cardenas, öſtlich bis Villa Clara tritt das Gebirge zurück und das Land iſt eine weite gewellte Ebene, größtentheils noch beſtanden mit urſprünglicher Waldung oder ausgedehnte Savannen bildend. Von Trinidad an durch das Gebiet von Puerto-Principe und öſtlich von der Ebene von Holguin und Guantanamo finden ſich dann wieder Gebirge. In der Ebene iſt die Landſchaft zwar nicht ohne Reiz, doch auch oft einförmig, namentlich wegen des dort herrſchenden Mangels an hohem Baumwuchs; die Plantagen, welche ſie jetzt nur vereinzelt durchziehen, deuten an, daß ſich hier die Reize reicher Culturfelder zu entfalten beginnen. Dagegen iſt die Gebirgslandſchaft von reizender Lieblichkeit, an vielen Stellen von bezaubernder Schönheit.

Cuba iſt ausgezeichnet durch eine Reihe prachtvoller Baien und Häfen, wie ſie der hohen maritimen Stellung angemeſſen ſind, zu der die Inſel durch ihre Lage und ſonſtige Beſchaffenheit beſtimmt ſcheint. Die Einwohner von Havana halten ihre Bai für den ſchönſten Hafen in der Welt; allein die Baien von Cienfuegos an der Weſtküſte, Santiago und Guantanamo an der Südküſte, Matanzas, Nuevitas, Nepe an der Nordküſte ſind noch vorzüglichere Häfen als der von Havana. Man gelangt in ſie durch lange ſchmale Kanäle, welche in einen weiten, glatten, völlig landumſchloſſenen, meiſtens auch durch einen Kranz von Bergen ringsum geſchützten Waſſerſpiegel führen, wo ohne alle Gefahr vor Klippen oder Sandbänken das Fahrzeug bis dicht ans Ufer fahren kann, um die dort aufgeſtapelten Güter einzunehmen.

Die Küſte wird außerdem durch die in einem breiten Gürtel ſie umziehenden Cayos beſchützt, eine ungezählte Menge von Korallenriffen, Klippen, Sandbänken, Kleininſeln, eine bis vier Leguas groß. Dieſelben ſind meiſtens unbewohnt, zum Theil flach und öde, größtentheils aber mit ſchlanken Bäumen und ſonſtiger reicher Vegetation beſtanden, ſodaß ſie ſich von der See aus ſehr anmuthig ausnehmen, wie auch ihre Namen, Jardines del Rey, Jardines della Reyna u. dgl., andeuten. Die Meerarme zwiſchen dieſen Cayos bilden ein wirres Labyrinth, ungemein günſtig für den Schleichhandel und in jüngſter Zeit für die Landung von Kriegscontrebande für die Inſurrection.

Der bei weitem größte Theil des unangebauten Bodens, an 13 Mill. Acker Land, iſt noch mit Montes (Wäldern) beſtanden. In den weſtlichen und centralen Regionen beſteht die Waldung aber faſt nur aus ſtruppigem Dickicht; hohen Baumwuchs findet man ſelten, ausgenommen die überall auftretende einförmige königliche Palme und hier und da eine Ceiba oder Baumwollbaum. Das Dickicht iſt aber faſt undurchdringlich, ſogar faſt unzerſtörbar durch Feuer, und die Vegetation iſt ſo ſchnell, daß Pfade, welche im Winter gezogen wurden, im Sommer bereits unerkennbar geworden ſind. In den öſtlichen (ſüdlichen) Regionen finden ſich aber auf den Montañas, Gebirgen, hohe Waldungen; dieſelben liefern Mahagonibalken von gewaltigen Dimenſionen, Ebenholz und ſonſtiges werthvolles Wagen-, Hausbau- und Möbelholz.

Die angenehmſte Jahreszeit iſt der Winter, ein Winter, in dem freilich ein Ueber-

Digitized by Google

rock selten erforderlich wird und Leinwand zum Schutz gegen die Witterung ganz gut ausreicht. Die Luft ist dann köstlich balsamisch und Nervenleidende finden sie schnell heilsam. Es kommen dann viele Amerikaner hierher, um dem rauhen Norden zu entfliehen und sich von Anstrengungen oder Ausschweifungen zu erholen. Es gibt eigentlich nur Eine Jahreszeit, nämlich den Sommer. Doch macht sich allerdings in den Monaten August und September ein Unterschied in der Hitze bemerkbar. In diesen glühendheißen Monaten glänzt der immer azurne Himmel in seiner übersättigten Bläue; da versengt das Straßenpflaster die Schuhsohlen und die Hausmauer die weiße Kleidung, und bräunt gar bald den Weißen selbst. Doch wird die Luft des Morgens und Abends von den Seewinden gekühlt. Zumal in den Ebenen des Westens und der centralen Bezirke ist die Hitze eine sehr drückende, und bei zunehmender Lichtung der Waldung wird Hitze und auch Trockenheit gesteigert werden. Dagegen hat man in den lieblichen Gebirgen des Südens auch des Sommers die angenehmste Luft. In den niedrigern Gegenden ist das Gelbe Fieber eine große Gefahr, namentlich für Fremde; dasselbe entscheidet sich gewöhnlich in sechs Tagen. Die gefährlichste Form des Gelben Fiebers ist das Vomito negro, welches in neun Fällen unter zehn tödlich endet. Hat man das Gelbe Fieber (Fiebre amarillo) überstanden, so gilt man für acclimatisirt. Erdbeben sind häufig, doch selten von Bedeutung. Man hat zuweilen heftige Orkane; die Orkane von 1768, 1810 und 1846 richteten in Havana furchtbare Zerstörung an.

In welchem Grade die Cultur bisher die Hülfsquellen eines Landes entwickelt, welcher Verkehr dasselbe belebt hat, erkennt man sofort an dem Zustand der Landstraßen. Dieser ist in Cuba ein abscheulicher. Sogar in der unmittelbaren Nähe von Havana gibt es keine Chaussee; die Landstraße ist blos eine Wegespur mit tiefen Radspuren und Lachen. Im Innern ist die Landstraße mitunter so mit Gestrüpp überwachsen und das Fuhrwerk wird so von überhängenden Zweigen behindert, daß der Reisende sich erst seinen Weg mit der Machete durchhauen muß. Stellenweise trifft man eine Tienda oder Wirthshaus, eine wunderliche Combination von Schenke und Kramladen, wo Waaren aller Art aufgestapelt sind.

Doch erklärt sich der schlechte Zustand der Landstraßen einigermaßen aus dem nicht unbeträchtlichen Aufschwung des Eisenbahnbaues. Havana ist der Mittelpunkt eines Eisenbahnsystems von 250 deutschen Meilen Gesammtlänge, welches die Hauptstadt mit Matanzas, Cardenas und Sagua la Grande an der Nordküste, Villa-Clara im Centrallande, Cienfuegos an der Südküste verbindet. Telegraphischer Verkehr mit den Vereinigten Staaten ist durch einen submarinen Kabel von Havana nach Florida hergestellt. Ein regelmäßiger wöchentlicher Dampfschiffdienst besteht zwischen Havana und Matanzas, Cardenas, Sagua, Caibarien, Nuevitas, Jibara, Baracoa im Norden, Batabano, Cienfuegos, Trinidad, Las Tunas, Santa-Cruz, Manzanillo, Santiago, Guantanamo im Süden.

Cuba wird in drei Departements eingetheilt: 1) das westliche, Hauptstadt Havana, im Jahre 1872 mit 1,034616 Einwohnern, 2) das centrale, Hauptstadt Puerto-Principe, mit 75725 Einwohnern, von denen 30585 in der Hauptstadt wohnen, 3) das östliche, Hauptstadt Santiago de Cuba, mit 249096 Einwohnern. Das westliche Departement, das kleinste, größtentheils Ebene, ist fast gänzlich angebaut und am meisten wohlhabend; es enthält die großen Zucker- und Tabackplantagen, welche den Reichthum des Landes ausmachen. Das centrale Departement enthält, außer der Hauptstadt, die Städte Trinidad, Sagua la Grande, Villa-Clara, San-Juan de los Remedios, sodaß hier auf die Städte fast sämmtliche Einwohner kommen. Das Land ist fast unbewohnt; ein großer Theil desselben besteht aus Monte (Waldgestrüpp) und Savannen; von den ange-

Digitized by Google

bauten Stellen ist jetzt ein großer Theil durch die Insurrection verheert. Das östliche Departement enthält die ältesten Niederlassungen, wie Santiago, Baracoa, Bayamo, Guantanamo; die Thäler sind dort bis zu einer gewissen Höhe mit Erfolg bestellt und die Berge mit werthvollen Kaffeeplantagen besetzt; der größte Theil des Innern bleibt unbestellt und unbewohnt.

Die Bevölkerung zählte im Jahre 1772: 272270 Weiße und Farbige; 1872: 1,414508 Weiße und Farbige. Die Zahl der Weißen beträgt an 800000, einschließlich der Yucatesen, halbblütiger Mexicaner aus Yucatan, wie auch einschließlich der chinesischen Kuli, welche man hier auch zu den Weißen rechnet. Gegen 150000 sind Peninsularen oder geborene Spanier, einschließlich des Militärs und der Beamten. Diese Peninsularen halten sich fast ausschließlich in Havana und den andern großen Städten auf. Gegen 600000 sind Cubaner oder Creolen, größtentheils Abkömmlinge von Spaniern. Die Anzahl der Weißen betrug im Jahre 1774: 55576 männliche, 40864 weibliche, zusammen 96440 Personen; 1817: 130519 männliche, 109311 weibliche, zusammen 239850; 1841: 227144 männliche, 192147 weibliche, zusammen 408291; 1861: 468267 männliche, 325397 weibliche, zusammen 703484; 1867: 764750 Personen. Die Anzahl der Neger und Farbigen beläuft sich auf 600000, von denen an 400000 Sklaven sind. Es gab im Jahre 1774: 44333; 1792: 84590; 1827: 286942; 1841: 436495; 1846: 323759; 1867: 379523 Sklaven. Die freien Neger und Farbigen zählten im Jahre 1774: 30847; 1817: 114056; 1867: 225936. Die eingeborene rothe Rasse in Cuba, die im Jahre 1492 auf 1 Mill. Personen veranschlagt wurde, war vor Ende des 16. Jahrhunderts vollständig vertilgt.

2) Havana.

Havana (San-Cristobal de la Habana) liegt an der Nordwestseite der Insel unweit der Floridastraße, die es zusammen mit dem Key West der Amerikaner beherrscht, und ist auf einer flachen Landzunge erbaut, welche sich ostwärts vor der Bai erstreckt und nur eine schmale Einfahrt, 4200 Fuß lang und 975 Fuß breit, offen läßt. Diese Hafeneinfahrt ist anmuthig, obwol nicht eben großartig, weil die Umgegend von der See aus ziemlich flach erscheint. Links stehen auf einem niedrigen Hügel die Forts El Morro und Cabañas, rechts an der Spitze der Landzunge, vor der Stadt, die Batterie La Punta, welche zusammen den Eingang vertheidigen und im Jahre 1589 unter Philipp II. erbaut wurden. Die Engländer nahmen den Morro mit Sturm am 30. Juli 1762 nach tapferer Vertheidigung, traten das Schloß jedoch im Jahre 1765 im Tausch gegen Florida wieder an Spanien ab. Die Stadt nimmt sich heiter und freundlich aus mit ihren bunt, grün, roth, blau, gelb getünchten Häusern und der Menge von wunderlich gestalteten Kirchthürmen. Mit dieser Freundlichkeit der Stadtansicht stimmt jedoch nicht ganz ein hier am Hafen besonders hervortretendes großes Object, namentlich wenn man mit der neuesten Zeitgeschichte vertraut ist, das gewaltige Stadtgefängniß mit dem Lugar de los Patibulos (Richtplatz).

An der rechten Seite der großartigen Bai erstreckt sich vom Castell La Fuerza, dem ältesten Fort der Stadt, wo die Commandantur sich befindet, bis zur Maria-Kaserne die Caballeria, die Handelswerften, wo in meilenweiten Reihen die Kauffahrteischiffe dicht am Ufer anlegen. Gegenüber, auf der andern Seite der Bai, liegt La Casa Blanca, ein anderes Fort mit weißen Mauern und weiterhin das Dorf Regla mit den gewaltigen Zuckerspeichern, imposanten Gebäuden, deren Dächer von gefurchten Eisenplatten weithin in der Sonne glitzern. Die Caballeria, oder Hafenkaje, ist nach der Bai zu offen und in ihrer ganzen Länge mit einem von eisernen Säulen getragenen Dache versehen. In

Digitized by Google

diesem schattigen Raume versammelt sich jeden Morgen in der Woche die mercantilische Welt und macht einen wesentlichen Theil ihrer Geschäfte ab, während zugleich dichte Scharen von dunkeln Arbeitern den executiven Theil der Geschäfte vornehmen.

Havana hatte im Jahre 1870 197000 Einwohner und wird gegenwärtig an 200000 haben. Es ist in vieler Beziehung sehr europäisirt, eine reiche fashionable Großstadt, das Paris der Tropen. Man lernt darin nicht das eigenthümliche cubanische Leben kennen, sieht nicht so viele Cosas de Cuba wie auf dem Lande und in den andern Städten. Doch zeigen Straßen, Hausbau, Läden viel Eigenthümliches.

Die Stadt besteht aus der Altstadt, dem östlichen Stadttheile, welcher früher von einer im Jahre 1863 abgetragenen Mauer umzogen war, und der Neustadt im Westen. Die Straßen der Altstadt sind, besonders des Morgens, gedrängt voll von Menschen; sie sind aber sehr enge, haben ein äußerst rauhes Pflaster, an beiden Seiten breite, schmuzige Gossen, und das Trottoir ist nicht einen Fuß breit, sodaß man in steter Gefahr ist, von den 6000 Miethkutschen und den unzähligen sonstigen Wagen, die in nimmer endendem Zuge durch die Straßen jagen, überfahren zu werden. Die bunten Markisen der Läden sind meistens quer über die Gassen gezogen, was einen angenehmen Schatten gewährt und, da die Läden vorn ganz ohne Fenster und sämmtliche Waaren dort ausgelegt sind, den Straßen sehr das Aussehen von orientalischen Bazars gibt. Die Hauptstraßen der Altstadt sind die Ricla-, die Obispo- und die O'Reillystraße, welche von der Bai auslaufen, und die Mercadoresstraße, welche dieselben im rechten Winkel durchkreuzt. Diese Straßen, besonders die Obispostraße, sind an beiden Seiten mit den elegantesten Läden besetzt.

Aus dem Getümmel der Altstadt gelangt man in die Neustadt, in der im Gegensatze zu dieser des Tages über eine vornehme Stille herrscht. Sie ist durchaus vorstädtisch gebaut; die Nebenstraßen sind ungepflastert, hier und da von weiten Feldern durchzogen, an denen jedoch fortwährend Neubauten vorschreiten. In der Neustadt befinden sich die besuchtesten Promenaden, die vornehmsten Privathäuser, Läden, Kaffeehäuser, Theater, das Casino Español. Die Hauptstraße der Neustadt und die schönste Straße der ganzen Stadt ist der Paseo del Isabel, welche sie der Länge nach durchzieht, eine Art Boulevard mit den prächtigsten Häuserzeilen an beiden Seiten, doppelten breiten Fuhrwegen und doppelten Palmalleen, in denen in regelmäßigen Zwischenräumen großartige Fontainen und Statuen stehen. Am untern Ende dieses Paseo steht die Versammlungshalle des Regierungsconseil, wo zugleich das früher sogenannte königliche Gefängniß sich befindet, in dessen weitem Viereck Lopez (am 1. Sept. 1854) erschossen wurde. Weiter befindet sich hier das kleine Theater Villa-Nueva, wo gewöhnlich französisches Schauspiel ist und wo beim Ausbruche der gegenwärtigen Insurrection die Truppen auf die Zuschauer feuerten. Weiter hinauf erblickt man im Paseo den Parque de Isabel, eine schöne Gartenanlage, in deren Mitte die Statue Isabella's II. steht. Hier befinden sich an der Westseite das große Hotel de la Inglaterra, die Kaffeehäuser Saint-Louis und El Louvre, in deren prachtvollen Sälen sich des Abends die elegante Welt versammelt, das große Tacontheater, im Aeußern ein zwar etwas kahles Gebäude, im Innern aber höchst prachtvoll ausgestattet, der Eisenbahnhof; an der gegenüberliegenden Seite liegt das Campo de Marte, der Parade- und Exercirplatz, mit schönen eisernen Gitterthoren und der großen Indianerinfontaine in der Mitte. Hinter dem Campo de Marte steht das großartige Palais der reichen Aldama, deren ausgedehnte Zuckerplantagen wegen Theilnahme an der Insurrection confiscirt wurden. Eine weitere Fortsetzung des Paseo de Isabel ist der Paseo de Tacon, welcher in gleicher Weise mit doppelten Alleen angelegt ist. Hier stehen gleichfalls mehrere prächtige Fontainen und Statuen. Die hier befindliche Statue Karl's III. gilt für die schönste im Lande. Hier üben ihre Anziehungskraft Los Molinos, der dem Publikum offene höchst prachtvolle Garten des Generalkapitäns, und der Jardin Botanico aus, wo das Pflanzenleben

Digitized by Google

sich in seiner ganzen tropischen Pracht entfaltet. Noch weiter hinaus läuft El Cerro (der Hügel), eine Strecke, die fast eine deutsche Meile lang ist, besetzt mit eleganten Gartenhäusern der reichen Städter, die hier ihre reizenden Quintas (Gärten) haben.

Die Häuser sind nach cubaner Weise sehr massiv gebaut und haben gewöhnlich nur ein, nie mehr als zwei Stockwerke. Die ungeheuer großen Fenster sind statt der Fensterscheiben mit Eisengittern versehen, denen das Gefängnißartige nur durch die bunte Bemalung benommen wird; die ebenfalls sehr großen und schweren Thüren sind über und über mit blanken Messingbuckeln beschlagen. Die Häuser haben keine Schornsteine, indem die Küche sich in einem gesonderten Hause im Hofe befindet und keine Oefen erforderlich sind. Auf den flachen Dächern trocknet des Tages über die Wäsche, des Abends aber ist hier die Damengesellschaft versammelt. Auffallend ist die ausgiebige Verwendung des weißen genuesischen Marmors; man hat marmorne Kaufläden, marmorne Bureaux, Marmorhallen, Marmortreppen, Marmorzimmer.

Die Läden sind meistens sehr prachtvoll eingerichtet und halten ein reiches Lager. Havana ist überhaupt ein vortheilhafter Platz für Ladenhalter. Wegen der hohen Zölle auf allen Import ist der Kaufmann berechtigt, theuer zu verkaufen, und wegen der großen Ausbreitung des Schleichhandels kauft er billig. Das Papiergeld hat die Preise in allen Artikeln um 50 Proc. erhöht, weshalb er um 100 Proc. aufschlägt. Die gegenwärtigen schwankenden Zustände kommen ihm besonders zugute, indem sie vielfältige günstige Conjuncturen hervorriefen. Die Ladenbesitzer sind meistens aus Barcelona; auch sind viele Deutsche unter ihnen.

Auffallend ist die Menge der Miethwagen und Privatequipagen, die fortwährend im Umlauf sind. Das nationale Fuhrwerk, die Volante, mit zwei riesigen Rädern und riesig langer Deichsel, ist als öffentlicher Wagen aus der Mode gekommen, und man hat dafür die Victoria, eine Art vierräderiger Droschke mit Einem Pferde. Das Fahrgeld ist 20 Cents nach jedem Theile der Stadt. Es gibt gegen 6000 solcher Wagen in der Stadt, und die Eigenthümer machen damit sehr gute Geschäfte. Der Kutscher (Calesero) zahlt dem Eigenthümer täglich 6,25 Doll. Miethgeld und verdient täglich 2—4 Doll. Ein Franzose, ein Eigenthümer solcher Victorias, erwarb sich damit in kurzer Zeit 100000 Doll. Als Privatfuhrwerk ist jedoch die Volante, gewöhnlich Quitrin genannt, noch immer das übliche. Besonders bedienen die Señoritas sich derselben, da sie ihre ganze reizende Person zeigt. Ein solcher Wagen ist mit kostbaren Stoffen gefüttert und mit plattirten Einfassungen ausgeschlagen. Der Calesero, ein Neger, sitzt als Postillon auf dem Pferde, in einer blendendrothen mit Goldtressen bedeckten Livree und in hohen Kurierstiefeln, während das Geschirr von plattirten Ringen, Schnallen und Beschlag funkelt.

Vielleicht, weil die bemittelte Bevölkerung so viel fährt, werden Pflasterung, wie auch das Fegen und Bewässern der Straßen sehr vernachlässigt. Humboldt, der die Stadt im Jahre 1800 besuchte, beschreibt die Straßen als ungepflastert, voll von Schlamm und in der Regenzeit, außer im Wagen oder zu Pferde, fast unpassirbar, und seitdem hat man in dieser Beziehung nicht eben erhebliche Fortschritte gemacht. Aber auch sonst zeigt die Behörde keine Vorsorge für Reinlichkeit. Die prachtvolle Bai ist eine Cloaca maxima und haucht im Sommer pestartige Düfte über die Stadt, während man doch ebenso leicht hätte die Abzugskanäle nach der See zu führen können.

Die Kirchen sind zahlreich, aber schmucklos und als Gebäude von keinem besondern Interesse. Kirchenbesuch ist nur bei den Frauen regelmäßig, bei denen er allerdings einen wesentlichen Theil ihres täglichen Lebens ausmacht. Doch wird durch die vielen dias de fiesta, einschließlich der Sonntage, die Arbeitszeit gar sehr beschränkt; es gibt kaum mehr

Digitized by Google

als 200 Arbeitstage im Jahre. In der Kathedrale, an der Ecke der Empedrado- und San-Ygnacioſtraße, ruhen jetzt, nach langer Wanderung, die Ueberreſte des Columbus.

Das Tacontheater iſt ein impoſantes, ſehr maſſives Gebäude. Es faßt 3000 Perſonen, iſt alſo eins der größten Theater, die es überhaupt gibt. Einſchließlich der Galerie hat es fünf Ränge und iſt im Innern ſehr elegant und reich decorirt. Während der Saiſon, des Winters, finden wöchentlich ſieben Vorſtellungen ſtatt: viermal Oper und dreimal Schauſpiel. Es werden ſowol in der Oper wie im Schauſpiel die beſten Truppen der Neuen Welt und auch des Mutterlandes engagirt, und der Beſuch des Publikums iſt ſehr gut; namentlich iſt des Sonntags das große Haus gedrängt voll. Der Eindruck des gefüllten Hauſes iſt ein höchſt glänzender; man ſieht hier das havaneſer Publikum in ſeinem vollen Glanze. Die Damen en grande toilette in den Logen; ihre Formen ſtellen ſich vollſtändig dar, da die Vorderſeite der Logen nur ein leicht durchſichtiges Gitter iſt. Dieſe Verſammlung von edelſter Schönheit hebt ſich, unterſtützt von den leichten Formen des großen Hauſes, als ein ſtrahlender Kranz ab von der dunkeln Luneta, dem Parterre, dem ausſchließlichen Sitz der ſchwarzgekleideten Herren, ein glänzender Contraſt, den kaum irgendein europäiſches Theater zu überbieten vermag.

Neben dem Theater wird jedoch auch das Stiergefecht (Plaza de toros), und zwar auch von den eleganteſten Damen beſonders begünſtigt. Charakteriſtiſch iſt hier die Affiche: „Nota. Todos los domingos que hay funcion se compran caballos hasta las dos de la tarde.“ („Alle Sonntage, wenn Vorſtellung ſtattfindet, werden Pferde bis 2 Uhr nachmittags gekauft.“)

Havana erſcheint in ſeinem vollen Glanze des Abends während der Saiſon (des Winters) auf den Promenaden des Paſeo de Iſabel und de Tacon. Die Damen fahren ſelten aus vor 5 Uhr nachmittags, worauf die Equipagen in gedrängten Reihen in jenen Promenaden Auffahrt halten. Die Señoritas erſcheinen gewöhnlich in der Quitrin, welche vorn offen iſt und einen Sitz für zwei oder auch für drei hat, in voller Abendkleidung, ohne Kopfbedeckung. Die Herren, gleichfalls im eleganteſten Anzuge, wandeln unterdeſſen unter den Alleen, wo die Muſikchöre der Garniſon aufgeſtellt ſind und die beliebteſten Pièçen aufführen. Es iſt eine Scene von bezaubernder Wirkung bei der brillanten Gasbeleuchtung; zumal, wenn der Mond die hohen, ſtillen Palmen, die ſtolzen Reihen der Privathäuſer, die geſchäftigen Läden und Cafés, die einherziehenden Pilger mit ſeinem wunderbaren tropiſchen Nebelglanz füllt.

3) Die andern Städte.

Matanzas, in reizender Lage an einer weiten und tiefen Bai und an dem Zuſammenfluß der Flüſſe Yumuri und San-Juan, umzogen vom Cumbre, einem prächtigen Halbkreis von Bergen, iſt die zweite Stadt Cubas in Bezug auf Reichthum und commerzielle Bedeutung. Die Stadt, gegründet im Jahre 1693 unter dem Schutze der Heiligen San-Severino und San-Carlos, iſt mit großer Regelmäßigkeit und in gutem Stil gebaut. Auf der prächtigen Plaza de Armas, deſſen Mitte eine ſchöne Statue Ferdinand's VII. ſchmückt, ſteht die ſtattliche Reſidenz des Commandanten und das ſchönſte Theatergebäude der Inſel. Die Partie am San-Juan hat ein ganz venetianiſches Ausſehen, indem die Häuſer unmittelbar am Fluſſe ſtehen und auch in der Bauart mit Venedig übereinſtimmen. Man hat in Matanzas gegen den ſonſt in Cuba üblichen Gebrauch viele hohe Häuſer; ſogar manche mit vier Stockwerken. Ueberhaupt iſt die Bauart die ſchönſte in Cuba. Die Häuſer ſind groß und impoſant mit Säulenfaçade, Portico, Terraſſen von colorirten Marmorflieſen. Der Paſeo von Verſailles, der Vorſtadt im Norden des Yumuri, iſt eine ſchöne Promenade am Ufer der Bai. Vom Cumbre hat man die Ausſicht auf das berühmte Thal des Yumuri, das voll von romantiſchem

Digitized by Google

Liebreiz ist, von einem schmalen Ausschnitte zwischen steil anstehenden Bergen sich zu fast unabsehbarer Breite erweitert, mit seinen Palmenhainen, Savannen, Landhäusern und Gärten in grün und golden schillernden Farben spielt, durchzogen vom silbernen Faden des Yumuri, der im Hintergrunde sich im purpurnen Meer verliert. Eine große Naturmerkwürdigkeit ist die Höhle von Bellamar im Südosten der Stadt. Dieselbe ist von außerordentlicher Größe und Schönheit; man ist darin wie im Märchenland. Besonders schön ist die Fuente de Nieve (die Schneefontaine), der gothische Tempel, 200 Fuß lang, 70 Fuß breit, mit seinen zahllosen wundersamen Gebilden, seinen Millionen von Krystallen, die durchsichtig und entweder rein weiß oder bernstein- oder rosenfarben sind. Die Höhle ist, soweit man sie eröffnet hat, an dreiviertel deutsche Meile lang und 500 Fuß unter der Oberfläche der Erde. Die Hitze ist eine sehr große. Die Höhle wurde vor zehn Jahren durch Zufall entdeckt. Die reichen Einwohner Matanzas zeichnen sich durch ihre Gastfreundlichkeit, die Damen, selbst für Cuba, durch ihre Schönheit aus. Man gibt in ganz Cuba nirgends so glänzende Bälle wie die im Liceo Artistico y Literario von Matanzas.

Cardenas, dicht am Meere gelegen, mit 13000 Einwohnern, ist der geschäftige Stapelplatz eines vorzüglichen Zuckerbezirks. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut; von der großen, mit einer Statue des Columbus gezierten Plaza in der Mitte, ziehen sich gerade, breite Straßen. Cardenas wurde erst 1828 gegründet, ist aber seit Vollendung der Havanaeisenbahn einer der blühendsten Plätze in Cuba, weshalb sich eine beträchtliche Anzahl amerikanischer Kaufleute hier angesiedelt hat. In der Umgegend befinden sich sehr ansehnliche Zuckerplantagen, z. B. Flor de Cuba, 3000 Acker groß, welche jährlich an 10000 Kisten Zucker feinster Sorte und 15000 Oxhoft Moscobado producirt.

Villa-Clara (Santa-Clara) ist eine sehr reiche Stadt im westlichen Innern der großen Zuckerebene, gegründet 1689, mit 11000 Einwohnern.

(Santa-Maria bei) Puerto Principe, im östlichen Theile des Innern, ist der Mittelpunkt des bedeutendsten Viehzuchtbezirks, in dem es jedoch auch viele Zuckerplantagen gibt, und hat 70000 Einwohner. Es ist eine sehr alte und sehr altmodisch aussehende Stadt mit engen, krummen, meistens ungepflasterten Gassen, vielen seltsam aussehenden alten Kirchen, mehrern Klöstern, einer großen Kaserne, einem Theater und mehrern ansehnlichen öffentlichen Gebäuden. Eigenthümlich ist der Stadt die Fabrikation von Jalea und Pasta de Guayaba (Guavasaft und Guavamarmelade), Artikel, welche in Cuba allgemein als Zukost in Gebrauch sind und auch viel ausgeführt werden. Sie werden zwar auch an andern Orten bereitet, die beste Sorte kommt aber aus Puerto Principe. Der Hafen von Puerto Principe ist Nuevitas an einer großen Bai der Nordküste, $11\frac{1}{4}$ Meilen von der Stadt und mit ihr mittels einer Eisenbahn verbunden. Eine $1\frac{3}{8}$ Meile lange Einfahrt führt in die prächtige Bai, einen von Bergen und Anhöhen rings umschlossenen Wasserspiegel von 15 Quadratmeilen Flächeninhalt, jedoch nicht sehr großer Tiefe. Nuevitas wurde von Columbus, welcher hier am 14. Nov. 1492 anlegte, Puerto Principe genannt, und dieser Name wurde erst später auf die jetzige Binnenstadt übertragen. Der Hafenort hat gegenwärtig 6000 Einwohner und ist in schneller Zunahme begriffen, indem die Ausfuhr von Zucker, Molasse und Häuten sich fortwährend vermehrt. In der Bai wird Fischerei von Schwämmen und Schildkröten betrieben; es werden jährlich 100000 Schwämme gewonnen zum Preise von 1 Doll. das Dutzend. Die Fischer wohnen in geräumigen Pfahlbauten in der Mitte der Bai, die wohl geeignet sind, diejenigen der Urzeit zu illustriren.

Cienfuegos liegt an der Ostseite der Bai Jagua an der Südküste, dem schönsten Hafen in Cuba, vielleicht der Welt. Eine lange, schmale Einfahrt, welche durch ein, jedoch nicht sehr starkes Steinfort vertheidigt wird, führt in das Innere der Bai, welche

Digitized by Google

vollständig die Form eines Binnensees hat, rings von Land umschlossen ist. Der Wasserspiegel ist 6 Quadratmeilen groß und gewährt dicht am Ufer und sonst überall den vortrefflichsten Ankergrund für Schiffe vom größten Tiefgang; ein malerischer Kranz von hohen Bergen schützt gegen alle Winde. Die Stadt hat 11000 Einwohner; viele amerikanische Kaufleute sind hier angesiedelt. Sie ist regelmäßig gebaut; die Plaza ist die größte in Cuba und enthält viele Statuen. Die Umgegend ist ein ausgedehnter Zuckerdistrict. Das Ingenio (Zuckerplantage) von H. Stewart (aus Philadelphia) enthält 5000 Acker und erzeugt jährlich an 4 Mill. Pfd. Zucker moscobado und 200000 Gallonen Molasse.

Trinidad benutzt Castilda an der prächtigen Bai gleichen Namens als Hafenort und liegt $1^1/_2$ Meile von der See am Abhange des hohen Berges Vijia (Wachtthurm), 400 Fuß über der See, $67^1/_2$ Meilen von Havana. Im Genuß der vereinigten Lüfte des Gebirges und des Meeres erfreut es sich eines köstlichen Klimas und gilt für die gesündeste unter den größern Städten der Insel. Die Stadt wurde bereits 1513 vom Statthalter Diego Velasquez gegründet und ist auch schon aus der Geschichte des Fernando Cortes bekannt. Wie auf allen alten Plätzen der Insel, sind daher die Straßen enge und krumme Gassen. Die Häuser in den bessern Straßen sind jedoch stattlich, massiv aus Stein gebaut, manche sogar großartig. Auch in der innern Einrichtung des Hauses entwickelt sich besonders viel Pracht und Eleganz. Die Plaza de Serrano und die Plaza de Carillo haben überaus prachtvolle Gartenanlagen. Auch der Paseo, der sich nach der Bai hinunterzieht, ist sehr reizend; besonders des Abends bei der Retreta, wenn die Garnisonsmusik hier spielt und die schöne Welt — jene wirklich schöne Welt — sich hier versammelt. Großartig aber ist die Aussicht vom Gipfel des Vijia auf die lieblichen Hügel und Thäler, die in buntem Farbenspiel schillernden Berge, die smaragdgrünen Zuckerfelder, die Stadt, das Meer. Namentlich ist das Thal des Loma del Puerto mit dem Pico de Potrerillo, 3000 Fuß hoch, in der Fernsicht, durchschnitten vom Manari und dessen zahlreichen Nebenflüssen, besetzt mit Ingenios, prachtvoll. Leider war diese schöne Landschaft in den jüngsten Tagen die Scene manches grausigen Kampfes, mancher scheußlichen That. Gewöhnlich aber führt Trinidad das angenehme, vergnügte Leben der reichen Handelsstadt. In der Saison ist alle Abend Ball.

Manzanillo am Golf Guacanayabo in der großen Ebene von Bayamo, die sich bis nach Holguin erstreckt, ist zwar nur ein kleiner Platz mit 6000 Einwohnern, der aber neuerdings im Aufblühen war. Jetzt ist er jedoch durch die Insurrection wieder zurückgekommen. Die Umgegend war bis auf 3 Meilen von der Sierra Maestra von Zuckerplantagen besetzt, die aber jetzt größtentheils abgebrannt und verlassen sind. Sogar mit dem nur einige Leguas entfernten Bayamo ist die Verbindung unterbrochen; wenigstens kann sich niemand dahin wagen ohne eine Escorte von 60 Mann Wohlbewaffneten. Manzanillo ist gegen die Insurgenten sichergestellt durch einen Kreis von kleinen mit Volontärs und Bomberos (Spritzenleuten) besetzten Forts und durch Detachements von regulären Truppen. Im Golf findet beträchtliche Schildkröten- und Schwammfischerei statt. Von Manzanillo wird der Yaratabak ausgeführt.

Santiago de Cuba liegt in der Mitte der südlichen Querküste an einer Bai, die einen vorzüglichen Hafen bildet, völlig umschlossen vom hohen, steil abfallenden Gebirge der Sierra Maestra. Die Stadt zieht sich allmählich von der Bai bis zu einem 160 Fuß hohen Plateau, dem Campo del Marte, hinauf und hat deshalb steile und abschüssige, jedoch regelmäßige Straßen. Die Häuser sind größtentheils massive, stattliche Gebäude. Der Hauptplatz, die Plaza de la Reyna, ist zwar nicht sehr groß, hat jedoch einen hübschen Lustpark. Hier befindet sich der Palast des Gouverneurs, das Ayuntamiento (Stadthaus), die Palais einiger Marquis und die Kathedrale, die Hauptkirche und auch das

Digitized by Google

größte kirchliche Gebäude in Cuba. Im höchsten Theile der Stadt liegt die Kaserne, welche 3000 Mann beherbergen kann. Die Einfahrt zur Bai ist ein langer, schmaler, bei stürmischem Wetter schwieriger Kanal, vertheidigt vom Schloß Morro (zu unterscheiden vom gleichnamigen in Havana), das mit seinen Batterien von dem Felsenberge, auf dem es steht, herabdroht, jedoch nur baufällige Mauern zu haben scheint. In dem großen unterirdischen Verließ dieses Schlosses hat neuerdings mancher, auch unschuldigerweise, auf das Geheiß eines despotischen Generals verschmachten müssen. Außer dem Morro wird die Einfahrt noch durch die Batterien Aquadores, Estrella und Cabañas vertheidigt. Santiago hat gegenwärtig gegen 50000 Einwohner. Es ist, Baracoa ausgenommen, die älteste Stadt in Cuba, indem es im Jahre 1513 von Diego Velasquez, welcher hier auf seiner ersten Reise landete, gegründet wurde. Jener Gründer der Stadt und der Colonie liegt jetzt in der Kathedrale begraben. Im Jahre 1522 wurde die Stadt eine Ciudad und 1526 Hauptsitz des Bischofsthums; sie wurde oft von Erdbeben heimgesucht; im Jahre 1766 fand ein großes Erdbeben statt. Santiago hatte vor Ausbruch der Insurrection ein großes Ausfuhrgeschäft in Kaffee, Zucker und Molasse. Allein seit den furchtbaren Verheerungen der Insurrection liegt der Handel hier natürlich ganz danieder. Schon in Santiago selbst sieht man rings um die prächtige Bai her die Berge bedeckt mit versengten Brandstellen, den Stellen, wo die früher so lieblichen und gedeihlichen Cafetales (Kaffeeplantagen) niedergebrannt worden sind. Das Kupferbergwerk Cobre, eins der größten, die es überhaupt gibt, befindet sich im Dorfe El Cobre, welches drei Meilen nordwestlich von Santiago in einer wilden, 6562 Fuß hohen Gebirgsgegend liegt. Das Bergwerk ist gegenwärtig das Eigenthum einer englischen Gesellschaft, deren Actionäre größtentheils in England wohnen, mit Ausnahme eines Ganges, welchen eine spanische Gesellschaft bearbeitet. Die Bergleute, 250 in Anzahl, sind Neger und Kuli, die sechs Kapitäne und fünf Assistenten größtentheils Engländer, der jetzige Verwalter ist Don Pedro Ferrero. Es sind gegenwärtig 1000 Fuß abgeteuft in zwei Schächten von 300 und 700 Fuß und zwei Stollen. Die Ausbeute ist 50 Tonnen Erz täglich von 14 Proc. Reingehalt. Die Hitze im Grunde des Bergwerks hat die enorme Höhe von 140° F. Es ist das älteste Bergwerk in Amerika; es wurde bereits 1524 erbrochen, doch erst 1550 von dem Deutschen Tezel bergmännisch in Betrieb gesetzt. Das Dorf El Cobre ist auch bekannt als Wallfahrtsort nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde, Nuestra Señora de la Caridad del Cobre. Es kommt stets eine große Anzahl von Pilgern, welche der Kapelle jährlich 30000 Doll. bringen. In der Kapelle wird urkundlich nachgewiesen, wie im Jahre 1627 das Bild der Gnaden von Indianern und Negerknaben bei der Bai von Nisse in der See gefunden wurde.

Guantanamo ist bisher nur ein kleiner Platz, ein commerzieller Außenposten Santiagos gewesen. Die schöne große Bai, welche nach Norden gerade ins Land einschneidet und außerordentlich tief ist, hat, gleich den übrigen Baien in Cuba, einen schmalen Eingang und wird an beiden Seiten von Bergen geschützt, obwol die Nordseite des Ufers eine flache und niedrige Marsch ist. Erst in neuerer Zeit ist jedoch der Hafen viel benutzt worden, nämlich seit dem Bau der Eisenbahn nach dem Dorfe Santa-Catalina de Guaso (auch Saltadero, Wasserfall genannt), $2^1/_2$ Meilen nördlich von Guantanamo, durch welche einer der fruchtbarsten Bezirke der Insel eröffnet wurde. Seitdem hat die Ausfuhr von Kaffee, Zucker, Rum, Molasse in Guantanamo stets zugenommen, bis sie durch die Insurrection vollständig zum Stillstand kam.

Die übrigen Städte sind Guanabacoa mit 16000 Einwohnern, Guines mit 11000 Einwohnern, Remedios mit 8000 Einwohnern, Sagua la Grande mit 7000 Einwohnern, Bayamo mit 6120 Einwohnern.

Digitized by Google

4) Anbau.

Von der Oberfläche der Insel ist nur etwa ein Zehntel, an 180 Quadratmeilen, wirklich cultivirt. Es sind noch 20 Mill. Acker unangebaut, dann 13 Mill. Acker mit Monte (Waldung) bedeckt. Weite Strecken im Innern sind noch völlig unbekannt. In Anbetracht, daß Cuba eine der ältesten spanischen Colonien und bei seiner verhältnißmäßig geringen Breite so leicht zugänglich ist, sprechen diese Thatsachen hinreichend für die geringe Befähigung der bisherigen Herren des Landes, sich seine reichen Hülfsquellen zu Nutze zu machen.

Die Plantagen, welche den Großbetrieb des Landes ausmachen, sind hauptsächlich Zuckerplantagen, die Ingenios, die Tabackplantagen, die Vegas, und die Kaffeeplantagen, die Cafetales.

Den weitaus wichtigsten Theil des gesammten landwirthschaftlichen Betriebs machen die Ingenios aus. Zucker ist der König im Lande, der die Felder weit und breit besetzt hat. Die weiten Ebenen, aus denen Cuba, namentlich in seinen westlichen und centralen Theilen, vornehmlich besteht, eignen sich am besten für diesen Stapelartikel, während, je mehr der Zuckerbau zunimmt und die Waldung gerodet wird, desto weniger der Boden wegen der vermehrten Trockenheit sich für die andern Hauptproducte eignet. Da gegenwärtig aber noch ein so großer Theil des Landes brach liegt, so ist vorderhand nur durch die Arbeitskraft der Zuckercultur eine Grenze gesetzt. Die gegenwärtige Production beläuft sich auf 800000 Tonnen jährlich, nahezu ein Fünftel des gesammten Zuckerbedarfs der Welt. Der Werth der jährlichen Zuckerausfuhr beträgt 60—80 Mill. Doll. Von dieser Ausfuhr gehen an 75 Proc. nach den Vereinigten Staaten, 15 Proc. nach England und nicht 2 Proc. nach Spanien. Die Nachfrage in den Vereinigten Staaten, namentlich seit dem Bürgerkriege, hat den Zuckerbau in Cuba wesentlich befördert.

Wesentlich ist der Zuckerbau auch durch die großen Verbesserungen in der sehr complicirten und scharfsinnig eingerichteten Maschinerie, die bei dem Pressen und Sieden des Zuckers angewandt wird, wie überhaupt in der Fabrikation in neuerer Zeit gefördert worden, indem jetzt mit derselben Arbeitskraft so viel mehr producirt werden kann. In der Mitte des Ingenio befindet sich gewöhnlich das Batey, ein großes Viereck; an einer Seite steht das Wohnhaus des Pflanzers; ihm gegenüber stehen die Fabrikgebäude, die Preßwerke, die Siederei, die Destillation, an den andern beiden die Negerhütten nebst Schule und Hospital. Die Rohrernte beginnt im October oder November. Zwölf bis vierzehn Tonnen Rohr ergeben an 1500 Oxhoft Zucker, außerdem Molasse und Aguardiente (weißen Rum). Die Ingenieure (Werkmeister in der Fabrik) sind gewöhnlich Amerikaner (meistens aus Philadelphia). Die Maschinen kommen theils aus Amerika, theils aus England.

Ungeachtet der mannichfachen Vortheile, welche die Ingenios bieten, zeigt sich auch hier, daß nur der Betrieb im großen bei ausreichender Kapitalanlage ausgiebigen Gewinn erzielt. Es gibt 1500 Ingenios in Cuba. Unter diesen tragen 1200 von trockenem Zucker (ohne Molasse und Aguardiente in Anschlag zu bringen) nur 4 Proc. auf das Anlagekapital und nur 300 tragen 6—9 Proc. Die Hälfte der Pflanzer hat ihre Ingenios bei ihren londoner oder neuyorker Correspondenten, oder auch bei Bankiers in Havana hypothecirt und ist überhaupt zu schwer verschuldet, als daß man annehmen könnte, sie verwalteten ihre Güter auf eigene Rechnung.

Zucker wurde zuerst im Jahre 1584 bei Havana, wo jetzt die elegante Gartenstraße der Cerro ist, angebaut. In jüngster Zeit ist der Zuckerbau in Cuba besonders durch die großen Pflanzer Don Julian de Zulueta und Don Juan Poey in Schwung gebracht worden. Don Julian de Zulueta wurde als der Sohn eines armen Arbeiters in Alava

Digitized by Google

in den baskischen Gebirgen in Spanien geboren. Er kam nach Cuba ohne alle Mittel und ohne Erziehung. Jetzt besitzt er vier Ingenios von je 1½ Mill. Doll. an Werth, die Ingenios España, Alava, Villaya und Habana, welche mittels einer von ihm selbst erbauten Eisenbahn miteinander verbunden sind. Er macht fortwährend neue Ankäufe von Land. Ihm gehört ein großes kaufmännisches Etablissement in Havana, und es gibt wenige industrielle oder mercantilische Gesellschaften im Lande, deren Mitglied er nicht ist. Er ist ferner die leitende Seele fast jedes politischen und socialen Instituts im Lande, der Präsident jenes Casino Español (spanischen Clubs), jenes mächtigen Instituts, welches die 70000 Mann Volontärs controlirt, ist Mitglied des Stadtraths von Havana, der Handelskammer, des Börsencollegiums, der Bank, der Hospitäler. Der Generalkapitän wird schwerlich einen wichtigen Schritt unternehmen, ohne Zulueta's Rath einzuholen. Obgleich er in der Jugend keine gelehrte Erziehung genossen, hat er sich doch eine beträchtliche Bildung erworben, spricht und schreibt spanisch richtig, drückt sich mit einer gewissen derben Beredsamkeit aus und besitzt sonst beträchtliche Sprachkenntnisse. Don Juan Poey ist der Sohn eines Franzosen und einer Cubanerin. Er nennt sich einen Creolen seiner Mutter nach und fühlt sehr warm für Cuba und dessen Unabhängigkeit. Er ist ein kleiner schmächtiger Mann mit einem sehr lebhaften, echt französischen Gesichte, ein Mann von ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen, nach der allgemeinen Ansicht der Cubaner derjenige, welcher die Verhältnisse des Landes am besten kennt.

Die Vegas oder Tabackplantagen befinden sich hauptsächlich im Vuelta Abajo, einem niedrigen Feldbaubezirk im Westen Cubas, im Süden des Gebirges Guaniguanico, welches sich von der Bai Guadiana bis zur Marielbai erstreckt. Die besten Vegas liegen in einem schmalen Flächenraum, 27 Leguas lang und 7 Leguas breit, den der Fluß Cuyaquataje durchfließt. Hier liegen sie meistens am Ufer des Flusses oder anderer kleinen Flüsse oder in feuchten Niederungen. Sie sind meistens klein und enthalten gewöhnlich nur 1 Caballerio = 33 Acker. Die Hälfte davon wird mit Platanen bepflanzt, welche den Tabackpflanzen Schatten gewähren. Die Hauptgebäude sind das Wohnhaus, das Trocknungshaus, die Ställe, die Hütten der Arbeiter, unter denen sich auch viele Weiße befinden, wie denn auch der Tabacksbau von Anfang an hauptsächlich durch Weiße betrieben worden ist. Die größern Vegas haben gegen 30 Arbeiter. Die Pflanzer sind oft blos Pächter. Die Pflanzen werden sehr von Insekten heimgesucht, mitunter so sehr, daß besondere Bettage angesetzt und dem heiligen Martin Messen dargebracht werden, um seine Vermittelung gegen die Plage zu erflehen. Die obern Blätter der Pflanze sind von bester Qualität, der Disecho, weil sie bei Tage am meisten Sonne, bei Nacht am meisten Thau haben. Taback bester Qualität ist von gleichmäßiger, fleckenloser, gesättigt dunkelbrauner Farbe, brennt frei und hat braune oder weiße Asche, welche von der Cigarre nicht leicht abfällt, bis sie halb geraucht ist. Der Yaratataback, welcher von Manzanillo ausgeführt wird, gilt meistens für zu stark und zu bitter; die dortigen Vegas sind während der gegenwärtigen Insurrection zerstört worden. Die Vegas von Mayari und Guisa sind von einigem Belang. Sonst ist der Tabacksbau in Cuba von untergeordneter Bedeutung. Der erste Taback in Cuba wurde bei Havana im Jahre 1580 gepflanzt. Der Tabacksbau im Vuelta Abajo begann erst im Jahre 1790. Ungeachtet der so geringen Ausdehnung des Tabacksbaues beläuft sich der Werth der Tabacksernte jährlich auf 20 Mill. Doll. Ein Caballerio (33 Acker) producirt 9000 Pfd. Taback. Ein Ballen zu 100 Pfd. hat durchschnittlich den Preis von 20 Doll.; einige Vegas verkaufen jedoch zu 400 Doll. den Ballen.

Die Cigarre ist ursprünglich eine Erfindung der rothen Ureinwohner Cubas, wie denn der einheimische Name für Cigarre, Tabaco, sich noch in diesem Sinne in Cuba erhalten hat, während das Wort sonst irrthümlicherweise auf die Pflanze übertragen ist,

Digitized by Google

deren einheimiſche Benennung Cohiba iſt. Die Bezeichnung „Fabrica de Tabacos" auf den Havanacigarrenkiſten heißt nicht Tabacksfabrik, ſondern Cigarrenfabrik. Ein ſehr großer Theil von Havana iſt mit der Verfertigung von Cigarren beſchäftigt. Es gibt in Havana 125 Cigarrenfabriken, von denen einige je an 600 Arbeiter halten. Doch erzeugen keineswegs alle gleich vortreffliche Waare, auch beziehen ſie nicht alle ihr Material aus dem Vuelta Abajo; viele Havanacigarren ſind ſchlecht genug. Die echte Havanacigarre liefern vor allen die Fabriken Cabañas, Uppman, Partagas, dann auch Cabargas, Figaros, Luetanas, Victorias. Die Fabrik Cabañas wurde am Anfange dieſes Jahrhunderts von Don Francisco Cabañas gegründet; der Schwiegerſohn ſeines Sohnes iſt der gegenwärtige Chef, Don Anſelmo G. del Valle. Der jährliche Abſatz der Fabrik betrug anfänglich 500000 Cigarren, von 1826 an 2 Mill., von 1848 an 3½ Mill., von 1850 an 8 Mill., von 1866 an 16 Mill. Davon gehen nach Cuba ſelbſt 2 Mill., nach Spanien 2½ Mill., nach Frankreich 1 Mill., nach dem ſpaniſchen Amerika 2 Mill., nach Deutſchland 2 Mill., nach England 3 Mill., nach den Vereinigten Staaten 3 Mill. Der in der Fabrik verarbeitete Tabak kommt ſämmtlich aus dem Vuelta Abajo, mit deſſen Pflanzern del Valle feſte Contracte hat, namentlich aus den berühmten Vegas La Leña, San-Juan y Martin, Los Pilotos, Rio Hondo. Außerdem hat die Fabrik drei eigene Vegas im Vuelta Abaja. Ein Ballen Tabak gibt 4000 Cigarren. Die Fabrik gebraucht nur die feinern Sorten und hält immer einen hinlänglichen Vorrath davon auf Lager, damit, falls der Tabak in irgendeinem Jahre nicht gerathen ſollte, der Ruf der Fabrik nicht gefährdet werde. Der Preis des verbrauchten Tabacks variirt von 20—400 Doll. per Ballen von 100 Pfd. Am einzelnen Blatte ſelbſt werden verſchiedene Qualitäten unterſchieden; die äußern Theile ſind feiner als die innern am Stengel. Die Cigarrenmacher erhalten 2—4 Doll. für 1000 Cigarren, die Torcedores, Dreher, 2—4 Doll. den Tag, der Escojedor, Sortirer, hat 5—7 Doll. den Tag. Die ſortirten Cigarren werden in Bündeln von 25 Stück in Kiſten verpackt. Die Vigueras, in den Vegas ſelbſt von den feinſten Blättern gemacht und grob in Form gedreht, in der Fabrik fertig gemacht, gelten für die feinſten, ſind aber ſelten zu kaufen. Die Regalia Imperial iſt 7 Zoll lang und koſtet 150—300 Doll. das Tauſend (loco). Die Regalia iſt nicht ganz ſo lang, doch ebenſo fein. Die Trabuco iſt kurz und dick. Die Londres iſt von der in Europa und den Vereinigten Staaten gewöhnlich üblichen Mittelgröße. Die Dama iſt klein und dünn; ſie wird auch Entr' operas genannt, weil die Herren ſie in den Zwiſchenacten der Oper (in Havana) rauchen. Die Qualität wird unterſchieden als superfine, fino, superior, bueno. Nach der Farbe und Stärke wird die Cigarre unterſchieden als madura, die ſtärkſte, oscuro, ſtark, colorado, medium, claro, mild. Die Fabrikpreiſe der gangbarſten Sorten der Cabañas (loco) ſind pro Tauſend: Regalia Imperial, flor fino, 120 Doll.; Regalia de la Reyna, flor fino, 100 Doll.; Regalia Britannica, flor fino, 70 Doll.; Londres, fino, 45 Doll.; Londres ſuperior, 40 Doll.; Londres bueno, 32 Doll.; Damas, fino, 40 Doll.; Damas, ſuperior, 30 Doll. Uppman und Partagas wenden die äußerſte Sorgfalt an, die größtmögliche Feinheit zu erlangen; ihre Preiſe ſind beträchtlich höher als Cabañas. Uppman's Londres superfine koſten 60 Doll. das Tauſend, Partagas Regalia de la Reyna 85 Doll. Die Fabriken geben für jede Ordre von 10000 5 Proc. Rabatt; ſonſt aber erhalten die Kaufleute keine beſondere Vergünſtigung. Es hält ziemlich ſchwer, in Havana echte Havanacigarren zu bekommen, wenn man ſie im Detail in den gewöhnlichen Läden kauft, weil die Fabriken ſie nur en gros an feſte Kunden abgeben. Man bekommt ſie in den beſſern Kaffeehäuſern, wie im Louvre, aber zu enormen Preiſen, die feinern Sorten Uppman zu 50 Doll. das Hundert. In den Straßen, unter Thorwegen und Arcaden, findet man überall Stände, wo Cigarren verkauft wer-

Digitized by Google

den; hier kauft man zwei, drei, fünf für 4 Cents; aber sie sind freilich danach. Es geht deutscher Taback in großen Quantitäten nach Havana und wird für die ordinären Sorten verwandt.

Viel mehr als Cigarren werden in Cuba, wie überhaupt in den spanischen Ländern, die Cigarretten geraucht. In Havana ist, mit Ausnahme der großen Hauptstraßen, jedes zwölfte Haus ein Cigarrettenladen. Das Hauptgeschäft in diesem Artikel ist die königliche Fabrik La Honradez (Die Ehrlichkeit), so genannt nach der Figur derselben, welche über dem Haupteingange der Fabrik steht, mit der Inschrift: „Los hechos me justificaran." („Meine Thaten werden mich rechtfertigen.") Der Eigenthümer dieser in allen ihren Einrichtungen Intelligenz und Unternehmungsgeist bekundenden großartigen Fabrik sind Susini u. Söhne. Das Fabrikgebäude nimmt ein großes Quadrat zwischen der Cubastraße und der San-Ygnaciostraße in Havana ein. Im Parterre befindet sich das Comptoir, das mit den übrigen Theilen der Fabrik in telegraphischer Verbindung steht, die Zimmermannswerkstelle, wo die Cigarrettenkisten gemacht werden, die Maschinenstätte, wo die Kisten gestempelt werden, was nicht durch Brandung, sondern durch eine Druckpresse geschieht, die Kuferei, wo mittels einer Dampfmaschine Fässer in großer Menge hergestellt werden. Im obern Stock befinden sich die Schneidemaschinen, wo der Taback zum Füllen der Cigarretten geschnitten wird; die Druckerei, wo in Millionen von Exemplaren die elegant gezeichnete Emballage und die sonstigen Drucksachen der Fabrik gedruckt werden; die Lithographie, die Kupferstecherei, welche mit einer von dem Franzosen Gaiffe erfundenen Maschinerie arbeitet. Die Fabrik besitzt an 3000 Muster zur Ornamentirung der Cigarrettenpapiere. Die Cigarretten werden von den Sträflingen im Presidiario (dem Stadtgefängniß) gestopft, welchen die Fabrik das Material liefert, in der Fabrik nur fertig gemacht, sortirt und verpackt. In der Fabrik sind an 1000 Chinesen mit diesen Arbeiten beschäftigt, welche mit einer erstaunlichen Gewandtheit und Schnelligkeit arbeiten. Manche haben eine solche Schnelligkeit erlangt, daß das Auge ihrer Hand nicht zu folgen vermag und ihre Verrichtung sich wie natürliche Magie ausnimmt. Die tägliche Production der Fabrik an Cigarretten beträgt 2,532000 Stück. Außerdem macht die Fabrik Cigarren und Schnupftaback.

Die Cafetales waren früher die zahlreichsten Plantagen, wie jetzt die Ingenios; seit geraumer Zeit ist aber fast überall der Zucker an die Stelle des Kaffees getreten. Der Kaffeebau wurde zuerst im Jahre 1740 von Don José Gelabar in Cuba angeführt, erhielt hier aber erst Bedeutung durch die französischen Emigranten aus San-Domingo, die sich im Jahre 1795 vor dem dortigen Negeraufstande hierher flüchteten. Von den ältern Cafetalen haben sich hauptsächlich die in der Sierra Maestra nordwestlich von Santiago de Cuba, in Vuelta Abajo, in den Bezirken Alquizar und San-Marcos erhalten. Diese seit alter Zeit bestehenden Pflanzungen kamen aber immer mehr in Abnahme, dagegen die im Bezirk Guantanamo, namentlich in den lieblichen Gebirgen der Yateras und Calderones, immer mehr in Aufnahme, sodaß die letztern sich als der eigentliche Kaffeebezirk von Cuba gestalteten. Das Land im Guantanamobezirk war so billig, daß die Pflanzer es geeigneter fanden, ihre alten Stellen zu verkaufen und nach den Yateras zu ziehen, wo das Klima angenehm und der Kaffeeertrag vorzüglich ist. Die Cafetales haben eine Größe von 100—1000 Acker. In den größten werden nur 50—100 Neger beschäftigt. In den Cafetales werden neben den Kaffeebäumen auch Reis, Pisang, Cacao und allerlei Obst, besonders aber, um den Kaffeebäumen Schatten zu gewähren, Cocospalmen und Pappeln in stattlichen Reihen gezogen, weshalb die Cafetales sich unter allen Plantagen am freundlichsten ausnehmen. Das Cafetal ist ungefähr wie das Ingenio eingerichtet; in der Mitte befindet sich das Batey, der Quadrangel, mit der Casa de vivienda, Wohnhaus, den Tendales, Scheunen, den Secaderos, Steinterrassen zum Trocknen des Kaffees,

Digitized by Google

dem Kaffeehause, wo die sehr mühsamen und complicirten Processe der Kaffeeaufbereitung vorgenommen werden, den Negerhütten. Auf je 264 Ackern werden 200000 Kaffeebäume gepflanzt, welche durchschnittlich an 62500 Pfd. Kaffee tragen, was zum Durchschnittspreise von 25 Doll. den Sack von 108 Pfd. auf 264 Acker einen (Brutto-)Ertrag von 45000 Doll. gibt. Der Kaffee wird in drei Sorten vertheilt, El Caracolillo oder Mocha, die kleinen runden Bohnen, von denen in jeder Beere nur eine enthalten ist (eigentlich eine Krankheit der Pflanze), die feinste Sorte, El Primer (oder Lavado), die großen gesunden Bohnen, und Triage.'

In der Blütezeit, wenn das tiefgrüne, wachsartige Laub des Baumes von dem überaus zarten jasminartigen Weiß der Blüte, welche die Form eines Malteserkreuzes hat, bedeckt ist, gewährt das Cafetal einen prachtvollen Anblick, wozu sich der Pisang mit seinen grün-roth-goldenen Feigen, der roth-gelb-purpurne Cacao, der rosige Granatapfel gesellt. Die Yateras und Calderones sind überhaupt einer der lieblichsten und fruchtbarsten Theile von Cuba. Diese 2—3000 Fuß hohen Gebirge sind mit der schönsten Waldung in Cuba bestanden. Außer Kaffee gedeihen hier manche andere Pflanzen, namentlich Gemüsepflanzen, besser als in andern Theilen von Cuba. Es ist der einzige Theil der Insel, wo die Erdbeere gedeiht. Die Hitze der Ebenen ist hier beträchtlich gemildert. Es gibt keine Giftschlangen, auch keine Giftinsekten, außer Skorpionen. Die Luft ist rein, trocken und leicht. Für Europäer ist dies der angenehmste, zuträglichste und schönste Theil von Cuba.

Eine Hacienda oder ein Sitio ist eine Viehhutung, welche eine kreisrunde Area mit einem Radius von 27000 Fuß einnimmt und als deren Mittelpunkt die Wohnung des Viehzüchters und die Viehhürden abgemarkt werden. Die Hacienda ist übrigens uneingehegt und uncultivirt und das Vieh läuft darin fast wild oder doch nur unter geringer Hutung umher. Eine Carrol ist eine halbe solche Viehhutung mit einem Radius von 13500 Fuß. Diese Formen der Viehzüchterei sind jetzt wenig mehr üblich, und man hat dafür gewöhnlich das Potrero, unter welchem man hier nicht, wie in Spanien, eine Stuterei, sondern eine Viehhut versteht, welche von einem Steinzaune umfriedigt ist und in der das Vieh nicht sich selbst überlassen, sondern sorgfältig gehütet wird. Die Potreros sind sehr einträglich, die bedeutendsten sind in der Gegend von Puerto Principe. Man sieht in den weiten, stellenweise von Palmenhainen beschatteten Gefilden sehr große Heerden. Zwischen den einzelnen Feldern sind hohe Mauern gezogen, um die einzelnen Heerden voneinander getrennt zu halten. Die durchschnittlichen Viehpreise sind: Ochsen 25—40 Doll., Stiere 20—30 Doll., Kühe 20—30 Doll., Kälber 10—12 Doll., Schafe 1—3 Doll., Schweine 8—10 Doll. Es gibt gegen 5000 Potreros, mit einem Viehstande von 3 Mill. Doll. an Werth. Die Pferde und Maulesel in Cuba haben einen Werth von über 2 Mill. Doll.

Die meisten Potreros schlachten ihr Fleisch selbst und senden es auf den Markt. Das in den Potreros gesalzene und an der Sonne gedörrte Rindfleisch ist das Tasajo, die hauptsächliche Fleischspeise bei den untern Klassen; so zugerichtetes Fleisch hält sich ungefähr drei Wochen. Das gepökelte Fleisch und die Häute des Potreros werden zur Ausfuhr abgerichtet; aus den Knochen bereitet man die in den Ingenios in großer Menge gebrauchte Knochenschwärze.

Die Pferde sind ein durch stämmigen Bau, intelligentes Auge, sachten, sichern Gang und Ausdauer ausgezeichneter Schlag; ihr Preis ist 60—1000 Doll. Der Schweif wird geflochten und mit bunten Bändern durchwunden, die Mähne kurz geschnitten. Zur Veredlung des Thieres hat es wahrscheinlich sehr viel beigetragen, daß es, wenigstens auf dem Lande, im wörtlichen Sinne als ein Hausthier, gleich dem Hunde im Hause und, wie die Cubaner es ausdrücken, als „ein Mitglied der Familie" gehalten wird.

Digitized by Google

Die Estanzia, dem Range nach die niedrigste unter den Landwirthschaften, oft aber nach Verhältniß der Größe die einträglichste, ist eine Oekonomie, welche auf den Markt der Stadt Grünwaare, Obst, Geflügel, Eier, Milch, Käse, Pferdefutter liefert. Die Estanzia ist 12—125 Acker groß; sie ist oft in Pacht genommen zum jährlichen Zinse von 200 Doll. für 40 Acker. Der Betrieb ist aber meistens ein äußerst nachlässiger und irrationeller. Nur ein geringer Theil des Bodens wird mit Gemüsepflanzen bestellt, weil dieselben Sorgfalt erheischen; etwas mehr geschieht für Melonen, Pisang, (süße) Kartoffeln; die ganze Hälfte des Bodens wird mit Malo jobestellt, einem Cereal, das kein nutzbares Korn ansetzt, sondern zum Pferdefutter grün geschnitten wird. Die meiste Sorgfalt wird dem Geflügel und den Kühen gewidmet. In der Stadt ist immer großer Mangel an Gemüse, obgleich doch soviel des besten Küchengartenlandes überall umherliegt. Kohl, Kopfsalat u. dgl. wird das ganze Jahr hindurch gewonnen. Es wird viel Pisang gezogen. Pisang (Platane, Banane, Musa paradisiaca) ist bekanntlich die Brotfrucht der Neger und der übrigen arbeitenden Klassen, und Los Chicos, die kleinere, feinere Sorte, in Butter gebraten, fehlt auch nie auf der Tafel der Wohlhabenden. Sie ist sehr wohlfeil in Cuba; im Süden kauft man sie um 1 Doll. 25 Cents den Centner. Sonst wird aber auf den Estanzien auch das Obst sehr vernachlässigt. Die süße, gelbe Kartoffel (Bumato) ist aber eine Hauptfrucht, wie eine Hauptspeise; es ist ein nahrhafter Knollen, welcher an 5—6 Pfd. schwer wird, mitunter sogar an 25 Pfd. Die weiße Kartoffel gedeiht nicht gut; sie wird in Menge aus Nordamerika importirt. Im Binnenlande wird der Bienenzucht viel Aufmerksamkeit gewidmet, und Wachs und Honig bilden beträchtliche Ausfuhrartikel. In den Estanzien werden auf 40—50 Acker nur fünf Neger (Arbeiter) verwandt. Das Wohnhaus ist gewöhnlich nur klein. Die Landwirthe leben aber sehr gut. Hier ist das cubanische Nationalgericht zu Hause, gebratener Pisang und Ajiaco, ein Olla-potrida oder Pot-au-feu, dessen Hauptbestandtheile frisches Rindfleisch, frisches Schweinefleisch, gedörrtes Rindfleisch, gedörrtes Schweinefleisch, Gemüse aller Art, junger Mais, grüner Pisang, Malanga, eine mehlhaltige Wurzel, welche die Suppe verdickt, Citronensaft sind.

Die Einfuhr und die Ausfuhr Cubas vor der Insurrection betrugen je an 60—80 Mill. Doll. Von der Einfuhr betragen spanische Weine 4 Proc., Fleischwaaren 6 Proc., Weizenmehl 10 Proc., sonstige Cerealien 5 Proc., Baumwollwaaren 9 Proc., Wollwaaren 2 Proc., Leinwand 10 Proc., Seidenwaaren 2 Proc., Thonwaaren, Papier, Metallwaaren, Juwelen u. s. w. 20 Proc. Von der Ausfuhr beträgt Zucker 82 Proc., Taback, fabricirt, 5 Proc., Taback, in Blättern, 3 Proc., Kaffee 3 Proc., Kupfer 3 Proc., Holz 1 Proc., Wachs 1 Proc., Cacao und Chocolade 1 Proc.

Digitized by Google

Der Proceß Naundorff-Bourbon.

Von

Theodor Wenzelburger.

Im Februar 1874 spielte sich vor der vereinigten ersten und dritten Kammer des Gerichtshofes von Paris ein Proceß ab, der eine alte, längstverschollene und vergessene Geschichte oder Sage wieder ans Tageslicht zog und die öffentliche Aufmerksamkeit schon deshalb in nicht geringem Grade auf sich lenken mußte, weil kein geringerer als Jules Favre selbst die Sache der klagenden Partei vertrat und diese, wie nicht geleugnet werden kann, mit Glanz und Geschick vertheidigte.

Selten wird versäumt werden, dem Fremden, welcher Delft, die Grabstätte des oranischen Hauses, besucht, unter andern Merkwürdigkeiten auch den Grabstein auf einem der Kirchhöfe der Stadt zu zeigen, auf dem zu lesen steht:

Ici repose Louis XVII
roi de France et de Navarre (Charles Louis, duc de Normandie)
né à Versailles, le 27 Mars 1785,
décédé à Delft le 10 Août 1845.

Der Lebensgang dieses Mannes, wie er aus den officiellen Actenstücken erhellt, ist kurz folgender. Im Jahre 1810 kam ein Fremdling in Berlin an, versehen mit einem Paß, der auf den Namen Naundorff als seinen Inhaber lautete, obgleich derselbe weder mit dem Aussehen noch mit dem Alter des Besitzers übereinstimmte. Die berliner Polizei, die auf den Fremden aufmerksam wurde, ließ ihn scharf überwachen, und in einem Verhöre, das er vor ihr zu bestehen hatte, schien man sich bald zu überzeugen, daß man jemand anders als Naundorff vor sich habe; der Uhrmacher aber, in die Enge getrieben, vertraute nun dem ihn inquirirenden Beamten, indem er sich zu dessen Füßen warf, daß er der Sohn des enthaupteten Ludwig XVI. sei! Durch unbekannte Freunde, so lauteten seine fernern Angaben, sei er aus seinem Gefängnisse, dem Temple, weggebracht, in einem Schlosse verborgen, sei dann wieder gefangen genommen worden, habe viele Jahre im Gefängniß zugebracht, sei nochmals entflohen, habe England und Italien durchreist und sei endlich in Berlin angekommen, und zwar mit einem Passe, den ein Unbekannter ihm gegeben. Und zur Bekräftigung des Gesagten zeigte er einen in seine Kleider eingenähten eigenhändigen Brief Ludwig's XVI. vor, welchen er dem ersten Beamten der berliner Polizei, Lecoq übergab. Dieser bedeutete ihn darauf, daß seines Bleibens in Berlin nicht länger sein könne, weshalb er dafür sorgen werde, daß man ihn in Spandau als Bürger

Digitized by Google

aufnehme; Lecoq sorgte für die Beschaffung der nothwendigen Papiere, besonders eines Geburtsscheines, und in der That wurde am 8. Dec. 1812 dem Uhrmacher Naundorff das Bürgerrecht in Spandau verliehen, eine allerdings etwas auffallende Thatsache, die sich nur durch einen directen Befehl des Ministers an die städtischen Behörden erklären läßt.

Von 1812—15 lebte Naundorff in Spandau, wo er sich als Uhrmacher seinen Lebensunterhalt verdiente. Erst als Ludwig XVIII. vom Throne Frankreichs Besitz genommen hatte, trat er mit einem Protest vor die Welt; er schrieb einen Brief an die Herzogin von Angoulême, in welchem er als Sohn Ludwig's XVI. auftritt und „seiner Schwester" Einzelheiten über die Flucht nach Varennes in Erinnerung brachte, welche nur ihr und dem damaligen Dauphin bekannt sein konnten. Der Brief wurde aber unbeantwortet gelassen, wie auch alle andern, die von ihm seit diesem Zeitpunkte in rascher Aufeinanderfolge an die königliche Familie in Paris gerichtet wurden. Die Schwierigkeiten, welche sich bei seiner Verheirathung mit einem spandauer Bürgermädchen hinsichtlich der Beschaffung der nothwendigen Papiere ergaben, wurden ebenfalls wieder durch „höhern Befehl" aus Berlin gehoben; so wird wenigstens in dem Certificat versichert, welches der preußische Consul in Rotterdam abgegeben. Als ihm eine Tochter geboren wurde, hielt Naundorff es für seine Pflicht, die Existenz und die Zukunft seiner Kinder sicherzustellen, und schrieb deshalb an den preußischen Minister des Innern einen Brief, in dem er in ziemlich barscher und grober Weise die Herausgabe der seinerzeit Lecoq eingehändigten Papiere, welche seine Identität beweisen sollten, forderte. In Spandau hatte er sich indessen einer Frau gegenüber selbst auf ziemlich theatralische Weise als den Sohn Ludwig's XVI. zu erkennen gegeben, wollte aber sonst sein Incognito bewahren, zog deshalb von Spandau weg und siedelte sich in Brandenburg an, wo er ebenfalls wieder ohne viele Schwierigkeiten als Bürger aufgenommen wurde.

Jetzt begannen unglückliche Tage für ihn. In der Nähe seines Hauses brach Feuer aus; sein Vermögen ging in den Flammen zu Grunde; er selbst wurde der Brandstiftung angeklagt, ungenügender Beweise wegen jedoch freigesprochen. Aber bald darauf wird er wieder verhaftet und zwar diesmal unter Anklage der Falschmünzerei. Die Instruction des Processes dauerte ein ganzes Jahr, dessen größter Theil über den Recherchen hinging, welche über seine wahre Herkunft angestellt werden mußten. Der Minister Rochow constatirt in einem spätern Bericht an die französische Regierung vom 13. Juli 1836, daß es damals, trotz der erdenklichsten Mühe, die man sich gegeben habe, unmöglich gewesen sei, über die wahre Herkunft Naundorff's auch nur den leisesten Anhaltspunkt zu gewinnen. Bei der Gerichtsverhandlung selbst verwies dieser den verblüfften Beamten einfach an den König von Preußen selbst und den Staatskanzler Hardenberg. Er wurde schließlich zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt, aber nicht wegen Falschmünzerei — denn dazu fehlte es wieder an den vollständigen Beweisen —, sondern weil er sich für einen Angehörigen der Bourbonenfamilie ausgegeben hatte. Man thut ihm also unrecht, wenn er in den Blättern kurzweg als ein wegen Brandstiftung und Falschmünzerei verurtheilter Verbrecher gebrandmarkt wird. Seine Strafe büßte er im Gefängniß zu Krossen ab, dessen Director, Baron von Seckendorf, bald sein Freund und überzeugter Anhänger wurde und sich unverhohlen über ihn äußerte: „Ich für meine Person bin nach der genauesten Prüfung zu der Ueberzeugung gekommen, daß Naundorff ein sehr achtenswerther, sittlicher und im vollsten Sinne des Wortes ehrlicher Mann ist." Nachdem er seine Strafzeit abgebüßt hatte, gelang es ihm ebenfalls, das Vertrauen des Justizrathes Pezold in Krossen, unter dessen Aufsicht er gestellt wurde, zu gewinnen; derselbe wurde in der Folge einer seiner eifrigsten Anhänger, der sich der Reihe nach bei der Herzogin von Angoulême, dem Geheimrath Albrecht in Berlin und zuletzt bei dem Könige von Preußen selbst sehr dringend und wiederholt für seinen Schützling verwendete. Von dieser Zeit an zog diese Angelegen-

Digitized by Google

heit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und sie wurde in deutschen und französischen Zeitungen besprochen, sodaß Naundorff endlich den Entschluß faßte, selbst nach Frankreich zu gehen und an Ort und Stelle für seine Sache zu wirken.

Arm und hülflos kam er in Paris an, und was der Hauptübelstand für ihn war — er war der französischen Sprache nicht mächtig. Doch scheint er sich die Kenntniß derselben in ziemlich kurzer Zeit angeeignet zu haben, da er später verschiedene Schriften, größtentheils religiösen Inhalts, erscheinen ließ. Ein Instructionsrichter in Cahors, Albouys, der aus den Zeitungen von der Existenz dieses Bourbonen Kunde erhalten hatte, war schon vorher in einen sehr lebhaften Briefwechsel mit dem genannten Pezold getreten, und durch diesen überzeugt, wendete er auch alle Mühe auf, um den inzwischen in Paris angekommenen Naundorff zu suchen und zu finden. Es gelang ihm auch und das erste Zusammentreffen beider wird von ihm folgendermaßen geschildert:

„Ich kam zur bestimmten Stunde; man theilte mir Briefe von Pezold mit und ich nahm die Einladung an, noch an demselben Abend den Charles (d. h. Naundorff) zu besuchen. Er hatte einen fremden Accent und manchmal konnte er den richtigen Ausdruck nicht finden, aber doch gab er Beweise erhabener Gedanken. Seine Haltung war edel und seine Gesichtszüge glichen auffallend denjenigen, welche man suchte.... Am Abend des 14. Aug. 1833 ging ich nach Versailles, um bei Frau de Saint-Hilaire einen mir gewordenen Auftrag auszuführen; diese hatte früher zum Hofpersonal der Madame Victoire, Tante Ludwig's XVI., gehört. Am folgenden Tage sagte sie mir: «Ich kenne in Paris Frau de Rambaud, welche früher als Kammerjungfer an der Wiege des Dauphin Dienste that; sie wird aber wol schwerlich glauben, daß der Prinz noch lebt.» Tags darauf ließ ich mich Frau Rambaud persönlich vorstellen; sie war bereit, mich zu begleiten, und nahm ein Kleidungsstück mit, welches der Dauphin, als er fünf oder sechs Jahre alt war, getragen hatte, ebenso ein Gemälde, das die Büste von Marie Antoinette in Trauerkleidern darstellte. Wir kamen an das Haus und gingen hinauf. Einige Minuten darauf trat Charles in das Zimmer. Frau de Rambaud saß auf einem Stuhl, sie stand auf und setzte sich wieder, ohne daß man irgendwelche Gemüthsbewegung an ihr bemerken konnte. Sie nannte ihm ihren Namen nicht, sondern sagte nur, daß sie, noch sehr jung, bei der Königin und an der Wiege des Dauphin Dienste gethan habe. «Sind Sie dann Frau de Rambaud?» rief er aus, «o! das freut mich ungemein!» Frau de Rambaud stellte nun mit großer Zurückhaltung, die ebenso dem Zweifel wie der Neugierde entsproß, verschiedene Fragen an ihn hinsichtlich der Frau de Tourzel, seiner gewöhnlichen Lebensweise, seiner Ausdrücke, auch hinsichtlich des Abbé Davaux, seines Lehrers. Darauf gab er stets die genügenden Antworten oder er bekannte frei, sich nicht mehr erinnern zu können....

„Frau de Rambaud sagte ihm: «Ich hatte zur Erinnerung an meinen lieben Prinzen ein Kleidungsstück bewahrt, da man mich nicht in den Temple ließ; vielleicht erinnern Sie sich noch der Zeit, in der Sie diese Kleidungsstücke in den Tuilerien anhatten?» Sobald dieses himmelblaue Kleidungsstück vor ihm ausgebreitet war, sprach der Prinz mit gehobener Stimme: «O ich erkenne es wohl; es war nicht in den Tuilerien, wo ich es anhatte, sondern in Versailles bei einem Feste, und ich habe es, wie ich glaube, seit diesem Feste nicht mehr getragen, weil es mir zu enge war.» Jetzt konnte Frau de Rambaud ihre innere Bewegtheit nicht mehr bezwingen, sie stürzte auf ihm zu, kniete vor ihm nieder, küßte seine Hand und rief aus: «Nur ein Prinz konnte mir dieses sagen!» und während die Thränen von ihren Wangen rannten, drückte sie ihm die Hände."

Frau de Rambaud hat diesen Vorfall in ihrem Testament noch ausdrücklich bestätigt und namentlich betheuerte sie, die verschiedenen Merkmale an seinem Körper ebenfalls wiedergefunden zu haben. Ein ähnliches Zeugniß für die Identität Naundorff's mit dem entführten Dauphin stellte Frau Marco de Saint-Hilaire aus, welcher Naundorff das ganze

Digitized by Google

Ameublement in den Gemächern seiner Mutter, die Farbe und Gestalt desselben und den Platz, an dem es stand, sowie die Musikinstrumente, auf welchen Marie Antoinette gewöhnlich zu spielen pflegte, so genau beschrieb, wie es nur jemand konnte, der im Kreise der königlichen Familie selbst lange gelebt hatte. Von weit größerer Bedeutung ist das Zeugniß des letzten Ministers des Innern von Ludwig XVI., de Jolv. Bis zum Jahre 1835 hatte er sich von dem Prätendenten fern gehalten; der Tod des Dauphin im Temple galt ihm als sicher, und mit dem Zwecke, den Betrüger zu entlarven, näherte er sich Naundorff; de Jolv war es nämlich gewesen, der den Dauphin am 10. Aug. 1792 an der Hand geführt hatte, als die königliche Familie die Tuilerien durchschritt, um sich in die Nationalversammlung zu begeben. De Jolv richtete nun an Naundorff einige Fragen über die Thatsache, daß der König während der Sitzung Speisen habe kommen lassen, welche die Königin aus Furcht, vergiftet zu werden, nicht berühren wollte. In dieser Hinsicht erhielt nun Jolv so richtige und genaue, dem Gedächtnisse des Fragenden manchmal selbst zu Hülfe kommende Angaben über Vorfälle und gewechselte Worte, die nur ihm allein bekannt sein konnten, daß de Jolv von da an einer seiner eifrigsten Anhänger wurde. Auf seinem Todtenbette bestätigte er auch dem Priester gegenüber seine Ueberzeugung.

Ein anderer Anhänger, der Graf Gruau de la Barre, wurde zu jener Zeit ebenfalls aus einem Ungläubigen ein Gläubiger; derselbe war Advocat in Le Mans, machte dann alle seine Güter zu Gelde und rechnete es sich zur Ehre, von nun an der Gastherr des Prätendenten zu sein.*) Selten wird die Geschichte ein Beispiel von solcher Hingebung und solcher Ueberzeugungstreue, von solchen mit der grenzenlosesten Selbstlosigkeit gebrachten enormen Opfern aufweisen; unermüdlich mit Wort und Schrift für seinen Schützling thätig, blieb er in seiner Umgebung bis zu seinem Tode, und auch dann ließ sein Eifer nicht nach; denn er nahm sich der Kinder des Prätendenten mit derselben Energie an, und als jüngst der Graf von Chambord auf seiner odysseischen Irrfahrt über Belgien und Holland in Breda durch eine sonderbare Ironie des Schicksals in derselben Straße mit Gruau de la Barre wohnte, schrieb dieser sofort einen sehr dringenden Brief an den Grafen, in welchem er ihn aufforderte, auf seine angemaßte Stellung zu verzichten und diese dem rechtmäßigen Besitzer einzuräumen. Den Gerichtsverhandlungen im Jahre 1851 1874 wohnte de la Barre natürlich bei.

Der Kreis der Anhänger Naundorff's wurde von Tag zu Tag größer, und man hielt die Zeit für gekommen, durch einen hervorragenden Vertreter des alten legitimistischen Adels die nothwendigen Schritte bei der Herzogin von Angoulême zu thun, um die Anerkennung Naundorff's als ihres Bruders durchzusetzen. Der Marquis Morel de Saint-Didier wurde mit der gewiß nicht leichten und angenehmen Mission nach Prag, wo damals die verjagten Bourbonen lebten, betraut; es gelang ihm, mehrere Audienzen bei der Herzogin selbst zu erhalten, die jedoch allen seinen Betheuerungen den hartnäckigsten Unglauben und eine den Unterhändler zur Verzweiflung bringende Ironie entgegensetzte. Unverrichteter Dinge kehrte der Marquis nach Paris zurück, und da auf diesem Wege nichts mehr zu hoffen war, so wandte man sich an die Oeffentlichkeit selbst und gründete ein eigenes Journal: „La Justice", in dem die Rechte und Ansprüche des Prinzen auseinandergesetzt und vertheidigt wurden.

Gerade um jene Zeit, October 1834, trat ein Ereigniß ein, das für den Prätendenten von der außerordentlichsten Wichtigkeit war: ein gewisser Baron de Richemont war in Paris ebenfalls als der Sohn Ludwig's XVI. aufgetreten und wurde von den Geschworenen

*) Eine Menge Streitschriften, die sich größtentheils auf das Werk von Beauchesne: „Louis XVI, sa vie, son agonie, sa mort", bezogen, ließ er nacheinander erscheinen, in denen er die Identität seines Schützlings gegen alle Zweifel und Angriffe zu vertheidigen und zu beweisen suchte.

Digitized by Google

des Betrugs für schuldig erklärt und zu zwölf Jahren Gefängniß verurtheilt, welche der Pseudodauphin jedoch, wie allgemein versichert wurde, auf den pariser Boulevards zugebracht haben soll.

Während der Gerichtsverhandlungen erließ Naundorff an die Geschworenen einen Protest, in welchem er denselben auseinandersetzt, daß das Auftreten solcher Betrüger, die sich für den Herzog von der Normandie ausgeben, nur das Werk eines von „gewisser Seite" wohlberechneten Planes sei und regelmäßig dann zu geschehen pflege, wenn der wahre Dauphin neue Anstrengungen mache, um seine Rechte geltend zu machen; er wandte sich am Schlusse dieses Protestes an alle Franzosen mit der feierlichen Versicherung, daß der wahre Dauphin noch lebe, und er unterzeichnete sich auch als solcher. Auffallend ist und bleibt die Thatsache, daß, während die andern Prätendenten stets vom Gerichte des Betrugs überführt und verurtheilt wurden, Naundorff von nun an ganz offen den Titel eines Herzogs von der Normandie führt, ohne daß je ein Staatsanwalt den leisesten Versuch gemacht hätte, dagegen einzuschreiten. Im Gegentheil, Naundorff selbst begann zur Offensive überzugehen. Denn als dem zur Geltendmachung seiner Interessen errichteten Blatte „La Justice" die Geldmittel zu mangeln begannen, bedrohte der Gérant des Blattes, Thomas, Naundorff mit einer Anklage wegen widerrechtlicher Aneignung und Führung eines ihm nicht zukommenden Titels. Es kam zur Klage, und der Prätendent forderte Thomas auf, er möchte seine Behauptung, daß Naundorff niemand anderes als der Sohn eines preußischen Uhrmachers desselben Namens sei, durch Vorlegung der nothwendigen Beweismittel bekräftigen. Da dies etwas lange auf sich warten ließ, strengte Naundorff eine Verleumdungsklage gegen ihn an, die er aber später wieder zurückzog, als Thomas offen erklärte, daß er nichts beweisen könne. Naundorff ging aber noch einen Schritt weiter: am 13. Juni 1836 reichte er in aller Form ein Gesuch bei dem Parket ein, daß die Herzogin von Angoulême, die Grafen von Bordeaux und von Artois vor dem Seinegericht erscheinen sollten, um bei der Geltendmachung seiner Rechte zugegen zu sein. Die Antwort darauf war seine sofortige Verhaftung, aus welcher ihn die Strafe der Verbannung erlöste. Er wandte sich nach London, wohin ihm auch seine Familie, die bis dahin in Sachsen ruhig gelebt hatte, aber jetzt ebenfalls ausgewiesen wurde, folgte. Am 16. Nov. 1838 soll in der Nähe seines Hauses ein Anschlag auf sein Leben gemacht worden sein, infolge dessen sein Arm von zwei Kugeln durchbohrt wurde. Hier war es, wo er sich, außer mit tiefen religiösen Fragen — er behauptete, in unmittelbarem Verkehre mit Engeln zu stehen, und legte in einem Buch: „Doctrine céleste", seine Ideen über die in der christlichen Religion nothwendig einzuführenden Reformen nieder — viel mit Artilleriewissenschaft beschäftigte, an die Franzosen Proclamationen über Proclamationen richtete, an alle Potentaten Europas, besonders an den damaligen Kronprinzen von Preußen, Briefe schrieb und selbst verschiedene Broschüren verfaßte, die aber an den französischen Grenzen jedesmal mit Beschlag belegt wurden.

Bald darauf verließ Naundorff London und siedelte nach Holland über, wo man seiner Ansiedelung zuerst Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchte, sodaß man ihm sogar das Anerbieten machte, ihm, wenn er wieder nach London zurückkehrte, die Reisekosten zu ersetzen. Es gelang ihm aber, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; er kam sogar in nähere Berührung mit dem Kriegsministerium, das seine artilleristischen Erfindungen und Rathschläge theilweise verwerthete. Aber nicht lange sollte er sich der endlich gefundenen Ruhe erfreuen; er starb plötzlich in Delft, seinem Wohnort, am 10. Aug. 1845. Seine Kinder, Adalbert, der gegenwärtig Premierlieutenant bei einem Grenadierregiment im Haag ist, und seine Tochter Amélie, wurden im Jahre 1863 unter dem Namen de Bourbon in Holland naturalisirt. Der Proceß, den diese im Jahre 1851 vor dem Seinegerichtshof anstrengten, um ihre Rechte dem Grafen von Chambord gegenüber geltend zu machen, und wobei Jules Favre die Sache der Kläger führte, endete mit der Abweisung

Digitized by Google

der beiden Kinder Naundorff's. Nach 23 Jahren, am 6. Febr. 1874, kurz nachdem die legitimistische Partei alle Hebel angesetzt hatte, um den Grafen von Chambord auf den königlichen Thron zu setzen, wurde derselbe Proceß vor der zweiten Instanz verhandelt; wieder plaidirte Jules Favre für die Rechte und Ansprüche der Naundorff'schen Familie, und wieder wies der Hof die Kläger ab, wobei er sein Urtheil mit außerordentlicher Weitläufigkeit motivirte, „um den Schlagbaum des Rechts gegen den vermessenen Versuch, sich den königlichen Namen anzumaßen und die Geschichte zu verfälschen, noch höher aufzurichten". Der verstorbene Naundorff wird ein frecher Abenteurer genannt, „der nur mit mehr Kunst und Studie als die übrigen falschen Dauphins eine Wiederholung ihrer verbrecherischen Plane versuchte, wobei ihm seine äußere Aehnlichkeit mit dem bourbonischen Typus und sein mit einem geheimnißvollen Schleier bedecktes Leben treffliche Dienste leistete". Wie im Jahre 1851 hatte auch diesmal der Graf von Chambord der an ihn ergangenen Vorladung kein Gehör gegeben.

Dies war der romantische Lebenslauf des Prätendenten, wie er sich aus den vorgelegten öffentlichen Actenstücken ergibt.

Die erste Frage, um die es sich hier handelt, ist natürlich die: Ist der Dauphin, der Sohn Ludwig's XVI., im Temple infolge der Mishandlungen des Schuhmachers Simon gestorben, oder wurde er auf irgendeine geheimnißvolle Weise entführt?

Offen gestanden, wir stehen hier vor einem Räthsel, dessen Lösung zur Unmöglichkeit geworden ist, seitdem die letzten Zeugen, welche jene denkwürdigen Tage der ersten Französischen Revolution selbst mit erlebten oder eine hervorragende Rolle in ihnen spielten, für immer vom Schauplatze abgetreten sind. Wägt man die für die eine oder andere Annahme sprechenden Momente sorgfältig gegeneinander ab, so ist es auch dann *noch* zweifelhaft, wohin sich das Zünglein der Wagschale neigen wird, da bekanntlich *geschichtliche* Ereignisse sich nicht mit logischen Schlüssen oder Indicienbeweisen a posteriori reconstruiren lassen, sondern einfach als solche auftreten, mögen sie auch dem sonstigen Lauf der Dinge schnurstracks entgegenlaufen.

Thatsache scheint zunächst zu sein, daß die verbündeten Monarchen im Jahre 1814 sehr zweifelhaft waren, ob Ludwig XVII. nicht noch am Leben sei; so behauptet wenigstens Labreli de Fontaine, der frühere Bibliothekar der Witwe des Herzogs von Orléans-Egalité, in einer von ihm herausgegebenen Flugschrift. Der Glaube im Volke, daß der Sohn Ludwig's XVI. nicht im Temple gestorben, sondern daß ein anderer Knabe untergeschoben worden sei, war überhaupt damals weit und allgemein verbreitet, und das Benehmen der zurückgekehrten Bourbonen diente nur dazu, um diesem Glauben neue Nahrung zu geben. Zunächst war es die Herzogin von Angoulême selbst, welche in ihrer Denkschrift: „Récit des événements arrivés au Temple par Madame royale", für diesen Glauben sehr erhebliche Beweise beibrachte, indem sie wörtlich sagt: „Am 19. Jan. hörten wir bei meinem Bruder ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Temple verließ, und wir wurden davon überzeugt, als wir, durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthür blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. Am folgenden Tage hörten wir die Thür des Zimmers, in welchem mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem Glauben, daß er weggegangen sei, noch bestärkte." Während es ferner eine der ersten Handlungen der Restauration war, die, natürlich angeblichen Gebeine Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens mit großem Pomp beisetzen zu lassen, geschah für die Leiche des Dauphin nichts, wie der Hof auch stets jeden Versuch, die Umstände, von denen der Tod des Prinzen begleitet war, aufzuklären, beharrlich zu vereiteln wußte. Der Einwurf, warum die Legitimisten in der Vendée und in den Heeren der Verbündeten den

Digitized by Google

geretteten Prinzen nicht sofort mit offenen Armen empfangen und zum König ausgerufen hätten, läßt sich durch die Thatsache des tiefen Zerwürfnisses in der bourbonischen Familie selbst beantworten; dem Grafen von Provence, Bruder Ludwig's XVIII., wurde schon vor dem Ausbruche der Revolution die Absicht zugeschrieben, den Dauphin körperlich und geistig zu demoralisiren, um selbst einmal König zu werden, wie man später das Interesse der Prinzessin von dem ihres Bruders zu trennen wußte, indem man sie mit dem ältesten Sohne des Grafen Artois vermählte und ihr so, da Ludwig XVIII. kinderlos war, die Aussicht eröffnete, einmal selbst Königin von Frankreich zu werden.

Aber nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch in Kreisen, welche als eingeweiht gelten konnten, war der Glaube an die Entführung des Dauphin aus dem Temple verbreitet. Im Jahre 1851, zur Zeit des ersten Processes der Familie Naundorff, wurde ein Zeugniß von dem ehemaligen Geheimsecretär Ludwig's XVI. beigebracht, in welchem derselbe erklärt habe, daß er vom Schultheiß Steiger in Bern, der mit den vornehmsten Emigrantenfamilien und den Generalen der Vendée in sehr intimen Beziehungen stand, vernommen habe, Steiger wisse ganz genau und aus den besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel gestorben, sondern entkommen sei. In der ersten Reihe der Wissenden stand nach allgemeiner Meinung Cambacérès; in der „Histoire secrète du Directoire" heißt es wörtlich: „Es scheint gewiß, daß man das Publikum hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig XVII. gestorben ist, getäuscht hat. Cambacérès gab das zu, aber niemals wollte er mittheilen, was er über diese Angelegenheit wußte." Erinnert man sich, daß Cambacérès nach der Rückkunft der Bourbonen mit auffallender Schonung behandelt wurde und daß sofort nach seinem Tode alle seine Papiere versiegelt und mit Beschlag belegt wurden, so scheint dies ein sehr sprechender Beweis für die Wahrheit der obigen Behauptung in der „Histoire secrète" zu sein, deren Verfasser sich überhaupt als wohlunterrichteten Mann kennzeichnet. Im Mai 1799 schrieb eine Palastdame Marie Antoinettens: „Ich weiß bestimmt, daß Se. Maj. Ludwig XVII. nicht im Temple gestorben ist. Sagen zu können, was aus ihm geworden und wohin der Prinz gekommen, behaupte ich nicht; ich weiß es nicht. Nur Cambacérès, der Mann der Revolution, wäre im Stande, meine Angabe zu vervollständigen; denn er weiß über die Sache mehr als ich. . . ."

Nach den oben angeführten Worten der Herzogin von Angoulême wird der 19. Jan. 1794 als der Tag bezeichnet, an welchem sie das Geräusch hörte, das sie auf die Vermuthung brachte, ihr Bruder sei weggebracht worden. Nun ist der 19. Jan. auch der Tag, an welchem der Schuhmacher Simon mit seiner Frau den Temple verließ, während von nun an die Aufsicht über den Knaben von zwei jeden Tag wechselnden Commissaren der Commune geführt wurde. Erst am 29. Juli (11. Thermidor), also nach vollen sechs Monaten, wurde ihm in der Person des Creolen Laurent wieder ein Wächter bestellt, und am 30. Juli (12. Thermidor) besuchten einige Mitglieder des Sicherheitsausschusses den Dauphin im Temple, welche aber einen „etwa neunjährigen Knaben fanden, unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Misverhältniß stand". So lautete ihr an den Sicherheitsausschuß erstatteter Bericht. Dieser Knabe war außerdem — stumm, und nichts wa im Stande, nur ein Wort aus ihm herauszubringen. Da der Knabe auffallend schwächer wurde und hinsiechte, sandte der Sicherheitsausschuß am 27. Febr. 1795 die drei Conventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Temple. Sie fanden einen ganz stumpfsinnigen Knaben, der auf alle an ihn gerichteten Fragen stumm blieb, wogegen er Harmand auf dessen Verlangen die Hand gab, sodaß also sein Benehmen nicht Tücke und Trotz zugeschrieben werden kann. Es ist aber erwiesen, daß die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen sind. Laurent und der ihm am 9. Nov.

Digitized by Google

1794 beigegebene Gehülfe Gomin versicherten den höchlich verwunderten Abgesandten, daß der Prinz seit dem 6. Oct. 1793, an welchem Tage er durch Hébert gezwungen worden sei, die bekannte Schändlichkeit gegen seine Mutter auszusagen, den Mund niemals wieder zum Reden aufgethan habe. Bei einem neunjährigen Knaben, der die Tragweite einer derartigen Aussage überhaupt noch nicht verstehen konnte, an ein solches Gelübde oder überhaupt an ein übernatürliches Ereigniß glauben zu wollen, ist geradezu absurd; überdies hatten sich Laurent und Gomin selbst an jenem 6. Oct. noch gar nicht im Temple befunden. Laurent, auf den wir noch einmal zurückkommen werden, wurde bald, Anfang April, durch einen andern Wächter, Lasne, ersetzt.

Die Commission, welche den Gefangenen im Temple besucht hatte, erstattete dem Sicherheitsausschuß ihren Bericht, der aber geheimgehalten wurde. Harmand aber wurde wenige Tage nachher als Regierungscommissar nach Ostindien geschickt. Hatte er vielleicht den Machthabern gegenüber merken lassen, daß er in dem stummen Knaben den Dauphin nicht erkannt habe? Da sich das Befinden des Gefangenen zusehends verschlimmerte, so schickte man einen Arzt zu ihm. Es war dies der berühmte Desault, der den Dauphin früher gut gekannt hatte; doch sollte er den Patienten nur in Gegenwart der Wächter sprechen und untersuchen. Desault, der den Knaben ebenfalls nicht zum Sprechen bewegen konnte, starb in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai, nachdem er bei einem Mitgliede der Regierung gespeist hatte, plötzlich. Ein Schüler von ihm, Abeillé, erklärte später wiederholt, Desault sei vergiftet worden, weil er in dem an den Sicherheitsausschuß erstatteten Rapport auf das bestimmteste erklärt habe, daß der Gefangene im Temple der Dauphin nicht sei. Die Einladung zum Souper bei einem Conventsmitgliede erfolgte noch am Tage der Erstattung des Rapports. Die Vergiftung Desault's ist gerichtlich freilich nicht festgestellt, aber Frau Desault erklärte laut, ihr Mann sei vergiftet worden, und der Convent bewilligte ihr eine Pension von 2000 *Livres*. Außerdem wurde der Rapport Desault's dem herrschenden Gebrauch zuwider nicht veröffentlicht. Am 8. Juni starb endlich das kranke Kind im Temple. Zu derselben Zeit wurde das Gesuch des frühern königlichen Kammerdieners Hue, den kranken Prinzen im Temple pflegen zu dürfen, von den Thermidoristen abschlägig beschieden.

Wenn demnach eine Unterschiebung stattgefunden hat, so kann dies nur am 12. Thermidor (30. Juli) geschehen sein, also einen Tag nach der Bestellung Laurent's zum Wächter und einen Tag vor dem Besuch der Commission des Sicherheitsausschusses, die schon einen stummen Knaben vorfand. Nun legte im Jahre 1851 beim Processe Naundorff Jules Favre drei Briefe von Laurent an Barras vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin als Thatsache constatirt ist. Aber die Briefe waren nur Abschriften, die außerdem noch sehr ungeschickt angefertigt waren, da statt Laurent stets Laurenz unterzeichnet war. Diese drei Briefe befinden sich nach Naundorff's Aussagen in den Händen der preußischen Regierung; es sind dieselben, die er Lecoq übergab und um deren Herausgabe zu erlangen er an den preußischen Minister den impertinenten Brief geschrieben hatte. Vielleicht mit Bezug darauf äußerte während der letzten Proceßverhandlungen ein angesehenes berliner Blatt sich dahin, daß der Ausgang des Processes vom Sprechen oder Schweigen der preußischen Regierung abhängig sei. Als nicht beglaubigte Abschriften sind diese Briefe natürlich allen Werthes bar.

Viel schwerer fällt aber ein anderer Umstand ins Gewicht.

Es handelt sich um das Leichenprotokoll (acte de décès), welches nach dem Tode des Dauphin im Temple aufgenommen sein soll. Hört man die französischen Staatsanwälte im Jahre 1851 und 1874, so ist dasselbe ganz in Ordnung und sind bei seiner Abfassung die durch das Gesetz vom 19. bis 24. Dec. 1792 vorgeschriebenen Formalitäten und Bestimmungen vollständig beobachtet. In Wahrheit verhält sich die Sache

Digitized by Google

aber geradezu umgekehrt, wie sofort gezeigt werden soll. Art. 1 des angeführten Gesetzes sagt ausdrücklich: „La déclaration du décès sera faite par les deux plus proches parents ou voisins de la personne décédée à l'officier de l'état public dans les vingt quatre heures." Nun ist es aber bewiesen, daß das Protokoll erst volle vier Tage nach dem Tode des Gefangenen aufgenommen wurde. Die Schwester des Dauphin, die doch im Temple anwesend und die „nächste Verwandte" ihres Bruders war, hat den Leichnam gar nicht gesehen, und auch der weitern Bestimmung des Gesetzes, daß der Tod einer Person auf zwei Register zu kommen habe, ist nicht Genüge geleistet. Noch mehr, der Todtenschein ist überhaupt nie zu Tage gekommen, und wenn Jules Favre behauptet, daß derselbe beim Brand des Stadthauses unter der Commune vernichtet worden sei, so muß er ein sehr kurzes Gedächtniß haben; denn im Jahre 1851 wurde das Original des Todtenscheins auch nicht herbeigeschafft und die Abschriften, die davon vorhanden sind, stimmen nicht miteinander überein.

Außerdem sind aber Gomin und Lasne, die letzten Wächter des Gefangenen, zum mindesten sehr zweifelhafte Zeugen. Beide waren vormalige Offiziere der Nationalgarde gewesen, sie erklärten, der Dauphin habe vor seinem Tode mit ihnen gesprochen und beide hätten ihn früher vor seiner Gefangennehmung oft spielen sehen und seien also wol im Stande gewesen, die Identität des Dauphin zu constatiren. Gomin stellte diese Behauptung aber erst viel später auf, als er von der Herzogin von Angoulême zum Castellan ihres Schlosses Meudon ernannt worden war, wie sich beide später überhaupt als sehr zweifelhafte und unzuverlässige Menschen herausstellten, da sie sich in ihren Angaben verschiedenemal sehr auffallend widersprachen.

Leicht begreiflich ist es allerdings, daß für Ludwig XVIII. und seinen Bruder, den spätern Karl X., der Dauphin um jeden Preis im Temple gestorben sein mußte; und daß auch für den Julikönig die Entfernung des geheimnißvollen Schleiers, der auf den Vorgängen im Temple ruhte, eine Sache sehr heikler Natur war, ist ebenfalls leicht einzusehen.

Wie gesagt, die ganze Sache ist in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, welches wol eine befriedigende Aufklärung für immer unmöglich machen wird. Vermuthungen stehen gegen Vermuthungen, Beweise gegen Beweise, und wenn man z. B. die lässige, sich durchaus nicht um das Gesetz kümmernde Weise der Aufnahme des Todesprotokolls als Beweis für die Unterschiebung eines fremden Knaben anführen will, so kann man auf der andern Seite behaupten, daß das entgegengesetzte Verfahren zu demselben Verdacht hätte Veranlassung geben können, da man bekanntlich immer dann am pünktlichsten und sorgfältigsten zu Werke geht, wenn man entdeckt zu werden befürchtet. Vermuthungen und aus Combinationen zusammengesetzte Beweise verhalten sich aber zu geschichtlich constatirten Thatsachen ebenso wie die mit Berücksichtigung aller Verhältnisse vorgenommenen Calculationen zu dem Resultat, welches diese letztere bestätigt oder umwirft. Die Frage, um die es sich handelt, ist also nicht eine objectiv-historische, sondern eine juristische.

Und Naundorff?

Zu leugnen ist allerdings nicht, daß unter allen, welche sich für den Sohn Ludwig's XVI. ausgegeben haben — im ganzen beläuft sich die Zahl derselben auf fünf; einem davon war auch Silvio Pellico begegnet, wie man sich aus „Le mie prigioni" überzeugen kann — Naundorff noch die plausibelsten Gründe für seine Echtheit anführen konnte. Wer aber den mehr als romanhaften Lebensgang dieses Mannes liest und einen Augenblick die Möglichkeit zugibt, daß die Sachen sich so zugetragen haben, wie er sie uns erzählt, der muß allerdings gestehen, daß die Wahrheit manchmal sehr unwahrscheinlich ist. Das Fundament für die Ansprüche Naundorff's bilden die schon erwähnten drei Briefe Laurent's an Barras oder, wie andere wollen, an den General de Frotté, Briefe,

Digitized by Google

von denen nur Abschriften vorgelegt wurden, während sich die Originale im Besitze der preußischen Regierung befinden sollen. Im Jahre 1851 sagte der Staatsprocurator einfach: „Elles ont été fabriquées pour le besoin de la cause." Dieses Urtheil ist hart, aber im ganzen richtig, da sie die charakteristischen Merkmale der Unechtheit an der Stirn tragen und gerade das sagen, was später im Falle eines ähnlichen Processes gesagt werden mußte, um die Entführung des Dauphin aus dem Temple plausibel zu machen. Besonders der dritte Brief Laurent's muß auf den ersten Anblick als ein fabricirter erscheinen. Er ist datirt vom 3. März 1795 und heißt: „Notre muet" (d. h. der untergeschobene Taubstumme) „est heureusement transmis dans le palais du Temple et bien caché; il restera là et en cas de danger il passera pour le Dauphin. A vous seul, mon général, appartient ce triomphe. Maintenant je suis tranquille. Ordonnez toujours et je saurai obéir. Lasne prendra ma place, quand il voudra. Les mesures les plus sûres et les plus efficaces sont prises pour la sûreté du Dauphin." Schon das Datum, 3. März, ist verdächtig. Wie der Prätendent selbst erzählt, wurde das stumme Kind infolge der Behandlung Desault's besser; Desault aber kam zum ersten mal am 6. Mai in den Temple; wie ist es also möglich, am 3. März von einer Unterschiebung zu sprechen, die nach der eigenen Aussage des Prätendenten erst nach dem 6. Mai stattgefunden hat? Lasne trat aber an Laurent's Stelle am 31. März; der Brief widerlegt also die eigene Behauptung Naundorff's sehr handgreiflich.

Man wird in erster Linie versucht sein, zu fragen, warum die Prätendenten mit der Geltendmachung ihrer Ansprüche bis 1851 gewartet haben, und damals abgewiesen, 23 Jahre verlaufen ließen, ehe sie sich an die zweite Instanz wandten? Staatsraison! antwortete Jules Favre emphatisch: unter Bourbonen und Orléanisten würde die Erlaubniß zur Anstrengung des Processes ebenso wenig gegeben worden sein wie unter Napoleon III.; zudem war der Richterstand damals nicht unabhängig, was er jetzt unter republikanischer Staatsform ist. Das Verhalten des preußischen Ministers von Rochow konnte der Voraussetzung, daß der Proceß einen wesentlich politischen Charakter habe, allerdings zum Stützpunkt dienen; außer seinem schon oben angeführten Bericht an die französische Regierung soll er einem Abgesandten Naundorff's im Jahre 1836 den Bescheid gegeben haben: „Im übrigen wollte ich nicht versichern, daß dieser Mann nicht der Dauphin von Frankreich ist; aber ich will Ihnen meine Ansicht hierüber mittheilen: er darf nicht als solcher anerkannt werden, weil dies ein Schimpf für alle Monarchien von Europa wäre."

Es ist wahr, Jules Favre bewährte auch in diesem Proceß wieder seine Meisterschaft als Advocat. Schon die Art und Weise, wie er mit den Beweisstücken umspringt, die er bald anpreist, bald zu entkräften sucht, je nachdem sie für oder gegen die Ansprüche seiner Clienten verwendbar sind, zeugt von großer Behendigkeit; noch glänzender zeigt sich seine Begabung als Sachwalter in der Kunstfertigkeit, wie er die Hauptsache und die Nebendinge zu gruppiren versteht; stundenlang sprach er über Vermuthungen, die er zur Gewißheit steigerte, um den Eindruck von Thatsachen zu verwischen; sind Beweisstücke vorhanden, so wird ihre Form angegriffen, und wo er den geringsten Widerspruch entdecken kann, auch wenn er mit der Hauptsache nichts zu thun hat, greift er dies begierig auf, um die ganze Argumentation der Gegner über den Haufen zu werfen. Dagegen weiß er Dinge, die heutzutage ins Gebiet des Wunderbaren gehören, des phantastischen Gewandes zu entkleiden und sie mit dem Charakter alltäglicher Wahrscheinlichkeit auszustatten. Er wurde deshalb, wie berichtet wird, von verschiedenen Mitgliedern der Nationalversammlung beglückwünscht.

Der vom Gerichtshofe gefaßte Beschluß ist sehr scharf, nennt Naundorff einfach einen Betrüger und verurtheilt die Appellanten, die mit allen ihren Ansprüchen abge-

Digitized by Google

wiesen wurden, in die Tragung der Proceßkosten. Der Hof nahm den Tod des Dauphin im Temple als bewiesen an, und jedenfalls muß zugestanden werden, daß er ebenso in seinem Rechte war, wenn er sich in seinem Urtheil theilweise von Vermuthungen und nicht vollständig bewiesenen Thatsachen bestimmen ließ, wie die klagende Partei, welche für ihre Ansprüche ebenfalls nichts weniger als sichere und authentische Beweisstücke beibringen konnte.

Wie man vernimmt, wird sich die abgewiesene Partei mit dem Urtheil nicht zufrieden geben; sofort, nachdem die Entscheidung gefallen, hat Graf Gruau de la Barre in holländischen Zeitungen erklären lassen, daß „das letzte Wort noch nicht gesprochen sei". Was daran ist, wird die Zeit lehren; so viel aber steht jedenfalls fest: die Darstellung des objectiv-historischen Thatbestandes ist eine Unmöglichkeit, und allein der historische Curiositätensammler wird später einmal noch bei dem „Räthsel des Temple" verweilen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Im deutschen Dichterwalde singt zwar wem Gesang gegeben, aber die Pfade in diesem Walde werden immer unbetretener; er verwandelt sich immer mehr in einen Urwald, in welchem nur die Axt der Kritik noch mit ihren einförmigen Schlägen sich hören läßt.

Rührend ist das Vertrauen, welches der deutsche Verlagsbuchhandel noch immer zur deutschen Lyrik hegt; um so rührender, als das Mistrauen des deutschen Sortimentsbuchhandels gegen dieselbe auf Grund thatsächlicher Erfahrungen im Wachsen ist. Nichts empfiehlt der Verlagsbuchhändler wärmer als ein Bändchen neuer Gedichte; nichts legt der Sortimentsbuchhändler gleichgültiger beiseite, und zwar in das entlegenste Fach, als gerade dieses.

Die Theilnahmlosigkeit des Publikums wirkt entmuthigend auf die Talente, auf die neu auftauchenden wie auf die bewährten. Die Lyrik hat gar keine Erfolge aufzuweisen, die dem pikanten Feuilleton, dem leichtern Theaterstück und Roman aufbewahrt bleiben. So erlahmen auch diejenigen Dichter, die sich bereits einen guten Namen erworben haben, oder werden zu einer poetischen Vielschreiberei verleitet, welche die Hartnäckigkeit des Publikums durch massenhafte Bestürmungen bezwingen will. Ein Beispiel hierfür ist Hermann Lingg, ein ursprünglich genial veranlagtes Talent, der aber jetzt die verschiedensten Tonarten anschlägt, in den verschiedensten Formen hin- und herirrlichtelirt, was mit der Zersplitterung auch nur eine Abschwächung seiner Begabung zur Folge hat.

Die zweite Sammlung der „Gedichte" von Felix Dahn, erste Abtheilung (Stuttgart 1873), verdient aus der Flut der überströmenden Lyrik hervorgehoben zu werden. Der Dichter, der sich auch als Historiker einen Namen gemacht hat, ist vorzugsweise heimisch auf dem Gebiete historischer Poesie, wenn wir dies in seinem weitesten Umfang fassen. Es gehört dann zu demselben die historische Freske im großen Stil, die historische Ballade und auch das historische Lied, eine gerade von Felix Dahn gepflegte Dichtart, welche frisches dramatisches Leben besitzt. Da hören wir den „Gesang der Athener", den „Gesang der Legionen", in denen etwas vom Sturmschritt des welterobernden Roms pulsirt, das „Geusenlied", „Die Kriegserklärung der freien Niederlande" gegen das stolze Spanien mit dem machtvollen Schlußvers:

Durchstecht den Deich, reißt auf die Schleusen,
Ersäuft die fremde Tyrannei!
Es naht die See, es nahn die Geusen,
Das Land wird Meer, doch wird es frei.

Das „Historische Lied" ist ein Lied, zurückdatirt in die Stimmung einer entschwundenen Zeit. Diese Stimmung zu treffen, dazu gehört theils eine Fülle historischer Anschauungen, theils eine Kraft der Phantasie, die sich unmittelbar in die Vergangenheit zurückzuversetzen vermag.

Digitized by Google

Doch das Historische hat auch seine todte Seite, und die Poesie, die sich mit Vorliebe in weit zurückliegenden Geschichtsepochen heimisch macht, läuft Gefahr, ins Akademische zu verfallen. Wie sie den Stoff entlehnt den Ueberlieferungen alter Geschichte, wird sie die Form entlehnen den Mustern älterer Literatur. Der Einklang zwischen Stoff und Form gewährt zwar künstlerische Befriedigung, aber es gibt auch Kunstwerke, die uns fremd und todt ansehen. Bei Dahn finden wir oft die Poesie des Studirzimmers oder das poetische Antikencabinet. „Hylas", „Herakles" in asklepiadäischen Versen, „Hektor" und „Kassandra", ersterer in Hexametern, letztere in Triametern sprechend — gemahnt uns dies nicht ganz wie eine akademische Studie? Dann begegnen wir wieder dem spanischen Trochäus mit seinen schleppenden Anaphoren und seiner ceremoniösen Romantik, und auch den schottischen Balladenvers mit seinen Refrains und Lakonismentonarten, welche Dahn oft mit Glück anschlägt und in denen ihm mancher Wurf gelingt. Wie die Vorbilder, so sind auch viele seiner schottischen Balladen gleichsam in einen Dämmer gewiegt, aus welchem die Handlung wie ein greller Brand herausflammt. Das Ueberspringen der Verbindungsglieder und das energische Hervorheben der Effecte ahmt er den schottischen Mustern mit Gewandtheit nach. Einzelne Balladen, wie „Robin Hood", sind aber nicht in der kurz angebundenen Hochlandsmanier gehalten, sondern mit freier Entfaltung poetischen Schwungs. Dann wieder treten uns urgermanische Fresken entgegen; „Allvater" erscheint in seiner Majestät; die Walkyren stimmen ihre Lieder an; ebenso Siegfried, Hagen, Chriemhield, die Helden und Heldinnen der Nibelungen; dann erscheint der Gralkönig Parzival, und Walther von der Vogelweide läßt seine Leier ertönen zum Preise von Kaiser und Reich. Nur zwei nicht einmal gelungene Balladen aus neuerer Zeit schließen sich an diesen Aufmarsch poetischer Nachdichtungen aus allen Jahrhunderten an — und doch ist gerade das Dichten aus dem Leben der Gegenwart heraus die Aufgabe für den Dichter der Neuzeit. Der Duft der Ferne und der gespenstige Nebel, aus dem die Gestalten riesenhafter hervortreten, kann hier zwar nicht seinen verstärkenden Zauber ausüben; doch der Dichter muß dafür nicht nur in seiner eigenen Begabung den Ersatz finden; auch der verwandte Zug der Geister wird ihm entgegenkommen. Geist vom Geist des Jahrhunderts — das ist mehr als der ganze Geisterspuk alter Romantik.

Wo Dahn in Lied und Ode dem freien Aufschwunge seiner Empfindungen folgt, da schafft er manches formschöne Gedicht; doch der marmorne Adel plastischer Gedankengestaltung tritt mehr hervor als der musikalische Hauch des Liedes mit seinen Empfindungslakonismen. Wo sich beides in einer mittlern Stimmung verknüpft, da gelingt dem Dichter der glücklichste Wurf, wie in dem weihevollen Gedicht „An die Sterne".

Wenn bei Dahn maßvolle Heiterkeit vorwiegt, so zeigt sich in Dranmor's „Gesammelten Dichtungen" (Berlin 1873) mehr von jener wühlerischen Skepsis, die seit Byron's und Lenau's Vorgang in der modernen Poesie eine bevorzugte Stelle gefunden hat; der Adel, der geschlossene Bau, wie er uns aus den Gedichten Dahn's entgegentritt, weicht bei Dranmor größerer Zerklüftung; denn die geistige Unruhe stört und trübt den klaren Spiegel der Form; sie hat nicht einmal die Muße ihn immer einzuhalten. Dafür geht's bei Dranmor in größere Tiefen, bisweilen auch in dämonische Abgründe. Die historischen Perspectiven, die er uns öffnet, sind Perspectiven der Neuzeit. In dem Gedicht „Eine Nachtwache", an der Felseninsel Sanct-Helena, im Anblick der Trauernden um des Cäsar's Grab, läßt der Dichter die Geschicke Napoleon's an seinem innern Auge vorübergehen und knüpft daran einen Blick auf die Geschicke der Welt, eine Friedenshymne auf die Zukunft der Menschheit und eine Apotheose des deutschen Genius. In einer andern Dichtung feiert er Kaiser Maximilian, den ritterlichen Habsburger, der für seinen Glauben an ein neues Reich der Zukunft auf dem Boden Amerikas in den Tod ging und welchen Dranmor uns als einen deutschen Hamlet schildert. Reich an tiefsinnigen Gedankenfugen ist das Gedicht „Requiem"; phantasievoll und Wollust athmend der „Dämonenwalzer"; ja Dranmor tritt als ein Vertheidiger Don Juan's auf, der nicht blos als dem Sinnentaumel verfallen dargestellt wird, sondern als ein nach Vollendung Dürstender, der im Erdenschlamm göttliche Schöpfungsfreuden sucht und seiner Seele Einsamkeit mit immer neuen Gefühlen täuschen will. In dem „Dämonenwalzer" herrscht eine glühende Sinnlichkeit und mehr Bewegung und Leben als in den erzählenden exotischen Gedichten „Januario Garcia" und „Aus Peru". Oft wünschte man diesen Gedichten noch eine fei-

Digitized by Google

lende Hand; denn es begegnen uns dicht hinter den schönsten und schwunghaftesten Stellen prosaische und triviale Wendungen, welche den Eindruck künstlerischer Vollendung nicht aufkommen lassen, aber mit Leichtigkeit zu beseitigen wären.

Die zahlreichen Freunde Mirza-Schaffy's wird es freuen, daß der „Weise von Tiflis" aus seiner Einsiedelei im Werrathal wieder von sich hören läßt und trotz seiner Berührung mit dem deutschen Theater, welche noch niemals die belebende Kraft des Antäus ausgeübt hat, seiner westöstlichen Weisheit treu geblieben ist. Friedrich Bodenstedt hat ein neues Liederbuch: „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's" (Berlin 1874), herausgegeben, und wenn auch der Weise von Tiflis etwas älter geworden ist als früher, wenn auch sein Herz nicht mehr so freudenreich pocht bei dem Anblick der Schönheit, so sind die Grundzüge seiner lebensfrischen Weisheit doch nicht verblaßt. Noch besingt er Liebe und Wein, die erstere aber mehr vom Standpunkte einer nicht mehr in den Taumel der Leidenschaft verstrickten Weisheit. Nur in den „Liedern vom Schwarzen Meer" ist Naturpoesie und Liebeslyrik empfindungsvoll verschmolzen; doch sind diese Lieder durchaus im Geiste abendländischer Poesie gehalten und man kann sich nicht vorstellen, daß sie Mirza-Schaffy, in den Anblick einer schönen Georgierin versunken, auf seinem Divan gedichtet habe. Dasselbe gilt von den „Liedern des Trostes", die ein Poet der Geibel'schen Schule dichten konnte, welcher von Mirza-Schaffy niemals sprechen gehört. Dagegen sind die zahlreichen Sinnsprüche und Gnomen, welche die übrigen Abschnitte der Sammlung enthalten, an orientalischem Stil und Geist ausgeprägt, zwar nicht alle volltönendes Erz, manche von matterm Klang, doch alle anregend und geschmackvoll. Von den „orientalischen Gestalten" hebt sich Timur hervor; die Wildheit des Weltverwüsters würde sich freilich in der Wirklichkeit der Weisheit des Dichters nicht so gefangen gegeben haben, wie dies im Gedicht geschieht. Das Buch „Welträthsel" enthält Mirza-Schaffy's Philosophie in nuce, Kriegserklärungen gegen den Materialismus, eine Verherrlichung der Allvernunft im Weltall. Wenn sie aber die Macht des Wortes und des Geistes feiert, so haben wir uns auf dem westöstlichen Divan wieder ganz auf die westliche Seite gelegt, denn die Weisheit des Ostens gipfelt im Versinken in die Substanz.

Ueber Mirza-Schaffy selbst erhalten wir im Nachwort eine genauere Auskunft. Er war Tatar, Sprachlehrer, ohne besondere Talente, aber maßvoll, leidenschafts- und bedürfnißlos in seinem Wesen. Gern sprach er in Bildern und Gleichnissen; doch obwol Bodenstedt hin und wieder ein schlagendes Bild aus seinen Aufzeichnungen benutzte, so besitzt er doch das alleinige geistige Eigenthumsrecht an den Liedern des Mirza-Schaffy und nur ein einziges Gedicht der frühern Sammlung ist dem Tatarischen des Weisen von Tiflis wortgetreu nachgebildet.

Hier wollen wir nachträglich noch einer Gedichtsammlung aus dem Nachlaß eines andern westöstlichen Poeten erwähnen, die „Kindertodtenlieder" Friedrich Rückert's (Frankfurt a. M. 1872). Sie tragen das ganze eigenthümliche Gepräge der Rückert'schen Dichtweise. Das Gefühl der Trauer um den Tod der beiden Kinder bricht sich in einem prismatischen Farbenspiel von Bildern, Gedanken und Rhythmen. Dieser unerschöpfliche Reichthum ist bezeichnend für die Rückert'sche Muse. Und doch darf man nicht behaupten, daß bei dieser zerspitternden Atomistik die Empfindung sich abschwäche. Sie ist in allen Bildern und Bildchen latent und bricht oft mit gesammelter Kraft und schlagender Prägnanz hervor. Sonst würden diese Miniaturskizzen beschränkter Häuslichkeit einen trivialen Eindruck hervorrufen müssen; denn wir werden eingeladen, uns in ein Detail zu vertiefen, das sehr stimmungsvoll dargestellt sein muß, wenn es unsere Theilnahme festhalten soll. Hier und dort erdrückt denn auch das Alltägliche die poetische Stimmung; es ist nicht anders möglich, als daß bei einer so unbeschränkt zuströmenden Fülle auch Mattes mit unterläuft. Die Rückert'sche Form hat oft etwas Hartes, ja Borstiges, und ist nicht immer glücklich in absonderlichen Wortbildungen. Diese Härten stören bei dem schlichten Ausdruck einfacher Empfindung, der nicht über Klippen strudeln, sondern sich weich und still durch ein glattes Bett ergießen soll. Wo es sich um die allgemeinsten Gefühle handelt, die jedem Herzen zugänglich sind, da soll auch die dichterische Form alles Gewaltsame und Absonderliche vermeiden, was eher geduldet werden mag, wo ein stürmischer Genius besondere Bahnen wandelt und gärender Leidenschaftlichkeit ungestümen Ausdruck gibt.

Digitized by Google

Kinderlieder, aber nicht dem Grabe gewidmet, enthalten auch die „Schatten" von Ada Christen (Hamburg 1873), einer Dichterin, die sich aus dem Absonderlichen und den heinisirenden Anklängen immer mehr herauszuarbeiten sucht. Ihre „Lieder einer Verlorenen" zeigten noch sehr störende Härten der Form; ja die Verse liefen bisweilen auf ungezählten Füßen. In den „Schatten" ist ihr Fluß bei weitem melodischer. Freilich wer das Aparte und Pikante sucht, das in den „Liedern einer Verlorenen" unverkennbar war, um so mehr als man persönliche Indiscretionen in ihnen zu finden glaubte, etwas von jener Poesie der Prostitution, die ebenso mode- wie moderduftig den haut-goût der neufranzösischen Dramatik ausmacht: der wird sich durch die „Schatten" weniger befriedigt fühlen. Die Sprache des Gefühls, das aus dem eigenen Erlebniß schöpft, ist hier nicht excentrisch und hypergenial, und wenn auch ein gewisser Schmerzenszug durch diese Lieder hindurchgeht, so stört uns doch nicht wie früher die heinisirende Koketterie mit dem Schmerze. Die „Bilder aus Venedig" haben lebhaftes Colorit, wenn auch nicht Platen's marmorne Plastik. In den „Modellen" gibt das Elend der Verkommenen den Stoff zu allerlei Vagabundenbildern, und das „Tagebuch" führt uns eine Novelle vor, die Theodor Storm, dem Aquarellnovellisten par excellence, gewidmet ist. So ist Ada Christen, die als „Verlorene" poetisch hin- und herirrlichtelirte, jetzt in Reih und Glied der parnaßfähigen Dichterinnen getreten.

Die in neuer Auflage erschienenen „Lieder aus Frankreich" von Wilhelm Jensen (Berlin 1873) bewähren von neuem das Talent dieses Dichters. Sie haben einen frischen, soldatischen Geist; sie athmen Kriegs- und Lagerduft und sind in Genrebildern und Tableaux aus dem Vollen geschaffen. Gerade ihre lebendige Anschaulichkeit ist ein Vorzug, den sie vor manchen andern Ergüssen der Kriegslyrik voraushaben. Doch auch aus ihnen fühlt man den Pulsschlag warmer patriotischer Gesinnung heraus, und der geschichtliche Geist ist nicht in genrebildliches Behagen aufgelöst. Manche der vorgeführten Bilder machen einen durchaus rührenden Eindruck. Jensen hat als Novellist und Dichter eine Eigenart, die uns immer wohlthuend berührt in einer Zeit verwaschener Gleichartigkeit und farbloser Formengeleckheit.

Die „Cyclamen" von W. Constant (Edler von Wurzbach) (Wien 1873) sind meistens kurz geschürzte Reflexionspoesie, die hier und dort liederartig aufblüht. Den „Liebesgedichten", welche in der Jugend des Dichters entstanden und in diese Sammlung aufgenommen sind, fehlt, trotz der anzunehmenden spätern Feile, der Fluß und Guß lyrischer Form; sie haben etwas Sprödes oder Ueberschwengliches, wie es die Liebeslyrik von Anastasius Grün ebenfalls aufweist. Desto ansprechender ist der Weisheitsschatz der Gnomen und Epigramme. Wir empfinden mit dem Dichter, wenn er aussagt, daß er stets sein Leid für sich getragen, sein Glück mit allen getheilt, daß aber keiner von allen es ihm zurückgab, und wenn er klagend ausruft, wie wohl ihm jetzt im Leide ein Theilchen der verschenkten Freude thun würde; wir empfinden mit ihm die Ergebung in den Tod, dem er zuruft: „Du mußt und auch ich muß! Wir müssen uns bequemen." Unter den epigrammatischen „Thautropfen" findet sich manche mit glücklicher Prägnanz ausgeprägte Sentenz, so wenn der Dichter den Menschengeist dem im Diamanten eingeschlossenen Strahl vergleicht, indem er einmal emporleuchtet wie dieser und dann wieder im All zerflossen ist, oder wenn er sagt:

Denke über die Welt, da hast du ein prächtiges Lustspiel;
Willst du ein Trauerspiel? Nun, so fühle mit ihr.

Die metrische Form ist, wie auch die zweite Hälfte des hier mitgetheilten Pentameters beweist, nicht immer correct; auch fehlt hin und wieder die östliche und österreichische Bilderhäufung nicht. Doch befreundet uns die Sammlung rasch mit dem Dichter, der als ein Mann erscheint, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen.

Von den Sammlungen neu auftauchender Dichter kann man die „Gedichte" von Johann Georg Meyer (Berlin 1873) mit Befriedigung aus der Hand legen. Es ist zwar kein gewaltiger Dichtergenius, der sich in ihnen ausspricht; aber es herrscht in ihnen eine wohlthuende Harmonie des Gedankens und der Form, welche letztere nach dem Adel classischen Ausdrucks strebt. In den „Oden" stört, wenn auch mit Gewandtheit ausgeführt, doch der Stelzengang der reimlosen antiken Strophen; es sind dies Nachdich-

Digitized by Google

tungen bekannter Muster, mit den schleppenden Apostrophen und hochtrabenden Beiwörtern, die uns wie akademische Lesefrüchte gemahnen, die man in Klopstock's und Platen's poetischen Obstgärten von den Bäumen herunterschüttelt. In den „Elegien" aber herrscht eine stimmungsvolle Beleuchtung und die Plastik des dichterischen Stils erreicht hier eine beachtenswerthe Höhe; sie enthalten Verse von anmuthendem Wohlklang und sind reich an Gedanken, die nicht vulkanisch sich hervorbrechen, sondern sich graziös den Rhythmus anschmiegen. So das Lob der Dichtkunst in der vierten Elegie, wo der alte Heros verkündet, daß er von der Flamme gefeit und der irdischen Schwere vergessend, emporgestiegen und seliger Götter Genoß geworden sei:

Nimmer zerstört nun Feuer, ob längst hinraffende Gluten
Mich in die Urne gesenkt, mein diamantenes Bild.

Ebenso zeigen die Liebeslieder einen Schwung der Empfindung, die zwar nicht musikalisch innig sich ausprägt, aber doch etwas Getragenes und Anziehendes hat.

Wie bei Johann Georg Meyer die geklärte Form und der harmonische Adel der Dichtweise, so zieht uns in den „Gedichten" von Rosa Warrens (Berlin 1873) der volle, warme, aus dem Herzen kommende Guß an. So ungleich an Werth die einzelnen Gedichte sein mögen, hier und dort gelingt der Dichterin ein so glücklicher Wurf, wie sonst nur hochbegabten Sängern. Gedichte, wie „Erfüllung", „Eddasprüche", vor allem „Leidenschaft" mit den tiefsinnigen Orakelsprüchen, sind solche glückliche Würfe; „Wiegenlied" hat einen süß kindlichen Tonfall; die „Liebessonette" athmen eine Glut, welche die geschlossene Form, das architektonisch strophische Sparrwerk nicht als Schranke empfinden läßt. Daneben findet sich freilich viel Mattes und Unzulängliches, besonders unter den erzählenden Gedichten; man sieht, die Dichterin commandirt nicht die Poesie, aber sie wird bisweilen von ihr commandirt und schreibt nach dem Dictat echter Begeisterung.

Manches ansprechende und anspruchslose Lied enthält das „Liederbuch" von Friedrich Storck (Leipzig 1873); in der patriotischen Lyrik erscheint der Dichter als ein Schüler von Emil Rittershaus; er hat mit diesem den volltönenden Schwung, den breitergossenen Strom des dichterischen Stils gemein, der auch die gleichen langgestreckten metrischen Formen liebt.

Ob eins oder das andere der gelungenen Gedichte dieser noch nicht eines Namens sich erfreuenden Poeten auf die Dauer sich erhalten wird, das hängt von dem Glück des Zufalls und von der Gunst der Anthologien ab, welche diese oder jene Blume aus der Einsamkeit der „Gedichtsammlungen" in ihre vielbesuchten Kunst- und Ziergärten verpflanzen. Nicht zu den gewöhnlichen Blumenlesern ist Ignaz Hub zu rechnen, der sein großes Balladenwerk soeben vollendet hat. Der letzte Band ist auch unter dem gesonderten Titel erschienen: „Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart" (Karlsruhe 1874). Hier ist auch manchem wenig genannten oder ganz unbekannten Poeten, einem Joseph Roth, Ludwig Ellrodt, dem Dichter der „Fliegenden Blätter" und hervorragenden parodistischen Dichter, einem Wilhelm Diehl u. a., eine Stätte bereitet, die sie vor der Vergessenheit schützt. Das Hauptverdienst des Werkes besteht aber in dem außerordentlichen Fleiß, mit welchem das Leben und Wirken der einzelnen Dichter, auch soweit sich dasselbe in der gleichzeitigen Kritik der Journale spiegelt, dargestellt, das vollständige Register ihrer Werke verzeichnet, das Gesammtbild entworfen und ausgeführt ist. Das Wohlwollen, das mit solchem liebevollen Eingehen in das Detail des dichterischen Schaffens eng verbunden ist, ganz im Gegensatze zu den Nörgeleien einer absprechenden Kritik, die mit dem Schwamm oberflächlich über die neuere Lyrik wegwischt, prägt sich auch in den Urtheilen aus, in denen der Herausgeber die Summe der Leistungen der einzelnen Dichter zieht. Dabei ist alles an die rechte Stelle gerückt und Sorge dafür getragen, daß die hervorragenden Dichtertalente sich auch als solche hervorheben und nicht in der Masse der Nachstrebenden verschwinden, was leicht der Fall ist, wenn diese mit den gleichen glänzenden Beiwörtern ausgeschmückt werden. Ein Geibel, Freiligrath, Lingg, Hamerling u. a. bleiben die Flügelmänner der ersten Dichterreihe, trotz der liebevollen Darstellung, welche Ignaz Hub auch minder bedeutenden Talenten widmet. Das Bibliographische ist erschöpfend, das Biographische nach besten Quellen ausgearbeitet. Ob die

Digitized by Google

Lyrik der Gegenwart die Ungunst verdient, welche ihr von vielen Seiten entgegenkommt, wird jedem zweifelhaft erscheinen, der die vielen trefflichen Balladen und Lieder durchliest, welche in diesen letzten Band des großen kritischen Sammelwerkes aufgenommen sind. Ein Vergleich mit den frühern Bänden wird beweisen, daß die Neuzeit keineswegs hierin gegen die frühern Jahrhunderte zurücksteht. Freilich ist die Lyrik überhaupt durch den Zeitgeschmack, durch die bequeme Theilnahme, die sich dem pikanten Feuilleton und der leichten Erzählungslektüre zuwendet, sehr in den Hintergrund gedrängt. Der geringe Grad der Geschmacksbildung auf den Schulen, der Mangel an anregenden Docenten der Aesthetik, Poetik und neuern Literatur an den Universitäten, wo erst neuerdings in München ein Lehrstuhl für das letzte Fach begründet und in Berlin in Aussicht genommen ist, trägt wesentlich dazu bei, daß der Sinn für ernste und wahrhafte Poesie im Abnehmen ist und daß die Faiseurs überall das große Wort führen, wo die Dichter verstummen. Doch das Gediegene und Gelungene kann für den Augenblick unter Siegel gelegt werden; dem Genuß der Zukunft ist es wieder freigegeben.

Im Gebiete des Romans schaffen unsere Schriftsteller von Ruf zwar rüstig weiter, mit Ausnahme Gutzkow's, der in letzter Zeit verstummt ist; doch das Echo, das ihren Hauptwerken in weitesten Kreisen folgte, ist nicht mehr so laut wie früher. Nicht als ob ihre Schöpfungskraft ermattet wäre, aber sie sucht sich eigenthümliche Bahnen; eine Vorliebe für das Aparte ist nicht zu verkennen. Es scheint fast, als ob wir es vor lauter culturgeschichtlicher Würde und Bedeutung nicht mehr zu einem echten Roman brächten, von dem wir doch in erster Linie eine spannende Unterhaltung und ein phantasievolles Colorit verlangen. Es heißt im Grunde seine bequeme Form misbrauchen, wenn man sie zur Einkleidung lehrhafter Tendenzen benutzt. Und es gibt auch lehrhafte Schilderungen, solche, denen nicht die freie und schöne Weltspiegelung letzter Zweck ist, sondern die uns Zustände und Sitten schildern, um uns zu unterrichten, wie es zu dieser oder jener Zeit in diesem oder jenem Lande ausgesehen hat, oder was für politische Entwickelungen wir durchgemacht haben und was in ihnen das Bleibende oder Vergängliche ist.

Von Gustav Freytag's Roman „Die Ahnen", der sich der Anlage nach als ein culturhistorischer Bandwurm bezeichnen läßt, ist die zweite Abtheilung erschienen: „Das Nest der Zaunkönige" (Leipzig 1874), der uns einen thüringischen Helden aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts vorführt. Derselbe stammt in gerader Linie von dem vorgeschichtlichen Ingo und dem Genossen des Bonifacius, Ingraban, ab. Immo verleugnet diese Abstammung keinen Augenblick; die Aehnlichkeit mit Ingo ist unverkennbar; es ist derselbe Familientypus. Nur bewegte sich Ingo ganz in der wilden urzeitlichen Freiheit; Immo muß dagegen schon etwas Dressur im Kloster ausstehen, wo er sich indeß auch bei Raufereien mit den Knechten des nachbarlichen Grafen hervorthut und in tumultuarischen Klosterscenen wie eine wilde Katze über den Rücken der Mönche wegspringt. Später hilft er dem König Heinrich II., einem in der Geschichte ziemlich nichtssagenden Fürsten, der aber in dem Roman mit Vorliebe geschildert ist, in dem Kampfe gegen aufsässige Vasallen, entführt seine Geliebte gegen den Willen des Königs, der darauf Immo's von der heldenmüthigen Mutter vertheidigte Stammburg umlagert und ein Kriegsgericht über den eingefangenen Entführer hält. Das milde Urtheil wird kein Hemmniß für das Glück der Liebenden. Die Handlung selbst ist wol reich an bunter Bewegtheit, doch arm an eigentlicher Spannung, obwol diese gegen den Schluß hin sich steigert. Freytag's Muse hat die Eigenart, auch das Heroische gemrehaft darzustellen. Die Genremalerei selbst ist eine vorzügliche, die Begegnungen der Liebenden besonders, sowol in der Trinkhalle wie unter der Sommerlinde der Isisburg, sind mit einer köstlichen krystallklaren Naivetät geschildert; die Kloster- und Lagerscenen, die Kriegs- und Belagerungsbilder geben uns eine klare Anschauung der damaligen Bräuche; der Stil, wenn er auch hin und wieder etwas mit Homer kokettirt, eine Koketterie, welche zum mindesten der Mode des Tages sehr fern ist, hält sich frei von jenen urzeitlichen Curiositäten, welche die Geschichte von Ingo zu einer oft wider Willen ergötzlichen machten. Als Culturbilder mit dichterischem Colorit werden diese Freytag'schen Erzählungen in ihrer saubern Fassung und feinen Ciselirung ihren dauernden Werth behalten; als selbständige Dichtungen betrachtet werden sie, bei aller Glätte künstlerischer Behandlung, doch ein Ungenügen erwecken, welches daraus her-

Digitized by Google

vorgeht, daß die Plastik des Stils, auch wo der Stoff große Dimensionen annimmt, nirgends über das Relief hinausreicht.

Berthold Auerbach's dreibändiges Familiengemälde: „Waldfried" (Stuttgart 1874), wird allen denjenigen eine schmerzliche Enttäuschung bereiten, welche mit den Ansprüchen eines Romanlesers an die Lektüre desselben gehen. „Lasciate ogni speranza voi che entrate" kann man diesen mit vollem Recht zurufen; denn wer eine an dem Faden der Erzählung fortlaufende Handlung erwartet, kann hier nicht auf seine Kosten kommen. Wir haben Tagebuchblätter vor uns, Selbstbekenntnisse; doch auch in dieser Form wie in der Briefform läßt sich ein Knoten schürzen und lösen, lassen sich spannende Verwickelungen darstellen, wenn die Einheit des Interesses für den Helden gewahrt bleibt. Darauf hat aber Auerbach von Hause aus verzichtet. Waldfried ist ein Familienvater, der nur in seinen Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln lebt, während, was ihm selbst zustößt, auf die eine Thatsache beschränkt bleibt, daß er fast einmal Minister geworden wäre, ein Ereigniß, bei dem man heutigentags weder an Richelieu noch an Mazarin zu denken pflegt. Waldfried ist überdies Land- und Forstwirth und unterrichtet uns in seinen Mußestunden über junge Forstculturen und ähnliche Gegenstände, über die man in Tharand und Neustadt-Eberswalde Collegien zu lesen pflegt. Dann ist er noch ein wackerer Patriot, und gerade die Wärme seiner patriotischen Gesinnung, die sich in dem letzten Kriege und bei dem Siegeseinzuge in Berlin offenbart, gibt einigen Blättern dieser Aufzeichnungen ein wärmeres Colorit. Dies gilt auch von seinen Empfindungen bei dem Tode seiner treu geliebten Lebensgefährtin, sowie auf manchen andern Blättern sich jene philosophische Weltanschauung ausprägt, die in ihrer Versenkung in die Nothwendigkeit des Alls unser Gemüth unwillkürlich gefangen nimmt.

Doch diese Ergüsse warmen Gefühls, diese Offenbarungen edler Bildung können uns nicht darüber täuschen, daß das Familiengemälde Auerbach's im ganzen eine unerquickliche Lektüre ist. Die Erlebnisse der einzelnen Familienmitglieder gehen nach allen Gegenden der Windrose auseinander, und die Zahl derselben ist eine so große, daß das Interesse auf das äußerste zersplittert ist und man wie im Schilderhäuschen steht, um bei jedem Vorbeikommenden immer von neuem den Ruf: „Wer da?" ertönen zu lassen. Der Autor gönnt uns kaum die Ruhe, irgendein Bild zu fixiren oder wenigstens unserer Theilnahme und Sympathie so nahe zu rücken, daß wir es gleich bei seinem Erscheinen mit Wärme begrüßen. Meistens muß ein Act der Besinnung vorausgehen, ehe wir uns sagen können, das ist ja Ludwig oder Julius! Am interessantesten sind noch die abenteuerlichen Schicksale von Ernst dargestellt; doch auch in ihrer Darstellung herrscht das fragmentarisch Zersplitterte vor; man muß sich jeden solchen Lebenslauf aus einer Reihe von Bruchstücken zusammensuchen, und so werden auch die Sensationsmotive in ihrer Wirkung verkümmert. Alle Wirkung epischer Dichtung geht aus der Allmählichkeit im ununterbrochenen Gange der Ereignisse hervor, nur in ihr ist das Wachsthum unserer Theilnahme begründet. Hiergegen sündigt das neue Werk Auerbach's von Anfang bis zu Ende. Selbst der psychologische Tiefblick in der Charakterzeichnung, der sich hier und dort in glücklicher Intuition offenbart, kann bei dieser notizenhaften Darstellungsweise nur mit plötzlichem Aufleuchten die Charaktere erhellen, ohne uns für sie zu erwärmen.

Hierzu kommt ein Stil, der in lauter aneinandergereihten kurzen Sätzen besteht, die sich oft wunderbar vielsagend vorkommen, indem jeder auf sich selbst steht und irgendwelchen Anschluß verschmäht. Es liegt in diesem Stil eine gewisse Selbstüberhebung, eine Koketterie mit dem Lapidarischen, und jeder Satz scheint uns zu sagen: Seht, wie ich von Prägnanz schwelle! Lauter Zeigefinger, wie sie vor wichtige Annoncen hingestellt werden. Wozu es aber dieser Stil oft bringt, ist eine forcirte Naivetät, und hinter seine vielsagenden Ausrufungszeichen setzt der Leser ebenso viele Fragezeichen. Durch diesen Stil wird auch die Darstellung zerhackt, das Compositionslose des ganzen Werkes tritt auch in der Art und Weise der stilistischen Einkleidung hervor.

Auerbach hatte die Absicht, die Geschicke unsers Vaterlandes seit 1848 sich in den Geschicken einer Familie spiegeln zu lassen und besonders die Principien, welche die deutsche Einheitsbewegung in Süddeutschland hervorrief, darzustellen. In Bezug auf die letztern enthält „Waldfried" allerdings manche lesenswerthen Aufzeichnungen; doch wir würden dieselben ebenso gern in einem publicistischen Werke gelesen haben. Für die Stillosigkeit

Digitized by Google

unsers deutschen modernen Romans ist der „Waldfried" ein schlagender Beweis; kaum würde sich eine andere Nation das Haché von Zeitungsartikeln, Dorfgeschichten, politischen Betrachtungen und häuslichen Erlebnissen als einen Roman vorsetzen lassen. Die maßlose Liberalität der Kritik gegen Werke freier Erfindung, die sich für Romane ausgeben oder in das weite Futteral dieser ästhetischen Rubrik gesteckt werden, gegen Werke, welche die Grenzsteine von Prosa und Poesie fortwährend verrücken, kann zuletzt dazu führen, daß, wenn solche Mischwerke durch die Flagge eines guten Namens gedeckt werden, die Begriffsverwirrung und Stilverwilderung in Deutschland eine bisher ungekannte Höhe erreicht.

Mag man über die neuesten Romane Friedrich Spielhagen's denken wie man will: das Zeugniß wird man ihnen nicht verweigern können, daß sie auf den Namen eines Romans Anspruch machen dürfen, daß sie weder culturhistorische Skizzen noch autobiographische Aufzeichnungen, sondern wirklich spannende Erzählungen sind, die uns allmählich in die Handlung einführen und unsere Theilnahme zu fesseln wissen. Der Roman „Was die Schwalbe sang" (2. Aufl., Leipzig 1873) spielt wieder an den Gestaden jenes weitaufrauschenden Meeres, welches für die Romane Spielhagen's den landschaftlichen Hintergrund zu bilden pflegt. Die baltischen Landschaften Preußens, die Inseln der Ostsee sind die Scenen, welche Spielhagen vor allen andern liebt, und man darf den poetischen Hauch, der aus solchen Heimatgefühlen erwächst, und die Sicherheit localer Schilderung, die aus der genauen Kenntniß von Land und Leuten hervorgeht, nicht unterschätzen. Wir finden gerade in diesem Romane die landschaftliche Scenerie mit Vorliebe ausgemalt und in eine stimmungsvolle Beleuchtung gerückt. Das preußische Landstädtchen, die Gärten der Nachbarschaft, die Wald- und Moorgegenden, die Strandpartien des Meeres mit dem improvisirten Leuchtthurme des alten Wickinger: das tritt in so lebendigen Farben vor uns hin, daß wir rasch damit vertraut werden, und dabei handelt es sich nicht um äußerliche Decorationsmalerei, sondern die fortschreitende Handlung selbst entrollt uns ein Bild nach dem andern. Ist doch der Held Gotthold ein gefeierter Landschaftsmaler, der in seine Heimat zurückgekehrt ist, und so gibt es sich ungezwungen, daß wir oft mit den Augen des Malers sehen. Einzelne Schilderungen, wie diejenige der Mittagsstille an der Stätte, von wo aus Gotthold das Bild des Schlosses Dollan aufnehmen will, athmen einen poetischen Zauber, dessen sich ein hervorragender Lyriker nicht zu schämen brauchte. Echt künstlerisch ist die Art und Weise, wie wir mit Gotthold alle diese Stätten der Jugenderinnerungen aufsuchen, wie durch diese Besuche und seine Mittheilungen aus der Gymnasialzeit das Bild dieser Jugend und seiner ersten Liebe vor uns mit so intensivem Colorit hintritt, daß wir aufs äußerste gespannt sind, allen Helden dieses Jugendromans, der sich jetzt weiter fortspielen soll, gegenüberzutreten. Und unser Antheil wächst bei den Begegnungen von Gotthold und Cäcilie, welche die freudlose Gattin seines Feindes geworden ist, des ritterlichen Sportsman Brandow, der den Feind freundlich aufnimmt, um sich mit seinem Gelde zu bereichern, aber dabei dem Liebhaber seiner Gattin den Untergang schwört. Die Gewaltsamkeit der andern sportsmännischen Katastrophen ernüchtert uns freilich wieder. Der absichtlich herbeigeführte Umsturz des Wagens, der für Gotthold und seinen ganz unschuldigen Begleiter fast den Tod zur Folge hatte, und der Tod Brandow's selbst beim Wettrennen durch die geübte Hand seines Helfershelfers, der sein Pferd zu Falle bringt, sind starke Sensationsmotive sportsmännischer Romantik. Daß Gotthold die Jugendgeliebte, die bereits der Gewalt ihres Zwingherrn entflohen war, nach dem Tode desselben als Gattin heimführt, ist der von Hause aus erwartete Abschluß des Romans. Noch eine abenteuerliche Gestalt tritt auf, der Einsiedler des Strandhauses, der alte Vetter Boslaf, in Wahrheit der echte Ahnherr durch einen Bruch der Ehe, eine Gestalt, die etwas Reckenhaftes an sich hat. Abgesehen von den grellen Sensationsmotiven, die an die neuenglische Novellistik und Dramatik erinnern, hat der Roman viel Anziehendes, und wenn er gerade kein tieferes Gedankenproblem behandelt, so ist doch die Beleuchtung einer geistreichen Lebensanschauung über seine ernstern und heitern Partien ausgebreitet.

Die Novelle „Ultimo" von Friedrich Spielhagen (2. Aufl., Leipzig 1874) behandelt ein einfaches Thema. Der Held, der sich in geldaristokratische Kreise verirrt hat, wird durch die Liebe eines schlichten Bürgermädchens, das ihm früher theuer war, wieder

Digitized by Google

zurückerobert. Die Genrebilder aus dem Kreise der Börsenaristokratie sind mit charakteristischem Humor gezeichnet; die Spannung wird immer wach gehalten und die Schlußwendung hat etwas Rührendes, was zum Gemüth spricht. In Bezug auf die poetische Grazie des Romanstils, welche innere Wärme und geistvolle Belebung zeigt und von der berechneten Kühle des Freytag'schen Romanstils wie von der contemplativen Seite des Auerbach'schen gleich weit entfernt ist, nimmt Spielhagen unter den modernen Erzählern einen hervorragenden Rang ein, wenn auch seine neuern Werke nicht an die Bedeutung der ersten Hauptwerke heranreichen; es bleiben immerhin geistreiche und graziöse Erzählungen, trotz einer Hinneigung zu forcirten Katastrophen.

Der fleißige Romanschriftsteller Robert Byr hat in seinem Werke „Wrack" (Leipzig 1873), welches zwei durch einen symbolischen Grundgedanken verknüpfte Erzählungen enthält, die Lebendigkeit seiner Phantasie von neuem bewiesen. Besonders in der zweiten Erzählung: „Der Tuwan von Panawang", wird uns eine Reihe von Bildern aus Holländisch-Ostindien vorgeführt, die uns, was üppig überwuchernde Phantasie betrifft, etwa an Redcliffe's „Nena Sahib" zu erinnern vermag. Eine Reihe wilder und grausamer Scenen löst sich ab, wie sie allerdings in jenen tropischen Regionen sich abzuspielen pflegen, wo der Gewinndurst und die verderbten Auswüchse abendländischer Civilisation mit der Wildheit und Grausamkeit der Eingeborenen zusammentreffen. Der Held der Erzählung ist ein Deutscher, der nach schmerzlichen Herzenserfahrungen in die Fremde zieht und als Gemeiner in die holländisch-ostindische Legion tritt. Nach vielen Demüthigungen erringt er die Hand einer ihm schon längst zugethanen Schönen und damit eine glänzende Lebensstellung. Die erste Erzählung: „Trümmer", schildert uns, wie ein braver Offizier, der die Liebe einer vornehmen Dame erworben hat, von seinen Feinden als Dieb an den Pranger gestellt wird, ohne sich genügend rechtfertigen zu können. Er flieht, nimmt einen andern Namen an, lernt ein einfaches Handwerk und verheirathet sich entsprechend seinen schlichten Lebensverhältnissen. Jene vornehme Dame, die inzwischen auch einem andern Bewerber ihre Hand gereicht hat, will, nachdem die Unschuld des Schwergekränkten an den Tag gekommen, das doppelte Eheband zerrissen sehen, um dem Geliebten anzugehören; doch er bleibt nach einigem Schwanken seiner bürgerlichen Ehe treu. Die Erzählung ist nicht blos äußerlich zusammengeschlagenes Breterwerk von Begebenheiten; sie hat einen geistigen Mittelpunkt und ist mit gedankenvollen Reflexionen durchwirkt.

Originell wie alle Romane von Wilhelm Jensen ist auch der Roman „Sonne und Schatten" (2 Bde., 1873). Die Sonne des Romans wendet sich einem jüngern Geschlechte zu, den zwei Liebenden, einer verzogenen Senatorstochter und einem armen braven Handwerkssohn, die zu dauerndem Bunde zusammengeführt werden; der Schatten ruht auf den unnatürlichen, affectirten und hohlen Verhältnissen der sogenannten weltmännischen Erziehung und ihren verhängnißvollen Früchten. Einzelne Lebensbilder sind in warme trauliche Beleuchtung gerückt, so die Scenen der Kindheit und am Sterbebette des braven, sich für den Sohn opfernden Tischlers; andere aus der Haute-Volée sind grell beleuchtet. Ein geistfunkelnder Stil und ein oft poetisch anheimelnder Ton sind dem Autor auch in diesem Roman eigen.

Der Roman aus der Gegenwart: „Schloß Roncanet", von Robert Waldmüller (Eduard Duboc) (Hannover 1874), einem Dichter, der jüngst durch sein anmuthiges Idyll „Walpa" (Leipzig 1873) sich als einen talentvollen Nachfolger Tennyson's bewährte, muß als eine interessante Darstellung böhmisch-deutschen und böhmisch-czechischen Culturlebens betrachtet werden. Was Gustav Freytag im „Soll und Haben" uns über polnische Musterwirthschaft erzählt, das wird von der hier geschilderten czechischen noch übertroffen. Die Darstellung selbst ist lebhaft, effectvoll und von rühmenswerther stilistischer Eleganz.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Bulwer-Lytton. Von Friedrich Althaus. 1
Die braunschweigische Successionsfrage. 28
Plutonismus und Vulkanismus der letzten Jahre in Deutschland. Von Dr. Karl Müller von Halle. I. 60

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Der Proceß Bazaine. — Parteien und Gesetzvorlagen in der französischen Nationalversammlung. — Die Anträge der Ultramontanen im preußischen Abgeordnetenhause und das Gesetz über die obligatorische Civilehe. . . . 74

Baiern seit 1870. Von Wilhelm Müller. I. 81
Der moderne englische Sensationsroman. Von J. J. Honegger. 113
Plutonismus und Vulkanismus der letzten Jahre in Deutschland. Von Dr. Karl Müller von Halle. II. 128

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Wolfgang Menzel. — Johann Nepomuk Czermak. — Gottfried Flohr. — Karoline Perthaler. 142

Don Nicolas Salmeron y Alonso, spanischer Staatsmann. 145
Die altkatholische Kirche in Holland. Von Theodor Wenzelburger. 154
Baiern seit 1870. Von Wilhelm Müller. II. 171
Das Ozon. Seine Rolle im Naturhaushalt und in der Arzneimittellehre. Von Ernst Krause. 195

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Erherzog Karl von Braunschweig. — Ernestе Feydeau. — François Thomase Tréhouart. — Adolf Bube. — Thomas Overskou. — Karl Schiller. 212
Politische Revue: Die deutschen Reichstagswahlen. — Der Kampf gegen die Bischöfe; Fürst Bismarck und die Ultamontanen im preußischen Abgeordnetenhause; das

Digitized by Google

Seite

Gesetz über die obligatorische Civilehe angenommen. — Das Kaiserjubiläum in Oesterreich; die Landtage und die kirchenpolitischen Gesetze im Reichstage; die Finanzfrage in Ungarn. — Die Erlasse der Bischöfe in Frankreich; die Cabinetskrisis und die Annahme des Mairesgesetzes. — Der Staatsstreich in Spanien; der Karlistenkrieg und die Eroberung von Cartagena. 216

Zur Geschichte des Adels, besonders in Deutschland. Von Arthur Kleinschmidt. I. 225
Land und Leute des tropischen Amerika. Von Franz Engel. I. 248
Die literatische Corruption in Frankreich. Von Rudolf Gottschall. 272

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Johann Jakob Kaup. — Prinz Adalbert von Preußen. 281
Literarische Revue: Historische Literatur: geschichtliche Tendenzschriften; Schriften über die alte Geschichte, über das Mittelalter, die neue und neueste Zeit. . . 283

John Stuart Mill. Von Friedrich Althaus. 289
Die kirchenpolitische Bewegung in der Schweiz. Von Karl Wippermann. I. . . . 322
Bilder aus Kreta. Von Elpis Melena. I. 338

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Freiherr Ludwig Karl Wilhelm von Gablenz. — Hermann Theodor Schletter. — Gerolamo Nino Bixio. — Karl Waagen. — Francesco Zantedeschi. 357
Politische Revue: Deutscher Reichstag. — Etatsberathungen und Interpellationen im preußischen Abgeordnetenhause; die Novellen zu den kirchenpolitischen Gesetzen; die Civilehe im Herrenhause. — Die allgemeine Wehrpflicht in Rußland. — Das Septennat und die Parteikämpfe in Frankreich; die Noth des Volkes und die ultramontanen Karavanen. — Das Unterrichtsgesetz in Italien und die Interpellation Nicotera's. — Auflösung des Parlaments, Neuwahlen und Cabinetskrisis in England. 361

Hoffmann von Fallersleben. Ein literarischer Essay von Rudolf Gottschall. . . . 369
Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Von Wilhelm Hamm. I. 390
Die kirchenpolitische Bewegung in der Schweiz. Von Karl Wippermann. II. . . 410

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Moritz Haupt. — François Victor Hugo. — Graf Ferdinand de Lancastro et d'Albanie. — Don Salustiano de Olozaga. 430

Der Roman des second empire. Von J. J. Honegger. I. 433
Zur Geschichte des Adels, besonders in Deutschland. Von Arthur Kleinschmidt. II. 446
Land und Leute des tropischen Amerika. Von Franz Engel. II. 479

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Karl Ernst Bock. — Francesco Domenico Guerrazzi. — Paolo Emiliani Giudici. — Karl Friedrich Naumann. 500

Digitized by Google

Seite

Politische Revue: Die kirchenpolitischen Gesetze im preußischen Herrenhause und im österreichischen Reichsrathe; die Conferenz der Bischöfe in Wien. — Die Reise des Kaisers Franz Joseph nach Petersburg. — Die ungarische Ministerkrisis. — Sieg der Karlisten in Spanien über Moriones; Belagerung von Bilbao; Serrano's Oberbefehl und Entscheidungskampf. — Mac-Mahon und die politischen Parteien in Frankreich; der 16. März in Chislehurst. 504

Der Roman des second empire. Von J. J. Honegger. II. 513
Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Von Wilhelm Hamm. II. 527
Ernest Renan's „Antichrist". 552

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Theodor von Kern. — August Weber. — Joseph Streiter. — Julius Bayerle. — E. Scheibel. 560
Revue der Erd- und Völkerkunde: Fedschenko's Reisen in Turkestan. — Die Centralasieneisenbahn. — Sir Bartle Frere's Mission nach Zanzibar und der ostafrikanischen Küste. — Cameron's Livingstone-Expedition. — Entdeckungsreisen nach Neuguinea und den Nachbarinseln. 563

Die Ashanti und der Ashantikrieg. I. Die Goldküste und die Ashanti. 577
Die wiener Weltausstellung im Jahre 1873. Von Wilhelm Hamm. III. 601
Die Krankenbehandlung. Von Hermann Baas. I. Bis zur Neuzeit. 626

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Louis Agassiz. — C. W. Müller. — Ad. G. A. Ellissen. — Philipp Kristfeld. 646
Politische Revue: Das Militärgesetz im Deutschen Reichstage und das Compromiß mit der Regierung. — Der Kampf der preußischen Regierung mit dem Klerus. — Das Septennat in Frankreich und seine Auslegungen. — Spanische Zustände und das Treffen am Somorrostro. — Das österreichische Herrenhaus und die confessionellen Gesetze. — Victor Emanuel's Regierungsjubiläum. — Die Annahme der revidirten schweizer Verfassung. 649

Der Freimaurerbund und verwandte Gesellschaften der neuesten Zeit. 657
Der Kulihandel, eine moderne Metamorphose des Sklavenhandels. Von O. Beta. . 675
Die neuern Erscheinungen im Gebiete der elektrischen Telegraphie. Von Eduard Zetzsche. I. Die Doppeltelegraphie. 693

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Die Tragödie in der Gegenwart. — Werther's „Pombal", Weilen's „Dolores", Mosenthal's „Lambertine"; Trauerspiele von Murad-Esendi, Richard Glaß, Blanckarts und Paul Wendt. — Paul Lindau's „Diana". — Lustspiele von G. zu Putlitz, G. von Moser, Julius Rosen, J. V. von Schweitzer. — Das Repertoire einzelner Hauptbühnen und ihre Leitung. . . . 707
Technologische Revue: Sonnenmotor. — Straßenlocomotive ohne Feuerung. — Locomobile mit Strohfeuerung. — Kesselstein-Beseitigung. — Sandblase-Proceß. — Phosphorbronze. — Ventiliren der Kaminöfen. — Erntemaschinen. — Neue

Digitized by Google

Seite

Geräthe und Maschinen der Zuckerrübencultur. — Eierbrütapparat. — Hollefreund'sches Maischverfahren. — Das Bier der Rache. — Neue Maschinen, Apparate und Verfahrungsweisen. 716

Liebig, der Lehrer, der Gelehrte und Reformator. Von Geh. Hofrath Dr. Kolbe. . 721
Oesterreich seit dem Sturze Hohenwart's. Von Walter Rogge. I. Installirung des Ministeriums Auersperg. 740
Die Krankenbehandlung. Von Hermann Baas. II. Der heutige Stand. 768

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Millard Fillmore. — Sir Edwin Landseer. — Johan Peter Molin. — Theodor Georg Ritter von Karajan. 787

Politische Revue: Der Arnim'sche Conflict. — Der preußische Landtag, seine Verhandlungen und legislatorischen Resultate. — Die Rede des Earl Derby, der Besuch des Kaisers Alexander in London und die Krisis in Frankreich als Friedensbürgschaft. — Der Sturz des Ministeriums Broglie, die Cabinetskrisis, das neue Ministerium. — Die Entsetzung Bilbaos und die Cabinetskrisis in Madrid. 792

David Strauß. Ein literarischer Essay von Rudolf Gottschall. 801
Cuba und die Cubaner. I. 828
Der Proceß Naundorff-Bourbon. Von Theodor Wenzelburger. 845

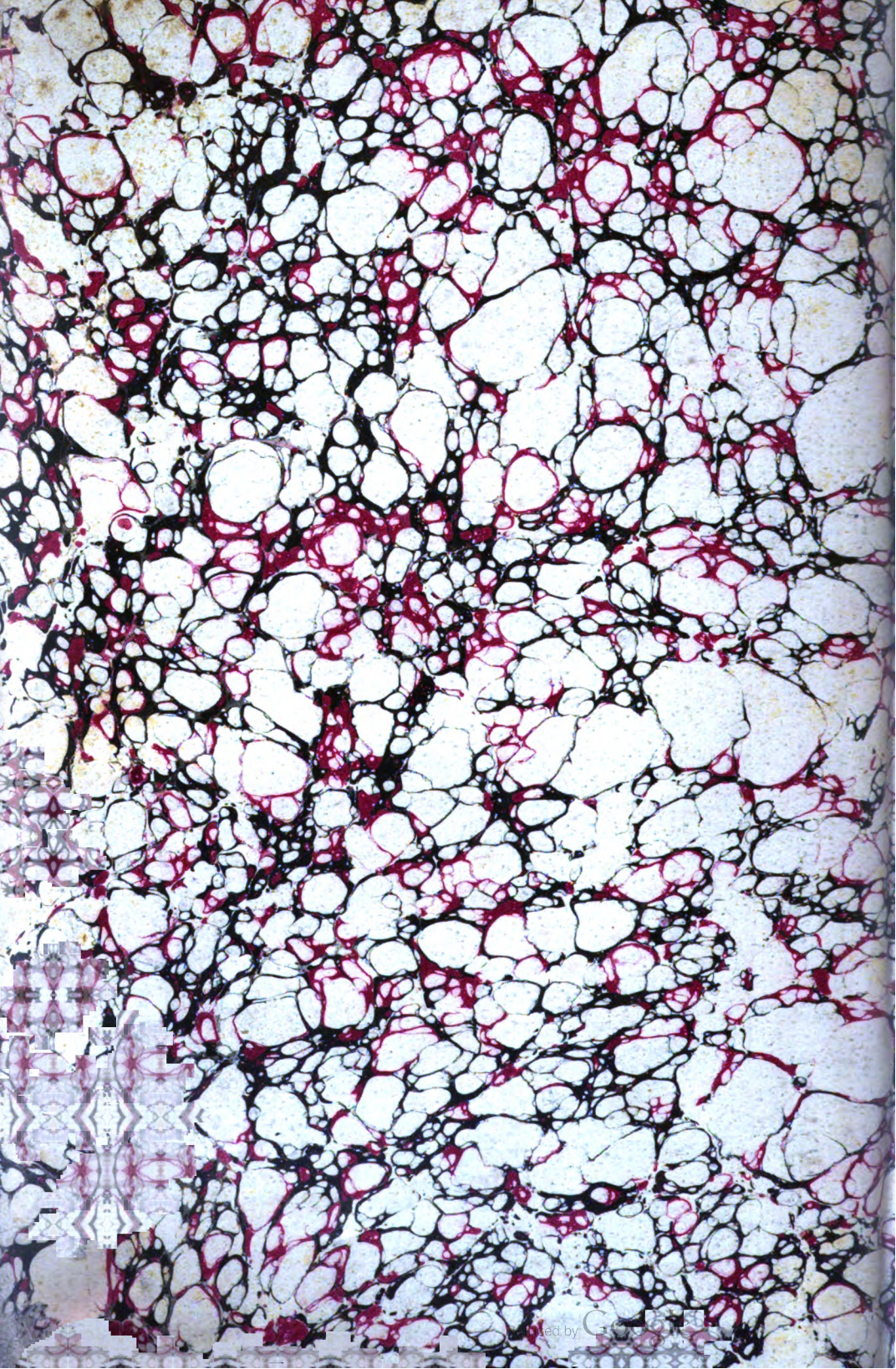
Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Neue Lyrik: Gedichte von Felix Dahn, Dranmor, Friedrich Bodenstedt, Friedrich Rückert, Ada Christen, Wilhelm Jensen, W. Constant, Johann Georg Meyer, Rosa Warrens, Friedrich Storck; eine Anthologie von Ignaz Hub. — Neue Erzählungen und Romane von Gustav Freytag, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Robert Byr, Wilhelm Jensen und Robert Waldmüller. 856

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google